Lehrbuch
des
Deutschen Styles
nach
einem neuen und einfachen Systeme
entworfen.

Von
Ludwig Aurbacher,
Professor der Rhetorik und Poetik
am kön. Bairischen Ludwigs-Gymn.

Erste Abtheilung.

Zweyte verbesserte Auflage.

München,
bey Joseph Lindauer.
1822.

Grundlinien

der

Stylistik.

Von

Ludwig Aurbacher,

Professor der Rhetorik und Poetik

am kön. Baierischen Cadetten-Corps.

München,

bey Joseph Lindauer.

1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nolo, se juvenes satis instructos, si quem ex his, qui breves plerumque circumferuntur, artis libellum edidicerint, et velut decretis Technicorum tutos putent. Multo labore, assiduo studio, varia exercitatione, plurimis experimentis, altissima prudentia, praesentissimo consilio constat ars dicendi.

Quinct.
L. II. c. 14.

Vorrede.

Dieses Lehrbuch begreift ungefähr denjenigen Teil der Sprachwissenschaft in sich, welcher in den ältern Rhetoriken unter der Aufschrift „de elocutione“ abgehandelt wird.

Dem Systeme nach sollte darum diese Lehre, als ein ergänzender Teil der Rhetorik, den beyden Kapiteln „de inventione et dispositione“ nicht nur nachfolgen, sondern auch aus ihnen folgen, weil das Wort, der Ausdruck, wissenschaftlich genommen, nichts anders ist und sein darf, als der entwickelte, versinnlichte Gedanke. Allein der Methode nach, wenigstens für den Unterricht in den niedern Schulen, ist es ungleich zweckmäßiger, wenn diese Lehre, als ein abgesonderter Teil, vom grammatischen zum rhetorischen Studium überführt; wie denn, auf pädagogischem Wege, das Wort überhaupt früher erscheint, als der Gedanke (daher auch die Grammatik der Logik vorangeschickt wird).

Eigentlich verwerflich sind wohl nur die Versuche derjenigen zu nennen, die, nach dem Beyspiele eines sonst großen Sprachforschers, die Stylistik nicht so wohl in die

Rhetorik hinüber spielten, als vielmehr diese in jene hinein packten, indem sie, ohne den Grundinhalt der Redekunst, die Erfindung und Anordnung der Gedanken, zu berühren, bloß eine ausführliche Erörterung der Eigenschaften und der Figuren des Styles voran schickten, und dann sogleich zu eben so ausführlichen Abhandlungen über die verschiedenen Arten von Vorträgen, z. B. Briefen, Geschäftsaufsätzen u. dgl. übergingen. Dieses Verfahren däucht uns nicht nur unmethodisch, sondern auch unwissenschaftlich zu seyn, weil dadurch der falsche Begriff, wo nicht vorausgesetzt, doch veranlaßt wurde: als bestehe der Grund der Redekunst im bloßen Wortsetzen und Wortverbinden; ein Vorurtheil, das K. Ph. Moritz, wahrscheinlich durch jene Lehrbücher veranlaßt, in seinem Werke „über den deutschen Styl" so siegreich bekämpfte, wobey er freylich, von seinem Standpuncte aus, auf die Methode des stylistischen Unterrichts keine Rücksicht nehmen konnte.

Indem der Verfasser dieser Grundlinien, den Forderungen der Schulmethode gemäß, die Stylistik (die Lehre von den Worten, als dem Ausdruck der Gedanken) von der eigentlichen Rhetorik (der Lehre von den Gedanken, als dem Inhalt von Worten) trennte und dieser jene voranschickte: so hat er doch auch den Forderungen der Wissenschaft, wie er glaubt, Genüge geleistet, da-

durch, daß er nicht nur in der ganzen Anlage den innigen Zusammenhang beyder Disciplinen nachgewiesen, sondern auch bey jeder Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht hat, wie jeder Ausdruck als der reine, treue Typus des Gedankens erscheinen soll, und wie jedes Wort, jede Redeform, welche nicht aus Begriffen und Gefühlen unmittelbar hervorgehen, nur als inhaltslose Phrasen, als eitle Zierrathen, als taube Blüthen anzusehen seyen. Wird dieser Refrain den ganzen Unterricht, besonders auch den practischen, hindurch immer wiederhohlt, so wird jener heillose Mißverstand, als könne man reden ohne zu denken, und der daraus entstehende arge Mißbrauch sicherlich vermieden, und dabey der große Vortheil erreicht werden, daß man allmählig den Schüler durch das Wort zum Denker, wie späterhin durch den Begriff zum Redner hinan bildet.

Das System, wonach dieses Lehrbuch sich richtet, ist ungefähr das nähmliche, wie es in den Grundlinien der Rhetorik und Poetik erscheint. Der Verfasser hat in sich die Ueberzeugung ausgebildet, es sey ein und derselbe Baum der Erkenntniß, des Wahren und des Schönen; und daß [illegible] Style selbst nur das Wesen zur Erscheinung durchdringe, mit seinen Blüthen und Früchten. Wohl aber dürfte, nach seiner Ansicht, die Methode, wonach

diese Disciplinen in den Schulen gelehret werden sollen, sehr verschieden ausfallen; so daß, wenn im rhetorischen Unterrichte der abstracte Begriff und im poetischen das anschauliche Bild vorherrschend wäre, im stylistischen Vortrage, als der Propädeutik zur höhern Sprachwissenschaft, das vorräthige Beyspiel als erklärendes und begründendes Mittel vorzüglich gebraucht werden müßte. — Ueber das Verhältniß der Praxis zur Theorie u. s. w. hat der Verfasser schon anderswo (in seiner Abhandlung: Ueber die Methode des rhetorischen Unterrichtes) seine Meinung ausgesprochen, wohin er auch seine Leser verweiset. Die dortigen Bemerkungen passen auch auf den vorliegenden Gegenstand; nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß in dem rhetorischen Unterrichte mehr die Wissenschaft der Rede, im stylistischen dagegen mehr die Kunst der Rede überall berücksichtiget werden soll.

Die zweyte Auflage dieses Lehrbuchs hat (außer vielen einzelnen Verbesserungen) nur zwey wesentliche Abänderungen erhalten. Erstlich ist die Lehre vom Wohllaute von der eigentlichen Stylistik ganz getrennt, und in einem besondern Buche, unter dem Titel: „Grundlinien der Rhythmik der Deutschen Sprache" behandelt worden. Die Gründe, die den Verf. hiezu bestimmt haben, sind an seinem Orte angegeben. Diejenigen, die sich

seines Lehrbuchs bedienen, mögen nun aber entweder beyde Theorien auch fortan im Vereine lehren, oder aber die Rhythmik mit der Rhetorik und Poetik in Verbindung setzen, so ist für beyde Fälle schon in der Anlage des Werkes gesorgt. Zweytens hat in dieser Auflage die Lehre von den Figuren eine andere Stellung und dadurch auch eine bestimmtere Bedeutung erhalten. Wie nähmlich in der Rhetorik nebst einigen aus der verwandten Wissenschaft, der Logik, entlehnten Sätzen die Lehre von den Gemeinwörtern (Topik) die Vorbegriffe bildet und zu Vorübungen veranlaßt: so auch hier die Lehre von den Figuren (welche doch zuletzt auch nichts anders ist, als eine Topik der mannigfachen Ausdrucksweisen) nebst andern, aus der Grammatik entlehnten Sätzen. Diese Ausscheidung schien dem Verf. besonders für den Unterricht zweckmäßig zu seyn. Denn wenn auf diese Art die Schüler in den verschiedenartigen Wendungen der Wörter und Sätze Kenntniß und Fertigkeit genug erlangt haben, so werden sie um so leichter und gründlicher die allgemeine und besondere Theorie des Styles auffassen können. Solche Progymnasmata, d. h. Vorübungen im Figuriren und Periodiren, sind dem angehenden Redner eben so nützlich und nothwendig, als dem angehenden Mahler die Vorubun-

gen im Zeichnen verschiedener Linien und im Ausführen einzelner Theile einer Figur.

Uebrigens ist dem Verfasser nur eine einzige Beurtheilung seines Lehrbuches zu Gesicht gekommen, welche in der „kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen“ (Jahrg. 1821. im 1. Heft) steht. Der Verf. hat alle Ursache, dem verehrlichen Recensenten (Heyse in Magdeburg) für seine, dem Werkleim geschenkte Aufmerksamkeit Dank zu sagen. Hiebey kann er jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Kritik, wenn sie seine Lehrbücher noch ferner ihrer Achtung würdigen sollte, von demselben Standpuncte aus sie übersehen und beurtheilen möge, wie sie entstanden sind, nämlich als ein Ganzes, dessen Theile nach Einem Princip entworfen, und nur nach verschiedenen methodischen Rücksichten ausgeführt worden sind.

Inhaltsanzeige.

Vorbegriffe (§§. 1—11). . . . S. 1—31.

Allgemeine Stylistik.

Richtigkeit (§. 12).

I. Qualität . . . . (§§. 13—16.)
Wahrheit . . . . . S. 35.
Bestimmtheit . . . . . „ 37.
Uebrichkeit . . . . . „ 40.

II. Quantität . . . (§§. 17—20.)
Vollständigkeit . . . . . S. 45.
Kürze . . . . . „ 48.
Kraft . . . . . „ 51.

III. Relation . . . . (§§. 21—24.)
Ordnung . . . . . S. 56
Zusammenhang . . . . . „ 59.
Maß . . . . . „ 63.

Inhalt.

Besondere Stylistik.

Angemessenheit (§. 25).

I. Modalität rücksichtlich des Gegenstandes der Vorstellung (§§. 26—29.)

Historische Schreibart . . . S. 74.
Didaktische Schreibart . . . » 76.
Philosophische Schreibart. . . » 77.

II. Modalität rücksichtlich des Zustandes der Vorstellungskraft (§. 30—33.)

Prosaische Schreibart . . . S. 80.
Poetische Schreibart . . . » 82.
Aesthetische Schreibart . . . » 83.

III. Modalität rücksichtlich des ob- und subjectiven Standpunctes (§. 34—37.)

Populäre Schreibart . . . S. 85.
Scholastische Schreibart . . . » 87.
Classische Schreibart . . . » 89.

Anhang. Witzige, komische Schreibart » 91.

Ausführliche Beyspiele mit kritischen Bemerkungen. . . . . S. 99—160.

Berichtigungen.

Seite	2.	Zeile 8.	statt: „liegt dieser Grund" ꝛc. lese man: „ist die Ursache davon in den Gedanken selbst zu suchen."
"	4.	" 10.	st. äußerlichen l. äußern.
"	5.	" 4. v. u.	l. wer - der: so sehr, daß.
"	6.	" 11.	st. extensive l. exclusive.
"	7.	" 7	l. je — je.
"	9.	" 12.	st. matatio l. mutatio.
"	14.	" 9	st. Begriff l. Perlen
"	30.	" 10.	st. Synonima l. Synonyma: oder sinnverwandten Wörter.
"	72.	" 20.	st. soll l. sollen.
"	129.	" 7. v. u.	st. bildreiche l. bilderreiche.

In dem nähmlichen Verlage sind auch folgende vortreffliche Schulbücher erschienen:

Alruna, Markgräfin von Camb, eine sehr schöne Geschichte für fromme Christen. 8. 4 gr. oder 15 kr.

Desbillons Fabeln, ein teutsches Lese- oder lateinisches Uebungsbuch, herausg. v. Prof. Gail. 8. 1819. 8 gr. oder 36 kr.

Eisenmann, J. A., neueste Erdbeschreibung des Königreichs Baiern. 3te Aufl. gr. 8. 1822. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Ekert, Prof. faßliche Darstellung der allgemeinen Grundsätze der geometrischen Proportionen zur Begründung der Regel de Tri ꝛc. ꝛc. 8. 1819. 4 gr. oder 18 kr.

Fischer, vollständiges Religionslesebuch für katholische Schulen. 8. 1822. 8 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Mildtner, J. Geschichte des Königreichs Baiern. 3te Auflage. 8. 1822. 16 gr. oder 1 fl.

— kurzgefaßte Geschichte der Teutschen, für den Unterricht. 8. 1 Rthlr oder 1 fl. 30 kr.

Unterrichts- und Lesebuch zunächst für Kinder auf dem Lande. 2te Aufl. 8. 5 gr. oder 20 kr.

Virgils Aeneide, übersetzt von Spitzenberger. gr. 8. Schreibpapier 1 Rthlr. 16 gr oder 2 fl. 30 kr. Druckpapier 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

Vornehm, J., Unterricht in der Naturlehre, 3te Aufl. 8. 1817. 12 gr. oder 45 kr.

Westenrieder, L. v. Abriß der baierischen Geschichte. Mit Kpfn. Zweite Auflage. 1821. 1 Rthlr. 8 gr oder 3 fl.

— Abriß der teutschen Geschichte. 2te Aufl. 8. 1807. 12 gr. oder 45 kr.

Vorbegriffe.

§. 1.

Rede. Styl.

Unter Rede verſteht man die Darſtellung einer Reihe von Vorſtellungen durch Worte.

Die Art und Weiſe, wie die Vorſtellungen durch Worte dargeſtellt werden, nennt man Styl; und die Lehre von der richtigen und angemeſſenen Darſtellungsweiſe, Stylistik.

*) Wie der Mahler, ehe er den Pinſel ergreift, das Bild bereits ſchon in ſeiner Phantaſie fertig haben muß, ſo ſoll auch der Redner, bevor er noch den Mund öffnet oder die Feder anſetzt, ſeine Gedanken und Gefühle ſchon klar und lebendig in ſich ausgebildet haben. Die Vorſtellung muß der Darſtellung immer vorangehen; und die Darſtellung muß der Vorſtel-

lung natürlich folgen. *) Beide verhalten sich „a einander, wie Zweck und Mittel, Grund und Folge, Urbild und Abbild. Dieser Grundsatz kann besonders Anfängern nie genug eingeschärft werden. Meistens, wenn sie um einen Ausdruck verlegen sind (um so mehr um den Anfang oder das Ende eines Aufsatzes), liegt der Grund in den Gedanken selbst, welche unvollständig, dunkel und verworren unter einander liegen. Würden sie wirklich den Gang einschlagen, den die Natur vorschreibt, nähmlich mit den Gedanken anfangen, und mit dem Ausdrucke endigen (statt daß sie umgekehrt verfahren), so würden sie gewiß die Feder leicht und sicher führen lernen — besonders in einer Sprache, welche bey ihrer vortrefflichen Reichhaltigkeit und Biegsamkeit sogar (wie Schiller sagt) für uns dichtet und denkt.

§. 2.

Redeformen.

Einzelne Vorstellungen werden durch Wörter, eine Reihe von Vorstellungen durch Sätze ausgedrückt. Diese letztern erscheinen entweder in einfacher, reiner, nackter Form, oder in zusammengesetzter, erweiterter, entwickelter Form d. h. als Perioden.

---

*) Naturâ prius est, concipere animo res, quam enuntiare. Quinct.

§. 3.

Wörter.

Ein durch articulirte Laute bezeichneter Begriff heißt ein **Wort**.

*) Wir können nicht jede Vorstellung, jeden Begriff durch ein einziges, bestimmtes Wort ausdrücken, sondern wir müssen meistens, zur Bezeichnung der besondern Merkmahle mehrere Wörter zu Hülfe nehmen, welche jedoch, zusammen genommen, auch nur Eine Vorstellung ausmachen. Z. B. der Fleiß — die Anstrengung aller seiner Kräfte — die unverdrossene Ausdauer in Erfüllung seiner Pflichten trotz allen Hindernissen und Beschwerden u. s. w.

**) Den Uebergang vom Worte zum Urtheile bildet die Redensart (Phrasis), d. h. das Prädicat mit der Copula z. B. sich einer Arbeit unterziehen. — Sonst unterscheidet aber noch der Sprachgebrauch zwischen Worten (wenn sie nähmlich in einer Rede einen zusammenhängenden Sinn haben) und Wörtern (wenn sie außer diesem Zusammenhang sind.)

§. 4.

Sätze.

Ein durch Worte bezeichnetes Urtheil wird ein **Satz** genannt.

Die Wörter, welche mit einander verbunden werden, heißen **Subject** und **Prädicat**; die

Verbindung selbst — Copula. Z. B. Cajus (Subject) ist (Copula) fleißig (Prädicat).

*) Nur selten erscheinen die Sätze in ihrer reinen, einfachen Form; meistens bestehen sie aus weniger oder aus mehr Worten; im ersten Falle heißen sie verkürzte, im andern erweiterte Sätze. Z. B. Der Fleiß beglückt (st. ist beglückend). — Eine unermüdete und zweckmäßige Thätigkeit ist das sicherste Mittel zur Erreichung des äußerlichen Wohlstandes und des innern Friedens. —

§. 5.

Perioden.

Eine Reihe von mehrern Sätzen, die jedoch als Theile eines Ganzen erscheinen, nennt man eine Periode.

Der erste Theil einer Periode heißt in der Kunstsprache Protasis (antecedens), der andere Theil Apodosis (consequens); zu Deutsch: Vordersatz und Nachsatz. — Die einzelnen Theile einer Periode werden überhaupt Glieder genannt; und zwar entweder Cola, oder Semicola oder Commata, gerade wie die Interpunctionen, welche zu ihrer Unterscheidung gebraucht werden (wovon diese auch ihre Nahmen haben).

*) Auch die Perioden können eine einfache, verkürzte, und eine zusammengesetzte, erweiterte Form annehmen, je nachdem die Reihe der Sätze schon durch Ein Punctum (gramma-

tisch), oder erst durch zwey und mehrere Puncte (logisch) abgeschlossen wird. Beyspiele hievon sehe man §. 21 *) und §. 23.

§. 6.

Eintheilung der Sätze.

Gleichwie zuletzt alle Denkformen nichts anders sind, als Urtheile: so können auch alle Redeformen als Sätze betrachtet, und nach der Art und Weise, wie man das Subject oder das Prädicat oder beyde zugleich entwickelt, näher bestimmt und eingetheilt werden.

Man kann aber die Begriffe eines Satzes, mithin den Satz selbst überhaupt auf eine dreyfache Art entwickeln, indem man I. die Eigenschaft (Qualität), oder II. die Größe (Quantität), oder III. das Verhältniß des Subjects und des Prädicats auseinander setzt.

I. Die Eigenschaften des Subjects und des Prädicats kann entweder an sich, oder in Beziehung auf verwandte Begriffe entwickelt werden. Im ersten Falle, wenn man den Begriff selbst in seine Merkmahle auflöset, heißt der Satz umschreibend (circumscriptiv) oder auch bey mehr Inhalt, erörternd (explanativ); und man gebraucht dann die Formen: Derjenige, welcher; wer; der; so sehr; daß; so, daß. — Im andern Falle, wenn man einen Begriff durch ein Gleichniß oder Beyspiel erläutert, heißt der Satz vergleichend

(comparative); wofür die Formen gleichwie — so; so wie — also u. dgl. *)

II. Die Größe eines Begriffes iſt von doppelter Art: entweder betrachtet man dabei deſſen Umfang, Ausdehnung, Extenſion; oder ſeine Kraft, Stärke, Intenſion.

In Anſehung der Extenſion kommt es weiter darauf an, ob die Glieder des Satzes ein Ganzes a) aufheben oder b) bilden. Sätze wo die Glieder ein Ganzes durchaus aufheben, nennt man ausſchließende (exclusive); wofür die Form; weder — noch. Sätze aber, wo die Glieder ſich nur theilweiſe, eines das andere, aufheben, heißen trennende (disjunctive, adversative) Formen: entweder — oder; ſondern; aber; allein u. dgl. Sätze endlich, wo die Glieder nicht ſo wohl ſich aufheben, als nur beſchränken, heißen einwendende, zugebende (conceſſive); wofür die Formen: obgleich; obſchon; wenn gleich; zwar; wohl; ungeachtet ꝛc. b) Bilden aber die Sätze zuſammen ein Ganzes, ſo nennt man ſie verbindende (copulative); z. B. und; auch; ſowohl — als auch; nicht nur — ſondern auch; theils — theils; — oder auch fortſetzende (continuative), wenn nähmlich die Theile nicht als

*) Beiſpiele für dieſe und die folgende Schemen laſſen ſich leicht finden. Auch ſollen dieſe Sätze hier ohnehin nur als Lemmata (aus der Grammatik) gelten.

zugleich, sondern als nach einander erscheinend, vorstellend und dargestellt werden; z. B. erstens, zweytens ꝛc; ferner; sodann; überdieß; endlich; schließlich u. dgl.

In Ansehung der Intension, zur Bezeichnung der verschiedenen Grade, gebraucht man die Formen: — je je; je — desto; so — so; je mehr — desto mehr; oder auch, nach Umständen, die obengenannten comparativen und continuativen Formen.

III. Das Verhältniß endlich ist entweder ein inneres (relatio) oder ein äußeres (modus). Innere Verhältnisse eines Begriffes oder Satzes sind der Grund und die Folge, die Voraussetzung und die Folgerung, der Zweck und das Mittel, die Bedingniß und das Bedingte. Daher beweisende oder Causal-Sätze (weil — so; da — so; denn; darum; daher); folgernde oder Illativ-Sätze (demnach; deßhalb; folglich); bezweckende oder Final-Sätze (damit; auf daß, um) bedingende oder Conditional-Sätze (wenn; im Falle; woferne; wenn anders; wo nicht). — Die äußern Verhältnisse sind die Ort- Zeit- und andere Umstände. Man nennt solche Sätze, welche die Zeitfolge bestimmen, consecutive; wofür die Formen: indem; als; nachdem; kaum; seit; sobald als. Die Formen wo — da; wo — dort, dienen zur Bestimmung des Ortes.

Andere Sätze, und Formen, z. B. die proportionalen ꝛc., von denen Rhetoriken und Grammatiken Meldung thun, lassen sich leicht unter die obigen Classen bringen.

§. 7

Figuren.

Keine Sprache, so reich an Elementen und so mannigfaltig in ihren Zusammensetzungen sie auch seyn mag, hat für jeden Begriff ein eigenthümliches, bestimmtes Wort, oder für jedes Urtheil einen einfachen, erschöpfenden Satz; sondern sie muß meistens andere Wörter, die, der Eigenschaft nach, verwandt sind, dafür unterstellen, und die einfachen Sätze selbst, der Größe und dem Verhältniß nach, darnach verändern, um den möglichst hohen Grad von Deutlichkeit zu erreichen.

Noch mehr. Fast alle Wörter sind bloß Zeichen für Begriffe, Gedankennetze, Schemata des Verstandes, nicht zugleich auch Zeichen für Gebilde und Gefühle. Damit daher die Rede nicht nur die erforderliche Deutlichkeit für den Verstand, sondern auch, nöthigen Falls, Anschaulichkeit für die Phantasie und Lebhaftigkeit für das Gefühl erhalte: so muß der Redner die Kunst verstehen, seine Worte, in Art, Zahl und Verhältniß, mannigfach zu verändern und zweckmäßig zu gebrauchen.

Solche künstliche Wendungen und Abänderungen

des natürlichen Ausdruckes, zur Erreichung der erwähnten Zwecke, werden überhaupt Figuren*) genannt.

*) Wir können die Figuren, wie überhaupt die Sätze (§. 6.), nach der Qualität, Quantität, und Relation eintheilen. Zu der erstern gehören besonders die Wendungen der Wörter und Redensarten in Ansehung ihrer Eigenschaft; zu der andern die Abänderungen der Sätze in Ansehung ihrer Größe; zu der dritten endlich die Umwandlungen der Perioden in Ansehung des Verhältnisses ihrer Glieder.**)

**) Man studiere übrigens die Lehre von den Figuren ja nicht in Absicht, um bei der ersten Gelegenheit sie wieder anzubringen; sondern um zu beobachten, auf wie mannigfache Weise der emporstrebende Gedanke den

*) In sensu vel sermone aliqua a vulgari et simplici specie cum ratione mutatio. Quinct.

**) Diese Grenzen können jedoch, weder in der Theorie, noch weniger in der Praxi, so ganz genau bestimmt werden. Denn z. B. eine Metapher ist schon ein verkürztes Urtheil, und eine Allegorie dagegen nur ein erweiterter Begriff; und eine Inversion kann eben so gut in einem einfachen Satze, als in einer Periode Statt finden u. s. w. Zur Erleichterung der Einsicht und der Uebersicht aber muß der methodische Unterricht eine solche Eintheilung, wo nicht als nothwendig, doch als zweckmäßig ansehen.

oft zu ungeschmeidigen Ausdruck nach sich bildet und umschafft, so daß der Mangel an neuen Ausdrücken, durch neue und ungewöhnliche Stellung der alten, oder durch einen neuen und ungewöhnlichen Gebrauch derselben, ersetzt wird. — Und darum wollen wir (mit Quinctilian) sogleich Anfangs unser Bekenntniß in dieser Sache ablegen, als Zeugniß gegen diejenigen, welche, ohne Rücksicht auf den Inhalt (omissa rerum diligentia), diese ungewöhnliche Redeformen, um der Schönheit wegen, (wie sie sagen) recht verschwenderisch gebrauchen. Nun ist zwar die Schönheit eine ganz herrliche Sache; aber nur die natürliche, nicht die erkünstelte — cum acquitur, non cum affectatur. Quinct. L. VIII, c. 4.

§. 8.

Figuren der Qualität.

Wörter und Redensarten können so oft gegen andere ausgewechselt werden, als diese zu jenen in einer natürlichen und leicht zu entdeckenden Verwandtschaft stehen. Ein solches untergestelltes Wort heißt dann überhaupt ein Tropus. *)

*) Obgleich tropus und figura (jenes Griechischen, dieses Lateinischen Ursprungs) beyde eine Umkehrung, Umwendung bedeuten, so wird doch Figur als Geschlecht, Trope als Gattung gebraucht. — Nach Quinctilian ist der Tropus: verbi vel sermonis a propria significatione in aliam cum virtute mutatio.

Diese Verwandtschaft findet nun aber Statt entweder innerhalb der Sphäre eines Begriffes, d. h. in seinem Inhalt und Umfange — oder außerhalb seiner Sphäre d. h. zwischen ähnlich- oder verschiedenartigen Begriffen.

1) Ein Tropus, der auf der Verwandtschaft des Inhaltes beruhet, heißt eine Metonymie. Man denkt z. B. bei dem Begriffe „Getreide" an die Arbeit des Pflügens, an die Freude des Einsammelns u. dgl. Darum kann man auch statt dessen sagen: die Arbeit der Stiere; die Hoffnung der Segen, die Freude des Landmanns. — Die Metonymie setzet daher die Wirkung für die Ursache (der Segen rauscht herab st. der Regen, welcher Segen bringt), die Ursache für die Wirkung (bis zur Morgensonne weinen st. bis zum anbrechenden Tage), den Stoff für die Form (das silberne Blau), die Form für den Stoff (die Kugel, die wir bewohnen), das Zeichen für die Sache (der Mann im Purpur st. der Fürst), die Sache für das Zeichen (dort glänzt der Sieg auf seiner Stirn st. der Lorber), das Werkzeug für das Werk (den Meißel des Künstlers bewundern st. sein Werk), den Ort für das darin Befindliche (der melodische Wald st. Vögel), das darin Befindliche für den Ort (auf Leichen einherfahren st. auf dem Schlachtfeld), die Zeit für das darin Geschehene (das heroische Zeitalter), so auch das in der Zeit Vorhergehende für das Nachfol-

gende, und umgekehrt (das letzte Lebewohl sagen st. weggehen; seit gestern fließen unsre Thränen um ihn, st. gestern haben wir ihn verlohren.

Verwandt mit der Metonymie ist die Hypallage (eigentlich eine Umänderung der grammatischen Form), wenn man z. B. für das Beywort ein Hauptwort setzt (ein Geist des Aufruhrs st. ein aufrührerischer Geist), für das Hauptwort ein Beywort (der Sokratische Becher st. der Becher eines Sokratikers), für das Abstractum das Concretum d. h. die Eigenschaft für das damit begabte Wesen (die Stimme der Freude st. froher Menschen) u. dgl.

2) Ein Tropus, welcher auf der Verwandtschaft des Umfanges beruht, heißt eine Synekdoche. Sie verwechselt solche Wörter, deren Begriffe sich nach der Art, der Zahl und der Größe verwandt sind. Sie setzt also den Theil für das Ganze (eine Flotte von hundert Segeln), das Ganze für den Theil (der Wald rauscht), das Geschlecht für die Gattung (Sterbliche st. Menschen), die Gattung für das Geschlecht (der Geizige, der mit gierigen Blicken nach harten Thalern schielt), die Art für das Individuum (der nordische Held st. Karl XII.), das Individuum für die Art (er ist ein Alexander st. Held, Eroberer) die einfache Zahl für die mehrfache (der Löwe verachtet den unmächtigen Feind) eine be-

stimmte Zahl für die unbestimmte (eine Legion Engel).

Verwandt mit der Synecdoche ist die Hyperbel, — ein uneigentlicher Ausdruck, der die Vorstellung unmäßig vergrößert oder verkleinert. Z. B. Eine Last, unter welcher die Erde seufzt. Ein Mensch, der keinen Schuß Pulver werth ist. Sehr viele sprichwörtliche Redensarten.

Setzet die Synecdoche statt des Begriffes einen einzelnen Fall, ein Beyspiel aus der wirklichen oder Sagen- (Mythen-) Geschichte, so heißt sie ins Besondere Allusion (Anspielung) Z. B. eine herkulische Arbeit, eine colossale Gestalt, ein sybaritisches Leben, eine stoische Geduld. Ueber den Rubikon gehen (einen entscheidenden Schritt thun). Eine Cannäische Niederlage erleiden (eine gänzliche).

3) Ein Tropus, welcher auf der Verwandtschaft der Aehnlichkeit beruht, heißt eine Metapher. Ein begeisterter Sänger z. B. hat bey aller sonstigen Verschiedenheit, doch die Aehnlichkeit mit dem Adler, daß er, wie dieser zur Sonne, zum Ideale sich erhebt. Man kann darum sagen: Zur Sonne fliegt der Dichter empor.

Solche versteckte, aber doch leicht zu errathende Aehnlichkeiten enthalten auch folgende Ausdrücke: die Schönheit verblühet, der heulende Sturm, die Seele der Gesetze, die Stü-

he für den Staat, die Blume der Freude, der Frühling, der Herbst des Lebens u. dgl.

Verwandt mit der Metapher ist die Personification (Prosopopöie), ein Tropus, welcher das Leblose als lebendig, das Entfernte als anwesend, das Vergangene oder Zukünftige als gegenwärtig, das Vernunftlose als redend und handelnd, überhaupt die Idee als Begriff darstellt. Z. B. das grausame Schwert; die lechzende Rache; die Natur freut sich, trauert; die Gesetze geben uns selbst das Schwert in die Hand u. dgl. — Eine lebhafte Vergegenwärtigung eines solchen personificirten Begriffes heißt ein Gesicht, eine Vision (womit auch meistens die Apostrophe, Anrede verbunden ist). Z. B. Vergib mir, du blutiger Staub — O Hain! o duftig Veilchenthal! — Wohin bist du entflohen, du goldne Zeit meiner Jugend? u. dgl.

4. Ein Tropus endlich, welcher auf der Verwandtschaft des Gegentheils beruht, heißt ein Antitheton. Es ist nähmlich bekannt, daß entgegengesetzte (conträre) Begriffe, z. B. Leben und Tod, Licht und Finsterniß, Haß und Liebe u. dgl. sich nicht nur wechselseitig berühren, sondern auch herausheben. Z. B. „Hasse das Laster" enthält das versteckte Gegentheil „Liebe die Tugend." — „Eher sterben als sündigen"

will so viel und mehr sagen, als „immer rechtschaffen seyn.“

Verwandt mit dem Antitheten ist die Litotis der Alten, worunter sie das mildernde Widerspiel des eigentlichen Ausdruckes verstanden. Z. B. Er ist kein schlechter Dichter (st. ein mehr als mittelmäßiger). Er bewies sich nicht ungnädig gegen mich (st. ziemlich gnädig) u. dgl. — (Die Minderung des Ausdruckes, welche um des Anstandes willen geschieht, nannten die Alten Euzhemismus.)

Hieher gehören auch die figürlichen Frage- und Ausruf-Formen (fig. interrogationis et exclamationis.) Man stellt nämlich oft eine Frage, nicht aus Zweifel, sondern aus voller Ueberzeugung. Z. B. Wozu Umwege, da wir leichter zum Ziele kommen können? (st. zu nichts). Soll ich meine Ehre auf das Spiel setzen? (st. ich soll, ich darf nicht. Wo ist der Weise, der nie geirrt hätte? (st. nirgends). — Eben so will man nicht selten durch den Ausruf, statt der Verwunderung seine Verachtung, statt des Erstaunens seine Gleichgültigkeit, überhaupt den entgegengesetzten Gemüthszustand andeuten. Z. B. Welch ein Held! (st. ein Feiger). O des furchtbaren Mannes! (st. ohnmächtig). Wie du doch den Plan so fein angelegt hast! (st. nicht fein) u dgl. Wie fern man dabey die Absicht hat, zu verspotten, so heißt dieser Tropus ins Besondere Ironie.

§. 9.

Figuren der Quantität.

Sätze können, zur Erreichung einer größern Deutlichkeit, Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit, auf eine dreyfache Art verändert, umgewendet, figurirt werden: durch Erweiterung, durch Verkürzung, und durch Erkräftigung.

I. Zu den Figuren, welche zur Erweiterung eines Satzes beytragen, gehören:

1) Die Wiederhohlung (repetitio) der nähmlichen, oder doch sinnverwandter Ausdrücke, um die Hauptvorstellung mehr herauszuheben. Z. B. In dir, in dir selbst entspringt der echte, reine und unversiegliche Quell des Vergnügens. Die Kraft, welche in dir denkt, vergleicht und urtheilt; die Kraft, welche in dir wirkt und durch tausendfache Geschäftigkeit dir und andern nützt; die Kraft, welche das Vergangene vergegenwärtiget oder das, was nicht ist, schöpferisch hervorzaubert — dieß alles sind nicht nur Triebfedern deines Geistes, sondern auch seines edelsten Vergnügens. — Warum sind die Werke Gottes so geschmückt? Warum herrscht in allem, was wir sehen, eine solche Pracht? Warum begegnen unsern Blicken überall so mannigfache und unzählbare Schönheiten, von denen jede immer einen größern Reiz, und Glanz hat, als die andere? — Diese Art von Wiederhohlung heißt ins Besondere Epergasie.

(2 Die Umschreibung eines Wortes oder eines Begriffes. a) Wortumschreibungen (Paraphrasen) sind z. B. sich Mühe geben st. bemühen; in die Arme sinken st. umarmen; der Blätter berauben st. entblättern; ein Mensch, der dem Müßiggange nachhängt st. ein Müßiggänger; in einer großen Verlegenheit sich befinden st. sehr verlegen seyn. — Hieher gehören auch viele (figürliche) Pleonasmen. z. B. Auf jenem Hügel wars, wo wir uns zum ersten Mahle sahen. Die Wahrheit trügt uns nicht: wir finds, die uns betrügen. — b) Die Begriffsumschreibungen (Periphrasen). Z. B. Die ehernen Schlünde st. Kanonen; das schäumende Blut des Weinstockes st. der Wein; das Wunderland jenseits der Alpen st. Italien. Nur der Weise ist stark genug, auch derjenigen Stunde, vor der auch Helden zittern, unerschrocken entgegen zu sehen, st. der Todesstunde.

Nur im Vorbeygehen erwähnen wir noch der rhetorischen Umschreibungen *), als da sind:

a) Die Erörterung (Expositio), Beschreibung (Descriptio), und Schilderung, wenn man einen Begriff u. d. gl. in seine vorzüg-

*) Die Theorie des Styles müßte sie, als solche, umgehen; allein die Praxis kann sie wohl nicht entbehren, wenn sie anders die Uebungen im Periodenbau gründlich betreiben will.

lichsten Merkmahle auflöset. Z. B. Es ist in der menschlichen Seele ein Trieb, der sie veranlaßt, ihre Vorstellungen beständig zu vermehren und zu verbessern (s. der Mensch hat Wißbegierde).

b) Die Zergliederung (Distribution) und Vereinzelung (Individualisation), wenn man einen Begriff u. dgl. in seine Arten oder Theile auflöset. Z. B. Man fängt jetzt an, sich zu schämen, daß nur Kerker, Verbannung, Blutgerüste und Scheiterhaufen die Stützen des Glaubens seyn sollen (s. gewaltsame Mittel). —

c) Jede andere Erweiterung (Amplification), wenn man den Begriff nach seinen Verhältnissen (nach Zweck und Ursache, nach Mitteln und Hindernissen, nach Ort- und Zeitumständen u. a. m.) aus einander setzt. Beyspiele hievon findet man überall.

3) Die Beywörter (Epitheta) und Beysätze. Z. B. Der Schimmer des Mondes ergoß sich mild und freundlich über die schlummernde Erde. — Eine große feyerliche Stille verbreitete sich unter der überraschten Menge. — Nur durch die gänzliche, schmächtliche Vertilgung Carthago's, der mächtigen Nebenbuhlerinn, konnte Roms Rache gestillt werden. — Mit edler Selbstverläugnung fällte Brutus das Urtheil über seine Söh-

ste u. dgl. — Die vorzüglichsten Beyſätze ſind das Beyſpiel, das Gleichniß und der Gegenſatz; Figuren, die wir ſchon früher als Grundlagen der Tropen zum Theil haben kennen gelernt:

a) Das Beyſpiel (exemplum). Z. B. Wer weiſe lebt, wie ein Sokrates, kann auch, wie Sokrates, ruhig ſterben. — Jeder Anfang iſt ſchwer. Raphael mahlte Teller, ehe er zu dem Ruhme ſtieg, den ihm Niemand ſtreitig machen kann (Hippel).

b) Das Gleichniß (simile). Z. B. Unſere Unterhaltung ſoll ſeyn, wie die ſchönen Producte der Natur ſind, — ſo anziehend, als wären ſie bloß zum Vergnügen ſo gewählt worden, und ſo nützlich, als wäre das ihr ganzer Zweck (Ewald). —

c) Der Gegenſatz (contrarium). Z. B. Es mag Klugheit ſeyn, die Schwächen Anderer zu ſeinem Vortheil zu benutzen; Liebe aber benutzt ſie zu ihrem Vortheil. — Der Menſch iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern — ein ſittliches Weſen zu ſeyn. Nicht Tugenden, ſondern die Tugend iſt ſeine Vorſchrift; und Tugend iſt nichts anders, als eine Neigung zur Pflicht (Schiller).

II. Zu den Figuren, welche die Kürze des Ausdruckes befördern, rechnen wir:

1) Die Auslassung (die stylistische Ellipse) z. B. Glücklich, wer durch fremde Erfahrungen klug wird (st. glücklich ist derjenige). Bis hieher — und nicht weiter (st. soll es kommen). Gedacht, gethan. So auch die Participien: Gesetzt (posito), zugegeben (concesso), abgesehen davon u. dgl. — Meistens ist die Ellipse mit einer Frage oder einem Ausruf begleitet. Z. B. Was thun? was beginnen? — Ein Tag, wie ich noch keinen sah! — O welche Freude durchströmt mein Inneres! Wie lindert die Zeit jeden Schmerz! (wo die Phrase „es ist nicht zu sagen, zu beschreiben" ausgelassen ist) u. dgl.

2) Die Zusammenziehung (die stylistische Krasis). So fern sind besonders die Tropen vortreffliche Abkürzungsmittel. Z. B. Ein froher Tag, st. ein Tag, an welchem man froh ist. Der Frühling schmückt die Erde mit Freude, st. mit Gegenständen, welche Freude erwecken. Die Wege der Weisheit sind schöne Wege, und all ihre Steige sind Friede.

3) Die Abbrechung (Aposiopesis). Z. B. Soll ich mich ihm vertrauen? — Nein! vielleicht würde er meine Freundschaft mißbrauchen; vielleicht — — Aber hat er mir nicht Stillschweigen angelobt? — Und doch — — O die marternden Zweifel!

III. Zu den Figuren endlich, welche zunächst die Kraft des Ausdruckes befördern, zählen wir al-

le jene Redeformen, welche auch ohne eigentliche Ausführung oder Verkürzung schon an sich oder doch in Beziehung zu andern eine besondere Stärke äußern. Dahin gehören

1) Die Antithese, welche gleich- oder ähnlichartige Dinge unter verschiedenen Ansichten — und der Contrast, welcher verschiedene Dinge unter Einem Gesichtspuncte zusammenstellt. Z. B. Ein schwacher Geist erwartet die Gelegenheit, ein gemeiner nimmt sie an, ein großer Geist macht sie, wie er sie selbst haben will. — — Mancher Mensch weiß mehr, als er beweisen, und ein anderer will mehr beweisen, als er wissen kann. — Sitten verändern sich mit dem Vermögen, Gemüthsarten mit den Ländern, Meinungen mit den Büchern, und Grundsätze mit den Jahren.

Verwandt damit ist das Wortspiel (die Paronomasie). Z. B. Verschwendete Zeit ist Dasenn; gebrauchte Zeit ist Leben. — In der Freude sollen wir nicht Menschen bloß, auch menschlich seyn. — Wir sind nicht mit der Tugend geboren, aber zur Tugend. —

2) Das Paradoxe, ein Ausdruck, der dem Scheine nach einen Widerspruch, in der That aber einen wahren, tiefen Sinn enthält. Z. B. Er hatte das Unglück, reich und vornehm zu seyn. Die meisten Menschen genießen zu viel, und doch nie genug. Alles wollen, heißt nichts wollen. — Hieher gehören auch die Redensarten: Ein süßes

Schmerz; eine wonnevolle Schwermuth; ein bitteres Vergnügen u. dgl.

3) Ueberhaupt Sätze von wenigen, aber vollgewichtigen Worten d. h. Sentenzen (Kernsprüche). Z. B. Nicht alle vermögen wir alles. — Nur die Brust ohne Herz wird ruhig. — Nicht alle sind frey, die ihrer Ketten spotten. — Erkenntlichkeit verlangen, heißt beynahe, Undank verdienen. — Groß ist, wer das kann, was er will; wer das will, was er soll, ist weise.

Außer dem sind auch die meisten Tropen treffliche Beförderungsmittel der Kraft, und heißen so fern nachdrückliche, gehaltvolle, emphatische Wörter (emphasis, verba gravida). Z. B. die Metonymie (Der Thor hat das Herz im Munde, der Weise die Zunge im Herzen); die Synecdoche (Wo Auguste das Scepter führen, und Mäcene ihre Günstlinge sind: da kann es auch an Virgilen und Horazen nicht fehlen); die Metapher (Die ihr euch über mir wölbt, schlanke Aeste, ihr streuet mit eurem Schatten ein heiliges Entzücken auf mich); die Personification (Die Natur enthüllt sich dem Auge des Beobachters bis in ihre Tiefe; sie vergönnt es ihrem Lieblinge, dem Menschen, in ihre Geheimnisse zu schauen); die Allegorie d. h. die fortgesetzte Metapher (Jeden Menschen kann man als eine vielsylbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Sylben zusammen buchstabirt,

indessen andere leicht das ganze Wort entziffern); der Ausruf und die figürliche Frage, (Wie schwindelt mir, wenn ich in den Abgrund „Ewigkeit" hinunter blicke! Aber schwindelt mir denn nicht auch vor dem völligen Nichts und der gänzlichen Vernichtung? Wäre mir das Entstehen und Vergehen Gottes begreiflicher, als sein nothwendiges Daseyn? Kann mich ohne dieses meine Vernunft aus dem Labyrinthe der Welt heraus führen?) u. a.

§. 10.

Figuren der Relation.

Perioden und andere ausgeführte Sätze können zu Gunsten der Deutlichkeit u. s. w. in dreyfacher Hinsicht verändert werden: in Ansehung der Ordnung, des Zusammenhanges und des Maßverhältnisses der Glieder.

I. In Ansehung der Ordnung.

1) Die Figuren der äußern Folge (der Stellung). Dahin gehören a) die Inversion (Versetzung), wenn man von der gewöhnlichen Wortfolge in der Absicht abweicht, um den Hauptsatz (oder den Hauptbegriff) vor den übrigen auszuzeichnen. Z. B. Was mich auch in den drückendsten Lagen des Lebens aufrecht erhält, das ist der Glaube an den, der alles zum Besten lenkt, an Gott. — Hart kann die Tugend seyn, aber grausam nie. —

b) Die Gradation (Steigerung), wenn man die Glieder weniger nach ihrem Umfange, als nach ihrem Gehalte auf einander folgen läßt. Z. B. Die Bestimmung des Menschen ist: Wahrheit erkennen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste thun. — Eine besondere Wirkung macht die Gradation in der Beschwörungs- und Betheurungsformel, wo die vorzüglichsten Beweggründe zur Erfüllung einer Bitte zusammen gedrängt werden. Z. B. Bey dem Andenken an deine verklärte Mutter, bey den Gebethen, die sie oft in der einsamen Mitternacht für dein Glück zum Himmel aufschickte, bey dem letzten ihrer Seufzer, der noch um Segen für dich flehte, bey der Ruhe deines Lebens — bey Gott, Himmel und Seligkeit beschwöre ich dich, laß nie von der Liebe zur Tugend u. s. w. — Folgen die Vorstellungen auf einander in absteigender Ordnung, so heißt die Figur Anticlimax. Z. B. Wenn wir gut und bey vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte, nur durch Eine Tugend (Engel). — c) Die Anticipation oder Prolepsis (Vorausnehmung) wenn das in der Zeit spätere (aber in der Idee vorherrschende) vorausgesetzt wird. Z. B. Was ich sang und empfand; oder wenn man einer Sache einen Namen gibt, der ihr späterhin erst zukommen wird; Z. B. mächtige Ruinen (eine Figur, welche

als Grundlage einer Art metonymischen Ausdrucks dient.).

2) Die Figuren der innern Folge (regimen). Dahin gehören überhaupt solche Redeformen, welche das Unwichtigere nur im Vorbeygehen berühren, nur verläufig andeuten, oder gar unrichtig hinstellen u. d. gl., um das Wichtigere dadurch desto merkbarer, bestimmter, kräftiger und überzeugender zu machen. a) Die Umgehung (praeteritio). Ich rede nichts von seinem Undank (es ist ja der Welt Lohn); nichts von seiner Untreue (Verhältnisse binden und trennen); aber daß er meine besten Absichten mißdeutet, die heiligsten Geheimnisse verrathen, und meine Gesinnungen und Handlungen in das zweydeutigste Licht gestellt hat, das ist eine Niederträchtigkeit, die mich eben so empört, als sie ihn schändet. β) Die Hinhaltung (suspensio). Z. B. Es gibt etwas, das die Unschuld der Jugend mehr sichert, als die strengste Aufsicht, welche nur der That wehrt, nicht der Neigung; selbst mehr, als die Lehre und das Beyspiel, die gewöhnlich nur dann erst verstanden werden, wenn sie erschüttert werden sind; — es ist das Gefühl, die heilige Scheu vor jeder unheiligen That; ein Gefühl, das zwar durch die Lehre befestigt, und durch die Aufsicht umschanzt, aber nur aus und in sich selbst genährt und erkräftiget werden kann. — γ) Die Verbesserung (correctio). Z. B. Mächtiger als alle Ge-

setze, selbst die schrecklichen Drohungen der Religion überwältigend, zwinget der Ehrgeiz das Leben zu verachten; zwinget dem Feinde — nein dem Freunde, unerbittert, mit kaltem Blute, um eines Wortes willen, das Leben zu nehmen. — 3) Das Eingeständniß (concessio). Z. B. Daß dieser Sieg über uns schwer sey, will ich gern zugeben; aber das werden Sie mir doch auch einräumen, daß er gerade um so viel beseligender und verdienstlicher sey, je schwerer er ist u. d. gl.

II. In Ansehung des Zusammenhanges.

1) Das Asyndeton d. h. die ungewöhnliche Auslassung der Bindeformen. Z. B. Man sehe die zehntausend Griechen, die Hülfstruppen des unglücklichen Cyrus, mitten im tiefsten Persien. Ihr Feldherr todt, folglich die Sache, für die sie stritten, zum Vortheile des Feindes entschieden; — unzählbare Feinde um sie her, keinen Freund nirgends, — verrathen, abgeschnitten, eingeschlossen durch Berge. Die Natur schien sich selbst wider sie erklärt zu haben. Ohne Wegweiser, ohne Lebensmittel; eine ungeheure Strecke vor sich zu durchwandern, — die unwegsamsten Gebirge. Welche Nacht brachten sie zu! Sie stritten nicht; das wäre eine Wohlthat gewesen, die Gefahr so fest und gerade vor sich zu haben; sie schlummerten zu einem fürchterlichen Aufwachen u. s. w.

2) Das Polyſyndeton d. h. die ungewöhnliche Anhäufung der Bindeformen. Z. B. Ich ging zu meinem Wagen, und opferte den Wein, der den Muſen zugehörte, dem Genius der Trauer. Und als ich trank vor der hinabglühenden Sonne; und als es um die Brandſtätte der niedergebrannten Sonne weit umher rauchte, wie Blut; als die Rauchſäulen des Dorfes unter mir den Goldrand des Abends, der an der grauen Maſſe glimmte, ablegten, und ſie, wie aufgerichtete Regenwolken, emper ſtanden; als auf den Wäſſern eine düſtere Leichendecke über die hüpfenden Brennpuncte und ſchillernden Farbenpulver gebreitet war; und als alle Schlöſſer und Wälder und Berge ſolche vom Abendglanze in die Luft gezogene Gebilde waren, wie ſie die Feuerwerke des Menſchen ſchaffen: ſo ſtellte meine thränentrunkene Phantaſie auf die rothe Begräbnißſtätte der Sonne alle Geſtalten und Zeiten, die mich je betrübt oder verlaſſen hatten; ich hob alle mürbe Leichenſchleyer auf, die in Särgen lagen; ich entfernte den erhabenen Troſt der Ergebung, bloß um mir immerfort zu ſagen: „Ach, ſo war es ja ſonſt nicht! tauſend Freuden ſind auf ewig weggeworfen in Grüfte, und du ſtehſt allein hier und überrechneſt ſie.“ (Jean Paul.)

III. In Anſehung des Maßverhältniſſes.

1) Das Geſpräch (als Hauptfigur der

Mannigfaltigkeit). — Nach Verschiedenheit der Materie wird es von den Stylistikern entweder Zweifel (dubitatio) oder Mittheilung (communicatio) oder Verbesserung (correctio) u. s. w. genannt. Nach Verschiedenheit der Form, je nachdem nähmlich der Redesatz in der ersten oder in der zweyten Person, oder abwechselnd zwischen beyden gehalten wird, heißt es Monolog (Selbstgespräch) oder Apostrophe (Anrede) oder Dialog (Gespräch i. e. S.) z. B. „Soll ich mich rächen? — Ja! — Doch nein! Sich rächen ist nur süß, vergeben ist auch edel.“ Man kleide nur diesen Zweifel mit seiner Auflösung in die gewöhnliche Form ein: wie einförmig und matt erscheint er! „Ich sehe noch an, ob ich mich rächen soll oder nicht; doch wenn ich bedenke, daß — —“ So auch in folgenden und ähnlichen Beyspielen: Kennst du den Prüfstein, der des Herzens Gold bewähret? Selbstverläugnung heißt er. — Warum verfolgt der Böse den Guten? Dieser ist eine lebendige Strafpredigt auf den Schurken; und der wie viele kann Strafpredigten ertragen? — Das sey mir heilige Wahrheit, die mich besser macht, so bald sie angenommen, und seliger, so bald sie befolgt wird. — Zittere vor einem großen Glücke; denn wenn es recht warm ist, so donnert es. — Thut auf Worte Verzicht; und, Wahrheitsfreund, umarme deinen Bruder.“ — Hieher gehört besonders auch der Gebrauch der directen Redeform statt

der indirecten. Z. B. Wer ohne Noth zum Dürftigen sagt: „Morgen will ich geben," der sagt auch „Heute will ich noch liebles seyn. — Die Wirkung dieser Figur ist jedoch nur in größern Parthien von Bedeutung. Man versuche nur einmahl ein etwas längeres Gespräch in eine gewöhnlich fortlaufende Periodenreihe oder auch nur eine directe Rede in eine indirecte umzuformen: so wird man die ermüdendste Einförmigkeit kaum vermeiden können.

2) Die Parallele (als Hauptfigur der Einheit). Sätze nähmlich, welche ihrer Materie nach einander gleich- oder entgegengestellt werden, müssen (wie die Seiten- oder Gegenstücke in der Mahlerey) ihrer Form nach die nähmliche Größe und dieselbe Einfassung haben. Z. B. Wer viele Freunde hat, beweiset eben dadurch, daß er keinen hat (besser als: die Menge der Freunde ist immer ein Zeichen, daß man keinen hat). — Besuche deinen Freund häufiger im Unglücke, als im Glücke (st. wenn sie im Elende sind — wenn sie sich glücklich befinden). Ein leichter Kummer redet, ein tiefer schweigt (st. hat Worte — ist stumm). — Streben nach Ruhm bezeichnet den großen Helden; Verschmähen des Ruhms den großen Mann. — Die Bösen vergessen ihre Uebelthaten, und die Guten ihre Wohlthaten. Der Beste vergißt das Gute, was er andern — und das Böse, was sie ihm thun. — Die Tugend handelt groß um des

Gesetzes willen, Schwärmerey um ihres Glaubens willen, die Liebe um des Gegenstandes willen. — Man kann die Fehler eines großen Mannes tadeln; aber man muß nur nicht den Mann deßwegen tadeln. — Viel und gut sprechen, ist das Talent eines witzigen Kopfes; wenig und gut, der Charakter des Denkers; viel und schlecht, die Wuth des Dünklings; wenig und schlecht das Unglück des Tropfes." — In diesen und ähnlichen Sätzen würden die Sonnenima und andere Umformungsmittel wahrlich am unrechten Platze stehen. Durch die Abwechslung der Form unter den Gliedern darf überhaupt ihre Uebereinstimmung zum Ganzen nie gehindert werden. Wo sich aber Einheit und Mannigfaltigkeit neben einander vertragen, — nicht aufheben, sondern bloß beschränken, (z. B. in längern Parallelen): da können und müssen beide Eigenschaften zur Verdeutlichung und Verschönerung des Styles vereinigt werden. Z. B. Homer war das größere Genie; Virgil, der geschicktere Künstler. In dem einen bewundern wir den Menschen; in dem andern das Werk. Homer reißt uns mit unwiderstehlicher Gewalt dahin; Virgil leitet uns mit sanfter Majestät u. s. w.

§. 11.

Variationen.

Unter Variationen verstehen wir Bearbeitun-

gen desſelben Gedankens durch verſchiedene Wendungen des Ausdruckes. *)

Es ſey z. B. der einfache Gedanke gegeben: So lang' ich lebe, werd' ich dein gedenken. Dieſes Thema kann man nun auf gar vielfache Art behandeln: erſtens dadurch, daß man andere ähnlich bedeutende Wörter, beſonders auch Tropen, dafür gebraucht; zweytens, daß man den einfachen Satz erweitert, und dieß zwar entweder durch Umſchreibung des Subjectes (ich), oder des Gegenſtandes (gedenken), oder der Zeit (ſo lange ich lebe), oder durch Erwähnung der Beweggründe, der Hülfsmittel, anderer Umſtände u. ſ. w.; drittens endlich, daß man ſolche erweiterte Sätze durch andere Figuren verkürzt, erkräftigt, überhaupt die innere und äußere Folge der Glieder mannigfach verändert.

*) Verübungen dieſer Art ſind von großer Wichtigkeit; denn wer nicht die Fertigkeit beſitzt, einen Gegenſtand von verſchiedenen Seiten zu betrachten und zu behandeln, der wird viel weniger im Stande ſeyn, die Eine Seite heraus zu heben, welche, nach den obwaltenden Umſtänden, die paſſendſte und auffallendſte iſt. Nur dann, wenn der Schüler ſich durch dieſe Progymnasmata vorbereitet hat, kann und ſoll er ſich weiter bil-

*) Variationen ſind in der Styliſtik beyläufig das, was in der Rhetorik die Topica ſind.

den — durch gründliches Nachdenken über die Sprach- und Redekunst, durch Lectüre musterhafter Schriften aller Art, und durch unablässige Selbstübung in mündlichen und schriftlichen Vorträgen. *)

Allgemeine Stylistik.

§. 12.

Richtigkeit.

Die allgemeine Stylistik lehrt, wie die Worte an sich, als reine Ausdrücke der Gedanken, überhaupt betrachtet und behandelt werden sollen.

Die Eigenschaft des Stils, vermöge welcher er diesen allgemeinen Bestimmungen entspricht, heißt Richtigkeit (Correctheit).

*) Richtig, oder (was Eins ist) deutlich, verständlich schreibt derjenige, welcher die Begriffe auf eine solche Art in Worte übersetzt, daß in dem Verstande des Zuhörers die nähmliche Vorstellung in gleicher Klarheit und Wahrheit erregt wird, wie sie aus dem Verstande des Redenden hervorgegangen ist.

*) Inter ingenium quidem et diligentiam perpaullulum loci reliquum est arti. Cic.

Die

Die ältern Stylistiker machten so fern an jede Rede drey Forderungen: 1) daß die Rede überhaupt Sinn habe; 2) daß dieser Sinn nur Einer sey; und 3) daß dieser Eine Sinn leicht verstanden werde. — Der Anwesenheit irgend eines Sinnes steht entgegen der Unsinn (das Sinnlose und Sinnwidrige); der Einheit der Doppelsinn (das Zwey- und Mehrdeutige); endlich der Leichtigkeit der Schwersinn (das Dunkle, Unverständige und Verworrene).

1) Beyspiele des Unsinns, und zwar a) des Sinnwidrigen: Die Sündfluth ersäufte sich in ihrer eignen Tiefe. Eine wahre Lüge (statt: eine unzweydeutige, offenbare, augenscheinliche Lüge) u. dgl. — b) des Sinnlosen (Nonsens): Ein Christ und ein weiser Mann sind allemahl das, was sie wirklich sind, sie mögen zu einer Zeit und unter Umständen leben, wenn sie wollen. Der Satz scheint dem ersten Anblicke nach einen guten und leichten Verstand zu haben, allein im Grunde sagt er gar nichts; denn ein Heide und ein Narr sind auch allemahl das, was sie wirklich sind. (Adelung).

2) Beyspiele des Doppelsinns: Gewisse Mittel ergreifen (bestimmte oder unbestimmte?); ein unverbesserlicher Mensch (im Guten oder im Schlimmen?). Sein Freund schrieb ihm, er habe das große Loos gewonnen (Wer hat gewonnen, von dem — oder an den das Schreiben ergangen ist?). Er machte sie zu jung (ein Satz, der gar eine dreyfache Sinnauslegung zuläßt.)

3) Beyspiele des Schwerſinns: Meine Ihnen von jeher von mir geäußerte, aber ſeit einiger Zeit ohne meine Schuld von Ihnen und den Ihrigen für zweifelhaft gehaltene Freundſchaft. — Er hat ſich der Gelegenheit, die ihm mein Freund, den er zu gutem Glücke hatte kennen lernen, anboth, bedient. Beyde Perioden haben freylich einen beſtimmten Sinn; aber man muß erſt die einzelnen verworrenen Sätze herausheben und zuſammenſtellen, um ihre volle, reine Bedeutung zu finden. — Ein ſehr dunkles und verworrenes Geſchwätz heißt ein Galimathias (ſprich: Galimatia).

I. Qualität.

§. 13.

Erklärung und Eintheilung.

Der Qualität nach müſſen die Wörter und Redensarten ſo wohl hinſichtlich ihrer Materie *) mit der Vorſtellung (und zwar in ihren Haupt- und Nebenmerkmahlen), als auch hinſichtlich ihrer Form mit dem Sprachgebrauche übereinſtimmen.

*) Das Hauptmerkmahl z. B. von Muth iſt „Herzhaftigkeit;“ deßgleichen von Tapfer-

*) Unter der Materie eines Wortes verſteht man ſeine Bedeutung; unter der Form ſeine Bezeichnung.

keit. In den Nebenmerkmahlen aber unterscheiden sie sich; denn Muth ist der Grund der Tapferkeit, und Tapferkeit Folge, Beweis des Muthes. Diese Wörter sind daher und heißen ähnlich bedeutende (sinnverwandte, synonyme). — Dagegen Muth und List haben kein (näheres) gemeinschaftliches Merkmahl; sie sind verschieden bedeutend (heteronym). Muth und Courage aber haben kein unterscheidendes Merkmahl (Differenz); sie sind gleichbedeutend (homonym). Gegen das letztere Wort erklärt sich jedoch, seiner ausländischen Form wegen, der Sprachgebrauch.

§. 14.

Wahrheit.

Dasjenige Wort, welches einen Begriff seinen Hauptmerkmahlen gemäß bezeichnet, heißt wahr (eigenthümlich).

Fehlerhaft sind dagegen:

1) Wörter und Redensarten, welche eine verschiedene oder gar entgegengesetzte Bedeutung haben. Selbst geborne Deutsche fallen manchmahl in diesen Fehler, besonders durch Verwechselung solcher Ausdrücke, die eine sehr ähnliche grammatische Form haben. Sie verwechseln z. B. bezeigen (eine Gefälligkeit) und bezeugen (eine Wahrheit): dick und dicht (ein dicker Baum, ein dichter Wald), für (pro) und vor (ante), geistlich und geistig (jenem steht weis

lich, diesem körperlich entgegen), wand (von winden) und wandte (von wenden), gelang (von gelingen) und gelangte (von gelangen)*), Schicklichkeit und Geschicklichkeit, Wohlstand und Wohlanstand, Uebelkeit und Uebelichkeit, berichten und berichtigen, beruhen und beruhigen, jährlich (was alle Jahre geschieht), jährig (was ein Jahr alt ist), lüften (der Luft aussetzen) und lüpfen (heben, z. B. den Schleyer) u. d. gl.

2) Wörter und Redensarten, welche mehr als Eine Bedeutung haben, oder doch mehr als Eine Auslegung zulassen. Z. B. erhalten (conservare und accipere); jemanden mit Freuden trösten; ein besonderer Gottesdienst (häusliche Gottesverehrung? oder ein seltsamer, geschmackloser, gesetzwidriger?) Er ist ohnmächtig (ohne Bewußtseyn? oder bloß ohne Kraft?). Du bist nicht geschickter, als dein Bruder (kann heißen: du bist eben so ungeschickt, wie dein Bruder; oder: dein Bruder ist so geschickt, wie du). Die Gesellschaft war so zerstreut, daß mein Vortrag kein Gehör finden konnte u. d. gl. Vergl. auch §. 12.*

*) Selbst Sprachfehler (bemerkt Adelung sehr richtig) sind eigentlich Fehler des Gedankens, und nicht des Wortes. Ueber den Deutschen Styl. B. I. S. 24.

*) Fehlerhafte Verwechselungen dieser Art, und andere sinnwidrige und sinnlose Zusammenstellungen der Ausdrücke finden besonders im Gebrauche der Tropen Statt. Man bezeichnet sie mit dem Nahmen Katachresen. Z. B. heilende Kühlung; thauendes Licht; athmende Aussicht; ihre Thränen spornten mich an; das Lebenslicht verkürzen; Milch und Blumen auf das Grab streuen u. d. gl. Dahin gehören auch die plötzlichen Ueberspränge von einem Bilde zum andern, oder vom uneigentlichen zum eigentlichen Ausdrucke; z. B. die Ketten der Unterthanen vermindern und ihr Joch leichter machen. Dir blüht noch die Hoffnung, mir fließt nicht mehr ihr erquickender Strom.

§. 15.

Bestimmtheit.

Dasjenige Wort, welches den Begriff auch seinen Nebenmerkmahlen gemäß bezeichnet, heißt bestimmt.

Fehlerhaft sind dagegen:

1) Wörter und Redensarten, welche die Nebenmerkmahle gar nicht bezeichnen, den Begriff nur oberflächlich, gemeinhin andeuten z. B. Zehn Meilen davon ist (st. liegt) das Dorf, (befindet sich) die N. Höhle, (lebt, wohnt) sein Bruder. — Dieß thun (diese Arbeit verrichten, dieß Hinderniß besiegen, diesen Plan ausführen u. d. gl.) Das Ding (Geschäft, Werkzeug, Hinderniß, oder

was sonst die Sache näher bezeichnet). — Der Weg geht, st. erhebt sich (auf den Berg), verliert sich (zwischen Klüften), senkt sich (ins Thal hinab), durchkreuzt (die Straße) u. s. w. — Er sagte, (nach Umständen), er versetzte, erwiederte, antwortete, fragte, äußerte, beklagte, verwunderte sich, beschwor, bath, fluchte u. d. gl. — Häufig setzet man ohne Noth und Absicht folgende und ähnliche schwankende Ausdrücke: gleichsam, einiger Maßen, fast, beynahe, vielleicht, es scheint, es dürfte seyn, ich möchte behaupten u. s. w.

2) Wörter und Redensarten, welche ein anderes Nebenmerkmahl, als das beabsichtete, herausheben. Wenn man die Elemente der Sprache streng untersucht, so wird man vielleicht nicht zwey Wörter finden, welche bis auf die kleinsten Merkmahle ganz gleich bedeutend wären. Solche ähnlich bedeutende, synonyme Ausdrücke genau zu unterscheiden und richtig zu gebrauchen, ist ein eben so wichtiges Erforderniß hinsichtlich der Rede, als eine schwere Aufgabe für den Redner, der sich hiezu nur durch ein langes, tiefes Studium der Sprache bilden kann. Hier können wir, Beyspiels halber, nur einige Wörter und Redensarten anführen, deren Verwechselung so fern fehlerhaft wäre. Wir danken in Gesinnung, Wort und That; wir bedanken uns in Wort und That; wir sagen Dank mit Worten. — Einheit

len heißt Theile bestimmen, (z. B. die Dreyecke); abtheilen heißt die Theile bezeichnen, (z. B. eine Linie); theilen heißt die Theile absondern (z. B. eine Erbschaft). — Wir üben freywillig d. h. ohne Zwang, die Tugend; wir geben gutwillig d. h. aus guter Gesinnung, Almosen. — Ansehnlich, bezeichnet eine äußere Eigenschaft z. B. des Körpers; angesehen eine innere z. B. Verstand, Amt. — Unwissenheit ist Mangel an Kenntnissen, Dummheit Mangel an Fähigkeiten. — Ein Schüler ist faul, oder träge, oder nachlässig, oder verdrossen, je nachdem es ihm an Fleiß und Arbeitsamkeit, oder an Eifer und Ernst, oder an Achtsamkeit und Sorgfalt, oder endlich an Lust und Ausdauer mangelt; u. s. f.

*) Auch mit den Tropen wird häufig gegen diese Regel verfehlt, besonders dadurch, daß man irgend eine Vorstellung damit zu stark bezeichnet, d. h. für einen gemeinen Gedanken einen ungemeinen, verblümten Ausdruck gebraucht. Z. B. Das Schiff des Ehrgeizes ist in dem Schlunde der Eigenliebe gescheitert; man muß also die Segel der Verwegenheit einziehen, und den Anker der Reue in den Hafen der Gerechtigkeit werfen; u. dgl. Ueberhaupt steht die Regel fest, für den Gebrauch der Tropen, ja aller Figuren: So lange man mit einem einfachen, eigenthümlichen, natürlichen Ausdruck zur vollkommenen Bezeichnung eines Gedanken ausreicht, so lange soll man nicht zu einer uneigenthümlichen, ungewöhnlichen,

erkünstelten Redeform seine Zuflucht nehmen. Sonst macht man sich desjenigen Fehlers schuldig, den man stylistische Gleißnerey nennen könnte.

§. 16.

Ueblichkeit.

Dasjenige Wort endlich, welches den Gedanken, unbeschadet seiner Haupt- und Nebenvorstellung, auch dem Sprachgebrauche *) gemäß behandelt, heißt üblich (gebräuchlich).

Fehlerhaft sind dagegen **):

1) Wörter und Redensarten, welche gegen den Geist (Genius) der Sprache verstoßen. So sagen wir z. B. zwar sehr richtig: einen Freund mit zuvorkommender Höflichkeit empfangen oder aufnehmen; dagegen aber nicht: den Feind mit Tapferkeit aufnehmen, sondern empfangen. Der Grund hievon liegt freylich hier, wie beynahe allzeit, in der Bedeutung selbst; denn empfangen bezieht sich auf den ersten

*) Consuetudinem sermonis vocabo consensum eruditorum; sicut vivendi, consensum bonorum. Quinct.

**) Fehler gegen den grammatischen Sprachgebrauch werden Solöcismen genannt. Z. B. Die Participien: ein handhabendes Pfand; eine wohl ruhende Nacht; geherrschte Winde u. dgl.

Augenblick, aufnehmen dagegen auf das ganze Betragen. Allein dieser Grund kann in vielen Fällen nicht angegeben werden, wenigstens nicht auf eine genügende Weise und für Jedermann. Es heißt darum in solchen Fällen: So wolle es der Sprachgebrauch. Z. B. Von „natürlich" ist der Gegensatz „unnatürlich;" und doch sagt man: natürliche und geimpfte Pocken, natürliche und verbildete, überfeinerte Sitten, natürliche und künstliche Producte; so auch, im nähmlichen Gegensatze, steife Ausdrücke, gemahlte Thiere, nachgemachte Blumen, positive Rechte, vermehrte Größen, gewaltsamer Tod u. dgl. Diese und andere Eigenheiten des Styles kann man nur durch gründliches Studium und fleißige Lectüre kennen lernen.

2) Wörter und Redensarten, welche der Reinheit der Hochdeutschen Sprache zuwider sind. Dahin gehören

a) Die Archaismen und Neologismen, d. h. veraltete oder neugemachte Wörter, welche der Sprachgebrauch wegen ihrer fehlerhaften Form oder unsichern Bedeutung schon längst verworfen oder noch nicht aufgenommen hat. Beyspiele von Archaismen: Gelahrt, st. gelehrt; gülden st. golden; förchten st. fürchten; allwo, allda st. wo, da; alldieweil, allzumahl; sothanes, statt solches; anjetzt, jetzo, jetzund, jetzunder, st. jetzt; dahero, dannenhero st.

daher; dermahleinst st. einst u. a. m. — Beyspiele von Neologismen: Fünftelsaft st. Quintessenz; unzubezweifelnd st. unstreitig; feldflüchtig st. selbstsüchtig; bewahrheiten st. bewähren; Schickniß st. Schicksal; Eingebildetheit st. Einbildung, Dünkel; Verschmückung st. Verunzierung; Alleinglauberey st. Selbstvertrauen; Baumschattenlustgang st. Allee. u. a. m.

b) Die Provincialismen und andere Idiotismen d. h. solche Ausdrücke, welche nur der Mundart (dem Dialekte) irgend einer Deutschen Provinz oder der Kunstsprache (Terminologie) irgend einer Wissenschaft, eines Handwerkes u. dgl., oder endlich der Sprachweise irgend einer Menschenclasse eigenthümlich angehören, und ohne Noth und Absicht im Hochdeutschen gebraucht werden. Z. B. lugen, losen st. sehen, hören; schmecken st. riechen; alleweil st. so eben; niederträchtig st herablassend; fluddern st. schwämmen; gneißen st. vermuthen; schnipfen st. stehlen; sich klagen st. sich beklagen; krank sehen st. krank aussehen u. a. m. Von der andern und dritten Art sind die see- und waidmännischen Ausdrücke, und die Formen (oder vielmehr Unformen) der Gauner- und Judensprache.

c.) Endlich die Barbarismen, d. h. Wörter und Redensarten, welche aus irgend ei-

ner fremden Sprache unnöthiger Weise ins Hochdeutsche eingemengt werden. Z. B. die Latinismen: excellent (vortrefflich); Adjutant (Beystand, Gehülfe); Dignität, Ambition; die Gallicismen: sich amüsiren, geniren, promeniren; um so mehr die aus mehreren Sprachen zusammengesetzten: z. B. Journalistikum u. d. gl.

*) Auch über die Tropen übet der Sprachgebrauch, wie über die gewöhnlichen Wörter und Redensarten, seine Herrschaft aus. Z. B. Der Lateiner sagt Dach st. Haus, der Deutsche Schwelle; jener Segel st. Schiff, dieser Kiel; der erstere Blüthe des Alters st. Jugend; der andere Frühling des Lebens. — Radices montis kann man im Deutschen nicht übersetzen: Wurzeln, sondern Fuß des Berges; la pointe du jour, nicht die Spitze, sondern der Anbruch des Tages; Strokes of Genius, nicht Genie-Striche, sondern Genie-Blicke u. dgl.

**) Wie streng jedoch die Regel hier, wie überall, waltet und schaltet, so läßt sie doch so oft Ausnahmen zu, als diese entweder von der Noth aufgedrungen, oder von einer höhern Absicht angerathen werden. In allen Fällen nähmlich, wo die Hochdeutsche Sprache für irgend einen Begriff keinen, oder doch nur einen unbestimmten Ausdruck besitzt, kann und soll man zu pro-

vinciellen, veralteten, *) ja sogar auch zu fremden Ausdrücken seine Zuflucht nehmen. So z. B. lassen sich Literatur, Publicum, Monarch, Interesse, Individuum, und hundert andere, theils gar nicht, theils nur durch dunkle, oft übel gebaute Wörter z. B. Bücherwesen, Gemeinwesen, Einzelherr u. s. w. übersetzen. — Zu solchen Ausnahmen veranlassen noch überdieß mannigfache Rücksichten, die der Redner auf den Inhalt der Rede, und besonders auf den Bildungsgrad des Lesers zu nehmen hat. Was z. B im Leben und in der Gesellschaft üblich ist, das ist der Wissenschaft und der Schule fremd; und was dem Gebildeten unedel erscheint, das wird dem gemeinen Manne recht und lieb. Ja, wenn irgend ein Ausdruck von allen verworfen würde, so fände er zuletzt, als ein gutes Wort, seinen Ort bey dem Komiker. — Diese Bemerkung in Ansehung der Regeln und ihrer Ausnahmen sey hier Ein für alle Mahl gemacht. Es gibt erstlich keine Regel ohne Ausnahme; aber zweytens auch keine Ausnahme ohne Regel. Von jener erstern Regel, der niedern, handelt eben die allgemeine Theorie; von der andern, der höhern, die besondere.

---

*) Multa renascentur. quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore, vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi. Hor.

II. Quantität.

§. 17.

Erklärung und Eintheilung.

Der Quantität nach sollen die Sätze sowohl nach der Zahl der Worte (nicht weniger und nicht mehr),*) als auch nach dem Gewichte derselben mit den Urtheilen übereinstimmen.

*) Man unterscheidet nähmlich zwischen der extensiven und der intensiven Quantität. Jene zählt die Worte, diese wägt sie. Z. B. „Wer leidenschaftlich genug ist, daß er bey jeder Gelegenheit aufbrauset, der wird, wie ein Mensch, welcher sich auf einem schlüpfrigen Pfade befindet, trotz aller angewandten Vorsicht, doch leicht ausgleiten und fallen." Dieser Satz hat der Extension nach mehr Quantität, der Intension nach aber weniger, als der folgende, gleichen Sinnes: „Heftige Aufwallungen der Leidenschaften sind schlüpfrige Pfade, auf denen die Klugheit leicht gleitet."

§. 18.

Vollständigkeit.

Ein Satz ist vollständig, wenn er so viele Worte enthält, als zur Bezeichnung aller

*) Nihil neque desit, neque superfluat. Ita sermo et doctis probabilis, et planus imperitis erit, Quinct.

Haupt- und Nebenvorstellungen eines Urtheils erforderlich sind.

Unvollständig (mangelhaft, dürftig) wird der Ausdruck:

1) Durch sprachwidrige Auslassung der nöthigen Wörter z. B. Er ist fort (=gegangen, =gereiset, verschwunden). Es ist aus (=gespielt, =gelebt, =getanzt) Er hatte ein grünes Kleid an (sc. seinem Leibe; oder besser: er trug). Er thut nach Leipzig (sc. eine Reise). Da können sie nichts vor. Es hilft nichts vor. Ich muß zu ihm (mich begeben). Er will ihn aus dem Hause (haben, entfernt wissen). Er soll in die Schule (gehen, die Schule besuchen). Sich schmeicheln (mit der Hoffnung). Das trägt dazu bey (sc. das Seinige). Dieß Bild war so gut getroffen, daß Jedermann ihn sogleich erkannte (st. er war im Bilde so gut — —). Der Luxus hat verdorbene Sitten, verdorbene Sitten (sc. haben) den Untergang des Staates zur Folge; u. d. gl.

2) Durch widerliche Zusammenziehung. Z. B. Dichungesehen (ohne daß man dich sieht), wird man an der Stimme erkennen Bestürzt vertheidigte er sich nur schlecht (vor Bestürzung ꝛc.) Der Tugend zum Ruhme entspringen der Menschen größte Widerwärtigkeiten aus eigenen Verbrechen. (Es gereicht der Tugend zum Ruhme, daß ꝛc.) Rechtschaffenheit und Klugheit

— getrennt sind sie blinder Eifer und niedrige Schlauheit, vereinigt wohlthätige Weisheit" (Besser: Trenne Rechtschaffenheit und Klugheit, so ist die erste oft nur blinder Eifer, und die andere niedrige Schlauheit; vereinige sie, so sind sie wohlthätige Weisheit).

*) Solche Auslassungen und Zusammenziehungen sind jedoch nicht immer so fehlerhaft und auffallend, wie in den angeführten Beispielen. Ein Satz kann nähmlich zwar grammatisch vollständig, und doch rhetorisch unvollständig seyn. Man soll aber nicht bloß so viele Worte anführen, als schlechterdings nothwendig sind zum Verständniß, sondern so viele, als zuträglich sind zum leichtern und bessern Verständniß. Mit andern Worten: man soll einen Gedanken nicht bloß skizziren durch Andeutung seiner Hauptverstellungen, sondern ihn auch durchzeichnen, colloriren und schattiren, durch An- und Ausführung seiner Nebenvorstellungen. Eine bloße Skizze ist z. B. folgender Satz: „Ein allgemeiner Blick auf die Natur erfüllt den weisen Mann mit dem innigsten Gefühl des Daseyns Gottes; und dieses Gefühl erweckt Hoffnungen, deren Gewißheit man eben so stark empfindet, als das Daseyn des höchsten Wesens selbst." Nun vergleiche man aber mit diesem dürftigen Entwurfe das Bild, wie es Wieland ausführet: Ein allgemeiner Blick auf die grenzenlose Majestät der Natur, auf die erhabene Einfalt ihres Plans, auf die Eintracht ihrer verborgenen Kräfte, auf die Harmonie, die aus dem scheinbaren Streit ihrer so mannig-

faltigen Bewegungen entspringt, auf die unendliche Menge größerer und kleinerer Systeme, welche durch die richtigsten Verhältnisse in Ein erstaunliches Ganzes zusammengeknüpft sind, dessen Einrichtung und Verwaltung überall von einer wohlthätigen Weisheit zeugt: — dieser allgemeine Blick erfüllt den weisen Mann mit dem innigsten Gefühle des allgegenwärtigen Daseyns einer ersten Urkraft, eines alllebendem, regierenden Geistes. Dieses selige Gefühl verschlingt alle Zweifel, schließt allen Einwürfen den Mund, erweckt Hoffnungen, eröffnet Aussichten, deren Gewißheit man in solchen Augenblicken eben so stark und überzeugend fühlt, als das Daseyn des höchsten Wesens selbst."

§. 19.

Kürze.

Ein Satz ist kurz (präcis), wenn er nur so viele Worte enthält, als zur Bezeichnung der Haupt- und Nebenvorstellungen eines Urtheils nothwendig sind.

Weitschweifig (gedehnt) wird der Ausdruck

1) Durch unnöthige Wiederhohlung desselben oder eines gleichbedeutenden Wortes (Tautologie). Z. B. Seine Verdienste haben seinen Nahmen auf immer verewigt. Er verdient mit Recht den Nahmen des Einzigen. Er hat mir befohlen, daß ich zu ihm kommen soll. Ich bath um die Erlaubniß, weggehen zu dürfen. Er pflegte gewöhnlich zu sa-

sagen. Er ist im Stande, dieß thun zu können. Ich hatte Lust, dieß thun zu wollen. Man sieht nirgends nichts mehr. Er hat sich über seinen Bruder beklagt und beschweert. — Eine unerwartete Ueberraschung. Die ergetzende Freude. Der quälende Schmerz u. dgl.

2) Durch unmäßige, zwecklose Ausdehnung und Umschreibung (Tirade). Z. B. Ich will lieber meinem Leibe die gehörige Nahrung entziehen, als eine Handlung begehen, welche mit dem Nahmen Niederträchtigkeit belegt zu werden verdienen würde (st. ich will lieber hungern, als niederträchtig sein). Uebende Tugend allein kann den Balsam des Trostes in die Wunden der Seele träufeln (Tugend allein gibt Trost). Wen der künstlichen Erbauerinn der honigreichen Zelle vertritt derjenige natürliche Trieb, der jedem Thiere seine Bestimmung anweiset, die Stelle der Vernunft (Bey der Biene vertritt der Instinct die Vernunft).

*) Um kurz zu schreiben, ist es aber noch nicht genug, daß man solche auffallende Fehler vermeide, *) sondern es ist hier, wie in Ansehung der Vollständigkeit, nothwendig, daß man seine Rede mit wirklichen, fühlbaren Vorzügen ausstatte. Durch jenes ent-

*) Non magna laus est, vitare vitium. Cic., Etwicht.

steht nur eine negative Correctheit; durch dieses erst eine positive. Wer noch keine besondere Fertigkeit im Reden besitzt, der muß freylich zuerst immer auf die Erweiterung des Gedankens, auf die Entdeckung der Nebenvorstellungen bedacht seyn; *) aber, noch ehe er die Feder ansetzt, muß er sodann immer auch für die Verkürzung und Vereinfachung des Gedankens, für die Ausmusterung der überflüssigen Nebenvorstellungen und für die klare Bestimmung der Hauptvorstellung Sorge tragen. **) Kürze und Vollständigkeit müssen sich einander beschränken, wenn jene nicht in karge Einsylbigkeit, diese in eitle, verschwenderische Geschwätzigkeit ausarten soll. In der Bestimmung des Mehr und Minder liegt vielleicht die größte Kunst des Ausdruckes, besonders wenn noch dazu die eigenthümliche Beschaffenheit des Stoffes ***) und die Fassungskraft des Lesers in Betracht kommt.

---

*) Volo enim, se efferat in adolescente foecunditas. Cic.

**) In summa ubertate inest luxuries quaedam, quae stylo depascenda est. Cic.

***) Quod enim alibi magnificum, tumidum alibi. Et quae humilia circa res magnas, apta circa minores videntur. Quinct.

§. 20.

Kraft.

Ein Satz ist **kräftig** *), wenn er Worte von und in der Art enthält, daß die Hauptvorstellungen eines Satzes vor den Nebenvorstellungen besonders ausgezeichnet, und jene durch diese gleichsam gehoben und unterstützt werden.

Unkräftig, matt, (unwichtig oder überladen) wird der Ausdruck:

1) Durch Schwächung der Hauptvorstellungen, indem man sie entweder in einem Nebenfalle (in casu obliquo) oder gar durch Nebenwörter (i. w. S.) bezeichnet, z. B. „Unheil wird nicht durch Aufklärung angestiftet, sondern es kommt vom bösen Willen her, von dem das Erkannte übel angewendet wird." Offenbar sind hier „Aufklärung" und „böser Wille" die Hauptbegriffe, dagegen „Unheil" und „das Erkannte" Nebenbegriffe. Daher soll es heißen: „Nicht Aufklärung stiftet Unheil, sondern böser Wille, der das Erkann-

*) Die Deutsche Sprache hat, unsers Wissens, kein ganz erschöpfendes Wort für diese relative Quantität des Styles, welche die Lateinische durch gravitas bezeichnet. Oder will man dafür lieber Schwere, Gewicht, Wichtigkeit, Haltung, Gehalt, Stärke, Nachdruck oder gar Energie sagen?

te übel anwendet." — Noch widerlicher ist die Schwächung, wenn die Hauptbegriffe durch Nebenwörter ausgedrückt werden. Z. B. „Ich muß gegen jeden, der mir umsonst gedient hat, gelegentlich mich eben so betragen, gesetzt auch, er habe es, ich weiß nicht warum, gethan." Man hebe nur die Hauptbegriffe durch Hauptwörter u. dgl. heraus, so wird das Ganze ungleich mehr Haltung und Kraft bekommen: „Jeder unentgeldliche Dienst verpflichtet mich zu dem Willen, mich gelegentlich eben so gegen ihn zu betragen, aus welchen verborgenen Beweggründen mir auch der andere gedient haben mag.

2) Durch zwecklose Verstärkung der Nebenvorstellungen, indem man sie entweder in dem Hauptfalle (in casu recto) oder gar durch Hauptwörter bezeichnet. Z. B. Damit wir immer recht froh seyn können, müssen wir mitunter etwas leiden. Besser: Damit die Freuden der Erde erhalten und veredelt werden, müssen sie mit Leiden abwechseln. Noch besser: Die Freuden der Erde bedürfen des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. — „Wenn Dichter, indem sie bloß gefallen wollen, in geheim auch lehren und unterrichten: so kann man sie vielleicht, jetzt so wie ehedem, mit Recht, und ohne Furcht, irgendwo anzustoßen, für die besten und schätzbarsten Schriftsteller halten." Man kann in diesem Wuste von

Nebendingen kaum noch die Hauptsache unterscheiden. Es will doch nichts anders heißen, als: Die schätzbarsten Dichter sind diejenigen, welche das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden.

*) Die Kräftigkeit des Ausdruckes entstehet demnach nicht so wohl durch Vermehrung oder Verminderung der Nebenvorstellungen, als vielmehr durch eine angemessene Verstärkung oder Schwächung derselben, so daß die Hauptvorstellung (wie die Hauptperson in einer mahlerischen Gruppe) durch ein helleres Licht und eine lebendigere Farbe vor den übrigen und durch sie ausgezeichnet wird. Wenn man z. B. sagt: „Man muß die Gelegenheit zur rechten Zeit benutzen; versäumt man sie, so kommt man im Leben nie weiter" so drückt man sich allerdings vollständig und kurz aus. Aber kräftig wird diese Stelle zugleich, wenn man den Hauptbegriff „Gelegenheit" etwa durch eine vielsagende Metapher heraus hebt und die übrigen durch eine angemessene Allegorie damit in Uebereinstimmung bringt: „Es gibt eine Fluth in den menschlichen Geschäften, die, zur rechten Zeit benutzt, zum Glücke führet; versäumt man sie, so bleibt die ganze Lebensreise auf seichten Stellen hänger." Die Eigenthümlichkeit und das Verhältniß dieser drey quantitativen Eigenschaften werden vielleicht durch folgende Beyspiele augenscheinlich dargethan: a) Wenn der Mensch alt wird, so verliert er zwar an den Kräften seines Körpers, aber er gewinnt zugleich an Ruhe und Zufriedenheit seines Gemüthes — b) Das Alter bringt Schwachheit des Körpers, aber

auch Ruhe des Geistes. c) In dem Alter verpufft die auflodernde Flamme des Geistes, und eine ruhige Größe verbreitet sich über die ganze Oekonomie der Seele. — Ein nur oberflächlicher Ueberblick zeigt, daß unter diesen Sätzen sich der erste durch Vollständigkeit, der andere durch Kürze, der dritte aber durch Kraft auszeichne.

**) Die nähmlichen Regeln, (in Ansehung der Quantität) gelten auch für den Gebrauch der Figuren; für sie um so mehr, da sie, als künstliche Formen, einem größern Mißbrauche ausgesetzt sind, als die natürlichen. Man muß darum nicht nur offenbar fehlerhafte Formen sorgsam vermeiden (Epitheta, wie z. B. eine schwadernde Stelle; Krafen, wie: der thatenbeglänzte Held u. d. gl.), sondern auch die übrigens richtigen darf man nur dann anwenden, wenn sie die Verständlichkeit oder auch (nach Umständen) die Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks wirklich befördern. Figuren, die zu keinem andern Zwecke dienen, als um dem Satze ein breites, buntes und krauses Ansehen zu geben, sind lediglich zu verwerfen; denn ein solcher seyn sollender Putzschmuck trägt nicht nur nichts bey, zur Erkräftigung und Verschönerung des Gedankens, sondern er verdeckt sogar die Sache selbst, und hält dem Auge ein Blendwerk vor, das nur um so verführerischer ist, je glänzender es erscheint. *)

*) Conf. Quinct. L. IX., c. 3.

III. Relation.

§. 21.

Erklärung und Eintheilung.

Der Relation nach soll eine Periode so beschaffen seyn, daß die Glieder einerseits (durch ihre Stellung und Verbindung) sich zu einem Ganzen vereinigen, anderseits sich selbst als Theile ausscheiden.

*) Eine richtig gebildete Periode ist also eine Reihe von Sätzen, wovon keiner, so wie er da steht, für sich völlig bestimmt ist, aber jeder, in Beziehung auf die übrigen, zur Bildung eines Ganzen beyträgt. *) Wir haben übrigens schon an einem andern Orte (§. 5.) bemerkt, daß man die Perioden, wie die Sätze, in einfache und in zusammengesetzte eintheilen könne. Die letztern (wenn alle die einfachen Perioden nur eben so viele Glieder bilden) nennen wir einen Cyklus, eine Periodenreihe. — Beyspiel einer einfachen Periode: Es gibt Menschen von einem so beschränkten Verstande, daß man mit ihnen schlechterdings kein vernünftiges Gespräch, selbst über die interessantesten Materien, unterhalten kann, sondern wenn man sich über gemeinliche Dinge erschöpft hat, die Unterredung mühsam fortschleppen und zuletzt

*) Oratio, in quodam quasi orbe inclusa, procurrens, quoad persistat in singulis perfectis absolutisque sententiis. Cic.

ganz abbrechen muß." — Beyspiel einer zusammengesetzten, erweiterten Periode (desselben Inhalts): Es gibt Personen, welche einen so schwerfälligen und begrenzten Verstand besitzen, daß man nicht weiß, auf welche Materie man sie hinleiten soll, um ein vernünftiges Gespräch mit ihnen zu unterhalten. Selbst die feinsten und angenehmsten Stoffe für einen geistreichen Gedankenwechsel vermögen es nicht, sie aus ihrer stupiden Indolenz zu wecken. Die Unterhaltung verliert sich in eine Art von Trägheit; und man ist gänzlich außer Stand, neue Fäden anzuknüpfen, wenn man das Geschwätz über das Wetter, über ihre Pferde und Kutschen erschöpft hat."

§. 22.

Ordnung.

Das richtige Verhältniß der Glieder hinsichtlich ihrer (äußern und innern) Folge wird Ordnung genannt.

1) Fehler gegen die äußere Folge (nach ihrer Stellung) sind überhaupt:

1) Die Verworrenheit, wenn die Glieder entweder ohne allen Plan (auf das bloße Gerathewohl) durch einander geworfen, oder nach einem erkünstelten Plane (aus einem ängstlichen Streben nach Ordnung) zu sehr verflechten werden. Z. B. Jeder, indem er sich besser und reifer hält, als er ist, und (eine gewöhnliche Selbsttäuschung!)

sich eine größere Summe von natürlichen Talenten und Kräften zutraut, als er besitzt, hält sich, wenn andere ihm diese hervorstehenden Anlagen und Talente nicht zugestehen wollen, für verkannt und beleidigt." Wie mühsam und ängstlich sind hier die Sätze in einander gesteckt, gleichsam eingeschachtelt! Ungleich einfacher und natürlicher lautet die Periode also: „Es ist eine gewöhnliche Selbsttäuschung, daß sich jeder für reifer und besser hält, als er ist: daß er sich — — zutraut, als er wirklich besitzt, und daß er sich eben deßhalb für verkannt und beleidigt hält, wenn andere — — nicht zugestehen wollen." —

2) Die Verkehrtheit (das hysteron proteron), wenn das, was voran gehen soll, erst nachfolgt; und umgekehrt. Z. B. Die Würde des Ausdruckes ist von der Hand der Natur selbst vorgezeichnet, a) und nicht, wie es einigen geschienen, bloß eine durch Sitte und Cultur angenommene Eigenschaft einer guten Schreibart, b) weil ja das Gefühl von Würde und Anstand dem Menschen angeboren ist c). In dieser Periode ist eine doppelte Verkehrtheit: erstlich steht die Affirmation (a) vor der ungleich schwächern Negation (b); und zweytens der Grund (c) nach der Folge (ab). Natürlicher also: „Da das Gefühl von Würde — — angeboren ist: so ist die Würde des Ausdrucks nicht — —, sondern, so wie jenes Gefühl selbst — — — vorgezeichnet". — „Wenn ich glauben darf,

(doch warum sollte ich das nicht, da ich schon so viele Beweise davon habe) daß Sie mein Freund sind: so —". Diese Parenthese hat, nebst dem Fehler des Mißverhältnisses auch den Fehler der Verkehrtheit, weil sie sich auf eine Vorstellung bezieht, wovon erst hinterdrein Erwähnung geschieht.

Eben so bedeutend (obgleich minder auffallend) sind die Fehler gegen die innere Folge — gegen das regimen, wie es die Schule nennt.

Wir haben die verschiedenen Formen, unter denen die Sätze so fern erscheinen können, schon oben (§. 6.) kennen gelernt: und es ist eben Aufgabe für den Verstand, jederzeit diejenige zu wählen, welche die besondere Art des Verhältnisses erfordert. Hier wollen wir nur noch ein Paar fehlerhafte Beyspiele anführen und prüfen. Wenn es heißt: „Weil er vom rechten Wege abwich, so mußte er zu Grunde gehen", so stehen die beyden Sätze in einer ganz richtigen Ordnung. Heißt es aber: „Er mußte zu Grunde gehen, weil er vom rechten Wege abwich „oder" Er, der vom rechten Wege abwich, mußte zu Grunde gehen", so hat die erstere Form eine verkehrte Stellung (denn die Wirkung muß der Ursache nachfolgen) und die andere eine unrichtige Leitung (denn Ursache und Wirkung stehen ja im Verhältnisse der Dependenz, nicht der Inhärenz). — „Da der Wille Gottes allzeit gerecht und heilig ist 1), so ist er auch allzeit anbethungswürdig, allzeit des Gehorsams und der Liebe wür-

dig 2) obwohl die Wirkungen davon für uns hart und schmerzhaft sind 3), weil nur ungerechte Seelen mit der Gerechtigkeit unzufrieden sein können 4)." Diese Sätze folgen freylich sehr richtig nach einander, aber sehr unrichtig aus einander; denn ihre innern Verhältnisse sind von einer ganz andern Art, als sie hier durch die Formen: Da, so, obwohl, weil angedeutet werden. Die ersten zwey Sätze sind vielmehr bestimmte Aussagen; der dritte hebt den (scheinbaren) Widerspruch auf, und der vierte enthält eine theilweise Ausschließung. Die richtige Form dieser Sätze wäre demnach folgende: Der Wille Gottes ist allzeit — — — der Liebe würdig, obschon die Wirkungen davon — sind; nur ungerechte Seelen — —

§. 23.

Zusammenhang.

Das richtige Verhältniß der Glieder in Ansehung ihrer (ausdrücklichen oder versteckten) Verbindung heißt Zusammenhang (Nexus).

Man kann überhaupt auf zweyerley Art dagegen fehlen:

1) Wenn man das, was in der Vorstellung verbunden ist, in der Darstellung unnöthiger Weise trennet (das Mißverhältniß des coupirten, zerschnittenen Styles). Z. B. „Viele Menschen kränkeln ihr ganzes Leben. Sie bringen den Stoff

dazu keineswegs auf die Welt; aber die Erziehung ist Schuld daran. Man verwöhnt sie in Nahrungsmitteln; man verwahrt sie vor Luft und Wetter; und so werden sie allmählig verzärtelt und verweichlicht. Daher wird ihre Organisation schlechterdings unfähig, einen muthigen Widerstand gegen Krankheiten und äußere Zufälle zu leisten. Und, da der Körper Antheil nimmt an den Geschäften der Seele, so werden sie auch fehlerhaft empfinden, undeutlich begreifen, und eigennützig oder wohl gar böse handeln". Offenbar liegt allen diesen Sätzen der Gedanke zu Grunde: „Die Erziehung ist Schuld, daß viele Menschen ihr ganzes Leben an Leib und Seele kränkeln." Die Regel verlangt aber, daß dasjenige, was in der einfachen Form Ein Ganzes bildet, auch in der zusammengesetzten, unbeschadet des Maßes und der Ordnung, nur Ein Ganzes bilden soll. Vorliegende Sätze lassen sich sehr leicht in zwey Perioden (nach Anzahl der Theilungsglieder) zusammen drängen: „So viele, die den Steff zur Kränklichkeit keineswegs mit auf die Welt bringen, werden durch Verweichlichung, durch Verwöhnung in Nahrungsmitteln, durch Verwahrung vor Luft und Wetter, allmählig so verzärtelt, daß ihre Organisation schlechterdings unfähig wird, einen muthigen Widerstand gegen Krankheiten und äußere Zufälle zu leisten. Sie kränkeln daher ihr ganzes Leben; und wegen des Antheils des Körpers an den Geschäf-

tet der Seele, kränkelt auch ihre Seele an fehlerhaften Empfindungen, an verworrenen und undeutlichen Begriffen, an eigennützigen oder wohl gar bösen Handlungen."

2) Wenn man das, was in der Vorstellung getrennt ist, in der Darstellung unnöthiger Weise verbindet (das Mißverhältniß des periodirten, verketteten Stils) z. B. „Kaum hatte ich ihn erblickt, so stürzte ich in seine Arme, und so traten wir ins Zimmer, wo die ganze Familie mich willkommen hieß, und mir Glück wünschte, daß ich meinen Freund gefunden hätte, der auch sogleich alle meine Sachen ins Haus schaffen ließ." — „Wenn Freunde (es gibt deren ohnedieß wenige genug) sich noch dadurch die Fortdauer ihrer Freundschaft erschweren, daß sie einander ihre Fehler (jeder Mensch hat ja die seinigen) sorgfältig verbergen wollen: so bedenken sie nicht, daß ein Freund, den man bloß um eines Fehlers willen verliert, niemahls ein wahrer Freund, (von den Heuchlern in der Freundschaft ist gar nicht die Rede) gewesen seyn müsse." — Dergleichen Gedanken- und Sprach-Schnitzer sind an sich schon auffallend genug.

Die Regel von der Verbindung der Sätze kann aber nicht nach dem strengen, buchstäblichen Sinne befolgt werden; d. h. der Zusammenhang kann nicht immer ein ausdrücklicher (nexus explicitus) seyn, sondern oft nur ein versteckter (implicitus). Wenn nähmlich die Sätze nur eine

solche Beziehung unter einander haben, daß die Hauptvorstellung, von der die Rede ist, in und vor den übrigen immer ins Auge fällt; so können sie, auch ohne eigentliche Conjunctionen, in abgesonderter Form an einander gereihet werden. Z. B. „Weise legte die Natur den Wohlgeschmack in unsre Speisen. Ihre Absicht war, uns auf diese Art zu ihrem Genusse und zur Erhaltung unserer Gesundheit und unseres Lebens einzuladen. So wie der Vernünftige bey ihrem Genusse zugleich auf ihren Geschmack Rücksicht mit nehmen darf, so kann hingegen derjenige dem Tadel eines Wollüstlings nicht ausweichen, welcher das Vergnügen derselben zur einzigen, oder doch zur Hauptabsicht macht, und nicht ist, um zu leben, sondern lebt, um zu essen. Eben so verhält es sich auch mit den Vergnügen. Immer müssen sie nur als Mittel, aber nie als Endzweck gesucht und genossen werden. Daher müssen wir die strengste Mäßigkeit uns zum Gesetze machen, sie nicht oft und geflissentlich suchen, und nicht zu lange und ununterbrochen fortsetzen. Die fröhlichsten und gesundesten Gäste sind die, welche von der Tafel am ersten aufstehen." Trotz der scheinbaren Abgesondertheit stehen doch alle diese Sätze in dem bündigsten Zusammenhange: denn der Hauptgedanke „Wie die Speisen, so müssen die Vergnügen genossen werden" wird von Anfang bis zu Ende auf einem unverrückten Fernpuncte hingehalten und

von allen Seiten beleuchtet. Wollte man diese vertheilten Sätze, welche freylich in einem strengen logischen Nexus stehen, auch in einem grammatischen d. h. in Einer Periode darstellen: so müßte man entweder der Ründe der Worte oder der Fülle der Gedanken unleidentlichen Abbruch thun.

§. 24.

Maß.

Das richtige Verhältniß der Glieder in Ansehung ihres Umfanges und Inhaltes nennen wir Maß (Verhältniß i. e. S.)

Die gewöhnlichsten Fehler dagegen sind:

1) Das Mißverhältniß der Haupt- und Nebensätze (Mangel an Proportion). Z. B. Der Jüngling, welcher von der Natur nur mit mittelmäßigen Geistesgaben beschenkt ist, muß, wenn er anders in der Welt einst sein Fortkommen haben will, sich, so sehr es ihm auch Ueberwindung kostet, desto mehr anstrengen." Man hebe einmahl den Hauptsatz heraus: „Der Jüngling muß sich um so mehr bestreben", und vergleiche ihn in Ansehung des Umfanges mit den vielen und langen Mittelsätzen — welch ein Mißverhältniß! So auch in der folgenden Periode: „Gegen Leute, die auf der langen Weile bleyernem Fittig sich von Haus zu Haus tragen, um ihr lästiges Daseyn spazieren zu führen, bleibt, wenn sie auf keine

Geschäfte oder Abhaltungen, die man haben könnte, Rücksicht nehmen, auch sich durch Dienstboten nicht zurück weisen lassen, kein sichereres Mittel übrig, als sich einzuschließen." — Diesem Fehler läßt sich leicht abhelfen theils durch Zusammenziehung (oder gar Auslassung) der minderwichtigen Nebensätze, theils durch Erweiterung des Hauptsatzes. Obige Stelle z. B. kann sehr leicht sogar in einen einfachen Satz zusammen gedrängt werden: Ein Jüngling von mittelmäßigen Talenten muß sich durch einen desto angestrengtern Fleiß zu seinem künftigen Berufe tüchtig machen." —

Dieses Mißverhältniß in Ansehung des Umfanges fällt jedoch hinweg, wenn anders die Nebensätze von dem Inhalte sind, daß sie unmittelbar und wesentlich zur Bestimmung des Hauptsatzes beytragen. So erweitert Sangerhausen den einfachen Satz: „Was kann den Krieger in der Stunde der Schlacht mehr aufrecht halten, als der Glaube an Gott?" folgender Maßen: In der großen, entscheidenden Stunde, wo Elemente wüthen, die Menschheit rafft, und die Natur verzweifelt; wo der Donner des Himmels vor dem Donner der Erde verstummt; wo umtönt vom Klaggeschrey der Menschheit, Felsen zittern und Meere beben, — hier in dieser entscheidenden Stunde, in diesem Kampfe mit dem Leben, was könnte ihn hier aufrecht halten, wär' es nicht der Glaube, das Vertrauen auf den, welcher mächtiger ist, als

der

der mächtigste, welcher retten kann, wenn er will, und will, wenn es gut ist; in dessen Buche sein Plan und sein Schicksal mit unauslöschlicher Schrift eingeschrieben steht, von Ewigkeit her steht; und welcher erfüllte, großmüthige Pflicht bemerkt und belohnt, selbst nach dem Tode belohnt?" — Trotz den vielen und langen Nebensätzen wird doch der Hauptsatz mit seinen Begriffen „Schlacht" und „Gott" deutlich herausgehoben, eben darum, weil die Glieder unmittelbare und wesentliche Bestimmungen des Ganzen sind. Höchstens mußte der erstere Begriff zu Anfang des zweyten Abschnittes wiederhohlt werden, weil er sonst wegen seiner zu großen Entfernung von dem andern leicht in Vergessenheit kommen könnte.

2) Das Mißverhältniß der Abschnitte, besonders der Vorder- und Nachsätze (Mangel an Symmetrie). Z. B. Wenn sich mitten in der scheinbaren Unordnung die Hand einer weisen und gütigen Vorsehung so deutlich offenbaret, und die Uebel in der Welt nur Bedingungen und Mittel weit größerer Glückseligkeit sind: so kann nur die Unvernunft murren." Eine solche matt auslaufende Periode ist für den Verstand so unbefriedigend, als für das Ohr eine tonische Stelle, die man mit voller Stimme beginnt, aber mit gehemmtem Athem plötzlich endiget. — Ein anderes Beyspiel: „Der edle Mann weiß immer, was er thut und warum er es thut; alles ist bey ihm planmäßig;

überall, wo sein Verstand etwas untersuchen will, ringet er nach Klarheit, und, wenn sein Wille etwas vollführen soll, thut er es mit Festigkeit." Man erwartet von diesen drey coordinirten Sätzen um so mehr einen gleichmäßigen Umfang, da sie noch dazu eine so ziemlich synonyme Bedeutung haben. Man erkräftige nur das erste Glied, vervollständige das zweyte, und verkürze endlich das dritte: so ist das Verhältniß zwischen allen Gliedern hergestellt. Etwa so: „Der edle Mann handelt immer aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen; alles, was er will und thut, steht in der genauesten und innigsten Verbindung mit dem Systeme seines Lebens; überall herrscht bey ihm Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, und Festigkeit und Entschlossenheit in den Handlungen." Auf diese Art werden die Sätze zugleich durch eine allmählige Vergrößerung verhältnißmäßig herausgehoben, so daß der Verstand vom ersten nur vorläufig angereizt, vom zweyten schon mehr hingehalten, vom dritten vollends befriedigt wird.

Es kommt aber auch hiebey weniger auf den Umfang der Abschnitte, als auf ihren Inhalt an. Wenn nähmlich der eine Abschnitt von der Beschaffenheit ist, daß er unmittelbar und wesentlich zur Bestimmung des andern beyträgt; oder wenn er das, was er an extensiver Größe verliert, an intensiver gewinnet: so wird die Symmetrie der Glieder im erstern Falle gar nicht gestört, im an-

dern wenigstens wieder hergestellt. — Ein Beyspiel von der ersten Art: Die Religion ist besonders im Jünglingsalter von größter Wichtigkeit; da, wo die Anfälle der Sinnlichkeit so heftig und eben durch ihre Neuheit so gefährlich, die Vernunft noch so wenig gestärkt, und die Achtung gegen äußeres Interesse noch nicht in dem Maße, wie bey dem Manne, den sinnlichen Trieben Widerstand thut. — Ein Beyspiel von der andern Art: „Sey nur Eins mit dir selbst: so wird dir kein Verhältniß des Lebens fremd oder beengend seyn, die Menschen werden zu dir, als einem zuversichtlichen Manne, Vertrauen fassen, und selbst das Schicksal wird, wo nicht deiner Consequenz weichen, doch schonend über dein Haupt hin walten, oder dich wenigstens ehrenvoll unter den Ruinen deines Glückes begraben." — Hieraus läßt sich auch der Maßstab abnehmen, wonach der Umfang einer Periode bestimmt werden soll. Es kommt nähmlich hierbey weniger auf die Ausdehnung des Ganzen an, als auf die Einrichtung der einzelnen Theile. Manche Periode, die kaum etliche Zeilen umfaßt, kann schon sehr unverständlich seyn, während eine andere, die eine ganze Seite und mehr einnimmt, immer noch sehr verständlich seyn kann. Der Grund ist derselbe, warum z. B. ein Gebäude von einer nur mittelmäßigen Größe, dessen Theile aber recht winkelartig ohne Uebereinstimmung vorspringen und zurück treten, schwer oder gar nicht zu

erfassen ist, während ein anderer noch so weitläuftiger Bau, wenn er nach einem einfachen Plane symmetrisch aufgeführt ist, sogleich eine reine, volle Anschauung gewähret.

*) Wir bringen hier zum wiederhohlten Mahle die Regel in Erinnerung: daß keine ungewöhnliche Redeform ohne Noth und ohne Absicht gebraucht werden darf. Bedient man sich ihrer ohne Noth, so ist es ein offenbarer Fehler; z. B. die Inversion: „Meine Feder ergreife ich," wobey einem unwillkührlich ein bekannter Gegenbegriff einfallen möchte. Bedient man sich ihrer ohne Absicht, so ist es Ziererey; z B. die Inversion: Durch wird er mir noch das Herz fressen, der langsam tödtende Kummer. — Dieser Hang, ganz gewöhnliche Dinge wenigstens auf eine ungewöhnliche Art zu sagen, der besonders bey Anfängern sehr vorherrschend ist, muß schlechterdings bezähmt werden. Es soll die Ueberzeugung in ihnen begründet werden, daß die Figuren den Ideen entgegen kommen, nicht aber die Ideen den Figuren erst nachlaufen müssen; daß alle Abweichungen von dem Wege der allgemeinen Regel nur so fern zulässig seyen, als sie kürzer und leichter und angenehmer zum Ziele führen; und daß die höchste Kunst darin bestehe, der Natur gemäß zu schreiben. —

Besondere Stylistik.

§. 25.

Angemessenheit.

Nebst den allgemeinen Eigenschaften, welche dem Styl überhaupt nach nothwendigen Bestimmungen zustehen (§. 12.) ergeben sich noch besondere Eigenheiten, welche jeder Schreibart unter zufälligen Bedingungen und Beschränkungen zukommen, je nachdem nähmlich der Gegenstand der Vorstellung, der Zustand der Vorstellungskraft, endlich der Standpunct, unter welchem die Vorstellung auf die Vorstellungskraft bezogen wird, von verschiedener Art sind. *)

*) Populär d. h. der jugendlichen Fassungskraft mehr zusagend, aber dem wissenschaftlichen Begriffe minder genügend, ist die Erklärung und Eintheilung der Modalität: nach dem Inhalte der Rede, nach der Absicht des Redners, endlich nach dem Bildungsgrade des Lesers oder Zuhörers.

Diese Eigenthümlichkeit der Schreibart, vermöge welcher sie den angezeigten objectiven und subjectiven Bedingnissen mit gleichmäßiger wechselseitiger Beschränkung entspricht, nennen wir Angemessenheit (Elegans).

*) Der Begriff „Elegant" würde wenigern Mißdeutungen ausgesetzt seyn, wenn nur das Wort nach seiner ursprünglichen (etymologischen) Bedeutung genommen würde. Elegans (von eligere, legere) heißt ursprünglich dasjenige, was auserlesen, ausgewählt, mit Geschmack vor- und dargestellt ist. Dem Eleganten ist also nicht (wie einige dafür halten) das Einfache und Natürliche entgegengesetzt, sondern einerseits das Nachlässige, das Niedrige, Pöbelhafte Triviale, — anderseits das Gezierte, das Gezwungene, Ueberladene, Erkünstelte. Folgende Stelle z. B. ist in einer nachlässigen Schreibart abgefaßt: „Die Natur schlägt im Schreiben eine beliebte Kürze und Einfalt vor; sie faßt die Frucht an, reif ist sie sie vom Baum. Die Kunst hat diesen Weg erweitert, und (bald hätt' ich gesagt) verschönert; es kommt auf den Geschmack an. Die schönsten Früchte von der Spitze des Baumes, welche die Hand nicht ohne Verlängerungsstange reichen konnte (der Mund kann gar nicht heran) werden ausgewählt, auf porcellane Teller gelegt, mit Blumen und Blättern, die vor unsern Augen den Geist aufgeben, geschmückt, und so auf eine mit Spiegelglas und Puppen gezierte Tafel gesetzt. Ja, weil manche Gäste das Obst aus der Hand des lieben Gottes nicht vertragen können (denen

es Blähungen macht), so werden sie ihnen überzuckert und candisirt, und Mumien im egyptischen Sinne daraus gesotten. Pfefferkuchen sind ihnen besser als Honig u. s. w." — Folgende Stelle dagegen „über die eigenen Nahmen der Teutschen" hat zu viel Geziertes, Erkünsteltes; sie affectirt gleichsam einen grandiosen Gang auf einem Gemeinplatze: „Wirket es folgenreich im thätigen Leben, wenn den kräftigen Mann, wie den kühnen Erde-Umsegler, ein ewiges Gestirn, so auch — ein leuchtendes Hochbild getreulich begleitet, nach dem er allje, wo er noch war oder wandelte, den Lauf zum Rechten und Großen berichtige: so wirket es kräftiger noch, wenn der eigene Nahme, der von den gleichartigen Wesen uns alle genauest unterscheidet, womit Freund und Trauter, so wie Feind und Spotter, jeall uns grüßen, einem Weisen und Helden in uns rufen, oder, einem Feiglinge und Thoren. Der Glanznahme erhebet, gleich den durchströmenden Sonnengedanken, deinen Blick doch immer über des Alltages Niedrigkeiten, zum Göttlichen hin, den mitlebenden Wesen allen noch liebenahes Vertrauen, glaubenvolles Erwarten, oder auch Achtung lebendiglich zuflammend: der Dunkele und Gehaltlose läßt Deinen Blick oft niedersinken zur edelen Gemeinheit, die Mitwesen immer vertrauend dir zuleitend; indessen der Unedele, etwa mit Mißsinn, oder mit Unthat Befleckete, ja vielleicht vom Unglück Begleitete, die Menschen alle, die des Führers bedürfen, dir unrückhaltbar entscheuchet u. s. f."

**) Das Verhältniß der Correctheit zur Eleganz (in theoretischer und practischer Hinsicht) läßt

sich folgender Maßen andeuten: Die Correctheit ist Sache des Verstandes, die Eleganz Sache des Geschmackes; jene beruhet auf nothwendigen, diese auf bedingten Gründen; die erstere kann daher nach Regeln gelehrt, die andere aber muß in Mustern gleichsam nachempfunden werden: in Ansehung der Correctheit ist die Theorie Gesetzgeberinn, in Ansehung der Eleganz aber nur Richterinn; das Correcte kann, als an sich edel und gut, anbefohlen, das Elegante aber, als bloß bequem und zuträglich, angerathen werden; Correctheit ist für den Schriftsteller Pflicht, Eleganz — Verdienst u. s. w. — Correct, — dem Verstande genügend, ist z. B. „Wenn uns ein bedeutendes Glück oder Unglück erwartet, so regen sich in uns gewisse Ahndungen, welche unsre Fassung in Freude wie Schmerz vorbereiten und befestigen soll." Elegant — zugleich dem Gefühle zusagend: „Wie den Geistern im Schakspear gewöhnlich eine vorbereitende Musik vorangeht, so erheben sich auch in unserm Herzen einzelne musikalische Anklänge, wenn uns ein bedeutendes Glück oder Unglück erwartet, — Töne, die uns zur Harmonie leiten sollen in Freude wie in Schmerz." (Fr. Horn). In jener ersten Stelle begnügte sich die Eleganz, wegen des einfachen Inhalts, auch mit dem einfachsten, natürlichsten Ausdrucke; in dieser verlangte sie, wegen des Gefühls, das mit der Ahndung zusammenhängt, sogar bildliche, sanft-rührende Formen. — Dieses So oder Anders, dieses Minder oder Mehr zu bestimmen, worin sich der elegante Styl von dem bloß correcten unterscheidet, ist aber (wie gesagt) lediglich

lich Sache des Geſchmackes; und dieſe äſthetiſche Urtheilskraft über das, was ſich ziemt oder nicht ziemt, kann ſich hauptſächlich nur dadurch bilden, daß ſie an Muſtern das Schöne mittelbar aufſucht, während hingegen der Verſtand aus Regeln das Richtige unmittelbar ableitet. *)

I. Modalität
rückſichtlich des Gegenſtandes der Vorſtellung. **)

§. 26.
Erklärung und Eintheilung.

Nach dem Gegenſtande der Vorſtellung wird die Schreibart eingetheilt: in die hiſtoriſche (Darſtellung ſinnlicher Anſchauungen), in die didaktiſche (Darſtellung der Begriffe), endlich in die philoſophiſche (Darſtellung der Ideen).

---

*) Ut vere hoc dictum (Ciceronis) est, caput esse artis decere, quod facias; ita id neque sine arte esse, neque totum arte tradi potest. Quinct.

**) Unter dem wiſſenſchaftlichen Standpuncte der Styliſtik erſcheint zwar der ſubjective Moment der Rede früher, als der objective; nicht aber unter dem methodiſchen, weil hier vor allem die Frage entſteht: wovon die Rede handle.

*) Durch die Historie (als eine Erzählung oder Beschreibung sinnlicher Wahrnehmungen) erhalten wir z. B. eine Anschauung von Sokrates; durch die Moral (wie fern ihre Lehren Abstractionen des Verstandes sind) den Begriff eines Weisen; durch die Philosophie (als Vernunftwissenschaft) die Idee von Weisheit.

§. 27.

Historische Schreibart.

Die historische Schreibart beeifigt sich mit dem einfachsten natürlichsten Ausdrucke.

Beyspiel. *)

Der fruchtbare Johannisbeerbusch ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte, das Erste, was dem Kinde ge-

*) Die Beyspiele sind aus „Ernst Wagner's historischen ABC" entnommen; einem Werklein, das sich (außer andern Vorzügen) besonders auch durch die Verschiedenartigkeit des Charakters in den einzelnen, kurzen und doch abgeschlossenen Artikeln, zu einem practischen Lehrbuch der Schreibarten vorzüglich eignet. Diese Muster mögen nebenbey zum Beweise dienen, wie Ein und derselbe Redner seine Vor- und Darstellungsart nach Umständen verschiedentlich modificiren könne und — müsse, wenn er anders den Nahmen eines geschmackvollen, eleganten Schriftstellers verdienen will.

rieth; auch ist er das Erste, was man im Jahre pflanzt; er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährliche Früchte, und die Aernte von ihm ist eine der frühesten. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Freude mit mir theilen. — Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, so bald der Schnee verschwunden, und der hübsche gelbe Rasen durchgethauet war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbenen durch neue ersetzte, und dabey oft mit Entzücken den mir so wohl schmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittenen Zweige sog. — Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit, und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. — Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. *) — O ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit! ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft überschatten, wie damahls meine Sommerstunden!

*) Hier verändert sich, bey dem Uebergange des ruhigen Zustandes in den bewegten, die Vorstellungsart, folglich auch die Darstellungsweise.

§. 28.

Didaktische Schreibart.

Die didaktische Schreibart verlangt überhaupt einen regelmäßigen Ausdruck.

Beyspiel.

Feines Betragen wird jetzt allmählig immer seltener gefunden, je mehr der Satz „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichteste Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung gibt" von den Erziehern mißkannt und vernachlässiget wird. Man sagt nur: *) Ihr sollt gute Menschen werden, und so und so müßt ihr es anstellen. Aber kein Mensch sagt ihnen: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmahl nüchtern, oder gar mit riechendem Athem dasselbe thut, und euch dadurch bey Jedermann unleidlich macht." — Was hilft denn alles Seyn, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabey fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, wenn ich auch nicht viel weiß und kann — wenn

*) Hier verändert sich der subjective Standpunct; die Sprache läßt sich zur kindlichen Vorstellungsweise herab.

ich nur tugendhaft bin)" — — — Das Schlimmſte bey allen ſolchen Dingen iſt, daß nachher die Welt, die fremde Geſellſchaft, ſie zu rügen unterläßt, weil eine ſolche Rüge für beide Theile höchſt unbequem iſt, und von der einen Seite meiſtens nicht wohl und vollſtändig gegeben, von der andern aber immer vollſtändig übel genommen wird. Es gehört ein eigenes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Anſinnung zu wagen, beſonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reitzend ſind. — Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geiſt verliehen hat, auf die gemäßeſte und bequemſte Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen — um wie viel angenehmer würde unſer geſellſchaftliches Leben ſeyn!

§. 29.

Philoſophiſche Schreibart.

Die philoſophiſche Schreibart endlich erfordert einen erhabenen, künſtlichen Ausdruck.

Beyſpiel.

Ewigkeit der Kunſt. Ich glaube feſt an ſie, ſelbſt in der Zeit (obgleich Ludwig Tieck dieſe hier für einen zu groben Stoff hält); denn ich habe bey der Kunſt von jeher das Daſeyn ei-

ner Art von Seelenwanderung gefühlt. Die Zeit kann allerdings ein Kunstwerk verschlingen, und verschlingt es oft, aber nicht seinen Geist; die Kunsterscheinung müßte denn in einer menschenleeren Oede aufblühen und vergehen. Der Geist zieht, unabhängig von fernerm Anschaun, von Traditionen u. s. w., mächtig und ewig durch die Geister fort. Das Kunstwerk, indem es vollendet dasteht, wird dadurch ewig, daß es das menschliche Gemüth oder die Geister ergreift; und die Spur dieses seines wirklichen Daseyns kann nun nicht wieder verloren gehen: der Weltgeist, der Gott, der es entstehen ließ, bewahrt es nun auch im Menschengeschlechte, und läßt es irgendwo von neuem aufkommen, ansprechen, anschauen; so wie überhaupt eigentlich von allem, was vollendet da war, auch Spuren in der Zeit zurück bleiben müssen.

II. Modalität rücksichtlich des Zustandes der Vorstellungskraft.

§. 30.

Erklärung und Eintheilung.

Nach dem Zustande der Vorstellungskraft theilen wir die Schreibart ein: in die prosaische (Darstellung der Gedanken), in die poetische (Darstellung der Gebilde), endlich in die ästhetische (Darstellung der Gefühle).

*) Die Vorſtellungskraft (die Seele) wirkt entweder im Zuſtande der Betrachtung, als Denkkraft (Verſtand), oder im Zuſtande der Beſchauung, als Einbildungskraft (Phantaſie) oder endlich im Zuſtande der Empfindung, als Gefühlskraft. So kann z. B. der Werth der Tugend **gedacht**, oder ihre Schönheit **angeſchaut**, oder ihre Würde, Kraft und Milde **empfunden** werden.

**) Man kann ſich freylich eine Proſa und eine Poeſie denken (an ſich) als bloße Spiele mit Formen des Wahren und Schönen, für Verſtand und Phantaſie. Dieſes Wahre und Schöne wird aber (für uns) nur dann lebendig und fruchtbar, wenn es unſer Gefühl anregt, unſer Gemüth ganz und gar durchdringt. Poeſie und Proſa als Redekünſte im edelſten Sinne des Wortes, müſſen daher ſo fern immer zugleich Gefühlsſprache ſeyn, ſo daß dasjenige, was wir begreifen und anſchauen, uns auch ergreife und erwärme. Die äſthetiſche Schreibart fällt demnach in concreto immer ſchon mit der höhern Proſa (der Beredſamkeit) und beſonders mit der Poeſie in Eins zuſammen. — Ueberhaupt was in der Theorie als getrennt dargeſtellt wird, erſcheint meiſtens in der Praxis als verbunden. So fließen nicht nur Bild und Gefühl gern und oft in einander, ſondern auch Bild und Begriff; wie wir denn auch (um ein Gleichniß zu gebrauchen) im Sonnenſtrahle zugleich Licht, Farbe und Wärme wahrnehmen. Ja, das vollkommenſte Kunſtwerk iſt gerade dasjenige, wo alle drey Vorſtellungskräfte zugleich angeregt und befriediget werden.

§. 31.

Profaiſche Schreibart.

Der Charakter der profaiſchen Schreibart *) iſt überhaupt Klarheit (Licht).

Beyſpiel.

Lob. Hüthe dich, die Menſchen eher zu loben, als du weißt, daß ſie dein Lob unſtreitig verdienen. Denn unverſehens triffſt du einmahl mit mehrern derſelben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreiſe gelobt haſt, öffentlich zuſammen; die Geſellſchaft verlangt ein deinem Urtheile gemäßes Betragen; jeder der Gelobten fordert laute oder ſtil-

*) In der profaiſchen Schreibart, ſo wie in der didaktiſchen (§. 28.) und in der ſcholaſtiſchen (§. 36.) erkennen wir keine andere, als den correcten Styl, wovon bereits die allgemeine Theorie gehandelt hat. Wenn dieſe Eigenſchaft des Styls hier als eine Eigenheit der Schreibart nochmahl berühret wird: ſo geſchieht es auch beſonders in der Abſicht, um das Verhältniß der Eleganz zur Correctheit unter allen Beziehungen herzuſtellen. Indem ſie ſo fern als Mittelart gilt, woran die übrigen Schreibarten verglichen werden können; ſo ergibt ſich hieraus für Theorie und Praxis eine leichte und ſichere Methode, das Beſondere unter das Allgemeine zu ſtellen, und das Allgemeine in das Beſondere aufzulöſen.

stillschweigende Bestätigung; jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen; und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken, oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. — Uebrigens bin ich sehr oft beym Lobe Anderer besorgt, und bey ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der höchste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachstehende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möchte ich sie durchaus nicht leben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings Recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind.“ Ferner: Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich — aber eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! denn gerade die gerechen ihm noch zur größten und einzigen Ehre“ u. s. w. — Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir — o Gott! in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt. Und wer wird nicht von ihnen geplagt?

§. 32.

Poetische Schreibart.

Der Charakter der poetischen Schreibart *) ist Anschaulichkeit (Farbe).

Beyspiel.

„Wenn Ihr eine echte poetische Blume findet, recensirt sie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Sehet doch den guten Linné an — er liebt und tadelt seine Blumen nicht, er stellt ihr Daseyn nur an, und classificirt sie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. — Aber mir will auch das Classificiren gar selten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der schönen Seelenwelt im menschlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte solcher echten Blümlein; aber ich kenne ja nicht das Wesen des kleinen Halmes, auf den ich trete — wie viel weniger dann deren Eines! (Vergl. das Beysp. §. 37.)

*) Man glaube aber nicht, daß derjenige schon ein Dichter sey, welcher irgend einen Satz poetisch einkleiden kann; so wenig als daß derjenige schon ein Philosoph sey, welcher etwa einen Satz in abstracter Form darzustellen vermag — — obwohl freylich auch schon in manchem Gleichnisse die Anlage zu einem Gedichte, so wie in mancher Definition die Anlage zu einer Philosophie verborgen liegt.

§. 33.

Aesthetische Schreibart.

Der Charakter der ästhetischen Schreibart ist Lebhaftigkeit (Wärme).

Beyspiel.

Quelle ewiger Jugend. Es ist gewiß, daß sie uns schon auf dieser Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmlisches Rieseln! Ich habe sie nie anderswo gesucht, als in der Phantasie. — Wie arm und veralket kam mir oft das Leben vor — wie gemein und abgelebt alle meine Handlungen — wie fade und unlustig alle Zukunft — wie tief saß der ganze Philister in der abgeschmacktesten, spießbürgerlichsten Prosa da — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner- und schwarze schmutzige Wolke — alle irdischen Dinge, Verhältnisse und Meinungen so verbraucht und längst abgetrocknet, wie leeres Stroh! — Auf einmahl trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth — weich und süß, aber so tief rührend und kräftig, daß mein durstendes Herz vor dieser wunderbaren Frische erbebte, und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufschauerte. — Da sah ich hinüber in das Land der Seelen, und schaute den Quell der Verjüngung, und um seine ewigfrischen Blumenränder spielten die Kinder der Unsterblichkeit! Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmlischen Wun-

derfaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geschwellt!

III. Modalität
rücksichtlich des ob- und subjectiven Standpunctes.

§. 34.

Erklärung und Eintheilung.

Nach dem Standpuncte endlich, unter welchem ein Object auf ein Subject bezogen wird, theilen wir die Schreibart ein: einerseits in die niedere, mittlere und höhere; anderseits in die populäre (volksthümliche), in die scholastische (schulgerechte) und in die classische Schreibart. Beide Standpuncte fallen meistens in Einen zusammen, und zwar so, daß der objective sich nach dem subjectiven richtet.

*) Ein gewisses Object (z. B die Historie) kann entweder als eine Anschauung (als sinnliche Erscheinung) oder als ein Begriff (als eine Reihe von Ursachen und Wirkungen) oder als Idee (als Offenbarung Gottes u. dgl.) vorgestellt werden; und für gewisse Subjecte, z. B. für Kinder, muß die Moral in kurzen, lehrreichen und rührenden Beyspielen —, für reifere Jünglinge in abstracten Erklärungen und Beweisen —, für philosophische Denker endlich in einem, nach Grund-Ideen regulirten Systeme behandelt werden.

§. 35.

Populäre Schreibart.

Die populäre Schreibart läßt sich zur einfachen, natürlichen Darstellung der niedern Volksclasse herab.

Beyspiel.

Stehlen. *) — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe einmahl gestohlen; und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit

*) Der Verfasser ahmt hier die Darstellungsweise des Kindes nach, dessen Gedanken und Empfindungen er zu schildern unternimmt. Dieses Subjectiviren (wie es die Schule nennt) d. h. dieses „sich versetzen in die Seele eines Andern" ist nicht nur in der Poesie nothwendig, sondern auch in der Prosa. Im Briefe z. B. muß jederzeit die Individualität desjenigen genau berücksichtiget werden, an den das Schreiben gerichtet wird; im Gespräche (Dialog) sogar die Charaktere aller derjenigen, welche der Verfasser als redende oder angeredete Personen aufführt. Diese Modification ist aber auch beynahe die einzige, welche solche Aufsätze in Ansehung des Ausdruckes von den übrigen Schreibarten unterscheidet. Denn was z. B. die sogenannte Courtoisie in Briefen anbetrifft, so gründet sie sich weniger auf die Theorie des Styls, als auf die Convention der Gesellschaft: wonach sie sich denn auch zu richten hat.

des Grenzzaunes im Grase liegen — ein Pfund wog er wenigstens — citronengelb war er, und hatte die schönsten Karminflecken — essen wollte ich ihn nicht — aber haben! — Des Mittags betrachtete ich ihn wieder — des Abends lag er noch immer. „Herr Nemmel (sprach ich bey mir selbst) ist doch ein liederlicher Mann — hätten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!“ Am andern Morgen glänzte er im Thau, klotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wütendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenstücke auf. — Ich aß noch im Garten mein Morgenbrot — aber mit so zweideutigem Appetit, wie ein Teig fressender Esel — und trat dann angstvoll ins Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte, und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er kannte seinen Mann — ich mußte sogleich, statt aller Strafe, das siebente Gebot verlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen, und um Verzeihung bitten. — O des furchtbaren, ungeheuern Ganges!

Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwey Worte, die ich sprach, (nähmlich „Herr Rommel!!“) sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut — es kam eine Freudigkeit über mich — ich sagte alles treulich, was mir befohlen war — blickte dann weinend nieder — der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter — die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken — und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück. — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen, zu stehlen.

§. 36.

Scholastische Schreibart.

Die scholastische Schreibart *) behauptet schlechtweg die regelmäßige Darstellungsart der Schule.

*) Der Styl überhaupt ist ursprünglich in der Schule (i. w. S.) gebildet worden, indem man aus den verschiedenen Mundarten der einzelnen Provinzen, Volksclassen, Kunst- und andern Gewerken das Nothwendige und Nützliche in die Schriftsprache aufnahm, und den allgemeinen und besondern Sprachgesetzen gemäß ausbildete und zusammenfügte. Die ganze Kunst, die verschiedenen Schreibarten angemessen zu gebrauchen, beruht daher auf der richtigen Modification der correcten, scholastischen Schreibart, so

Beyspiel.

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretenen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden; z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetzte — in Ebnen, wenn ich stehen blieb — im Hause den'm Anfange des Abendessens — am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit einander sind: wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Dinte am meisten liebt; wo man das vorher Gedachte mit größerem, gleichsam erst kürzlich erworbenem Scharfsinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeisterung nennt, war mir fast einerley mit Lebensfülle, und zu diesem Zustande fand ich stets und

---

das man z. B. behaupten könnte: die populäre Schönheit lasse sich unter die Regel herab, um der Fassungskraft der niedern Volks-Classe zu entsprechen; und die classische erhebe sich über die Regel, um der Geisteskraft der höhern Classe zu genügen. Aber gerade das „wie weit?" und das „womit?" kann nicht durch Lehren bestimmt, sondern fast einzig nur in Beyspielen nachgewiesen werden.

vor allen Dingen eine vollkommene Nüchternheit nothwendig. — Daß es wirklich Menschen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeisterung durch starke Getränke hervorzurufen, oder gar festzuhalten vermögen, scheint mir unglaublich. Von andern hingegen — die sich obstiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, sich die Adern aufbeißen wollen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu dessen Ermattung anrücken lassen — habe ich selbst manche Beyspiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affectirte, nie echte Genialität — und ich könnte auch einen solchen nicht affectirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als — Hanns Dampf.

§. 37.

Classische Schreibart.

Die classische *) Schreibart endlich erhebt sich

*) Das Wort „classisch" hat einen doppelten Sinn: Erstens heißt es dasjenige, was in seiner Art vortrefflich ist; und so fern kann und soll auch die populäre Schreibart classisch seyn (wie denn z. B. Hebel ein classischer Schriftsteller ist). Zweytens wird dasjenige so genannt, was der höhern, gebildeten Classe eigenthümlich ist; gemäß der Sitte der Römer, welche die classicos von den proletariis,

zur künstlichen Darstellung der höhern (gebildetern) Volksclasse.

Beyspiel.

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blühend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserey uns lange mit Fadheit umdüftet hielten — und nun auf einmahl ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freyheit, näher und näher webend tönt — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! — So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vierthägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf einmahl krümmen sich prächtige Purpurwürmer durchs Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich an, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von deether naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke

---

den Gliedern des gemeinen Volkes, unterschieden. In dem letztern Sinne wird hier das Wort „classisch" genommen.

im kreiſchenden Purpurgewühle nach Oſten zu ihrer Nacht hinab, und ich ſehe mit Gewißheit der erſten ſternhellen Nacht entgegen, und ſehe kein Ende der vielen künftigen ſchönen Tage vor mir! — So iſt es meiner Seele, wann der erſte Hauch eines göttlichen Gedichtes mir den Himmel des Lebens wieder erſchließt! — Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Geſängen hin — ich harre, und zögre mit dem Genuſſe — ſuche geſchwinde noch ein irdiſches Geſchäft auf, um es — zu beſeitigen, pflege mich flüchtig mit Speiſe und Trank, ziehe einen beſſern Rock an, waſche meine Hände, ſchaffe Einſamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! — O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menſchliche Seele dich ſo voll, ſo warm und in ſo dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß ſie in ſo gänzlichem Selbſtvergeſſen ſich dir ergibt!

Anhang.

§ 38.

Witzige, komiſche Schreibart.

Witzig heißt die Schreibart, wenn ſolche Redeformen als verbunden oder getrennt erſcheinen, deren Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit, obgleich ſehr nahe liegend, doch von dem bloß regelgerechten

Redner nicht bemerkt werden. Wenn z. B. Lichtenberg sagt: „Wir haben mehr Titulär-Philosophen, als wirkliche"; und anderswo: „Der Anblick der Meereswogen, ihr Leuchten, und das Rollen ihres Donners, gegen welchen der hochgepriesene Rheinfall bloßer Waschbecken-Tumult ist:" so ist jenes Wortspiel und dieses Gleichniß witzig, weil dort die ungewöhnliche Anwendung gewöhnlicher Titel, hier die Zusammenstellung so verschiedenartiger Begriffe Jedermann, obschon sogleich auffallen, doch eben nicht auch einfallen.

Gewöhnlich nennt man als Figuren des spielenden Witzes: das Wortspiel, das Paradoxe, den Contrast, die Vergleichung, die Ironie — — Man könnte hinzu setzen: überhaupt alle Figuren, besonders die Tropen, so fern sie — auf eine witzige Art gebraucht werden. — Außer diesen sind hier noch zu nennen: die Parodie, eine scherzhafte Umbildung ernsthafter Stellen, und das Naive, eine Nachahmung des Kindlich-Einfältigen, wie fern dieß im Gegensatz zu dem Herkömmlichen ist.

Ein solches Spiel mit so ungewöhnlichen, fein bezeichneten Verbindungen und Trennungen verschafft dem Leser und Zuhörer Vergnügen (wenn auch keine Belehrung), und so fern wird eine solche Schreibart auch eine unterhaltende genannt.

Wenn nun aber der Witz sogar ein förmliches Widerspiel treibt von allem dem, was der Ver-

stand und der Geschmack in Ansehung des Ausdruckes als richtig und angemessen empfiehlt, so ist und heißt die Schreibart lächerlich, komisch.*)

Wie fern 1) der Witz gegen die Correctheit, gegen die Regeln des Styls, absichtlich verstößt, so gibt es eben so viele Formen des Lächerlichen, als — Unformen d. h. Fehler im gewöhnlichen Sinne. Es wird ein Leichtes seyn, die Eigenschaften anzugeben, wovon folgende Ausdrücke (von Lichtenberg) auf eine witzige, komische Art das Widerspiel sind: Er bekam die Hauptprügel, der andere nur das accessit — Er raspelte die auctores classicos seine ganze Lebenszeit durch — Doctor der Thanatologie — Etwas aus Ultrarepublicanische thun — Es regnete so stark, daß alle Schweine rein, und alle Menschen drecking wurden. — Die geschärfte Sokratische Methode (die Tortur) — Eine Vorrede zu einem Buche konnte Fit-

*) In dicto ridiculum est id, quod verbi, aut sententiae quodam acumine movetur' Cic. —

Meistens liegt jedoch der Grund des Komischen, wie überhaupt des Witzigen tiefer, als in der Sprache; nähmlich in der Sache selbst. Diese Bemerkung gilt noch mehr von der Satyre und von dem Humor, so daß man also wohl nicht von einer satyrischen und humoristischen Schreibart reden kann.

genwedel, und eine Dedication Klingelbeutel betitelt werden — u. dgl.

Wie fern 2) der Witz gegen die Eleganz absichtlich verstößt, so lassen sich eben so viele Arten des Lächerlichen annehmen, als es überhaupt Schreibarten gibt. Man kann z. B. (in objectiver Hinsicht) das Gemeine auf eine pretiöse Art, das Große, Feyerliche auf eine niedrige, einfältige Weise behandeln; oder (in subjectiver Hinsicht) das Ernste mit Scherz, das Kalte mit Wärme, das Unfruchtbare mit verschwenderischer Fülle und Kraft darstellen.

Beyspiel.

Kupferstiche. Die ersten illuminirten, die man in der Jugend sieht, bleiben auch — geschmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung — ewig die schönsten. Ich hatte das Glück, zuerst drey große Stücke zu sehen, die nicht zu den schlechtesten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geschwistern zum Geschenke mitbrachte. — Alle drey glühten im prächtigsten Farbenreichthum. Es ward uns sehr eingeschärft, sie zu schonen, und man ließ sie uns nur bey besondern Gelegenheiten, an Fest-, Krankheits-, Freuden- und Lavir-Tagen betrachten; und dann war auch ihre Wirkung immer die sicherste und beste. — Der erste Kupferstich war ein Jagdstück. Der Wald, durch den die Jagd zog, schimmerte so herbstlich bunt! Alle Jäger sprengten, auf herrlichen Pferden, und mit

reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuern Eber nach, über den sieben Hunde her waren; den achten hatte er so eben jämmerlich zerhauen. Die Verse unter dem Bild, die mir damals vorzüglich werth waren, und mich bey jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemählde ahnen ließen, habe ich leider vergessen — und hieraus schließe ich, daß es doch wohl das schlechteste unter allen gewesen seyn mag. — Das zweyte stellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten und versilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und doch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwischen hellen Sonnenblicken gar kühl und lustig da zu liegen schien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und besonders das äußerst vornehme Betragen, was hier augenscheinlich herrschte, weiß ich mit nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, so stolz — die prächtigsten Herren, doch so tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein — Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten seyn mußte. „Hier (dachte ich) gehen mir die Rechten, Wahren spazieren — hier muß das Betteln etwas eintragen — und, welche Goldstücke mögen nun wohl erst aus den

Kutschen herabfliegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!" — Unten standen folgende Verse:

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch zu setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud.

Also macht der Dichter nicht einmahl viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete — er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müsse von Rechtswegen so seyn, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! — War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft) Hei, was da großer Ehren gepflogen ward!" — Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegenheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet seyn sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl, und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben dieser großen Welt. Ey, Ey, (sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen Fratzen) ihr sehr erhabnen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst einmahl in Eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen!" Dann fiel es mir freylich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemahlt seyen — aber da tröstete mich wieder die ange-

angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu weben schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuern Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffe's, „so große Ehren pflegen" konnte. — Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborten nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Geldhaufen beladnen Tische unter freiem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehrern Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders redete:

„Sehr viele sind verliebt ins Spiel von Kegelschieben,
Wobey man sich doch oft gar sehr abmatten kann;
Die Andern wollen sich dabey in dem Schmarotzen üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viele Kegel an."

Bey aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung

Bayerische Staatsbibliothek München

habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemahls herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmarachein sey. Keine Menschenseele hat mich jemahls über diese schöne und kräftige Benennung berichtigen können. Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzu undeutlichen Bilde ausgerufen: Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardwesen (dessen Seligkeiten mir noch unbekannt sind), auf ewig entsagen, wenn ich nur erst ein einziges Mahl in meinem Leben so recht nach Herzenslust — schmarachein könnte!

Ausführliche Beyspiele,

mit

kritischen Bemerkungen

besonders in Hinsicht auf die Angemessenheit der Schreibarten.

I. Unarten. Unschicklichkeiten. 1)

(Aus Freih. von Seckendorff Lebensregeln für Jünglinge.)

In dieser Schrift, die den Anstand und die Schicklichkeit lehren soll, alle Fehler und Unarten aufzuzählen, wäre eine völlige Unmöglichkeit. Ihre Zahl ist Legion. Ich muß mich damit begnügen, von denen zu sprechen, die ich am häufigsten beobachtet und zum Theil befeufzt habe. Einige derselben sind an und für sich der menschlichen Gesellschaft lästig, andere sind es mehr in der Einbildung oder in dem Gefühl, das nach und nach bey gesitteten Menschen durch Erziehung und Umgang entsteht.

Eine der größten Unschicklichkeiten ist das Schreyen und laute Lachen in Gesellschaften, indem es, außer dem schmerzhaften Eindruck auf das Gehör-

organ, die übrige Unterhaltung stört, oder unmöglich macht. Manche Menschen haben sich das Schreyen so angewöhnt, daß sie den Mund kaum öffnen können, ohne alles nieder zu donnern 2). Der Oheim nach der Uhr, dessen ich oben erwähnte, war wegen dieser angenehmen Eigenschaft unter dem Nahmen Schreyer bekannt. Bey seinem Geschrey pflegte er mit geballter Faust den Leuten gegen das Gesicht zu fahren, so daß, wer ihn nicht kannte, (denn sein Herz war so sanft, als seine Sitten rauh waren) noch mehr in Schrecken gerieth. Ich war gegenwärtig, als er dem berühmten Bienenschriftsteller Cyrich, der ihm aus Gefälligkeit zu einem seiner Bienenstöcke einen gut gelungenen Versuch mit dem Abzeideln ohne Tödtung des Schwarms gemacht hatte, dafür Lob und Dank sagen wollte. Es geschah mit einer solchen Stentorsstimme und mit solchen pugilistischen Geberden, 3) daß der gute Prediger, der es unrecht verstand, darüber förmlich in Ohnmacht fiel und man lange brauchte, ihn wieder zu sich zu bringen und zu trösten. Ein anderes Mahl empfieng dieser Kriegsheld (er war Oesterreichischer General) eine seiner Nichten, die er zum Essen geladen hatte, mit geschlossener Faust und dem Gebrüll: „Sie prügeln einander alle Tage" — „Wer denn," fragte sie ganz erschrocken. „Nun, wer sonst? die B." antwortete er polternd. Es war die Rede von einem unglücklichen Ehepaar in der Familie, das sich

kürzlich verheirathet hatte. Ich kannte einen solchen Brüller, der mit gutem Vorbedacht seine starke Stimme dazu brauchte, um jeden andern in der Gesellschaft zu überschreyen und sich allein des Wortes zu bemeistern. Er war mit dem groben Geschütz in einer Schlacht zu vergleichen, wo man nur schwach das kleine Gewehrfeuer und das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden heraus hört. 4)

Jemand in der Rede unterbrechen, gehört eben so wenig zum guten Ton, als wenn mehrere zugleich einen ansprechen und das erste Wort erzwingen wollen. Im ersten Falle, wenn der Versuch, anzufangen, besonders mit einer Erzählung, die man vortragen will, einige Mahle mißlingt, ist es am besten, den Mund ganz zu schließen und unter keiner Bedingung nochmahls zu beginnen. Im andern bleibt für den, der einen solchen Anfall auszuhalten hat, nichts anderes übrig, als ruhig abzuwarten, bis der Sturm sich legt und etwa eines der Elemente die andern zum Schweigen bringt. In Weibergesellschaften sprechen oft alle zugleich, wie bey einem unordentlichen Rottenfeuer, wo keiner sich bekümmert, ob er geladen, oder Pulver auf der Pfanne hat, ob er trifft, ob er seinen Vordermann auf den Kopf schlägt, oder in's Ohr schießt u. s. w. 5)

Da gerade von den lärmenden Unarten die Rede ist, so will ich auch der erwähnen, daß man-

che Personen (meistens sind sie vom schwächeren Geschlecht) bey dem geringsten unvermutheten Schrecken oder Schmerz, sie mögen sich befinden, wo sie wollen, laut aufschreyen. Die unbedeutendste Kleinigkeit, eine Spinne, eine Maus, das Umfallen eines Leuchters, ein Nadelstich kann dazu Veranlassung geben. Durch öftere Erfahrungen abgehärtet, habe ich es so weit gebracht, daß ich gar nicht mehr den Kopf darnach umdrehe, wenn ich in guter Gesellschaft einen noch so durchdringenden Schrey aus einer weiblichen Kehle höre.

Das starke Auftreten in einem Zimmer, wo auch andere Leute sind, ist eben so unschicklich, als wenn man mit einem Geräusch hereinkommt, gleich einem Paar Rebhühner, das aufgescheucht wird. Auf der andern Seite aber ist es lächerlich, wenn man nach geöffneter Thüre so langsam und ängstlich vorwärts schleicht, wie ein Bauer, der sich dem Amar, oder seinem Amtmanne nähert. 6)

Das Pfeifen oder Singen in guter Gesellschaft stößt wider die Achtung an, die man derselben schuldig ist. Wenn es auch virtuosenmäßig geschieht, so ziemt es sich doch nicht, und macht bey den Anwesenden, die nicht gekommen sind, um ein Concert zu hören, eine widrige Empfindung.

Wir wollen nun einige Unschicklichkeiten mustern, die das Gesicht beleidigen. Es ist häßlich, sehr häßlich vor andern in der Nase zu bohren, obgleich ich Leute von Ansehen kenne, die diese Beschäfti-

gung eigentlich für die Zeit aufzusparen scheinen, wo sie in Gesellschaft sind. Der eine unterhält seine Gäste am Tische damit, der andere hört so seine Aventen an, ein dritter hat fast ausschließlich mit seinen Nasenlöchern zu thun, so lange er bey einer Dame sitzt. 7)

Aber noch weit häßlicher, dem Anstand und der Sittlichkeit zuwiderlaufender ist es, die Hand oder die Hände in den Hosenlatz zu stecken, vorzüglich in Personen des andern Geschlechts. Es gibt Gebräuche, die keine Mode heiligen kann, weil sie von Natur unheilig und unsittsam sind, weil sie gegen das angeborne Gefühl von Ehrbarkeit verstoßen; und darunter gehört diese abscheuliche Gewohnheit, die wir theils der Sittenlosigkeit der Französischen Revolution, theils den ungeheuer weit heraufgehenden Beinkleidern zu danken haben. In diese pflegt nun freylich der Theil des Bauchs mit eingeschlossen zu werden, wo sonst ein Elegant wenigstens die eine Hand bergen konnte. Aber es wäre schlimm, wenn man nicht die Hände anderwärts zu beschäftigen oder hinzustecken wüßte, als gerade an denjenigen Theil des Leibs, von welchem die Schamhaftigkeit Gedanken, Worte und Werke entfernt.

Unter dergleichen Unarten, denen keine Verjährung einen rechtmäßigen Besitz erschleichen kann, gehört auch die überrheinische Sitte, sich vor den Ofen, oder den Kamin zu pflanzen, die Rockschö-

se von einander zu thun und die Wärme gemächlich an den Hintertheil des Leibes gehen zu lassen, indeß sie den übrigen Anwesenden entzogen wird. Solche lebendige Ofenschirme machen immer eine ärgerliche Zimmerverzierung. 8)

Noch weniger schickt es sich, wenn man an öffentlichen Orten, hauptsächlich in Schauspielen, sich vor andere, besonders vor Frauenzimmer hinpostirt. Dahin rechne ich jedoch nicht, daß man jeder Dame, die gar nicht anderwärts Platz zum Sitzen finden kann, aber aus Stolz und Eitelkeit die vorderste Reihe im Parterre wählt, gleich seinen Stuhl einräume, wie Die einst ein anmaßender Sittenrichter mit Unmanier zumuthen wollte. Es ist höflich, wenn es geschieht, aber nicht unschicklich, noch weniger unverschämt, wenn es unterbleibt.

Sich vor das Licht stellen, wenn jemand zu lesen, oder zu arbeiten hat, oder das Licht vor sich hinsetzen, um etwas zu lesen, oder genauer zu betrachten, ohne vorher Erlaubniß zu begehren, läuft ebenfalls gegen die gute Lebensart. 9)

Noch eines Uebelstandes will ich erwähnen, der die Augen beleidigt, ob er gleich mehr lächerlich, als lästig ist, nämlich das öftere Beschauen im Spiegel. Ich habe Leute gekannt, die denjenigen, mit welchem sie sprachen, oft eine gute Weile gar nicht ansahen, sondern ihre werthe Person im

Spiegel, so daß es eigentlich mehr schien, als wenn das Wort an diese gerichtet wäre.

Nicht nur die Augen und Ohren, sondern die Nase kommt öfters bey Unschicklichkeiten sehr in's Gedränge. Dahin gehören hauptsächlich die, wodurch man gegen die Reinlichkeit anstößt. Man warnt sich wechselseitig vor Leuten, welche aus dem Hals riechen, stinkende Füsse haben u. s. w, um sich dagegen zu schützen. Selbst unter dem gemeinen Volke gibt es dm und wieder Menschen, deren Gefühl sich gegen Unreinlichkeit sträubt. Ein Taglöhner, dem in einem Pfarrhause, wo es sehr unsauber herging, eine Schale Kaffee angenöthigt wurde, verfiel auf eine ganz eigene List. Der Ekel vor den verschiedenen Eindrücken, die seine Sinne belagerten, gestattete ihm nicht, das Getränk zu sich zu nehmen. Er ließ es also am Kinne entlang in das Kamisol laufen und verbrühte sich dermaße Brust und Bauch.

Räthselhaft ist es übrigens, wie hie und da ekelhafter Schmutz mit übertriebener Reinlichkeit in Einer Person vereinigt sind. Aristi kleidet sich streng nach der Mode, erwählt dazu die theuersten Stoffe, sein weißes Zeug muß fein und sorgfältig in Falten gelegt seyn; aber seine Hände sehen aus, als wenn er Pferde beschlüge oder Kohlen brennte, seine Nägel sind geändert wie Trauerpapier, und sein niedlich gelockter Antinouskopf ist so reichlich bevölkert, wie der struppige Bart eines Polnischen

Juden 10). An Bruno, dem wilden Bruno, sehen wir einen Aufzug verschiedener Art. Wenn er über Land fährt, blitzen beständig zwey Brillantringe an seinen ungewaschenen Fingern. Seine Kleidung und Wäsche ist abgetragen und schmuzig, als wenn er nicht für morgen zu leben hätte. Dafür aber zieht er nach und nach ein Paar kostbare Tobacksbeseln heraus, oder lezt zu rechter Zeit einen mit Geld gespickten Beutel zur Schau. Es kommt mir ein solcher Contrast beynahe vor, wie die Gastmahle Sarmatischer Magnaten, wo man von Silber speist und den Ungarwein aus goldenen Pocalen trinkt, indeß zerlumpte Diener hinter der spanischen Wand die Teller mit Speichel putzen und an einem schmierigen Hammelvlies abwischen.

Da man aus dem Ganze eines Menschen zuweilen mit ziemlicher Gewißheit auf sein Inneres, seine Sitten u. s. w. schließen kann, so ist jedem jungen Manne zu empfehlen, sich eines anständigen Ganges zu befleißigen und dasjenige zu meiden, was ihm in dieser Hinsicht an andern lächerlich, oder beschwerlich vorkommt. Unanständig ist es, auf der Straße mit dem Stocke zu fechten, sich an die Stiefeln zu schlazen u. s. w.; lächerlich im Gehen zu lesen, sich die Füße alle Augenblicke zu betrachten, die Arme übermäßig hin und her zu schleudern; beschwerlich, seinen Begleitern auf die Füße zu stetzen, ihnen in den Weg

zu nennen, sich auf sie zu lehnen, oder sie hin und her zu zerren 11). Wenn ich zwey Menschen Arm in Arm gehen sehe, wovon der eine hin-, der andere herzieht, so drängt sich mir unwillkührlich das Gleichniß von ein Paar angejochten Stieren auf, wenn sie träg vom Acker nach Hause kehren. Manche Leute arbeiten rückwärts mit dem Stocke, als wenn sie einen feindlichen Ueberfall abwehren wollten, so daß es gefährlich ist, ihnen nahe zu kommen. Andere kommen mir vor wie ein Irrstern, dessen Bahn nicht zu berechnen ist: sie halten keine gerade Richtung, so daß man sehr vorsichtig steuern muß, wenn man vor- oder rückwärts an ihnen vorbeikommen will. 12)

Es gibt Mannspersonen, die dadurch eine besondere Lebhaftigkeit zu zeigen glauben, daß sie im Reden, besonders mit Weibern, nie stille stehen, sondern trippeln, mit den Füßen stampfen, hinten ausschlagen, wie ein Pferd, das sich die Fliegen wehrt u. s. w. Dieses ist der feine Ton eben so wenig, als wenn einer steif, wie eine Grenzsäule, da steht. Rubig, aber mit glühendem Auge, dampfender Nase, steht des Arabers edles Roß vor dem Zelte seines Gebieters, der zugleich sein Freund ist. Sehnsuchtsvoll harret es des Augenblicks, wo ihm die Fessel gelöst wird und es mit der Schnelle des Sturmwindes die ungemessenen Räume der Wüste durchsaust; so wie im Gegensatz die abgetriebene, dumm geprügelte Mähre des Pariser

Flackers mit gesenktem Blick und Ohren unbeweglich im schmerzlichen Gefühl von Leiden und Entbehrungen daßeht, und nur durch die blutige Geißel des grausamen Zwingherrn aus dem Zinbersschlummer geweckt wird. 13)

Man findet gewisse Unarten, die noch weit beschwerlicher sind, als die angeführten, und wodurch man sich noch viel unbeliebter macht. Dahin gehört vorzüglich, daß man auf Spaziergängen u. s. w. alle Augenblicke stehen bleibt. Philint, ein Mann voll Kenntnisse und Welterfahrung, ist sehr angenehm im Umgang, aber nur so lange er sitzt. Auf der Strasse, und noch mehr auf dem Spaziergang, ist nicht mit ihm fortzukommen. Jeden Augenblick bleibt er stehen, um bequemer sprechen zu können, und macht dadurch die Berechnung, wann man etwa da oder dort eintreffen könnte, zu Schanden. Er gleicht einem überladenen Schiffe, das auf dem Sande sitzen bleibt, und das man nur mit der größten Mühe von Zeit zu Zeit wieder flott macht. Philint kann nicht begreifen, warum seine besten Bekannten, selbst seine Kinder, fast jederzeit Ausreden haben, wenn er sie begleiten will. Er sollte bedenken, daß man ihn nur deßwegen meidet, weil ihn jene Gewohnheit unausstehlich macht. 14) Während meiner Universitätsjahre führte mich mein Unstern zu einem Landedelmann, mit dem ich auf ein benachbartes Schloß ging, wo wir zum Mittagessen gebeten waren.

Der Weg betrug kaum eine halbe Meile und wir brachten dritthalb Stunden zu, weil mein Begleiter, übrigens sehr gut zu Fuße, nicht vom Fleck zu bringen war, und sich besonders bey jedem ansehnlichen Baum aufhielt, um mir dessen Geschichte und künftige Bestimmung anzuvertrauen.

Dadurch kann man andern auch sehr lästig werden, daß man sie, wenn sie nach einem gemachten Besuche von uns Abschied nehmen wollen, durch neue Erzählungen, weitläuftige Erörterungen, aufgedrungene Begleitung u. s. w. hinhält und um ihre Zeit betrügt.

Als Zuschauer in das Spiel sprechen, oder unaufgefodert seine Meinung sagen, ist eine längst gerügte Untugend, die manche Leute unwiderstehlich zu beherrschen scheint. Noch schlimmer aber ist es, durch Geberden zu verstehen zu geben, was der Unglückliche für Karten hat, den man seiner Theilnahme würdigen will. Manche Leute entfernen sich gleich, wenn sie schlechte Karten sehen, und treten hinter einen andern Stuhl. Andere bezeugen ihre Freude durch Lächeln, Händeringen, wenn ihnen ein schönes Spiel zu Gesicht kommt. Hinter dem General T...., der Hombre um hohes Geld spielte, faßte der Major B.. Posto und schmunzelte jedesmahl herzlich aus tiefschuldigster Anhänglichkeit, so oft sein Chef gute Karten aufhob. Die Mitspieler richteten sich darnach und der General verlor sein Geld. Endlich wurde es

ihm zu toll. „Herr Major," sagte er, „wenn Sie lachen, möchte ich allezeit weinen." 15)

Anmerkungen.

1) Schon die Aufschrift läßt uns einiger Maßen vermuthen, in welchem Charakter dieses Bruchstück dargestellt seyn werde. „Unarten, Unschicklichkeiten" gehören, als Erscheinungen, zur sinnlichen Vorstellungsart; sie müssen als Unregelmäßigkeiten, zunächst dem reflectirenden Verstande vorgehalten, noch mehr, als Thorheiten, dem spottenden Witz Preis gegeben werden: beydes nach dem Bedürfnisse und der Fassungskraft eines Jünglings, der so eben aus der Schule in die Welt tritt. Allen diesen Rücksichten zu Folge wird dieser die Schreibart einen Charakter haben, der die Eigenschaften der historischen, muntersbelehrenden und niedern Darstellungsweise in sich vereiniget.

2) Nachdem der Verfasser die Unart vorläufig als Begriff zur Noth angedeutet hat, führt er hier eine Unart als Einzelheit auf, und stellt sie auf eine sehr einfache Art hin. Die Redensarten „sich etwas angewöhnen, den Mund kaum öffnen können" sind freylich an sich sehr unbestimmt, aber hier in Beziehung auf das, was sie ausdrücken sollen, deutlich genug; und die hyperb. Metapher „alles niederdonern" erweckt eine, dem Schreyer trefflich bezeichnende Vorstellung, die zugleich den Nebenbegriff des Lächerlich-Unschicklichen kräftig herausbebt. Ohne wortreiche Umschreibung, (welche hier aber ein unnöthiger Aufwand wäre) könnte

diese Unart nicht deutlicher und nachdrücklicher bezeichnet werden. — Das folgende Beyspiel setzet nun die Sache vollends ins Licht. „Der Theim nach der Uhr" ist gerade durch die Ellipse recht individuell charakterisirt; und dieses Prädicat kann wenigstens demjenigen nicht dunkel erscheinen, der diesen Mann schon aus jener bereits erwähnten Anecdote kennen gelernt hat. Die Zeichnung, welche unser Verfasser von diesem Manne entwirft, ist freylich mit ziemlich starken Zügen angelegt, und die Farbe ist wahrlich nicht gespart. Aber wenn es einmahl darauf ankommt, Jemanden (oder vielmehr die Unart Jemands) lächerlich zu machen, so erreicht man es am sichersten durch etwas Verzeichnen und Ueberfärben, doch so, daß man das Gemählde nicht zu einem Zerrgebilde (Caricatur) verunstaltet.

3) „Stentorsstimme" eine Allusion auf Stentor, dessen Stimme (nach Homer) von solcher Kraft gewesen seyn soll, daß sie das Geschrey von 50 Menschen übertönt habe. „Pugilistische Geberden" d. h. Geberden eines Faustkämpfers (pugil). Beyde Wörter können einem Jünglinge, der in der classischen Literatur der Alten bewandert ist, nicht unbekannt seyn. Der Gebrauch fremder Wörter, gelehrter Anspielungen und Hinweisungen (Citaten) ist freylich oft nur Ziererey (von der auch unser Verfasser nicht ganz frey zu seyn scheint); aber eben so oft ist es Noth (in Ermangelung bestimmter Ausdrücke) oder Absicht. Das letztere ist hier der Fall. Es liegt nähmlich in manchen fremden und seltsamen Wörtern dieser Art eine ungemein komische Kraft, die durch Unterstellung bekannter Aus-

drücke verloren ginge, weil die Gewohnheit leicht darüber gleitet oder der Ernst bedächtig daran hangen bleibt. Dieselbe Bemerkung (und aus demselben Grunde) gilt von manchen, selbst unzierlich gebauten Neologismen.

4) Ist dieses Gleichniß wahr und angemessen? Verdient diese gemeine Vorstellung „Gefechten" mit dem erhabenen „Schlachtdonner" verglichen zu werden? Erreicht der Verfasser damit seine Absicht, die Sache dem Verstande klar, oder doch wohl dem spottenden Witze lächerlich zu machen? Erweckt nicht etwa „das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden" eine ganz andere und sehr unangenehme Vorstellung? — Das folgende

5) Gleichniß zwischen einem „Weiberschlinge" und einem „unordentlichen Rottenfeuer" hat schon mehr Uebereinstimmung in Ansehung der Correctheit und der Eleganz. Aber ist die baldige und häufige Wiederkehr eines und desselben Gleichnisses, zumahl von einer so entfernten Art, erlaubt? Wenn noch dazu der Jüngling, für den der Verfasser schreibt, noch kein Rottenfeuer, keine Schlacht mit angehört hätte — wo bliebe dann die Klarheit der Vorstellung?

6) Solche Gleichnisse, mit welchem unser Verfasser seinen Styl so reichlich, beynahe verschwenderisch ausstattet, sollen nicht bloß dem Geschmacke eine angenehme Unterhaltung gewähren, sondern auch, wie überhaupt alle ungewöhnliche Redeformen, vor allem dem Verstande eine deutliche Belehrung verschaffen. Ein bloßer Zierath, als solcher, hätte wenigstens in der niedern Schreibart keinen Werth; der Hauptzweck der Rede (Verständlichkeit) muß hier vor

vor allem hervor leuchten; dann erst kann auch der Nebenzweck (Annehmlichkeit) gleichsam durchschimmern, aber auch nur so fern, daß das Licht nicht durch den Schimmer schillernd oder blendend gemacht wird. — Die Absicht des Verfassers bey der Wahl dieser niedern Gleichnisse war — spottende (satyrische) Züchtigung der Unart. Man sieht sich und sein Betragen ungern mit solchen Erscheinungen und Personen in Parallele gesetzt, und dadurch zum Gegenstande des Belachens gemacht. Kann aber das Lächerliche der Unart besser dargestellt werden? — Zu wünschen wäre es, daß das Gleichniß „wie der Bauer dem Altar sich nähert" weggeblieben wäre; denn falls auch in dieser Vorstellung etwas Lächerliches läge, so könnte es nur dem auffallen, dem darüber das Ehrwürdige entginge.

7) Jede Schreibart muß Würde und Anstand behaupten, wenn auch in verschiedenem Grade. So darf denn auch die niedere nicht niedrig werden — weder durch Behandlung ganz unedler Materien, noch durch Vernachlässigung der Form. Hat unser Verfasser gegen die Sprachsitte hier gefehlt? Wir behaupten das Gegentheil. Wenn einmahl der Gedanke gebilligt werden muß, über Unarten u. d. gl. zu schreiben (was der Rhetoriker zu untersuchen hat): so kann wohl auch der Ausdruck selbst (den einzig der Stylistiker zu würdigen hat) deßhalb nicht getadelt werden, weil er, wie man sagt, das Ding bey seinem Nahmen nennt. Es wäre eitle Ziererey, wenn dergleichen Unarten mit ihrem Zubehör, durch mildernde Phrasen oder Periphrasen nur schüchtern und obenhin berührt

Stylistik.

würden. — Ganz anders verhält es sich aber mit dem Charakter des folgenden Abschnittes. Zwar wird die Unart „die Hände in den Hosensatz zu stecken“ mit dürren Worten angedeutet; aber gleich darauf wird sie als Unsittlichkeit mit Würde und Ernst, in Gedanken und Worten, gerügt. Denn durch diese Beziehung wird der, an sich niedrige Begriff auf einen höhern Standpunct gesetzt; und dahin muß auch das Wort folgen. Jene erstere Unart beleidiget bloß den äußern Anstand; diese andere aber sogar die sittliche Würde. Jene durfte daher der Redner nur dem Sinne widerlich machen durch einfache Benennung und Beschreibung des Ekelhaften; diese mußte er dem Verstande als unziemend darstellen durch einen ernsten und würdigen Tadel des Unsittlichen.

8) Zwey Metaphern, welche eben so sehr dem Gegenstande als der Absicht angemessen sind. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß sich die Tropen für die niedere Schreibart nicht schicken. Alles schickt sich für alles, wenn jedes nach Umständen gehörig modificirt wird. Wenn Tropen von niederer Art sind d. h. von sinnlichen Vorstellungen auf sinnliche Vorstellungen bezogen werden; wenn sie dem Gegenstande mehr Klarheit geben, ohne einer andern Eigenheit nahe zu treten; wenn sie gar (wie es hier der Fall ist) nebst der Verständlichkeit auch die Annehmlichkeit befördern: so ist wohl kein Grund anzugeben, weshalb man sie aus dieser Schreibart ohne alle Rücksicht verbannen sollte. Vielmehr ist es recht sehr zu wünschen, daß diese an sich einfache Darstellungsweise, um nicht einförmig und eben darum ermüdend zu

werden, bey jeder Gelegenheit mit angemessenen Figuren ausgestattet und belebt werde. Ist ja auch das einfache Grün eines Wiesenplans mit Blumen besäet, die recht erquicklich und wohlthätig für das Auge sind, ohne dem Wachsthum hinderlich oder dem Genusse schädlich zu seyn!

9) Man wird diese Stelle matt, einförmig, unzierlich finden. Wenn man sie strenge nach den Regeln des Verstandes beurtheilt, so hat man Recht; aber nicht (so parador dies klingt), wenn man sie nach den Gründen des Geschmackes untersucht. Dieser wendet immer nur so viel Form an, als sie der Stoff zuläßt und verdient. Der vorliegende Gedanke ist gemein, die Bemerkung alltäglich; folglich kann und soll auch der Ausdruck nur gemein, ohne allen Wortaufwand dahin gestellt werden. Man wähle dafür eine künstliche Form; man gebe dem Satze mehr Runde und Fülle — kaum wird man ihn deutlicher, gewiß aber nicht zierlicher machen. Zierde am unrechten Orte ist Ziererey. — Damit wollen wir aber nicht sagen, daß der niedere Styl sich offenbare Nachlässigkeiten erlauben dürfe; das Minder muß eben so gut seinen Grund haben, als das Mehr; und wenn ja die Mitte nicht immer so recht getroffen werden kann, so ist das Ueberbiethen allzeit noch verzeihlicher, als das Erschlaffen.

10) Der spielende Witz nimmt es mit Gleichnissen, wie mit Allem, nicht so genau. Ihm sind Uebertreibungen nur um so lieber, als er damit der Vorstellungskraft einen weitern Spielraum und eine angenehmere Unterhaltung verschafft. Nach gehörigem Abzuge bleibt hier freylich nur der breite, glatte Begriff

„häßlich“; allein eben deßhalb, weil der Verfasser ihn gleichsam in die Höhe treibt und in Spitzen auslaufen läßt, stellt er ihn in seiner ganzen lächerlichen und piquanten Gestalt dar. Häßlichkeiten, in ihrer natürlichen Blöße dargestellt, sind ekelhaft; aber übertüncht mit bunten, schreyenden Farben, werden sie lächerlich. Das Ekelhafte ist widerlich und abstoßend; das Lächerliche aber anziehend und ergetzlich; nur für den nicht, der sich getroffen fühlt. Aber gerade dieses Belachen liegt in der Absicht des Satyrikers. — Man bemerke übrigens, wie der Verfasser eine gewisse Erscheinung, welche, bey ihrem rechten Nahmen genannt, durchaus widerlich wäre, durch die Redensart „reichlich bevölkert“ anständig und doch deutlich genug bezeichnet. So muß selbst in der Schilderung des Häßlichen eine Beobachtung des Anständigen Statt finden.

11) Obgleich die niedere Schreibart zunächst sinnliche Gegenstände darstellt, so ist es ihr darum doch unverwehrt, sie unter verständige An- und Uebersichten zu stellen. So in dieser Stelle. Die einzelnen Unarten im Gange sind gleichsam unter allgemeine Rubriken gebracht, unter denen sie der verständige Leser leichter übersehen kann. Würde hier das Einzelne in abgesonderten, zerstreuten Redensarten auf einander folgen, so fehlte ihnen der so nothwendige innere Zusammenhang, der durch die coordinirten Glieder „unanständig, lächerlich, beschwerlich“ auf eine einfache und bündige Art hergestellt wird. Der Verstand muß erst in die Worte, wie in die Erscheinungen, Verhältniß, Ordnung und Zusammenhang bringen.

12) Passet dieses Bild „ein Irrstern, dessen Bahn nicht zu berechnen ist" zu der Vorstellung „eines in Zickzack gehenden Menschen"? Läßt sich das Erhabene mit dem Gemeinen in Vergleichung stellen? Und stimmet das folgende Bild „vorsichtig steuern" mit dem erstern überein? Sind hier überhaupt zur Verdeutlichung Bilder nothwendig?

13) Junge Leute, welche überhaupt Blumen ungemein lieben, werden ohne Zweifel dieser Stelle einen unbedingten Beyfall geben. „Ein schönes Gleichniß, (werden sie sagen) voll Kraft und Würde! Wie trefflich ist das Ebenmaß unter den Theilen, und wie überaus glücklich die Haltung der contrastirenden Glieder! u. s. w." Der prüfende Stylistiker aber, der sich von dem Prunke der Worte nicht blenden läßt, muß ein ganz anderes Urtheil über diese Stelle fällen. Zwar wird er die Periode, an sich und nach den Regeln der Correctheit betrachtet, sehr lebens- und empfehlenswerth finden; aber in Beziehung auf den vorkommenden Gegenstand, unter dem Gesichtspuncte der Convenienz, muß er sie schlechterdings tadeln und verwerfen. Das Schöne hört auf, schön zu seyn, wenn es nicht am rechten Orte, im bestimmten Maße, und verträglich mit Uebereinstimmung angebracht wird. Nun kann zwar freylich der Mensch mit einem Thiere verglichen werden, aber nur so fern, als eine Aehnlichkeit in geistiger Beziehung Statt findet (z. B. großmüthig, wie ein Löwe, schlau, wie ein Fuchs u. dgl.). Was für eine Aehnlichkeit ergibt sich aber zwischen der „äußerlichen Haltung" eines Mannes, der vor einer Dame, und eines Pferdes, das vor ei-

nem Herrn steht? Wo ist hier ein Verhältniß?

14) Wenn es schon schwer ist, die Grenzen der verschiedenen Schreibarten überhaupt zu bestimmen: so ist es vollends unmöglich, diesen Unterschied im Einzelnen darzuthun; wie z. B. einige Stylistiker behaupten wollen, das Gaul zur niedern, Pferd zur mittlern, und Roß zur höhern Schreibart gehöre (1). Nicht Wörter sind es allein, welche den Charakter einer Schreibart ausmachen, sondern Worte d. h. der ganze Complex der Darstellung, die eigentliche Construction der Wörter und Sätze. Man lese nur nochmahl diese Schilderung und Erzählung, mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Stellung und Verbindung der Perioden. Die einzelnen Sätze liegen in einer so einfachen Form da, daß es scheinet, sie seyen mehr aufs Gerathewohl hingeworfen, als mit Absicht so hingestellt worden. Und doch folgen sie natürlich nach einander und verschlingen sich bündig in einander; der geschilderte Gegenstand „Philinte" tritt in allen Sätzen als Hauptbegriff hervor, und gibt dadurch dem ganzen Gemählde eine bestimmte Haltung, welche durch die Nebenbegriffe nicht geschwächt, sondern noch mehr unterstützt wird.

15) Ein schulrechter Vortrag, wenn er am unrechten Orte oder mit ungebührendem Maße angebracht wird, ist und heißt pedantisch. Er charakterisirt sich durch eine ängstlich berechnete Regelmäßigkeit, durch eine steife, nach dem Maßstabe der Theorie abgemessene Haltung, durch einen erborgten, keine Miene verziehenden Ernst; kurz, durch alles das, wovon unsere Anecdote das Gegentheil auf-

weiset. Hier ist alles einfach, natürlich und ungezwungen; die Wörter und Redensarten scheinen sich von selbst dargeboten zu haben; die Sätze folgen nach und in einander ohne angelegte Ordnung, ohne abgezirkeltes Maßverhältniß, ohne erzwungenen Zusammenhang. Nichts ist regelwidrig; aber alles scheint regellos zu seyn. Dazu kommt noch, daß diese leichtfertige Zeichnung mit einer gefälligen, lachenden Färbung überzogen ist. Die Ausdrücke „Poste fassen, herzlich schmunzeln aus tiefschuldigster Anhänglichkeit u. s. w.“ enthalten zugleich auch Nebenbegriffe, welche den Held der Anecdote in unsern Augen lächerlich machen. Ohne diese schalkhaften, satyrischen Züge würde die Physiognomie der Erzählung sicherlich sehr einförmig, trocken und langweilig seyn. Ueberhaupt ist es Regel, daß das Objective, so oft als möglich, durch ein Subjectives — der Gegenstand durch einen Zustand — belebt und beseelt werden soll. Dadurch erst wird es für die Vorstellungskraft anziehend d. h. interessant. Man wage es nur z. B. in diesem ganzen musterhaften Bruchstücke die scherzhaften, launigen, satyrischen Stellen zu streichen oder in ernsthafte, schulgerechte, bloß objectivirende Phrasen umzubilden: so wird man zugleich alles Interesse aufheben und gleichsam den Geist der Rede tödten. Die Belehrung bliebe zwar, aber die Unterhaltung verschwände, und wohl auch mit ihr die Lust zu hören und — zu lernen.

II. Ueber Menschenkenntniß. 1)

(Aus Campe's Theophron.)

Sobald die Morgenröthe den wiederkehrenden Tag verkündigte, sprang Kleon neugestärkt von seinem Lager auf, und erheiterte seine Seele durch einen Blick in die erwachende Natur, aus welcher Opferdampf gen Himmel wallte. Des Jünglings Herz wallte mit empor; schwebte auf Flügeln des feurigsten Danks vor dem Throne des Allvaters, und flehte um Weisheit und Verstand zur zweckmäßigsten Anwendung des neugeschenkten Tages.

Jetzt quoll in feyerlicher Stille die allbelebende Glut der Sonne über den Wald hervor. Und Kleon eilte, seiner Gewohnheit nach, zum väterlichen Schlafgemach, des geliebten Greises Hand zu küssen, und seinen Segen zu empfangen. Er fand ihn gleichfalls schon im Genuß der Morgenscene; und auf seinem ehrwürdigen Antlitz schwebte das stille ruhige Lächeln eines späten Sommertages, wenn die Stauden schon zu welken, die Blätter schon zu fallen beginnen.

„Es ist ein großer und rührender Anblick, sagte Theophron, den die aufgehende Sonne uns gewährt; aber ich kenne einen andern, der noch größer und noch rührender ist, als dieser."

Welchen, mein Vater? fragte Kleon.

„Den, antwortete der Greis, einen Jüngling zu sehen, der mit dem göttlichen Feuer der Weis-

heit und Tugend im Herzen, mit gesunden und im Ebenmaß ausgebildeten Kräften des Leibes und des Geistes, jetzt zum ersten Mahle am Horizont der bürgerlichen Welt, als ein neues wohlthätiges Gestirn erscheint, um Licht und Wärme, Erkenntniß und Wohlseyn in seinem Wirkungskreise auszugießen."

Des Jünglings Wangen färbten sich mit bescheidener Röthe; sein Blick senkte sich zur Erde.

Komm her, mein Sohn, fuhr Theophron mit nassen Augen fort, indem er ihm die Hand reichte. Noch einen Hügel, auf dem du freyer um dich blicken und noch mehr Irrwege des Lebens übersehen wirst, muß ich dich selbst hinaufführen: dann sollst du mit Gott und gutem Muthe allein hervortreten. — Aber erst öffne mir eine Fenster, damit die mildernden Strahlen der Sonne ungebrochen, und die reine balsamische Morgenluft in ihrer ganzen erheiternden Kraft auf meine Nerven fließe; denn, was ich nun dir noch zu sagen habe, betrifft die Menschen, mit denen du künftig leben wirst; und ach, mein Sohn! es ist so schwer von ihnen zu reden, ohne bitter zu werden! Der Mann von gutem Herzen, der sie kennt, sollte nie anders, als in freyer Luft, bey offnen Fenstern wenigstens, sie zu schildern wagen. 2)

Kleon öffnete die Fenster, und Theophron fuhr mit heiterer Miene fort:

Von Natur, mein Sohn, sind die Menschen

fürwahr! ein gutartiges Geschlecht. Wären sie das nicht, und hätten diejenigen, welche uns die Menschheit, so wie sie noch jetzt aus den Händen ihres Schöpfers kommt, mit so traurigen und gehässigen Farben schildern, recht gesehen: wie wär' es doch möglich, daß bey so vielen gesellschaftlichen Einrichtungen, welche geradezu darauf abzielen, uns zu verschlimmern, von guten Menschen noch gehört würde, halbgute Menschen wirklich so häufig noch zu finden wären? Dieß allein, daß die Menschen noch nicht alle Teufel sind, welche leiden, und Leiden machen, da in kultivirten Staaten doch so vieles darauf abzweckt, solche verwerfene Wesen aus ihnen zu machen, ist ein sicherer Beweis, daß der Stoff, aus dem wir geformt sind, ausnehmend gut, und einer gänzlichen Verderbniß so leicht nicht ausgesetzt seyn müsse. Damit stimmt denn auch die philosophische Zergliederung unserer ursprünglichen Eigenschaften, sogar die Auflösung unserer Laster in ihre letzten Bestandtheile, vollkommen überein. Die Aeußerungen unserer Kräfte und Neigungen mögen in ihrem Ausflusse noch so trübe seyn: man gehe bis zur Quelle zurück, und man wird sie rein und lauter finden. 3)

Ich habe geglaubt, diese Anmerkung, deren Wahrheit sowohl durch Vernunftschlüsse, als auch durch Beobachtung, außer allen Zweifel gesetzt werden kann, voranschicken zu müssen, damit du durch dasjenige, was ich von der dermahligen

allgemeinen Verunstaltung der menschlichen Natur hinzuzufügen habe, dich nicht dergestalt erschrecken lässt, daß du an dir selbst und an der Menschheit überhaupt verzweifelst. Was in seiner Quelle lauter ist, das kann, wenn's durch Zufall trübe ward, auf eine oder die andere Weise auch wieder geläutert werden.

Noch eine vorläufige Bemerkung, welche dem Menschenkenner gleichfalls zu einiger Beruhigung gereichen kann: Die Menschen sind das, was sie sind — gut oder böse — höchst selten aus Grundsätzen, höchst selten aus eigner freyer Wahl, sondern meistentheils auch aus Noth und dringendem Bedürfniß. Diese Beobachtung gilt von ihren Tugenden, wie von ihren Lastern, verhältnißmäßig aber von den letztern. Seitdem die Menschen sich zu Tausenden, und die Tausende zu Millionen, in einen einzigen Staatskörper zusammengefügt haben; seitdem die Fürsten, um diesen ungeheuren Körper nach ihrem Wohlgefallen zu lenken, das allgemeinste Mittel der Entnervung, die schönen Künste mit ihrer beständigen Gefährtinn, der Ueppigkeit, in Gang zu bringen mußten; und seitdem hierauf durch übertriebene Verfeinerung die wenigen ursprünglichen Triebe der Menschheit zu unzählbaren einst unbekannten Begierden gleichsam gespaltet wurden: haben die menschlichen Bedürfnisse, und mit ihnen die Gelegenheiten zu öftern Collisionen, die Veranlassungen und Versuchungen zu gegenseiti-

tigen Ungerechtigkeiten und Ueberlistungen, bis ins Unendliche sich vervielfältiget. Einer drängt nunmehr den andern, wie bey einem Zusammenlauf des Volks auf enger Straße; einer sucht den andern von sich abzuhalten, um sich selber Luft zu schaffen; einer tritt dem andern auf die Füsse, nicht, weil er treten will, sondern weil er selbst getreten wird, und sich dadurch genöthiget sieht, seinen Fuß zurückzuziehen, und ihn auf den Fuß seines Nebenmannes zu setzen. Nur sehr wenigen festen Seelen von herculischen Kräften und von ausdauernder Rechtschaffenheit ist es gegeben, sich gegen den allgemeinen Drang zu stemmen, unbeweglich dazustehen, und lieber den Fußtritt der Eindringenden zu dulden, als selbst auf andere einzudringen oder loszutreten. 4)

Aus dieser Beobachtung, für deren Richtigkeit jeder Weltkenner die die Gewähr leisten wird, fließen drey wichtige Folgen ab; die eine für dich, mein Sohn, und für jeden Jüngling, der, wie du, im Begriffe steht, in das Gedränge der menschlichen Gesellschaft einzutreten, die andere für den Beurtheiler der Menschen, und die dritte für die Gewaltigen dieser Erde, in deren Hände die Vorsehung das Wohl und Weh der Völker legte. Ich will die letzte zuerst aufdecken.

Wenn es wahr ist, — und das ist es, bey allem was heilig heißt! — daß die Vermehrung der Bedürfnisse eine unläugbare Hauptursache der

Verschlimmerung der Menschheit, ein unläugbares Haupthinderniß unserer Glückseligkeit ist: was müßten die Vormünder der Menschheit, wenn es ihnen nicht sowohl um Vergrößerung ihrer Finanzen, als vielmehr um Verminderung des allgemeinen Elendes, um Beförderung jeder schönen Tugend, und um Beglückung ihres Volks zu thun wäre, zu ihrer ersten und wichtigsten Sorge machen? Dieses, was so leicht kein Finanzminister seinem Fürsten rathen wird — durch eine kräftige Einschränkung des Luxus, und durch Veranstaltung einer natürlichern und einfachern Erziehung, der Bedürfnisse weniger zu machen, und den ausgetretenen Strom der menschlichen Begierden wieder in sein ursprüngliches Bett zurückzuleiten. — — Ob von unsern heutigen Unternimen sich ein einziger dieses Verdienst um die Menschheit erwerben werde? 5) Hoffe, mein Sohn, so viel du kannst, und vernimm jetzt die zweyte Folge unserer Beobachtung, welche für den Beurtheiler der Menschen gehört:

Sind Verwöhnung, Noth und Bedürfniß wirklich die gewöhnlichsten Triebfedern menschlicher Handlungen; und ist es wirklich eine so seltene Erscheinung, daß jemand aus freyer Wahl und nach eigenen Grundsätzen handle: o so laßt uns doch nicht auf Rechnung der schuldlosen menschlichen Natur setzen, was die dermahlige Lage der Menschheit bey der gegenwärtigen Weltverfassung allein verschul-

det! Wenn der Bach, der vorher still und klar zwischen bedämmten Ufern in seinem reinen Sandbette dahinfloß, durch Abdämmung gezwungen wird, sich in eine weite, leimigte, allen Winden offenstehende Fläche zu ergießen, um etwa hier einen See zu Lustfahrten für den Herrn der Gegend zu bilden, dort die feste Burg eines Tyrannen unzugänglich zu machen; ist es seine Schuld, wenn er hier einen Garten, die Freude seines Besitzers, dort ein Saatfeld, die Hoffnung des Landmanns, überschwemmt, und wenn sein ausgetretenes Wasser, von gewaltigen Winden geschaukelt, die Farbe des Bodens gewinnt, über den er sich verbreiten mußte? 6)

Die dritte Folge und zwar für dich, mein Lieber! Ich habe Sorge getragen, daß deine Erziehung so einfach und natürlich wäre, als der Einfluß vieler Dinge, welche nicht in meiner Gewalt standen, es nur immer erlauben wollte. Du hast gelernt, vieler Sachen ohne Mißvergnügen zu entbehren, welche andere Menschen zu den Nothwendigkeiten des Lebens rechnen, und manches kleine Ungemach ohne Murren zu ertragen, worunter andere Menschen sich in hohem Grade elend fühlen würden. Gern wär' ich hierin noch strenger, oder richtiger gesagt — noch gütiger gegen dich gewesen; hätte gern dein ganzes körperliches und geistiges Wesen zu noch einfachern Bedürfnissen herabgestimmt; allein ich hab' es nicht gekonnt, weil ich kein Mittel

fand, mein Haus zu einer Insel zu machen, dich selbst vor jedem schädlichen Einflusse von aussen her sattsam zu verwahren. Aber, wenn du dich selbst liebst: wenn du leichter, sorgenfreyer, gesunder und froher, als andere, durch dieß Leben einherzugehen wünschest; wenn du vor der traurigen Nothwendigkeit, vielvermögenden Thoren zu schmeicheln, und vor mächtigen Schurken zu kriechen, dich auf immer verwahren willst; wenn du die Pflicht, niemanden zu nahe zu treten, dir erleichtern, die Gelegenheiten zu verdrießlichen Collisionen mit andern vermindern, und dich selbst in den Stand setzen willst, bey allen deinen Unternehmungen auf gerader Straße, und mit festen zuversichtlichen Tritten ruhig einherzugehen: o so laß es doch ja dein vorzügliches Geschäft seyn, deine ganze Lebensart, alle deine Triebe und Bedürfnisse noch mehr zu vereinfachen, immer mehrerer Dinge zu deiner Glückseligkeit entbehren zu lernen, und dich immer mehr und mehr an dem zu halten, was der unverderbten menschlichen Natur genüget, und was jeder gesunde und arbeitsame Mensch sich in jedem Stande leicht erwerben kann. Dann, mein Sohn, wirst du weniger empfänglich gegen Beleidigungen und Kränkungen seyn; dann wirst du auf die Thorheiten der Menschen und auf die kleinen endlosen Kriege ihrer Leidenschaften ruhiger herablächeln können; dann wirst du, weil du wenig zu wagen hast, was dir wirklich schätzbar ist,

bey aller Eingeschränktheit deines Standes und deines Einflusses, das Herz haben, dem reichen und mächtigen Unhold, der seine eigensinnigen Launen dir oder andern zum Gesetz machen, dich oder andere in rechtmäßigen und gemeinnützigen Unternehmungen stören, dich oder andere unterdrücken möchte, dreist die Spitze zu biethen, und daneben oft der Freude genießen können, dem Schwachen ein Beschützer, dem Unterdrückten ein unentgeldlicher Sachwalt zu seyn. Denn glaube mir, ein braver Mann von wenigen Bedürfnissen ist ein Fels im Meer, an dem die mächtigsten Wogen zerschellen und vergebens schäumend zurückprallen müssen. 7)

Anmerkungen.

1) Der Gegenstand, den dieses Bruchstück enthält, betrifft die Menschen in abstracto; der Zustand, in dem sich Redner und Zuhörer befinden, ist überhaupt die ruhige und ernste Betrachtung; der Standpunct, unter welchem die Lehre aufgestellt und aufgefaßt wird, richtet sich nach dem Verhältnisse, in welchem ein Vater zu einem Sohne steht, der den bedeutendsten Schritt im Leben, den Eintritt in die Welt, zu thun im Begriffe ist. Nach diesen drey Rücksichten zugleich wird daher auch die Schreibart einen (vorherrschenden) Charakter annehmen, welcher Ernst und Ruhe, eine schulrechte Regelmäßigkeit, und eine gründliche, der jugendlichen Fassungskraft angemessene Belehrung in sich vereiniget.

2)

b) Warum der Verfasser eine Einleitung, und gerade diese Einleitung zu seinem fortgesetzten Unterrichte gewählt habe, — dieß zu untersuchen und zu beurtheilen, ist eine Aufgabe für den Rhetoriker. Der Stylistiker, der es mit der Gestaltung eines bereits gedachten Stoffes zu thun hat, sieht nur auf die Darstellung; er untersucht nur so fern den Stoff, als durch ihn irgend eine Form bedingt wird, und prüfet dagegen die Form selbst so wohl nach den allgemeinen Vorschriften des Verstandes, als auch nach den besondern Gründen des Geschmackes. — Wir haben Grund, diese Einleitung wegen ihrer Eleganz sehr zu rühmen (ihre Correctheit setzen wir ohnedim voraus). Der Sonnenaufgang ist zwar an sich eine gewöhnliche Sinnenerscheinung, für einen Menschen wenigstens, dessen Einbildungs- und Gefühlskraft auf einer niedern Stufe steht. Aber für den empfindsamen Jüngling und den gebildeten Mann hat dieses Phänomen eine ungleich höhere Bedeutung, so daß es in ihnen nicht etwa nur einen vorübergehenden Sinnenreiz erregt, sondern einen tiefergreifenden Eindruck auf die Phantasie und das Gemüth macht. Unter diesem höhern Standpuncte führt daher unser Verfasser seinem Kleon dieses erhabene Naturschauspiel vor — nicht in einer zur Noth verständlichen, übertriebenen Zeichnung, sondern als eine lebendige, warme, gemüthvolle Scene für das Gefühl. Daher die schöne, dem religiösen Gemüthe natürliche Vorstellung „die Natur, auf welcher Opferdampfgen Himmel wallet"; daher die Kühne, der ju-

gendlichen Phantasie angemessene Metapher „auf Flügeln des feurigsten Dankes vor dem Throne des Allvaters schweben"; daher endlich die anschauliche, dem erhabenen Gegenstande entsprechende Schilderung des Sonnen-Aufganges selbst „wie ihre allbelebende Gluth in feyerlicher Stille hervorquillt" — Hierauf gründet sich auch die Richtigkeit und Angemessenheit der folgenden Allegorie: „auf seinem Antlitz schwebte das stille, ruhige Lächeln eines späten Sommertages ꝛc." Diese Ideen-Verknüpfung, dieser vergleichende Contrast zwischen dem Aufgange der Sonne und dem Untergange des greisen Vaters, ist in der Seele des Jünglings sehr natürlich und in der Natur der Sache selbst gegründet. Nur machen „die Strahlen" in einem so rührenden und erhabenen Bilde eine unangenehme Störung. — Daß im folgenden der Eintritt eines Jünglings in die Welt mit dem Aufgange des Tagsgestirnes in Vergleichung gesetzt wird, mag der Rhetor tadeln, und etwa bemerken, wie schon das unschuldige Erröthen des Jünglings die übertriebene Schmeicheley des Vaters gleichsam Lügen strafe; der Stylist aber muß es dagegen loben, daß die Form dieses Gegenbildes eine eben so große, würdige Haltung hat, wie das Bild selbst. Es ist (wie in der Mahlerey) Stück und Gegenstück, von gleicher Größe, gleicher Einfassung, gleicher Färbung. Jedermann erkennt sogleich im Gegenbilde den allegorischen Wiederschein des Bildes. — Was nun folgt, macht den Uebergang von der Poesie zur Prosa. Man sieht, wie allmählig die Bilder verbleichen, und sich in Begriffe auflösen.

3) Um die stylistischen Hülfsmittel zu entdecken, deren sich ein rednerischer Schriftsteller zur Verdeutlichung seiner Gedanken bedient, darf man nur die ausgeführten (amplificirten) Sätze auf ganz einfache zurückführen (reduciren), und dann eine prüfende Vergleichung zwischen beyden anstellen. Diese Methode (die unter andern auch der berühmte Franklin, nach seinem eigenen Geständnisse, mit Vortheil anwandte) ist die leichteste und sicherste, um in den Geist des Styles überhaupt und in den Geist einer jeden Schreibart, besonders der correcten, einzugehen. Wir wollen sie sogleich hier anwenden. — Der Inhalt dieser Sätze ist beyläufig folgender: „Von Natur sind die Menschen ein gutartiges Geschlecht. Wären sie das nicht, so könnte man nicht begreifen, wie es bey der jetzt bestehenden Verfassung der menschlichen Gesellschaft überhaupt noch gute und noch so viele mittelgute Menschen geben könne. Dieß allein schon beweiset den aufgestellten Satz. Auch bestätiget ihn (nicht nur die Geschichte, sondern auch) die Philosophie." Der erste Satz, als Thema, das erst bewiesen und erläutert werden muß, ist in einer ganz einfachen, jedoch durchaus bestimmten Form aufgestellt; er soll die Behauptung gleichsam nur hinwerfen, um zur Untersuchung anzureitzen. Die zwey folgenden Sätze, welche den (indirecten) Beweisgrund enthalten, haben schon mehr Ausführlichkeit; die Behauptung der Gegner wird vorangeschickt; die Widerlegung in Form eines Zweifels hingestellt; die Beweisführung selbst mit dem Schlusse deutlich und kräftig auseinander gesetzt. Beyde Sätze enthalten freylich nur Einen Vernunftschluß, und müßten so fern auch

nur Eine Periode bilden; aber bey dem ersten Ueberblicke sieht man, daß der reichhaltige Stoff nicht in die einfache Form Eines Satzes gezwängt werden könne, ohne entweder den Gedanken dürftig, oder den Ausdruck schwerfällig zu machen. In der letztern Periode ist ohnehin das Subject „dieß allem" durch die vielen Bey- und Mittelsätze, von der Copula und dem Prädicate zu weit getrennt; ein Uebelstand, dem freylich nach der Anlage des Ganzen und bey der Ausführung jedes Einzelnen gar nicht oder doch sehr schwer abzuhelfen war — Daß der letzte Satz, als der directe und unläugbar wichtigere Beweisgrund, beynahe nur zur Noth angedeutet, nicht aber seinem Gehalte gemäß ausgeführt worden ist, scheint beym ersten Anblicke tadelnswerth zu seyn. Allein wenn man bedenkt, daß der Jüngling, an den sich die Rede richtet, für eine philosophische Deduction noch zu unreif sey; daß die Materie selbst durch Unbequemung für den jugendlichen Verstand an wissenschaftlicher Gründlichkeit verlieren würde: so wird man dieß oberflächliche Verfahren des Redners bey einer übrigens sehr gehaltvollen Materie allerdings rechtfertigen müssen. In solchen schwierigen Puncten, wo eine gründliche Belehrung nicht möglich, und doch eine Belehrung nöthig ist, bürget das Ansehen des Lehrers für die Wahrheit der Lehre; statt in das Warum einzugehen, ist es genug, das Wie anzugeben — etwa (wie es hier geschieht) in einem Gleichnisse, das den Lehrling in der Klarheit auch die Wahrheit ahnden läßt.

4) Eine von den vielen, in diesem trefflichen Buche vorhandenen Stellen, die sich eben so

sehr durch einen üppigen Reichthum der Gedanken, als auch durch eine reine, gefällige Ründe und Fülle des Ausdruckes auszeichnet. Die Skizze, das einfache logische (Gedanken-) Netz, ist folgendes: „Seitdem die Menschen in Staaten zusammen leben, haben sich ihre Bedürfnisse, und damit auch die gegenseitigen Beschränkungen, Ungerechtigkeiten und Uebertretungen unendlich vermehrt. Fast alle drängen und treiben andere, und lassen sich von andern drängen und treiben. Nur wenige behaupten frey und muthig ihren Platz." Diese einfachen Sätze, wie sie hier stehen, bilden nur (wie wir es nannten) eine Skizze, d. h. sie enthalten nur die allgemeinen Grundzüge der Gedanken, und deuten nur beiläufig das an, was eigentlich die Periode selbst ausführen. Nun vergleiche man damit die vollendete Zeichnung in unserm Original: man betrachte, wie jeder Grundzug gleichsam in Nebenzüge sich auflöset, welche, als ein in sich geschlossenes Ganzes, den nähmlichen Grundzug, nur in einer erweiterten, ausgebildeten Gestalt darstellen: man sehe besonders, wie „dieses Staatsleben", das dem unerfahrnen Jünglinge in der abstracten Form des ersten Satzes noch undeutlich, wie aus einer Ferne vorschwebt, durch die bildliche Form des zweyten Satzes so nahe gerückt, so klar und anschaulich geschildert wird: wie dieses Gemählde, nebst dem deutlichen Begriffe, auch das abstossende Gefühl erregt gegen die Kleinheit und Niedrigkeit der menschlichen Bestrebungen und Anmaßungen; wie gerade auf diesem tragi-komischen Tableau „der Weise, der sich gegen den allgemeinen Drang stemmt" als eine seltene Gestalt da steht, bey der wir

um so mehr mit Hochachtung und Bewunderung verweilen, da sie durch anspruchlose, und doch nachdrucksame Würde auffällt.

5) Ob überhaupt diese Folge „für die Gewaltigen dieser Erde“ in einer Belehrung für einen unerfahrnen Jüngling, der so eben in die Welt tritt, am rechten Platze stehe, oder nicht; ob die Berührung dieses Punctes vielleicht durch die Absicht des Verfassers entschuldigt werden könne, der seinem Buche einen ausgedehntern Kreis, als die Jugendwelt, anwies: auf diese und ähnliche Fragen wird die Rhetorik antworten.

6) Die prosaische Schreibart nähert sich hier der poetischen an: der Ton der ruhigen Betrachtung erhöht sich zum Tone der sanften Rührung, und die abstracte Form des Ausdrucks verwandelt sich in eine bildliche. Wer dabei dem Verfasser die Absicht unterstellen würde, als habe er durch eine angenehme Mannigfaltigkeit das Leere, Dürre und Unfruchtbare der Prosa vermeiden wollen, der würde sich eben so sehr irren, als wer ihm deßhalb den Vorwurf machen wollte, daß er durch dieses Abspringen von der Prosa zur Poesie die Einheit des Tones verletzt habe. Wer ohne Grund die Form verwechselt, hat eben so Unrecht, als derjenige Recht hat, der mit Grund die Form verändert. Dieser Grund aber liegt tiefer als in der bloßen Wortform; die Darstellungsart muß aus der Vorstellungsart hervorgehen; die äußere Gestalt der Worte muß sich bilden nach den innern Gestalten des Kopfes und des Herzens, und, nach Umständen, als Gedanke, oder als Gebilde, oder als Gefühl sich äußern. Wer die Wahrheit dieser Bemerkung anerkennt, der

wird die Ausdrucksweise dieser Stelle recht sehr gutheißen. Die Herabwürdigung der menschlichen Natur kann entweder als ein Irrthum oder auch als eine Ungerechtigkeit angesehen werden; jener verlangt eine ruhige, ernsthafte Berichtigung, diese erregt innige Theilnahme und freundliche Zurechtweisung. Diese Ueberredung des Herzens, welche zwischen der kalten Ueberzeugung des Verstandes und der ungestümen Erregung des Gefühles die Mitte hält, kleidet sich besonders in die Bildersprache ein, in die Sprache der Phantasie, die dem Verstande wie dem Gefühle gleich befreundet ist. — Sie ist freylich nicht so überzeugend, wie die Begriffssprache, und nicht so ergreifend, wie die Gefühlssprache; aber sie setzt beyde Kräfte zugleich in Thätigkeit, und indem sie das Wahre im Schönen nur abnden läßt, versichert sie desto mehr, gegen jeden lieblosen Angriff des Verstandes, die ungestörte Theilnahme des Gefühles.

7) Es ist ein großer Unterschied zwischen Sprechen und Reden, so wie zwischen Reden und — Schwätzen. Sprechen heißt, seine Gedanken zur Noth andeuten — Reden, seine Gedanken in der Absicht ausführen, um die möglichste Deutlichkeit zu erzielen. Der Sprecher will nur, daß er verstanden — der Redner, daß er vollkommen verstanden werde. Jener gibt das einzelne Wort hin, wie es ist, in der Voraussetzung, daß der Zuhörer den Sinn selbst aufsuche; dieser führt die ganze Familie des Wortes und des Begriffes vor, so daß der Zuhörer nur aufmerken und auffassen, nicht selbst entwickeln und ausbilden darf. Anderseits macht frey-

lich der Schwätzer auch viele Worte, wie der Redner; aber er gibt nur Worte, nicht, wie dieser, zugleich Begriffe. Jener paraphrasirt, dieser periphrasirt. Der Schwätzer führt uns im Kreise umher, um einen Drehpunct, so daß wir zuletzt, von Schwindel ergriffen, den Punct selbst aus dem Auge verlieren; der Redner führt uns durch den Umkreis gleichsam in einer Spiral-Linie, so daß wir mit jedem Schritte das Gebieth des Wissens in erweiterter und vergrößerter Gestalt wahrnehmen, ohne den Standpunct, von dem man ausgegangen, aus dem Gesichte zu verlieren. — Wenden wir diese Bemerkungen auf die vorliegende Stelle an. In der gewöhnlichen einfachen Sprache würden diese Gedanken etwa so ausgedrückt werden: „Wenn du dich, dein Glück und deine Tugend liebst, so suche dich immer nur auf das Einfache und Natürliche zu beschränken; dann wirst du zufrieden, glücklich und rechtschaffen seyn." Damit kann sich aber eine künstliche, überzeugende Rede nicht begnügen; denn sie verlangt, daß die Gedanken nicht bloß errathen, sondern begriffen, ja sogar angeschaut werden können. Darum hat unser Redner die Begriffe entwickelt, oder (was Eins ist) die Wörter umschrieben — gleichsam den Umkreis jedes Begriffes und Wortes bestimmt, eingetheilt und ausgeführt. Er sagt z. B. nicht nur, was es heiße „sich selbst lieben" (nähmlich „streben nach Sorglosigkeit, Gesundheit, Frohsinn, nach Freyheit und Selbstständigkeit, Verträglichkeit und Gemeinnützigkeit, Glück und Tugend"), sondern auch, was man vereinfachen müsse („die ganze Lebensart, alle Triebe und

Bedürfnisse"), worin das Natürliche bestehe („was der unverderbten menschlichen Natur genüget, und was jeder gesunde und arbeitsame Mensch sich in jedem Stande leicht erwerben kann") u. s. w. Hätte er uns feierlich um der lieben Redseligkeit willen in die Länge und Breite umher geführt, so dürften wir ihm dafür wenig Dank wissen, und wir nähmen das schlichte Wörtlein lieber, als die vielen Prunk-Perioden. Aber er hat uns zugleich über das Wörtlein belehrt, er hat die Begriffe selbst erörtert: unsere Kenntniß erweitert, und uns so während dem Ueberfluß zugleich in die Tiefe blicken lassen. Sogar der Schluß, obwohl er beinahe nur der Wiederhall des Vorigen ist, verdeutlichet den Sinn, indem er ihn verstärkt. Er sagt zwar nichts Neues, aber das Alte auf eine neue Art. Der Lichtstrahl, der eine weite, breite Fläche beleuchtete, wird gleichsam in seine Farben gebrochen; und was vorher in einer ausgeführten Zeichnung vor uns stand, erscheint hier in einem farbenreichen Gemählde nach einem verjüngten Maßstabe (en miniature). Der Begriff wird uns nochmahl unter der Form eines Bildes dargestellt, der Zustand der ernsten Betrachtung in den Zustand der Beschauung verwandelt, und so die ganze Seele in allen ihren Kräften ergriffen.

III. Das Irrenhaus. [1])

(Aus Engel's „Philosoph für die Welt")

Friedberg war noch sehr jung, als ihm schon seine vorzüglichen Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptstadt erwarben. Sein Vater, ein wür-

diger Landgeistlicher, der selbst der erste Lehrer dieses einzigen Sohnes gewesen war, und der nachher an die Bildung desselben alles das Seinige verwandt hatte, ließ sich weder durch die Weite der Reise, noch die Schwachheiten des Alters abschrecken, ihn zu begleiten. — „Ich muß doch sehen, sagte er, wo er bleibt, und muß ihm noch einen Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken theuer mache. Er selbst wird einmahl ein desto liebreicherer Vater werden, je eines liebreicheren er sich zu erinnern hat.“ Und so riß er sich, mit ihm zugleich, aus den Armen der Mutter.

Sie besahen nach ihrer Ankunft, die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch den Tag vor der Rückreise des Vaters gingen sie in die öffentliche Anstalt für Wahnsinnige und Rasende. Die mancherley schreckensvollen Auftritte, die sich hier fanden, wirkten auf den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr als Alles rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemahls ein Mann von Ansehen und Verdiensten gewesen war, und jetzt in allem, was er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, und zuletzt auch um seine Vernunft gekommen; und zu jedem Puncte dieser Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit

bestätigen wollte. Vermahls, fuhr der Aufseher fort, hatte er Augenblicke, wo er seinen Zustand inne ward; und dann bat er Gott mit einer Wehmuth, die selbst mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen; jetzt hat er nun dieser Augenblicke nicht mehr; der Kummer um seine Vernunft hat sie selbst völlig in ihm ertödtet. Auch dieß bestätigte der Greis mit einem freundlichen Winke; und sah dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bey ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel.

Der Sohn ging stillschweigend an der Seite des Vaters, bis sie wieder in ihrer Wohnung waren. 2) — Großer Gott! rief er dann aus, wie entsetzlich ist doch das Schicksal, seine Vernunft zu verlieren! Noch nie, weil ich denken kann, hab' ich diesen Schauder, diese Vernichtung in mir empfunden. — Zu seyn und doch nicht mehr zu seyn! Bey aller Blüthe des Lebens ein bleicher athmender Leichnam zu werden, der bleiche umherirrende Schatten einer abgeschiedenen Seele! — Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewußtseyn unser selbst besteht; was ist dann der Verlust dieses Bewußtseyns, als Tod, als Vernichtung? — Und selbst das Verfahren mit diesen Elenden! wie man sie aus der Zahl der Lebendigen ausstößt, sie einkerkert, vergräbt; behandelt, als ob sie nicht da wären, nicht hörten! wie man in ihre Gegenwart tritt und ihre Leiden er-

zählt, indeß sie ruhig dasitzen und lächeln; nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einst ein edler Mann war, und nun dahin ist!

Er schwieg einige Augenblicke, und ging umher, eh' er fortfuhr: O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daß ich war, wenn ich etwas, was ich werden konnte. z)

Und doch — nahm hier der Vater das Wort — so sehr der Zustand dieser Elenden auch mich rührt dars — in der Vorstellung ist er schrecklicher, als in der Empfindung. Kann der Mangel des Bewußtseyns für den noch Elend sein, der es leidet?

Das nicht. So wenig, als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da ist, oder zurückkehrt, dieses Bewußtseyn! wenn der Elende Gott mit Thränen um seinen Tod bittet; oder, gleich Jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, dessen untere Zweige noch grünen, und mit Erschütterung ausruft: Er stirbt von oben!

Mäßige deine Empfindungen! sagte der Vater. Du denkst die das Bewußtseyn dieser Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren sind ihre zu sehr geschwächten, zerrütteten Seelen wohl nicht mehr fähig. — Und wären sie derer fähig: — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn der Kranke nicht mehr fühlt, daß er leidet. Es wäre Hoffnung zum Leben.

Hoffnung! — ah, ich fürchte, wie auf dem Gange zum Hochgerichte, ein matter, trüber Schimmer von Hoffnung! — Und die Furcht, die sich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das sagen will: seine ganze Kraft so gehemmt zu fühlen! nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verschwinden mit zuzusehen! um dem Verlöschen dieses göttlichen Funkens mit zuzusehen, der unsre ganze Seligkeit ausmacht! in dem tödtlichsten aller Gedanken nicht bloß das Ziel seines Fortganges zu denken, auch sein Zurücksinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab; Gott! Gott! welch Gefühl muß das seyn! — Und wenn nun das vollends einen Mann trifft, der sich näher an den Gipfel hinangearbeitet hatte; wenn so ein Mann nun in die entsetzliche Kluft schaut, die sich unter ihm aufthut; wenn er seinen Fuß schon ausgleiten fühlt, den Boden schon vermißt, der ihn tragen konnte: — o, ich seh' ihn, ich seh' ihn! — noch hängt er mühsam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit aller Kraft seines Wesens, sich neuen Schwung zu geben; — umsonst! umsonst! Sein Gewicht zieht ihn tiefer und immer tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung gibt er sich auf, und verschwindet. 4) — — Sie sprachen von schwächerm, von dunklerm Bewußtseyn? Und wenn dieß auch denen Erwachsenen derer wäre, die nur Kinder, nur Schwachsinnige wurden; was wird's bey denen seyn, deren wilder,

tobendes Blut man nur mit Ketten bändigt? Werden auch diese, wenn sie erwachen — —

Er schwieg von neuem, und auch der Vater saß nachdenkend und traurig; denn er hatte schon den Schmerz des Abschieds im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von seinem Sohne, überdachte die Gefahren, die ihn umringen würden, sein noch so jugendliches Alter und das rasche Feuer seines Charakters: und alles das, mit den Eindrücken zusammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte sein ganzes Herz mit Wehmuth.

Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichste unter dem Schrecklichen genannt; was müssen Wahnsinn und Raserey seyn, wenn diese jenen zur Wohlthat machen? — Und im Grund; was heißt auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schicksal Aller ist, die geboren wurden; wenn es oft nur auf uns, auf die Größe unsrer Seele ankommt, daß es zu unserm letzten, herrlichsten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühllosen Leichnam ausgestreckt sieht, mit Gedanken seines eignen Todes an seine Brust schlägt, und wir dann, den Augen der Menschen entnommen, in ewiger Ruhe schlummern: o, wie wenig, wie nichts ist denn das! wie nichts gegen jenen schrecklichern Tod, wo in so mancher Seele das Mitleiden Verachtung, stolzer Spott über den Unglücklichen wird; wo sich so gar nichts thun läßt, das unser Elend ehrenvoll

mache: wo man oft im Grabe wieder lebendig wird, um den Graus seiner Verwesung zu sehen! 5)

Deine Bilder werden gräßlich, sagte der Vater.

Uebertreib' ich sie aber? — Das Elend der Menschheit, in seinen tausend und tausend Gestalten, steht vor mir; aber in keiner seh' ich es so schwarz, so furchtbar, so meine ganze Natur erschütternd.

Weil jetzt diese Eine Gestalt hervorspringt; weil sie beleuchteter ist. — In Augenblicken lebhafter Theilnahme, verbleicht und verschwindet jedes andere Bild, und immer scheint das Eine, das in voller Gluth seiner Farben dasteht, das einnehmendere oder das grausenvollere. — Wie, wenn ich selbst die ein Elend nennen könnte, das weit über dieses wäre?

O verschweigen Sie's, bitt' ich.

Du schließest von den Schrecknissen des Todes auf die größern des Wahnsinns, weil dieser jenen wünschenswerth macht; schließe weiter auf die noch größern des höchsten Elends, wo wieder Wahnsinn als Wohlthat erscheint. Oder, wenn du glaubst, daß ich zu viel sage; wirf einen Blick auf die Lasterhaften, die dem Geiz, ihrem Vater, dessen Schicksal dir so an's Herz ging, dieses Schicksal bereiteten! Wenn sie nun früher oder später aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den sie bewirkten, die ganze Unmöglichkeit des Ersatzes, die ganze schreckliche Zerstörung ihrer eignen Kräfte er-

blicken; wenn sie, mit Fluch und Schande bedeckt, sich selbst ein Abscheu leben, und auch die Aussicht in die Ewigkeit, die sonst der Elenden letzter Trost ist, sich ihnen verfinstert: — sprich! wird nicht ihr Erwachen schrecklicher sein, als das Erwachen des Rasenden auf seinem Strohlager, in seinen Ketten? wird nicht jener fortdaurende, zwar schreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor dessen Wiederkehr jene Unglücklichen, als vor ihrem einzigen Uebel, zittern? 6)

Wahr! wahr, mein Vater! — Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.

Und doch widersprach ich die allzurasch. Denn auch dieses Elend ist Wahrheit. — Prüfe nur den Grund deiner Pflichten! Sind sie Gesetze eines eigennützigen Obern, der durch deine Unterdrückung gewinnt? eines schadenfrohen Tyrannen, der sich Gelegenheiten zu Strafen durch sie bereitet? oder sind sie in dem wesentlichen Zweck deines Daseyns, in der höchsten Bestimmung der Natur gegründet?

Das Letzte; gewiß das Letzte! Sie sind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer selbst nicht aufheben kann, ohne daß er vorher meine Natur zerstöre.

Nun dann! So ist denn die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewußtseyn unser selbst, unsrer Bestimmungen, Verhältnisse, Kräfte. Und ihr Entgegengesetztes, das Laster; — was wird es seyn, als eine fortwährende

de Abwesenheit dieses Bewußtseyns? als eine Verfinsterung der Seele, die dann und wann ein lichter schrecklicher Augenblick unterbricht? 7) Frage auch nur das Urtheil der Welt! Sie gibt dem Laster alle Nahmen des Wahnsinns, von den ersten leichtern Thorheiten an bis zu den letzten wildesten Ausbrüchen der Wuth; und ihre Behandlung der einen Gattung von Rasenden ist, wie die Behandlung der andern. Sie verschließt sie, fesselt sie, züchtiget sie; oder wenn sie sie frey läßt, so wandeln die Elenden umher, gleich jenen unschädlichen, ruhigern Wahnsinnigen, die der feinere edlere Mensch bejammert, und die der Pöbel verspottet. — Du stehst in Gedanken, mein Sohn?

O mein Vater! — Sie geben mir für das Laster einen Gesichtspunct — —

Sieh, das wünscht' ich. Ich wünschte die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilsam zu machen. — Daß wir für jene Unglücklichen zittern, das war so fruchtlos für uns, wie für sie: denn am Ende war unser ganzer Gewinn, daß wir ein menschliches Gefühl hatten; aber sage: welch ein Gefühl! Von jener demüthigenden niederdrückenden Art, die unsre ganze Thätigkeit ungereizt läßt, und die es vielleicht besser ist nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier sehen wir uns im Reiche der Freyheit, und unsre Kräfte finden ihr Spiel: wir können gegen den Tyrannen, das Schicksal, nichts; aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, alles. Und

so laß uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn ist: lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meinst du nicht, daß uns das Elend des Lasters in eben dem Grade mehr erschüttern sollte, in welchem es furchtbarer ist? 8)

Es ist vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bey der Nacht; weniger vor dem offenen Feinde, als vor dem Meuchelmörder.

Wahr gesagt, völlig wahr! Aber setze dieser Bemerkung eine andere zur Seite: was vor dem Einbruche des Uebels die Schrecken desselben mindert, das macht sie, nach dem Einbruche, größer. — Sich selbst als Urheber seines Elendes denken, selbst das Ziel seines Hasses, der Gegenstand seiner Verwünschungen seyn: wie grauenvoll, wie entsetzlich ist das! — Und dieses eingesehen; wozu soll deine Bemerkung uns führen? Daß wir sorglos mit halbgeöffneten Augen hinträumen, des Wegs, den wir wandeln, nicht inne werden, und so uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder daß wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen sich der Pfad des Lebens hinschlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die rings umgebenden Gefahren mit Wachsamkeit, mit Stärke der Seele rüsten? — Komm auf die Bilder zurück, die dich so mächtig erschütterten! Setze dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der schon die ersten Anlagen zum Wahnsinn, die ersten

Anwandlungen der Wuth, in seinen trüben Abwesenheiten, in seinen wilden Krämpfen bemerkt! Sieh in diesem Zustande eine Möglichkeit, dich zu retten, und sage: wird nicht alle Begehrungskraft deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglichkeit zu verwirklichen?

O Gott! —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen, hat seine Anwandlungen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern; Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüm der Leidenschaften. Jenes deutliche, helle Bewußtseyn unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen also schon öfter seine Begierden über die Grenzen der Mäßigung rissen; wer schon mehrmahl in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaß, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinn des Lasters, so viel näher, als andre Menschen.

Der Sohn verstand nur allzuwohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens; und mehr als Eine Ausschweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort, welche Mittel hat der Jüngling in seiner Macht, der kalten Vernunft

über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenschaften den Sieg zu sichern? — Eine Vernunft, die mit solchem Ansehen, solcher Uebermacht herrscht, daß auf ihren ersten Ruf alle Begierden schweigen und sich ehrerbietig zurückziehen, ist sicher möglich, ist in den Besten und Edelsten des Menschengeschlechtes wirklich; aber sie ist Vorrecht des schon reifen, ausgebildeten Weisen, nicht des noch reifenden, in der Bildung erst begriffenen Jünglings. In diesem herrscht mit Uebermacht die Phantasie, die Empfindung; und das Beste, ja vielleicht Einzige, was er zu seiner Sicherung thun kann, ist: eben mit Phantasie und Empfindung seine Vernunft so zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinsten, zartesten Gefühlen des Herzens so zu verschlingen und zu verketten, daß auf den ersten nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all ihrer Stärke, all ihrem Feuer zu Hülfe kommen. 9) Es gibt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerreißen oder empören; und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen, sich selbst es schwören, daß man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel seyn wolle — o mein Sohn! das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser Leben haben. Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt; und

der herzzerreißende — steht uns bevor — morgen — wenn wir zum letzten Mahle — beym Abschied —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältigt, warf sich mit lauten Thränen ihm in die Arme. — Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frey ward, schwur er ihm an seinem Herzen den Eid: daß die Erinnerung dieses Tages ihn nie verlassen, daß sie ihm eine stete ehrwürdige Erweckerinn zur Tugend seyn sollte; und dieser Eid blieb ihm sein ganzes Leben lang heilig. Oft, wenn die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbrauste, erschien ihm plötzlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf seiner Wange; er hörte noch den sanften, schmeichelnden Ton seiner Stimme, fühlte noch den warmen liebevollen Druck seiner Hand; und keine Leidenschaft, wie ungestüm sie auch war, vermochte etwas gegen die Kraft dieser Erinnerung. 10)

Anmerkungen.

1) Engels „Philosoph für die Welt" ist wohl eine noch nie übertroffene Chrestomathie, worin die interessantesten Materien für Kopf und Herz in eben so correcten als eleganten Formen verschiedenartig abgehandelt sind. Wir empfehlen dieses Buch jedem Jünglinge, dem die Bildung seines Geistes, nach moralischen und ästhetischen Grundsätzen und Beyspielen,

ein angelegentliches Geschäft ist. — Der folgende Aufsatz, dessen Inhalt gewiß in jedem eine tiefe Rührung und Ueberzeugung hinterlassen wird, kann auch in Ansehung des Ausdruckes (den wir hier einzig berücksichtigen) als ein lehrreiches Muster empfohlen werden. Der Gegenstand ist von philosophischer Art — die gänzliche Verirrung des Kopfes und des Herzens, der intellectuelle und moralische Wahnsinn — Bild und Gegenbild in einem großen, durchgeführten Gleichnisse dargestellt. Der Zustand ist theils ein heftig bewegtes Gefühl (in der Rede des Sohnes) theils eine beruhigende, ausgleichende Reflexion (in der Rede des Vaters). Der Standpunct endlich, von dem der philosophische Inhalt aufgefaßt und zwischen den dialogisirenden Personen verhandelt wird, ist der höhere, doch in der Art, daß der Wahnsinn des Kopfes von dem empfindsamen Jünglinge mehr von der ästhetischen Seite —, der Wahnsinn des Herzens von dem reifen, ernsten väterlichen Lehrer von der prosaischen Seite ver- und dargestellt wird.

2) So weit herrscht ein ruhiger, einfacher Erzählungston, der den Besuch im Irrenhause, als ein Factum, mit schlichten, ungekünstelten Worten darstellt. Ein geschmackloser Verfasser würde, ergriffen von den erhebenden Gedanken und erschütternden Empfindungen, die er vortragen sollte, schon beym Eingange durch ein vorgreifliges Pathos den Schauer „der Hölle selbst" in fieberhaften Worten verkünden. Unser Verfasser läßt aber Vater und Sohn (und den Leser mit beyden) die Anstalt, wie bey einer gewöhnlichen Gelegenheit als ruhige und stille Zuschauer durchwandern,

und erst in ihrer Wohnung als theilnehmende Menschenfreunde Herz in Herz ergießen. — Die Lebhaftigkeit der Rede ist allerdings eine vortreffliche Eigenschaft; nur muß sie sich zu rechter Zeit und in rechtem Maße äußern. Sonst artet sie in Leidenschaftlichkeit aus, welche im Reden, wie im Thun, die Lebenskraft schwächet und erschöpfet, statt sie zu erhalten und zu verstärken.

3) Diese Stelle allein liefert gleichsam einen vollständigen Text zu einem Commentar über die höhere Schreibart, so fern damit die pathetische zusammen fällt. (Große Gegenstände erwecken starke Empfindungen). Der Ausruf „großer Gott!“ ist der Schrey aus einer lang- und schwergepreßten Brust, die mit Einem Mahle sich entlassen will. Noch kann sich der Verstand die Vorstellung nicht klar denken: er spricht sich nur allgemein, nur unbestimmt aus: „Wie entsetzlich — — seine Vernunft zu verlieren.“ Eher noch findet er ein passendes Wort für seinen Zustand, als für den Gegenstand selbst. „Diesen Schauder, diese Vernichtung hab ich noch nie empfunden.“ Je mehr er sich seiner Betrachtung überläßt, desto mehr Zweifel, Widersprüche, Paradoxen entdeckt er: „Zu seyn, und doch nicht mehr zu seyn.“ Wofür aber der Verstand keinen Begriff hat, dafür unterstellt die Phantasie ein Bild; und Bilder sind den Begriffen eben so verwandt als den Gefühlen; sie sind Leiter von beyden. Man betrachte aber nun einmahl das Wahre, Große und Rührende, das zugleich in diesen Tropen liegt! „Die Bürde des Lebens“ ist zwar eine bereits verschollene Metapher;

aber sie wird neu und stark in dieser kühnen Beziehung. Blüthe und Leichnam, umherirrender Schatten und abgeschiedene Seele sind schneidende Contraste, die den Widerspruch des Wahnsinnes in seiner ganzen gräßlichen Wahrheit darstellen. Diese Wahrheit dringt sich jetzt auch dem ruhiger betrachtenden Jüngling auf; er kleidet sie in die Sprache der Vernunft (in metaphysische Termines) ein, indem er das, was er vorher nur empfunden und angeschaut hatte, als gedacht darstellet: „Wenn unser Selbst in dem Bewußtseyn unser selbst besteht: was ist dann der Verlust dieses Bewußtseyns, als Tod, als Vernichtung?“ — Von dem innern Zustande dieser Unglücklichen wendet sich nun der Redner auf ihre äußere Lage; er macht aber keine ausführliche Zeichnung davon (denn die unmittelbare Anschauung ist deutlicher, als jede noch so wortreiche Darstellung); sondern er wirft nur einige kräftige Züge hin, die er für das weiche, theilnehmende Gefühl mit zarten Farben ausmahlet. — Die Empfindung und die Betrachtung scheinen nun gleichsam in einer gänzlichen Erschöpfung zu liegen; aber nur, um zugleich wieder mit der letzten zusammengerafften Kraft die Verzweifelung in Einem Schrey auszulassen: „O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daß ich war, wenn ich erwog, was ich werden konnte.“ Welche schauerliche Erhabenheit liegt in diesen einfachen Worten! Sie sagen an sich so wenig, und enthalten doch so viel! Woher kommt dieß? Weil gerade in der Unbestimmtheit des Ausdruckes eine unermeßliche Fruchtbarkeit des Sinnes liegt. Die-

ſes Einfach-Erhabene der Ausdrucksweiſe findet ſo oft ſtatt, als das Wort, gleichſam unter der gewaltigen Kraft des Gegenſtandes in Ohnmacht erliegt. Wie lange aber das Wort den Begriff oder das Gefühl eigenthümlich oder uneigenthümlich, erfaſſen und darſtellen kann, ſo lange muß es nach Formen ringen, welche das Object auf eine würdige Art vernehmbar machen. — — Wir kennen dieſe Stelle nicht verlaſſen, ohne unſern jungen Leſern die ſchon oft geäußerte Mahnung zu wiederholen: Zuerſt gedacht und empfunden; dann geredet! Im Kopfe muß es klar, im Herzen warm ſeyn; dann wird ſich auf dem Papier alles, wie von ſelbſt, geſtalten. „Wovon das Herz voll iſt, davon läuft der Mund über“ ſagt ein altes Sprichwort, das wohl auch auf den Styl Anwendung haben konnte. Nicht bloß der Zorn macht beredt (zufolge dem bekannten Satze), ſondern überhaupt jeder Affect, wenn er nicht erheuchelt, nicht eingeheizt, ſondern natürlich und lebendig iſt. Das Mißlingen einer ſentimentalen oder pathetiſchen Stelle hat ſeinen Grund meiſtens darin, daß der Verfaſſer etwas, das er nicht in ſich fand, doch außer ſich darſtellen wollte; daß er, ſtatt der Gedanken und Gefühle, Worte und nur Worte gab; daß er den Ausdruck gleichſam erpreßte — den Schein ſtatt des Weſens hinſtellte und den Buchſtab ſtatt des Geiſtes. Daher die vielen ſchlechten Producte beſonders in dem dramatiſchen und romantiſchen Fache! Weil mancher ein gewandter Schreiber (Skribler) zu ſeyn dünkt, ſo glaubt er auch ſchon ein guter Redner zu ſeyn; es gibt aber nimmer und nirgends einen guten Red-

wer, der nicht schon ein guter Denker und Dichter wäre

4) Die Sprache des Gefühls verändert sich mannigfach, wie dieses Gefühl selbst. Ist es von sanfter Art, so bewegt es sich, (um eine bekannte Allegorie zu gebrauchen) wie ein Lüftchen, das hier freundlich unter Rosen-Hecken spielt, dort im Cypressen-Haine klälich schwieret; ist es dagegen von heftiger Art, so erhebt es sich mit der Macht des Sturmes, der jetzt unaufhaltsam dahin rauschet über Gewässer und Gefilde, heulend zwischen Klüften und Ruinen; jetzt plötzlich inne hält, um mit desto furchtbarerer Wuth wieder loszubrechen, und Stoß auf Stoß alles fort zu reißen. Man betrachte einmahl diese bezeichnete Stelle; man lese sie nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohre — und man frage sich zuletzt, ob man nicht so etwas Sturmartiges in der Folge der Begriffe und der Töne wahrnehme. Dieses anfängliche Anschwellen der Gedanken, wovon immer einer stärker als der andere ist; dieses Versinken des Bewußtseyns in einem unaussprechlichen Gefühl; — dann wiederum der erneute, verstärkte Anlauf der Empfindung, die den entgegengesetzten Zustand schon nicht mehr in Begriffen denken, sondern nur in Bildern schauen kann; endlich der höchste Schwung der begeisterten Phantasie, deren Kraft aber, eben durch die übermäßige, letzte Anstrengung, allmählig „sich aufgiebt und verschwindet": wie lebhaft und anschaulich ist dieß alles dargestellt!

5) So vortrefflich die Rede sich ausnimmt, welche unser Verfasser dem Jünglinge in den Mund legt; so wahr und groß der Gedanke ist, den er von Anfang bis zu Ende mit immer wach-

fender Anſchaulichkeit und Lebendigkeit aus-
führt; ſo ſchön und kräftig endlich die Spra-
che iſt, die er eben ſo der Würde des Ge-
genſtandes, als der Natur des Zuſtan-
des angemeſſen behandelt: ſo fällt doch ein
Fehler durch das Ganze auf — der Fehler,
daß ſie den ſubjectiven Standpunct über-
ſchreitet, d. h. für einen Jüngling zu vor-
trefflich, zu groß, zu ſchön iſt. Wir hören
immer nur den Verfaſſer; wir vernehmen
aus allem nur ſeine Denk- und Gefühls-
weiſe, nicht aber die Denk- und Gefühlsweiſe
deſſen, den er ſprechen läßt — wir hören nicht
den Jüngling. Er ſubjectiviſirte nur ſich
ſelbſt; nur er ſelbſt ſpricht aus dem fremden
Munde, nicht der fremde Mund aus ihm.
Er borgte nur den Nahmen, nicht den Cha-
rakter; er kleidete das, was er als Moneleg
dachte und fühlte, in einen Dialog ein, ohne
die Formen nach der Eigenthümlichkeit der
Individuen zu modificiren. So ſcheint es
wenigſtens. Denn Vieles läßt ſich auch
mit Vielerley entſchuldigen und rechtfertigen.

(6) Wenn man dieſe und andere Sätze mit kri-
tiſcher Aufmerkſamkeit durchlieſ't, ſo möchte
man in Zweifel gerathen, ob man darin mehr
die pure, lautere Natur, oder die fleißige,
geſchmackvolle Kunſt lieben und bewundern
ſoll. Einerſeits fühlen wir, daß alles und je-
des ſo einfach daſtehe und folge, als wenn
es ohne Schwierigkeit von Seiten des Stoffes
und ohne Anſtrengung von Seiten des Redners
ſich ſo und nicht anders geſtaltet habe; an-
derſeits begreifen wir aber auch, daß jedes
Wort mit beſonnener Wahl, jeder Satz nach
einem angelegten Plane — alles und jedes mit
Geſchmack und Geſchick gebildet werden ſey.

Liegt hierin vielleicht ein Widerspruch, der unsern angegebenen Unterschied zwischen der natürlichen und künstlichen, niedern und höhern Schreibart verwirrt oder gar aufhebt? Keineswegs. Natur und Kunst sind nähmlich Begriffe, die sich nicht wechselseitig ausschließen, sondern nur beschränken, ja sogar (in gewissem Sinn) sehr gut mit einander vertragen. Entgegen gesetzt ist dem Natürlichen das Unnatürliche, — das, was Bemühung und Ermüdung verräth, so wie dem Künstlichen das Nachlässige — das, was Mangel an Fleiß und Geschmack verräth. Natur und Kunst aber sind sich gegenüber (juxta, non contra) gesetzt: und nach dieser Ansicht bestimmten wir eben die Charaktere jener Schreibarten. Die (niedere) historische Schreibart darf die Sprache nur ganz einfach auf das Sinnliche beziehen (weder sie genommen ist); die (höhere) philosophische aber muß sie auf das Uebersinnliche schicklich übertragen (wozu sie erst gebildet wird). Dieser Umstand der Darstellung bezieht sich auf die Wesenheit der Sprache selbst. Wie fern er sich aber auf das Geschick und den Fleiß des Sprechenden bezieht, so fern stellen Natur und Kunst im innigsten Verein auftreten; und in diesem Sinne gelten die beyden wichtigen Sätze: Natürlich schreiben sey die höchste Kunst, und künstlich schreiben die einfachste Natur.

7) Die Vernunft, diese erhabene Kraft, faßet alles unter Einer Vorstellung auf. Der echte Philosoph schaut und fühlt zugleich alles, was er denkt. Das Wahre ist ihm auch das Schöne, und beydes das Interessante. Wenn auch die Idee in ihrer Anwen-

dung auf irgend ein Object an Reinheit und Vollkommenheit verliert: so ist es eben die Aufgabe für die Darstellung, dieses ursprüngliche Ganze wenigstens durch ein künstliches Zusammenwirken der vereinzelten Kräfte so viel möglich wieder herzustellen. Deßhalb gibt der Vater (in der bezeichneten Stelle) nicht eine bloße Schul-Definition von Tugend und Laster, sondern er erhebt diese Begriffe dadurch, daß er sie zugleich in Bildern und Gefühlen darstellt, zu Ideen, welche Kopf und Herz zugleich einnehmen. Der Begriff, als solcher, überzeuget nur den Verstand; das Gefühl überredet nur das Herz; die Ueberzeugung kann durch eine Abneigung verhindert — die Ueberredung durch einen Zweifel entkräftigt werden. Wenn man aber beyde zugleich anregt und befriedigt; wenn man sie durch die vermittelnde Phantasie in Harmonie bringt, und sich so der ganzen Seele bemächtiget: so begründet man Einheit und eben dadurch eine unerschütterliche Festigkeit der Vorstellungen.

8) Die Belehrung des Vaters erscheint mit mehr Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit, als man sonst von der didaktischen Poesie erwartet. Beydes hat aber seinen Grund. Die Rede ergeht erstlich an einen Jüngling, der, seiner Natur nach, jede Verstandes-Skizze gern und leicht zu einem Phantasie-Gemählde ausarbeitet. Zweytens richtet sie sich an einen bewegten Jüngling, dem nur Theilnahme, Mitgefühl beykommen kann. Ein bedachtsamer, ruhiger Ernst würde seinen Affect zwar zur Ruhe bringen, aber nicht zur Einsicht; er würde zwar sein empörtes Gemüth beschwichtigen, aber nicht seinen Verstand überzeugen. Nur durch das Herz, vermittelst einer inni-

gen Theilnahme an dem Zustande des Sohnes, kann der Vater auch den Kopf für den Gegenstand einnehmen, und in ihm eine heilbringende Ueberzeugung begründen — Man sieht jedoch, wie der Strom der Rede, der Anfangs von dem gewaltigen Andrange der Gefühle hohe Wogen wälzte, allmählig einen ruhigern Gang annimmt, wodurch er aber nur mit einer desto stärkern Kraft und mit mehr Sicherheit trägt und fortführt.

9) Die höhere Schreibart vereiniget in sich alle Eigenschaften des Stils im höchsten Grade. Sie wählet die bestimmtesten, anschaulichsten, nachdrucksamsten Wörter und Redensarten; sie bildet Sätze, in welchem sich die pünktliche Ausführlichkeit mit der bündigsten Kürze, und Fülle mit der höchsten Kraftigkeit vereinigen; sie verkettet und verschlinget endlich die Perioden auf eine Art, daß sie ein einziges gedrungenes, leicht überschauliches und tief gegründetes Ganzes ausmachen. Man betrachte z. B. nur die vorliegende Stelle. Man sehe, wie schon der erste Gedanke: „welche Mittel hat der Jüngling, um tugendhaft zu bleiben?“ durch die personificirten Ideen, „Sinnlichkeit, Vernunft“, durch die contrastirenden Epitheta „kalt, glühend“, endlich durch die anschauliche, kräftige Phrasis“ über tobende Leidenschaft den Sieg zu sichern“ nicht bloß verschönert, sondern auch verdeutlichet ist. Man betrachte, wie der zweyte Gedanke: „Die Vernunft ist in dem Jünglinge noch nicht genug ausgebildet, und so wirksam wie bey dem Werther“ ausgeführet und doch gedrängt ist, so daß beynahe kein Wort hinzugesetzt, keines weggeworfen werden könnte, ohne einerseits der Ründe, anderseits der Fülle, und in beyden

Fällen der Kraft Abbruch zu thun. Man lese endlich das Folgende, und ziehe es mit dem Vorhergehenden in Eines zusammen: was will das Ganze anders heißen, als: „Da in dem Jünglinge die (reine) Vernunft noch nicht ausgebildet ist, sondern nur die (reine) Sinnlichkeit (die Phantasie und die Empfindung) vorherrschend sind: so hat er zur Sicherung seiner Tugend kein anderes Mittel, als die Sinnlichkeit mit der Vernunft zu befreunden, so daß ihm die Pflicht zum Vergnügen wird." Schwerlich konnten die einzelnen Partien näher zusammen gerückt werden, ohne sie durch sich selbst zu verdunkeln und gleichsam zu bedecken; sie durften aber auch nicht weiter aus einander gestellt, getrennt werden, ohne die Theile zu sehr zu zerstreuen, und so die Uebersicht des Ganzen zu erschweren. Die verschiedenen Perioden bilden doch zuletzt nur Eine Periode; denn der Verstand, welcher im ersten Satze durch eine Frage zum Nachdenken angeregt, in dem andern durch eine Negation in Zweifel und Ungewißheit gelassen wird, findet erst im dritten Satze, in der Auflösung und Beantwortung, seine vollkommene Befriedigung.

10) Der Aufsatz endet, wie er anfing, mit dem einfachen Erzählungstone. Man bemerkt an ihm aber doch einen kräftigern, malerischen Anstrich, als er sonst in Erzählungen von gewöhnlicher Art vorkommt. Der Grund davon liegt wiederum im Charakter des Ganzen. Der Vater und Sohn stehen hier nicht in ganz gewöhnlicher Beziehung zu einander, sondern als Lehrer und Zuhörer

erhabener Wahrheiten; nicht etwa im Studierzimmer, gelehrte Stellen analysirend, sondern im Adyton der Weisheit selbst, wo von dem Heiligsten und Höchsten die Rede ist. Als solche Personen höherer Art dachte sie der Verfasser; als solche ließ er sie sprechen; und so spricht er selbst von ihnen, da er sie vorführt und entläßt.

Ein

Büchlein für die Jugend.

Enthaltend

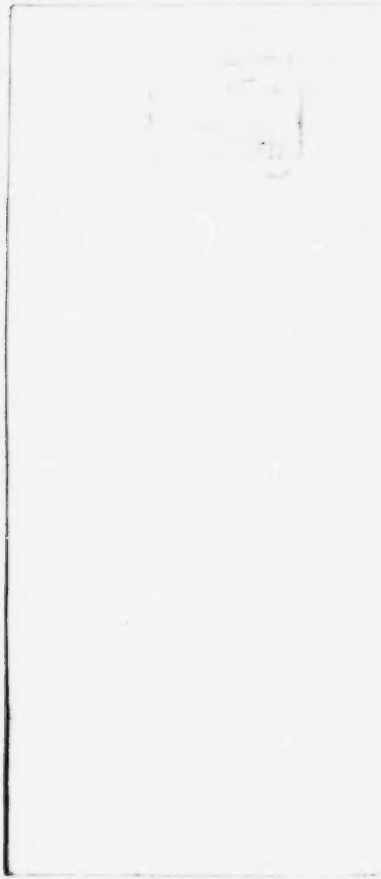
die Legende von Placidus und seiner Familie, das Mährchen von Marien-Kind, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Vom

Verfasser des Volksbüchleins.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

München,
Literarisch-Artistische Anstalt.
1834



Inhalt.

Seite

I. Ferienreise. 1

II. Die Erzählung des Vaters: „Placidus und seine Familie." 9

III. Scenen aus dem Leben. 45

IV. Das Mährchen von den Küchlein. — Der Reiter und sein Roß. — Der Lügner. — Der Vogel und der Bauersmann. 62

V. Das Hirtenbüblein. — Marianne. — Die Christgeschenke. — Röschen. 88

VI. Die Ruine Werdenfels. — Das Fräulein von Schroffenstein. 115

VII. Die Erzählung der Tante: „Der böse Fritz oder der Thierquäler." 152

VIII. Die Pathengeschenke. — Des armen Waisen Leben und Tod. — Das Mährchen von der neugierigen Frau. — Das muthige und listige Schneiderlein. — Sankt Antonius und der Schwabe. — Dummrian. 190

Seite

IX. Die Erzählung des Onkels: „Die Volkssagen von Untersberg.“ 140

X. Das Zaunkönigleim, eine Fabel. — Der Teufel und der Bauer, ein Schwank. — Die zwei Brüder, ein Märchen. 253

XI. Scenen aus der Geschichte. 265

XII. Die Erzählung der Mutter: „Marien-Kind.“ 282

XIII. Rückkehr. 312

I.

Ferien-Reise.

Die Familie hatte beschlossen, die ersten September-Tage, welche im südlichen Bayern, ungeachtet des sonst rauhen Klima's, gewöhnlich einen heitern, freundlichen Charakter annehmen, auf dem Lande und zwar im Gebirge zuzubringen. Man hatte die Gegend gewählt, welche in frühern Zeiten die Grafschaft Werdenfels geheißen, und die, wie wenige Landschaften, das Freundliche, Heimliche, Idyllische zugleich mit dem Grandiosen und Majestätischen der Natur vereiniget. In Garmisch, einem Orte, der, mitten im Thale wohl gelegen, die freie Räumlichkeit eines Dorfes und zugleich die Bequemlichkeit eines Städtchens darbietet, hatte ihnen ein Freund eine Wohnung besorgt, welche die zahlreiche Familie wohl aufnehmen konnte, dergestalt, daß die Frauen ihr Hauswesen selbst auf leichte und wohlfeile Weise zu besorgen vermochten. Man vermißte nur das

Angewohnte, Zierliche des heimischen Herdes, nicht aber das Bequeme, Naturgemäße.

Die ersten zwei, drei Tage hatte man in jener süßen Betäubung, in jenem träumerischen Zustande verlebt, den der Städter jederzeit erfährt, wenn er nach langer Zeit wieder einmal auf das Land, mitten in die freie, frohe Natur versetzt wird. Die mannichfachen, bunten Gestalten, die nahen Berge, die üppigen Wälder und Fluren, die entfesselten Bäche, das saftige Wiesengrün, frische Luft, freie Bewegung, heitere Muße — lauter Schönheiten und Genüsse, die, wenn auch früher schon und öfter erfahren, doch wieder in der Erinnerung erblaßt und untergegangen sind, — sie wecken den tauben Sinn, die schlummernde Seele zu plötzlichem Entzücken auf; man lebt ein neues Leben; man fühlt sich durchweg erfrischt, umgewandelt, beseligt. Den Tag über ergeht man sich in der freien, schönen Natur, und zerstreut sich an ihren Zerstreuungen, an ihren mannichfaltigen Reizen, und den Abend — wenn nicht eine wohlthuende Müdigkeit bald zur Ruhe einlädt — verplaudert man in kurzweiligen Gesprächen über das, was man den Tag über gesehen, genossen hat; oder man verliert sich wohl auch in Erinnerungen an die Heimath, an die Freunde in der Ferne, die man so gern sich herbei wünschen möchte, um bei ihrer

Theilnahme die Freuden der Natur und des Landlebens doppelt zu genießen.

Die Witterung anderte sich, es trat Regen ein. Bei Leuten, die bloß des Vergnügens und der Erholung wegen auf dem Lande sich aufhalten, ist dieser Umstand von Entscheidung; er veranlaßt sie, auf Zerstreuungen anderer Art zu sinnen, als welche die Natur und sonst wohl die Stadt darbieten, und nöthigt sie, durch Rückkehr auf sich selbst und in enger Beschlossenheit des Familienlebens angenehme Unterhaltung zu suchen.

Der Vater verwendete den Morgen zur Besorgung der nöthigsten Correspondenzen und Rechnungen; die Mutter gab sich in der Küche zu schaffen, und änderte Manches im Hause zu besserer Wohnlichkeit; die Großmutter stand ihr bei in dem Geschäfte, rathend und nachhelfend; die Tante beschäftigte sich mit den beiden Mädchen; der Großvater saß geruhig am Fenster oder erhob sich wohl auch, das Thun und Treiben der Leute zu beschauen; der Onkel endlich war, trotz des schlimmen Wetters, hinausgegangen, und trieb sich im Dorfe und im Freien umher mit den beiden Knaben.

Als die Familie gegen Mittag wieder vereinigt war (die Kinder spielten noch vor Tisch auf dem geräumigen Söller), da nahm der Vater das

Wort, und sprach: „Der heutige unfreundliche Morgen hat uns alle gemahnt, daß wir bei unserm längern Landaufenthalte, wollen wir uns nicht mitunter der bösen Langweile bloß stellen, wohl noch auf andere Unterhaltung denken müssen, als welche uns die Natur gewähren kann; denn obgleich übrigens ein stilles, ruhiges Beisammenwohnen einer Familie, wie die unsrige, für sich schon behaglich und gemüthlich genug ist, so will doch auch der Geist seine angemessene Beschäftigung, und er findet sie zumeist in einer bestimmten Aufgabe und in einer freiwilligen Beschränkung innerhalb eines gegebenen Spielraums. Nun haben die Frauen, vor unserer Abreise, uns Männern die schwere Verbindlichkeit auferlegt, daß wir keine Bücher mitnehmen sollen in die ländliche Einsamkeit, und damit so recht den Nerv unsers geistigen Lebens durchschnitten; wogegen sie freilich aber auch das ungeheure Versprechen gethan und gehalten, daß sie keine Schachteln in den Wagen mitnehmen wollten, mit Zier- und anderm Unrath; was denn freilich ihnen große Resignation gekostet hat."

Die Mutter unterbrach ihn, und bemerkte lächelnd: „die Uebereinkunft sey von beiden Seiten mit gleich schweren Opfern geschehen, da der Män-

ner Lectüre doch auch gewöhnlich nur als solcher Zier- und Unrath anzusehen sey."

„Um nun die freiwillige Einbuße dieses Zier- und andern Unraths wo möglich zu ersetzen — fuhr der Vater fort — möge denn folgender Rath erwogen und angenommen werden. Da wir doch zunächst der Kinder wegen, und um ihnen Erheiterung und Erholung zu verschaffen, die Stadt verlassen und das Land aufgesucht haben, so wollen wir auch vor Allem darauf bedacht seyn, daß wir diesen unsern Lieben recht viel Angenehmes bereiten, nebst allem nur möglichen Nützlichen. Und darum mache ich den Vorschlag, der auch gewiß euren Beifall erhalten wird: daß wir jeden Tag, oder doch so oft, als es Umstände erlauben und Neigungen einladen, eine Stunde ausschließlich ihrer Unterhaltung widmen, und mit angemessenen Vorträgen und andern, Geist und Herz anregenden, ernsten und heitern Mittheilungen sie erfreuen."

„Diesen Fall habe sie voraus gesehen — sagte die Tante — und darum habe sie ja eben in Ansehung der Jugendschriften Nachsicht empfohlen und Ausnahme angerathen, um der Kinder willen."

„Damit sie nämlich — neckte der Onkel — auch einige Nachsicht und Ausnahme hätte erlangen mögen in Ansehung einer und der andern Schachtel."

„Das Vorlesen aus Büchern, Kindern gegenüber — sagte der Großvater — erscheint mir so unnatürlich und wirkungslos zu seyn, wie eine abgelesene Predigt vor einer Dorfgemeinde. Das Volk und die Kinder wollen das lebendige Wort haben; sie wollen Aug' in Aug', Mund an Mund genießen; und an ihre Herzen geht nur, was von Herzen (par cœur) geht.

„Mir wenigstens — sagte die Großmutter — kommt nichts unnatürlicher und verkehrter vor, als z. B. ein Mährchen, das vorgelesen wird. Wie es entstanden, so soll es auch fortgeleitet werden, als lebendige Sage. Die Frucht schmeckt am besten, wenn sie frisch vom Baume gepflückt wird. Ein niedergeschriebenes und vorgelesenes Mährchen erscheint mir wie ein Schmetterling, unter Glas und Rahmen gefaßt. Lieber schau' ich ihn, wie er sich regt und bewegt auf Blumenkelchen, in den Lüften."

„Und so ist es denn meine Meinung und mein Vorschlag — fuhr der Vater fort — es sollte jedes von uns, abwechselungsweise und zu festgesetzter Stunde, irgend eine Legende, ein Mährchen, eine Volkssage, oder sonst eine Erzählung mittheilen, die für die Kinder unterhaltend und belehrend, und auch für uns Große immerhin noch anziehend genug wäre. Den letztern Punkt dürfte man, wohlge-

merkt! nicht aus dem Auge verlieren, damit man nicht Gefahr laufe, daß das Kindliche ins Kindische ausarte. Und ich glaube auch, daß dieser Forderung zu genügen sey. Denn gleichwie unser Umgang mit Kindern nicht nur nicht störend wirkt für sie und uns, sondern im Gegentheil recht sehr fördernd und jede herzliche Annäherung und geistige Erkräftigung anregend: also muß es auch, dünkt mich, eine Sprache, eine Auffassung und Darstellung der Gegenstände geben, welche Jung und Alt gleichmäßig anziehet und befriediget; wie denn in der That die echte Einfalt weise, und die echte Weisheit einfältig ist."

Die Tante bemerkte scherzend, daß dieß doch kaum möglich sey, zumal im Angesicht der Männer, deren Schul- und Weltweisheit zu eng und zu weit sey, um das rechte Maß zu erkennen und anzuerkennen.

„Das sey unsere Sorge — erwiederte der Onkel — an mir wenigstens soll es nicht fehlen, daß der kritische Maßstab richtig gehandhabt werde; und ich werde es jederzeit zu rügen wissen, wenn z. B. die Einfalt gar zu einfältig, oder die Weisheit gar zu naseweis erscheinen würde."

„Weil nun aber ich es war, der diesen Vorschlag gemacht hat — sagte der Vater — so ziemt es sich

wohl, daß ich mit gutem Beispiele voraus gehe, und sohin gleich heute Abends mit einer solchen Unterhaltung beginne, die auch, ihres frommen Inhaltes wegen, dem Tage des Herrn, den wir morgen feiern werden, als vorbereitende Erbauung angemessen seyn sollte. Auch in Ansehung der Form wird die Erzählung genügen, und (setzte er lächelnd hinzu) ihr Uebrigen mögt nur geradezu ein Muster daran nehmen, wie man zu Kindern sprechen soll."

II.

Die Erzählung des Vaters:

Placidus und seine Familie.

Als die Kinder vernommen, welche Unterhaltungen ihnen zugedacht worden, so jubelten sie laut auf. Sie sahen der Abendstunde mit Sehnsucht entgegen, die ihnen diese Gabe bringen würde. Frih, der lebhafte, wollte zum voraus den Inhalt erfahren, oder mindestens, ob es ein Mährchen, oder sonst etwas Liebliches der Art sey. Der Vater erwiederte: „was er zu erzählen gedenke, sey eine schöne Geschichte, eine Sage aus dem christlichen Alterthum, und für Groß und Klein gleich lehrreich und unterhaltend. Das Weitere werde er zur Stunde erfahren, bis wohin er sich gedulden solle.“

Abends, als nach genossenem Mahle die Familie noch in trautem Kreise beisammen sitzen geblieben, begann der Vater also:

Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte zu Rom am Hofe des Kaisers Trajanus ein Mann, der hieß Placidus. Er war der Feldhauptmann des Kaisers, und stand in großen Ehren bei ihm. Denn er war mannhaft im Felde, anschlägig im Rathe, dabei eines gar gütigen und leutseligen Gemüthes. Wiewohl ein Götzendiener, befliß er sich dennoch der Werke der Barmherzigkeit, und gab den Armen reichlich. Auch ließ er zwei Söhne, die ihm seine gar wackere und fromme Hausfrau geboren hatte, mit großer Sorgfalt erziehen, wie es seinem Rang und Reichthum nicht anders gebührte. — Placidus Wandel gefiel Gott wohl. Darum beschloß er, vom eiteln Götzendienst ihn zu erlösen, und sich ihm zu offenbaren in seiner Herrlichkeit, auf daß er möchte selig werden, sammt seinem Weibe und seinen Söhnen. — Eines Tages, als der Feldhauptmann Placidus der Jagd oblag, geschah es, daß ein Rudel Hirsche vor ihm aufsprang, unter welchen einer sich vor allen andern unterschied durch seine Größe und Schönheit. Dieser eine sonderte sich ab von dem Haufen, und entsprang in das Dickicht. Während nun die übrigen den andern Hirschen nachsetzten, verfolgte Placidus jenen einen Sprosser durch Strauch und Busch, und spürte eine absonderliche Begierde, ihn zu sehen. Der Hirsch, nach-

dem er den Placidus lange durch die wildesten Gegenden des Waldes geführet, sprang endlich auf eines steilen Felsen gähe Zinne, und stand daselbst. Placidus ritt an den Fels hinan, um zu sehen, wie dem Thier am besten beizukommen wäre. Indem er aber das schöne große Thier mit großem Verlangen betrachtete, ward er zwischen den Geweihen des Hirschen das Bildniß des gekreuzigten Heilands gewahr, welches ihn ansah mit vielem Ernst und mit Wehmuth. „Placidus, sprach der Heiland, was verfolgst du mich? Ich bin Christus, welchem du dienest, ohne ihn zu kennen. Deine Almosen sind vor mich gekommen, und haben Gnade vor mir gefunden. Darum bin ich vom Himmel herabgestiegen, um mittelst dieses Hirschen, den du jagtest, dich selbst zu erjagen und zu fahen.“ Als Placidus dieses hörte, fiel er vor großer Furcht vom Pferd auf die Erde, und lag daselbst fast sinnlos bei einer halben Stunde lang. Als er hierauf wieder zu sich selbst gekommen, sprach er: „Herr, wer bist du, der du mit mir redest? offenbare dich mir, auf daß ich an dich glaube.“ Da sprach der Herr zu ihm: „Ich bin Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Ich bin auf die Welt gekommen, um das sündige Menschengeschlecht zu erlösen durch meinen Tod. Nun aber lebe ich, und es werden durch mich Alle leben,

die an mich glauben.“ Als Placidus diese Worte hörte, fiel er abermal auf sein Angesicht, und sprach: „Ich glaube, Herr, daß du es bist, der die Irrenden bekehret und die Sünder erlöset.“ „Wohlan, sprach der Herr, wenn du glaubest, so gehe eilends zu dem Bischofe der Stadt und lasse dich taufen.“ Placidus sprach: „Gefällt es dir, o Herr, so will ich diese Dinge auch meinem Weibe und meinen Söhnen verkündigen, auf daß sie zugleich mit mir der Taufe theilhaftig werden.“ Der Herr antwortete: „Verkündige ihnen nur, auf daß sie gereiniget werden, gleich dir. Morgen aber um diese nämliche Stunde komm wieder her zu mir an diesen Ort, so will ich dir offenbaren, was zukünftig ist.“

Als Placidus wieder nach Hause gekommen, so entdeckte er seiner Frau Alles, was ihm begegnet wäre. Sie erwiederte: „Mein Herr und Gemahl, ein Aehnliches ist auch mir geoffenbaret worden. Ich habe einen Unbekannten neben mir stehen sehen in der vergangenen Nacht, welcher zu mir sprach: Morgen sollst du und dein Gemahl und deine Kinder zu mir kommen. Jetzt sehe ich, daß solches kein Anderer gewesen, als der Herr Christus.“ Als Placidus dieses hörte, stand er auf in derselbigen Nacht, nahm Frau und Kinder zu sich, und begab sich, sammt ihnen, zum Bischof, welchen er bat, daß er sie

taufen möchte. Der Bischof that solches mit Freuden, und nannte den Placidus Eustachius; seine Hausfrau nannte er Theospira; die beiden Söhne aber Agapitus und Theospitus. Am folgenden Morgen befahl Eustachius seinen Dienern sich wieder zur Jagd anzuschicken, und ritt mit ihnen in denselbigen Wald, wo sie gestern gejagt. Als sie daselbst angelangt waren, vertheilte er die Diener hiehin und dorthin, verwendend, daß sie auf diese Weise das Wild am besten würden aufspüren können. Er selbst aber folgte der Fährte des vorigen Tages, und gelangte glücklich wieder an die wohlbekannte Klippe. Daselbst sah er den gekreuzigten Heiland wieder stehen zwischen den Hörnern des Hirschen. Eustachius fiel nieder auf sein Angesicht, und sprach: „Gefällt es dir, Herr, so offenbare mir, was du mir versprochen hast.“ Der Herr antwortete: „Selig bist du, Eustachius, der du abgewaschen wurdest durch das Bad der heiligen Taufe. Hinfort hat der Feind kein Recht mehr über dich. Du hast der Schlange den Kopf zertreten; doch wird sie dich in die Ferse stechen. Du wirst noch viel erleiden müssen, Eustachius, bevor du die Krone erlangest. Gleich Hiob wirst du gedemüthiget werden; wenn du aber gleich ihm bewährt erfunden bist, wirst du gleich ihm wieder erhoben werden. So sage nur, ob

du gleich jetzt die Anfechtung zu erproben wünschest, oder dereinst am Ende deines Lebens.“ „Herr, erwiederte Eustachius, kann es nicht anders seyn, so laß die Anfechtung gleich jetzt hereinbrechen. Nur gib mir Kraft, sie zu ertragen, auf daß ich nicht zu Schanden werde.“ Der Herr sprach: „Sey getreu! Meine Gnade wird dir nicht fehlen.“ Also fuhr der Herr wieder gen Himmel. Eustachius aber kehrte nach Hause zurück, und hinterbrachte seiner Frau alle diese Dinge.

Die Prophezeyung des Herrn ging bald in Erfüllung. Einige Tage darauf kam die Pestilenz unter das Gesinde des Eustachius, und tödtete alle seine Knechte und Mägde. Nicht lange darnach starben ihm seine Rosse und sein sämmtliches Vieh. In kurzer Zeit darauf benutzten böse Menschen die Verödung und Bestürzung des Hauses, brachen bei nächtlicher Weile ein, und raubten die Wohnung rein aus; alles Gold und Silber, alle kostbaren Geräthe, sammt Kleidern und Lebensmitteln, wurden fortgeführt, also daß nichts übrig blieb. Eustachius lobte Gott für Alles, nahm Weib und Kinder, und floh arm und bloß von dannen. — Verlassen von allen seinen Freunden, und sich schämend seiner jetzigen Armuth in einem Lande, wo er früherhin in Pracht und Herrlichkeit zu leben gewohnt war, beschloß er mit den

Seinigen in Aegypten-Land zu ziehen. Er begab sich an das Gestade des Meeres, und da gerade ein Schiff nach Aegypten abgehen wollte, bestieg er solches sammt seiner Frau und beiden Söhnen. Als sie über das Meer gekommen waren und jetzt ans Land steigen wollten, verlangte der Schiffsherr die Bezahlung. Da sie aber nichts hatten zu geben, begehrte der Schiffsherr, daß des Eustachius Frau bei ihm zurückverbleibe zur Bürgschaft, so lange bis er Bezahlung erhalten. Eustachius weigerte sich dessen. Als aber der Schiffsherr drohte, ihn ins Meer zu werfen, wenn er nicht nachgebe, mußte er es leider geschehen lassen, nahm seine Kinder auf den Arm, und schlich traurig davon. Nachdem er eine Strecke gewandert war, gelangte er an einen Fluß. Das Wasser war breit, der Strom reißend. Eustachius getraute sich nicht, beide Kinder zugleich durch den Strom zu tragen, legte daher das eine diesseits ins Gras, und trug zuvor das andere über. Sobald er dieses jenseits ins Gras gelegt, eilte er zurück in den Strom, um das andre nachzuholen. Mittlerweile kam aus dem nahen Walde ein Wolf, faßte das Kind, das er eben hingelegt hatte und lief damit auf den Wald zu. Eustachius sah es, vermochte gleichwohl nicht zu helfen, verzieh sich dieses einen Kindes, und eilte nun, das andere

zu holen. Ehe er aber noch das Ufer erreichen konnte, kam ein Löwe gelaufen aus dem diesseitigen Wald, faßte das Kind zwischen den Zähnen, und rannte damit waldein. Eustachius weinte bitterlich, raufte sein Haar, und würde sich in den Fluß gestürzt haben, wenn Gottes Gnade ihm nicht beigestanden wäre. „Wehe mir! rief er, der ich grünte wie ein grüner Baum, und jetzt gleiche einem geschälten Stamm; der ich von Schaaren dienender Krieger umgeben war, und jetzt bin ich allein auf der weiten Welt. Heiliger Gott! fuhr er fort, du hast mir geweissagt, daß ich versucht werden solle, gleichwie Hiob versucht ward. Meine Trübsal aber ist herber, denn die seinige. Ihm blieb, nachdem er seine Güter verlassen, wenigstens ein Aschenhaufen übrig, auf dem er ruhen konnte, mir aber gebricht auch dieser. Ihm blieben Freunde übrig, welche mit ihm klagten; mir aber sind die Kinder von den wilden Thieren geraubt worden. Ihm blieb sein Weib übrig; das meinige aber besitzt ein Fremder. Hilf, heiliger Vater, oder ich muß verzagen.“ Als er dieses mit vielen Thränen gesprochen, wanderte er traurigen Sinnes weiter, und um das tägliche Brod zu haben, verdingte er sich als Gärtner in einem Landhause, das einem vornehmen Aegyptier gehörte.

Der allbarmherzige Gott hat es aber geschehen lassen

lassen, daß die beiden Knaben gerettet wurden, ohne Wissen des Vaters. Der Löwe, der den einen Knaben davon getragen, wurde von den Hirten wahrgenommen, die in derselben Gegend die Schafe hüteten. Eilends jetzten sie dem Löwen nach mit den Hunden. Der Löwe, der sich jetzt seiner Haut wehren mußte, ließ das Kind durch Gottes Schickung fallen, ohne daß es einigen Schaden genommen hatte. Die Hirten nahmen das Kind, sahen, daß es schön und stark sey, und brachten es in ihr Dorf, um es groß zu ziehen. Mittlerweile waren auch einige Ackerleute, die im Walde ein Stück Acker pflügten, des Wolfes ansichtig geworden, der ein lebendiges Kind im Rachen trug. Augenblicklich verfolgten sie ihn, warfen ihn mit Prügeln und Steinen, und zwangen ihn, den Raub fahren zu lassen. Die Ackerleute waren aus demselben Dorfe mit jenen Hirten. Also brachten sie das Kind, über dessen Schönheit sie sich sehr verwunderten, in dasselbe Dorf, und wollten es auferziehen. — Inzwischen geschah es durch die Fürsehung Gottes, daß auch Theospita, die Mutter der beiden Knaben, aus der Gefangenschaft erlöset wurde, worin sie von dem Schiffsherrn gehalten ward. Dieser fiel nämlich in eine gefährliche Krankheit; und Theospita versprach ihm, im Vertrauen auf die Gnade Gottes,

daß sie ihn heilen wolle, wenn er verspräche, sie nach erlangter Gesundheit frei zu geben. Der Schiffsherr wurde auch wirklich gesund durch ihr Gebet, und aus Dankbarkeit entließ er sie, wie er versprochen. Nun war ihr angelegentlichstes Geschäft, ihren Gemahl aufzusuchen und ihre Kinder; und sie durchzog das Land nach allen Seiten. Nach einigen Monaten kam sie auch in das Dorf, wo die beiden Knaben wohnten; und es wurde erzählt, wie sie wunderbarlich aus den Rachen der Raubthiere gerettet worden. Alsobald, wie Theospita die Knaben zum ersten Mal sah, erkannte sie solche als ihre Söhne, und, da sie dieselben nicht unter den Händen der Heiden lassen wollte, so entfloh sie mit ihnen heimlich in der Nacht, und begab sich in die Wüste, um vor den Nachstellungen der Heiden sicher zu seyn, verhoffend, daß ihr Gott endlich auch ihren verlornen Mann wieder zuführen werde. Nach vielem Suchen entdeckte sie endlich eine Höhle, die sie ganz geeignet fand zu einem verborgenen Aufenthalt. Der Eingang war sehr eng; je tiefer man aber hinein kam, desto breiter und höher wurde sie; und da, wo sie am geräumigsten war, hatte das Felsengewölbe eine Oeffnung, durch welche das Tageslicht herein fiel, so daß man drinnen alles wohl sehen mochte. Auch sprang nicht fern von der Höhle ein frischer,

klarer Quell aus einem Felsen hervor, und in der Gegend gab's Beeren und andere Früchte genug, um tägliche Nahrung zu finden ohne Mühe und Sorge. Also konnte Theospita Gott nicht genug danken für ihre und ihrer Kinder Rettung, und sie beschloß, da zu verweilen, so lange, bis Gottes Willen sie von dannen rufen würde.

Eines Tags, als sie mit den Kindern aus der Höhle gegangen war, um Früchte und Beeren zu sammeln zu ihrer Nahrung, da sah sie von fern einen alten, ehrwürdigen Mann herkommen, begleitet von einem Diener. Jener trug ein hölzernes Kreuz an der Brust, und alsobald erkannte sie an diesem Zeichen, daß es ein Christ sey, und ein Bischof. Theospita näherte sich ihm mit Ehrfurcht, und sagte: „Herr, sehet an eure demüthige Magd, und gebt mir euren heiligen Segen. Ich bin Theospita, die Gemahlin des Placidus, des Feldhauptmanns, und dieses sind meine Kinder. Durch Gottes Gnade sind wir getauft, und in die christliche Gemeinde aufgenommen worden. Aber der Herr hat uns schwere Leiden und Versuchungen auferlegt; mein Gemahl hat alles verloren, Ehren, Güter, Vaterland. Er selbst ist mir und meinen Kindern entrissen worden, und ich weiß nicht, ob er noch lebe, und wo. Ich habe mich mit diesen

in diese Wüste geflüchtet, und wir leben hier allein, verlassen, ohne Tröstungen der Religion. Herr, habt Erbarmen mit mir und mit meinen Kindern, und erquicket uns mit den Worten und den Segnungen des Heils.“ Nachdem der Bischof ihre Rede vernommen, gab er ihr und den Kindern den Segen. Dann sprach er: „Gelobt sey der Herr, der mich in diese Wüste geführt! Als mich die Heiden verstießen aus der Gemeinde, da jammerte ich, wie ein Hirte, dem seine Heerde geraubt wird. Nun aber finde ich, zu meiner Freude, hier in der Wüstenei zerstreute Schäflein, die ich auf der Weide des Lebens ernähren, und von dem Quell des Heiles tränken kann. Sey mir gesegnet, Tochter, und ihr, meine Kinder! Ihr sollt an mir den Vater haben, den ihr verloren, und den Freund, der euch ins Vaterland geleitet des ewigen Lebens.“ Hierauf ging er mit ihnen in die Höhle, um ihren Aufenthalt kennen zu lernen; und nachdem er dort ein Gebet gesprochen, und die Wohnung gesegnet hatte, verließ er sie mit dem Versprechen, daß er sie von Zeit zu Zeit heimsuchen werde, um sie in der Lehre des Heils zu unterrichten, und der Gnaden Gottes theilhaftig zu machen.

Es war eine Woche vor Weihnachten, als der fromme Bischof mit dem Bruder, der ihn immer

begleitete, wieder zur Höhle kam. Nachdem er, wie er immer zu thun pflegte, ein Gebet verrichtet, setzte er sich auf einen Stein, nahm den kleinern Knaben auf seinen Schoß, den größern stellte er zur andern Seite, ihn bei der Hand fassend; und die Mutter saß gegenüber, um auf sein Wort zu horchen, während der Bruder seitwärts in der Ferne stand. Und er that seinen Mund auf, und lehrte: Daß es nur Einen Gott gebe, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; daß er den Menschen geschaffen habe nach seinem Ebenbilde; daß er ihn in einer überaus schönen Garten gesetzt voll der herrlichsten Früchte, und mit ihm Umgang gehabt habe, wie ein liebevoller Vater mit seinem Kinde; daß aber der Mensch undankbar und ungehorsam geworden sey gegen den himmlischen Vater, und durch seine schwere Sünde sich den Zorn Gottes und Elend und Tod zugezogen habe. Aber, fuhr er fort, der gnädigste Gott hat sich des gefallenen Menschen, und derer, die von ihm abstammten, erbarmet, und er hat seinen einzigen Sohn gesandt, Jesum Christum, daß er die Verirrten aufsuche, die Fluchbeladenen versöhne, die Elenden in ihre Heimath zurück führe, die Todten wieder auferwecke zum ewigen Leben. Dieses große, heilige Geheimniß der Geburt und Ankunft Christi auf Erden, sagte er,

werde nun nach wenigen Tagen gefeiert von allen, die sich Christen nennen, und der Verdienste Christi theilhaftig werden wollen. Zu diesem Feste nun sollen sie sich vorbereiten durch Heiligung ihres Sinnes und Wandels, daß sie ihre Gedanken und Begierden zu Gott richten, unter sich Friede und Eintracht bewahren, und ihr Herz von allen bösen Gelüsten rein erhalten." — Hierauf nahm er von ihnen Abschied. Der alte, ehrwürdige Bruder aber, der den Bischof begleitete, besuchte sie alle Tage in ihrer Höhle. Er war ein gar kunstreicher Mann, und wußte aus Holz und Gebein gar schöne Bildlein zu schnitzen, daß sie einen ansahen, als wären sie lebendig. Auch aus Moos und Gestein und Pflanzen und Muscheln, und aus allem, was er fand, konnte er Häuser und Wälder und Berge und allerlei andere wundersame Gestalten hervorbringen, daß es schier aussah, wie eine Welt im Kleinen. Ein solches künstliches Werk wollte er nun in der Höhle aufrichten zur Freude der Kinder und zu ihrer Erbauung. Da, wo das Licht am hellsten herab leuchtete durch die gebrochene Felsendecke, in einer Vertiefung der Felsenwand, fing er zu bauen an. Im Hintergrunde erhob sich ein hoher Berg, aus Felsstücken zusammengefügt, mit Moosen und Bäumen theilweise bekleidet, und mit glitzerndem Sande be-

worfen, daß alles gar lieblich schimmerte. Einzelne Rehe, Gemsen und Hirsche standen auf den Absätzen der Felsen, und der Jäger fehlte auch nicht, der sich sein Wild schoß. Auf dem Berge ward die Stadt Jerusalem erbaut, mit ihren Mauern und Palästen und mit dem Tempel Salomonis. Den Berg auf und ab wanderten Juden jedes Geschlechtes und Alters. Auf der Ebene aber, die ganze Bühne entlang, da weideten Schafe und Ziegen und Kühe; und die Hirten hüteten sie. Und in der Mitte, wo der künstlich erbaute Berg eine Höhlung hatte, ward ein Stall erbauet, von eitelm Holz, mit einem Strohdach; darinnen standen an der Krippe ein Ochs und ein Esel. — Alles dieses ward von dem fleißigen und geschickten Bruder in den ersten Tagen errichtet und vollendet; und die Knaben hatten ihre große Freude an allem, was sie da werden sahen, und brannten vor Begierde, was noch endlich werden soll. — Am Vorabende der heiligen Weihnachten endlich kam der Bischof selbst, und mit ihm wieder der Bruder, der in seinem Korbe das Schönste mitbrachte, um sein Werk zu vollenden. Indem der Bischof die schöne Geschichte von der Geburt Christi erzählte, und wie sich alles begeben mit Joseph und Maria; und wie die Engel den Hirten zuerst die frohe Botschaft gebracht, daß der Heiland der Welt

geboren sey; und wie diese aber schaarenweise gekommen, um ihn anzubeten: da vollführte der Bruder alles, wie es die Geschichte anzeigte; und das Jesuskindlein wurde im Stalle auf Stroh gelegt, und Maria und Joseph standen dabei, und Hirten brachten Milch und Eier und Früchte; und oben an der Wölbung erschien ein Engel, mit den Worten: Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen! — Es herrschte eine feierliche Stille in der weiten Höhle, und die Kinder waren ganz Andacht und Liebe und Freude. Nachdem der Bischof das Gebet und den Segen gesprochen, beschenkte er noch die Knaben mit Früchten und Broden, und verließ sie, mit dem Versprechen, daß er zu seiner Zeit wieder kommen werde.

In den darauf folgenden Wochen erschien der gottselige Bruder von Zeit zu Zeit öfter in der Höhle, wo die Mutter mit ihren Kindern beisammen wohnte in stiller, frommer Einsamkeit. Und immer brachte er wieder andere Bilder mit, womit er die Krippe verzierte, und erklärte ihnen allzeit, wie sich's weiter begeben hat mit dem Jesus-Kindlein; wie es in acht Tagen nach seiner Geburt Gott geweihe wurde durch die Beschneidung; wie die heiligen drei Könige aus Morgenland gekommen, um dem König der Könige zu huldigen, mit vielen Dienern und

Kriegern und Kamelen, in aller Pracht; sodann wie der böse Herodes dem Christkindlein nachstellen, und viele, viele Kinder in und um Bethlehem auf grausame Weise ermorden ließ; wie Maria und Joseph mit dem göttlichen Kinde nach Aegypten geflohen, und erst nach langer Zeit wieder nach Judäa zurückgekehrt ist. Alles dieß und noch vieles Andere stellte der Bruder in der Krippe bildlich dar, und erklärte es ihnen ausführlich nach der Geschichte und dem heiligen Evangelium. — Vieles erzählte er ihnen auch, was er aus frommer Leute Mund und durch einfältige Ueberlieferung von dem Kinde Jesu erfahren, wie folgt: Als das neugeborne Kind in der Krippe lag, und bei offenem Stalle, in der grimmigsten Kälte und in schlechten Windeln, auf Stroh und Heu, gar sehr von Frost litt: da sollen, wie man sagt, das Ochslein und das Eselein, die bei der Krippe gestanden, sich gebeugt und das Kind mit ihrem Athem erwärmet haben, zum Zeichen, daß auch die unvernünftige Creatur den Herrn des Himmels und der Erde erkannt und verehrt habe. — Ein andersmal erzählte er: Ein Lämmlein, das ein Hirt dem Kindlein geschenkt, sey nicht mehr von seiner Seite gewichen; es habe sich zu des Schlafenden Füßen gelegt, sey des Gehenden Schritten gefolgt; und das Kindlein selbst habe es gar lieb ge-

habt, und oft umhalset und geküßt; zum Zeichen, daß er selbst wie ein unschuldiges Lamm geschlachtet werden solle zur Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes. — Weiter erzählte er: Eines Tages, als Maria vor der Hütte saß, und der Jesusknabe vor ihr auf dem Rasen, machte er aus den Reisigzweiglein, die um ihn lagen, lauter Kreuzlein, so daß die Mutter, die das endlich sah, gar sehr erschrak, aus Furcht, es möchte dieß eine Vorbedeutung seyn, daß ihrem Sohne die Schmach des Kreuzes werde; was freilich damals Maria noch nicht begriff, daß aus dieser Schmach die Ehre und das Heil der Welt erwachsen werde. — Es war auch alles, setzte der Bruder hinzu, ganz wunderbar an dem Kinde, der Blick, die Gebärde, der Gang, die Sprache; sogar das Kleidchen, das ihm die Mutter verfertigt, zerriß nie, und wuchs gleichsam mit ihm auf; und es war dasselbe, um das die gottlosen Soldaten die Loose geworfen unter dem Kreuze des Sterbenden.

Ein anderes Mal erzählte der gottselige Bruder ausführlich, was sich Wunderbares auf der Flucht nach Aegyptenland begeben; und wie da, in der gänzlichen Verlassenheit, und bei menschlicher Verfolgung, die Natur auf Gottes Geheiß sich besonders

dienſtbar erwieſen habe dem Jeſuskindlein und ſeinen Eltern. Die beiden unvernünftigen Thiere, Ochs und Eſel, welche bei ſeiner Krippe geſtanden, folgten willigiich auf der Flucht; und ſie fanden, ohne Wegweiſer, den Weg, den Gott bezeichnet, um das Kind in Sicherheit zu bringen. — Eines Tages ſah Joſeph von ferne einen groſſen Baum, und er ſprach: Wir wollen dahin gehen, und allda über Nacht bleiben. Als ſie aber zum Baume kamen, und ſich lagern wollten, da konnte Joſeph, ſo weit er umherforſchte, kein Waſſer finden. Aber bei dem Baum war viel Gras, daß Eſel und Ochs genug zu freſſen hatten. Wie nun die Jungfrau Maria ſah, daß ſich Joſeph, ihr Mann, ſehr kümmerte wegen eines Waſſers, da ſetzte ſie ſich nieder, und nahm das Kind in den Schoß, und ſtach mit ihrem Finger in die Erde. Da ſprang eine Quelle hervor; und ſie lobten Gott und waren froh, daß ſie Waſſer für ſich und ihr Vieh bekommen hatten. Des andern Tages füllten ſie ihre Flaſchen und Krüge mit Waſſer, daß ſie auf dem Wege zu trinken hatten. — Als ſie nun weiter reiſeten, ſo wurde Maria eines hohen Baumes gewahr, der viele Früchte hatte, und die Früchte waren alle reif. Und ſie verlangte nach den Früchten, um Nahrung zu haben für ſich und ihr liebes Kind. Aber der Baum war ſehr hoch,

und Joseph konnte Alters halber nicht auf den Baum steigen; und die Mutter mit dem Kinde stand unter dem Baum, und sie sah sehnsüchtiglich hinauf. Weil das Kind Gott und Mensch war, so verstand es, was sie begehre. Hierauf ließ sich der Baum gegen Maria nieder, daß sie von der Frucht nehmen konnte, so viel sie wollte. Da sie nun nach Belieben gegessen, und ihre Säcke gefüllt hatten, so richtete sich der Baum wieder auf, und breitete seine Zweige wieder aus, und Joseph und Maria lobten Gott für Alles, was sie bekommen hatten, wohl wissend, daß ihnen all das Gute um des Kindes willen wiederfahren. — Und es schien auch, als wenn alle Creaturen in der Wüste die Nähe ihres Herrn geahndet hätten. Wo die Pilger des Weges gingen, da sproßten Blumen unter ihnen auf; die wilden, reißenden Thiere hielten sich ferne und thaten ihnen kein Leid; die Vögel flogen in Schaaren jubilirend über ihnen her, oder musicirten gar schön von den Bäumen herab, wo jene vorbeiwanderten; und die Bäume selbst neigten sich in Ehrfurcht, und rauschten mit ihren Wipfeln freundliche Begrüßung zu, die hohe Ceder, die starke Eiche, der schattige Buchenbaum. Nur die Espe, sagt man, soll den vorüberziehenden Herrn der Welt nicht begrüßt und sich gebeugt haben, aus Unverstand und Eigensinn; da-

für aber ward ihr der Fluch, daß sie immer an allen Blättern zittern muß, bis auf den heutigen Tag.

Wieder ein anderes Mal erzählte der Bruder: Sobald Herodes, der Mörder der unschuldigen Kindlein, gestorben war, da kehrten Joseph und Maria mit dem Christkindlein aus Aegypten wieder zurück nach Judäa, und wohnten zu Nazareth in ihrer Vaterstadt. Und Joseph, welcher von Gott als Nährvater Jesu ausersehen war, trieb hier das Handwerk eines Zimmermanns, und hielt sich fleißig zur Arbeit, während Maria das Kind pflegte. Es kam aber oft die Base Mariä, die heilige Elisabeth, über das Gebirg herüber, mit ihrem Söhnlein Sanct Johannes, welcher der Vorläufer Christi geworden, und seine Ankunft verkündigt hat. Und die beiden Knaben hielten sich gern und treulich zusammen, und redeten zu einander in einer Sprache, welche selbst Maria nicht verstand; und jedermann verwunderte sich über den Ernst und die Anmuth und den Frieden und die Eintracht, wie sie beide zusammen wohnten in Liebe. — Aber auch mit andern Kindern war Jesus oft und gern beisammen, und es war nie Streit oder Neid, oder Gehässigkeit unter ihnen, wenn Jesus dabei war. Als eines Tages die Kinder mit Jesus zum Thore hinaus aufs Feld gehen wollten, so kamen sie auf einen Platz, da man Leimen gegraben hatte;

und Jesus setzte sich auf denselben Platz nieder, und nahm mit seinen Händen von dem Leimen, und machte kleine Vögel daraus, so wie sie auf dem Felde fliegen. Da die andern Kinder sahen, daß Jesus solche schöne, kleine Vögel gemacht hat, so freuten sie sich darüber, und wollten auch solche Vögel nachmachen. Während der Zeit kam ein alter Jude, der sah, daß sie mit einander scherzten und spielten, und er strafte sie und sprach: Ihr haltet den Sabbath nicht heilig, ihr seyd Teufelskinder, ihr erzürnet Gott. Er sagte auch zu dem Kinde Jesus: Du bist Schuld daran, die andern Kinder machen es dir nach, ihr gehet alle verloren. Jesus antwortete: Gott weiß es am besten, ob du oder wir den Sabbath am besten heiligen, du darfst nicht Urtheil sprechen über mich. Der alte Jude ward böse, und wollte sich auf der Stelle an dem Kind Jesus rächen; er ging hinzu, und wollte auf die Vögel treten, die das Kind gemacht hatte. Alsbald klopfte Jesus in die Hände, als wenn er die Vögel erschrecken wollte; da wurden sie lebendig, und flogen auf gen Himmel, wie andere Vögel; der alte Jude mußte sie auch lassen fliegen. — Es geht noch manche andere fromme Sage, bemerkte der Bruder, wie sich der Knabe Jesus gehalten im Hause seiner Eltern zu Nazareth in Judäa. Als er aber zwölf Jahre alt war, erzählt die

heilige Geſchichte, da ging er mit Joſeph und Maria hinauf nach Jeruſalem zum Tempel, um den Feſten beizuwohnen. Nach vollendeten Feſttagen kehrten die Eltern wieder zurück; Jeſus blieb aber zu Jeruſalem, und hielt ſich im Tempel auf unter den Lehrern. Erſt unterwegs bemerkten die Eltern, daß ihr Sohn nicht mehr bei ihnen ſey. Sie glaubten jedoch, er werde unter den Gefährten ſeyn, und kamen ſo eine Tagreiſe weit. Als ſie ihn aber Abends in der Herberge nicht gefunden, gingen ſie wieder nach Jeruſalem zurück, und ſuchten ihn. Zuletzt kamen ſie auch in den Tempel, und fanden ihn dort mitten unter den Lehrern, wo er ſie anhörte und fragte über Gottes Wort. Und alle, die ihm zuhörten, erſtaunten über ſeinen Verſtand und ſeine Antworten. Als nun die Eltern ihn ſahen, verwunderten ſie ſich; ſeine Mutter aber, aus Bekümmerniß ſprach zu ihm: Mein Sohn, warum haſt du uns dieſes gethan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen geſucht. Er aber, der Sohn Gottes, ſprach zu ihnen: Warum habt ihr mich geſucht? Wiſſet ihr nicht, daß ich in dem Hauſe meines Vaters ſeyn muß? Drauf ging er mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen gehorſam. Und er nahm zu an Weisheit und Alter, und an Gnade vor Gott und den Menſchen.“

Einige Wochen vor den heiligen Ostern kam der fromme Bischof öfter zu der einsamen Familie, um ihnen von Gottes Wort und von dem Leben des Heilandes zu erzählen; und die Kinder sahen jederzeit seiner Ankunft mit Freuden entgegen, und empfanden Wehmuth, wenn er von ihnen schied. Es war aber auch der Mann so freundlich und mild, mit so ehrwürdigem Antlitz und einnehmender Gebärde, wie uns fromme Maler Christum vorstellen, als er die Kinder segnete, und sagte: Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich. Und seine Rede floß gar sanft und erquicklich aus seinem Munde, besonders wenn er die schönen Gleichnisse und Parabeln vorbrachte von dem verlornen Sohne und von dem guten Hirten, oder wenn er erzählte, wie Jesus das Töchterlein Jairi und den Jüngling zu Naim von den Todten erwecket, und wie er unter den Menschenkindern gewandelt und überall Gutes gethan, die Kranken heilend, die Sünder bekehrend; und wie Judäa voll ward von seinen weisen Lehren, großen Wundern und göttlichen Wohlthaten. Also setzte der fromme Bischof seinen Unterricht fort von Zeit zu Zeit, viele Stunden lang, bis die letzte Woche erschien vor Ostern. Da sagte er den Kindern, daß er sie nun genug vorbereitet hatte in Worten und im Wandel, um Theil zu nehmen an dem öffentlichen

lichen Gottesdienſte der Chriſten. — Es hatten ſich nämlich noch viele andere Chriſtenleute in die Wüſte begeben, um der Verfolgung der Heiden zu entgehen, oder um ſonſt Gott zu dienen in Abgeſchiedenheit des Lebens; und es hatte der Bruder ein Kirchlein erbaut, worin ſie ſich zu gewiſſen Zeiten verſammeln, das Wort Gottes vernehmen, und die Geheimniſſe des Glaubens in Gemeinſchaft feiern konnten. — Dahin kam denn nun auch Theoſpita mit ihren Kindern, und die verſammelte Chriſtengemeinde feierte nun die letzten Tage vor Oſtern, in Faſten und in Gebet, in Anhörung des Wortes von dem Leiden und Sterben Chriſti und in Theilnahme an den Sacramenten, durch den Mund und die Hand des Biſchofs. O mit welcher Andacht und Stille und Ehrfurcht wohnten die Knaben dieſer Feier bei, und wie dankten ſie Gott, daß er ſie gewürdigt habe, Theil zu nehmen an den Geheimniſſen und Gnaden des Chriſtenthums! Als nun aber nach Verlauf des letzten Tages der Biſchof die erfreuliche Botſchaft anſtimmte: „Chriſtus iſt erſtanden!“ und als das Kirchlein, welches bisher ohne Zierde, in ſchwarzem Flor, gleichſam getrauert, nun in heitere Farben ſich kleidete, und mit Bildern ſich ſchmückte, und von Weihrauch duftete, und von Lichtern erglänzte; als der Geſang der Gemeinde in vollern Tönen und in

schönern Weisen erklang, und der Bischof die freudenreiche Geschichte der Auferstehung erzählte, und daß nun die Erlösung des armen Menschengeschlechtes vollendet sey durch die Barmherzigkeit Gottes und seines Sohnes: da war kein Auge ohne Thränen, kein Herz ohne Trost, ohne Freude; und die Kinder, obwohl sie die überschwängliche Gnade noch nicht so klar begreifen konnten, waren doch ganz selig in dem, was sie hörten und sahen, und was ihnen zur Kunde geworden von Gott und seinen Erbarmungen. — Von dieser Zeit an besuchten sie, in Begleitung ihrer Mutter, an allen Sonn- und Festtagen die Kirche, und beteten mit der versammelten Gemeinde, und hörten Gottes Wort; und, das Beispiel Jesu im Auge, verweilten sie gern und lange im Hause Gottes, und waren gehorsam, und nahmen zu, wie an Jahren, also auch an Weisheit und in der Furcht Gottes.

Es vergingen viele Jahre. Die Knaben wuchsen auf unter der Zucht der Mutter und in der Lehre des alten Bruders, der ihnen verschiedene nützliche Dinge beibrachte. Als sie Jünglinge geworden und zu Jahren und Kräften gekommen, da beschäftigten sie sich am liebsten mit der Jagd, und schweiften wohl auch manchmal in die Länder der Menschen hinaus, hauptsächlich, um da und dort zu

erforſchen, ob ſie keine Spur und Kunde von ihrem verlornen Vater erhalten könnten. — Mittlerweile wurde das römiſche Reich von ſeinen Feinden hart bedrängt. Kaiſer Trajanus gedachte an ſeinen Feldhauptmann Placidus, wie er ſo ſiegreich geſtritten und die Gränzen des Reichs männlich beſchirmt habe. Er hatte zwar ſchon früher hie und da nach ihm fragen laſſen, jedoch ohne den gewünſchten Erfolg. Als aber jetzt die Noth des Reiches groß wurde, ſchickte der Kaiſer Kriegsleute aus durch alle Provinzen ſeines Reiches, um den verlornen Feldherrn wieder zu ſuchen. Nun begab ſich's durch die Schickung Gottes, daß zwei von dieſen ausgeſandten Kriegsleuten, die vornehmſten, während ihrer Wanderung auch auf das Landhaus trafen, wo ſich Euſtachius als Gärtner verdingt hatte. Er ſah die Soldaten, und erkannte ſie ſogleich. Seine alte Herrlichkeit fiel ihm ein. Er ſchaute gen Himmel, ſeufzte und ſprach: „Hilf, Herr, daß, ſo wie ich dieſe meine alten Kriegsgefährten wider Vermuthen wiederſehe, ich alſo auch einſtens mein frommes Weib wiederſehen möchte.“ In demſelben Augenblicke ſprach eine Stimme zu ihm: „Sey getroſt, Euſtachius; nicht nur dein Weib ſollſt du wiederſehen, ſondern auch deine Kinder und deine ganze Herrlichkeit.“ Indem grüßten ihn die Sol-

daten, ohne ihn zu kennen; sie fragten auch, ob er nichts von ihrem verlornen Hauptmann Placidus gehört habe. Er aber führte seine alten Kriegsgefährten schweigend in die Wohnung, setzte sie zu Tische, und während sie speiseten, diente er ihnen. Die Gestalt des Mannes fiel den Soldaten immer mehr auf, je mehr sie ihn betrachteten. Einer sprach zum andern: „Wie ähnlich sieht dieser Mann unserm Hauptmann Placidus!“ Der andere sprach: „Er ist ihm allerdings ähnlich. Laß uns Acht geben, ob er auch die Narbe am Kopfe hat, die der Hauptmann davon trug in der Schlacht mit den Parthern. Hat er sie, so ist er es gewiß.“ Hierauf betrachteten sie ihn genauer, und erkannten die Narbe. Augenblicklich sprangen sie auf, und begrüßten ihn als ihren Feldhauptmann mit geziemender Ehrerbietigkeit. Zugleich entboten sie ihm des Kaisers Willen, und zogen ihm ritterliche Kleidung an. — Inzwischen waren auch andere Kriegsleute ausgesandt ins Land, um alle wehrhaften Jünglinge aufzuheben für den Dienst des Kaisers. Einige derselben durchstreiften auch die Wüste, wo Theospita mit ihren Söhnen wohnte. Die Jünglinge waren, wie fast täglich geschah, auf der Jagd; und als die Kriegsleute sie erblickten, wiesen sie ihnen den Befehl des Kaisers vor, und hießen sie folgen. Die Jünglinge,

welche vom Kaiser oft gehört, und gelernt hatten, daß man ihm Gehorsam und Ehrfurcht schuldig sey, gehorchten ohne Widerstand; nur baten sie das Eine als Gnade aus, ihre arme, verlassene Mutter mit sich nehmen zu dürfen, um sie fortan zu ernähren. Das wurde ihnen denn auch bewilligt; und Theospita folgte ihnen um so lieber, da die Hoffnung in ihrem Herzen aufging, daß sie bei dem Heere auch ihren Gemahl wieder finden werde. — Die beiden Jünglinge befanden sich unter denen, welche vor das Landhaus gebracht wurden, in demselben Augenblicke, als Placidus seinen Ehrenschmuck angezogen hatte, um den Dienst eines Feldhauptmanns wieder zu übernehmen. Er musterte die Jünglinge, und befragte jeden nach seinem Herkommen, Alter und Gewerbe. Da trat plötzlich aus der Reihe ein Weib hervor, und warf sich dem Feldhauptmann zu Füßen, und rief: „Placidus, mein Gemahl! sieh' diese zwei Jünglinge, sie sind deine Kinder! Gelobt sey Gott, der uns dich hat wieder finden lassen!" Placidus hob sie auf; und nun erzählte sie, wie alles geschehen, von dem Tage an, wo sie ihn verloren; und wie sie die Kinder wieder gefunden, und was sich weiter zugetragen. Placidus hatte drob große Freude, und er begab sich mit Weib und Kindern alsogleich in ein stilles, abgelegenes Gemach,

wo er mit den Seinigen, auf den Knien, mit gefalteten Händen und unter vielen Thränen Gott Lob und Dank sagte für die Gnade, daß sie sich wieder gefunden, und für die noch größere Gnade, daß der Herr sie alle im Glauben an Jesum Christum erhalten und gestärkt hatte.

Placidus zog nun mit den Seinigen nach Hof, und langte innerhalb fünfzehn Tagen dort an. Als der Kaiser vernommen hatte, daß sein Feldhauptmann gefunden sey, war er sehr froh, zog ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, als er ihn gewahr worden, und küßte ihn aufs zärtlichste. Placidus aber erzählte, wie es ihm bis daher ergangen. Der Kaiser setzte ihn alsbald in die verlornen Würden ein, und gab das ganze Kriegsheer unter seine Hand. Darüber entstand große Freude im Heere. Denn der Feldhauptmann war allgemein beliebt, wegen seiner Tapferkeit sowohl, als auch seines Kriegsglücks, und wegen seiner Leutseligkeit und der väterlichen Art, womit er auch den gemeinsten Soldaten behandelte. — Placidus zog alsobald gegen den Feind, und besiegte ihn in mehrern Schlachten, so daß der Krieg in kurzer Zeit beendigt ward. — Während dieß in den Provinzen vorging, war in der Hauptstadt der Kaiser Trajanus gestorben, und hatte dem Hadrianus das Reich

hinterlassen, welcher die Christen noch mehr verfolgte, als jener. Als Hadrianus die Zeitung erhielt, daß der Feldhauptmann Placidus die Feinde vertilgt, gefiel es ihm wohl; zog auch dem heimkehrenden Feldherrn entgegen, und erzeigte ihm große Ehre. Placidus mußte im Triumph in die Stadt einziehen, und ward in des Kaisers Palast aufs herrlichste bewirthet. Hierauf sprach Hadrianus: „Last uns in den Tempel gehen, und für des Reiches Wohlfahrt und des Feldherrn siegreiche Heimkehr den Göttern unsern Dank darbringen.“ Placidus sah sich genöthigt, den Kaiser zu begleiten. Als er aber weder des Kaisers Göttern die geringste Ehre erzeigte, noch an den Opfern einigen Antheil nahm, verwies ihm solches der Kaiser, und sprach: „Solltest du den Göttern nicht danken, die dir und deinem Hause und dem ganzen Reich so grosses Heil haben widerfahren lassen?“ Placidus antwortete: „Dieß Heil verdanke ich Gott dem Allmächtigen und seinem Sohne Jesu Christo. Darum kann ich nichtigen Götzen nicht danken.“ Als der Kaiser hörte, daß er ein Christ sey, ergrimmte er, befahl auch alsofort, den Placidus sammt seinem Weibe und seinen beiden Söhnen in der Gluth eines ehernen Ochsen zu Asche zu verbrennen. Dieß grausame Urtheil vernahmen die Heiligen mit unerschre-

ckenem Muthe, befahlen ihre Seele Gott, gingen betend in die Gluth des Erzes, und gaben darin ihren Geist auf. Als aber auf Befehl des Kaisers der Ochse am dritten Tage geöffnet wurde, fand man die Leiber der Märtyrer gänzlich unversehrt, auch kein Haar ihres Hauptes war versengt, noch spürete man einigen Brandgeruch in ihren Kleidern. Durch dieses große Wunder wurden die Gläubigen nicht wenig getröstet, nahmen die Leichname der Bekenner, und bestatteten sie mit großer Inbrunst.

* * *

Die Kinder hatten der Erzählung des Vaters mit unverwandter Aufmerksamkeit und sichtbarer Rührung zugehört. Die Zeit war indessen weit vorgerückt, so daß die Mutter ihnen bedeutete, sie sollten sich zur Ruhe begeben. Man sprach sofort das Abendgebet; und die Kinder, nachdem sie ihre Grüße und Küsse dargebracht, verließen das Zimmer.

Die Andern blieben noch einige Zeit beisammen, um sich in Gesprächen zu unterhalten. Der Großvater lenkte das Wort auf die Legende, welche so eben angehört worden war. Er lobte sie als eine der schönsten Geschichten aus dem christlichen Sagenkreise, zumal da sie auch, als eine Familien-Geschichte, zugleich eine der volksgemäßesten sey.

und den Armen wie den Reichen am Geiste in gleichem Grade gefallen müsse. Auch die Grosmutter war mit der Erzählung, ihrer Wahl und Darstellung zufrieden; zumal rühmte sie die letztere, und erklärte sie, wenigstens nach ihrer Hauptpartie als Muster, wie dergleichen Geschichten nach ihrem Bedünken vorgetragen werden sollen. Sie könne sich übrigens (setzte sie hinzu) nicht genug verwundern, wie ihr hochstudirter und tiefgelehrter Herr Sohn sich zu einer so einfachen, schmucklosen, natur- und volksgemäßen Erzählungsweise habe bequemen und herablassen können.

Der Vater versetzte: „Will ich ehrlich und aufrichtig seyn, so muß ich gestehen, daß, wie die Legende, so auch ihre Darstellung grösstentheils nicht mir gehöre, sondern eben einem andern, der es besser verstanden hat, als ich und wir Uebrigen, im Geiste und Worte der evangelischen Einfalt zu sprechen. Als ich nämlich — sagte er — gestern in den Winkeln dieses Hauses umhergestöbert, fand ich auf dem Gesimse der hintern, finstern Kammer, wo nur der Plunder liegt, ein Fragment von einem Foliobande, und, wie ich ihn durchblätterte, bemerkte ich, daß es eine jener sogenannten Legenden sey, die ehedem, nebst der Bibel und einigen Gebetbüchern in keinem christlichen Hause fehlte, und die,

zusammen mit einer und der andern Chronik oder auch sonst ein Paar nützlichen Hausbüchern, die Bibliothek eines ordentlichen Bürger- und Bauernhauses ausmachten. Das Buch zog mich an, und ich las fort, und verdarb meine Augen sehr in dem dunkeln Loche; denn hervor wollte ich mich doch nicht wagen in die Gesellschaft der Damen mit dem bestaubten, wurmstichigen, nach Moder riechenden Folianten —

„Da haben wir's! — rief die Tante — er hatte Furcht, Vorwürfe von uns zu erhalten über den Bruch des Versprechens; ich meine nämlich das Capitel von Schachteln und Büchern."

„Und so — fuhr der Vater fort — kam ich denn auch auf die schöne Legende von Placidus, oder, wie er im Martyrologium der Kirche genannt wird, Eustachius; und es war mir leicht, nach Inhalt und Form sie aufzufassen, daß ich sie treu wieder geben konnte; wie denn geschah."

„Da er einmal eingestanden, daß er ein Plagiat begangen — sagte der Onkel — so möchte ich fast vermuthen, er habe auch ein Falsum gemacht. Die Episode von der Kindheit Christi, und was damit in der Geschichte, wie sie von ihm vorgetragen worden, zusammenhängt, scheint mir nicht zu der Legende selbst zu gehören, sondern — er soll es nur gleich gestehen — sie ist von ihm selbst eingeschaltet worden."

„Das möchte ich nimmermehr eingestehen — sagte der Vater lächelnd — außer man überwiese mich denn förmlich und nach Rechten.“

„Er gesteht's ein! — sagte lebhaft die Tante. — Aber fühlst du auch — fuhr sie fort — daß so etwas nicht bloß unrecht, sondern wahrhaft gottlos sey? Oder ist es erlaubt, eine kirchliche Ueberlieferung dieser Art willkürlich zu ändern, zu mißstalten? Wohin muß es kommen, wenn man auch das Heilige, das Religiöse antastet, und nach seiner Weise auslegt und entstellt?“

„Nicht so streng geurtheilt, mein gnädiges Fräulein! — versetzte der Vater. — Ich mag vielleicht eine ästhetische Sünde begangen haben, durch willkürliche Einschaltung jener andern Legende in die, allerdings in sich schon beschlossene, vollendete; aber eine sittliche Sünde, eine Verletzung des Heiligen, kann wohl hier nicht gefunden werden. Es gibt eine Art Legenden — wohin auch die unserige gehört — die von vorn herein schon eine poetische Gestaltung, zum Zwecke religiöser Auferbauung, erhalten haben, und die, obgleich sie der Wirklichkeit ermangeln mögen, dennoch die entschiedenste und wirksamste Wahrheit besitzen. Aus dem erstorbenen historischen Keime entsproßt eine lebendige, blühende Dichtung. Wenn nun aber einmal die Poesie an der ursprüng-

lichen Entstehung einer solchen Legende Theil genommen, so sehe ich nicht ein, wie es ihr verwehrt seyn soll, an der weitern Ausbildung derselben zu arbeiten, zumal zu einem besondern Zwecke, z. B. den ich vor Augen gehabt habe. Das religiöse Gedicht würde nur dann zu einer gewöhnlichen Erdichtung herab schwinden, wenn jene höhere Wahrheit, die tiefe, religiöse Bedeutsamkeit, Schaden litte; was aber von der Legende, wie sie von mir ausgestattet worden, wohl nicht behauptet werden kann."

„Ich bitt' euch — sagte die Mutter — laßt dieses euer Kritisiren! Ihr verderbt uns damit allen reinen Genuß, und benehmt uns übrigen wohl auch die Freude und den Muth zu Mittheilungen ähnlicher Art. Was wollen wir denn mehr mit unsern Erzählungen, als die Kinder unterhalten, erbauen, erfreuen und erheben? Und haben sie heute nicht mit Andacht zugehört? und sind sie nicht mit jener innigen Rührung erfüllt worden, die jede wahrhaft schöne, fromme Erzählung, sey sie nun Gedicht oder Geschichte, in uns erwecken soll? Was mich erbaut, das lieb' ich, ohne weiter zu forschen, ob (wie man zu sagen pflegt) und was dran wahr seyn mag, oder nicht. Als Kind hielt ich so manche evangelische Parabel, z. B. die vom verlornen Sohne, für eine wirkliche Geschichte. Nun weiß ich, daß dem wohl

nicht so sey. Bin ich drum jetzt gescheidter? bin ich besser geworden? Durch die Aufklärung ist die Form des Buchstabs nicht, sondern wohl nur durch tieferes Eindringen in den Geist der Wahrheit, der allein lebendig macht."

„Man sprach noch vieles für und wider die Zweckmäßigkeit solcher religiöser Poesien; man vereinigte sich aber zuletzt doch darin: sie seyen schöne und liebliche Blüthen des Christenthums, und gleichsam die Bilder und die Zierrathen an dem erhabenen Dome, den die Andacht der Gläubigen aller Jahrhunderte auszubauen unternommen hat, und der noch seiner Vollendung entgegen harret."

III.

Scenen aus dem Leben.

Der Freund machte der Familie den Vorschlag, nach Tisch eine Partie nach der Klémm zu machen. Es ist dieß eine sehenswerthe, tiefe, enge Felsspalte, durch die sich, eingeklemmt, die Partnach hindurch windet. Der Weg dahin, nach der Beschreibung des Freundes, däuchte jedoch den Großeltern zu weit und zu beschwerlich, und sie beschlossen, später nachzukommen, bis in die Wildenau, um dort die Rückkehrenden zu erwarten. Die Mutter erklärte sich, sie wolle den Großeltern Gesellschaft leisten. Die Uebrigen brachen sogleich nach Tisch auf, mit Bergstöcken wohl versehen.

Der Weg bietet an sich nichts Beschwerliches dar, eine jener steilen Stellen ausgenommen, welche die Einwohner einen „Stich" nennen. Leuten jedoch, die des Bergsteigens nicht gewohnt sind, macht es Schnaufens und Schwitzens genug.

Als die Gesellschaft den steilen Weg antrat, rief der Freund: „Halt!“ und gleich dem Anführer einer Truppe, gab er, den Knaben besonders, seine Ordres: „Jetzt langsam gegangen! Nur in kurzen Schritten! Nicht auf- und abwärts gesehen, sondern vor sich hin! Der Stock werde leicht geführt, aber fest niedergehalten! Kein Wort gesprochen! Von Zeit zu Zeit still gestanden, ausgeathmet, umhergesehen! Dann wieder vor- und aufwärts! — Marsch!“

Fritz fing mit dem Munde zu trommeln an, und Karl pfiff dazu. Alle Commandowörter waren rein vergessen. Die Knaben gingen um die Wette, und ließen die Uebrigen bald weit zurück. Die Tante rief ihnen nach: „Langsam! nicht so schnell! ihr erhitzt euch zu sehr!“ „Laßt sie, sagte der Vater; sie werden schon selbst nachlassen, wenn sie außer Athem kommen.“ Und sie ließen auch bald nach, und schleppten sich so langsam fort, daß sie zuletzt von den Uebrigen beinahe eingeholt wurden. Da erwachte in ihnen aber das Ehrgefühl; sie rafften die letzten Kräfte zusammen, und nach einer Weile standen sie schon oben, während die Andern, in weiten Entfernungen, noch in dem Hohlweg sich heraufbewegten. Die Knaben feierten ihren Triumph durch lautes Rufen und Jubeln.

„Man muß den wilden Rangen — sagte der Vater zum Freunde entschuldigend — diesen Uebermuth wohl nachsehen, den das freie Landleben in ihnen erweckt und nähret. Zu Hause, in der Stadt, in der Stube fühlet sich ihr Sinn und ihre jugendlich quillende Kraft zu sehr gehemmt und niedergedrückt. Hier, auf dem Lande, in der Freie und Frische, da finden sie ihr Element; und so schwirren und flattern und wirbeln sie denn, wie Vögelein, die, dem Käfig entronnen, trunken in die Luft, in das Licht, in die Freiheit sich hinein stürzen. Kommen sie wieder zur Stadt, so gibt und fügt sich wohl alles wieder zur nöthigen Stille und Ruhe, und zu jenem Ernst und Anstand, den dort das Leben und der Beruf erfordern.“

Nachdem die Gesellschaft auf der Höhe angekommen, sagte der Freund: „Nun wird vor allem nöthig seyn, daß wir ein wenig ausruhen, und uns abkühlen. Denn in der Schlucht drunten wehet eine sehr kühle Luft, die den Erhitzten leicht schädlich werden könnte.“ Man lagerte sich auf der grünen Matte unter dem Schatten eines Apfelbaumes. Nachdem man so eine Weile gerastet, brach man auf, und stieg zur Schlucht hinunter. Der Freund ging voran: die Knaben blieben unter der Obhut des Vaters und des Onkels, die Mädchen hielten sich an die Tante.

Sie

Sie ſtanden auf der Brücke, die über die Kluft geſchlagen iſt. Der Anblick, der Eindruck iſt überraſchend, groß, ſchaudererregend. Man denke ſich eine Felſenſpalte, nur einige Schritte breit, gegen ſechzig Klafter tief, unüberſehbar nach ihrer Länge hier- und dorthin! Tief unten brauſet die Partnach, gleichſam zürnend über die gewaltſame Beſchränkung. Lichter flattern, wie Geſpenſter, matt flimmernd durch die Höhle. Bäume, anderes Geſträuch hält ſich nur mühſam an den Felſenwänden. Kalte, ſchaurige Luft ſtreicht durch die Kluft; und der Menſch ſteht auf einer leichten, hölzernen Brücke, ſchwebend über dem gähnenden Abgrund.

Nachdem ſie alle eine Weile in ſtillem Erſtaunen verſunken geblieben, äußerte jeder ſeine Empfindungen nach eigenthümlicher Weiſe. Man fragte und antwortete; man machte ſich gegenſeitig aufmerkſam auf einzelne Partien; die Knaben holten Steine herbei, und warfen ſie in die Tiefe, und horchten nach dem Pralle derſelben an den Wänden, und nach dem Platſch, den ihr Fall ins Waſſer machte. Die Tante, die nicht zu bewegen war, in die Tiefe zu ſchauen, war immer hinter den Kindern her, warnend, abwehrend, ſie wegziehend von dem Geländer. Bald mahnte ſie ans Weggehen von dieſem ſchauerlichen Orte, und zog die Mädchen nach ſich. Die

Uebrigen blieben noch. Der Onkel machte noch auf den tiefern Hintergrund, auf die ferner liegende Landschaft aufmerksam, auf jenes Tannengebirge, das, sonnig und frei, außer dieser Schlucht sich hinlagert, und hinter welchem der mächtige Wetterstein die hell schimmernden Steinmassen aufthürmet. Die mannichfaltigen Naturgestalten, diese abwechselnden Farben und Lichter und Gegenstände, wie sie die kühnste Phantasie nicht zu ersinnen vermöchte, sie zogen die Blicke der Schauenden immer neuerdings an, so daß man sich schwer entschloß, den Platz zu verlassen.

Noch ehe sie weggingen, sagte der Freund: „Der Ort ist erst seit ein Paar Jahren Naturfreunden ohne Gefahr zugänglich, seitdem nämlich diese Brücke hier erbaut worden ist, von wo aus das Ganze bequem übersehen werden mag. Die Brücke selbst hat aber einem wesentlichen Bedürfniß ihre Entstehung zu verdanken. Es muß nämlich bemerkt werden, daß aus den innern Waldgebirgen alljährlich eine Menge Holz auf der Partnach herausgeflößt wird. Da geschieht es denn gar oft, daß das verworrene Zeug sich hier unten in der engen Kluft verrammelt und anhäuft. In solchen Fällen wird nun an einem Seile ein Mann in die Tiefe hinunter gelassen, der das angestauchte Holz wieder flott machen soll; eine Ar-

heit, die, wie man sich denken kann, nicht bloß sehr mühsam, sondern auch sehr gefährlich ist.“

Die Knaben stutzten, und frogten nach Einzelnem, das bei diesem halsbrecherischen Unternehmen vorgenommen wird.

„Ehe diese Brücke erbaut war — fuhr der Freund fort — da war dieß alles bei weitem noch mühsamer und gefährlicher. Denn damals mußte der Mann, den das Loos traf, nicht hier in der Mitte, sondern an den Seitenwänden hinabgelassen und heraufgezogen werden, wobei es die schwere Aufgabe galt, vermittelst des Stockes, den er fest hielt, von den Wänden sich fern zu halten, damit er nicht an dem vorstehenden Gestein gequetscht oder geschunden würde.“

„Es wird also jederzeit gelooset, wer diese Arbeit unternehmen soll? — fragte Karl. Man könnte ja lieber Preise aussetzen! Der Kühnste, der Verwegenste möchte sich wohl etwas verdienen wollen.“

„Das geht eben nicht an — sagte der Freund —; diese Leute verdingen sich einmal insgesammt, das Holz zu fällen, zu scheitern, weiter zu schaffen, und sie ziehen dafür ihren festgesetzten Lohn. Die Geldsumme ist im Allgemeinen bestimmt; die Arbeit muß gefördert werden. Da stehen denn zuletzt Alle für Einen ein, und Einer für Alle. So ereignete sich denn im letzten Jahre, ehe noch die Brücke ge-

macht war, ein rührender Vorfall; und dieser hat wohl den menschenfreundlichen Beamten zunächst veranlaßt, die sichere und heilsame Verrichtung zu treffen. Es hatte das Loos einen Mann getroffen, der ein Weib und vier unversorgte Kinder zu Hause hatte. Der trübe Tag, der heftige Strom des Wassers, die Masse des aufgehäuften Holzes machten das Wagniß noch größer, noch lebensgefährlicher. Andre Umstände waren aber auch höchst dringend; es mußte diese Höllenfahrt ohne Säumniß geschehen. Da trat der Bruder des Mannes hervor, den das Loos getroffen, und der auch zu den gedingten Leuten gehörte; und sprach: „Hansel, ich lasse mich statt deiner hinunter; du bist verheirathet; mir weint kein Weib und kein Kind nach, wenn ich zu Grund gehe.“ Er ließ sich an das Seil anbinden; und er kam auch, einige Prellungen ausgenommen, glücklich hinunter, und verrichtete da sein höchst mühseliges Geschäft mit Eifer und Ausdauer und Anstrengung aller Kräfte. Als er nun aber herauf gezogen wurde —

„Ach! — fiel Fritz ein — da ist er sicher zerschmettert worden an den Felsen!“

„Das zwar wohl nicht — sagte der Freund —; aber, schon zu geschwächt durch die viele, schwere Arbeit, nicht mehr im Stande, sich fern zu halten von der

klippigen Wand, in der Dunkelheit, bei dem Geräusche des tobenden Waſſers, das ſeine Stimme, ſeine Rufe übertönte, kam er an ſeinen Kleidern, am Leibe ſelbſt zerſchunden, halb todt und kaum noch athmend, ans Tagelicht."

„Er lebt alſo noch, dieſer Mann?" fragte Fritz. „Der wird doch eine große Belohnung erhalten haben?"

„Lieber Fritz, erwiederte der Freund; ſolch eine That belohnt ſich ſelbſt, und kann wohl auch anders nicht belohnt werden, als durch eben dieß Bewußtſeyn. Uebrigens iſt zu bedenken, daß Leuten, die immer mit Beſchwerden und Gefahren zu kämpfen haben, Muth und Ausdauer und Geduld und Genügſamkeit zur zweiten Natur geworden ſind; und Bequemlichkeit, Geſundheit, das Leben ſelbſt ſtehen bei ihnen nicht in ſo hohem Preiſe, als bei denen, die ſich von der Natur mehr entfernt, und durch Sitten, Gewohnheiten mehr verfeinert, und wohl auch verbildet haben."

Indem der Freund noch alſo ſprach, ertönte ein kreiſchender Ruf von oben herab: „Um Gottes willen! wo bleibt ihr ſo lang?" Es war die Stimme der Tante, die zurückgekommen und einige Schritte vor der Brücke ſtehen geblieben war. „Ich habe Todesangſt um euretwillen ausgeſtanden! ſagte ſie. So kommt denn, und verlaßt die verdammte Brücke."

Man lachte. „Fräulein, sagte der Freund, Ihre Furchtsamkeit sticht sehr ab mit dem Muth, oder vielmehr Uebermuth jenes Mädchens, das erst im vorigen Jahr hier über den Baumstamm, der als Geländer dient, aus freien Stücken hinüberging.“ Fritz rief: „Vater, wenn du mich führst, so wag' ich's auch.“ Die Tante wollte schier ohnmächtig werden, als sie das hörte. „Es thut nicht Noth, sagte der Vater zu Fritz; ich weiß ohnehin schon, daß du brav und tapfer bist.“ — Man verließ den Ort.

Nahe an der Klamm liegen ein Paar Bauernhäuser zwischen fetten Wiesen und nicht unerträglichen Feldern. Man beschloß, eine Erquickung zu nehmen, Milch und Brod und Butter. Es stand vor der nächsten Hütte ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen, welches das Haus zu hüten (zu gaumen) schien, und das sogleich, nachdem es den Wunsch vernommen, Anstalten traf, um die Gäste zu bewirthen. Man lagerte sich im Schatten des Hauses, der Bäume; das Verlangte wurde herbeigebracht in reichlicher Fülle; man aß und trank mit so köstlichem Appetit, als genösse man von einer königlichen Tafel. — Das Mädchen fiel der Gesellschaft auf. Aermlich, aber reinlich gekleidet, in einer ungelenken, doch anständigen Haltung, nicht schüchtern, doch auch nicht zudringlich, stand sie vor den Gästen, als

wollte sie weitere Befehle erwarten. Ein gesundes Aussehen, frische, rothe Wangen, ein seelenvolles Auge. Man stellte einige Fragen an sie, die sie einfach und verständig beantwortete. Der Freund schien ihr schon näher bekannt zu seyn, und auf ihn war besonders der forschende Blick gerichtet.

„Dieß Kind — erzählte der Freund, während der Zeit, als das Mädchen sich entfernt hatte, um der Tante das verlangte Wasser zu holen — dieses Kind ist über seine Jahre gescheidt, besonnen und vernünftig, dabei gutmüthig, bescheiden und fromm. Im vorigen Winter, als der furchtbare Brand in Partenkirchen wüthete, war sie mit ihrem Großvater daselbst. Der alte, gebrechliche Mann sollte sich einer langwierigen Cur unterziehen, und so zog er denn von seiner Hütte in Grüneck da hinunter, und nahm diese seine Enkelin mit sich. Die kochte ihm, und besorgte alles, was dem Alten sonst nothwendig war, mit allem Geschick und Fleiße. Da brach mitten im Winter, bei Nacht, Schnee und Wind der furchtbare Brand aus. Was that sie? Das Haus lag fern, wo der Großvater wohnte; sie allein konnte nicht helfen, wenn die Gefahr sich nahte. Sie lief fort, und lief, mitten in der stockfinstern Nacht, durch Schnee und Eis, bei grimmiger Kälte, hieher nach Haus, um zu berichten, daß es in Par-

tenkirchen brenne, und daß der Großvater dort sey.“

Die Kinder bekamen großen Respect vor der kleinen Dirne, in dem ärmlichen Anzug, aber mit der großen Seele, — und die Mädchen machten sogleich nähere Bekanntschaft mit ihr. Man lud sie ein, mitzuhalten; sie zögerte sittsam, aber auf Zureden des Freundes langte sie zu, und schien seelenvergnügt zu seyn ob der Leutseligkeit der vornehmen Gesellschaft. Nach genossenem Imbiß, während die Größern noch Rast hielten vor der Hütte, gingen die regsamen Kleinern auf die Wiese, die abseiten vom Hause liegt, und unterhielten sich mit Spielen und Schäckern. Die Tante stand nach einer Weile auf, um den Kindern nachzusehen; und — „Herr Jesus!“ kreischte sie, daß die Männer erschrocken herbeiliefen. Die Knaben wälzten sich auf der, gegen die Klamm zu abhängigen Matte, und wargelten und burzelten über und über, während die Mädchen ihnen lärmend nachliefen. Die Männer lachten über die eitle Schreckhaftigkeit der Tante, wo doch gar keine Gefahr sey; und der Onkel lehrte Fritzen noch, der etwas unbeholfen sich gebärdete, wie er sich anzustellen habe bei dem Burzelbaum-Spiele.

Als die Eltern sich wieder vor der Hütte niedergelassen, sprach der Onkel lebhaft seinen Tadel gegen

die Tante aus, über ihre Furchtsamkeit, ihr ewiges Abmahnen und Abhalten, wo auch nicht die mindeste Gefahr sey. „Du solltest — sagte er — diese Unart, wenigstens in Gegenwart der Kinder, verdecken und unterdrücken, welche hiedurch geärgert, wo nicht gar angesteckt werden. Die Mädchen, die ohnehin von Natur aus schüchtern sind, folgen nur zu leicht dem Zuge des bösen Beispiels, und sie legen sich zuletzt die Furchtsamkeit bei, wie einen Putz, der sie zieren soll. Die Knaben aber, wenn sie dich nicht vollends als eine Geckin verlachen, werden dich mindestens als eine strenge Hofmeisterin scheel ansehen, und das ihnen ohne Noth Verwehrte mit Ingrimm fahren lassen, um es hinter deinem Rücken mit desto mehr Freude nachzuholen."

„Nun fürwahr — unterbrach die Tante — diese Strafpredigt hätte ich nicht erwartet für meinen guten Willen."

„Wer zweifelt denn an deinem guten Willen? — sagte der Onkel. — Minder gut, wäre er besser. Auch will ich dir in deinem Regimente über die Mädchen, dem du dich so liebevoll unterziehest, durchaus nicht eintreten; und wenn sie von dir auch diese Furchtsamkeit ablernen würden, so wäre der Schaden noch nicht so gar groß, weil das zartere Geschlecht doch einmal nicht sowohl zum Handeln und Kämpfen,

als vielmehr zum Dulden, zur stillen Häuslichkeit und zu friedlichem, ruhigem Thun und Lassen geboren und bestimmt ist. Aber die Knaben laß mir aus dem Spiele und stecke sie mir nicht an mit deinem zimpferlichen Wesen; die sollen einst handelnd und kämpfend sich durch die Welt schlagen, und darum müssen sie schon von jung an mit der Gefahr sich befreunden, und an Hindernissen und Beschwerden ihre Lust haben, gleichsam als an Cameraden, mit denen sie sich gern herum balgen. Kurz: die Knaben gehören meiner Zucht an. — —

„Da stehen sie wahrlich unter einer heilsamen Zucht! versetzte die Tante. Wären sie immer auf dem Lande, und unter deiner Obhut, sie würden zu wahren Wildfängen ausarten.“

Der Onkel lachte, und das Gespräch nahm wieder eine freundliche, heitere Wendung. Und da ungefähr die Stunde sich nahte, wo, abgeredter Maßen, die Zurückgebliebenen in der Wildenau einzutreffen sich vorgenommen, so beschloß man aufzubrechen, und den Rückweg anzutreten. Der Vater beschenkte das Mädchen aus der Hütte großmüthig, die, ohne das Geld sogleich anzusehen, artig und sittsam sich dafür bedankte.

Ein steiler Fußpfad, wie der, den die Gesellschaft zurückzulegen hatte, ist für Ungeübte abwärts schwerer

zu beſchreiten, als aufwärts. Der Onkel bot daher der Tante den Arm; der Vater und der Freund führten die Mädchen. Karl ſagte: „Ich führe Fritz,“ und der: „Ich brauche niemanden.“ Und alſo trat die Caravane den Weg an. Der erſte, der ausglitſchte und unſanft zu Boden fiel, das war der Fritz. „Achele, ach!“ rief er aus. Dieſen von der Großmutter abgelernten Schmerzausruf ließ er gewöhnlich hören, wenn er keinen beſondern Schaden genommen, und mit ſeinem Unfall ſelbſt Scherz treiben wollte. Karl bot ihm ſeine Hand, die er nun annahm. Der Vater ſagte: „Schaden nehmen lehrt Acht geben.“ Und der Onkel: „Beſſer eine Beule am Kopf, als eine Makel im Herzen.“ — Indem ſie ſo thalwärts gingen, begegnete ihnen ein junger Mann, wohl beladen, der mit raſchen Schritten bergan ſtieg. „Wohin heute noch?“ fragte ihn der Freund. „Auf die Wetterſteiner Alm,“ antwortete der Burſche. „Wie weit habt ihr dahin?“ fragte der Onkel. „Noch gute drei Stunden. Wollt ihr mit?“ „Nein, ſagte der Onkel, für heute nicht; vielleicht ein anderes Mal. Gute Fahrt!“ Man ſah dem Manne nach. „Wetter! ſagte der Onkel, der hat eine Wadenkraft!“ „Das ſind ſo die Spaziergänge unſerer Gebirgsbewohner!“ bemerkte der Freund.

Die Gesellschaft kam wohlbehalten in der Niederung an. Nun erst aber bekannte die Tante, welche Angst sie ausgestanden im Herabsteigen. Sie war auch ganz ermattet an Leib und Seele. „Einmal in die Klamm gegangen — ächzte sie — und nun nimmermehr.“ Alles lachte. — Indem man sich um einander umsah, bemerkte man erst das Mädchen aus der Bauernhütte, welches der Gesellschaft stille nachgeschlichen war. Sie ging auf den Vater zu, und, indem sie die Hand öffnete, wo das große, schwere Geldstück lag, als wollte sie fragen, ob es's wirklich so gut habe meinen wollen, küßte sie ihm stillschweigend die Hand, und ging dann des Weges zurück. „Das gute Kind — sagte der Vater — hat uns, obgleich sie freilich sehr hoch wohnt, die Treppen herab bis an das Thor begleiten wollen. Was wir aus Höflichkeit thun, das that sie aus Herzlichkeit.“

Bald, nachdem sie den Damm zurückgelegt, entdeckten sie auch schon von ferne die Mutter mit den Großeltern, die auf einem Felsstein ausrasteten. Die Kinder jubelten ihnen entgegen. Sie hatten des Erzählens kein Ende. Man wandelte nun zusammen das kleine Thal entlang; die Abendlichter spielten wundersam an den belaubten Abhängen; die Lüfte wehten erfrischend den Wandelnden entgegen; die Wasser mischten ihr Geräusche, gleichsam

mitplaudernd, in das wechselnde Gespräch; die ganze Natur athmete und hauchte stille Freude in die friedlichen Gemüther. Man kam spät zu Hause an; und nach einem kurzen Abendmahle sehnten sich alle gar bald nach Ruhe.

IV.

Das Mährchen von den Kücheln, — Der Reiter und sein Kols. — Der Lügner. — Der Vogel und der Bauersmann.

Es brach ein heiterer, schöner Morgen an. Auf den höhern Gebirgen lag frisch gefallener Schnee, in dessen Spiegel der Morgenstrahl leuchtete gleich einem Opferbrande. Einzelne Nebel stiegen wie Rauchwolken von den niedern Gebirgen empor. Die ganze weite, große Landschaft erschien als ein Tempel Gottes mit seinen gewaltigen Bergwänden, mit dem bunten Estrich der Wiesen und Felder, und mit dem erhabenen Gewölbe des sonnigen, blauen Himmels. Die Natur hielt mit den Menschen ihre Sonntagsfeier.

Es war alles schon früh rege im Hause, was der Mutter zum Theil unlieb war, weil sie manches

noch zu beſorgen hatte für die Kinder und ihren Sonntagsſtaat. Doch es galt hier das „ländlich, ſittlich," und ſo ward ſie durch die Unordnung der großen und kleinen Leute in ihrer Ordnung nicht beſonders geſtört. Immer noch zur rechten Zeit war der Anzug vollendet, das Frühſtück genoſſen, die Arbeit für den Tag erwogen und befohlen.

Die Familie brachte den Morgen in Stille, Ruhe und Andacht, wie ſich's ziemte, in der Kirche und zu Hauſe zu. Vor Tiſch ward noch ein Sabbathsweg gemacht längs der Loiſach hin, und auf der ſchönen Flur, die den Ort von allen Seiten umſchließt.

Nach getroffener Abrede wollte man den Nachmittag in Hammersbach zubringen. Es iſt dieß ein Weiler, aus einigen Häuſern beſtehend, am Fuße des Wachſenſteins gelegen. Der Weg dahin beträgt nur eine Stunde, und führt ebenen Landes über Felder und Wieſen. Indem man des Weges geht, entfaltet ſich hier vor den Augen des Luſtwandlers die weite Gegend am ſchönſten und vollſtändigſten. Das groſſe, in ſich beſchloſſene Thal ergießt ſich in drei Mündungen. Nach Norden verfolgt das Auge die Berge, die in die Ebene hinaus laufen; von Oſten ſchaut der mächtige Kar-

wendel herein; gen Westen erheben sich, terrassenförmig, andere Gebirge; im Süden endlich ragt hervor und breitet sich aus jener kolossalische Zug von Gebirgen, deren höchster Gipfel die Zugspitze *) ist. Der Wachsenstein, selbst ein Gigant, scheint sich an jenen anzulehnen, wie ein Zwerg an einen Riesen. Dann die grünen, begrasten und tannenbewachsenen Vorgebirge umher, und die frischen, üppigen Matten und Saatfelder hier unten, — und droben der von Düften schwangere, von Luft und Farbe gesättigte Aether — — es bildet dieß alles zusammen ein Panorama von solch erhabener Größe und reizender Mannichfaltigkeit, daß der Sinn, übersättigt vom Anblick, von der Bewunderung des Ganzen, zugleich nicht satt werden kann in der Beschauung des Einzelnen.

Der Onkel, an den sich die Kinder angeschlossen, hatte bereits schon Erkundigungen genug eingezogen, um ihnen jeden Berg zu benamsen, und sonstige Aufschlüsse über die Gegend, die Einwohner, ihre Beschäftigung und Nahrung zu ertheilen. Sie bildeten die Vorhut, das „leichte Volk," wie die Tante sagte; die Uebrigen folgten in einiger Entfernung nach, weil Großvater und Großmutter, der starken

Be-

*) In der Mundart des Volkes „der Zugspitz."

Bewegung noch nicht gewohnt, langsam gehen und oft ausruhen mußten.

Nach einer Stunde langte man am Hammersbach an, von dem der Weiler den Namen führt. Es zieht sich nun der Weg längs des Baches hinauf, und der Lustwandler erfreut sich des Schattens frei und kräftig empor strebender Bäume, und der erfrischenden Kühle, die der rasch fließende, aus den Bergschluchten Wasser abführende Bach verbreitet. Das weite große Thal verschwindet allmählich in dem Busch; ein breiter, hoher Hügel voll buntgefärbten Laubholzes, nebst dem kahlen, schroffen Wachsenstein, bildet den Vordergrund, indem zwischen beiden eine Schlucht sich öffnet, die zum Höllenthal führt, und im Hintergrund von den Eisfeldern der Zugspitze begränzt wird. Man ergötzt sich in dieser erquicklichen Partie noch langsamer und behaglicher.

Der Onkel hatte indeß Quartier gemacht, und unter den Höfen denjenigen ausgewählt, wo die Wohnung am reinlichsten, der Garten am schattigsten, die Hausfrau am freundlichsten schien. Die Angekommenen lobten seine Wahl; und, da der Tag so warm und heiter sich zeigte, beschloß man, auch den Abend hier zuzubringen.

Die Kinder tummelten sich im Garten umher, spielend, während die Gröbern, unter einem Baume

gelagert, sich in mannichfaltigen Gesprächen ergingen. Man nahm dann den Imbiß im Freien ein, der, nebst Milch in Kücheln bestand, welche die Bäuerin gar wohl zuzubereiten wußte. Jedermann lobte die Speise, zumeist die Kinder, durch die That nämlich, daß sie sich dieselben recht sehr schmecken ließen.

„Indem ich diese ländliche Delicatesse wieder einmal auf dem Lande genieße — sagte die Großmutter nach einer Weile — so erwachen wiederum so manche Jugenderinnerungen an Personen, Zustände und Geschichten, die ich in jener glücklichen Zeit erfahren habe. Und so fällt mir denn auch ein Mährchen ein, das uns Kindern besonders wohl gefallen hat, und des Wiedererzählens und Aufbewahrens werth ist.“

Der Großvater, alle drangen in sie, das Mährchen zum Besten zu geben. „Ich wollte es gern; aber du weißt — sagte sie, sich an den Großvater wendend — wie mich der böse Husten plagt, und mich hindert, lange zu reden.“

„Thu' dein Möglichstes, sagte der Großvater; und wenn du in deiner Geschichte stockest, so will ich mit einer ändern kürzern inzwischen kommen, um der Ruhe zu schaffen, und das junge Volk hier in der Aufmerksamkeit und bei rechter Stimmung zu erhalten.'

Die Großmutter begann, ſo recht in der Weiſe der ſchwäbiſchen Mundart — ſie war eine geborne Schwäbin — „Als die Küchle gebachen waren — —

Die Kinder lachten laut auf; Fritz ſchlug jubelnd in die Hände. Die Tante fragte: ob es denn gerade zum Weſen des Mährchens gehöre, daß es in dieſer groben Mundart vorgetragen würde. Die Großmutter ſagte: „Ja! das Kind iſt einmal ein ſchwäbiſches von Geburt, und ſo ſoll es denn auch ein ſchwäbiſches Jankerle tragen.“ Sie begann wieder:

* * *

Als die Küchle gebachen waren, gab die Mutter jedem Kinde eins zum Imbiß; die übrigen aber trug ſie in die Speis für das Mittageſſen, und ſagte dann, und drohte: Rührt mir nichts an in der Kuchel und im Keller, das ſag' ich euch; ſonſt ergeht es euch, wie jenen böſen Buben, von denen die Geſchichte erzählt.

Eine Bäuerin hatte ſechs Kinder, lauter Buben, von ſechs bis zwölf Jahren. Da hatte ſie denn mit ihrem Manne vollauf zu thun, um ſie alle zu ernähren. Am Nothdürftigen fehlte es auch den Kindern eben nicht; aber Küchle kriegten ſie nie,

gleichwie die Kinder in andern Bauernhäusern. Da sagten sie oft: „Aber, Mutter! wann bachet Ihr uns denn einmal Küchle? Wir möchten auch einmal Küchle haben.“ Die Mutter sagte dann jedesmal: „Merkt! Schwarzes Brod macht die Backen roth. Habt ihr sonst keine Schmerzen?“ — Warum sie aber keine Küchle bachen, und weder sie selbst noch ihr Mann eins schmecken und essen mochte, das muß wohl, denk' ich, seine geheime Ursache gehabt haben. — Das ging nun so fort bis ins siebente Jahr. Da gebar sie ein Töchterle, das sie Lisele nannte; und ihre Freude darob war so groß, daß sie den Buben versprach, sie wolle ihnen endlich auch Küchle bachen. Als die Buben das hörten, hatten sie große Freude, und sie konnten kaum den Tag erwarten, wo sie endlich auch einmal Küchle kriegen sollten. Die Mutter richtete den Teig zu; sie machte Feuer an, sie setzte die Pfanne voll Schmalz darüber; jetzt pregelte schon das erste Küchle und bräunte sich; jetzt ward es herausgelangt mit dem Spieß, und in die Schüssel gelegt; und da lag es nun so schön braun und von Fett triefend, und es schmeckte (roch) so gut, daß den Buben der Mund darnach wässerte, und der Gelust ihnen aus den Augen lugte. Darauf als die sechs Küchle gebachen waren, nahm die Mutter die Schüssel, und trug sie in die Speis, indem

sie sagte: „Die Küchle müß..n erst ein wenig auskühlen; dann schmecken sie beßer.“ Kaum aber hatte die Mutter die Kuchel verlassen, so schlichen die bösen Buben in die Speis, und jeder nahm sein Küchle, und lief davon; und vor dem Fenster, daraus die Mutter guckte, blieben sie stehen, und bissen in die Küchel, und lachten sie aus. Das verdroß die Mutter, und sie rief voll Ingrimm: „O ihr vermaledeiten Rabenkinder!“ Als sie das kaum ausgesprochen, sieh, da verwandelten sich plötzlich die Buben in lauter Raben, und sie flogen auf und davon, schreiend und krächzend. — Es gereute zwar die Mutter alsbald ihr Fluch, und sie heulte und jammerte; aber es war zu spät. Da sah sie das Liesle liegen in der Wiege, und sie sagte: „Sey du mein Trost und meine Freude und meine einzige Hoffnung!“ — So vergingen ein paar Jahre und drüber. Da wie eines Tages Liesle im Garten saß im Grase und ihre Milchbrocken aß, kamen sechs Raben herbei geflogen, und setzten sich im Kreis um das Kindlein, als bäten sie dasselbe um ein Brökle. Und Liesle, wie es denn ein gar gutes Herz hatte, warf jetzt dem einen, dann den andern Vögeln einen Brocken hin, und lugte ihnen zu, wie sie fraßen, und hatte ihre Freude daran. Ihr habts errathen, wenn ihr glaubt, daß diese sechs Raben niemand anders gewesen, als

die verwünschten Brüder. Ach! sie hatten ihren bösen Lust theuer büßen müssen. Sommer und Winter, bei Hitz' und bei Kälte, mußten sie sich auf freiem Felde aufhalten, und sich kümmerlich nähren von dem Aas und dem Dung und all dem Unrath. Oft flatterten sie um das Haus, darin sie geboren worden — denn sie hatten die Besinnung behalten, gleich Menschen — aber aus Furcht vor der Mutter, die ihnen geflucht, flogen sie bei jedem Geräusch gleich wieder hinweg, schreiend und krächzend. An jenem Tage aber, als sie ihr Schwesterle erblickten, da faßten sie Zutrauen, und flogen näher, um Speise bittend; und von der Zeit an kamen sie alle Tage, das Lisele aufzusuchen, die auch jederzeit schon auf sie wartete, und gern mit ihnen theilte. Allmählich wurden sie so heimlich, daß sie ihr aus der Hand fraßen. Und wenn sie noch nicht da waren, so rief nur Lisele:

Raben schwarz, mit dem Schnabel roth,
Kommt doch her zum Vesperbrod:

und alsogleich kamen sie herbei geflogen, als wenn es so seyn müßte, im Sommer in den Garten, im Winter vor's Fenster. — Das hat viele Jahre so gedauert. Eines Tags sind sie aber alle ausgeblieben, und nicht wieder gekommen."

„Wo sind sie denn aber hingekommen?" fragten

die Kinder. „Müßt ihr denn sogleich alles wissen?“ sagte die Mutter.

* * *

Hier hielt die Großmutter inne, und sie sagte, daß nun der Großvater seine Geschichte beginnen sollte. Dieser erzählte folgende Geschichte „vom Reiter und seinem Roß.“

* * *

Wer im Kleinen nicht Sorge trägt, muß im Großen Schaden leiden. . . Das erfuhr einst ein Kaufherr, der, um eines schlechten Nagels halber, ein schönes Roß verlor. Dieser ritt von dem Markte nach seiner Heimath zurück, wohl bepackt mit Geld und Geldsorgen. In einem Städtchen hielt er Mittag; und der Knecht, als er ihm sein Pferd vorführte, sagte: „Herr, es fehlt dem Roß ein Nagel am Hufeisen, am linken Hinterfuß.“ Ei was! sagte der Kaufherr; Nagel hin, Nagel her! Die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl noch halten. Ich hab' Eile.“ Und damit ritt er fort. Nach etlichen Stunden, als er wieder einkehrte und dem Rosse Brod geben ließ, kam der Knecht in die Stube, und sagte: „Herr, es fehlte euerm Pferde ein Hufeisen am linken Hin-

terfuß. Soll ich's wohl zum Schmied führen?“ „Hm! sagte der Kaufherr, Hufeisen hin, Hufeisen her! Die Paar Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Pferd wohl aushalten. Ich hab' Eile.“ Und er ritt wieder fort. Er ritt aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an; und das Pferd hinkte nicht lange, so fing es zu stolpern an, und es stolperte nicht lange, so fiel es endlich, und brach sich ein Bein, und stand nicht mehr auf. Da sagte der Kaufherr freilich nicht mehr: Pferd hin, Pferd her; sondern er kratzte sich hinter den Ohren, schnallte ganz stät die Geldkatze und den Mantel ab, und setzte seinen Weg fort, zu Fuß, wohlbeladen mit Geld und Geldsorgen; und er hatte nun keine Eile mehr. Unterwegs aber dachte er wohl: „An dem ganzen Unglück ist doch nur der vermaledeite Nagel Schuld.“ Aber

Vorgethan und nachbedacht
Hat manchen schon in Schaden gebracht.

* * *

Die Großmutter fuhr hierauf fort in ihrem Mährchen:

Als die Küchle gebachen waren, sagte die Mutter: „Da, nehmt's mit Dank, und esset ordele; und lasset kein Bröfele fallen, oder ihr hebt's vom

Boden wieder auf; — es iſt Gottes Gabe! — Und daß keins dem andern neidiſch ſey! Sonſt gibt's Riß! — Kinderle, gönnt fein alles einander von Herzen, wie ich's euch gönne, und Gott geſegn' es euch!" Drauf ſagte ſie: Ich könnt' euch eine traurige Geſchichte erzählen, wie's Menſchen ergeht, welche Gottes Gabe verachten oder ſie andern mißgönnen.

Es lebten zu einer Zeit zwei Grafen, von großem Reichthum und Anſehen; und ihre prächtigen Schlöſſer lagen nahe an einander auf hohen Bergen, und ein enges Thal war dazwiſchen. Der eine hatte ein Söhnle, der andere ein Töchterle; und die Eltern dachten ſchon früh daran, wie ſie beide einſtens mit einander vermählen, und ſo ihre Güter zuſammen bringen wollten. Und das wäre gut geweſen. Aber die beiden Grafen waren gar ſtolze und hochmüthige Herren, und ſahen auf die andern Leute mit Verachtung herab, als wären ſie nicht auch Menſchen, wie ſie. Und dieſen böſen Sinn übertrugen ſie auch auf ihre Kinder; und der Junker that über die Maßen herriſch und vornehm gegen alle, die nicht ſeines Gleichen waren, und das Fräule war zänkiſch und neidiſch, und gönnte Niemanden nichts. — Nun wohnte im Thale, das zwiſchen den beiden Schlöſſern lag, in einer ärmlichen Hütte ein altes Müt-

terle, die sich kümmerlich nährete. An der Kirchweih aber mochte sie wohl denken: „Heute will ich mir auch einmal einen guten Tag anthun; und ich will, wie andere Leute, Küchle backen; und wenn sie gut gerathen, so will ich auch den beiden jungen Herrschaften einige schicken.“ Und es geschah; und sie schickte ein Paar der schönsten Küchle auf das eine Schloß, für den gnädigen Junker, und ein Paar andere, die eben so schön waren, auf das andere Schloß für das gnädige Fräule. Als der Junker durch den Boten die Ausrichtung gehört, da wurde er aus eitlem Stolz ganz unwillig, und er nahm das Teller, und warf die Küchle zu Boden, und trat sie mit Füßen, wobei er sagte: „Das sey eine Kost für gemeine Leute, aber nicht für vornehmer Herren Kinder.“ Zu gleicher Zeit kam auch der andere Bot zum Fräule und machte seine Ausrichtung. Wie diese die schönen Küchle sah, und merkte, daß sie so gut schmecken, da erwachte in ihr der Neid, und sie sagte: „Was? dieses Lumpenvolk ißt so gut? So etwas gehört nur auf vornehmer Leute Tafel.“ Und die Eltern beider Kinder, als sie das hörten, lachten dazu. — Ihr mögt denken, Kinder, daß solche Ruchlosigkeit nicht ungestraft geblieben. Die beiden Schlösser sind alsogleich, mit Mann und Maus, in die Erde versunken. Junker und Fräule sind aber

bei Leben geblieben. Wißt ihr, wie? und wo? Arme Bauersleute sind's geworden; die Eltern sind's gewesen von den sechs Buben, die in Raben verwandelt worden, und von dem kleinen Lisele, die sie mildthätig gespeiset. Jetzt wißt ihr alles, und ihr mögt nun sein eure Lehre daraus nehmen.

„Was ist denn aber aus dem Lisele geworden, und ihren sechs Brüdern?" fragten die Kinder. „Hab' ich's euch nicht schon erzählt? sagte die Mutter. Nun, sagte sie, so will ich's euch ein ander Mal erzählen."

* * *

Als die Großmutter wieder eine Pause machte, nahm der Großvater das Wort, und erzählte folgende Geschichte:

Es begab sich, daß ein frommer Rittersmann ins Wälschland nach Rom pilgerte. Unterwegs gesellte sich ein lustiger Bruder zu ihm, den jener sofort als Bedienten mit sich nahm. Dieser Geselle hatte aber die böse Gewohnheit, daß er entsetzlich log, was der Ritter nicht leiden mochte. Eines Tags erzählte er ihm: er habe auf seinen Reisen einen Hund gesehen, der so groß gewesen sey, wie ein Elephant. Das verwies ihm der Ritter, und

sagte, das sey' gewiß erlogen. Jener aber betheuerte und schwor, daß es wahr sey, und daß nicht ein Haar daran fehle. Da dachte der Ritter: Wart, deine Lüge will ich dir so schwer machen, daß du sie gern abschüttelst. Er sagte nach einiger Weile zu dem Gesellen: Nun kommen wir bald zu einem Flusse, den wir übersetzen müssen; und es ist die Eigenschaft dieses Wassers, daß derjenige, welcher an demselben Tage gelogen, ohne Rettung darin ersaufet. Das fiel dem Lügner etwas schwer aufs Herz, und er fragte: wie weit es noch hin sey? Der Ritter antwortete: nicht mehr gar so weit. Da sagte jener, von Furcht getrieben: „Mit Verlaub! habe ich nicht vorher zu Euch gesagt: der Hund, den ich gesehen, sey so groß gewesen, wie ein Elephant?" „Ja, antwortete der Ritter, das hast du gesagt." „Da hab' ich mich versprochen, sagte der Geselle; ich wollte sagen, er sey so groß gewesen, wie ein Ochs." Sie gingen darauf eine Weile weiter, und der Ritter sagte: Nun sehen wir schon in der Ferne den Fluß, über den wir setzen müssen. Der Geselle sah trübselig hinaus und schwieg still. Kurz darauf sagte er aber: „Wenn ich's so recht bei mir bedenke, so erinnere ich mich, daß jener Hund doch nicht ganz so groß gewesen ist, wie ein Ochs; aber größer war er sicherlich, als ein Kalb, ein gemästetes; das kann

ich Euch sagen, und ich laß mir nun nichts mehr abmarkten.“ Der Ritter sagte darauf kein Wort, sondern ritt weiter, und sie standen nun am Flusse. Wie nun der Ritter schon im Wasser war, schaute er nach dem Gesellen um, und sah, daß er noch am Ufer wartete, und sich am Kopf kratzte. „Nun was ist's? fragte der Ritter; folgst du, oder folgst du nicht?“ Der Geselle sagte: Mit Vergunst, Herr Ritter! daß ich Euch etwas sagen will. Der Hund, von dem ich zu Euch gesprochen; er war eigentlich nicht viel gröser, als ein anderer Hund, oder vielmehr gerade so groß, wie Ihr wist, daß die Hunde alle sind.“ Nachdem er dieß Geständniß gethan, ritt auch er in das Wasser, und beide kamen glücklich ans andere Ufer. Als sie wieder im Trockenen waren, da las ihm aber der Ritter ein tüchtiges Capitel; und späterhin, so oft es dem Gesellen beifallen wollte, zu lügen und aufzuschneiden, so erinnerte er ihn an den Hund und an das Wasser, das keinen Lügner duldete.

* * *

Nachdem der Großvater geendet, wendete sich Fritz wieder zur Großmutter, und sagte, in einem Tone, der fast wie Spott klang: „Als die Küchle gebachen

waren — — wie heißt's weiter?“ Die Großmutter drohte dem Schelm mit dem Finger, und fuhr dann fort:

Als die Küchle gebachen waren, sagte die Mutter: „Die armen Kinder des Nachbauern möchten auch gern Kirchweih haben. Ihr könnt wohl warten bis Mittag, wo andere Leute essen.“ Also wurden die Küchle eingepackt, und hinüber getragen zu des Nachbauern seinen Kindern. „Was man den Armen thut, tragt Gotteslohn, sprach die Mutter; und die Creatur schreit zum Himmel, und bringt Segen oder Fluch. — Habt ihr die Geschichte von den sechs Raben nicht vergessen, und dem Schwesterle, das sie gefüttert? Hört nun, wie die Geschichte ausgegangen.

Das fromme Lisele war von dem Tage an, als die Raben ausgeblieben, nicht mehr bei frohen Sinnen. Es schmeckte ihr kein Vesperbrod mehr, seitdem sie es nicht mehr mit ihren lieben Vögeln theilen konnte. Da kam sie auf den Gedanken: als habe vielleicht das Brod den Raben endlich zu schlecht geschienen, und sie seyen darum ausgeblieben. Und sie bat die Mutter, daß sie ihr doch einmal ein einziges Küchle backen möchte, aber ein recht großes. Die Mutter erschrack darob, wie ihr leicht denken mögt, denn die Küchle gemahnten sie an jenes frühere

Unglück. Sie konnte aber dem Liſele, dem einzigen Kinde, nichts abſchlagen, und ſo dachte ſie denn eines Tags Eines, und zwar ein ſo großes, daß es die ganze Pfanne ausfüllte. Das nahm Liſele, die nun ſieben Jahre alt geworden, und trug es mit ſich fort in den Garten, und rief:

Raben ſchwarz, mit dem Schnabel roth,
Kommet her zum Veſperbrod.

Doch die Raben kamen nicht; aber, indem ſie die Worte geſprochen, entwitſchte ihr das Küchle, und es wargelte fort auf dem Boden, wie ein Rad. Liſele lief ihm nach, um es einzuholen; aber das Küchle rollte fort und fort, jetzt bergab, dann gradaus, dann ums Eck herum, immer weiter und weiter, bis endlich ein Berg von lauterm Kryſtall am Wege ſtand. Das Küchle aber rädelte ſich auch den Berg hinauf, und Liſele konnte nicht nach auf der glatten Wand, weil ſie immer ausrutſchte. Das arme Mädle wurde nun ſehr traurig, und fing an, bitterlich zu weinen. Da öffnete ſich ein Thor im Kryſtallberg, und heraus trat eine weiße Frau zu ihr, die ſagte: „Weine nicht! Dein Küchle iſt am rechten Orte. Willſt du aber ſelbſt ſehen, wo es hingekommen, ſo nimm dieſen Ring, ſtecke ihn an den Finger, und reibe ihn.“ Liſele nahm den Ring mit Dank an, und that, wie ihr gerathen ward.

Und, sieh da! husch! flog sie als Fliege davon, den Krystallberg hinauf, wohin das Küchle den Weg genommen. Oben am Gipfel bemerkte sie eine weite Oeffnung, und wie sie hinein schaute — was meint ihr, was sie da sah? Sechs Junker, in schönen, seidenen Kleidern, saßen da um einen großen Tisch, in dessen Mitte, auf einer silbernen Schüssel, das Küchle lag. Es war aber ein hoher, weiter Saal, darin sie saßen, Boden und Wände von eitelm Silber und Golde, und übersäet mit funkelnden Edelsteinen, so daß es im Himmel nicht schöner seyn könnte. Lisele bekam Lust, in den Saal zu fliegen, und die schönen Junker in der Nähe zu besehen — wie denn die Mädle alle neugierig sind. Und sie flog sogleich hinab, und setzte sich dem ältesten auf die Nase. Die Junker waren in lebhaftem Gespräch über das Küchle, wie es so plötzlich herein gekommen, und was wohl die Mutter mache und das liebe Lisele. So konnte sie denn von einem zum andern fliegen, und jeden genau besehen, ohne daß sie bemerkt wurde. Endlich aber sah sie der jüngste, und er rief: „Wie kommt denn diese Fliege herein? Jagt sie hinaus!“ Und nun machten sie Alle Jagd auf die arme Fliege; diese flog hin und her, auf und ab, in voller Angst, erschlagen zu werden, bis sie endlich ganz müd und matt an der Wand hinab fiel in ein Eck, wo man

sie

sie nicht mehr bemerkte. Als sie wieder zu sich gekommen, so stand sie wieder in ihrer wahren Gestalt da, wie sie leibte und lebte; und sie fürchtete und schämte sich, unter so vielen Junkern allein da zu seyn. Diese aber, als sie kaum das Mädle erblickten, riefen wie aus Einem Munde: Sieh da! Schwester Liesele! Ja, wie kommst denn du hieher, liebs Schwesterle? Sey willkommen, Herzensliesele!" Und sie küßten und drückten sie, daß sie sich faß ihrer erwehren mußte. Dann führten sie dieselbe zum Tische; dann mußte sie ihnen sagen, wie's zu Hause zugehe, und ob die Mutter noch auf sie zürne; dann erzählten sie, wie es ihnen ergangen; dan baten sie, sie möchte, wie sie es einst mit ihnen als Raben gethan, das Küchle vertheilen und mit ihnen essen. Das geschah denn auch; und es schmeckte ihnen über die Maßen gut. Während sie nun so fein friedlich und geschwisterlich mit einander aßen, bemerkten sie nicht, daß der Krystallberg sich plötzlich in einen großen Pallast verwandelt habe, mit hohen Fenstern, Thoren und Thüren, und daß sie in einem prächtigen Speisesaal saßen, aus dem man eine schöne Aussicht hatte an zwei wohlangebaute Berge und längs einem fruchtbaren Thale hin. Leute kamen von allen Seiten herbei, und guckten in den Saal, und verwunderten sich über den Pallast, und über die schö-

nen Kinder, die also in Eintracht zusammen wohnten und aßen und fröhlichen Muthes waren.

„Was ist denn aber aus den Eltern geworden?“ fragte Fritz neugierig, nachdem die Großmutter eine Pause gemacht. Diese sagte: „Um das haben auch die neugierigen Kinder ihre Mutter gefragt. Weißt du aber, was die Mutter gesagt hat? . . So eben, hat sie gesagt, hab' ich euch das noch erzählen wollen; es kann aber auch ein anderes Mal geschehen.“

* * *

Die Reihe kam wieder an den Großvater, und er begann, wie folgt:

Ein Bauer hatte einen großen Garten voll schöner Blumen und Früchte, und auf allen Bäumen sangen gar lieblich Vögelein aller Art. Aber der Mann war ein plumper Geselle von einfältigem Verstande und eigennützigem Gemüthe. Eines Tags sah er auf einem Baume ein Vögelein von seltsamer Art, das eine wunderschöne Stimme hatte, und allerlei Weisen sang. Das gedachte er zu fangen, und er legte ihm Schlingen, und fing es. Da begann der Vogel zu sprechen, und sagte: Was willst du von mir, und was hoffest du, daß ich dir nütze? Der Bauer sagte: Du sollst mir singen im Käfig.

Der Vogel: Das will ich nicht, sondern ich werde schweigen. Der Bauer: So werd' ich dich würgen und essen. Der Vogel: Du magst mich sieden oder braten, so hast du an mir nur ein winziges Bißlein. Wenn du mich aber wieder fliegen lässest, so will ich dir sehr zu Nutzen seyn; denn ich werde dir drei weise Lehren geben, die feiner klingen, als der schönste Gesang, und so viel werth sind, als der größte Schatz. Das gefiel dem Bauern, und er ließ den Vogel wieder frei. Da sprach das Vögelein: „Zum ersten, glaub' nicht alles, was man dir sagt; zum andern, behalte, was du hast; zum dritten, bekümmere dich nicht um das, was du verlierst. Nach diesen Worten flog das Vögelein auf einen Baum, und fing da an mit heller Stimme zu singen und zu sagen: Dem Himmel sey Dank! Dieses Bauern Sinne sind so verdunkelt, daß seine Augen nicht gesehen haben, noch seine Hände gegriffen, noch seine Vernunft gemerkt den kostbaren Edelstein in meinem Leib, der wohl zwei Loth schwer ist. Er wäre damit sehr reich geworden, aber ich hätte mein armes Leben lassen müssen." Als das der Bauer hörte, ward er sehr betrübt in seinem Gemüthe, und er sprach weinend und klagend: Weh mir Armen, daß ich den betrüglichen Worten dieses falschen, bösen Vogels geglaubt habe! Da sprach der Vogel: „O

du Thor! warum betrübst du dich in deinem Herzen? Und warum vergissest du die Lehren, die ich dir gegeben habe? Zum ersten, du sollst nicht alles glauben, was man dir sagt. Wie aber könnte es möglich seyn, daß ich einen Stein, zwei Loth schwer, in mir trage, da ich doch selbst kaum ein Quentlein wäge? Zum andern, wenn das auch wahr gewesen wäre, warum hast du nicht behalten, was du gehabt? Zum dritten endlich, da du das verloren hättest, so solltest du das vergessen und aus dem Gemüthe schlagen." Damit flog der Vogel fort in den Wald, und der Bauer sah sich verspottet und verlacht. — Diese Fabel lehrt, daß ein unverständiger Mensch, wenn man ihm auch das Glück in die Hand legte, und die Weisheit in den Mund, doch um nichts reicher und klüger würde.

* * *

Der Großvater bemerkte sogleich: „Die Volksweisheit, wie sie sich in dergleichen Fabeln und in den meisten Sprüchwörtern kund gibt, hat ein doppeltes Gesicht, gleich dem Janus-Kopfe. Das Eine wendet sich nach der Seite des Sittlichen, das andere nach dem Klugen. Aus jenem Mund vernehmen wir, was gut und böse ist, aus diesem, was nützlich und schädlich ist. Und so lassen sich denn

jene drei Sprüche, welche das kluge Vögelein in der erzählten Fabel vorbringt, in einer andern Beziehung geradezu umkehren, so daß sie also lauten müßten: Glaube alles, was man dir sagt — Behalte nicht, was du hast — Bekümmere dich um das, was du verlierst. — Du begreifest doch das, Karl?"

„Allerdings, erwiederte dieser. Das sagt uns ja schon die Vernunft und der Katechismus. Unsern lieben Eltern z. B. werden wir wohl alles glauben dürfen, was sie uns sagen; und den Armen sollen wir gern mittheilen, was wir im Ueberflusse besitzen; und, wenn der Mensch seine Ehre verliert, so soll er sich doch wohl darum bekümmern, wie er dieselbe wieder gewinnen könne."

Nach einer Pause, während sie sich nochmal geräuspert, nahm wieder die Großmutter das Wort, und erzählte:

Als die Küchle gebachen waren, sagte die Mutter: „Jetzt mache sich vorerst jedes von euch an seine Arbeit. Es geht ein Sprüchwort: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Und ein anderes: Hunger ist der beste Koch." — Sobald nun die Arbeit gethan war, gab die Mutter einem jeden Kind' sein Küchle, und sie sagte: Schmeckts? Gott g'segn' es! Nun wißt ihr, wie's Leuten ist, die vorerst arbeiten, und dann essen. Das sollten eben der

Junker erfahren, und das Fräule, die weder Gottes Gabe noch Gottes Werk zu schätzen wußten.

Mit der armen Hütte, die unten im Thale gelegen zwischen den zwei Schlössern, und mit der armen Frau, die drinn gewohnt, hatte es eine wunderliche Beschaffenheit; und die Nachbauren umher wußten unglaubliche Dinge davon zu erzählen. Leute, die unter Lichtzeit von Ungefähr an der Hütte vorbei gekommen, wollten bemerkt haben, daß die Alte statt Werg lauter Gold spann und Seide, und die Lumpen, in welche sie sonst gekleidet schien, waren lauter kostbare Stoffe, und alles glänzte in ihrem Stüble von Gold und Edelstein. Auch erzählten viele, daß seit undenklichen Zeiten kein Glück oder Unglück in der Gegend geschehen, wo nicht die Alte ihre Hände im Spiel gehabt hätte. Daher sagten die Bösen unter ihnen, daß sie eine Hexe, aber die Guten, daß sie eine Fee gewesen. Wunderbar war es, daß an demselben Tag und in derselben Stund, wo die beiden Schlösser versunken, auch die Hütte plötzlich verschwunden ist; und es hat sich an der Stelle ein schmutzig grauer Bühel erhoben, auf dem kein Kräutle und kein Grösle wuchs; und die ganze Gegend ist verändert worden, daß man sie nicht mehr erkennen konnte. — Wie aber der Junker und das Fräule gerettet wurden, das weiß niemand zu sagen;

sie wußten es selbst nicht; ihr Schrecken war zu groß gewesen, als die Schlösser über ihnen einstürzten. Nur so viel erinnerten sie sich, daß sie plötzlich in einer fremden Gegend gestanden, und daß eine Bäuerin aus dem nächsten Dorfe sie auf der Straße gefunden, und in ihr Haus gebracht habe. Diese hat sie nun in Gottesfurcht und bei Arbeit auferzogen; und als sie groß geworden, hat sie ihnen ihr Bauerngütle übergeben, und sie sind Mann und Weib geworden, und haben sieben Kinder bekommen, sechs Buben und das Lisele, wie ihr schon wißt. — Errathet ihr nun endlich, wer das arme Mütterle in der Hütte im Thal gewesen? Sicherlich ist sie eine Fee gewesen, und dieselbe, welche die ganze Geschichte, wie ihr sie gehört, angestiftet hat zum Schrecken der Gottlosen und zum Segen der Frommen. Nun könnt ihr auch das begreifen, was darauf gefolgt ist. In demselben Augenblick, als die sechs Brüder mit ihrem Schwesterle das Küchle aßen in Lieb und Eintracht, da kamen Vater und Mutter in einer Kutsche gefahren zum Pallast heran. Dieser stand auf demselben Platz, wo die Hütte der armen Frau gelegen war, und wo sich der schmutzig graue Bühel erhoben hatte. Nachdem sie in den Saal getreten, o! was war da ein Küssen und Drücken und Umarmen, und ein Fragen, und ein Erzählen, und ein Weinen

vor Freuden! Die Fee hatte den Eltern alles kund gethan, und daß nun der Zauber gelöset, und ihre Kinder gerettet seyen. Und es erscholl alsogleich der Ruf ins ganze Land; und Kaiser und Könige und Fürsten und Grafen kamen herbei; und die Eltern erhielten die väterlichen Güter wieder, und die Kinder lebten in Freude und Eintracht beisammen, bis sie sich vermählten. Die Junker bekamen lauter schöne, edle Frauen aus fürstlichen und gräflichen Familien. Liſele iſt aber eine Königin geworden.

* * *

Es war unter dieſen Erzählungen ſpät geworden. Die Sonne ſenkte ſich ſchon hinter die Berge; die Luft fing an, kühl zu wehen; man drängte zum Aufbruch. Für die Großeltern, Mutter und Tante hatte der Vater einen Wagen beſtellt, der ſie zurück bringen ſollte. Die Uebrigen traten den Rückweg zu Fuß an.

V.

Das Hirtenbüblein. — Marianne. — Die Christgeschenke. — Röschen.

Es fiel wieder nebelige, naßkalte Witterung ein. Die Kinder zeigten sich Morgens etwas träge, verdrossen. Man fühlte sich verlegen, sie auf eine angenehme und nützliche Weise zu unterhalten. Da hatte der Vater einen Einfall, und er sagte: „Heute wäre so ganz der Tag, um mit Mährchen und ähnlichen Erzählungen uns zu unterhalten. Da nun aber wir Größern zum Theil schon das Unserige geleistet, so kommt es wohl nun an euch, ihr Kleinern, daß ihr dasselbe versuchet. Es ist also zu erwarten, daß Großvater und Großmutter und wir übrigen heute Abends mit ähnlichen Geschichten von euch unterhalten werden, wie bereits von uns euch zu Liebe geschehen ist.

Die Kinder machten große Augen bei dieser Erklärung des Vaters, und der Fritz sagte: „Ich weiß nichts, gar nichts.“ Darauf versetzte der Vater: „Wenn man nichts weiß, so muß man lernen, und sich an Leute wenden, die etwas wissen.“ Das verstand Fritz, und mit ihm auch die andern. Und der Knabe wandte sich sogleich an den Onkel, und sagte: „Bitte, Onkel! erzähle mir was, damit ich auch was zu erzählen habe.“ Der Onkel sagte es ihm zu.

Die Absicht des Vaters war, den Kindern eine nützliche Beschäftigung zu geben, ohne daß sie eben als eigentliche Schulaufgabe erscheinen sollte. Er war der Meinung, man sollte den Geist auch nicht eine Woche, einen Tag ganz brach liegen lassen, sondern immer dessen Anbau besorgen, bloß mit Abwechselung der Saat, und in rechter Folge derselben.

Die Knaben wandten sich also zu guter Stunde an den Onkel, die Mädchen an die Tante. Denn die Mutter, an die sich sonst Malchen am liebsten anschloß, besonders auch in Hausangelegenheiten, hatte in der Küche, überall viel zu thun; deßgleichen am Schreibtische der Vater, den sonst Karl, zumal in Schulsachen, gern zu Rath und zu Hülfe zog.

Für Fritz hatte der Onkel eine kleine Geschichte ausgesonnen, die er ihm vorerzählte, und sie dann so lange wiederholen ließ, bis der Knabe sie wörtlich auswendig wußte. Karln machte er die Arbeit nicht so leicht; er gab ihm wohl einen Gedanken zu einem Mährchen, das er aber selbst weiter ausſinnen und schriftlich ausführen sollte. Ungefähr auf dieselbe Art verfuhr die Tante mit den Mädchen. Sie hatte als Gouvernante in einer guten Familie, deren Töchter sie zu lehren und zu leiten hatte, Gelegenheit genug gehabt, über die verschiedenen Methoden nachzudenken und sie anzuwenden, um zum Verſtande und zum Gemüthe der Kinder Eingang zu finden, und ihnen das Wahre und Gute vorzuhalten in den naturgemäßesten Formen.

Abends, nach Tisch, erklärten die Kinder, daß sie im Stande seyen, ihre Erzählungen vorzutragen. Fritz wollte der erste seyn, der seine Geschichte vortrage; und man gestattete es. Er begann:

* * *

Ein Hirtenbüblein war wegen seiner klugen Einfälle und witzigen Antworten weit und breit bekannt. Von ihm hörte auch eines Tages der

Bischof; der ließ ihn sogleich zu sich kommen, um zu erfahren, ob die Leute wahr geredet. Der Knabe erschien vor dem geistlichen Herrn, das Käpplein in der Hand, züchtig in Gebärden und freundlich von Antlitz. Da sagte der Bischof: er habe von ihm gehört, daß er ein kluger Knabe sey, und er wolle ihm nun zur Probe drei Fragen vorlegen, und wenn er sie gut beantworte, so solle er für jede Antwort einen Goldgulden erhalten. Das war dem Büblein recht. Der Bischof sprach: „Zum ersten sag' mir, wie viel Sterne sind am Himmel?" Das Büblein verlangte Dinte, Feder und Papier; denn er hatte fein schreiben und lesen und rechnen gelernt, und Religion obendrein. Dann machte er auf das Papier so viel Tüpflein, als er vermochte, und zeigte drauf das Papier dem Bischof, und sagte: So viele Sterne sind's, und nicht mehr. Der Bischof sagte: Wer wird diese Tüpflein alle zählen? Das Büblein antwortete: Der Sterne sind eben auch unzählige. Mit dieser Antwort war der Bischof zufrieden, und er gab ihm einen Goldgulden. — Drauf fuhr er fort: Zum zweiten sag' mir: wie viel Tropfen sind im Meer? Das Büblein nahm wiederum einen Bogen Papier, und schrieb Zahl an Zahl, so weit das Papier reichte. Das gab er dem Bischof hin,

und nahm einen andern Bogen, und schrieb wiederum fort. Der Bischof sagte: Wenn du so fort schreibst, so kommen wir an kein Ende. Das Büblein antwortete: Und wenn die Quellen und die Flüsse es so forttreiben, so kommen wir mit dem Zählen der Tropfen auch an kein Ende. Wollt Ihr aber machen, daß alle Quellen versiegen und alle Flüsse vertrocknen, so will ich's sagen, wie viel Tropfen das Meer hat; anders nicht. Mit dieser Antwort war der Bischof wiederum zufrieden, und er gab ihm einen zweiten Goldgulden. — Drauf legte er ihm die dritte Frage vor: Wie viel Blätter gibt's auf allen Bäumen, die in der Welt sind? Aber das mußt du mir im Kopf ausrechnen, anders gilt's nicht. Das Büblein war nicht verlegen, sondern sagte: Wenn ihr alle Blätter, die im Herbst abfallen, wollt abziehen von denen, die im Frühjahr darauf wachsen, so wißt ihr's ganz genau. Der Bischof sagte: Da bleiben ja keine übrig. Ja, sagte das Büblein, es sind auch keine Blätter auf den Bäumen im Winter. Der Bischof mußte lachen, und gab ihm den dritten Goldgulden. — Das Hirtenbüblein bedankte sich. Dann sagte er: Herr Bischof, erlaubt mir nun noch, daß ich an Euch auch eine Frage stellen darf. Der Bischof erlaubte es ihm, und war begierig zu hören. Das Büblein sagte: Worin gleichen

wir beide einander, und worin unterscheiden wir uns? Das errieth der Bischof nicht. Da sagte das Büblein: Im Katechismus steht, daß Ihr ein Hirt seyd, und Schafe zu hüten habt; darin sind wir einander gleich. Wir sind aber darin von einander unterschieden, daß Ihr ein Oberhirt seyd, und Reichthum und Ehre besitzt, und ich bin ein ganz armer Hirtenbube, und habe von beiden nichts. Darum, so bitte ich Euch, nehmet mich in Eure Dienste, und gebt mir Nahrung und Kleidung, und tragt Obsorge für mich. Das that denn auch der Bischof; und aus dem armen Hirtenbüblein wurde später ein angesehener und hochstudirter Mann.

* * *

Nachdem Frik seine Erzählung geendigt, wurde Minchen aufgefordert, ihre Geschichte vorzutragen. Sie begann, nicht ohne Schüchternheit:

Es wallten jeden Morgen zum Schlosse der Edelfrau eine Menge armer Leute hinauf, jedes Alters und Geschlechts, um in der theuren Zeit das Stücklein Brod zu holen, das die mildthätige Frau auf dem Söller austheilte. Unter den vielen Armen, die da hinauf zogen, war auch ein Mädchen, Namens Marianne, die weder Vater noch Mutter

mehr hatte. Bescheiden stand sie jederzeit in der Reihe derer, die um Almosen baten, und drängte sich nicht vor; ältern Leuten ließ sie den Vortritt, und zankte nicht mit den Kindern, die sie bei Seite schoben und zurückdrängten. So war sie denn meistens die letzte, welche das Almosen bekam; und sie küßte jedes Mal der gnädigen Frau dankbar die Hand für die erhaltene Gabe, die wohl auch meistens reichlicher ausfiel, als bei den andern. Zuletzt fiel die Bescheidenheit und die Dankbarkeit des Kindes der Edelfrau auf, und sie wollte das Mädchen einer besondern Prüfung aussetzen, um zu erfahren, ob nicht etwa Heuchelei und Eigennutz ihr Benehmen leite. Des andern Tages nun, als Marianne, wie gewöhnlich, die letzte zum Almosen kam, sagte die Edelfrau: Liebes Kind, es thut mir leid, daß ich dir nichts mehr geben kann; es ist alles schon weggegeben. Marianne ward roth zwar traurig, aber sie küßte dessen ungeachtet der Frau die Hand, als hätte sie etwas empfangen. Dasselbe geschah denn auch so am folgenden Tage; und auch am dritten erklärte die Edelfrau, sie hätte nichts mehr; und Marianne küßte ihr, wie jedes Mal, die Hand, und ging ruhig ihres Weges. Zu leben hatte das Mädchen diese Tage doch, das mögt ihr denken; denn die Edelfrau schickte insgeheim täglich Brod und

andere Speise ins Haus derer, welche Mariannens Pflegeltern waren. Als nun aber Marianne zum dritten Male mit leeren Händen davon ging, dankbar und ruhig, da rief sie die Edelfrau zurück, und sagte: Es gefällt mir an dir, gutes Kind, daß du ohne Murren davon gehst, und ohne Klagen wieder kommst, obgleich du zu dreien Malen nichts erhalten hast; aber nun sage mir, warum küssest du mir auch jedes Mal die Hand? Da antwortete Marianne: Gnädige Frau, das habe ich deßwegen gethan: zum ersten Mal habe ich gedacht: Du hast schon vieles Gute von der gnädigen Frau erhalten; dafür mußt du jetzt noch dankbar seyn. Zum zweiten Mal habe ich gedacht: Du wirst doch wieder Gutes von ihr erhalten; dafür mußt du jetzt schon dankbar seyn. Zum dritten Male habe ich gedacht: Und erhältst du auch selbst nichts Gutes, so erhalten es doch andere; auch dafür mußt du der guten, mildthätigen Frau dankbar seyn.“ Da küßte die Edelfrau Mariannen zärtlich, und sagte: Du bist ein frommes, liebes Mädchen; und so will ich denn Gottes Verheißung an dir wahr machen, die an alle Kinder geschehen, die eines frommen Sinnes sind, daß es ihnen werde wohl ergehen auf Erden. Willst du meine Tochter seyn?“ Marianne fiel der Edelfrau weinend in die Arme, und von der Zeit an wurde

sie

sie an Kindes Statt gehalten, und in christlichem Wandel und in adeligen Sitten auferzogen.

* * *

Die Reihe kam nun, dem Alter nach, an Karl, der, seines Stoffes mächtig und seiner Kraft sich bewußt, ohne Anstand und Verlegenheit seine Erzählung vortrug.

In dem Hause des Hofkammerraths wohnte seit einigen Monaten im abgelegenen Hintergebäude ein alter Mann von seltsamem Aussehen und wunderlichen Sitten. Er nannte sich Albertus und gab sich für einen Mechanikus aus; allgemein galt er aber unter den Leuten als ein Zauberer, der die Kunst verstände, Maschinen und Gefäße zu bilden, vermittelst deren sogar des Menschen geheimste Gedanken und Empfindungen verrathen würden. Indessen konnten sich nur sehr wenige rühmen, daß sie seine Werkstätte betreten und gesehen hätten, und niemanden gelang es, irgend ein Kunstwerk von ihm auch um die höchsten gebotenen Preise zu erhalten. Er selbst lebte ganz einsam, und schien überhaupt ein Menschenfeind zu seyn; nur die Kinder liebte er, und sah sie gern um sich, und darum zog er gern in Häuser, wo sich kleine Knaben und Mädchen befanden;

nach einem Jahre aber verließ er jederzeit das Haus wieder, und zog in ein anderes in der Stadt.

Der Hofkammerrath hatte drei Kinder, Theodor, einen Knaben von sieben Jahren, Lorchen, ein Mädchen von fünf Jahren, und Hugo, der vier Jahre alt war. Anfangs fürchteten die Kinder den alten Mann mit dem finstern Gesicht und dem seltsamen Anzug, und sie gingen ihm überall aus dem Weg; bald aber, als er ihnen ein und das andere Spielzeug schenkte, und überaus freundlich mit ihnen sprach, faßten sie allmählich Zutrauen, und besuchten ihn zuletzt wohl gar in seiner Werkstätte, wohin er sie eingeladen hatte. Da gab's denn gar vielerlei zu sehen und zu versuchen. Theodor ergötzte sich besonders an einer Maschine, welche die Welt darstellte, die Sonne, den Mond, die Erde und die andern Planeten, wie sie sich in regelmäßigen Kreisen bewegten; es war bei Fragens von seiner Seite kein Ende. Lorchen stund vorzüglich gern vor einer Landschaft, auf welcher Lämmer weideten, so natürlich, als ob sie lebten, und ein Hirte blies von Zeit zu Zeit ein Stücklein. Hugo aber hielt sich vor allem an den Tisch, worauf Soldaten auf- und abmarschirten, einen Trommler an der Spitze, und wie sie die Gewehre luden, und abfeuerten, daß es krachte. So unterhielten sich die

Kinder stundenlang in der Werkstätte des Alten, und dieser ermahnte sie fleißig zur Zucht, Ordnung und Frömmigkeit; und so oft sie kamen und zu ihm hinzu traten, hielt er ihnen einen Spiegel vor; und als ob er darin ihre Gedanken und Handlungen leibhaftig gewahrte, nickte er dem Einen freundlichen Beifall zu, und schüttelte bei dem andern bedenklich den Kopf, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan oder gedacht während des Tages.

Nun erschienen die Weihnachten, und der alte Herr hatte den Kindern versprochen, das Christkindlein werde auch bei ihm jedem von ihnen etwas bescheren. Darüber freuten sie sich über die Maßen. Am Vorabende des heiligen Christfestes, nachdem die Kinder bereits von ihren Eltern beschenkt worden, holte er sie selbst ab, und führte sie in seine abgelegene Wohnung. Die große Stube war gar schön beleuchtet; in der Mitte stand ein großer Tisch mit dem funkelnden Christbaum, in dessen Zweigen Vöglein sangen, und helleuchtende Insecten umher schwirrten. Auf demselben lagen auch die Geschenke, die jedem Kinde bestimmt waren. Bevor der Alte sie jedoch vertheilte, sprach er: „Diese schönen Sachen, die ich euch geben will, sind kostbare Christgeschenke von ganz besonderer Art, wie sie nirgends zu haben sind. Diese Blume hier, wenn man in

ihren Kelch schaut, entfaltet so schöne und mannichfaltige Farben, daß man nicht genug daran sehen kann. Diese Frucht hier, bringt man sie an den Mund, gibt solchen Wohlgeschmack, wie keine Frucht in der Welt sie zu geben vermag. Dieser Vogel endlich, wenn man das Ohr hinneigt, singt einen so schönen, lieblichen Gesang und in so mannichfaltigen Weisen, daß aller Vögel Töne dagegen nichts sind, und alle vor ihm verstummen müssen. Allein — fuhr er fort — diese schönen Gestalten, dieser Wohlgeschmack und diesen Gesang vernimmt und genießt nur derjenige, dessen Herz rein ist von Neid, von Lüge und von Zornmuth. Ein Kind aber, welches Unwahres redet, das den Andern beneidet und mit dem Seinigen geizet, das sich des Ungehorsams schuldig macht und Unmuth zeigt gegen seine Eltern und Geschwister, ein solches böses Kind verdient nicht diese Christgeschenke, und genießt nicht die geheimen Wundergaben, die darin verborgen sind."

Also sprach Albertus; und nun wies er jedem Kinde sein Geschenk zu; dem Theodor die Blume, dem Lorchen die Frucht, und dem kleinen Hugo den Vogel. Zuerst trat Theodor zur Blume, und sah hinein; aber mit einem Angstgeschrei fuhr er zurück, und schrie: Eine Kröte! eine Kröte! — Lorchen nahm hierauf die Frucht in den Mund;

aber sie verzog gewaltig das Gesicht und sprudelte, als wenn sie Galle geleckt hätte. Zuletzt wagte es auch Hugo, und hielt sein Ohr dem Vogel hin; dieser aber that einen so widerlichen Schrei, daß dem Knaben das Ohr gellte, und er wie unsinnig zurück sprang. Die Kinder standen ganz verdutzt, und sahen den Mann mit verdrießlicher Miene an, als einen, der sie habe verspotten wollen. Dieser aber sprach mit ruhiger, ernster Stimme: „Kinder, es muß schlimm in eurem Herzen aussehen, daß diese Gottes-Gaben in Strafen sich euch verwandeln. Gestehe mir aufrichtig, Theodor, hast du dich nicht des Neides schuldig gemacht? Die Kröte, die du in der Blume gesehen, sie ist in deinem Herzen." Theodor gestand es, daß er noch erst bei der Vertheilung der Christgeschenke der Eltern diese böse Empfindung gehabt habe. „Und du, Lorchen, gesteh'! hast du dir nicht heute noch eine Unwahrheit oder Lüge erlaubt? Der Gallengeschmack, den du an der Frucht gekostet, er kam aus deinem falschen Herzen." Lorchen ward roth, und gestand, daß sie erst noch heute eine Unwahrheit gesagt habe. Endlich wandte sich der Alte an Hugo, und fragte ihn: „Und du?" Hugo sagte sogleich: Er sey heut sehr böse gewesen, und habe heftig gezürnt. „Der widerliche Schrei des Vogels, den du gehört, sagte Albertus, das

war der Widerhall aus deinem Herzen, das leicht in Zorn und Unmuth entbrennt. — Weil ihr nun aber, fuhr der Mann fort, eure Fehler aufrichtig gestanden habt, und in der guten Meinung, daß ihr euch vorgenommen, eure Unarten zu bessern, so mögt ihr es nochmal versuchen, und die Christgeschenke prüfen; ich hoffe, daß sie euren Sinnen nun besser behagen werden.“

Hugo wagte es zuerst, sein Ohr an den Vogel zu legen — und seine Stimme erklang so lieblich, und wechselte in so vielerlei Weisen, daß es nicht zu beschreiben ist. Dann versuchte auch Lorchen ihre Frucht — und wie sie dieselbe nur an die Lippe brachte, quoll aus ihr ein Wohlgeschmack, der mit nichts zu vergleichen war, und je mehr sie sog, desto süßer schmeckte die Frucht. Endlich unterstand sich auch Theodor in seine Blume zu schauen — und es war ihm, als sähe er in ein belebtes Farbenmeer, wo die einzelnen Wellen wechselweise sich hoben und senkten, und immer zu neuen Gebilden sich wundersam gestalteten. Die Kinder standen wie verzaubert und gebannt, und konnten sich nicht satt schauen und schmecken und hören. Endlich sagte Hugo zu Lorchen: Schwester, wir wollen nun abwechseln; höre du dem Vogel zu, und ich will deine Frucht schmecken. Aber Albertus sagte: „Das geht nicht an; son-

dern das Werk dienet nur, dem es gegeben iſt. Es hat aber ein jedes genug an dem Einen, und es wird keinem je verleiden, ſo oft er es auch erfahren mag. Nur, wie geſagt, nahet euch jedes Mal mit reinem Herzen und ſchuldlos; widrigen Falls wird das Böſe, das euer Herz birgt, euch jederzeit an den Sinnen beſtrafen."

Das merkten — und erfuhren auch die Kinder. Täglich prüften ſie ihre Chriſtgeſchenke; aber ſo oft Theodor Neid gezeigt, ſo ſah er wiederum die ſcheußliche Kröte in ſeiner Blume; ſo oft Lorchen eine Lüge geſagt, ſo ſchmeckte ſie an ihrer Frucht die abſcheuliche Galle; und ſo oft Hugo ſich vom Zorn hat hinreißen laſſen, hörte er, wenn er den Vogel prüfte, ſein gellendes, widerliches Geſchrei. Wollten ſie denn alſo von Tag zu Tag das Vergnügen haben, das ihnen der Alte bereitet, ſo mußten ſie ſich wohl in Acht nehmen vor den Fehlern, die ſie ſonſt ſo leicht begingen. Nach und nach, in wenigen Wochen, gewöhnten ſie ſich dieſelben ganz ab, und Theodor wurde theilnehmend und wohlthätig, Lorchen wahrhaft und aufrichtig, und Hugo ſanftmüthig und gehorſam.

Noch vor Ablauf des Jahrs war Albertus aus dem Hauſe des Hofkammerraths ausgezogen; man wußte nicht, wohin. Die Chriſtgeſchenke ver-

blieben aber den Kindern, und erprobten fortan ihre geheime Kraft. Man weiß aber nicht, wo sie in spätern Zeiten hingekommen. Doch man kann sie auch entbehren; denn jeder Neid, jede Lüge, jeder Zorn bestraft sich meistens von selbst; und Liebe und Wahrhaftigkeit und Sanftmuth und Gehorsam finden ihr Lob und ihren Lohn vor Gott und den Menschen.

* * *

Es wurde nun zuletzt Malchen aufgefordert, ihre Geschichte vorzutragen. Sie erzählte, wie folgt:

Ein Vater hatte drei Töchter, die wuchsen auf, und wurden groß und schön, so daß jedermann seine Freude an ihnen hatte. Einsmals mußte der Vater fort auf Reisen. Da sagte die ältere Tochter: Vater, bringt mir ein schönes Kleid mit. Und die mittlere sagte: Vater, bringt mir einen schönen Schmuck mit. Die jüngste aber, welche Rosa geheißen, schwieg, und verlangte nichts. Da fragte sie der Vater: Und was soll ich denn dir mitbringen, liebe Rosa? Hierauf sagte sie: Lieber Vater, wenn Ihr wollt, so bringt mir eine weiße Rose mit. Der Vater versprach einer jeden, was sie verlangt, mitzubringen, und reisete sodann ab.

Es vergingen viele Wochen, bis er seine Geschäfte abgethan hatte. Nachdem endlich alles verrichtet war, so dachte er an die Rückkehr nach Hause, und an die Geschenke, die er seinen Töchtern mitzubringen versprochen hatte. Er kaufte daher der ältern ein schönes Kleid von Sammt und Seide, und der mittlern einen kostbaren Schmuck von Gold und Edelgestein. Aber eine weiße Rose für seine liebe Rosa konnte er nirgends erfragen und auftreiben; und er hätte doch gern das Doppelte drum gegeben, was Kleid und Schmuck für die beiden andern gekostet.

Da dachte er: Auf dem Heimweg werde ich wohl noch eine weiße Rose auftreiben können; und er fragte auch überall bei allen Menschen nach, ob keine weiße Rose zu haben sey; aber niemand wußte etwas von einer solchen Blume, und viele lachten ihn wohl gar darüber aus. Als er nicht mehr fern von seiner Heimath war, kam er eines Tags durch einen großen dichten Wald, und er war recht traurig, daß er nun seinem Röschen nicht die versprochene weiße Rose mitbringen könnte. Da stand er plötzlich vor einem schönen, großen Garten; und im Garten erhob sich ein großer, schöner Palast; nirgends aber war ein Mensch drinn zu sehen. Er wagte es daher, und ging in den Garten, der offen stand; und wie er

zwischen Blumenbüschen hin und her wandelte, sieh! da bemerkte er einen Busch voll der schönsten weißen Rosen. Sogleich pflückte er die schönste ab, und dachte: wie wird sich Röschen darüber freuen! Aber, indem er nun weg und fort wollte, da trat ihm ein grosser schwarzer Zottelbär in den Weg; der brummte: „Du hast mir die schönste Rose aus dem Garten genommen, dafür will ich dir deine Rose aus dem Hause holen.“ Drauf trollte sich das Thier seitwärts ab, und der Reisende ritt weiter gen Haus zu, indem er bei sich dachte: Mit dem Holen hat's Zeit; zu Hause bin ich Herr.

Als er heimgekommen, so war sein erstes, seinem lieben Röschen die weiße Rose zu reichen. Die hatte große Freude darüber, und sie setzte die Blume sogleich in frisches Wasser, und trug sie in ihr Kämmerlein, um sie sorgsam zu pflegen. Auch die beiden andern Schwestern freuten sich sehr über die reichen Geschenke; und sie legten sogleich Kleid und Schmuck an, und besahen sich im Spiegel, und gingen drauf zu den Nachbarsleuten, um sich sehen zu lassen.

So verginaen mehrere Wochen in vielen Freuden; denn der Vater hatte seinem lieben Röschen nichts gesaat, wie er zur Rose gekommen, um sie nicht zu betrüben. In der neunten Woche aber erschien plötzlich ein

Wagen mit vier Pferden vor dem Hause, mit einem Kammerdiener und zwei reich gekleideten Bedienten. Der Kammerdiener aber hatte einen Brief an den Vater, und einen an Röschen, und viele schöne Geschenke. In dem Briefe an den Vater stand geschrieben: er solle die Tochter ziehen lassen; sonst wäre er sammt seinen Töchtern verloren. In dem Briefe an Röschen hieß es: „Liebes Röschen, komm ja recht bald, sonst verschmachte ich vor Sehnsucht." Röschen sagte: „Das muß gewiß ein lieber Herr seyn, der also schreibt; ich ziehe gern zu ihm, mit Eurem Willen." Der Vater aber sagte: Ein Bär ist er, ein abscheulicher Bär, und ich lasse dich nicht. Darob erschrack Rosa nicht wenig, zumal wie nun der Vater ihr die Geschichte erzählte. Als er ihr nun aber auch den Brief vorlas, und sie die Drohung hörte, die darin stand, so faßte sie sich alsogleich, und sagte: Lieber heirathe ich einen Bären von einem Mann, als daß ihr alle um meinetwillen unglücklich werdet. Drauf hieß sie dem Kammerdiener auf die Nacht alles in Bereitschaft setzen, und fuhr fort, ohne Abschied zu nehmen. Sie weinte freilich bitterlich, aber es konnte einmal nicht anders gemacht werden.

Der Wagen hielt im Wald vor dem Schlosse. Das hatte eine Einrichtung, so reich und schön wie

ein Königspalast; es waren viele Bediente da, und Kammerjungfern für Röschen. An der Tafel gab es gute Speisen und Getränke; man lustwandelte im Garten, und fuhr spazieren durch den grünen Wald. Kurz, man lebte so vergnügt, wie irgendwo in der weiten, schönen Welt. Nur der Herr des Hauses war ein mürrischer, jähzorniger Brummbär, und die Pein und Plage für alle im Schloß. Und ihn sollte nun Röschen als Gemahl lieben! Der machte ihr die Tage recht hart. Wenn sie auch bemüht war, ihm alles recht zu thun, wenn sie ihm freundlich zu essen und zu trinken gab, und ihm schmeichelte und ihn streichelte, so war ihm doch nichts recht gethan. Blieb sie dann eine Weile von ihm weg, oder sprach sie freundlich mit den Leuten, so wurde er gleich zornig, und brummte, und stieß alles über den Haufen, und zertrat die Blumenbeete im Garten, und wälzte sich im Kothe. Ach! wie oft weinte da das arme Röschen im Stillen, und wünschte sich nach Hause! Da machte ihr der Bär wieder bittere Vorwürfe, daß sie wieder fort wolle, daß sie ihn nicht lieb habe, daß sie undankbar gegen ihn sey. Als nun einmal Röschen sich wieder recht vor Gott ausweinte auf ihrem einsamen Zimmer, da kam ihr Trost und wunderbare Kraft vom Himmel, und sie dachte: „Hab ich doch durch mein Unglück das Un-

glück vom Vater und von den Schwestern abgewendet! Und das arme Geschöpf, an das ich nun einmal gebunden bin, es wird doch wohl durch meine Milde milder; und vielleicht mit der Zeit wird alles gut werden.“

Der Bär mochte auch ihren guten Vorsatz und Willen merken, und er wurde von Tag zu Tag zahmer und verfiel immer seltener in seine alten Unarten. Eines Tages, als sie ihn gerade bei guter Laune fand, trug sie ihm den Wunsch vor, den sie schon lange im Herzen gehabt hatte, und bat ihn um die Erlaubniß, ihren Vater und ihre Schwestern besuchen zu dürfen. Nach langem Bitten gab er es zu, und schickte sie im Wagen mit den vier Pferden fort nach ihrer Heimath. Wie groß da die Freude war, besonders bei dem Vater, als er sein liebes Röschen wieder hatte, das läßt sich nicht beschreiben. „Nun darfst du mir nimmer fort,“ sagte der Vater; und Röschen gefiel sich auch so gut im väterlichen Hause, daß sie nicht mehr an das Schloß im Walde dachte, und an ihren Gemahl, den Bären. Nach neun Tagen aber kam Botschaft von ihrem Herrn, mit dem Befehle, daß sie wieder zurückkehren solle, alsogleich. Da sie aber vernahm, daß sonst nichts fehle, so hielt sie es für einen Anfall böser Laune, die wohl wieder vergehe, und blieb.

Nach neun Tagen aber kam wieder eine Botschaft mit der Meldung, daß der Herr krank sey, und mit der Bitte, sie sollte ja bald kommen. Das fiel Röschen schwer auf's Herz; sie wäre auch gleich gegangen, wenn nicht Vater und Schwestern sie zurückgehalten hätten mit Bitten und Vorstellungen. Als nun wieder neun Tage verstrichen waren, da kam neuerdings Botschaft, und die Nachricht, daß der Herr im Sterben liege, und er sehne sich gar sehr nach Röschen, und, wenn er sie nicht bald sehe, so müsse er sterben. Nun ließ sich Röschen nimmer halten; sie fuhr eilig zurück nach dem Schlosse, und ging sogleich zu dem Kranken. Als sie ihn da so liegen sah, ächzend vor Schmerz, und sah, wie er die sterbenden Augen nach ihr wandte, als wollten sie sagen: Wie hast du mir das thun können? mich so verlassen? so vergessen? da traten ihr Thränen in die Augen, und sie schlang ihre Arme um den Kranken, und küßte ihn. — Und, sieh da, in dem Augenblicke hielt sie den schönsten Jüngling in den Armen, der sie nun ebenfalls umarmte und herzlich küßte. — Der Bär, müßt ihr wissen, war ein verwunschener Prinz. Weil er, als Prinz, den Mädchen übel mitgespielt hatte, so wurde er in einen Bären verwandelt, auf so lange, bis ein reines, treues, liebendes Mädchen ihn erlösen würde. Viele

Mädchen hatten die Probe nicht bestanden, und es war ja freilich auch eine schwere Probe! Dafür war nun aber auch Röschen eine vornehme Frau, und lebte nun glücklich mit dem Prinzen viele Jahre lang, bis zu ihrem Tode.

Ihre beiden Schwestern aber sind sitzen geblieben, und haben keinen Mann bekommen.

* * *

Die Großeltern, Vater und Mutter waren zufrieden mit den erzählten Geschichten, so wie auch Onkel und Tante mit dem freien, frischen Vortrag derselben. Fritz gefiel sich sehr, und war voll freudigen Stolzes, wie einer, der zum ersten Mal als öffentlicher Redner aufgetreten, und Lob und Preis davon getragen. Minchen schmiegte sich an den Großvater, dessen Liebling sie war, und erwiederte seinen Kuß mit Wärme und holdseliger Miene. „Und die Mährchen, die ihr beiden andern uns erzählt — sagte der Vater — habt ihr sie selbst gemacht?“ Karl sagte unbedenklich: ja! (denn er gedachte der Mühe, die ihm die Ausführung gekostet), und Malchen, schwach erröthend, sagte nicht: nein! Der Vater mochte es glauben, obwohl er mit Grund vermuthete, daß Onkel und Tante ihren guten Theil, auch

in deren Ausführung genommen. Jede selbstthätige Aeußerung eines Kindes verdient als solche schon Anerkennung, und das Wirken gilt hier so viel als das Werk selbst.

Die Mutter, die Tante und der Onkel versprachen, bei Zeit und Gelegenheit auch ihr Scherflein beizutragen zur gemeinschaftlichen Unterhaltung; und so ward der Tag, der sich so ungünstig angelassen hatte, recht nützlich verbracht und recht angenehm beschlossen.

VI.

Die Ruine Werdenfels. Das Fräulein von Schroffenstein.

Gegen Mittag heiterte ſich das Wetter auf, und man verſprach ſich einen ſchönen Nachmittag. Die Familie beſchloß, die Ruine Werdenfels zu beſuchen, und der Freund verſprach, gleichfalls von der Partie zu ſeyn. Der Weg dahin iſt weniger einladend und befriedigend, als nach den andern Seiten der Gegend; er führt der Loiſach entlang, die überall Spuren der Verſandung und Verwüſtung zurück läßt. — Nach einer halben Stunde langt man an der Schwaige an, welche an dem Fuße des Vorhügels liegt, auf dem die Ruine ſteht. Die Wirthſchaftsgebäude jener Schwaige ſind neu, freundlich, geräumig und bequem. Es ſtößt ein hübſcher Garten an, in deſſen ſchattiger Laube ſich's angenehm ſitzt. Unfern ſtürzt ein kleiner Waſſerfall nieder, deſſen Rauſchen belebt und erquickt, ohne zu ſtören und zu

betäuben. Saftig grüne Wiesen ziehen sich längs des Hügels hinunter. Der Ausblick gegen den majestätischen Süden steht offen. Das Auge fühlt sich durch freundliche Beschränkung angezogen, während ihm zugleich die Freiheit gegeben ist, ins Unendliche auszuschweifen.

Es wurde verabredet, daß die Großeltern in der Schwaige verweilen möchten, indeß die Uebrigen den Hügel hinansteigen und die Ruine besuchen wollten. Auf das Zureden des Vaters ließ sich auch die Mutter bereden, von der Partie zu seyn; er selbst beschloß bei den Großeltern zurück zu bleiben, um ihnen Gesellschaft zu leisten. Die Tante, obgleich sie's verschworen, keinen Berg mehr zu besteigen, mußte doch der zudringlichen Bitte der Mutter nachgeben. „Sie selbst, sagte sie, wolle auch einmal so etwas wagen, damit sie nicht in der Stadt ausgelacht würde, wenn sie bekennen müßte: sie sey im Gebirge gewesen, und hätte keinen Berg bestiegen; — habe sie aber das Wagniß überstanden, so könne sie sich dessen sehr rühmen und überaus groß damit thun.“ Sie traf nur noch Anstalten, daß, nach ihrer Zurückkunft, Erfrischungen für Alle bereit stünden.

Nach einer halben Stunde etwas mühsamen Steigens war man, mit Weibern und Kindern,

oben auf der Terraſſe. Die alten, hohen Mauern ſehen einen verwunderlich an; ſo morſch, daß ein Jahrtauſend an ihnen vorüber gegangen zu ſeyn ſcheint, und doch zugleich ſo feſt, daß man meinen möchte, es könne noch ein Jahrtauſend an ihnen vorübergehen. Indem man ſich nun aber umkehrt, nach der Landſchaft hin: welch ein Anblick! welch eine Ausſicht! Es iſt zwar dieſelbe Gegend, die man immer ſchon geſehen, oft durchwandelt hat; aber von einem höhern Standpunkt aus betrachtet, erſcheint ſie in einem neuen, erhabenern Charakter. Die tiefer liegenden Gegenſtände, zwiſchen denen man ſich umgethan, und die man einzeln beſchaut hat, werden nun näher zuſammengerückt und durch einander mehr verklärt und gehoben, und die höher und ferner liegenden, die Gebirge und Gewäſſer und Wälder, die vordem in anſehnlicher, gleichſam vornehmer Abſonderung erſchienen, ſie zeigen ſich jetzt im Zuſammenhang, und alle, auch die verſchiedenartigſten Gegenſtände geſtalten ſich, wie die Elemente in einer wohlgeordneten Geſellſchaft, zu einem großen, lebendigen Ganzen.

Der Freund übernahm das Geſchäft eines Dolmetſchers, und zeigte und benannte den Neugierigen die verſchiedenen Spitzen des Gebirgszuges, wobei er, mit einiger Selbſtgefälligkeit, die Stel-

len bezeichnete, die er selbst, je von Zeit zu Zeit, bestiegen.

Da kamen die Knaben, die sich unbemerkt entfernt hatten, lärmend zurück: „Vater! Onkel! da drunten ist's schön! noch viel schöner!“ — Es ärgerte beinahe den Freund, daß die Kinder der Ueberraschung, die er bereiten wollte, zuvorgekommen. Er mußte es sich indeß gefallen lassen, daß man ihnen nachfolgte.

Man steigt durch die Mauern und über den Schutt, wie durch ein weites, hohes Grab einer untergegangenen Herrlichkeit. Da leuchtet plötzlich durch eine Maueröffnung eine heitere, mannichfach gestaltete Gegend herein, licht und farbig verklärt, wie in einer camera lucida. Man glaubt sich, wie durch einen Zauberschlag, in eine andere, ferne Landschaft versetzt. Es eröffnet sich hier die Aussicht nach Norden, über Farchent nach Eschenlohe, und in die nach dem ebenen Lande auslaufenden Berge; die Loisach zieht sich schlängelnd, wie ein silberner Faden, durch die Fluren; der Charakter der Gebirge ist sanfter, gedämpfter, als derer gegen Süden; das Auge folgt allmählich, leicht angeregt und überall befriedigt, immer weiter und weiter, und ruhet zuletzt in dem Durchschnitt, den es gewonnen, in voller, ruhiger Betrachtung; — während gen Süden zu die impo

ſante Erſcheinung mit Einem Male hereinbrich den Sinn beinahe betäubend, ſo daß von der Macht der Einen Schönheit die Anmuth des einzelnen Schönen verdeckt und entzogen wird.

Man verweilte noch einige Zeit auf der ſonnigen und luftigen Terraſſe, und vergnügte ſich, im Angeſicht der heitern Landſchaft, in traulichen Geſprächen.

„Dieſe Mauern hier — ſagte der Onkel — ſcheinen auf ein höheres Alter hinzudeuten, als die Ruinen anderer Ritterſchlöſſer.“

„Man iſt auch — erwiederte der Freund — ſo ziemlich der Meinung, daß ſie, wenigſtens der Grundlage nach, römiſchen Urſprungs ſeyen, obwohl freilich die Form des Ausbaus einer ſpätern Zeit und Sitte anzugehören ſcheinen. Ueberhaupt ſchwebt über der Geſchichte der Grafſchaft Werdenfels großes Dunkel. Das gräfliche Geſchlecht ſcheint ſchon ſehr frühe ausgeſtorben zu ſeyn. Das „Landl,“ wie es im Munde des Volkes gewöhnlich heißt, kam ſchon vor undenklichen Zeiten unter den Krummſtab von Freyſing, und ward, als vereinzelter, entfernter Gebietstheil, nach altem Herkommen milde regiert, beſteuert und verwaltet. Daher denn die Geſchichte faſt gänzlich davon ſchweigt, und beinahe keine Ueberlieferung, keine Sage vorhanden iſt.

Nur das Einzige meldet sie uns: in uralten Zeiten hätten sich drei Brüder adeligen Geschlechtes im Thale niedergelassen, und sich da Schlösser erbaut: der eine in Eschenlohe auf jenem Bühel, wo, wie wir so eben vorher gesehen, ein Kirchlein steht; der andere hier zur Stelle, zu Werdenfels; der dritte am Fuße des Wachsenstein, dessen Schloß Schroffenstein geheißen habe.

„Man zeigte uns neulich, als wir in Hammersbach waren, die Stelle, wo das Schloß gestanden haben soll — erinnerte Karl. — Es ist eine geräumige Grube von hohen Bäumen umgeben. Vor mehrern Jahren, sagte der Mann, habe man noch Ueberreste von altem Gemäuer gesehen. Jetzt ist aber keine Spur mehr vorhanden."

„Wunderbare Verwandelung! sagte die Mutter. Da wo ehedem mächtige Geschlechter gehauset in Ehren und Würden, ist nun keine Spur, kein Stein mehr vorhanden; oder es gemahnt nur noch eine unwerthbare Ruine an die alte, verschwundene Herrlichkeit; oder endlich, es hat sich über den Särgen jener Edlen ein unansehnliches Kirchlein erhoben, auf daß die Andacht mindestens sich noch erinnern möge an die, welche da gewesen!"

„An jene ganz einfache Sage nun — fuhr der Freund fort — die uns meldet, es seyen die Schlösser

der drei Brüder in der Richtung erbaut gewesen, daß sie von dannen aus sich gegenseitig sehen mochten, um sich einander zu Schutz und Trutz zu seyn gegen jeden Feind: an diesen örtlichen Umstand mochte sich noch eine andere Sage aus einer spätern Zeit angeschlossen haben, die übrigens nicht so allgemein bekannt ist, wie jene, und darum auch nicht die erforderliche Gewährschaft für sich hat."

„O, erzählen Sie sie doch — sagte Karl; — es ist hier so recht der Platz, Rittergeschichten zu erzählen und zu vernehmen."

* * *

Es lebte vor Zeiten auf seiner Burg zu Eschenlohe ein junger Graf, schön von Gestalt, und von angenehmen, feinen Sitten. Dieser empfand Liebe für die junge und schöne Adelheid von Schrofenstein, die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen Herrn, welche unter der Vormundschaft ihres Oheims stand. Beide hatten sich schon von Kindheit an gekannt; denn die drei edlen Familien des Thals waren von jeher gewohnt, wie Eine Familie zu leben; und als sie daher zur Jungfrau herangewachsen, konnte und wollte sie ihre zärtliche Neigung gegen den jungen Grafen nicht verhehlen. Nun war es aber die Absicht ihres Oheims, sie der-

einſt mit dem mächtigen Grafen von Werdenfels zu vermählen; und dieſer ward um ſo lieber um die ſchöne Adelheid, als er mit ihrer Hand zugleich eine ſtattliche und ihm wohlgelegene Herrſchaft bekommen ſollte. Der Oheim aber, als er die gegenſeitige Neigung der jungen Leute bemerkte, ſuchte ihnen alle Gelegenheit zu benehmen, ſich zu ſehen und zu ſprechen; das Fräulein wurde in ihrer Burg ſtreng bewacht, und auch der junge Graf in allen ſeinen Schritten und Tritten beobachtet, daß er keinen Zutritt fände zu ſeiner Geliebten.“ —

Die Tante ſtand auf, und winkte Malchen. Dieſe ſah auf die Mutter, welche der Tante bedeutete. Jene ſetzte ſich wieder.

„Die Liebe findet überall Auswege, und beſieget alle Hinderniſſe. So geſchah's auch hier. Die beiden Herren, der Schroffenſteiner und der Werdenfelſer, waren große Freunde der Jagd, und liebten dieſes ritterliche Geſchäft über die Maßen. Da ward denn zwiſchen beiden Liebenden die Verabredung getroffen: ſo oft ſie ihr Linnentuch ausſpreitete an der Sonne, ſo ſey dieß ein Zeichen, daß der Oheim auf die Jagd gegangen, und daß ſie ſich frei und frank ſehen und ſprechen könnten. So geſchah es denn auch. Wenn das Linnentuch auf der Terraſſe des Schloſſes erſchien, beleuchtet vom Morgen-

sonnenstrahl, so ließ der Eschenloher alsogleich sein Roß sattlen, und ritt, ohne alle Begleitung, die Loisach hinauf, das Schloß Werdenfels vorüber, zur Burg Schroffenstein; und während die beiden andern Herren etwa im Höllenthal oder auf dem Teufelsgäß den Gemsen nachsetzten, saß er bei der Geliebten im stillen Kämmerlein, von niemand gesehen und belauscht, als dem treuen Burgvogt und der verschwiegenen Zofe."

Die Tante entfernte sich, vorschützend, es sey auf der Terrasse ein schädlicher Luftzug.

„Die Fahrten des Grafen von Eschenlohe nach Schroffenstein konnten jedoch nicht lange unentdeckt bleiben. Die wachsamen Leute des Werdenfelsers gewahrten ihn, wie er dahin zog, und meldeten es sogleich ihrem Herrn. Der berieth sich alsobald mit dem Oheim des Fräuleins, und ihr Entschluß war gefaßt. Sie traten des Morgens ins Gemach des Fräuleins, stellten sie zur Rede über ihr Verhältniß mit dem Eschenloher, das sie nicht läugnen mochte, und der Oheim erklärte, sie müßte sich Augenblicks entschließen, ihre Hand dem Grafen von Werdenfels anzugeloben. Darob erschrack das Fräulein nicht wenig; sie kannte den rauhen Ernst ihres Oheims, und wußte, daß eine Weigerung ihr das Schlimmste zuziehen würde. Sie faßte

ſich jedoch nach einer Weile, und ſagte zum Werdenfelſer: „Wenn's Euch doch nicht anders geliebt, ſo gelobe ich denn, daß ich meine Vermählung auf Eurem Schloſſe feiern werde. Machet daher ſogleich Eure Zurüſtungen, daß binnen heute und acht Tagen das Hochzeitfeſt dort gehalten werden möge.“

Die Tante hatte hinter dem Gemäuer zugehört, und kehrte nun wieder an ihren Platz zurück.

„Wirklich machte ſie nun ſelbſt alle Zubereitungen zur nahen Hochzeit. Sie verlangte vom Werdenfelſer Diener und Pferde; Kleider und Linnen und Koſtbarkeiten wurden gepackt; und eines Morgens, da die beiden Herren wieder in das Gebirg gegangen, dort zu jagen, ließ ſie ſich den Zelter vorführen; und von einem ſtattlichen Gefolge begleitet, zog ſie gen Werdenfels zur Burg, die ihr, als der künftigen Herrin, ohne Anſtand geöffnet wurde. Sie gab ſogleich ihre Befehle, daß alles ſchleunigſt zubereitet werde zur Hochzeit. Alle Diener, der Burgvogt ſelbſt, waren ſofort beſchäftigt in der Küche, im Keller, in den Gemächern; die Aufmerkſamkeit Aller war der Zurüſtung zum Feſte zugewandt. Da, mitten in dieſer Verwirrung, ritt durch die Pforte der Burg, die offen geſtanden, der Eſchenloher herein, mit einem Zug bewehrter Reiſigen. Das Thor, die übrigen Eingänge, die Rüſtkammer,

wurden sogleich besetzt, der Burgvogt in Verwahr gebracht, die Dienerschaft erschreckt und willig gemacht zur Ausführung der gegebenen Befehle. . . Das Fräulein nämlich, muß man wissen, hat durch ein Brieflein den Grafen von Eschenlohe von allem in Kenntniß gesetzt, was ihr widerfahren, und ihm zugleich den Plan mitgetheilt, wie sie der gewaltthätigen Zudringlichkeit durch List entgehen wollte. Daß der Eschenloher nicht säumte und zauderte, kann man sich denken. . . Die Einsegnung des Fräuleins von Schroffenstein mit dem Grafen von Eschenlohe ist noch an jenem Morgen vollzogen worden. Und Nachmittags setzte man sich zum Mahle, wozu der Werdenfelser alles Köstliche schon zum voraus hatte herbei schaffen lassen an Gewürzen und Weinen und anderm leckerhaftem Zeug. Auch Fiedler hatte der Graf schon bestellt, und in seiner Burg untergebracht, so daß es gar lustig zuging bei der Hochzeit des Fräuleins von Schroffenstein mit dem Grafen von Eschenlohe auf der Burg des Werdenfelsers."

„Die Volkssage wahrt doch mindestens die Heiligkeit des Eidschwurs — unterbrach der Onkel; — unsere schlechten Romane wüßten die Treue und Liebe nicht anders zu retten, als durch Treu- und Liebloßigkeit."

„Als die beiden Herren von der Jagd auf dem Wetterſtein zurückgekommen, fanden ſie die Burg Schroffenſtein ganz menſchenleer, und das Thor von Außen verſchloſſen. Landleute erzählten ihnen: daß das Fräulein ſchon früh am Morgen weggeritten ſey mit Dienerſchaft und Gepäcke. Die beiden vermutheten ſogleich eine Entführung, und ſannen ſchon auf Rache gegen den Eſchenlohe. Sie nahten ſich der Burg Werdenfels. Fiedeln und Schalmeien ſchallten ihnen von weitem entgegen. „Was gibt's da oben?“ fragte der Werdenfelſer einen Landmann. „Nun, was ſollt's geben? erwiederte dieſer. Das Fräulein von Schroffenſtein iſt heute Morgens ins Schloß eingeritten, und gleich ſpäter der Graf von Eſchenlohe. Sie halten da oben, wie ich gehört, ihre Hochzeit. Ihr wißt ja doch davon, Herr Graf?“ Der Graf erſtarrte faſt zu Stein ob der Nachricht, und der Wettersteiner fluchte. Sie nahten dem Thore. Man hatte drinnen bereits ihre Ankunft vernommen, und der Graf mit ſeiner Braut eilten herbei, und jener bedeutete ihnen: „daß ſie ſehr willkommen wären, wenn ſie als Hochzeitgäſte kämen, und nichts Arges im Sinne hätten. Dieß müßten ſie aber geloben.“ Darauf nahm die Braut das Wort, und bat ſie mit eindringlichen Worten um Verzeihung

wegen der Liſt, die ſie ausgeübt, wozu ſie aber von ihnen ſelbſt verleitet worden ſey durch Gewalt. — Was ſollten die Männer thun? Von ihren Burgen ausgeſchloſſen, von ihren Leuten verlaſſen, im Bewuſtſeyn, daß ſie in einer unrechten Sache ſich ſelbſt in fremde Liſten ſich verſtrickt hätten, unterdrückten ſie ihren Aerger, und der Werdenfelſer ſagte: „Hol mich der Teufel! ehe ſie mir alle meine Schinken wegfreſſen und meine Weine ausſaufen, ſo will ich doch lieber noch ſelbſt mithalten, und Theil nehmen, ſo weit es reicht.“ Auf ihr gegebenes Wort wurde die Pforte geöffnet; die beiden Männer reichten dem Eſchenloher die Hand, und begleiteten die Braut in das Gemach, wo die Tafel gedeckt war. Adelheid kredenzte ſelbſt ihnen den erſten Becher; der Wein verſcheuchte bald allen Verdruß, auch in dem Herzen des Oheims, und die beiden Herren trugen auch von der Zeit an keinen Groll nach. Der Oheim blieb im Beſitze von Schroffenſtein, ſo lange er lebte. Der Werdenfelſer, ohnehin ſchon bei Jahren, blieb unvermählt, und nach ſeinem Tode fiel Burg und Herrſchaft ſeinem nächſten Verwandten zu, dem Grafen von Eſchenlohe. — So weit die Volksſage.“

* * *

Um die, welche in der Schwaige unten zurückgeblieben waren, nicht zu lange warten zu lassen, schied man, wiewohl ungern, von dem Platze; und man beschloß, ein anderes Mal die Erfrischungen hier oben zu nehmen, um sich dem Genusse der schönen Natur länger hingeben zu können.

Man verweilte bis spät gegen Abend auf dem freundlichen Plätzchen vor der Schwaige; dann trat man den Rückweg an. Die Kinder gingen mit dem Freunde voraus, der ihnen mancherlei zeigen und erklären konnte; die übrigen folgten in kleinern Gruppen.

Unterwegs konnte sich die Tante nicht enthalten, ihrem Unmuthe über die Erzählung des Freundes Luft zu machen. „Es ist doch höchst undelicat, sagte sie, und von einem Manne, der als gebildet gilt, unbegreiflich, wie man in Gegenwart von Kindern so etwas erzählen mag. Es gibt Zustände des Lebens, Verhältnisse der Gesellschaft, Leidenschaften des Gemüthes, welche, abgesehen auch von allem sittlichen Urtheile, jugendlichen Seelen durchaus unbekannt bleiben sollen. Der mindeste Schaden, den die vorzeitige Enthüllung solcher Gemüthszustände anrichtet, ist die Erweckung einer unbestimmten Sehnsucht, welche nun, wie ein irrer und wirrer Traum, in das friedliche, glücklich unwissende Leben

der Kindesseele eintritt und dasselbe trübt und stört. Von dem noch schlimmern Erfolg, der zumal in vergerücktem Jugendalter und bei lebhafterer Phantasie selten ausbleibt, will ich gar nicht Erwähnung thun, daß nämlich die vorzeitig aufgeregte Lust nun blind eifernd dichtet und trachtet, um das so reizend geschilderte Luftgebilde in die Wirklichkeit herabzuziehen und an dessen Genusse sich zu ersättigen."

„Du scheinst mir die Sache zu ernst, zu streng zu nehmen — versetzte der Onkel. — Der kindliche Geist fasset alles auch auf eine kindliche Weise auf, und er denkt nicht von ferne an jene Absichten, Gründe, Zwecke und Folgen, die der Erwachsene, der Lebenserfahrne sich aus dergleichen Geschichten abzieht. Versetzen wir uns nur selbst in Gedanken in unsere Jugend zurück, und entsinnen wir uns, was Erzählungen dieser Art, z. B. von der schönen Magelone, auf unser Gemüth für einen Eindruck gemacht haben. Wir konnten aufrichtig mitempfinden, wir mußten herzlich weinen; aber es war und blieb eben ein Mitgefühl, eine Liebe, wie wir sie gegen Bruder und Schwester empfinden, an deren Schicksal wir großen Theil nehmen. Das kindliche Gemüth ist ein durchaus rein dichterisches; es hält sich an die Form, ohne in die Sache einzugehen. Und darum mag es zwar allerdings nicht passend

seyn, Kindern dergleichen Liebsgeschichten zu erzählen, aus dem einfachen Grunde, weil sie so etwas überhaupt nicht verstehen; aber ärgerlich war jene Geschichte doch auch nicht für die Kinder, aus demselben Grunde, und weil sie doch nur das Aeußerliche, die Begebenheit, die Intrigue wahrzunehmen im Stande seyn mochten. Und freilich, da einmal an Ort und Stelle von Volkssagen die Rede war, so müssen wir jene Erzählung des Freundes auch als passend anerkennen."

„Eifere ich denn überhaupt gegen Liebsgeschichten, oder gegen solche Erzählungen, deren Inhalt Hinneigung des Geschlechtes zum Geschlechte ist? — erwiederte die Tante. — Keineswegs! Liebe ist Liebe, sie mag unter einer Form erscheinen, in welcher sie wolle. Auch bin ich selbst gar wohl überzeugt, daß sie unverdorbenen Kindern sich rein darstelle, nur unter der Form als Liebe zwischen Bruder und Schwester, zumal in den bessern Mährchen, wo sie als heldenmüthige Kraft, als edelmüthige Aufopferung, als anmuthige, wahrhaftige Liebe sich erzeigt. Anders aber verhält es sich mit jenen Liebsgeschichten, wie sie uns in den gewöhnlichen Romanen dargeboten werden, und von welcher Art namentlich auch jene Erzählung des Freundes ist. Hier tritt die Liebe mit ihren Schönheiten und Tugenden

zu-

zurück, und vornan drängt ſich die Intrigue, die Zweizüngigkeit, die Hinterliſt, der Betrug.“

„Es iſt dieß, verſetzte der Onkel, die Liſt der Schwäche gegen die Gewalt, der Kampf des Witzes gegen die Plumpheit und Rohheit, der Sieg der Unſchuld und der Liebe über Eigenſinn und Eigennutz. So haben es gewiß auch die Kinder angeſehen, wenn ſie überhaupt zu einer Anſicht gekommen ſind.“

„Nein! — ſagte die Tante faſt ärgerlich — es iſt doch recht unartig von dir, ſo etwas vertheidigen zu wollen! Das geſchieht nun wieder aus purer Luſt zur Rechthaberei.“

„Es ärgert ſie nur darum — wendete ſich der Onkel zur Mutter, die ſich ihnen angeſchloſſen hatte — weil wieder einmal ein Onkel über das Eis geführt worden iſt, befürchtend, es könnte dieß einer Tante bei Gelegenheit ebenfalls geſchehen. Sie eifert für die Autorität der Onkel und Tanten; und das iſt natürlich und lobenswerth.“

„Ich ſelbſt — erwiederte die Mutter — kann meinen Abſcheu nicht genug ausdrücken gegen jene frivole, wahrhaft unſittliche Manier, wenn in ſo vielen neuen Romanen und Bühnenſtücken das Verhältniß, der Charakter, das Anſehen der Onkel und Tanten verdächtigt und verhöhnt werden. Sie ſind einmal die nächſten, ehrenwertheſten Blutsver-

wandten; ſie ſind die Brüder und Schweſtern der Eltern, die Schützer, Berather und Wohlthäter der Kinder. Ziemt es ſich da wohl, iſt es nicht wahrhaft läſterlich, daß ſie in jenen ſchlechten Schriften als Repräſentanten des Eigennutzes und Eigenſinnes, des Uebermuthes und der Tyrannei dem Hohne und Haſſe bloß geſtellt werden?, Ich habe dieſe Schlechtigkeit von jeher als einen jener Kniffe angeſehen, womit jene Leute jede Autorität, jedes geheiligte Anſehen zu untergraben ſuchen. Sie wagen es zwar nicht, geradezu die höchſten Autoritäten und die ehrwürdigſten Perſönlichkeiten verächtlich und lächerlich zu machen, aber wohl geben ſie dafür Junker und Pfaffen dem Spotte und Haſſe Preis, und Onkel und Tanten, um ihre Bäberei nicht an den Eltern ſelbſt zu üben. Sie erreichen aber damit denſelben Zweck; ſie untergraben Ehrfurcht, Zutrauen, Liebe, Gehorſam, jegliche Tugenden, die die Grundfeſten der Familien, der einzelnen, wie der größern, der Kirche und des Staates, ausmachen."

„Ich möchte dich küſſen, holde Schweſter — ſagte der Onkel — für dieſe deine köſtliche Apologie der Onkel und Tanten, und all der hohen und niedern Sippſchaften, die damit zuſammenhängen. Aber was geht das, ſag' mir, unſere Volksſage an?"

„Ich glaube — antwortete die Mutter — man sollte solche Mißverhältnisse des sittlichen Lebens in Gegenwart der Kinder nicht einmal berühren und nennen, es wäre denn im Zusammenhang, und wo eine höhere, sittlich religiöse Idee alles vermittelt und ausgleicht; z. B. im Vortrag der Geschichte. — Indessen bin ich mit dir einverstanden, daß die Kinder bei Erzählung jener Sage, wie sie gelegentlich und unbefangen vorgetragen werden, durchaus keinen Anstoß gefunden haben. Und darum möchte ich dein Benehmem (fuhr sie fort, zu der Tante sich wendend) mindestens unklug nennen, daß du durch deine plötzliche Entfernung, so viel an dir lag, auf das Verfängliche in der Erzählung aufmerksam gemacht hast. Es gibt Fälle, wo man den Kindern die Gefahr, die ihnen etwa drohen möchte, nicht merken lassen soll; denn indem man sie davon abzuwenden sucht, ruft man gewissermaßen erst recht die Gefahr hervor, weil man ihren Sinn dahin lenket. Vertrauen wir auch etwas, ja das Meiste, auf die Schutzengel, die sie bewachen und leiten und führen."

VII.

Die Erzählung der Tante:

Der böse Fritz oder der Thierquäler.

Man hatte die Verabredung getroffen, den schönen Nachmittag bei dem (sogenannten) Riesbauern zuzubringen. Die Lage dieses Bauernhofes war von dem Onkel, der auf seinen Streifzügen mit den Kindern schon dort gewesen, als eigenthümlich reizend geschildert worden, und der Zugang dahin auf dem freilich etwas weitern Fahrwege ward so befunden, daß er auch den Großeltern, die man doch nicht allein lassen wollte, ohne besondere Beschwerlichkeit offen stände.

Die Carawane langte auch nach einer guten Stunde wohlbehalten auf dem Hügel an. — Eine sonderbare, so recht idyllische Erscheinung trat vor allen den Ankommenden hier entgegen. Vor dem Hause, mitten zwischen den grünen Matten, unter dem schattigen Obdach eines Baumes, saß eine Dame mit ihrem Kinde, an einem Tische, mit Erfrischungen sich erlabend. Unsern

von ihnen lag ein junges Reh, ruhig das Auge, wie es schien, auf seine Herrin gewandt. — Es erregt der Anblick eines, zumal so scheuen und zarten Thieres, das seiner Art nach nur der Natur vertraut, und die Gesellschaft der Menschen flieht, in einer so seltsamen Annäherung und Verbindung eine ganz eigenthümliche, höchst wohlthuende Empfindung. Man erinnert sich dabei fast unwillkürlich an jenen ursprünglichen, überseligen Zustand, wo der Mensch, indem er Gottes Herrschaft über sich anerkannte, die Herrschaft selbst gewann und ausübte über die Natur und alle Geschöpfe. Indem die Angekommenen die Dame begrüßten und Anstalten trafen, um sich bequem niederzulassen, entstand plötzlich Lärm und Verwirrung. Das Reh war entsprungen, aufgescheucht durch den lebhaften Frih, der nun behend ihm nachrannte. Die Gesellschaft war sehr verstimmt. Man bat um Verzeihung. Die Dame begütigte, und bemerkte, daß das Thier auf ihren Ruf, und wenn Ruhe eingetreten, sicher wieder herbeikommen werde. — Karl sollte den Frih zurückholen, der immer noch in vollem Athem nachlief. Als er kam (die Anstrengung und noch mehr das böse Bewußtseyn hatten ihn über und über roth gemacht und sehr erhitzt), fuhr ihn der Vater streng an, und sagte: „Dummer Junge, was hast du denn wieder getrieben?

Fritz wußte, daß, wenn der Vater schalt, die Sache ernst und wichtig war. Es trat ihm eine Thräne ins Auge, und er fand kein Wort zur Begütigung. Aber das Herz hat eine eigene Sprache. Er nahte sich dem Kinde, und überreichte ihm stillschweigend einen Büschel von Feldblumen, den er sich auf dem Herweg gesammelt. Die Dame errieth und erkannte die Zartheit des schönen Knaben, und drückte ihm den Versöhnungskuß auf, den wohl auch der Vater und die Uebrigen als vollgültig annehmen mußten. — Als hierauf die Dame sich entfernen wollte, um das flüchtige Reh herbei zu locken, kam dieses bereits schon entgegen, und lagerte sich wieder, etwas scheu, in einer größern Entfernung zwischen den Matten.

Die Gesellschaft fand bald wieder die vorige Heiterkeit, die durch den unangenehmen Zwischenfall etwas gestört worden; nur die Tante schien von dem Vorfalle stärker und nachtheiliger ergriffen zu seyn, als die übrigen. — Man blickte hierauf in die nächste, in die entfernte Umgegend. Da sah man sich nun, wie mit Einem Male, aus einer großen, unübersehbaren Welt versetzt, mitten in eine friedlich begränzte, häuslich genügsame, freundliche Heimath. Die einsame Bauernhütte, die grünen Matten umher, die Bäume, welche die Aussicht in die Ferne

nehmen und doch wieder gestatten — gleich der Liebe, die zugleich eifert, und nachsieht — es ist hier alles unaussprechlich traut, heimlich und gemüthlich. Die schroffen Gebirge gen Süden sind hier verdeckt; man sieht zunächst nur die grünen Vorgebirge gen Norden, inzwischen die üppigen Fluren des niedern Thales, und genießt die Aussicht zwischen den Bergen entlang, gegen die Hochebene zu, die, wie ein Traum in unser Wachen sich hineinzieht, und die Wirklichkeit noch mehr verschönert und hervorhebt.

Der verdächtige Wind, der sich bald mit seinen Wolken einstellte, mahnte die Gesellschaft, früher aufzubrechen, als es die Absicht gewesen war. Man traf noch zu rechter Zeit zu Hause ein, ohne vom Regen, welcher erfolgte, überrascht zu werden. Der Plan des Tages war zum Theil vereitelt; man war verlegen, wie man den langen Abend angenehm zubringen wollte. Um so willkommener war die Meldung der Tante, daß sie, um der, allen auferlegten Verbindlichkeit zu genügen, eine „Geschichte" in Bereitschaft habe und noch an diesem Abende vorzutragen gedenke. Die Jüngern, wie die Aeltern, vermutheten sogleich — aus dem Benehmen, das die Tante auch auf der Rückkehr gezeigt — es dürfte ihre Geschichte durch das unvorsichtige Betragen

Fritzens veranlaßt worden seyn, und daß sie als eine nachträgliche, übrigens wohlverdiente Strafpredigt gelten möge. Man wollte sie also, freilich mit gemischter Empfindung, doch nicht ungern vernehmen, und man lud sie zur Zeit ein, dieselbe vorzutragen.

Sie erzählte:

* * *

Die Kinder des Herrn von Arnheim waren eines Tags auf Besuch bei der Frau von Fallner, welche sie selbst auf ihr Schloß abgeholt hatte, und wieder zum Vater zurückbrachte. Da wußten sie denn allerlei zu erzählen von dem, was sie während der Zeit gesehen und gethan, und sie wiesen dem Vater die Geschenke, welche ihnen die Frau von Fallner und ihre Kinder gegeben.

Auguſt, der ältere Sohn, sagte: „Wir waren auf dem Schmetterlingsfang; und sehen Sie, Vater, den schönen Todtenkopf*), den Fritz gefangen und mir geschenkt hat.“ Das Thierchen zuckte noch an der Nadel, womit es durchstochen war. „Gib

*) Eine Art Schmetterlinge, die auf dem Rücken die gelblich weiße Zeichnung eines Todtenkopfes haben.

doch her!" sagte der Vater, und er nahm die Nadel heraus und zerdrückte das Thierchen, daß es sogleich todt war. „Ach, sagte August, nun ist der Schmetterling zerquetscht, und hat an der Schöne verloren."

Indessen hatte Ludwig, der zweite Sohn, einen Maikäfer an einem Faden fliegen lassen, und sagte: „Sieh doch, Vater! wie das so lustig fliegt, dieß Vögelein, und hör', wie es summt." Der Vater nahm ihm den Käfer, zog ihm den Faden heraus, und ließ ihn zum Fenster hinausfliegen. „Hast du Freude daran, so was zu sehen und zu hören, sagte der Vater, so geh' nur hinaus ins Freie; da fliegt und summt es zu Hunderten." — Der Knabe war verdutzt; aber, da der Vater seine Kinder gewöhnt hatte, auf das Wort zu gehorchen, so unterdrückte Ludwig den Schmerz über den Verlust des Käfers.

„Hast du vielleicht auch so ein Geschenk erhalten?" — fragte der Vater den kleinen Wilhelm. — Dieser holte ein Schächtelchen herbei, das die Gestalt eines Häuschens hatte. „Mach's nicht auf, Vater, sagte Wilhelm, sonst fliegen sie davon." Es waren Johanniskäferchen darin. „Was willst du denn damit thun?" fragte der Vater. „Ei nun, sagte der Knabe; ich will sie eben drinn haben." „Aber den Thierchen ist die Freiheit lieber, sagte der

Vater; oder laß einmal sehen, ob sie wieder zurückkommen in dein Häuschen, oder ob sie das Freie suchen.“ Er öffnete das Thürchen, stellte das Häuschen ans Fenster (es war aber schon dunkel geworden), und die Käferchen flogen lustig davon. „Ach, sieh doch, sagte Wilhelm, wie sie glänzen, gleich Lichtlein! ach, hätte ich sie doch wieder!“ Er wollte schier zu weinen anfangen.

Indessen kam Lottchen herbei mit einem Käfig; sie schlug die Augen traurig nieder, weil sie erwartete, daß der Vater ihr ein Gleiches thun werde. Sie sagte: „Mir schenkte die Frau von Fallner ihre Nachtigall; denken Sie, lieber Vater, sie singt Tag und Nacht beinahe in Einem fort, und wie schön! Ach, lassen Sie mir doch das liebe Vögelein!“ Der Vater nahm das Thierchen aus dem Käfig, und betrachtete es am Fenster näher, worauf er mit Unmuth den Kopf schüttelte. „Weißt du auch, sagte der Vater, daß ihr die beiden Augen ausgestochen sind?“ Lottchen that einen lauten Schrei. „Böse und habsüchtige Menschen machen es so (fuhr der Vater fort), damit eine Nachtigall ohne Unterlaß fort singe, im Wahne, es sey immer Nacht*); und es ist auch für ein so armes

*) Dieser Vogel heißt darum Nachtigall, d. h. Nachtstimme, weil er nur zur Nacht zu singen pflegt.

Thier kein Tag mehr, sondern nur ewige Nacht! Könntest du, Lottchen, um eines solchen Vergnügens wegen dem lieben Vogel die köstlichen Augen rauben? oder es auch nur zulassen, daß er des Gesichtes beraubt würde?" „O, gewiß nicht, lieber Vater!" sagte Lottchen, und es stand ihr eine Thräne im Auge.

„Da es nun aber einmal geschehen ist, fuhr der Vater fort, und da die arme Nachtigall wegen Blindheit im Freien nicht mehr fortkommen könnte, so liegt uns ob, ihr das Daseyn so leicht und angenehm zu machen, als möglich. Darum behalte sie immer, weil sie dir geschenkt worden. Aber bedenke, daß ihr Leben in deine Hand gelegt ist. Trage also Sorge, daß sie immer ihre Nahrung habe, und der Käfig reinlich erhalten und dem Licht und der Luft ausgesetzt sey."

Lottchen versprach alles; und sie und ihre Geschwister waren froh, daß sie nun ein Thierchen hatten, welches sie hegen und pflegen konnten. —

Fritz, der Sohn der Frau von Fallner, war einer der grausamsten Thierquäler. Das wußte Herr von Arnheim nicht, sonst hätte er gewiß seine Kinder nicht in seine Gesellschaft gelassen. Durch Umgang mit schlimmen Buben im Dorfe hatte er diese böse Neigung sich angewöhnt; so zwar,

daß er kein Thier ungeneckt lassen konnte, und desto mehr Freude hatte, je mehr er ihm Schmerz verursachte. Wenn er in den Maierhof seiner Mutter kam, da jagte er das Geflügel herum, daß die Federn von ihnen flogen, und manche Ente beinahe todt niederfiel vor Angst und Müdigkeit. Ging er über das Feld, so zertrat er alles, was er lebend fand, aus purem Muthwillen. Im Walde störte er die Ameisenhaufen aus einander, daß die armen Thierchen Tage lang zu thun hatten, bis sie den Haufen wieder zusammen schleppten, und sich und ihre Brut in Sicherheit hatten. Wo er ein Vogelnest wußte, da hob er die noch nackten Jungen aus; und da er weder den Willen hatte, noch auch im Stande war, für sie zu sorgen, so starben sie meistens alle vor Hunger und Blöße. Am schlimmsten waren die Hunde daran, die ihm seine Mutter zum Vergnügen hielt; er ersann alle möglichen Possen und Qualen, um sie zu necken und zu martern und sie zu Künsten abzurichten, die gegen ihre Natur waren. Die Frau von Fallner sah ihm meistens nach, und meinte, es sey dieß ein Zeichen eines aufgeweckten Gemüthes. Zwar wenn sie bemerkte, daß er's gar zu arg machte, bat sie ihn oft, er sollte das nicht thun; aber er hielt dann nur einige Zeit inne, um es bald darauf und hinter dem Rücken der Mutter

noch ärger, als zuvor zu machen. An dem Tage, wo August bei ihm auf Besuch war, ließ er seiner bösen Neigung freien Lauf. Einen großen Theil des Tags brachte er mit ihm auf dem Fange von Schmetterlingen und Maikäfern zu. Wenn er einen fing, der ihm nicht besonders gefiel, so riß er ihm die Flügel aus, und warf ihn weg. Anfangs wollte das unserm August, der noch ein unverderbenes Herz hatte, nicht recht gefallen; aber er gewöhnte sich in der Hitze der Unterhaltung allmählich daran, daß er zuletzt selbst mitmachte, und die Thierchen muthwillig verstümmelte und tödtete.

Als daher der Vater ihm den Schmetterling nahm, und ihn lieber tödtete, als daß er ihn noch länger leiden ließ; und als er, bei dem Anblick der gebleuderten Nachtigall, mit so ernstem Tadel, von den gewinnsüchtigen und boshaften Menschen sprach, die sich solche Grausamkeiten gegen Thiere erlaubten: so regte sich sein böses Gewissen, und es ging ihm, wie man zu sagen pflegt, ein Stich ins Herz, als einem, der sich tüchtig getroffen fühlte. Doch konnte er sich noch nicht so recht vorstellen, warum denn der Vater sich gar so sehr der unvernünftigen Thiere annehmen, und die Menschen so strenge tadeln und richten könne, die sich einen Spaß mit ihnen erlauben. — Er ging mit unruhigem Herzen zu Bette. —

Des andern Tags, als die Kinder mit dem Vater das Frühstück einnahmen, sagte Ludwig: „Lieber Vater, erzähle uns doch wieder von dem Capitän — weißt, der die große Seefahrt um die Welt gemacht hat.“

„Das will ich gern, sagte der Vater. Ehe ich aber in der Geschichte fortfahre, muß ich euch von dem traurigen Schicksale eines Schiffes Meldung thun, welches im Sturm, den ich euch letzthin geschildert, verschlagen wurde. Das Schiff scheiterte nämlich an den Klippen einer Insel, und nur wenige aus der Mannschaft retteten sich ans Ufer. Und diese waren noch unglücklicher daran, als die Gefährten, welche ertrunken sind.“

„Die Inselbewohner waren gewiß Menschenfresser, fiel Wilhelm ein, und sie wurden von ihnen getödtet.“

„Das wäre noch eine Wohlthat für sie gewesen, sagte der Vater; es ging ihnen aber noch schlimmer. Es wohnten auf dieser Insel Riesen von fürchterlicher Größe und abscheulicher Gestalt; nach aller Beschreibung waren es keine Menschen, sondern Unthiere. Denn als sie diese Geschöpfe, unsere verunglückten Seefahrer, wahrnahmen, so fielen sie über sie her, banden sie mit Stricken und — soll ich euch die Mar-

tern alle schildern, die sie ihnen anthaten? Dem Einen zogen sie die Haut ab bei lebendigem Leibe; dem andern legten sie ein schweres Felsstück auf die Brust, daß er unter Stöhnen seinen Geist aushauchte; den dritten spießten sie bei lebendigem Leibe, und hatten ihre Freude daran, wie er unter furchtbaren Schmerzen zuckte, und wimmernd verschied." —

„O stille! sagte Lottchen. Das ist doch gar zu gräßlich."

„Kurz, sagte der Vater, sie thaten ihnen ungefähr alle die Qualen an, womit böse Buben arme, unschuldige Thiere aus purem Muthwillen plagen und martern und tödten."

August wurde über und über roth im Gesichte vor Scham; denn er merkte wohl, daß die Erzählung nur erdichtet sey, um die Schändlichkeit des Thierquälens zu zeigen. Das hatte auch der Vater beabsichtet, und es freute ihn, daß die Geschichte auf ihn Eindruck gemacht hat.

„Das ist doch abscheulich, sagte Lottchen, daß Menschen einander so plagen können."

„Abscheulich ist es immer, versetzte der Vater, es mag nun ein Mensch einen Menschen, oder ein anderes lebendiges Geschöpf muthwilliger Weise mar-

tern. Mensch oder Thier — beide haben Leben, und fühlen Wohl und Weh, und sind empfindlich für Freuden und für Schmerzen. Mensch oder Thier beide sind Geschöpfe Gottes, des allgemeinen Vaters im Himmel, der alles erhält und ernährt, was da lebt auf Erden; der da will, daß jedes Geschöpf an dem großen Tische, den er ihnen auf Erden gedeckt, Theil nehme, und in dem großen Garten, den er gepflanzt, frei seines Daseyns sich freue. Mensch oder Thier — um so schlimmer, wenn ein Mensch diesen Willen des himmlischen Vaters nicht ehrt, ihn verhöhnet; wenn er seine Vernunft, seine Macht nur dazu mißbraucht, um Tyrannei zu üben über die unvernünftigen schwächern Mitgeschöpfe; wenn er Freude hat an den Qualen der armen Thiere und an ihren Wehelauten und Zuckungen und an ihrem schmerzhaften Tode! Verdient der noch ein Mensch genannt zu werden? ist er nicht ein Unthier?''

Hier brach der Vater ab, und er hieß die Kinder an ihre Arbeit gehen; welches der beschämte August mit schwerem Herzen that. —

August wurmte es im Herzen; und, wie es zu geschehen pflegt, wenn man ein böses Gewissen hat, er dachte an Entschuldigungen, an Einwürfe und Zweifel, womit das Thierquälen beschönigt werden könnte.

Als die Familie Mittags bei Tiſche ſaß, ſo nahm er daher das Wort, und ſagte: „Ich begreife nicht, lieber Vater, daß Sie die Thiere ſo ſehr, wie die Menſchen, in Schutz nehmen, und ihre Qualen und ihren Tod ſo hoch anſchlagen. Die Thiere ſind uns ja, wie Sie ſelbſt einmal geſagt haben, von Gott in unſere Hände gegeben; wir können uns ihrer bedienen, wie wir wollen; der Menſch iſt der Herr der Natur!"

Der Vater erwiederte: „Was du mir da nachſagſt, iſt zum Theil wahr, zum Theil falſch. Der Menſch iſt allerdings der Herr der Natur; aber nur unter der Bedingung, daß er die Natur gebrauche nach Gottes beſter Abſicht und ſeinem heiligſten Willen. Und ſo ſind uns zwar auch die Thiere in unſere Hände gegeben; aber nur dazu, daß wir ſie gebrauchen, nicht, daß wir ſie mißbrauchen. Wir können und dürfen allerdings von ihnen naturgemäße Dienſte verlangen, aber wir müſſen dann auch für ihren Unterhalt und ihr Leben ſorgen. So z. B. beraubte der Menſch das edle Roß, welches ſonſt lieber in der freien Natur lebt und gedeiht, der Freiheit; er zähmt es, indem er ihm Gebiß anlegt, und lenkt und treibt es, nach ſeinem Belieben, reitend oder fahrend, zum Vergnügen, zur Bequemlichkeit, zur Nothdurft. Auch darf er deſſen Kräfte bis

zum Uebermaß anstrengen, wenn es äußerste Noth thut zu seiner und seiner Mitmenschen Rettung; ja, er darf es mit in die blutige Schlacht und in den gewissen Tod treiben, wenn es höhere Pflicht gebietet, und des Vaterlandes Wohl. Aber es ist unrecht und grausam, auch nur mit Einem muthwilligen Geißelhieb, mit Einem zornigen Spornschlag es zu quälen; es ist grausam und bübisch, das edle Thier um der bloßen Lust willen bis zur Ermüdung, bis zur Stockung des Athems sporenstreichs zu jagen; es ist endlich grausam, dem dürstenden Thier das labende Wasser, dem hungrigen das nöthige Futter vorzuenthalten, dem müden die Ruhe zu mißgönnen und zu stören, ohne Noth. Das alles leuchtet dir doch ein?"

„Ich verstehe Sie, sagte August; und ich möchte ein so edles und nützliches Thier nimmermehr so plagen und schinden, wie es wohl rohe Menschen zu thun pflegen. Aber meinen Zweifel haben Sie doch noch nicht ganz gelöset. Denn, daß es uns erlaubt sey, Thiere zu quälen und zu tödten, das sehen wir ja täglich. Sie selbst, Vater, lesen im Frühjahr die Raupen fleißig vom Baum, und tödten sie. Und neulich, wie uns der Herr Lehrer gesagt hat, ist der Befehl ergangen: es sollte jedermann auf die Maikäfer Jagd machen; und man hat sogar eine Belohnung ausgesetzt für die, welche am meisten

einbringen. Warum sollte man auch Ratten und Mäuse und andere dergleichen schädliche Thiere nicht ausrotten dürfen?"

„Niemand wird das in Abrede stellen, erwiederte der Vater; wir dürfen, wir sollen sogar schädliche Thiere ausrotten; wie die Thiere selbst unter einander, nach Gottes weiser Anordnung, sich bekriegen und tödten, sey's zur Nahrung oder zur Sicherstellung. Wir dürfen sie tödten, sage ich; aber nicht morden. Wir tödten die Mäuse, die Hamster, andere Thiere, weil sie unserm Eigenthum Schaden zufügen; wir tödten junge Katzen und Hunde, wenn wir schon deren mehr als genug haben, und sie uns daher keinen Nutzen bringen; wir tödten Hühner, Gänse, Enten, weil sie uns zur Nahrung dienen; so auch alles, was im Wasser, in der Luft, im Wald, auf dem Felde lebt, weil uns der liebe Gott darauf angewiesen hat, dem wir für alle Gaben dankbar seyn wollen. Aber, wie gesagt! wir dürfen sie nicht morden; es mordet aber derjenige, der aus böser Lust tödtet, ohne Noth und ohne Absicht, ohne einen erlaubten Nutzen daraus zu ziehen oder Schaden abzuwenden. Wer, aus bloßer Lust ein Eichhörnchen vom Baume schießt, ohne sein Fleisch oder Fell gebrauchen zu wollen, der mordet; wer eine Eidechse, die vor ihm aber

den Weg läuft, mit den Füßen zertritt, der mordet; wer auch nur einen Wurm zertritt, weil er eben Freude hat am Zertreten, am Tödten, der mordet. — Und dieß merket: wer einmal Thiere zu quälen und zu tödten gewohnt ist, aus bloßer Lust dazu, der ist oder wird auch ein Menschenquäler. Das ist eine Lehre, deren Wahrheit sich im Leben immer bestätigt. Es verräth immer ein böses Herz und einen tückischen Sinn, dieser blutdürstige Trieb eines Menschen."

August fand sich in seinem Innersten getroffen; und er erinnerte sich sogleich an Fritzen, von dem er gesehen hatte, wie er nur so im Gange durch das Dorf einem Knaben, der ruhig vorbeiging, die Kappe vom Kopf schlug; wie er einem Mädchen, das auf der Bank saß, und strickte, den Knäuel nahm, und im Laufen den Faden auflöste; und wie er einem andern Kinde, das von Lehm ein Häuschen sich baute, das Gebäude mit dem Fuße zertrat, worüber das Kind bitterlich zu weinen anfing. Darum ward er auch im Dorfe allgemein der böse Fritz genannt. — August erschrack über dem Gedanken, daß er schon auf dem Wege sich befunden hatte, welchen böse Buben gehen. —

Nach Tisch ging der Vater, von den Kindern begleitet, in den Garten. Es war ein sonnenheller

Nachmittag; die Vögel sangen in den Zweigen, die Bienen wiegten sich auf den Blumen, alles lebte und regte sich in freudigem Wohlbehagen.

Indem sie durch den Garten gingen, rief Lottchen plötzlich: „Eine Eidechse! eine Eidechse!“ und sprang furchtsam auf die Seite. Die Knaben fragten: wo? und verfolgten das Thierchen mit ihren Augen, und gingen ihm nach. Der Vater sagte zu Lottchen: „Närrisches Mädchen, wer wird sich denn vor einer Eidechse fürchten?“ „Ja, sie ist giftig,“ sagte Lottchen. „Giftig?“ sagte der Vater, es ist das unschuldigste Thierchen von der Welt. Komm, betrachten wir es einmal näher!“

Sie gingen zu den Knaben, welche dem fliehenden Thierchen nachgeeilt waren. „Sieh doch, Vater, sagte Wilhelm, wie das Thierchen so herrlich schimmert im Sonnenschein. Und jetzt läuft's wieder, so geschwind und geschickt durch die hohen Gräser, daß man's kaum mit den Blicken verfolgen kann!“ „Fang's einmal, sagte der Vater, aber thue ihm kein Leid.“ Wilhelm sah den Vater verlegen an; auch Ludwig rührte sich nicht. August versuchte es zwar; aber da er doch nicht den rechten Muth hatte, und das Thierchen seine Zickzack beschleunigte, so konnte er's nicht erwischen. „Laß!

sagte der Vater, du ängstigest das Thierchen nur durch deine Jagd. Laß es mich versuchen. Bleibt aber ruhig stehen."

Und der Vater hatte es sogleich gefangen. Er hielt es auf der flachen Hand und streichelte und beruhigte es mit der andern. Die Kinder drängten sich hinzu, und eines wollte es besser sehen, als das andere. „Welche schöne Farbe!" sagte Ludwig. „Wie Smaragd," sagte Lottchen; und so schön gezeichnet! kein Maler könnte es so zart, so glänzend machen." „Der liebe Gott, sagte der Vater, hat gar gut für das Thierchen gesorgt, indem er es mit diesem grünen Kleide anthat und zierte. Denn da es sich gern aus dem dunkeln Gebüsch ins Grüne herauswagt, und dort seine Nahrung sucht, so wird es in dieser Farbe weder von den Thieren so leicht bemerkt, welchen es nachstellt, noch von dem Storche entdeckt, der ihm selber aufs Leben geht."

Nun hatten die Kinder den Muth, die Eidechse noch genauer zu besehen und zu befühlen; und der Vater belehrte sie über dieß und jenes, und sagte: wie das Thierchen Athem hole, und sehe und fühle, gleich den Menschen; und daß es empfindlich sey für Wohl und Wehe. „Man kann zwar, sagte er, einer Eidechse den Schweif abhauen, und sie läuft doch noch fort und lebt, und es wächst ihr der

Schweif wieder nach. Ja, man erzählt von einer Eidechse, der man den Kopf abgehauen hat, und sie kroch doch noch die Mauer hinauf bis zu ihrem Loch. Wenn es euch eine Freude macht — fuhr der Vater fort, die Kinder versuchend — so wollen wir die Probe machen; hauen wir einmal dem Thierchen den Schweif ab.“ Die Kinder schrien alle zusammen: „Nein! nein! es wäre Jammerschade!“ Der Vater lächelte, und er freute sich des guten Herzens seiner Kinder. Er setzte die Eidechse wieder ins Gras, und im Hui war das Thierchen aus ihren Augen entschwunden.

Wilhelm sagte: O hättest du's mir gelassen, ich hätte es in einen Vogelkäfig gesperrt. „Hättest du aber auch, fragte der Vater, täglich die Mücken für dasselbe fangen wollen? und meinst du, es wäre ihm im Käfig so wohl gewesen, wie hier im Freien?“ „Aber im Winter! sagte Wilhelm, da wäre es ihm doch lieber in der warmen Stube, als draußen im Frost und Unwetter. Da muß es ja erstarren und verhungern.“ „Auch dafür hat der liebe Gott gesorgt, sagte der Vater. Die Eidechsen haben Wärme genug in sich, um den Winter über auszuhalten. Sie verkriechen sich daher, und bringen die rauhe Jahreszeit im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das

Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wann es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört."

„Wie wunderbar ist doch Gottes Güte und Weisheit! rief August, aus tiefbewegtem Gemüthe.

„Und solche Geschöpfe, sagte der Vater, für die Gott so väterlich sorgt, sollen wir Menschen muthwilliger Weise quälen und tödten können?"

„Nimmermehr!" sagte August, und er fiel dem Vater um den Hals, und weinte still an seiner Brust. —

Als die Kinder aus der Schule kamen, sagte der Vater, er wolle noch mit ihnen einen Spaziergang machen nach dem Halderhof, dessen Besitzer sich durch Bienenzucht auszeichne; der Mann werde ihnen Wunder zeigen.

„Doch, ehe wir gehen, sagte der Vater, muß ich euch eine traurige Nachricht mittheilen. So eben erhalte ich einen Brief von der Frau von Faliner, worin sie mir meldet, daß ihr Fritz jämmerlich Schaden gelitten habe; er sey bei einem Bauer des Dorfes einem Bienenstocke zu nahe gekommen —

wahrſcheinlich, ſagte der Vater, hat er ſie geneckt und in ihrem Neſte geſtört — und da hätten ſich die Bienen in ſolcher Anzahl an ihn gemacht, und ſein Geſicht ſo arg zerſtochen, daß er, wie ein Wahnſinniger, ſchreiend nach Hauſe gekommen ſey. Das Geſicht ſey ſtark geſchwollen, und er leide furchtbare Schmerzen.

Die Kinder hatten Bedauern mit ihm. August ſagte: Man werde wohl recht haben, wenn man vermuthe, daß Fritz die Thierchen geneckt habe. Und er erzählte nun, wie es Fritz getrieben, als er bei ihm geweſen; und er verſchwieg dem Vater nicht, daß auch er mitgeholfen habe. Er werde es aber nie mehr thun, ſetzte er reumüthig hinzu.

„So hat er denn, ſagte der Vater, die wohlverdiente Strafe erhalten, die unausbleiblich dem folgen wird, der muthwilliger Weiſe die Thiere zu mißhandeln gewohnt iſt.“

Als ſie im Halderhof angelangt waren, empfing ſie ſogleich der Beſitzer mit Höflichkeit; und nachdem er den Kindern mit des Vaters Einwilligung einige Erfriſchung gereicht hatte, führte er ſie zu ſeinen Bienenſtöcken.

Wilhelm ſagte ſchüchtern dem Vater ins Ohr: „Aber ſtechen uns die Bienen nicht, wie ſie es Fritzen gethan?“ Der Vater antwortete: „Wer

sie nicht reizet, und in ihrer Arbeit stört, dem thun die Thierchen nichts zu Leide. Auch führt uns der Mann an einen Ort, wo wir den Bienen und ihren Arbeiten unbemerkt zusehen können."

Der Mann führte sie wirklich in einen verschlossenen Gang, der hinter den Gestellen, wo die Bienenstöcke standen, sich hinzog. Da, wo ein Stock sich befand, war ein Fensterchen angebracht, durch welches man mitten in den Stock hineinsehen konnte. O, wie erstaunten die Kinder, als sie den herrlichen Bau sahen, den die Bienen da aufgeführt hatten; die unzählig vielen Zellen von Wachs, worin köstlicher Honig war; dann die Emsigkeit, womit die Bienen hin und her flogen, und die Geschicklichkeit, womit sie alle ihre Arbeiten verrichteten. Und wie groß war ihr Verwundern, als ihnen nun der Mann erzählte von der schönen Einrichtung ihres kleinen Staates; von der großen Ordnung, die in allen ihren Verrichtungen herrscht; von dem Ansehen ihrer Königin, und der Huldigung, die sie genießt von allen; besonders von der Geschäftigkeit der Arbeitsbienen, welche den ganzen lieben Tag umherschwärmen, um auf Blumen und würzigen Kräutern Stoff zu sammeln, woraus dann das künstliche Wachs und der köstliche Honig bereitet wird.

Die Kinder konnten sich nicht satt sehen, und

verließen ungern den Ort, als der Vater zum Aufbruch mahnte. Im Nachhausegehen erzählte er ihnen noch Vieles von dem wunderbaren Triebe dieser Thierchen; wie sie sich z. B. stundenweise von der Heimath entfernten und doch ohne Wegweiser und Landkarte nach Hause finden; wie sie, wenn ein Sturm sie überrascht auf ihrer Reise, Steinchen zwischen die Füße nehmen, damit sie nicht vom Winde fortgerissen werden; wie sie geschickt den Nachstellungen der Feinde ausweichen, oder auch, wenn's nicht anders seyn kann, muthig kämpfen, und Leib und Leben lassen in ihrem Berufe.

„Wenn man dieß alles so hört und sieht, sagte August, so bekommt man ordentlich Respect vor den Thieren und ihren Kunstfertigkeiten."

„Und noch größern Respect, sagte Lottchen, bekommt man vor dem, der sie so geschaffen, und mit so wunderbaren Trieben ausgestattet hat."

„Setzen wir den Fall — sagte der Vater nach einer Pause — ein Vater schenkt seinem Kinde eine künstliche Maschine; sie ist von einem gefälligen Aeußern, und ihr Inneres, das Getriebe, ist so zweckmäßig eingerichtet, daß genau die Zeit angedeutet wird bis auf Stunden und Minuten. — Du weißt doch, Wilhelm, wie eine solche Maschine heißt."

„Eine Uhr, sagte Wilhelm, wie du eine besitzest. Du hast sie uns oft gezeigt und ihr Inneres erklärt.“

„Das Kind nun, statt die Maschine zu lassen, wie sie ist und geht, zerret und ziehet daran so lange mit dem Schlüssel, bis die Kette oder die Feder entzwei springt, oder es bricht ein Rädchen heraus, oder spielt mit ihr, wie mit einem Balle, bis sie zu Boden fällt und zerbricht. Wie würdest du ein solches Kind nennen?“

„Dumm, sagte Wilhelm; denn wenn es die Einrichtung der Maschine kennen würde, und ihren Nutzen, so würde es nicht also handeln.“

„Es wäre aber noch mehr als dumm, sagte der Vater, es wäre auch boshaft.“

„Freilich, sagte Ludwig, denn der Vater hat es ihm ja zum Geschenke gegeben, und es wäre sehr undankbar, wenn es das Geschenk des Vaters nicht in Ehren hielte, oder gar zu Schanden richtete.“

„Sieh! sagte der Vater, und hier, diese Mücken, die uns umsummen, diese Würmer, die vor uns da kriechen, alle diese, auch noch so unansehnlichen Geschöpfe sind mehr, unendlich mehr, als die künstlichsten Maschinen, welche eines Menschen Hand hervorbringen könnte. Und sie alle sind Geschöpfe unsers himmlischen Vaters, der uns damit

erfreuen, uns damit nützen wollte, oder der sie doch dazu erschaffen hat, daß sie sich ihres Daseyns erfreuen, und zu andern uns oft verborgenen, aber gewiß immer weisen und gütigen Zwecken dienen sollen. Es wäre daher gewiß der größte Undank, wenn wir diese weisen und gütigen Zwecke, die der himmlische Vater mit den Thieren verhatte, mißkennen oder gar diese Geschöpfe selbst, dem Schöpfer gleichsam zum Trotze, auf muthwillige und grausame Weise mißhandeln wollten."

Indem sie noch so sprachen, sahen sie einen ganzen Schwarm Bienen vorbeifliegen, daß fast die Sonne vor der Menge verdunkelt wurde*). Sie setzten sich in einen hohlen Baum, der in der Nähe stand. Von dem Halderhof aus kamen aber schon Leute herbei, mit einem leeren Bienenkorbe; diesen stellten sie dem Baume gegenüber auf; und einer unter ihnen schlug mit einem Hammer auf eine Sense, um sie durch die Töne in den Korb zu locken. Das geschah denn auch endlich; alle kamen herbei, keine blieb zurück, und die Leute trugen den vollen Korb zu dem Hofe zurück. — Die Kinder hatten an allem dem eine große Freude, zumal da

*) Gewöhnlich schwärmen die Bienen um die Mittagsstunden.

ihnen der Vater erklärte, wie es sich mit diesem Auswandern eines Bienenstammes verhalte und wie die Menschen den Trieben dieser Thierchen es abgelauscht hätten, um sie in die Heimath zurück zu locken und das Besitzthum zu vermehren. — —

„Ob der böse Fritz sich gebessert habe — schloß die Tante ihre Erzählung, wobei sie ihren Blick fest auf den gegenüber sitzenden Fritz heftete — oder ob er ein unbarmherziger Thierquäler geblieben, und ein noch unbarmherzigerer Menschenquäler geworden sey, darüber habe ich keine weitern Nachrichten. Die letztere Vermuthung hat jedoch die Wahrscheinlichkeit für sich. Denn wo einmal der Schelm im Herzen sitzt, da ist er schwer auszutreiben, und er übt nur um so mehr Gewalt aus, als er an Alter zunimmt. Einzelne Unarten dagegen, die aus Mangel an Ueberlegung, nicht aus Bosheit des Herzens hervortreten, können freilich verbessert und abgethan werden; nur muß sogleich, wenn sie sich zeigen wollen, die Zucht hintenher auftreten, und Ermahnung, Warnung, Strafe der schlimmen Neigung wehren und der bessern Bahn machen. Und so hat man denn von Arnheim's Kindern nie mehr vernommen, daß sie irgend ein Thier gequält, oder sonst leblos gegen ein Geschöpf Gottes sich benommen hätten. Die ernste Lehre des Vaters hatte

auf dieselben, zumal auch auf August, den lebhaftesten Eindruck gemacht; und das bedenkliche Wort, das zu ihren Herzen gesprochen worden, trat jederzeit, mahnend und warnend, aus dem Innern hervor, so oft sie veranlaßt wurden, eine Probe ihrer Gutmüthigkeit in der Behandlung der Thiere abzulegen.

VIII.

Die Pathengeſchenke. — Des armen Waiſen Leben und Tod. — Das Mährchen von der neugierigen Frau. — Das muthige und liſtige Schneiderlein. — Sankt Antonius und der Schwabe. — Dummrian.

Fritz kündigte eines Abends an, daß ſie, die Kinder, wieder „geladen“ ſeyen mit allerlei Geſchichten, und daß ſie dieſelben je eher deſto lieber vorbringen möchten. Der Antrag wurde angenommen, und das junge Völklein gleich aufgefordert, ihre Waaren auszulegen.

Dießmal begann Malchen, und erzählte folgendes Mährchen:

* * *

Es war einmal ein Mädchen, die verlor noch ſehr jung Vater und Mutter. Da nahm ſich der armen

armen Waise ihre Pathe an, eine alte Frau, welche am äußersten Ende des Dorfes ein kleines Häuschen bewohnte, und sich vom Spinnen, Weben und Nähen kümmerlich nährte. Die Frau erzog das Mädchen in aller Zucht und Frömmigkeit, und hielt sie fleißig an zur Arbeit und Reinlichkeit und zu einem freundlichen und feinen Wesen. Als das Mädchen fünfzehn Jahre alt war, starb ihre Pathe. Auf ihrem Todbette sagte diese: Sieh, liebe Tochter, ich hinterlasse dir außer diesem leeren Häuschen nichts, als Spindel, Spule und Nadel. Damit magst du dich aber genugsam ernähren, wenn du dich fleißig zur Arbeit hältst. Dieß aber merke: Willst du, daß Segen in dein Werk komme, so theile den Armen aus, was du an Ueberfluß hast. Gott wird dich dann darum belohnen.

Nach diesen Worten verschied die Pathe, und das Mädchen vergoß bittere Zähren, und konnte sich nicht trennen von der Leiche, bis sie begraben wurde. Nun saß sie allein und traurig in ihrer Hütte, und verweinte manchen Tag in der Einsamkeit. Doch endlich, als sie so fleißig sich zum Rocken, zum Webstuhl und zum Nähtisch hielt, da verging ihr allmählich die Schwermuth, und sie gewöhnte sich immer mehr an ihre einsame Lage. Auch ruhte der Segen Gottes sichtbar auf ihrer Arbeit; denn als

sie nach Verlauf eines Monats ihre Arbeiten verkaufte, löſete sie so viel Geld, daß sie wohl ein Jahr davon hätte leben können. Eingedenk aber der Worte ihrer verstorbenen Pathe, theilte sie alles Geld, was sie entbehren konnte, unter die Armen aus, und ging dann wieder neuerdings frisch und froh an die Arbeit. So geschah's auch am zweiten und in den folgenden Monaten; und es war wunderbar, daß sie immer mehr und schönern Flachs in ihrer Vorrathskammer fand, als sie doch von den Leuten jederzeit angekauft zu haben vermeinte.

Um diese Zeit war der Königssohn ausgegangen, um sich unter den Töchtern des Landes die würdigste als Braut zu suchen und heimzuführen. Er erklärte dabei, er könne keine arme, er wolle aber auch keine reiche wählen; sondern diejenige, welche zugleich die ärmste und die reichste wäre, die sollte seine Frau werden. Nun kam er auch in die Gegend und in das Dorf, wo das Mädchen wohnte. Da ließ er, wie er jederzeit zu thun pflegte, nach der reichsten und nach der ärmsten fragen, die im Orte sey. Die Leute nannten die Mädchen, und rühmten besonders die ärmste, wie sie gar arbeitsam sey und eingezogen lebe, und wie sie sich so wohlthätig erweise gegen die Armen. Das Haus der Reichen ritt der Königssohn vorbei, ohne anzufragen; aber zur Hütte

der Armen lenkte er sein Roß, und hielt stille vor demselben, und schaute ins ärmliche Stübchen hinein, wo das Mädchen emsig spann. Als diese den stattlichen Jüngling ersah, im Gefolge vieler Herren vom Hofe, da wurde sie ganz roth im Gesichte, und ihr Herz pochte gewaltig; sie wendete aber sogleich die Augen züchtig ab, und spann emsig fort. Der Königssohn dachte bei sich: Habe ich doch nie ein so schönes und sittsames Mägdlein gesehen im ganzen Lande! Wenn sie nicht gar so arm wäre, würde ich sie, wahrlich! heimführen als Braut. Dann ritt er davon.

Das Mädchen sah ihm sehnsüchtig nach, und als sie erfahren, daß es der Königssohn sey, so wollte ihr schier das Herz brechen vor Wonne und Sehnsucht. Indem fiel ihr ein Lied ein, das sie schon in früher Zeit von der Pathe erlernt, und das ihr seither nicht mehr eingefallen; und sie sang:

Spindel fein, Spindel schon. *)
Begrüße mir den Königssohn.

Und sieh! alsogleich entschlüpfte ihren Fingern die Spindel und spann auf dem Boden fort, zur Thüre hinaus, ins Weite, den Weg, den der Königssohn gezogen. Dieser verhaßte nicht wenig, als er die Spindel daher kommen sah, die einen ganz zar-

*) Schon (alt) statt schön.

ten Goldfaden spann, und sie surrte dabei so lieblich, daß es mit dem schönsten Gesang nicht zu vergleichen war; und es klang fast, wie: Komm mit! Komm mit! Der Königssohn kehrte um, und folgte der tanzenden und singenden Spindel, die ihn des Wegs führte. —

Inzwischen hatte sich das Mädchen zum Webstuhl gesetzt; sie schaute aber von Zeit zu Zeit zum Fenster hinaus, begierig was da kommen werde. Da sah sie von ferne den Königssohn herankommen, und vor freudigem Erschrecken hielt sie still mit dem Weben, und sang, was folgt im Liede:

Spule rein, Spule schon,
Geleite mir den Königssohn!

In dem Augenblick entfiel ihr die Spule, und sie wob und wob also geschwind einen Teppich von der Thürschwelle an, die Hausflur entlang, und weiter ins Freie, daß man kaum mit den Augen folgen konnte; und das Gewebe war so schön und reich an Gold und Silber, daß nichts Kostbareres gefunden werden mag in allen Königspalästen. Sobald der Königssohn näher herangekommen, so stieg er vom Rosse, und ließ die Seinigen warten; er selbst aber ging zu Fuß der Hütte zu, auf der Tapete, die ihn so leicht, wie auf Flügeln zu tragen schien.

Während dieß vorging, hatte ſich das Mädchen an den Nähtiſch begeben, und das Nähzeug und die Nadel ergriffen; es wollte aber mit der Arbeit nicht mehr recht fortgehen, denn ſie konnte nicht umhin, ein und das andere Mal hinaus zu blicken nach dem ſchönen Königsſohn, der ſich ihrer Hütte nahete. Ihr Herz klopfte immer ſtärker, die Hand verſagte ihr den Dienſt, es flimmerte ihr vor den Augen. Da ſang ſie mit leiſer, beklommener Stimme das Lied weiter:

Nadel fein, Nadel ſchon,
Empfange mir den Königsſohn!

Sogleich lief die Nadel zur Thüre hinaus, und holte Spindel und Spule herbei. Und nun ging's drinnen an ein Spinnen und Weben und Nähen, daß dem Mädchen ſchier Hören und Sehen verging. In wenigen Augenblicken war das ärmliche Stübchen, wie durch Zauber, verwandelt; es legten ſich an die Wände und auf den Fußboden die ſchönſten, reichſten Tapeten an, die mit prächtigen Schildereien aus Gold und Silber geſchmückt waren, und es überzogen ſich eben ſo bald Tiſch, Bank und Stühle mit koſtbarem Zeug, daß nichts mehr von der vorigen Armuth zu ſehen war, ſondern alles und jedes im höchſten Glanze prangte.

Nur ſie ſelbſt, das holdſelige Mädchen, ſtand

unverändert da in ihrem einfachen, reinlichen, schneeweißen Kleide, mit den Rosen und Lilien im Antlitz, und mit dem tiefen Himmelblau ihrer Augen.

Der Königssohn trat ein .... Aber wer vermöchte zu beschreiben, was da in beider Herzen vorging! Nachdem er sie eine Weile mit Wohlgefallen betrachtet, wobei das Mädchen kaum die Augen zu erheben wagte, so nahm er sie bei der Hand, und sagte: „Nun habe ich gefunden, was ich gewünscht. Du bist das ärmste Mädchen; aber wie ich seh', zugleich das reichste. Willst du, so komme mit mir, und werde meine Gemahlin.“ Meint ihr, daß sie eingewilligt habe? Ja wohl! Sie überließ das Häuslein, sammt allen Kostbarkeiten, den Armen, nahm die Pathengeschenke mit sich, und folgte dem Königssohn in seinen Palast, wo sogleich Hochzeit gehalten wurde. Lange Zeit lebten sie in Ehren und Freuden zusammen; und die Königin hielt sich emsig, wie vorher, zur Arbeit, und blieb eine Mutter der Armen. Spindel und Spule sind späterhin im Königspalaste verloren gegangen, aber die Nadel ist dort bewahret worden bis auf unsere Zeiten; daher noch heut zu Tage die Königinnen und Prinzessinnen ein Nadelgeld erhalten.

* * *

Das Mährchen, wie es Malchen vorgetragen, fand Beifall. Es wurde hierauf Karl aufgefordert, seine Erzählung vorzutragen. Er begann:

Es ist ein groſses Unglück für ein Kind, das eine Waise und vater- und mutterlos ist; und welches seine Eltern noch hat, das kann Gott nicht genug dafür danken alle Tag.

Der arme Waise, nachdem seine Eltern gestorben, kam in das Haus eines geizigen Mannes, dem er, mit des Vaters Hab und Gut, von dem Richter zugesprochen ward. Der harte Mann und sein Weib sahen den armen Waisen mit scheelen Augen an; und da der Knabe von schwachem Kopf und kleinmüthigem Herzen war, so verbrach und erduldete er gar vieles, und er kriegte wenig Brod, aber desto mehr Schläge.

Erstlich mußte der arme Waise die Henne hüten, zusammt den Küchlein, und er sollte wohl Acht haben, daß keinem ein Leid geschehe. Aber eines Tages verlief sich die Henne mit den Küchlein durch einen Heckenzaun, und in demselben Augenblicke schoß ein Raubvogel aus den Lüften herab, und entführte die Henne von der Brut. Der arme Waise schrie ihm freilich nach: Du Hennendieb! du Spitzbub! Aber das waren Worte in den Wind geredt, und die Henne war weg. Ueber dem Lärm kam der Bauer;

und wie er hörte, was geschehen, schlug er den armen Waisen zu Boden, daß er schier kein Zeichen mehr gab. — Nun hatte der arme Waise die jungen Hühnlein allein zu hüten; und das gab große Mühe und Noth; denn das eine lief dahin und das andere dorthin. Um sie daher zusammen zu halten, und zu verhindern, daß nicht der Raubvogel wieder eines entführe, so band er sie alle zusammen an einer langen Schnur, und hütete sie. Aber einsmals schlief er während des Hütens ein (denn er war sehr hungrig und matt), und indeß kam wieder der Raubvogel, und ergriff eines der kleinen Piphühnchen, und trug sie alle, weil sie an einander hingen, auf einen Baum, wo er sie auffraß. Als der arme Waise aufwachte, o! wie erschrack und erzitterte er, da er kein Hühnlein mehr sah! Indem kehrte der Bauer vom Felde heim, und da er hörte, was vorgegangen, so schlug er den armen Waisen noch ärger, als zuvor, so daß er mehrere Tage das Bett hüten mußte.

Nachdem der arme Waise wieder gesund geworden, so mußte er botenweise gehen. Der Bauer schickte dem Richter ein Körblein voll Trauben, mit einem Briefe, den er dazu legte. Unterwegs hungerte und dürstete den armen Waisen gar zu sehr, und er aß zwei Trauben, und brachte die übrigen

dem Richter. Der Richter, als er den Brief geleſen, ſagte: daß zwei Trauben fehlten; und der arme Waiſe bekannte, daß er ſie gegeſſen vor lauter Hunger und Durſt. Der Richter forderte durch ein kurzes Schreiben noch einmal ſo viel Trauben. Da dachte der arme Waiſe, als er die Trauben überbringen ſollte: Ich will dieſes Mal den Brief unter einen Stein legen, und darüber ſitzen, daß der Brief es nicht ſiehet, wenn ich wieder von den Trauben eſſe. Und es hungerte und durſtete ihn wieder ſehr, und er aß wieder zwei Trauben. Der Richter, ſobald er den Brief überleſen, fand wieder weniger Trauben im Körbel, und er ſtellte den armen Waiſen darob zur Rede. Dieſer bekannte, daß er zwei Trauben gegeſſen vor Hunger und Durſt; er wundere ſich aber, ſagte er, wie der Brief dieß habe verrathen können dem Herrn Richter, da er ihn doch unter einen Stein gelegt habe, indem er von den Trauben gegeſſen. Der Richter lachte ob der Einfalt des armen Waiſen; und er empfahl ihn in einem Schreiben dem Bauern, daß er den armen Waiſen milder halten, und mit Speis und Trank wohl verſorgen, und ihn lehren möge, was recht und unrecht ſey.

„Das werd' ich thun," ſagte der harte Mann zornig; „und willſt du eſſen, ſo mußt du arbeiten,

und thust du Unrecht, so schlage ich dich zu Tode.“ Und schon an dem folgenden Tage stellte er ihn an eine sehr schwere Arbeit; er sagte, daß er für die Pferde Futter schneiden müsse, und er gab ihm daher etliche Büschel Stroh, und etwas Heu dazu, und drohte ihm mit dem Todtschlagen, wenn er nicht alles in fünf Stunden aufschneiden werde. Der Bauer ging unterdessen sammt der Bäurin, dem Knecht und der Magd auf einen Jahrmarkt, und hinterließ dem armen Waisen nicht mehr zur Speise, als ein Stücklein Brod. Der arme Waise that sein Möglichstes, um ja zur Zeit fertig zu werden; er arbeitete, daß er keuchte und schwitzte; und um behender seyn zu können, zog er sein Leiblein aus, und warf's in den Strohstuhl; und er schnitt, und schnitt, und, ach! zerschnitt unvermerkt das Leiblein mit dem Stroh. Der arme Waise bemerkte das zu spät; er ließ vor Angst das Eisen fallen, und klagte: „O Jammer! jetzt ist's aus mit mir! Nun werde ich todt geschlagen! Ach, sagte er, wenn ich doch sterben muß, so will ich mir lieber selbst das Leben nehmen, als daß ich von dem harten Manne Schläge erleiden soll bis zum Tode.“

Nun hatte er oft von der Bäurin gehört: daß sie Gift habe in dem Hafen unter der Bettstätte. Es war aber Honig darin. Der arme Waise langte

nach dem Hafen, und ließ ſich das ſüße Gift wohl ſchmecken. Er ſeufzte etliche Mal: O wie iſt der Tod ſo ſüß! Kein Wunder, daß ſich die Bäurin ſo oft den Tod wünſchet! Ach, daß ich nur ſchon todt wäre!" Der Hafen wurde geleeret, und ſein Leben ward geſtärket. Da ſprach er zu ſich ſelber: „Ei, ich mag mich geirrt haben; es iſt noch ein Gift im Hauſe, das Mückengift, welches der Bauer auf ſeinem Kleiderkaſten geſtellt hat. Dieß war aber ein Branntwein oder Kirſchenwaſſer. Der arme Waiſe trank das Fläſchlein aus, und wurde davon ſo rauſchig, daß er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig war. „Ach, ſagte er, nun fühle ich, daß ich ſterben muß. Der Tod iſt ſchon im Kopfe. Ich will nur gleich hinaus auf den Freithof, und ſelber ins Grab gehen, damit der karge Mann die Koſten erſpare." Er ging dahin, und taumelte ſchon; und er legte ſich bei der unſchuldigen Kinder Gräbniß auf die Erde. Es däuchte ihm, als höre er Muſik, und glaubte, es wäre hier das Paradies. Es war auch Muſik, bei einer Hochzeit im nächſten Wirthshauſe. Alſo entſchlief der arme Waiſe auf dem Gräbniß der unſchuldigen Kinder, und ſtarb auch in der folgenden Nacht.

Am andern Morgen wurde der arme Waiſe entſeelt gefunden. Ob der Nachricht hatte der karge

Bauer so großen Schrecken, daß es ihm übel wurde; denn er fürchtete, das Gericht werde ihn des Todtschlags zeihen und ihn streng bestrafen. Er fiel zur Erde, und in Ohnmacht; und indem ihm sein Weib zu Hülfe eilte und ihm beistand, schlug das Feuer in die Pfanne, in welcher Schmalz war; das Haus gerieth in Brand, und nach wenig Stunden lag es in der Asche. Sie beide retteten kaum ihr Leben. Also wurde von Gott das große Unrecht bestraft, welches die bösen Leute an dem armen Waisen verübt hatten.

* * *

Karls Erzählung, so einfältig sie lautete, erregte doch durch die seltsame Mischung von Heiterkeit und Wehmuth, die sich darin aussprach, die Theilnahme der Zuhörer. Der Knabe bemerkte bescheiden: „Er habe die Geschichte in einem alten Buche gelesen, das ihm der Großvater zugestellt; und er habe sie nur auf seine Weise ausgestattet und vorgetragen.“ — „Buch? (unterbrach die Mutter); wie ist der Großvater zu dem Buch gekommen?“ fragte sie, sich an diesen wendend. Der Großvater lächelte, und sagte: „In jenem bewußten Winkel, den der Vater ausgekundschaftet, lag eben noch eine andere, in Schweinsleder gebundene

Schartecke, eine überaus köſtliche, — Oſtermähr-lein enthaltend. Dieſe habe nun ich mir zugeeignet, und manche Stunde darin geblättert, welche die Frauen beiläufig auf ihren Putz verwendet.“ — Man ſcherzte noch eine Weile; dann wurde Minchen eingeladen, ihre Erzählung vorzutragen. „Ach, ſagte ſie, mein Mährchen iſt ganz kurz.“ „Wenn es nur gut iſt,“ ſagte der Vater. „Die Großmutter hat mir's erzählt,“ bekannte die Kleine, und ich geb's ſo, wie ich's gehört habe.“ Sie erzählte:

* * *

„Es war einmal ein Ma[illegible] und eine Frau, die lebten recht gut mit einander; und eines wußte, was das andere that. Aber alle Mittwoch mußte ſie am Rad ſpinnen, und er ſchloß ſich daneben in ein Zimmer ein. Da wollte die Frau wiſſen, was er drinn mache; aber er ſagte ihr das nicht. Eines Tages, wo er wieder im Zimmer war, und ſie am Rädchen ſpann, da konnte ſie die Neugierde nimmer unterdrücken; und ſie ſprang auf, und guckte durchs Schlüſſelloch, zu ſehen, was ihr Mann drinn mache. Da ſah ſie mit Grauen, wie ſeine Haare brannten, gleich feuriger Lohe, und ſeine Augen funkelten, wie

Glas, und zwischen den Fingern hatte er einen blutigen Knochen, an dem nagte er, und spielte Ball mit eisernen Kugeln an Ketten, die klirrten. Da wurde es ihr anders, und sie konnte nicht mehr das Rädchen treiben vor lauter Schrecken. Jetzt kam der Mann heraus, und fragte: Warum spinnest du nicht? Da konnte sie sich nimmer verstellen, und sagte: Ach, Mann, ich habe durch das Schlüsselloch gesehen. Es fragte der Mann weiter: Warum bist du so blaß und zitterst so? Sagte sie: Ach, Mann, ich habe gesehen, wie deine Haare brannten, gleich feuriger Lohe, und wie deine Augen funkelten, wie Glas; und ich sah, wie du einen blutigen Knochen zwischen den Fingern hattest, und an ihm nagtest. Da holte der Mann aus dem Zimmer den Knochen, und schlug damit die neugierige Frau todt.

* * *

Die Großmutter nickte dem Kinde, nachdem es geendigt, Beifall zu. Nun trat Fritz auf den Plan, und erzählte lebhaft in Ton und Gebärde:

Wer kennt nicht die Geschichte vom Schneiderlein, der Sieben auf Einen Schlag getödtet hat? Es sind dieß bekanntlich zwar nur sieben Fliegen gewesen; aber der Schlag hat doch gegolten;

und der Streich weckte seinen Heldenmuth, daß er beschloß, auf Abenteuer auszugehen, und sich irgend eine Königstochter zu erobern. Darum machte er sich alsogleich einen Harnisch aus Goldpapier, und schrieb darauf mit großen Buchstaben: Sieben auf Einen Schlag, und ging fort, in die weite Welt hinaus, Helden-Abenteuer aufzusuchen und, so Gott will! auch muthig und glücklich zu bestehen. Nun wissen wir alle, wie das Männlein an den Hof eines Königs gekommen, und dort um die Hand der Königstochter geworben; und wie er den Bären geschraubt und gefangen, und das Wildschwein und das Einhorn getödtet hat; was ihm denn alles auferlegt worden zur Probe seines Heldenmuths und ritterlichen Sinnes. Schon dachte sich Jäcklein, nachdem er dieß alles verrichtet: Jetzt gehört sie mein, die schöne Königstochter! Da sprach der König zu ihm: „Du hast bisher drei Unthiere getödtet, mit mannhaftem Muthe; und du verdienst deßhalb alles Lob. Aber nun sollst du es auch mit Unmenschen aufnehmen, mit drei großmächtigen, fürchterlichen Riesen, die in dem Walde gen Osten zu hausen, allen Reisenden zum Schrecken. Wenn du auch diese erlegst, so will ich dir alsogleich meine Tochter zur Frau geben.“ Jäcklein sagte: Das will ich thun, Herr König! Und er ging fort,

nachdem er das Nöthige mitgenommen; und, als er in den Wald kam, legte er sich nieder unter einer großen Buche, und that, als ob er schlafe. Bald kamen die drei Riesen herbei; und wie sie das Männlein liegen sahen, und die Inschrift auf dem Harnisch: Sieben auf Einen Schlag, so lachten sie drob, und sagten: Dieß wär' uns ein Held! Jäcklein aber sprach: Nehmt's mit mir auf, ihr Bengel, wenn ihr Muth habt! Darob lachten die Riesen noch mehr, und sie sagten: Das wollen wir, kleiner Butzel! Jäcklein sprach weiter: „Nun, so laßt uns denn drei Proben machen, wer der stärkste sey; und wer in allen dreien gewinnt, der ist Sieger; und wer verliert, der muß sich gefangen geben.“ Den Riesen gefiel der Spaß, und sie sagten, daß es ihnen so recht sey; und er sollte nur die Proben bestimmen. Da sagte der Schneider: Zum ersten, wer einen Stein zum Höchsten wirft, der soll Sieger seyn. Die Riesen nahmen sogleich einer nach dem andern große Felsstücke, und warfen sie in die Höhe; und es dauerte bei eines jeden Wurfe ein', zwei bis drei Minuten, bis der Stein zurück fiel auf den Boden, den er jedes Mal tief aufwühlte, daß die Erde umher stäubte. Zuletzt hob auch Jäcklein ein Steinlein vom Boden auf, und sagte zu den Riesen: Nun fangt an zu zählen,

wenn

wenn ich werfe; und daß ihr euch ja nicht verzählet! Wie er nun warf, und sie das Ding fliegen sahen über die Bäume hin, da zählten sie: eins, zwei, drei bis tausend; und wiederum eins, zwei, drei bis zwei tausend; und der Stein wollte immer noch nicht zurückkommen; und also gaben sie sich für dieß Mal gefangen. — Nun müßt ihr aber wissen, daß das kein Stein gewesen ist, den der Schneider geworfen, sondern ein Vögelein, das er im Verschuß des Aermels verborgen hatte; und das Vögelein ist davon geflogen, und ist freilich nicht mehr zurückgekommen. — Nun gab Jäcklein die zweite Probe auf, und sagte: Wer einen Kieselstein zerdrückt, und am meisten zermalmt, der soll zum anderen Mal Sieger seyn. Die Riesen ließen sich herbei zum Probestück; und der eine zerdrückte den Stein in lauter Brocken, der andere zermalmte ihn zu kleinem Schrot, der dritte so, daß es aussah, wie feiner Streusand. Da waren sie nun begierig, was der kleine Held mehr verrichten wollte. Dieser hob, ohne ein Wörtlein zu sagen, einen Kieselstein auf, und er zerdrückte ihn so, daß Wasser davon floß. Also mußten ihm die Riesen zum zweiten Male den Sieg zugestehen. — Ihr werdet wohl denken, daß auch dieses Mal eine Schelmerei des kleinen Schalks dahinter gesteckt sey. Und es war auch so;

denn er hatte einen Topfen oder Milchkäs im Aermel verborgen gehabt, und ihn dem Steine untergeschoben und zerdrückt; was die plumpen Riesen nicht gesehen noch errathen haben. — Daraus ist zu lernen, wie viel mehr Witz vermöge, als Stärke. — Nun aber, da es zur letzten Probe kommen sollte, da dachte Jäcklein: Was ist es, wenn ich sie auch jetzt wieder besiege? Sie werden mir kein Wort halten, sondern mich auslachen, und wohl gar auffressen zum Dank. Da fiel's ihm noch zur rechten Zeit ein, und er sprach: Zum dritten und letzten Mal, wer am weitesten und besten fliegen kann, der ist Sieger ein für alle Mal. Die Riesen dachten: So weit, als der kommt mit seinen kurzen Armen und Beinen, so weit mögen wir auch kommen. Und sie sagten: es sey ihnen recht, und er sollte nur gleich den Anfang machen. Also kletterte Jäcklein an einer hohen, hohen Buche hinauf bis zum Gipfel; dann, flugs! machte er einen Sprung, hupfte aber, wie ein Eichhörnlein, von Ast zu Ast, und hielt sich an Zweig zu Zweig, bis er endlich, zwar etwas unsanft, auf dem Boden angekommen. Da machte er sich gleich wieder auf die Beine, schrie: Juhe! und that einen Purzelbaum. Die Riesen droben, wie sie sahen, daß der drunten so frisch und wohl angekommen, säumten nicht lange; und der erste wagte sogleich den

Sprung, und plumpste mit gewaltiger Last zu Boden, daß ihm alle Rippen enzwei brachen, und sogleich den Geist aufgab. Da riefen ihm die zwei zu: Wie ist's? Jäcklein verstellte seine Stimme, und antwortete statt des Riesen in tiefer, grober Stimme: Recht gut! Dann sprang auch sogleich der zweite nach, und fiel maustodt, wie der erste. Da fragte der droben: Warum steht ihr denn nicht auf? Jäcklein nahm wieder die Stimme des Riesen an, und sagte: Wir liegen gut. Also hupfte auch der dritte nach, und brach sich Hals und Bein, daß er kaum mehr röcheln konnte, und bald darauf auch verschied. Jäcklein, wie er nun alle drei todt vor sich liegen sah, zog sein Schwert, das so groß war, wie ein Tranchiermesser, und schnitt in guter Weile allen dreien die Köpfe ab. Sodann knüpfte er eines ihrer Häupter mit den Haaren an einen großen Stecken, und ging freudigen Muthes zurück in das Schloß des Königs. Zu dem sagte Jäcklein: Hier bringe ich Euch einen Riesenkopf; wollt Ihr die andern zwei auch haben, so laßt sie selbst holen. Da nun der König sah, welche Heldenthaten der kleine Mann verrichtet (Jäcklein sagte ihm aber nicht, welche Kunstgriffe er angewandt) — so konnte er seinen Heldenmuth nicht genug bewundern und preisen, und er nahm nun keinen Anstand mehr, ihm seine

Tochter zur Frau zu geben. In wenigen Tagen drauf war Hochzeit, und beide lebten zusammen in Frieden und Freuden gar viele Jahre, bis an ihr seliges Ende.

* * *

Fritz, nachdem er ausserzählt hatte, flog auf die Großmutter zu, ohne das Urtheil der Uebrigen zu beachten. Die streichelt ihm die langen Haare aus dem Gesichte und legte und putzte sie zurecht, was sie so oft zu thun pflegte, als sie mit ihrem Lieblinge besonders zufrieden war. „Großmutter, sagte Fritz, der ihre gute Laune zu benutzen suchte — geh! und erzähl' uns doch nochmal die lustige Geschichte, weißt! von dem Schwäble, der das Leberle gessen hat." „Schelm! — sagte die Großmutter, und gab ihm einen Backenstreich — du möchtest wieder einmal die Schwaben ausspotten." „Nein, gewiß nicht! sagte Fritz. Und hör', Großmutter, wenn du die Geschichte erzählst, so will ich dir auch noch eine erzählen, und zwar eine gar lustige." Die Großmutter ließ sich herbei, und begann:

* * *

Als zu einer Zeit der liebe Herr Sankt Antonius über Land zog, um Gottes Wort und Heil zu spen-

den allen Bedürftigen, da kam des Weges einher gegangen ein Schwäblein, und ſprach zum Heiligen: Laß uns zuſammen reiſen. Das war der liebe Herr wohl zufrieden, und alſo reiſeten beide zuſammen weiter. — Nun kamen ſie eines Tages an zwei Dörfer, die nahe an einander lagen, und in beiden Dörfern wurde geläutet mit den Glocken. „Was wird denn da geläutet?“ fragte das Schwäble. Der Heilige antwortete: „Das will ich dir ſagen. Siehſt du! in dem einen Dorfe läuten ſie zu einer Hochzeit, und in dem andern iſt eine Leiche, die ſie wollen hinaus tragen.“ „Ei! da geh ich in das Hochzeithaus, ſpricht der Schwab; da gibt's einen guten luſtigen Tag mit Eſſen und Trinken.“ Und damit geht er ins Hochzeithaus, juheiſet dort mit, wartet aber den Gäſten auch fein auf, trägt Fiſch und Braten auf und langt ſelbſt keck zu, ſchenkt die Becher voll und trinkt tapfer mit aus; dabei macht er luſtige Schwänke und Schnurren, und treibt mancherlei poſſierliches Weſen, daß die Gäſte lachen mußten. Und als die Hochzeit aus war, da ſchenkten ſie ihm ein Paar Kreuzerle, die er für ein groß Gut hielt. Es waren ihrer an drei Stück. — Sankt Antonius aber war derweil ins Leichenhaus gegangen; und weil der Todte ein guter Mann geweſen war, der von allen Leuten beweint und be-

klagt wurde, so befiehlt der Heilige dem Todten im Namen Gottes, er solle wieder lebendig werden, und wieder aufwachen; welches denn der Todte auch that. Da war große Freude bei allen Leuten, und sie verehrten dem lieben Herrn an hundert Goldgulden, die er denn auch annahm, weil man auf Reisen mit Geld immer besser fortkommt. — Auf dem Wege kamen die beiden bald wieder zusammen, und der Schwab thut gar groß und breit mit den Paar Kreuzerle, die er verdient hatte, und hätte gegessen und getrunken dazu nach Herzenslust. Da sagt ihm Sankt Antonius, er habe auch etwas verdient, denn er habe den Todten wieder lebendig gemacht, und zeigt dem Schwaben die hundert Goldgulden. Da wirft das kluge Schwäble flugs seine Paar Kreuzer in des Heiligen Säckel, und spricht: „Alles für uns beide! Alles gemein! Gleich viel mir und dir!“ welches denn Antonius auch gar wohl zufrieden ist. — Sie waren etwa ein Paar Tagreisen weiter gezogen, und haben unterwegs eben nichts Rechtes zu essen gehabt, da sehen sie am Walde einen Schäfer mit seiner Heerde, und Sankt Antonius schickt den Schwaben hin, daß er ein Lämmle kaufen sollte; welches der Schwab auch brachte und zubereitete, während der heilige Mann ein wenig im Walde sich erging und dem Gebete oblag. Als nun der Schwab kochte,

ſchwamm die Leber vom Lämmle oben auf; und obſchon er dieſelbe gar oft ins Waſſer hinunter drückte mit dem Kochlöffel, ſo kam ſie doch immer wieder herauf, und ſchwamm oben auf dem Waſſer, und ſie roch dem Schwäble ſo lieblich in die Naſe, daß er ſein Meſſer zog, und die Leber entzwei ſchnitt. Das eine Stück aß er ſogleich als einen Imbiß, und wollte das andere dem Heiligen aufbewahren; weil es aber gar ſo wohl ſchmeckte, ſo aß er auch das andere auf. — Als nun Sankt Antonius wieder kam, und nun zu eſſen anfing, vermißt er ſogleich die Leber, und fragt den Schwaben, ob er ſie gegeſſen hätte? Das läugnete dieſer hartnäckig zweimal und dreimal; und als der Heilige ihm recht ernſt und liebreich vorhält, daß er doch nur bekennen möge (denn er ſey ja ganz mutterſeelenallein beim Keſſel geweſen), da wird mein Schwäble ganz trotzig und ungebärdig, und ſpricht ſogar (und bleibt dabei), die Lämmer hätten gar keine Leber; und der Heilige kann gar nichts dagegen bei ihm ausrichten, ſchweigt daher lieber ſtill, und zieht mit dem trotzigen Geſellen weiter. — Bald darauf kommen ſie wieder auf zwei Dörfer, in welchen beiden geläutet wird; und es war wieder, wie das erſte Mal; das eine Geläut galt einem Todten, das andere einem Hochzeitpaar. Da wollte denn der Schwab ſich hundert Goldgulden

verdienen, und ſagt zum Heiligen: er wolle dieß Mal ins Leichenhaus; und fragt gar freundlich den Heiligen, wie er es denn gemacht habe, als er den Todten erweckt? Da antwortete der Heilige: Er habe die Hand auf den Todten gelegt, und habe demſelben mit rechtem Ernſt im Namen Gottes befohlen, wieder lebendig zu werden. Da wäre der Todte wieder lebendig geworden. „Nun, da will ich's denn wohl eben ſo gut ausrichten, als Ihr," ſagt unſer Schwäble; und der Heilige antwortete ihm: Ja, ſo du die rechte Kraft und den rechten Sinn dazu haſt, ſo magſt du es wohl ausrichten. Das Schwäble vermeint: die Kraft und den Sinn habe er denn wohl auch, und geht ins Leichenhaus, wo alles wehklagt und weint; und er ſpricht: wenn ſie ihm hundert Goldgulden gäben, möcht er den Todten leicht wieder erwecken. Aber die Leute wollten ihm das nicht glauben; denn er ſah nicht darnach aus, daß er Todte erwecken könne. Da aber vermaß und verſchwor er ſich, daß er's wohl ausrichten wolle, wenn er nur hundert Goldgulden bekäme, und wo er's nicht vollbrächte, ſollten ſie ihn an den nächſten Baum aufhenken. Da verhießen ſie ihm denn das Geld. — Das Schwäble machts nun gerade ſo, als ihm geſagt ward, aber der Todte blieb todt. Er verſucht es noch einmal, und auch zum dritten Mal; aber der

Todte rührte ſich nicht, und konnte nicht zum Leben kommen. Da war das Schwäble recht tollköpfig und unwirſch, und ſprach: Nun, wenn du denn nicht wieder ins Leben willſt, ſo bleib' in des Guggers Namen todt, und lieg, ſo lang du willſt. Und damit wollte er ſich auf und davon machen; aber die Leute waren ſchneller als er, hielten ihn feſt, und holten eine Leiter herbei, die ſie an einen hohen Baum lehnten, und thaten ihm einen Strick um den Hals, und er mußte die Leiter hinauf. — Es war eben die höchſte Zeit, als Sankt Antonius daher kam, und dem Schwaben verhieß, er wolle ihn erlöſen, und ſtatt ſeiner den Todten gewißlich lebendig machen, nur ſolle der Schwab bekennen, daß er das Leberlein gegeſſen habe. Das wollte der aber auf der Leiter nicht, und wie hoch und ſehr der liebe Herr ihn auch bat, half's doch nicht, und das Schwäble blieb dabei: er hätte das Leberle nicht geſſen, und die Lämmle allzumal hätten kein Leberle. Da ſollte der arme Schwab nun gehenkt werden. Aber der heilige Mann konnte das doch nicht über's Herz bringen, ſondern ging hin, und machte den Todten lebendig, und bekam die hundert Goldgulden und erlöſ'te das Schwäblein, und zog mit demſelben weiter. — Als ſie nun einen Tag oder zwei wieder mitſammen gegangen waren, ſetzt ſich der Heilige

auf einen schönen grünen Hügel, und ruht aus, und der Schwab setzt sich neben ihn, und ruht auch aus. Da hebt der Herr an, und spricht zu dem Schwaben: „Hör', du lieber Gesell, es ist nun an der Zeit, daß jeder von uns seines eigenen Weges ziehe; denn wo ich hin muß, kannst du nicht hin.“ Und der fromme Mann zog den Säckel hervor, und theilte das Geld in drei Häuflein, die alle ganz gleich waren, und auf jedes Häuflein kam eins von dem Kreuzerle des Schwaben. Und der Heilige nahm ein Häuflein, und gab es dem Schwaben, und sagte: Das ist dein. Eins aber nahm er für sich, und that es in das Säcklein, und sprach: Das ist mein! Da fragte das Schwäble: „Aber, lieber Gesell, wem soll denn das dritte Häuflein zukommen?“ Denn er hätte es gerne haben mögen. Da sprach Sankt Antonius: „Das soll der haben, der das Leberlein gegessen hat, und gewißlich kein anderer.“ Da sprach das Schwäble: „Herr! das Leberle hab ich dennoch wahrhaftig gessen.“ Und so that das Geld, was der Galgen nicht hatte vermocht.

* * *

Die Kinder wurden ungemein ergötzt durch diese Geschichte. Der Großvater bemerkte: er erinnere sich, daß er diese Geschichte, ungefähr in derselben

Art, ſchon vor gar vielen Jahren in irgend einem alten Buche geleſen habe. „Das mag ſeyn — verſetzte die Großmutter —; jener Schreiber mag ſie dann, wo nicht von mir, doch von andern gehört haben, von denen ich ſie eben auch weiß.“ „Das iſt ungefähr die Geſchichte aller Geſchichten,“ ſagte der Vater; „ſetze man bei, auch der Gedichte. Alles iſt Ueberlieferung.“

Es wurde nun Fritz aufgefordert, ſeine verſprochene Geſchichte zu erzählen. Der poſtirte ſich alſogleich in die Mitte des Zimmers, und fing an, lebhaft declamirend und geſticulirend:

„Bons dies, Hans!“ „„Dei Grats, Hans!““

Alle lachten. „Nun, was bringſt du denn da kauderwälſches Zeug vor?“ fragte der Vater.

Fritz antwortete, man werde es ſchon verſtehen, wenn es aus ſey, und zu Ende. Er habe es auch verſtanden. Er fing wieder an:

„Bons Dies, [1]) Hans!“ „„Dei Grats, [2]) Hans!““ „Wie viel brauch Tuch zum Rock?“ „„Siebe Elle.““ „Wann ſoll dann kreye?“ [3]) „„Uf Sonntag.““ — Sonntag kam. Hans kam. Bons Dies, Hans! Dei Grats, Hans! Iſt Rock

1) Bona dies: guten Tag!

2) Deo gratias. Gott Dank!

3) kreyen: fertig ſeyn.

fertig? Nit satt Tuch. Siebe Elle Tuch nit Rock? Was soll denn wern? [1]) Wamms. Wann soll kreye? Uf Sonntag. — Sonntag kam. Hans kam. Bons Dies, Hans! Dei Grats, Hans! Ist Wamms fertig? Nit satt Tuch. Siebe Elle Tuch, nit Rock, nit Wamms? Was soll denn wern? Paar Hose. Wann soll denn kreye? Uf Sonntag. — Sonntag kam. Hans kam. Bons Dies, Hans! Dei Grats, Hans! Ist Hose fertig? Nit satt Tuch. Ei, siebe Elle Tuch, nit Rock, nit Wamms, nit Hose. Was soll denn wern? Paar Strümpf. Wann soll kreye? Uf Sonntag. — Sonntag kam. Hans kam. Bons Dies, Hans! Dei Grats, Hans! Ist Strümpf fertig? Nit satt Tuch. Ei, siebe Elle Tuch, nit Rock, nit Wamms, nit Hose, nit Strümpf? Was soll denn wern? Paar Händsche. [2]) Wann soll kreye? Uf Sonntag. — Sonntag kam. Hans kam. Bons Dies, Hans! Dei Grats, Hans! Ist Händsche fertig? Nit satt Tuch. Ei, siebe Elle Tuch, nit Rock, nit Wamms, nit Hose, nit Strümpse, nit Händsche? Was soll denn wern? Däumling. Wann soll denn kreye? Uf Sonntag. — Sonntag kam. Hans kam. Bons Dies, Hans! Dei Grats, Hans! Ist Däumling fertig? Nit

1) werden.

2) Handschuhe.

ſatt Tuch. Ei, ſiebe Elle Tuch, nit Rock, nit Wamms, nit Hoſe, nit Strümpf, nit Händſche, nit Däumling? Du Spitzbart!

* * *

„Bravo, Fritz!“ ſagte der Onkel, als der Knabe geendigt hatte. Alle bezeigten Beifall, nur die Tante ſchien zu ſchmollen. —

Es war unter dieſen Erzählungen ſpät Abend geworden. Die Stunde war da, wo die Kinder zu Bette gingen.

IX.

Die Erzählung des Onkels:

Die Volkssagen vom Untersberg.

Der Onkel benutzte die folgenden schönen Tage zu Ausflügen in die höhern Gebirgsgegenden. Er bestieg den Grotenkopf, einen der höchsten Vorberge, auf dem sich ein weites, unübersehbares Panorama ringsum entfaltet, hier in die Ebene hinaus mit ihren Wasserspiegeln, ihrem Wald- und Wiesengrün und den, gleich Edelsteinen zwischen inne zerstreuten, blitzenden Thürmen, Dörfern und Städten; dort in das Gebirge hinein, das sich wie ein wogendes Meer, unabsehbar ausdehnt, und in den nahen und fernen Gletschern, wie eine erstarrte Brandung, empor ragt. Er besuchte das Rheinthal, wie die, mehrere Stunden lange Schlucht genannt wird, durch welche die Partnach sich die Bahn gebrochen, ein Labyrinth von

himmelanſtrebenden Felsſtücken, die, gleich Rieſen, einander gegenüber ſtehen, drohend und trotzend; — die Blöcke, die da unten aufgehäuft liegen, ſie ſcheinen Spuren des ewigen Kriegs zu ſeyn, den jene Gewaltigen gegen einander führen, und der übermüthigen Zerſtörungsluſt einer wilden Natur. Er wanderte von Alpe zu Alpe, und wo eine tiefe Schlucht ſich aufthat, wie z. B. jenes Höllenthal, wohinein man wie in einen Himmel von Hölle zu blicken vermeint, oder wo, über Felszacken, über Eisfelder hin, der menſchliche Tritt noch gefahrlos hingleiten mag, um irgend einen erhabenen Standpunkt zu gewinnen: da folgte er ſeinem wegkundigen Führer, und hatte ſeine Luſt an der Beſiegung der Hinderniſſe, welche die Natur hier entgegen thürmet, gleichſam als wollte ſie es nicht dulden, daß der Menſch über ihr ſtehe.

Er erzählte von ſeinen Wanderungen nur weniges, wenn er nach Hauſe kam; denn er wußte aus eigener Erfahrung, daß auch die wahrſten und lebhafteſten Schilderungen einer außerordentlichen Natur doch nur unklare, farbloſe, verworrene Schemen ſeyen; zudem wollte er in den Zuhörern, beſonders in den Kindern, keine vor- und unzeitige Sehnſucht nach Genüſſen erregen, die doch nur dem kräftigen Manne zukommen, und deren Werth

und Würde er auch nur allein ganz zu erkennen und zu fühlen vermag.

Wohl aber that er auf einen der folgenden Tage den Vorschlag, eine gemeinschaftliche Partie nach dem Eibsee zu machen. „Wir, Tante und ich, sagte er, brechen mit den Kindern Morgens auf, und kommen Mittags nach Grünau zurück, wo wir sodann mit euch übrigen, die ihr zu Wagen nachgekommen, unser Mittagmahl halten, und Abends gemächlich wieder nach Hause kehren.“ Der Antrag ward von den Eltern einstimmig angenommen, und der Ausflug sogleich auf den andern Tag beschlossen.

Der Eibsee erhält durch die Einsamkeit, die Oede, die große, wilde Natur, die ihn umgiebt, einen eigenthümlichen, höchst anziehenden Charakter. Seine Wellen bespülen den Fuß der Zugspitze, deren westliche Wand in kühnen Massen sich empor hebt. Rings um, und nahe bei, gebirgige Umgegend. Keine menschliche Wohnung weit umher, außer einer ärmlichen Fischerhütte. Um so anziehender das Grün, die Bewegung, das Leben, das sich hier in einem beschränkten, abgelegenen Raume erhält und hervorthut. —

Die Gesellschaft war noch frühe genug angekommen, um eine kurze Wasserfahrt zu machen. Die

Tante

Tante überwand ihre Scheu vor dem Waſſer, aus Sorge für die Mädchen, die ſie nicht allein laſſen wollte; und ſie hielt ſich auch während der ganzen Fahrt ſo unbefangen, daß der Onkel ſelbſt ihr ſpäterhin alles Lob ertheilte. — Die Frauen, wenn es gilt, entwickeln eine Kraft der Selbſtbeherrſchung, wovon wir Männer, die wir jenes Geſchlecht das ſchwache nennen, keine Ahnung haben. Man möchte ſolche Kraftäußerungen nicht bloß übernatürliche, man möchte ſie widernatürliche nennen — wenn nicht eben das gewaltigſte Gefühl hier überall die Trieb- und Springfeder wäre, die Liebe.

Man nahm den Morgenimbiß auf einer der bebuſchten Inſeln ein. Die Sonne ſchien hell; die Luft wehte erfriſchend; die Wellen kreiſelten ſich geſchäftig, und plätſcherten dahlend an den Raſenrand. Es war ein eigener Anblick, ein ſonderliches Gefühl, fröhliche Menſchen zu ſehen, geſellige Freude zu empfinden inmitten einer Gegend, wo die Natur, in bizarrer Sprödigkeit, einen düſtern, menſchenſcheuen Charakter trägt.

Zur rechten Zeit, um die verabredete Stunde, waren die Wanderer auf ihrer Rückkehr in Grünau angekommen, wo man ſich dann alſobald zu dem ſchon bereiteten Mittagsmahle ſetzte. Die Kinder wußten genug zu erzählen, abſonderlich der redſelige

Fritz, dem man wohl sein vorlautes Wesen in der Freudigkeit seines Herzens in etwas nachsah. Der Großvater, um ihn doch an Bescheidenheit zu mahnen, fragte ihn mit verstellter ernster Miene: Da er so viel vom Eibsee zu erzählen wisse, so solle er ihm doch sagen, ob das Wasser des Sees auch, gleich dem übrigen, die Eigenschaft habe, daß es naß mache? Fritz war besonnen und vorsichtig genug, eine bestimmte Antwort zu geben, die ihn jedenfalls lächerlich gemacht hätte. „O mein!" antwortete er, was er jedesmal zu sagen pflegte, wenn er fühlte, daß man ihn foppen wolle.

Nach eingenommenem Mittagmahle beschloß man den Nachmittag wieder in Hammersbach zuzubringen, wohin der schattenreiche Garten, die grüne Matte, und der erfrischende Bach, der vorbei rauscht, die Großeltern besonders einlud.

Die Kinder waren müde von dem mehrstündigen Gange, und bezeigten keine Lust an Spiel und Bewegung. Da wandte sich Fritz an die Großmutter, und sagte: „Ei, liebe Großmutter! erzähl' uns wieder so ein schönes Märchen, wie damals, als wir hier gewesen!" Die Großmutter erwiederte: „Er möge sich nur einmal an den Onkel wenden; es sey an ihm die Reihe, und er wisse gewiß manches, was ihm auf seinen Wanderungen kund

geworden.“ Der Onkel verſetzte: „Er habe die Bemerkung des Freundes beſtätigt gefunden, daß dieſe Gegend, ſo reich an Naturſchönheiten, ganz arm ſey an Poeſie und an Volksſagen. Um jedoch ſämmtlichen Anweſenden, Alt und Jung, zu Willen zu ſeyn, ſo gedenke er, eine Reihe von Volksſagen aus einer andern, vaterländiſchen Gegend vorzutragen, die, wie er hoffe, nicht minder die Aufmerkſamkeit und die Theilnahme der verehrlichen Zuhörer ſammt und ſonders verdienen werde. Er zog ein Büchlein hervor, und las: „Wunderbarliche Geſchichte vom Untersberg, genannt der Wundersberg.“

Die Frauen proteſtirten, und ſagten, es dürfe nichts vorgeleſen, ſondern es müſſe alles frei erzählt, wo nicht, erfunden werden. Der Onkel erwiederte: „Es ſey auch nicht ſeine Abſicht, bloß vor- und abzuleſen; aber das Document müſſe er vor Augen haben, damit er nicht in ſeiner Erzählung Mängel und Fehler begehe; denn er glaube, daß eine Volksſage, auch als Dichtung betrachtet, auf dieſelbe Treue Anſpruch mache, wie die wirkliche Geſchichte. Sie ſey eben auch eine Thatſache.“

Er begann:

* * *

Das Gebet nach dem Abendeſſen war vollendet. Es ſchlug acht Uhr. Die Mutter räumte den Tiſch

ab; die Magd ging in die Küche, um das Geschirr zu reinigen; der Vater sah im Stalle nach, ob das Vieh gefressen; der Knecht hatte noch einiges in der Tenne und im Hofraum zu ordnen. Die Großmutter blieb bei den Kindern in der Stube, und brachte die Kunkeln herbei, um den langen Winterabend zu spinnen; die Kinder setzten sich hinter den Tisch neben der Großmutter.

„Großmutter! sagte Gottlieb, gelt! du erzählst uns heute wieder so etwas von den Bergmännlein und den wilden Frauen und den Riesen des Unterbergs?"

„O ja doch! sagte Christine, ich bitte! — Erst heut Nacht hat's mir ordentlich davon geträumt. Soll ich's erzählen? — Ein Bergmännlein — es war aber gar schön, in einem schneeweißen Kleide und mit freundlichem Antlitz — das trat zu mir, und sagte: „Willt du mit? willt du mit?" Und es nahm mich bei der Hand, und führte mich in den Berg, und wir gingen durch lange Gänge, die kein Ende zu haben schienen. Zuletzt standen wir vor einem Thor, und ich blickte in einen großen, schönen Saal. Ei, was war da für eine Pracht! Wie ich aber so schaute, um jedes zu sehen, da fing es an vor meinen Augen zu flimmern, alles durch einander; und es stand nun vor mir, mit dem Lichte, die Mutter, die mich aufgeweckt."

„Da hast du gewiß, sagte die Großmutter, gestern Abend vor dem Einschlafen noch fromm gebetet, und darum ist dir das Bergmännlein so freundlich erschienen.“

Christine nickte still mit dem Kopfe, und legte ihn dann leise an die Brust der Großmutter.

„Auch ich habe von einem Bergmännlein geträumt, sagte Gottlieb, und zwar etwas recht Lustiges. Ich stand ganz oben auf dem Untersberg, beim Kreuz — weißt du, Großmutter? — und ich schaute nach Salzburg hin und auf Gredig herab, und die Häuser schienen mir ganz klein, und euch konnte ich gar nicht sehen. Da bekam ich schier das Heimweh, und es graute mir, wie ich da wieder hinunter kommen sollte über das steile Gestein. Und in dem Augenblicke trat ein Bergmännlein zu mir, das hat ganz drollig ausgesehen, mit einem gar großen Kopf und mit einem dicken, dicken Bauch, und mit Beinen, wie Spindeln so dünn, gerade so, wie man sagt, daß sie gewöhnlich aussehen. Der sagte zu mir: Hock auf, ich will dich hinunter bringen. Das that ich denn. Und nun fing das Bergmännlein an, mit mir kopfunter, kopfüber den Berg hinunter zu purzeln; und ich glaubte, es ginge wie über einen Bühel, über lauter Matten hin, ganz

sanft; zuletzt that ich noch einen Fall, und dabei erwachte ich; denn der Vater hatte geklopft."

„Was man den ganzen Tag treibt, sagte die Großmutter, davon träumt man bei Nacht. Du laufst alleweil im Freien herum, und kannst nie zu Hause bleiben. Wart, daß dich nicht einmal eine wilde Frau ertappt und dich fort nimmt!"

Gottlieb sah die Großmutter lächelnd und zweifelnd an.

„Du glaubst das nicht? sagte die Großmutter. Ist es doch nicht gar so lange her, daß ein Knabe unweit der Kugelmühle von den wilden Frauen fort genommen worden; denn er ist plötzlich verschwunden, und wurde vergebens viele Tage gesucht. Ueber ein Jahr sahen ihn die Holzknechte auf einem Stock des Berges sitzen, in einem grünen Kleide, laut jammernd und rufend: Holt mich heim! Holt mich heim! Als aber des andern Tages die Eltern kamen, um ihn aufzusuchen und abzuholen, da kam er nicht mehr zum Vorschein, und ist sein Lebtag nicht mehr gefunden worden. —

Gottlieb, als er dieß gehört, sah bedenklich drein, und sagte kein Wort.

Die Großmutter fuhr fort: „Ohne Gottes Zulassung, und ohne die Schuld der Kinder und ihrer Eltern kann jedoch so etwas nicht geschehen, wie sol-

gende Geſchichte beweiſet. Es führte eines Tags ein Knabe die Pferde, mit welchen ſein Vater das Feld umackerte. Da kamen auch die wilden Frauen hervor aus dem Untersberg, und wollten den Knaben mit Gewalt hinweg nehmen. Sein Vater aber, der wohl wußte, daß ſie frommen Chriſten nichts thun können, ging ihnen ohne Furcht entgegen, und nahm ihnen den Knaben mit den Worten ab: Was erfrechet ihr euch, mir meinen Buben zu nehmen? Was wollt ihr mit ihm machen? Die wilden Frauen ſagten: Er wird bei uns beſſere Pflege haben, als zu Hauſe; es ſoll ihm kein Leid widerfahren. Allein der Vater ließ ſeinen Knaben nicht aus den Händen, und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend von dannen."

„Warum weinten denn die wilden Frauen?" fragte Chriſtine.

„Im Grunde haben ſie die Kinder gern, ſagte die Großmutter; und es iſt auch eine köſtliche Freude und eine wahre Gottesgabe um Kinder, wenn ſie fromm und brav ſind. Da nun die wilden Frauen das Glück entbehren, eigene Kinder zu haben, ſo ſuchen ſie fremde anzulocken, und führen ſie in ihre Wohnungen ein, die ſie auf den Höhen und in Höhlen haben. Da pflegen ſie nun dieſelben freilich auf eine gar zärtliche Weiſe; ſie putzen und zwagen und

ſtrehlen an ihnen den ganzen Tag, und ziehen ihnen ſchöne Kleider an und aus, wie die Mägdlein ihren Docken, und nähren ſie mit lauter Lebzelten und Meth und andern Gutſelen, wie unverſtändige Mütter es machen. Aber die Kinder werden von Tag zu Tag ſchwächer, und ſie werden um kein Haar größer, und ihre Geſichtsfarbe verbleicht allmählich, und zuletzt ſehen ſie aus, wie Wachspuppen, und müſſen bald ſterben."

Chriſtine war bei den Worten der Großmutter ganz furchtſam geworden, und ſie ſchmiegte ſich enger an ſie. Die Großmutter fuhr fort: „Frommen Kindern können ſie nichts anhaben, wie ich ſchon geſagt, die brav bei Hauſe bleiben, und nicht ohne Wiſſen und Willen der Eltern ins Freie gehen. Mein Großvater hat mir erzählt: wie er mit andern Kindern von hier, aus Gredig, das Vieh geweidet nächſt dem Loch innerhalb Glanezz, da ſeyen oft wilde Frauen aus dem Berg gekommen, und haben ihnen Brod zu eſſen gegeben, was ſie denn auch dankbarlich angenommen; und es iſt ihnen kein Leid widerfahren." —

Indeſſen waren die Leute alle nach einander in die Stube zurückgekommen; die Mutter ſetzte ſich zur Kunkel; die Magd deßgleichen; Hans, der Knecht, nahm auf der Ofenbank Platz. Der Va-

ter, der die letzte Erzählung vernommen, sagte, halb im Scherze: „Werden schon wieder Mährlein erzählt? Ihr verrückt noch ganz die Köpfe der Kinder.“

Die Großmutter erwiederte: „Damit hat's gute Wege. Hören sie's nicht gern? Und was soll man ihnen sonst erzählen, wenn nicht etwas Geistliches? was aber an Sonn- und Feiertagen und mit Andacht geschehen soll.“

„Treibt's meinethalb mit ihnen, wie ihr wollt, sagte der Vater; aber macht mir keine Fürchtlinge aus ihnen, das sag' ich euch.“

„Geh nur zu deinem Glas Bier, sagte die Mutter, und laß dir etwas von Welthändeln vorerzählen. Gib aber Acht, daß sie dir nicht auch Mährlein aufheften.“

Der Vater lachte; er zog seine Jacke an, setzte den Hut auf, und im Weggehen sagte er: Macht's nicht zu lang.

„Bis du wieder kommst, antwortete die Mutter. Und mach', daß es bald geschieht.“

Nachdem der Vater fortgegangen, sagte die Großmutter: „Wo bin ich denn gestern stehen geblieben? Ich glaub' in der Geschichte von dem Bergmännlein, der vor etlichen Jahren zu Glaß im Dorf einer Hochzeit beigewohnt? Richtig! Mit gar sittigen Gebärden trat er unter die Hochzeitleute,

und begrüßte sie; dann verlangte er, mittanzen zu dürfen, und, als es ihm bewilligt worden, tanzte er mit der Braut und andern Jungfrauen je drei Tänzlein, mit solcher Zierlichkeit, daß man sich nicht genug darob verwundern konnte. Nach dem Tanze schenkte er jedem der Brautpersonen drei kleine Silbermünzen von unbekanntem Gepräge, wobei er sie ermahnte, sie sollten in Frieden und Eintracht hausen, und ihre Kinder gut erziehen. Die Münzen aber, sagte er, sollen sie zu ihrem Geld legen, damit sie in keinen Mangel kommen. Und dieses Bergmännlein ist bei ihnen bis zur Nachtszeit geblieben, und hat von Jedermann Speis und Trank angenommen. Alsdann bedankte es sich, und begehrte einen Schiffmann, der ihn über die Salzach gegen den Berg zu überschiffen sollte. Der Schiffmann aber hieß Johann Stándl. Während des Ueberfahrens begehrte dieser seinen Lohn. Das Bergmännlein gab ihm in Demuth drei Pfenninge. Der Schiffmann hatte mehr gehofft, weil er wußte, daß die Bergmännlein gar große Schätze hätten; und er verschmähte den schlechten Lohn. Das Bergmännlein gab ihm aber zur Antwort: Er solle damit nur zufrieden seyn; wenn er die drei Pfenninge behielte, so würde er an seiner Habschaft nie Mangel leiden."

„Das hat seine gute Bedeutung, sagte die Mut-

ter. Denn wer den Pfenning ſpart, der kommt zu einem Gulden; und der erſparte Gulden iſt jedenfalls der Anfang, um reich zu werden.“

„Etwas iſt doch dran, ſagte Liſe, die Magd, an ſolchen Pfenningen. Ich habe ſelbſt ein Weib gekannt, in Waging, die viel Geld gewonnen hat mit einem ſolchen Heckpfenning. Ob ſie ihn von einem Bergmännlein erhalten, oder woher ſie ihn ſonſt bekommen habe, das weiß ich nicht. Die Leute nannten ſie gewöhnlich nur die alte Lene. Sie wohnte in einem kleinen Stüblein, und that nichts, als ſpinnen. Und doch fehlte es ihr nie an Nahrung, und ſie theilte ſogar den Armen mit, ſo daß ſich jedermann darob verwunderte. Wenn man ſie nun fragte, woher ſie das Geld nähme, ſo ſagte ſie, und bekannte es öffentlich, daß ſie einen Heckpfenning habe, der mache, daß das Geld nie weniger werde, ſondern mehr. Nach ihrem Tode fand man bei ihr manches unbekannte Schatzgeld, das ſie der Kirche vermacht; aber der Heckpfenning war nicht zu finden. Und darum glaub' ich, daß etwas dran ſey.“

„Mir wär's ganz recht, ſprach Hans, wenn mir einmal ſo ein Bergmännlein begegnete, und gäbe mir eine Hand voll Goldſtücke. Denn reich ſind ſie, das iſt ausgemacht; und der Berg iſt voll

von Minern und Erzen, wie erfahrne Leute sagen; nur wer sie eben finden soll, muß ein Glücks- oder Sonntagskind seyn. Mir ist von einem Holzmeister erzählt worden, der, als er sich eines Tags in seinen Verrichtungen verspätete, seine Nachtruhe in einer Höhle nehmen mußte. Da bemerkte er des andern Tags, daß an der Steinklippe ein glänzend schwerer Goldsand herunter rieselte. Weil er nun kein Geschirr bei sich hatte, ging er ein anderes Mal hinauf, und setzte ein Krüglein unter, und, wie es angefüllt war, nahm er's mit nach Haus, und gewann aus dem Sande viel Goldes, und das wiederholte er in der Folge so oft, als er Geld brauchte, und hatte keinen Mangel sein Leben lang. Nach seinem Tode aber, sagt man, ist an diesem Geld kein Segen gewesen."

„Das ist mir leicht glaublich, sagte die Mutter. Wie gewonnen, so zerronnen."

„Etwas Aehnliches wird von einer Kräutelbrockerin erzählt, sagte Lise, die Magd. Als sie eine Zeit lang auf dem Untersberg herumging, kam sie zu einer Steinwand. Dort lagen Brocken, grau und schwarz wie die Kohlen. Sie nahm von diesen etliche zu sich, und da sie nach Hause gekommen war, merkte sie, daß drinn klares Gold vermischt war. Sie ging alsbald wieder hinauf auf den Berg, um

mehreres dergleichen zu holen; aber alles Suchens ungeachtet konnte sie den Ort nicht mehr finden."

„Die Bergmännlein, sagte die Mutter, wollen es wohl den Menschen nicht gar zu bequem machen; auch hassen sie den Geiz und alle Habsucht. Mein Vater erzählte mir von einem Knecht, Namens Paul Mayr, der beim Hofwirth zu St. Zeno in Dienst gestanden. Dieser kam, unfern dem Brunnenthal, auf der halben Höhe des Bergs, zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Goldsand lag. Sogleich füllte er alle seine Taschen damit an, und ging freudig davon. Aber da stand plötzlich ein fremder Mann vor ihm, der sprach zum Paul Mayr: Was trägst du da? Vor Furcht und Schrecken blieb der Mayr stumm vor ihm stehen. Jetzt ergriff ihn der Fremde, und leerte ihm alle seine Taschen aus, und sagte: Pack dich alsogleich von dannen, und laß dich nie mehr dieses Weges sehen, wenn dir anders dein Leben lieb ist. Und das ist ihm recht geschehen."

„Einem Christenmenschen ist es überhaupt nicht räthlich — sagte die Großmutter — bei Geistern und andern gespenstischen Wesen Hülfe zu suchen. So gutmüthig sie auch seyn mögen, so sind sie doch mitunter tückisch, und bringen den Menschen Schaden. Kommen sie einem freilich selbst entgegen, so

hat man nichts zu fürchten von ihnen, falls man ein gutes Gewissen hat. Gott schickt oft dem Menschen wunderbare Boten zu. Zu meines Großvaters Zeiten kamen einmal mehrere Rieſen aus dem Untersberg herunter nach Gredig. Sie sahen aus in ihren langen, weiten, grauen Kleidern, wie die Nebelsäulen, die aus dem Berge aufsteigen; und sie lehnten sich an die Kirche an, und ihre Häupter reichten bis an den Dachstuhl, und waren unheimlich anzusehen. Aber was sie sprachen, war sehr erbaulich; sie redeten mit Manns- und Weibspersonen, und ermahnten sie zu christlichem Lebenswandel, und daß sie ihre Kinder in Frömmigkeit erziehen sollen; denn, sagten sie, es werden schwere Zeiten kommen für Leib und Seele, und nur die Gottesfürchtigen werden bestehen im Glauben und im Vertrauen auf Gott.

„Das kann der Herr Pfarrer eben so gut sagen, versetzte Hans, der Knecht. Wenn mir einmal so ein Rieſe begegnete, so würde ich ihn um ganz andere Dinge fragen, die kein Mensch weiß, und die aber ich wissen möchte.“

„Du, Johannes, versuche Gott nicht — sagte Lise. — Was wir von zukünftigen Dingen zu wissen brauchen, das wissen wir; alles Uebrige ist vom Uebel.“

„Es könnte dir wohl sonst ergehen, sagte die Großmutter, wie dem Michael Holzögger, von dem die Geschichte Meldung thut. Diesen schickte eines Tags sein Bruder, der Jäger, auf den Berg zur Nachsicht. Er blieb aber drei, sechs, acht Tage aus, ohne daß man von ihm Nachricht bekommen. Also glaubte der Jäger sicherlich, er habe sich auf dem Berge verstiegen und sey in irgend eine Schlucht oder von einer Klippe in die Tiefe gefallen; wie denn dieß schon vielen geschehen, die auf den Unters-berg sich gewagt haben. Nach acht und zwanzig Tagen, als nichts mehr von ihm zu finden und zu hören war, ließ er für seinen Bruder eine Todten-messe halten auf der Gmain, wo eine Wallfahrt ist. Und sieh da! während des Gottesdienstes kommt der Michael selbst in die Kirche zum Vorschein, des Willens, Gott zu danken wegen glücklicher Zu-rückkunft. Beiderseits erstaunte man nicht wenig: der Michael, als man ihm sagte, daß für ihn, als einen Todtgeglaubten, die Messe gelesen werde; und die Leute, als sie ihn bei Leben sahen und bei Ge-sundheit und in so saubern Kleidern, wie er vor vier Wochen aus dem Hause gegangen war. Jedermann drängte sich nun zu ihm, und wollte hören, wie es ihm ergangen. Aber der Jägerknecht war ganz in sich verschlossen, und wollte nichts bekennen.“

„Ei, das ist Schade! sagte Gottlieb; der hätte gewiß schöne, wunderbare Dinge zu erzählen gewußt.“

„Warum denn, fragte Christine, hat er nichts gesagt?“

„Es werden's ihm wohl die Leute drinnen streng verboten haben, sagte die Großmutter; und wer etwas ausschwätzt, was ihm als Geheimniß anvertraut worden, der leidet Schaden an Leib und Seele. — Man sagt auch, daß dieser Holzögger von der Zeit an ganz trübsinnig und leutscheu geworden. Und als er dem Erzbischof von Salzburg, der ihn um das Geheimniß befragte, dasselbe in der Beicht offenbarte, so ist auch dieser Herr in Trübsinn verfallen, und hat sich von der Stadt weggegeben nach Leopoldskron, wo er fortan in Einsamkeit lebte bis zu seinem Tode. Es müssen also schon ganz fürchterliche Dinge gewesen seyn, welche der Jägerknecht erfahren, von Theurung, Krieg und Pest, oder vom Abfall der Christenheit, oder andern Unglücksfällen, die das Land betreffen sollten. Gewiß ist es, daß einige Jahre darauf, wie die Chronik von Salzburg erzählt, viele Häuser in der Steingasse von losgebrochenen Felsen des Kapuziner-Bergs überschüttet worden, und viele Menschen dabei jämmerlich zu Grund gegangen sind. — Und darum hatte die Lise recht, wenn sie sagte, es sey gut, daß

daß wir von zukünftigen Dingen nichts zu wiſſen verlangen ſollen; denn es kommt nichts Beſſeres nach; und es wird alles ſchon offenbar werden, wenn es Zeit iſt und Gottes heiliger Wille.“

„Ei nun, ſagte Hans, muß es denn gerade allzeit etwas Böſes ſeyn, das wir erfahren ſollen?“

Die Mutter erwiederte: „Auch das Gute vorher zu wiſſen, iſt nicht alleweil gut. Wüßteſt du z. B., daß du ein reicher Mann würdeſt — —“

„Nu ja, ſagte Hans; ſo nähm' ich die Liſe heut noch zum Weib.“

„Und ich nähme dich nicht, ſagte Liſe; denn da würdeſt du vielleicht faul werden, und ein Trinker und Spieler und ein Wilddieb, und ich hätte die liebe Noth zu Haus bei allem Reichthum.“

Die Großmutter lachte. „So denkt halt das junge Blut, ſagte ſie, und es trachtet immer nach höhern Dingen, als den Menſchen beſchieden iſt.“

„Ich muß geſtehen, ſagte Hans, daß ich von Jugend auf ſo meine Neigung hatte zu geheimnißvollen und wunderbaren Dingen, und daß mir noch immer ſo iſt, als müßte mir etwas Abſonderliches begegnen vom Wunderberg her. Bin ich nicht von Unterſein gebürtig? Und lieben nicht dieſen Ort die Bergmännlein, und kommen oft dahin ins Kirchlein, um der heiligen Meſſe beizuwohnen? Und

wissen nicht meine Eltern und Großeltern vieles zu erzählen, was dort und anderwärts Wunderliches geschehen? Das aber sag' ich euch, und ich lasse mir's nicht ausreden: im Frühjahr, wenn alles wieder grün wird auf dem Berge, und sanfter der Wind weht, und lustig der Himmel danieder schaut, da nehme ich Abschied auf acht Tage, und laß mich nicht halten, und gehe fort auf den Berg —„

„Du nimmst mich doch auch mit, Hans?" sagte Gottlieb.

„Ein anders Mal, wenn du um vieles größer bist, antwortete der Knecht. Denn es ist kein Leichtes, die steilen Felsen hinan zu steigen, und an tiefen Abgründen vorbei zu gehen, und über Spalten und Felsritzen zu springen, und auf gähen Abhängen hinunter zu rutschen, und in Höhlen zu übernachten, und allein von Brod und Wasser zu leben."

„Und was hast du dann davon, sagte Lise, daß du deine Gesundheit und dein Leben einsetzest?"

„Was ich davon habe? sagte der Knecht. Sehen will ich, und selbst erfahren, was die Jäger Seltsames erzählen von dem Berge. Hat er nicht seine zwölf Stunden im Umfang? Und wer hat seinen Rücken vollends abgeschritten, und die Gemsen gezählt, die sich dort nähren, und die Gewächse alle kennen

gelernet, die drauf wachsen? Hei! wie luſtig und ſchön muß es da oben ſeyn! Wände ſteigen empor, wie marmorne Paläſte, und Felſen ſtehen an Felſen, wie die Gebäude einer Stadt; und in den Abgründen drunten liegt ein ewiger Schnee, und in die tiefen, engen Klüfte ſcheint kein Sonnenſtrahl; und wilde Gewäſſer rauſchen weit unten im Bauch des Berges, und graben ſich durch die Klüfte, in die kein Menſchenauge geſehen, brauſend einen Ausweg. Oft auch, ſagen die Jäger, hört man von der Tiefe herauf ein Geklirre von Waffen, ein Wiehern der Roſſe, und lautes Getrommel, als werde eine Schlacht geliefert. —"

„Das iſt Kaiſer Karl und ſeine Ritter, die in dem Berg drinn hauſen," fiel die Großmutter ein.

„So erzählen die Leute, fuhr der Knecht fort. Und es geht die Sage, die auch ſehr glaublich iſt, daß der ganze Berg, wie ein Sarg, über die Behauſung des Kaiſers gelegt ſey. Habt ihr nie die Grabmäler geſehen der Pröpſte von Berchtesgaden in der Hofkirche, wie ſie drauf abgebildet liegen in Stein? Alſo, wenn man vom Unterſtein aus nach dem Berge ſchaut, ſieht man deutlich das Geſicht des alten Kaiſers abconterfeit mit Stirn, Naſe, Mund und Kinn — eine wundergroße Erſcheinung, zumal im Morgen- oder Abend-

lichte gesehen; der übrige Theil aber des Körpers ist unkenntlich und verfallen, von dem Ungemach der Zeiten und des Gewitters."

„Gesehen hat ihn noch Niemand seit Menschengedenken, sagte die Großmutter; aber weil's alle Leute sagen, so muß es wohl wahr seyn. Es ist aber dieser Kaiser Karl, wie die Chroniken erzählen, ein großmächtiger Fürst gewesen, der das Christenthum im Abendlande in Aufnahme gebracht, und sonst viele ansehnliche Kriegsthaten verrichtet hat. Und darum hat ihn Gott ausersehen und aufbewahrt auf das Ende der Zeiten, auf daß er das fromme Häuflein der Gläubigen schütze gegen den wilden Andrang der Ungläubigen, und die Ehre Gottes wieder herstelle auf Erden bis auf den jüngsten Tag. Es wohnt aber dieser Kaiser Karl mitten im Berg, in einem großen, weiten Thronsaal; die Wände des Saals sind aus polirtem Granitstein erbaut, und dessen Decke ist aus eitlem Erz geschmolzen; und ringsum ist er behängt mit Harnischen und Schwertern und Pickelhauben, wie schier der Waffensaal im Schloß zu Salzburg. Er aber sitzt mitten inne an einem marmorsteinernen Tisch, eine große majestätische Gestalt, in einen reichgestickten Kaisermantel gehüllt; in der Rechten trägt er das Scepter, zur Linken hängt ihm sein Schwert; sein Haupt schmückt eine Krone; sein Antlitz

iſt, wie das eines ſchlummernden Greiſes; und ein langer, ſchneeweißer Bart, mit Perlen durchflochten, wallet von ſeinem Kinn herab, und windet ſich um den ſteinernen Tiſch herum; und die Sage geht, daß, wenn ſich ſein Bart dreimal um den Tiſch geleget, der Welt Ende nahe ſey, und er werde aufwachen und neu erſtehen und das Werk verrichten, wozu ihn Gott auserſehen. Es halten aber an den vier Thoren, durch welche man zum Saale kommt, je zwei und zwei Ritter Wache Tag und Nacht; und wenn die Zeit kommt zum Ablöſen, was alle ſieben Jahre geſchieht, dann rühren ſich die Trommeln, dann ſchmettern die Trompeten; dann wachen alle Ritter zugleich auf, die um den Saal herum im weiten Palaſte ſchlafen, und greifen zu den Waffen, und fragen, ob es Zeit ſey."

„Ich habe die Geſchichte oft gehört, ſagte Hans, und allzeit mit Verwunderung. Gewiß iſt es, daß der Berg innerhalb bewohnt iſt, und daß lebendige Weſen drinn ſind — ob Menſchen, wie wir, oder Geiſter? das weiß man freilich nicht. Wer kennt nicht die Geſchichte von dem Lazarus Girſchner? Ich will aber eine andere Sage erzählen, von einem Fuhrmann, der auf eine wunderbare Weiſe in den Untersberg gekommen. Ich weiß dieſe Geſchichte von einem alten Jäger, deſſen Vater ihn

ſelbſt gekannt haben ſoll. Dieſer Fuhrmann kam aus Tyrol, und wollte nach Hallein mit einem Wagen voll Weins, um ihn dort zu verhandeln. Als er nun neben St. Leonhard bei der Almbrücke zu Niederalm gefahren, kam ein Bergmännlein hervor aus dem Untersberg, und fragte den Fuhrmann, woher er komme, und was er da führe. Das ſagte ihm der Fuhrmann. Da ſprach das Bergmännlein: Fahre mit mir; ich will dir gute Münze dafür geben, und zwar noch mehr, als du zu Hallein dafür bekommen wirſt. Der Fuhrmann wollte dieß aber nicht thun, ſondern erwiederte, daß er den Wein jenem Herrn zuführen müſſe, der ihn beſtellt hat. Da nun das Bergmännlein wahrnahm, daß der Fuhrmann nicht wollte mitfahren, ſo fiel das Bergmännlein plötzlich den Pferden an die Mähnen, und ſprach: „Fuhrmann! weil du nicht willſt mitfahren, ſo will ich deine Augen alſo verblenden, daß du nicht weißt, wo du biſt; und ich will dich ſo führen, daß du dich nicht mehr auskennſt.“ Auf dieſe drohenden Worte gerieth der Fuhrmann in viele Aengſten, und wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen; doch beſann er ſich, und hielt es für beſſer, mit gutem Willen zu folgen, als alles zu verlieren. Er fuhr deßwegen mit dem Männlein, und dieſes führte die Pferde

fleißig am Zaum dem Wunderberg zu. Da sie näher gegen den Berg zu kamen, däuchte es dem Fuhrmann, als sey er auf einer ganz neugemachten Straße, und er erkannte die Gegend nicht mehr; und als sie nächst des Berges waren, überfiel den Fuhrmann ein Schlaf; und da er wieder erwachte, so sah er, daß er zu einem wohlgebauten Schloß fahre, das mitten in einer schönen und lustigen Ebene stand. Es war aber das Schloß von lauter rothem und weißem Marmor hoch erbauet; und in dessen Mitte stand ein hoher, mit Kupfer gedeckter Thurm, und die Fenster waren von purem Krystall. Um das Schloß herum zog sich ein, etliche und zwanzig Klafter tiefer Graben. Außerhalb war eine Mauer 30 Klafter hoch und 10 Klafter dick. Das Schloß selbst aber stand auf einem abgehauenen und abgeputzten Felsen. Bevor man zum Schloß kommen konnte, mußte man über sieben Aufzugbrücken, durch mehrere Thore und Schlußgitter.

„Gehört hab' ich schon auch von diesem Tyroler Fuhrmann, sagte die Großmutter; aber nicht alles so genau und umständlich."

„Es ist alles gerade so geschehen, wie ich's euch erzähle, sagte der Knecht; auch steht's so im Büchlein, das zu Brixen in Tyrol gedruckt worden in diesem Jahre, und wo ich diese Geschichte, wie so

viele andere, gelesen habe. In dieses Schloß mußte der Fuhrmann hinein fahren. Sobald ihn aber ein Diener, der von einem Fenster herabsah, bemerkt hatte, sagte er es sogleich allen Andern in dem Schloß; und es liefen nun alle zu den Fenstern, und bezeigten laut ihre Freude. Es waren dieß aber lauter Bergmännlein in ihrer sonderheitlichen Tracht. Einige von ihnen kamen auch vor das Schloß heraus; unter diesen besonders der Kellermeister, der ein etwas stärkeres Männlein war, mit vielen Schlüsseln und großen Taschen versehen; sein Bart reichte ihm über seinen Bauch, und seine Haupthaare hingen ihm über die Mitte des Leibes herab. Als sie in die Mitte des Hofes hinein kamen, waren eilends einige vorhanden, welche die Pferde ausspannten, und sie in den Stall führten, um sie zu füttern; die andern machten sich dran, die Weinfässer abzuladen, und es wimmelte um den Wagen herum, wie in einem Ameisenhaufen.“

„Ei wie konnten denn, fragte Gottlieb, so kleine Männlein ein großes Weinfaß bewegen und abladen?“

„Viele Hände vermögen gar viel, sagte die Mutter. Und hast du's nicht gehört, daß das Bergmännlein Roß und Wagen aufgehalten hat?“

Hans, der Knecht, fuhr fort in seiner Erzäh-

lung: „Der Kellermeister führte nun den Fuhrmann vorerst in den Keller, der sehr wohlgebaut und mit Weinfässern voll angefüllt war, schier wie der Felsenkeller bei St. Peter in Salzburg; aber noch viel größer und schöner. Auch standen in der Mitte viele Tische, mit köstlichen Speisen aller Art bedeckt. An einen davon hieß der Kellermeister den Fuhrmann sich niedersetzen, und stellte ihm zu essen und zu trinken auf, so viel er zu sich nehmen wollte. Und die Bergmännlein, die zugegen waren, redeten ihm zu, und suchten ihm die Zeit zu verkürzen durch ihre Anreden. Der Fuhrmann aber wollte doch nicht fröhlich seyn; und er aß und trank zwar, aber es schmeckte ihm nicht; und er dachte bei sich: Wär' ich nur wieder draußen, und hätte mein Geld. Als er nicht mehr essen wollte, so kam ein schön geputztes Bergmännlein herbei, und sagte, daß er ihm nun auch das übrige Schloß zeigen wollte. Der Fuhrmann, obwohl er lieber zu seinen Pferden gegangen wäre, ließ sich die Einladung gefallen, und ging mit. Da führte er ihn über eine Stiege hinauf, die 25 messingene Staffeln hatte. Dann kamen sie in einen prachtvollen Saal. Er war mit lauter kostbarem Marmor gepflastert; die Seitenwände waren von klarstem Gold aufgerichtet; die Decke war ebenfalls mit Gold überzogen, und die Fenster, 20 Schuh

hoch und 7 breit, waren von hellstem Krystall. In der Mitte des Saals aber sah man vier, aus Metall gegossene grose Riesen, 18 Schuh hoch, die gar zierlich und fein gearbeitet waren. Diese Riesen hatten grose goldene Ketten an ihren Armen, als ob sie gefangen wären; und oben an der Mitte der Decke war ein geformtes Bergmännlein mit einer goldenen Krone, welches diese Riesen gleichsam geschlossen hielt. Neben herum in diesem Saal hingen lauter Küraße, Harnische, Pickelhauben, Schwerter und andere unbekannte Geschosse, alle reich mit Gold verzieret."

„Was mögen doch wohl die vier Riesen und das Bergmännlein bedeuten? fragte die Großmutter; denn eine Bedeutung müssen sie doch haben."

„Der Fuhrmann fragte auch deßhalb seinen Führer, fuhr der Knecht fort, aber dieser verschwieg es ihm. Bei vielen ist die Meinung, daß entweder sich Krieg erheben werde in allen vier Welttheilen, oder daß die vier größten Monarchen in unserm Erdtheil abhängig werden von dem kleinsten; oder, was die beste Auslegung ist, daß die vier größten Weltmonarchen und ihre Reiche, Cyrus und Alexander und Augustus und Karl der Große unterthänig gewesen seyen einer Macht, welche den Menschen zwar unansehnlich erscheint, aber unbezwinglich und sieghaft ist. Nichts Gewisses weiß

man nicht. — Von jenem Saale aus ſtiegen ſie nun auf vielen hundert Staffeln hinab, und ſie kamen, tief unter der Erde, in ein groſſes, weites Gewölbe, in welches keine Taglichte ſchien. An den Wänden herum ſah es aus, als wenn lauter Schmied- und Hammer-Oeſſen da wären, und die Flammen zuckten nach allen Seiten, wie glühende Schlangen empor, und man konnte es ſchier vor Hitze drinnen nicht aushalten. Es waren hier aber gar viele Bergmännlein beſchäftigt, die das glühende Erz aus den Oeſſen ſchöpften, und Münzen daraus bildeten; und ganze Ladungen von Fäſſern, voll von Gold und Silber, lagen im weiten Gewölbe aufgehäuft. Der den Fuhrmann begleitete, führte ihn jetzt zu einem Bergmännlein, das in einer Ecke ſaß, und Geld in ein Faß zählte; es war ein eisgraues Männlein, und auch um vieles gröſer, als die andern, und es ſah ſehr mürriſch aus. Dieſer gab dem Fuhrmann hundert achtzig Dutzend Ducaten, alle nagelneu, ſo daß er alle ſeine Taſchen damit anfüllen konnte, und überaus ſchwer zu tragen hatte. Dieß ſey die Bezahlung für ſeinen Wein, ſagte der Alte; und er ſolle ſich nun aber ſogleich fortpacken und nimmer kommen. Der Fuhrmann ſtieg alſo mit ſeinem Begleiter wieder hinauf in den Speiſſaal, und er lieſ ſogleich anſpannen, und trank und aß nur noch

weniges. Dann fuhr er fort, und es begleiteten ihn drei Bergmännlein, welche schwarze Kleider, grünsammetne Hütlein und rothe Federn drauf hatten. Zuletzt, als sie ihn eine geraume Strecke Wegs begleitet, und ihm dabei viele fromme Lehren gegeben hatten, sagten sie zu ihm: „Dieß merke noch: da man anfangen wird, weiße und rothe Hütlein zu tragen, da wird die Noth aller Orten ihren Anfang nehmen, und der Segen Gottes sich wenden nach dem Leben der Menschen.“ Der Fuhrmann sah sich drauf plötzlich, er wußte nicht, wie ihm geschehen, an demselben Orte, wo das Bergmännlein zuvor zu ihm gekommen war; und daß er nicht geträumt, sondern alles wirklich sich zugetragen habe, davon überzeugten ihn die schönen, blanken Ducaten, die er in den Taschen hatte. Und man sagt, daß dieß sein Geld nie mehr und nie weniger geworden bei seinem Weinhandel, den er fortan getrieben. Auf Befehl des Bergmännleins behielt er jedoch diese wunderlichen Geheimnisse und Erscheinungen alle bei sich bis nahe an seinen Tod, der in einem späten, glückseligen Alter erfolgte.“

„Das ist eine gar wunderschöne Geschichte, sagte die Großmutter, und man kann Vieles draus lernen.“

„Das Liebste daraus, sagte der Knecht, wären mir schon die Ducaten.“

„Wie du eben bist und denkst, sprach die Großmutter. Das junge Völklein hat nur Gelüste nach Geld und Reichthum. Aber woher kommt's, daß alles Schatzgeld verschwunden ist aus Kisten und Kasten? Von der Liederlichkeit kommt's her, weil die Weiber alles verputzen und verschmieren an schöne Kleider und eitle Trachten, und weil die Männer ihr Geld ins Wirthshaus tragen, und ans Spiel setzen. Meine Mutter — Gott hab' sie selig! — hat solcher unbekannten Münzen noch viele gehabt, die wohl alle aus dem Wunderberg gekommen seyn mögen; aber sie war zu gut gegen andere Leute; und es gab schier kein Kind im Dorfe, das nicht sein Tauf- oder Firm-Gothe gewesen wäre, und einen solchen Schalkpfenning zum Geschenk bekommen hätte. Nun, Gott hat sie vielleicht deßhalb besonders gesegnet; wie sie uns denn ein schönes Vermögen hinterlassen hat. — Aber, Hans, erzähle uns nun die Geschichte von dem Lazarus Gitschner."

„Muß ich diese Geschichte nicht am besten wissen, sagte die Mutter, da in Reichenhall, wo ich her bin, noch Leute leben, die mit jenem Gitschner verwandt sind, und die es jedem Kinde erzählen, wie es sich wirklich zugetragen? — Dieser Lazarus Gitschner stand in Diensten beim Herrn Stadtschreiber zu Reichenhall. Eines Tags beredete er seinen Herrn und den Herrn

Stadtpfarrer, Namens Martin Elbenberger, dazu auch einen Bürger von Reichenhall, mit ihm den Wanderberg zu besteigen. Es ist dieß aber geschehen im Jahre 1529. Da sie nun eine gute Weile fortgegangen, so kamen sie zu einer Klamm, der hohe Thron genannt. Da war auf einer großen Steinplatte eine Schrift mit silbernen Buchstaben in einen Stein eingehauen. Nachdem sie dieselbe einige Zeit angeschaut haben, ohne sie lesen und verstehen zu können, so gingen sie davon, und stiegen weiter auf dem Berg herum, und gingen dann wieder nach Haus. Als sie aber zu Haus angekommen, redeten sie von dieser Schrift, und der Herr Stadtpfarrer befahl dem Lazarus Gitschner, er sollte zurückgehen, und die Schrift auf dem Papier zurück bringen; wie er denn des Schreibens gar wohl kundig war. Lazarus bestieg also gleich den andern Tag den Berg — dieß war am letzten unserer lieben Frauen Tag im Herbst —. Indem er aber im Begriffe war, die Inschrift abzuschreiben, ist es Abend geworden; und da er sohin nicht mehr nach Haus gehen konnte, so blieb er bei dieser Klamm über Nacht. Dieß geschah an einem Mittwoch. Am Donnerstag in der Früh, als er erwachte, und daselbst ein wenig aufwärts ging, um sich umzusehen, da sah er einen barfüßigen Mönch vor sich stehen, der las in einem Buch,

und trug einen Bündel Schlüssel auf der Schulter. — Ich erzähl' es euch ganz genau, wie ich's gehört. Dieser Mönch sprach zum Lazarus Gitschner: Wer bist du? woher kommst du? und was willst du? Lazarus dachte bei sich selbst: Jetzt werd' ich mir Geld aufkommen und ein reicher Mann werden. Und er erzählte dem Mönch mit aller Vertraulichkeit, wer er sey, und weßhalb er hieher gekommen. Dann sagte der Mönch zum Lazarus: Komm auf eine Weile zu uns herein, du sollst es nicht bereuen; und ich werde dir zu essen und zu trinken geben; und zuletzt sollst du auch vernehmen, was die Schrift für eine Bedeutung hat. Sie gingen hierauf von dem Orte, wo sie geredet hatten, wieder zum hohen Thron. Da kamen sie zu einer eisernen Thür, welche der Mönch aufmachte; kurz darauf gingen sie durch ein Thor, wo eine steinerne Bank war. „Hier, sagte der Mönch, auf diese Bank lege deinen Hut; denn an eben diesem Orte wirst du wiederum herauskommen. So lange du darinnen bist, so sprich zu Niemand ein Wort, es mag einer zu dir sagen und fragen, was er nur will; mit mir aber kannst du sprechen, was dir beliebt und recht ist. Und nun gib wohl Acht, und merke dir alles wohl, was du da sehen und hören wirst."

Die Mutter steckte frischen Flachs auf. Alle

war still. Die Kinder spitzten die Ohren, und merkten auf, als wollten sie die Wanderung selbst mitmachen.

„Als sie durch das Thor gekommen waren, fuhr die Mutter fort, da sah Lazarus einen großen Thurn mit einer Uhr, die mit Gold verziert war. Der Mönch sagte: „Siehe, auf welcher Stunde der Uhrzeiger stehet.“ Und es war 7 Uhr. Sie gingen weiter, und Lazarus sah nun vor sich ein herrliches Gebäude mit einem doppelten Glockenthurn, wie ein ansehnliches Kloster. Das Kloster lag auf einer schönen und weiten Wiese, die von einem dichten Walde bekränzt war. Auf der Wiese standen viele Obstbäume mit allerlei seltsamen Früchten; und es rannen lautere Quellen hindurch, die sich vor dem Kloster in einem marmorsteinernen Grunder sammelten. Das Taglicht aber, das darinnen leuchtete, war das nämliche, wie in der äußern Welt; jedoch sah man keine Sonne. — Nun führete der Mönch den Lazarus in dieses Gebäude, und er kam vorerst in die Kirche; die war so weit und tief, daß er von der hintern Kirchenthür kaum bis zum Chor hin sehen konnte; und es verzingen ihm schier die Augen vor all dem Pracht und dem Glanz, der da zu sehen war. Diese Kirche, sagte der Mönch, hat mehr als 200 Altäre, auch über die 30 Orgeln; und an

Sil-

Silber und Gold einen Reichthum, daß es nicht zu ſagen iſt. Vor dem Choraltar hieß ihn der Mönch beten; und auch er kniete nieder und betete. Dann führte er ihn hinunter in einen Stuhl, nahe bei einer Stiege, da die andern Mönche in die Kirche herab kommen ſollten. Und er ſagte: Bleibe da, Lazarus, bis ich wieder zu dir komme und dich hinweg führe. Alſo blieb Lazarus an dieſer Stelle, und es kamen alsbald herab alte und junge Mönche, an die 300 Paar, alle in hölzernen Schuhen. Und ſie gingen auf den Chor, und hielten den Kirchgebrauch, und ſangen die Horas, wie es in der Domkirche zu Salzburg zu geſchehen pflegt. Hernach hat man mit allen Glocken geläutet zum Gottesdienſt; und dieſe Glocken hatten einen ſo ſchönen und lieblichen Ton, daß einem das Herz aufging. Da hub man an auf allen Altären Meſſe zu leſen und das Hochamt zu ſingen; und die Orgeln ſpielten alle zuſammen, nebſt andern muſikaliſchen Inſtrumenten, daß es dem Lazarus nicht anders dünkte, als wäre er in dem Himmel; ſo luſtig und lieblich iſt es ihm vorgekommen. Wie nun der Gottesdienſt vollbracht war, ſo verließen die Mönche den Chor, und gingen wieder die Steige hinauf, von dannen ſie gekommen waren.

Daß ſie drinnen auch Amt hatten und Meſſe

lesen, sagte Lise, das will mir nicht recht einleuchten.

Was wissen wir, was alles in der Welt geschieht? sagte die Mutter. Und Gott dienet man überall, wo man Gott lobt. Drauf fuhr sie in der Erzählung fort: Ueber eine Weile kam der Mönch wieder, und sagte zum Lazarus: Bleib noch eine Weile da; man will jetzt zu essen gehen; ich komme dann, um dich abzuholen. Und wie es 12 Uhr schlug, da kam der Mönch, und führte ihn die Steige hinauf, 80 Staffeln hoch, und darauf durch einen langen Gang ins Speisezimmer. Dasselbe war oben gewölbt und mit Fenstern wohl versehen; und es stunden lange Tische an den Wänden umher, und an einen derselben, der aufgerichtet war, hieß ihn der Mönch sich setzen. Darauf brachte er ihm zu essen, Fleisch, Kraut und Gersten und ein Laibel Brod; dazu einen Becher Wein. Der Becher aber, woraus er getrunken, und die Schüssel, aus welcher er gegessen, war von Zinn. Hernach hieß er ihn: er sollte Dank dem allmächtigen Gott dafür sagen, und führte ihn alsdann wieder in die Kirche zur Vesper. Da war auch wieder die Kirche voll mit Volk, wie in der Frühe. Nach der Vesper führte er ihn in die Liberei, wo die Bücher standen. Es war ein großer Saal, mit hohen, hellen Kirchen-

fenſtern; die Bücher aber, die er darinnen ſah, waren nur von Rinden der Bäume und aus Häuten gemacht, auch mit gar alten unbekannten Buchſtaben geſchrieben. Der Mönch las ihm Einiges vor, und verdolmetſchte es ihm; es handelten die Bücher aber von alten Geſchichten und zukünftigen Weiſſagungen, und wie es dereinſt in der Welt ſich zutragen ſollte mit Krieg, Hunger, Kummer, großem Sterben und Peſtilenz; und wie der Widerchriſt aufſtehen werde, und die ungläubigen Schaaren um ſich verſammeln, und die Gläubigen verfolgen mit Feuer und Schwert; und wie das Häuflein der Gläubigen ſo gar werde klein werden, daß man es, ſo zu ſagen, mit einer Wanne wird zudecken können.

Wann wird die Zeit wohl kommen? fragte Gottlieb.

Das fragte der Lazarus Gitſchner auch den Mönch, ſagte die Mutter; aber dieſer gab ihm eine ſolche heftige Maulſchelle, daß er ſie ſein Lebtag empfunden hat. „Was bedarfſt du die Geheimniſſe Gottes wiſſen? ſagte der Mönch. Es ſteht bei Gott allein, wem er's offenbaren will.“ Hierauf führte ihn der Mönch wieder in den Speiſeſaal, und ſetzte ihm Einiges zu eſſen und zu trinken auf. Nachher gingen ſie in die Complett, und dieſelbe ward

auch also begangen, wie die Vesper. Da die Complett vollendet war, da reiheten sich die Mönche je Paar und Paar, und jeder hielt sein Buch und hatte seine Laterne. Drauf gingen sie gegen den hohen Thurn, durch den Lazarus hineingegangen war in den Untersberg. Daselbst war eine eiserne Thür, auf beiden Seiten wohl beschlagen; zu jedweder Seite aber 6 Thüren, zusammen 12 Thüren gerechnet. Und der Mönch sagte: Durch diese Thür gehet man zu St. Bartholomä auf Berchtesgaden, durch diese nach Salzburg in die Domkirche, durch diese nach Reichenhall, durch diese nach Feldkirchen; durch diese auf die Gemain zu Unser lieben Frauen; durch diese auf Traunstein gen Mariä Egg. Und so nannte er zwölf Gotteshäuser, wohin die Mönche abwechselungsweise zu wallfahrten pflegten. Dieselbige Nacht gingen die Mönche nach St. Bartholomä bei Berchtesgaden, um allda die Mette zu singen; und Lazarus wurde von dem Mönch auch dahin geführt durch einen schönen Gang, der so weit und breit war, daß ihrer drei und drei neben einander gehen konnten. Und als sie eine Weile gegangen waren, da sagte der Mönch im Gehen: Schau, Lazarus, jetzt gehen wir tief unter dem See. Hierauf kamen sie zu der Kirche, wo

die Mönche, hinter dem Altar, die Mette sangen. Nach gesungener Mette gingen sie wieder zurück in den Untersberg. Also ist es einen Tag wie den andern zugegangen mit den Kirchengebräuchen. Lazarus aber blieb volle sieben Tage in dem Berg, und verrichtete bei Tag seine Andacht in der großen Kirche, und des Nachts in den Orten, wo die Mönche ihre Mette hielten. — Am siebenten Tag sagte der Mönch: Lazarus, nun ist es Zeit, daß du wieder hinaus gehest; oder willst du hierinnen verbleiben, so magst du es auch thun. Lazarus sprach: Ich will hinaus gehen. Also gab ihm der Mönch noch zwei Laiblein mit auf den Weg, und geleitete ihn sodann bis zu dem Thurm, durch den er eingegangen war. Im Gehen sprach aber der Mönch: „Höre, Lazarus, was ich dir noch sagen will. Dieser Berg, siehst du, ist ein gar wunderbarer Berg, und in allen seinen Theilen von unzählbarem Volke bewohnt. In dem obersten Theile sind die Mönche, welche Tag und Nacht beten für die Christenheit. In dem mittlern Theile sind die Ritter mit dem glorwürdigen Kaiser Karl, und die sind alle bereit, zu jeder Stunde, wenn es Gott will, zu fechten für den christlichen Glauben. In dem untern Theil, im Erdgeschosse, da wohnet das Völklein der Bergmännlein, die wärmen und heizen

die Erde, daß sie alljährig Früchte bringen mag, und sie bereiten das Metall, dessen ihr da draußen bedürfet. Also wird hier, auf Gottes Anordnung, Sorge getragen für euer geistiges und leibliches Wohl, und ihr müßt deß Dank haben." Darauf, als sie vor dem Thurm stunden, sprach der Mönch: „Nun schau auf die Uhr, auf welcher Stunde der Zeiger ist. Und es war eben 7 Uhr, wie damals, als Lazarus hinein gegangen war. Drauf, als sie zum Thor gekommen waren, sprach der Mönch: Hier liegt dein Hut; setz' ihn auf, so kannst du wieder den Weg weiter gehen. Wie sie aber an dem Ort noch stunden, verdolmetschte er ihm die Inschrift, die auf der steinernen Wand stand. „In den letzten Tagen wird der Antichrist mit seinen heidnischen Schaaren sich lagern auf dem Walfer-feld; und es wird eine zahllose Menge seyn von geharnischten Reitern und Lanzenknechten. Die gläubigen Christen aber, klein an Zahl, werden sich mit ihrem Bischof in Salzburg sammeln, und in den Klüften sich verbergen, wie ehedem St. Rupertus mit seinen Gesellen, aus Furcht vor dem gewaltigen Feinde. Da, wie nun die Noth am größten ist, erwacht der glorreiche Kaiser Karl und seine gesammte Ritterschaar; und er schickt einen Herold hinaus, der das Wappen des Kaisers auf-

hängt, Angesichts des Feindes, an dem großen ausgedorrten Birnbaum, der an dem Walserfeld steht, und der um diese Zeit frische Zweiglein ausschlagen wird. Und, sieh! es thut sich plötzlich der Berg auf, und aus dessen offenen Thoren schreiten hervor, den alten Kaiser an der Spitze, 10,000 Ritter und 100,000 Lanzenknechte, alle zum Kampfe gerüstet. Da wird sich denn eine Schlacht anheben, wie die Welt noch nie eine gesehen hat; und der Heiden Blut wird in so reichlichem Maße vergossen werden, daß Einem das Blut rinnen wird bis an die Schenkel; und der Antichrist wird zuletzt selber fallen im Gemetzel, und er wird sein eigen Blut gen Himmel spritzen, und sprechen: Der droben hat gesiegt. Drauf, als die Schlacht geschehen, wird Ruhe seyn und Friede auf Erden unter den Menschen, bis der Herr kommen wird zum letzten Gerichte." Also sprach der Mönch; und darauf entließ er den Lazarus Sitschner, der wieder heimkehrte zu den Seinigen.

Als die Mutter die letzten Worte sprach, trat eben der Vater in die Stube, der aus dem Wirthshaus gekommen. Er langte weiß Brod aus der Tasche und theilte es unter die Kinder, daß sie davon äßen. Drauf, indem er den Hut und die Jacke ablegte, sagte er zur Mutter: Hast ihnen

das Mährlein aufgetischt von dem Lazarus Gitschner?

Nun, sagte die Großmutter, ein Glaubensartikel ist's eben nicht; und darum magst du davon halten, was du willst.

Was bringst denn du für neue Mähren nach Haus? fragte die Mutter.

Nichts weiter, sagte der Vater, als daß die Franzosen wieder unruhig werden.

Gott bewahre uns vor denen! sagte die Großmutter. Die sind ärger, als die Türken.

Laßt sie nur kommen! erwiederte Hans. Wir werden schon wieder fertig mit ihnen, auch ohne Kaiser Karl und seine Ritter.

Aber nicht ohne Gottes Hülfe, versetzte Lise.

Nun wurden die Kunkeln bei Seite gesetzt; denn es war schon spät geworden. Die Magd räumte in der Stube auf; der Knecht ging noch in den Stall; die Mutter sah in der Küche nach, der Vater, ob alles im Hause geschlossen sey; und die Großmutter bereitete die Kinder zum Schlafengehen, und ließ sie das Abendgebet beten, und: „Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen seyn.“ Draußen aber auf der Gasse sang der Nachtwächter:

Meine lieben Herrn, laßt euch sagen,
Der Hammer, der hat zehn Uhr g'schlagen,
Wohl zehn Uhr!
Gelobt sey Gott und Maria!

X.

Das Zaunköniglein, eine Fabel. — Der Teufel und der Bauer, ein Schwank. — Die zwei Brüder, ein Mährchen.

Die Kinder hatten bereits den Tisch verlassen, um auf dem weiten und breiten Söller zu spielen; denn das unfreundliche Wetter hielt sie ab, sich im Freien herum zu tummeln. Die übrige Gesellschaft saß noch beisammen; der Großvater nahm sein Pfeifchen zur Hand, die Frauen ihr Näh- und Strickzeug.

Da nahm der Vater das Wort und sagte: „Die Mutter mag sich nun Zeit nehmen, um auf eine Geschichte zu sinnen, die sie uns heut Abends vortragen mag. Denn ohne irgend eine Erzählung darf wohl der Tag nicht vorbei gehen, und die Natur, die uns heute von ihren Freuden ausschließt, gemahnt uns selbst an die Freuden, welche die gesellschaftliche Unterhaltung verschafft. An der Mutter ist nun aber die Reihe, und sie wird sich von der Verbindlichkeit,

die wir alle eingegangen, um ſo weniger ausſchlieſſen können, da ſie mehr Zeit als wir übrigen gehabt hat, auf etwas Anziehendes und Zweckmäſſiges zu denken, und auch mehr Gelegenheit, an fremden Muſtern abzuſehen, wie für Kinder erzählt werden ſolle.“

Die Mutter erwiederte: „Ihr alle wiſst, wie viel mir die Haushaltung auch auf dem Lande hier zu ſchaffen macht, und daſs ich nicht, wie ihr übrigen, die ihr den lieben Tag hindurch nichts zu thun habt, auf Fabeln und Mährlein denken kann. Die Muſe iſt nur der Muſse günſtig. Darum erlaſst mir nur lieber gleich immerhin die Verbindlichkeit, die ihr mir auferlegen wollt, und bedenkt, daſs eine arme bedrängte Frau nicht zugleich für körperliche und geiſtige Nahrung ſorgen kann.“

Dieſe Einrede wurde aber weder von den Frauen noch von den Männern angenommen, ſondern entſchieden zurück gewieſen. Der Onkel erinnerte insbeſondere, daſs ſo viele, wohl auch wackere Hausfrauen Zeit genug gefunden hätten, durch Schriften ſich fühl- und achtbar zu machen, geſchweige denn durch mündliche Unterhaltungen, zu denen die, den Frauen angeborne, geläufige Zunge immerhin noch Stoffes genug zu finden pflege.

Des Onkels neckende Bemerkung vereinigte die

Frauen zu einem Schutz- und Trutzbündniß, und die Tante erwiederte lebhaft: „Was von unserer Seite bisher vorgebracht worden, hat doch das Verdienst eigener Erfindung oder lebendiger Ueberlieferung, während das, was wir von den Männern gehört, laut ihrem eigenen Geständnisse, nicht ihnen und ihrem Geiste angehört, sondern den Büchern, woraus sie bettelnd geschöpft."

„Rühme dich nur nicht — versetzte der Onkel — deiner Erzählung wegen; sie hat bereits eine ganz gerechte Recension gefunden."

„Wohl von dir! — entgegnete die Tante —. Denn ich weiß, leider! daß du gar so gern alles tadelst, was ich in dergleichen Dingen für die Jugend zweckmäßig finde."

„Von mir wahrlich nicht — versetzte der Onkel —; es war aber, sag' ich dir, eine ganz angemessene, klare, wahre, unbefangene, kurz gefaßte, derb ausgedrückte Recension — — Der Fritz, auf den deine Erzählung eigentlich gemünzt war, er fing an, während derselben einzuschlafen, und vernahm das Wenigste, und vollends von der Nutzanwendung gar nichts."

„Der Range! rief die Tante aus: Er ist eingeschlafen, sagst du?"

„Das wohl nicht — entschuldigte die Großmutter — er nickte bloß ein wenig, — so so“ . . .

„Aber gewiß nicht zum Beifall, versetzte der Onkel. Um es kurz zu sagen: die Erzählung machte ihm Langeweile; und unter solchen Umständen ist freilich der Schlaf eine wohlthätige Erquickung, ein wahres Labsal, ein unschätzbares Geschenk der Natur.“

„Deine Erzählungen freilich — sagte die Tante, indem sie die Neckerei lebhaft fortsetzte — sie halten wohl leicht den Buben wach, weil sie seinen Unarten schmeicheln, und seinem Aberwitz Nahrung verschaffen. Deine alberne Geschichte von gestern z. B. hat ganz seinen Kopf eingenommen, und er lebt, glaub' ich, träumend und wachend in ihr.“

„Das wäre allerdings die günstigste Recension für dieselbe,“ unterbrach der Onkel.

„Heut Morgens — fuhr die Tante fort — statt mir einen guten Morgen zu wünschen, was thut er? er kommt mir muthwillig mit dem Gruß entgegen: Bons Dies, Hans!“

„Nun, sagte der Onkel, und du hast ihm doch höflich erwiedert: „Dei Grats, Hans?“

„Ich kann dich wahrlich nicht begreifen — sagte die Tante, fast ärgerlich — wie du in solcher Mähre etwas Lehrreiches für Kinder finden magst.“

„Lehrreiches? — erwiederte der Onkel — muß denn alles eben lehrreich seyn? Ist denn das Ergötzliche nicht eben so viel werth, unter gewissen Umständen, und noch mehr werth, als das Lehrreiche? Hat nicht alles seine Zeit, das Weinen und das Lachen, so auch der Ernst und der Scherz, die Lehre und die Posse? — Lehrreich soll alles seyn? sagst du. Wohlan! meine Geschichte ist allerdings lehrreich, (fuhr er mit verstelltem Ernst fort). Erstens übt und stärkt sie die Auffassungskraft und das Gedächtniß, zwei Seelenvermögen, die nicht vernachlässigt werden dürfen, will man anders, nach achtbarer Philosophen Meinung, den Menschen zum Menschen erziehen. Zweitens wird an solchen Exempeln der Sprachunterricht unglaublich befördert! wie mir jeder praktische Philolog Recht geben wird; denn eben das Regelgerechte, wo könnte es klarer nachgewiesen werden, als in dem Fehlerhaften? Drittens — —

„Schon genug! — unterbrach die Mutter. — wenn die Männer ins Kritisiren und Spintisiren gerathen, so finden sie kein Ende, und wollen trotz allen vernünftigen Widerreden, zuletzt doch immer Recht behalten. —"

„Gerade so, mit Vergunst! wie die Frauen" — sagte der Onkel.

„Fahrt ihr aber so fort — sagte die Mutter, —

unſere anſpruchloſen Geſchichten nach eurem ſtrengen literariſchen Maßſtabe zu meſſen, ſo werde ich mich wohl hüten, euch etwas zum Beſten zu geben, aus Furcht, ihr möchtet mich, wohl gar hinterrucks, zum Beſten halten. Denn — woran ich wohl ſchon nebenbei gedacht habe — was würdet ihr zu einem Mährchen ſagen, das zugleich eine Legende in ſich faßte? Müßte es euch, geſtrengen Kunſtrichtern, nicht als ein Gräuel, als eine poetiſche Mißgeburt erſcheinen?"

„Es würde uns — ſagte der Onkel verbindlich — als ein goldener Ring erſcheinen, der einen Demanten in ſich trägt."

„Dieſes vorläufige Urtheil eines ſonſt eben nicht ſehr nachſichtigen Kritikers — erwiederte die Mutter — gibt mir Muth, der Sache weiter nachzudenken, und das Gebilde, ſo viel in meinen Kräften liegt, ganz auszuführen, und wohl zu geſtalten. Dermalen aber noch, und ſchon heute, bin ich nicht im Stande, den Anmuthungen der herausfordernden Geſellſchaft zu entſprechen. Wohl aber glaube ich, man könnte füglich die Männer in Anſpruch nehmen, daß ſie die Kinder während der Abendſtunde mit Hiſtörchen unterhalten, denn es bedarf ja von ihrer Seite nur eines Blickes in die Bücher, die ſie, mein-

eidiger Weise, sich angeeignet, um mehr als hinlänglichen Stoff für die Abendunterhaltung zu finden."

„Eines Blickes — sagte der Vater — hast du dich doch auch erst heute Morgens gewürdigt, in die kostbare Legende, die ich in jenem Winkel aufgefunden."

„Ich will es nicht läugnen — versetzte die Mutter — und der Moder, der mich daraus anroch, steckt mir noch in der Nase."

„Ermesset denn, ihr Frauen — sagte der Onkel — welche Ueberwindung, welche Aufopferung es von unserer Seite kosten mag, Fremdes uns anzueignen, während ihr alles dieß, und noch mehreres, so gar leicht, ohne Anstand und Widerstand, als Eigenes erfindet und darstellet, wie z. B. eine Geschichte vom Thierquäler."

Nachdem man sich so einige Zeit lang in scherzhaften und neckenden Reden und Widerreden erheitert hatte, so haben sich zuletzt, auf Zudringen der Frauen, die Männer doch herbei gelassen, für die Abendunterhaltung Sorge zu tragen. — Der Großvater sagte: Er wolle sich der gnädigen Erlaubniß der Damen bedienen, und wieder aus dem, in Schweinsleder gebundenen Buche eine Erzählung, ein Ostermährlein, auslesen und vortragen, etwa —

damit

damit doch wieder auch eine Fabel aufs Tapet komme — die Geſchichte „vom Zaunköniglein, oder: wie die Vögel einen König wählen.“ — Der Vater ſagte: Dieß Mal wolle er ſich eines Plagiats enthalten, obwohl er freilich nicht wiſſe, ob es doch nicht etwa ein Plagiat ſey, denn die Menſchen von Heute hätten doch das Meiſte, wo nicht Alles von den Menſchen von Geſtern, und das Neue ſey eben immer das Alte, wie Salomon ſage. Der Held ſeiner Geſchichte aber ſey niemand anders, als der Teufel, der von einem Bauern überliſtet wird; übrigens ein ganz dummer Teufel, der alſo weder Frauen noch Kindern einen beſondern Reſpect, geſchweige eine Furcht einflößen könnte. — Der Onkel endlich ſagte: er habe ein Mährchen im Sinne, das er, an verſchiedenen Orten, auf verſchiedene Art gehört, und nun, nach eigner Weiſe, zuſammen zu ſtellen und vorzutragen ſich vorgenommen hätte.

Am Abend, zur feſtgeſetzten Stunde, indem die ganze Familie verſammelt war, ſchickten ſich die Männer an, ihre Geſchichten, der Reihe nach, zu erzählen.

* * *

Das Zaunkönigleín.

Der Vögel muntere Schaar entschloß sich einsmals, ein Oberhaupt zu wählen, und einen aus ihrer Zahl zum König zu machen. Sie versammelten sich demnach in einer einsamen Gegend, um da Rath zu halten; und, damit sie um so ungestörter verhandeln könnten, stellten sie an allen Orten Wachen aus; die Raben mußten die Wege und Straßen besehen, die Störche auf den Thürmen der Dörfer und Flecken in die Ferne sehen, die Schneyfen in den Wäldern auf guter Hut seyn, und sogar die Spatzen auf einzelnen Bauernhöfen Wacht halten. Bei der Nacht schrie der Hahn die Stunden aus, die Nachteule machte die Runde bei Hecken und Stauden, und der wachthare Guckuck stand auf der verlornen Schildwacht.

Drei Tage verstrichen, bis die ältern und verständigern Vögel dieses Rathserkenntniß faßten: Derjenige sollte zur königlichen Hoheit erhoben werden, den die freigebige Natur mit dem schönsten Kleid angethan hätte. Da hätte man nun sehen sollen, mit welcher Sorgfalt sich die Vögel beeiferten, sich schön heraus zu putzen und ihre Gestalt zu verherrlichen. Sie flogen wechselweise an den Fluß, der an ihrem Wahllager vorbei floß, und wuschen und badeten

sich, und fiederten ihre Flügel, und suchten alle Federlein an ihrem Leibe aus, und tauchten wieder ins Wasser, und trockneten sich an der Sonne, und reinigten und putzten sich wiederum, bis sie kein Fehl mehr an sich sahen. So dauerte es drei Tage; und sie traten in den Kreis, und jeder hoffte, daß er zum Könige erwählt werde. Am ersten Tage konnte man glauben, daß der Pfau den Preis davon tragen würde; denn wenn er sein Gefieder ausspreitete, so verlugten sich schier Aller Augen in den strahlenden Augen seines Schweifes. An dem andern Tage trat der indianische Rabe auf, und ließ sein purpurnes Gefieder an der Sonne spielen; und es schien, als wenn er allen obsiegen werde wegen seiner schönen Gestalt.

Niemand hatte mehr Lust, einen Wettstreit einzugehen, als die geschwätzige Aelster, aber ihr Federkleid hatte gar keinen Geschmack von der Welt. Doch was vermag die Arglist nicht und die Eitelkeit? Am dritten Tag ging sie an den Fluß, und nahm die Geiwitze (Kibitz) mit sich. Hier suchte sie mit allem Fleiße die schönen Federlein zusammen, welche die andern Vögel abgelegt; und die Geiwitze mußte ihr als Kammermädchen dienen, und ihr die raresten, in weißem Pech eingetaucht, an ihrem Leib ankleben. Zur Belohnung versprach sie derselben einen sichern

Dienst in ihrem Reiche, wenn sie die Krone erhalten sollte wegen ihres Aufputzes. Also geziert und geschmückt kehrte sie ins Lager zurück, und spazierte mit bedachten Schritten einher, daß sie von allen gesehen werden konnte, und fast jeder bewunderte die Pracht ihres Gefieders, und meinte, daß nichts Schöneres gedacht werden könnte. Denn sie war auch mit aller Kunst herausgeputzt; auf ihrem Kopfe trug sie eine Krone, welche aus grünen, rothen, gelben und bläulichen Federn, gleich den kostbarsten Juwelen, gebildet war; die Flügel und der Rücken war bedeckt mit purpurfarbenen Federlein, der vordere Leib aber mit goldfärbigen, mit weißen und röthlichblauen unterlegt, welches wie eitel Silber und Gold schimmerte; an dem Halse bis auf die Brust hing die allerschönste Halszierde, welche aus Pfauenaugen zierlich gebildet und gerundet war; der Schnabel sah aus, wie Elfenbein, weil sie ihn aus ihren eigenen schneeweißen Federlein bedeckt hatte; endlich ihre Füßchen waren mit hellgelben Federlein des Canarienvogels überzogen, und ihr Schweif glich dem des Papagei's. So geschah es denn, daß, als am vierten Tage die Wahl vor sich ging, die Aelster fast einstimmig zur königlichen Würde erhoben wurde. Nur der Papagei machte eine Einrede und widersetzte sich; er sagte, daß weder in Afrika, noch

in Asien, noch in Europa ein solcher Vogel je gesehen worden wäre; er zweifle stark, ob nicht ein Betrug dahinter stecke; wenn man die Probe ihm überlassen wolle, so werde er es schon zu machen wissen, daß die Wahrheit an den Tag komme. — Als nun am Morgen des fünften Tages sich alle Vögel einfanden, um ihre Huldigung darzubringen, so stellte der Papagei das ganze Federvolk in einer flachen Ebene in Ordnung, und wies dem neuerwählten König einen kleinen Grashügel zum Platze an, von wo aus er alle Vögel übersehen konnte; und der Papagei selbst, der ein kluger Hofmann war, hielt eine zierliche Rede an die versammelte Vögelschaar, von der Macht des Herrschers und vom Gehorsam der Unterthanen; und er zog seine Rede so aus einander, bis endlich die schwüle Sonnenhitze zu wirken anfing, und, nach geschmolzenem Pech, die Federchen der Aelster, wie Schweißtropfen, herab fielen. Welch ein Spektakel! Die Aelster stund ganz beschämt da; der Betrug lag vor Augen; sie mußte allen Schimpf und Spott ertragen. Drauf wurde Standrecht über sie gehalten, und das Urtheil fiel dahin aus: Es sollte von nun an bis auf alle ewigen Zeiten die Aelster verwiesen seyn, und keine Stadt mehr betreten, und in einem Trauerkleid, schwarz und weiß, auf dem Lande umher fliegen im Elend. Die Mitschuldige,

die Geiwitze, erhielt den Bescheid: Sie sey sofort verdammt und verwiesen auf das nasse Ried und auf das öde Moos; in Trauerkleidern soll sie auf ewig ihre Schuld beweinen, und Tag und Nacht mit kläglicher Stimme seufzen: Wehe mir! wehe mir!

Nachdem das Urtheil an der Aelster und an ihrer Mitschuldigen vollzogen war, und der Habicht und der Geier sie hinaus gejagt hatten in die Wildniß, so schritten die Vögel zu einer neuen Wahl. Anfangs waren sie der Meinung, man solle demjenigen die Krone aufsetzen, der die andern alle in der Stimmkunst übertreffen werde. Allein es erhoben da mit Einem Male alle Singvögel ihre Stimme, und sangen so laut und grell durch einander, daß man keines Vogels Stimme mehr unterscheiden konnte; die Nachtigall selbst mußte schweigen, und entfloh in einen fernen Busch, um dort ungehört fort zu singen; und zuletzt, nachdem sie sich alle besser gesungen, ließ nur noch der Gimpel seine Stimme hören, und das Spötterlein, das ihn aussspottete. Wer wollte aber diese zu Königen haben? Da nahm der schlaue Papagei das Wort wieder, und sagte: Es hätten die Singvögel von der langen Herreise den Strauchen oder Schnuppen gekriegt: und überhaupt könne man keinen gewissenhaften Unterschied zwischen den kleinen allerliebsten Zuckerfressern machen.

Alſo wurde letztlich der einhellige Entſchluß gefaſſet, daß man jenen zum König machen wolle, der mit ſeinen Flügeln zu höchſt gegen die Sonne ſich erſchwingen könne. Indem ſich nun alle Vögel zurichteten, um in die Wette zu fliegen, und ein groſſes Geflatter und Gedräng wurde im Lager: da mußte ſich das kleine und verächtliche Zaunſchlüpferlein gar ſehr ducken und ſchmucken, daß es nicht von den gröſſern Vögeln zertreten oder von ihren Flügeln zerſchlagen ward. In des Herzens Angſt nahm es ſeine Zuflucht auf den Rücken des Adlers. Jetzt wurde von den Lerchen, wie von Trompetern, das Zeichen gegeben; und ſieh! mit Einem Male, daß ſchier die Sonne verfinſtert wurde, rauſchten nach Hunderten die Vögel durch die Luft in die Höhe. Aber die wenigſten konnten den Zuſchauern aus den Augen kommen, ſo c[illegible]narteten ſie ſchon. Der Adler allein rang mit dem Falken um die Krone. Gählinq fing auch der Falk an zu ſinken; darauf ſich der Adler zu dreien Malen in einem Kreis herum ſchwang, als wollte er die Sonne begrüſſen, und flog dann, wie ein ſchneller Pfeil, zur Erde nieder. Das Zaunſchlüpferlein aber, das auf des Adlers Rücken ſich verborgen hatte, nahm erſt recht ſeine Kräfte zuſammen, und ſchwang ſich weit über den Adler zu allerhöchſt gegen die Sonne, und ließ ſich dann ganz

ſanft aus den Lüften herunter. Das hatte allein der Falk mit ſeinen ſcharfen Augen bemerkt. Wie nun im Vogellager ein groſſer Jubel ſich erhob, und alle den Adler als ihren König begrüßten: da ſtürzte ſich, wie ein Blitz, der Falk aus der Höhe herunter, und brachte die unerwartete Botſchaft, daß dem kleinſten aus allen die Krone gebühre von Rechts wegen; und er erzählte den ſeltſamen Hergang der Sache. Die Vögel verwunderten ſich drob, und erklärten zuletzt: daß zwar dem Adler die Krone gebühre, als dem, der den gewaltigſten und höchſten Flug habe, daß aber billigerweiſe das Zaunſchlüpferlein, weil er zu höchſt geflogen, den Titel führen, und von nun an Zaunkönigtein heißen ſoll. Dieſe Nachricht hinterbrachte ihm alſogleich der Falk; und wie das kleine Vögelein jetzt näher kam, ſo flogen ihm die Singvögel alle freudig entgegen, und prieſen ihn mit ihren klingenden Stimmlein, und huldigten ihm als ihrem König und Herrn. Hierauf, nach dieſem prächtigen Vorgang, machte ſich alles Federvolk aus einander; denn es war an der Zeit, daß jeder ſeine Sommerfriſt beziehen mußte.

Der Teufel und der Bauer.

Den Teufel hat einmal ein Bauer ſchön dran gekriegt und zum Narren gehabt. Wenn ihr die Geſchichte hören wollt, ſo will ich ſie euch erzählen. — Dieſer Bauersmann war eines Tags bis zum ſpäten Abend noch beſchäftigt mit dem Anbau ſeines Ackers, und mit der Ausſaat des Weizens. Wie er nun zuletzt — es war ſchon dunkel — ſich rüſten will zur Heimfahrt, da erblickt er plötzlich mitten auf ſeinem Acker eine feuerrothe Stelle, wie von glühenden Kohlen. Er geht hinzu, und ſieht da ein kleines Teufelein ſitzen auf dem Gluthhaufen. Der ſagt zu ihm: Du ſollt dieſen Schatz haben, und er ſoll dein werden, wenn du mir jährlich die Hälfte von dem gibſt, was dir dein Acker hervor bringt und einträgt.“ — Der Bauer meinte: auf ſo einen Pakt könne er ſich einlaſſen, und er dachte wohl ſogleich daran, wie er den dummen Teufel überliſten werde. Er ſagte daher, und ſchlug ein: „Topp! Ihr ſollt die Hälfte haben von allem, was ich baue. Und damit kein Streit zwiſchen uns entſtehe bei der Theilung, ſo ſoll euch alles gehören, was unter der Erde iſt, und mir, was über der Erde iſt.“ Dem Teufel war dieß ganz recht; denn er hatte geſehen, wie faſt alles Saatkorn unter die Erde gegegget worden;

und so, dacht' er, könne es ihm nicht fehlen. — Als nun die Ernte herbei kam, so erschien der Bauer mit seinen Leuten, und anderseits auch der Teufel mit seinen Gesellen. Jene fingen an, das Korn zu schneiden, und diese rauften fein die Stoppeln aus der Erde. Der Bauer drosch sein Korn auf der Tenne aus, worfelt's, lud's in Säcke, und führt's zu Markt, wo er's theuer verkaufte. Der Teufel ebenfalls, setzte sich neben dem Bauer auf dem Markt hin, und bot da seine Stupfeln feil; niemand aber kaufte ihm sein Zeug ab, sondern er ward vielmehr von den Marktleuten brav ausgelacht und heim geschickt. Als der Markt zu Ende war, so sprach der Teufel zum Bauern: „Hör, Kujon! dieß Mal hast du mich betrogen; ein ander Mal gelingt dir's nicht. Bei der nächsten Aussaat und Ernte wollen wir die Sach umkehren; ich nehm', was über der Erde ist, und du kriegst, was unter der Erde ist. So geht's gleich auf." Dem Bauern war das auch recht, und er sagte: Wie Ihr wollt, Herr Teufel, also geschehe es. — Der Bauer säete nun auf seinem Acker Rübsamen aus, der sein gutes Gedeihen und Wachsthum hatte. Als nun die Zeit der Ernte gekommen, so erschien sogleich der Teufel mit seinen Helfern, und schnitten gar emsiglich die Rübenblätter ab, vom Boden weg, und sammelten

ſie ein. Hinter ihnen grub der Bauer gemächlich die Rüben aus, lud's in Säcke, und führt's nach Haus. Beim nächſten Markt verkaufte der Bauer ſeine Rüblein um guten Preis; der Teufel aber löſete für ſein Blättericht nichts. „Ich ſeh wohl, Lump, ſprach drauf der Teufel zum Bauern, daß du mich wieder betrogen haſt. Weißt du was? um der Geſchichte ein End zu machen, ſo wollen wir einen Pakt eingehen: wer am meiſten Hitz und Schwitz aushalten kann, der ſoll des andern Theil gewinnen, ich dein Feld, du meinen Schatz.“ Der Bauer ſprach: „Drauf will ich's ankommen laſſen. Komme nur gleich! Wir laſſen des Baders Badſtüble heizen, ſo lang der Ofen halten mag. Ein Schwitzbad thut mir ohnehin ſchon längſt Noth.“ Sie gingen alſo beide ins heiße Badſtüblein. Der Teufel ſetzte ſich friſchweg hinter den Ofen, auf die Hölle; der Bauer dagegen hielt ſich nahe am Fenſter, durch welches ein Lüftlein herein ſtrich; denn es war drinnen doch gar zu mörderiſch heiß. Zuletzt konnte er's ſchier nicht mehr aushalten; er ſuchte daher am Fenſter eine Scheibe auszulöſen, um etwas Luft zu bekommen. Da fragte ihn der Teufel: Was machſt du denn dort? was treibſt du, Kalfakter? Der Bauer antwortete: Ich vermache und verſtopfe nur hier die Löchlein und Ritzlein all, durch welche die

Luft herein dringt. Sonst kann's ja nicht warm werden im Stüble. Mich friert wenigstens noch. Wie ist's Euch?" „Daß du in der tiefsten Höll' bratest, du verdammter Racker!" — sagte der Teufel voll Zorn; und indem er sich für überwunden hielt, nahm er sogleich Reißaus durchs Kamin, und ließ sich vor dem Bauern nimmer sehen. —

„Hat also der Bauer den Schatz richtig gekriegt?" fragte Fritz. „Darüber magst du ihn selbst fragen," antwortete der Vater.

* * *

Die zwei Brüder.

Ein Vater hatte zwei Söhne; der ältere hieß Jörg, der jüngere Hans. Als sie groß und stark geworden, so sagte der Vater eines Tags zu ihnen: „Ziehet nun fort in die Fremde, und suchet euch selbst zu ernähren. Und bleibt einträchtig, und liebet einander; und wer mehr hat, der theile mit; und, wenn einer aus euch krank oder elend wird, so stehe ihm der andere bei, und helfe ihm." Also schieden die beiden Brüder vom Vater, und gingen desselben Weges fort mit einander. Als sie aber an einen Scheideweg kamen, da sagte Jörg, der ein böses Herz hatte, zu seinem Bruder: „Gehe

jeder von uns seines Weges, und sorge für sich. Und das sage ich dir: wenn wir uns wieder begegnen, du arm, und ich reich, so schlage ich dich todt, damit ich nicht für dich zu sorgen habe, wie der Vater gewollt. Und du magst mir desgleichen thun, wenn ich arm geworden und du reich.“ Ueber dieser Rede erschrack Hans sehr, der von guter Gemüthsart war. Doch tröstete er sich, und dachte: Gott wird's recht fügen; und nahm vom Bruder Jörg Abschied.

Es war ungefähr ein Jahr vergangen, als Hans eines Tags in einem fremden Lande die Straße zog ohne Brod und Geld und in schlechtem Anzuge; denn er hatte nirgendwo Arbeit gefunden. Da sah er eine Kutsche herbei kommen, worin ein vornehmer Herr saß in reichem Kleide und von gutem Ansehen. Den sprach er um einen Zehrpfenning an. Es war sein Bruder Jörg, den er aber nicht kannte. Dieser hatte durch Diebstahl und Wucher in kurzer Zeit großen Reichthum erworben, so daß er nun in einer eigenen Kutsche fahren, und ein Wohlleben führen konnte, während sein Bruder betteln mußte. Der Reiche erkannte sogleich in dem Bettler seinen Bruder. Zornig sprang er aus dem Wagen, packte ihn, und sprach: „Kennst du mich? Ich bin Jörg, dein Bruder. Du mußt nun sterben, wie wir's

verabredet haben.“ Hans in seines Herzens Angst bat, er möchte ihn doch beim Leben lassen. „Beim Leben will ich dich lassen, sagte Jörg; aber die Augen muß ich dir durchstechen, damit du mich nie mehr erkennest, und mir fortan zur Last fallest.“ Das that er denn auch. Drauf schleppte er ihn zu einem Galgen, und band ihn dran fest. Da ließ er ihn, und fuhr sodann davon.

Der arme, geblendete Hans wußte aber nicht, an welchem schlechten Orte er sich befand. Er fühlte um sich, und merkte, daß er unter einem Holzbalken saß. Da meinte er, es wäre ein Kreuz, und sprach: „Dank dem Himmel, daß er mich wenigstens unter ein Kreuz gebunden habe; Gott ist bei mir, und von ihm wird mir Hülfe kommen.“ Wie es nun anfing, Nacht zu werden, hörte er etwas über sich flattern. Das waren aber drei Krähen, die ließen sich auf dem Balken des Galgens nieder. Da fingen sie zu reden an, und die eine sagte: Woher kommst du, Schwester? Diese antwortete: „Ich komme aus Norden.“ „Was bringst du Neues?“ „Des Königs Sohn hat seine beiden Augen ausgefallen, und der König gäbe dem gern sein halbes Königreich, der helfen könnte. Aber wer weiß das?“ „Das weiß ich — sagte die andere — hier unter dem Galgen wächst ein Gras; auf das fällt

von Zeit zu Zeit ein Thau; und wer damit die Augen eines Blinden bestreicht, dem werden sie wieder sehend." — Drauf geschah die Frage an die zweite: „Und woher kommst du, Schwester?" „Ich komme aus Süden." „Was bringst du Neues mit?" „Ein reicher Edelmann hat in seinem Garten einen Baum, der trägt silberne Birnen; aber wenn sie anfangen, reif zu werden, so fallen sie ab, und werden zu Staub und Asche. Er gäbe gern die Hälfte davon in jedem Jahr dem, der wüßte, wie dem Uebel abzuhelfen sey. Aber wer weiß das?" „Das weiß ich, sagte die dritte. Unter dem Baum liegt eine garstige Kröte; man darf sie nur heraus graben, und zu Asche verbrennen, und die Asche nach allen vier Winden zerstreuen." — Nun wurde die dritte gefragt: „Woher kommst du, Schwester?" „Von Westen." „Was bringst du Neues?" „In einem dichten Walde, zwischen vier Bergen, liegt ein gläserner Sarg; darin schläft eine Prinzessin schon viele Jahrhunderte; es liegt auf ihrer Zunge ein Schnitz von einem giftigen Apfel; und wer den heraus nehmen könnte, der würde sie wieder zum Leben bringen. Aber wer weiß das?" „Das weiß ich, sagte die erste. Man müßte von dem Vogel Greif drei Federn holen, und mit diesen der Prin-

zessin den Mund streichen. Der Vogel Greif würde aber wohl für jede Feder eine silberne Birn verlangen.“ — Wie die drei Krähen das gesprochen, hörte er es wieder flattern, und sie flogen da fort. Hans aber machte sich allmählich von seinen Banden los, und dann bückte er sich, und brach ein paar Gräslein ab, und bestrich damit seine Augen. Alsbald ward er wieder sehend, und Mond und Sterne leuchteten ihm wieder, und er dankte dafür Gott. Darauf sammelte er in einen Scherben von dem köstlichen Thau, so viel er zusammen bringen konnte, und ging fort, gerades Weges nach Norden, um den König aufzusuchen, dessen Sohn blind geworden.

Er war noch nicht gar viele Tage gegangen, als er einen Herold ausrufen hörte: Wer des Königs Sohn wieder das Gesicht gibt, der soll das halbe Königreich haben. Nun wußte er, daß er recht gegangen sey. Er ließ sich sogleich in des Königs Schloß führen, und meldete, daß er des Königs Sohn zu heilen gedenke. Das wurde mit Freuden vernommen. Er bestrich darauf dessen Augen mit dem Thau, und alsobald wurde jener sehend. Der König hielt sein Wort, und trat ihm sein halbes Königreich ab. Dieser wollte es aber nicht sogleich antreten, sondern ver-

verlangte, daß man es ihm aufbewahre, bis er wieder käme.

Drauf zog er weiter, und ging gerades Weges nach Osten. Da hörte er bald von dem reichen Edelmann, und von dem Baum, der silberne Birnen trug. Er meldete sich bei ihm, und sagte, was zu thun sey. Die Kröte wurde ausgegraben und verbrannt, und sodann ihre Asche nach allen vier Winden zerstreut. Drauf, wie eine reife Birn gepflückt wurde, blieb sie eitel Silber, und zerfiel nicht in Staub. Der Edelmann wollte alsogleich die Früchte mit ihm theilen; dieser aber las nur drei Birnen aus, die schönsten, und zog weiter, um den Vogel Greif aufzusuchen.

Da zeigte man ihn des Weges nach Osten; und wie er viele Tage gegangen war, so kam er vor zwei Berge, die gingen immer zusammen, und er sollte doch durch. Da rief er: Laßt mich durch! laßt mich durch! „Das wollen wir, wenn du den Vogel Greif bittest, daß wir wieder ruhig stehen dürfen.“ Hans versprach es, und drauf ließen sie ihn ungehindert durch. — Als er wieder eine Weile gegangen war, kam er an einen großen See, und drüben lag des Vogels Greif sein Schloß. Da kam in einer Nußschale ein kleines, altes, häßliches Weib heran geschwommen. „Fahr mich über,“ rief Hans.

„Das will ich thun, sagte das Weib; aber fragen mußt du den Vogel Greif, wie lange ich hier noch überfahren soll.“ Das versprach Hans zu thun, und stieg ein, und ließ sich hinüber fahren. Als er ins Schloß trat, war Vogel Greif eben nicht zu Haus; doch bald rauschte es von ferne her, wie ein Sturm, und der Greif nahete und verdeckte mit seinem breiten Gefieder die Sonne, daß es ganz dunkel wurde. Da ward es Hansen doch bange ums Herz, und er versteckte sich. Vogel Greif aber, als er sich aus der Luft niedergelassen, sagte: Ich riech, ich riech Menschenfleisch. Das wiederholte er öfter, und schnupperte umher. Da kroch Hans aus seinem Winkel hervor, und sprach: Mächtiger Vogel Greif! wenn ihr mir drei Bitten gewähren wollt, so will ich euch diese drei silbernen Birnen geben. Vogel Greif sagte: Ich gewähre sie dir; sag' an. Da sprach Hans: Für's erste, wie lang müssen die zwei Berge zusammen und auseinander gehen? — „Bis sie einen Menschen erdrücken.“ — Fürs zweite: wie lange muß die alte Hexe noch die Leute überfahren?“ — „So lange sie lebt.“ — Aber nun zum dritten, so bitte ich, daß ich euch drei Federn ausziehen darf aus dem Schweif. Der Greif sagte: „Du verlangst viel; doch will ich dir Wort halten. Wenn du aber bei einer Feder zwei-

mal anſiehſt, ſo freſſ' ich dich." — Drauf zwängte ſich Vogel Greif zwiſchen zwei Felſen ein, und Hans zog nun, was er ziehen konnte. Der Vogel Greif zermalmte vor Schmerz die Felſen, und ſoff einen ganzen See aus. Wie Hans die drei Federn hatte, bedankte er ſich, und gab die drei Birnen her. Drauf ging er des Weges zurück, den er gekommen.

Als er wieder zu dem See kam, ſchwamm die Alte in ihrer Nußſchale heran. Die rief ihm gleich zu: Sag an, wann darf ich aufhören, überzufahren? Hans ſprach: Ich darf es dir erſt ſagen, wenn ich drüben bin. Als ſie ihn nun ans Land geſetzt hatte, ſagte er: Du mußt ſo lange fahren, als du lebſt. Da erhob die Alte ein großes Geſchrei; ſie ſprang aus ihrer Nußſchale ins Waſſer, wo ſie ſo lange tobte, bis ſie ertrank. Von ihrem Toben war aber die See ſo ausgetreten, daß Hans bis an den Hals im Waſſer ging, und beinahe ertrunken wäre; und das dauerte fort, bis er an die Berge kam. Die fragten ihn ſogleich: Sag an! wann dürfen wir ſtill ſtehen? Hans ſprach: Ich darf es euch erſt ſagen, wann ich durch bin. Als er durch war, ſagte er: Ihr dürft nicht eher ſtill ſtehen, als bis ihr einen Menſchen erdrückt habt. Da ergrimmten die Berge; es toſete und wüthete

in ihrem Innern, so daß sie in Stücke zersprangen, die weit umher flogen. Aber Hans duckte sich, und kam glücklich davon.

Nachher zog er gen Osten, und fand den Wald, und die drei Berge, und den gläsernen Sarg, und das Mädchen, das darin lag. Das war aber eines Königs Tochter, und die Geschichte hat sich also begeben: Ihre Mutter, die Königin, war viele Jahre kinderlos. Eines Tages saß sie traurig am offenen Fenster und nähete. Es war aber zur Winterszeit. Da fiel ihr eine Schneeflocke auf den Schoß, und auf die Schneeflocke fiel ein Blutstropfen; denn sie hatte sich in den Finger gestochen. Da seufzte sie gar innerlich: Ach hätte ich doch ein Mägdlein, so weiß wie Schnee und so roth, wie Blut! Nach einiger Zeit gebar sie auch ein Mädchen, so weiß wie Schnee, und so roth, wie Blut. Und das Mädchen wurde Schneeweißchen genannt, und wuchs, und wurde groß und schön und fromm, und sie war der Mutter einzige Freude. Aber ein böses, altes Weib mißgönnte der Königin ihr Glück; und sie gab eines Tags dem Schneeweißchen einen vergifteten Apfel, und als das Mädchen einen Schnitz davon in den Mund nahm, so fiel sie als todt hin, und erwachte nicht mehr. Und weil sie nun gar so schön war, und roth blieb, wie Blut, und weiß,

wie Schnee, ſo thaten es die Eltern in einen gläſernen Sarg, und ſtellten den Sarg zwiſchen die drei Berge. Die Eltern ſtarben, aber Schneeweißchen blieb unverändert. — Zu dem trat nun Hans, und, nachdem er den Deckel abgehoben, ſo ſtrich er mit den mitgebrachten Federn des Mägdleins Mund. Der that ſich auf, und alſobald fiel der Apfelſchnitz heraus. Da that das Mägdlein die Augen auf, und, als erwachte ſie aus einem langen, ſchönen Traum, ſah ſie den Jüngling, der vor ihr ſtand, mit ihren holdſeligen Augen an. Der war, wie ihr leicht denken könnt, voller Freuden, und er nahm das Mägdlein gleich mit in ſein Königreich, das er gut aufgehoben fand.

Als er nun Hochzeit machte, war der Hof voll von Armen. Die ſaßen in zwei Reihen, und Schneeweißchen vertheilte unter ſie das Almoſen. Der junge König ging aber hinten drein, und freute ſich über ſein ſchönes und frommes Weib. Da bemerkte er plötzlich unter den Armen und Siechen ſeinen Bruder Jörg, der gleichfalls die Hand ausſtreckte nach einer milden Gabe. Als der junge König ihn ſah, und ſo elend, da dachte er nicht an das Unrecht und an Rache, ſondern er nahm ihn aufs Schloß, wo er ihn ſpeiſ'te und tränkte; und er erzählte ihm alles, wie es ihm ergangen, von

Anfang bis ans Ende. Und zuletzt sagte er: Jetzt bleib bei mir, daß ich dir wohl thun möge, wie es der Vater gewollt hat. Aber Jörgs böses Herz ließ das nicht zu, in welchem Neid und Zorn und Stolz war; und er sprach: Willst du mir nicht thun, gleichwie ich dir gethan, so laß mich ziehen; denn ich mag nicht bei dir bleiben. Also zog er vom Hofe, und er dachte bei sich: „Die Krähen werden mir so gut weissagen, wie diesem Hans; und, da ich klüger bin, als er, so werde ich nicht bloß ein halbes, sondern ein ganzes Königreich bekommen. Dann werde ich ihn bekriegen, und einfangen, und ihn wiederum blenden, und noch elender machen, als vorher.“ Als er zu dem Galgen gekommen, da blies ihm der Neid ein, und rieth ihm: Raufe alles Gras aus, das da ist, damit dein Bruder nicht wieder das Gesicht bekommen kann, wenn du ihn blendest. Das that er denn auch, und er legte sich dann auf den Rücken, und erwartete so die Krähen. Bald kamen sie; und die erste sprach: Das letzte Mal muß uns ein Mensch belauscht, und unsere Geheimnisse verrathen haben. Drauf die andere: Seht! da unten liegt wiederum einer. Der dritte sagte: Hacken wir ihm die Augen aus. Und sogleich flogen sie herab, saßen ihm auf den Kopf, und hackten ihm die Augen aus, und

hackten weiter im Geſicht, ſo lange, bis er ganz todt war. Da blieb er liegen unter dem Galgen. Wäre er nicht ſo neidiſch geweſen, und ſo dumm, und hätte das Gras ſtehen laſſen, ſo hätten ihn die Krähen nicht geſehen, und hätten ihm auch geweiſſagt.

Hans aber lebte als König lang und glücklich, und Schneeweiſschen auch.

XI.

Scenen aus der Geschichte.

Auf wiederholtes Zudringen der Frauen ward beschlossen, einen Ausflug nach Ettal zu Wagen zu machen. Es lockte dieselben weniger noch die Neugierde, den schönen Tempel zu sehen, den ihnen der Freund nicht genug zu rühmen wußte, als vielmehr die Frömmigkeit und der Wunsch, ihre Andacht bei der Gnadenmutter zu verrichten. — Der Freund selbst wollte sie dahin begleiten.

Von der Straße, die über Eschenlohe nach Partenkirchen führt, zweigt sich, ungefähr in der Mitte des Weges, gen Westen ein Fahrweg ab, der einen steilen Berg hinauf in ein enges, von hohen Bergen umgebenes Thal führt. Hier wird man nun angenehm überrascht durch den Anblick eines, auch schon von Außen durch Größe und Gestalt imponirenden Tempels, und des daran stoßenden im neuern Styl erbauten Klosters; und es bilden diese

Gebäude einen wunderlichen Contraſt mit der abgele-
genen Wildniß, obwohl ſie doch auch wieder wohl
zuſammen ſtimmen mit der groſſen Natur, die ſie
umgibt. — Im Vorhofe der Kirche liegen noch
die marmornen Trümmer umher, die zum Ausbau
der Façade beſtimmt waren, und der Gedanke, daß
dieſer Tempel, durch die Unbill der Zeit, von vorn
herein eine Ruine geworden, erwecket eine ganz eigne,
wehmüthige Empfindung. Betrittſt du nun die
Kirche ſelbſt, ſo ſiehſt du dich umgeben von einer gro-
ſſen, freundlich erhellten Rotunde, und, wo du
den Sinn hinwendeſt, begegnen dir bedeutſame Ge-
mälde und andere heilige Bilder. Aber aus der
Tiefe des Tempels lockt dich bald der, in ſchönen
Formen, aus Marmor erbaute Choraltar näher,
und Maria, wie ſie, von Engeln umgeben, gen
Himmel aufgenommen wird. Du ſtehſt nunmehr
in einer zweiten, kleinern Rotunde, deren Wände
mit mannichfaltig gefärbtem Marmor durchaus ge-
täfelt und geziert ſind, und an deren Decke ein Fresco-
Gemälde das Wunder jener frommen Sage in an-
derer Geſtaltung entfaltet. Der Meiſter, ſcheint es,
hat ſich hier in beiden Arten von Malerei als Mei-
ſter zeigen wollen.

Bei überraſchenden Scenen dieſer Art iſt es merk-
würdig, wie, in demſelben Moment und vor dem-

selben Gegenstande, verschiedene Charaktere sich auf verschiedene Weise aussprechen und benehmen. Eine einzige flüchtige Beobachtung führt da weiter, als eine jahrelange Erfahrung. Die Frauen waren schon auf ihren Knien, andächtig betend, und die Mädchen folgten sogleich, von dem Ansehen des Beispiels bewältigt. Des Vaters Auge ruhte unbewegt am Altar= und dann wieder am Deckengemälde. Des Onkels Aufmerksamkeit schien mehr auf das Ganze, und die architektonischen Massen hingelenkt. Karl betrachtete und überschaute meist nur das bunte, marmorne Getäfel. Fritz schweifte mit Füßen und Augen hin und her, und alles schien seine Aufmerksamkeit zu erregen, und nichts. Der Freund bestrebte sich zu erklären, zu commentiren; ward aber so viel wie nicht gehört. — Endlich beschwichtigte und versammelte sich die Familie zu gemeinschaftlicher Andacht am Fuße des Altars.

Die Frauen verharrten länger im Gebete, als es den Männern genehm seyn mochte. Diese entfernten sich mit den Knaben, um die ehemaligen Klostergebäude im Innern anzusehen. Da machte denn der Freund wieder den geschäftigen, gefälligen Interpreten. „Das ist das Refectorium, der Speisesaal gewesen — und das ist die Wohnung des Prälaten gewesen — und das ist das Zimmer gewesen,

wo Ludwig der Bayer gewohnt hat, so oft er hieher gekommen" — — Es erregt schon das bloße Wort „gewesen" ein beengendes niederschlagendes Gefühl in uns, auch ohne unmittelbare Anschauung der verwitterten Ruine, des zerstörten Heiligthums, des modernden Leichnams. . . Man eilte sehr, um recht bald aus diesen Gemächern zu kommen.

Als die Gesellschaft wieder im Vorhof zusammen getroffen, erzählte Malchen: es sey indessen während sie noch gebetet hätten, der Meßner gekommen, und habe ihnen das Gnadenbild zum Kusse dargereicht. Es sey eine gar schöne Madonna."

„Man sagt — erwiederte der Freund — daß es ursprünglich eine Juno gewesen. Die Antike verläugnet sich nicht."

Die unbesonnene Aeußerung des Freundes fiel zu sehr auf, als daß sie nicht eine Widerrede hätte hervorrufen sollen. Der Vater nahm das Wort: „Es scheint also hier Sage gegen Sage zu streiten. In solchen Fällen halte ich es mit dem Satze: Der Gläubige hat Recht. Ein Gnadenbild ist sie aber sicherlich, diese Statue; denn seit Jahrhunderten ist es wohl zu unzähligen Malen geschehen, daß in diesem Bildniß, wie in einem Brennpunkte der Bitte der bedürftigen Creatur die Gnade, das Licht von Oben, begegnete, Herzen entzündend, verklärend

und beseligend. Die wunderthätige Kraft, die so aus dergleichen Bildnissen als sinnlichen Medien fließet, gibt dem Gläubigen allerdings das Recht, dieselben als Unterpfänder göttlicher Liebe zu halten und zu verehren."

Man hatte beschlossen, das Mittagmahl in Ober-Ammergau einzunehmen. — Man lenkt nach einer kleinen Viertelstunde um die felsige Ecke herum, aus dem beengten, düstern Thale; und nun öffnet sich plötzlich, nach Norden zu, ein offenes, weites, begrüntes Gebäude, längs welchem zu beiden Seiten mäßig erhöhte Berge sich hinziehen, und in dessen Schooße gewerbsame Ortschaften sich lagern.

Man erging sich noch vor Tische in dem weitläufigen Flecken, und besuchte, unter der Anleitung des Freundes, die Niederlage jener Holzschnitzwaaren, die hier und in der Umgegend, wie anderswo, z. B. in Berchtesgaden, zahlreich verfertiget werden. Das war für die Kinder ein wahrer Christkindleins-Tag. Fritz gebärdete sich unmäßig im Auswählen; ein Stück um das andere gefiel ihm mehr. Der Vater fragte ihn: ob er etwa nicht gleich den ganzen Kram haben möchte? „Nein, sagte er sehr bescheiden; aber doch von allem etwas." Eine Familie, wie die unsrige, fühlt sich in einer Bude dieser Art besonders wohlbehaglich. Der Gegenstände

gibt es eine unzählige Menge; die Preiſe ſind wohlfeil; ſo manches Stück iſt anziehend. Da kann man denn mit einem ſehr geringen Aufwand dem und jenem ein Geſchenk machen, das wohl gefällt und erfreut, ſo unbedeutend es auch an ſich ſeyn mag. Denn merkwürdig iſt es, wie die Einfachheit des Landlebens auch die Genügſamkeit, ſelbſt derer, die in Städten leben, begründet und ausbildet, und wie unbedeutende und werthloſe Sachen hier eben ſo zufrieden ſtellen, als dort Quincaillerien von edlen Metallen und Steinen. Der Menſch wünſcht und verlangt und fordert immer und überall; aber das Maß iſt verſchieden nach Verhältniſſen; und es beſteht unſer Glück nicht in dem, was wir haben, ſondern nur, daß wir haben.

Der Vorrath der angekauften Waaren erinnerte zuletzt, daß vor allem — Schachteln nothwendig ſeyen, um ſie zu packen. Die lebhafte Proteſtation der Männer wurde nicht angenommen, in Erwägung, daß auch ſie, und zwar zuerſt, ſich jenes Verſprechens ledig gemacht haben. Die Mutter beſchwichtigte den Streit, indem ſie, wie ſie ſagte, für das Verpacken und Aufpacken alſo ſorgen wollte, daß keine Verlegenheit für die Männer entſtehe.

Man ſchickte ſich, nach eingenommenem Mittagsmahle, noch frühzeitig genug zur Rückfahrt an.

Die Frauen mit den Mädchen bestiegen den einen Wagen, die Männer mit den Knaben den andern. Der letztere war vorn und hinten und über der Decke mit Schachteln bepackt. So hatte es die Mutter besorgt, und die Männer mußten sich's eben gefallen lassen.

Unter Wegs hatte der Freund mancherlei zu erzählen von der Betriebsamkeit der Ammergauer und derer, die in der Umgegend wohnten. „Die Natur, die sich hier eben so karg, als schwierig zeigt — sagte er — hat die Menschen zu besonderer Thätigkeit und Geschäftigkeit angeleitet und genöthigt. Die einen, denen besondere körperliche Kraft inne wohnt, lockt sie hinaus auf die Berge, in die Schluchten, zu den Tiefen, um Holz zu fällen, Gestein zu sprengen, Gemse zu jagen, Alpenweiden zu bauen und Vieh zu hüten; die andern hält sie zurück zu Hause, um zu spinnen, zu weben, aus Holz zu schnitzen, oder auf sonst eine ruhige Art Lebensunterhalt sich zu verschaffen. Indem nun aber die Waare ihren Verkäufer sucht und haben will, so bieten sich noch andere an, in die weite Welt zu wandern, beladen mit den künstlichen Erzeugnissen des Landes. Ehrlich, genügsam, heimathliebend, wie sie sind, ziehen sie von Land zu Land, ihre Waaren zudringlich anbietend und billig

verkaufend. Einige unter ihnen, die unternehmendern, knüpfen Verbindungen in entfernten Oertern an, bilden wohl selbst Niederlagen, treiben den Handel im Großen, nach Norden bis Rußland, nach Süden bis Spanien, sogar bis in das überseeische Amerika."

„Sie sprechen doch wohl nur von einer frühern Zeit," unterbrach der Vater.

„Ich spreche und erzähle allerdings — sagte der Freund — von einer frühern Zeit, wo durch Mauthen, Kriege, andere Umwälzungen dort draußen die Industrie dieser arbeitsamen Leute noch keinen Eintrag, keine Beschränkung erlitten hatte. Es begünstigte sie auch damals vorzüglich noch der Verkehr und der Handel zwischen Deutschland und Italien, der großentheils durch diese Gegend und dieses Weges ging. Unsere Leute waren dabei nicht bloß müßige Zuschauer, wie der Reichthum beider Länder vor ihren Augen vorbei zog, sondern sie verfolgten selbst die Straße bis zu ihrer Quelle hinauf und bis zu ihren Mündungen hinunter, und errichteten dort ihre eigenen Stapelplätze. Es ist aus amtlichen Urkunden bekannt, daß noch in den siebenziger Jahren die einzige Grafschaft Werdenfels sechzig Handelspatrone zählte, ihre Knechte (wie sie ihre Commis nannten) nicht mitgerechnet. Ueber-

haupt konnte man annehmen, daß je die fünfte Seele aus dem „Land“ abwesend war. Denn Auswanderung konnte man diese Abwesenheit wohl nicht nennen, da die Entfernten fortdauernd in bürgerlichem und Familienband mit den Ihrigen blieben; wie denn auch wohl die meisten von Jahr zu Jahr auf einige Zeit die Heimath wieder besuchten, oder, nachdem sie ein stattliches Vermögen gesammelt, in ihrem spätern Alter sich in die heimathlichen Thäler auf immer zurück zogen. Noch vor einigen Jahren lebte in dem Dörfchen Farchent einer aus jener frühern Zeit, der sein Hunderttausend wägen mochte.“

Karl, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört, bemerkte, daß ihm so etwas unbegreiflich sey; und er wünschte, der Freund möchte Mehreres und Näheres von diesen Leuten und ihrer kaufmännischen Thätigkeit und Klugheit erzählen.

Ein Beispiel — sagte der Freund — mag statt mehrerer dienen. Ein Ammergauer Bube, von ungefähr 14 bis 15 Jahren, verläßt, die wohlbepackte Kräxe auf dem Rücken, seinen Vaterort. Sie ist beladen mit künstlichen Holzwaaren jeder Art, welche der Vater während des Winters fleißig und geschickt verfertigt hatte — Rosse und anderes Vieh, allerhand Hausrath, Pfeifen,

Trom

Trompeten, Rätſchen, Hanswurſte, Burzelmännlein — meiſt alles, oder doch das Gemeinſte und Wohlfeilſte dieſes Krams trägt der junge Kaufmann mit ſich — wobei er zudem noch mit jedem Weiſen Griechenlands ſagen kann, daß er all das Seine mit ſich trage; denn dieſer Kram iſt ungefähr die Ausſtattung, die ſein armer Vater ihm auf den Weg, ins Leben mitzugeben vermag. Der Sohn empfängt dieß aber alles nur als Darlehen, mit dem er in der weiten Welt handeln und wuchern ſoll. Mit dieſem Reichthum an geſchnitztem Holz, nebſt einigen Batzen im Baaren, die ihm die ſorgſame Mutter noch insgeheim zugeſteckt, begibt er ſich auf die Wanderung. Er geht von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und bietet ſeine Waare feil. Gelüſtige Kinder gibt es überall, und gutmüthige Mütter auch; ſo geht er denn ſelten ohne Abſatz weg, und ein und der andere Pfenning bleibt als Gewinnſt hängen. Wo er Mittags oder Abends zuſpricht in einem anſehnlichen Bauern- oder Bürgershauſe, da vergönnt man ihm gern einen Biſſen, und ein Lager. Das Volk übt (ich rede von früherer Zeit) gern Gaſtfreundſchaft, zumal gegen einen jungen Menſchen von offenem Geſichte, freier Rede und von Mutterwitz, der ohnehin eine Mitgabe des Gebirgsvolkes iſt. — So kommt denn unſer

junger Wanderer nach einigen Wochen, ohne daß er etwas verzehrt, aber viel, vielleicht das Doppelte, ja das Dreifache des eigentlichen Werthes seiner Waaren, verdient hat, in der nächsten Niederlage und Commandite der Ammergauer Manufacturen, etwa in Augsburg oder Ulm an. Hier ist bereits der Patron durch ein Briefchen des besorgten Vaters in Kenntniß gesetzt von der Ankunft seines Sohnes, und dessen Gnade sattsam empfohlen durch die Nachschrift eines wohlhabenden, angesehenen Vetters. Der Junge wird aber schon wegen Landsmannschaft freundschaftlich aufgenommen; und nachdem man vollends Einsicht genommen von seinem Erwerb, und der dabei erprobten Redlichkeit und Geschicklichkeit, so läßt man sich, gegen baare Bezahlung — was der junge Kaufmann auch zu leisten vermag — gern herbei, seine Krächse mit neuen Waaren zu befrachten um den billigsten Preis. Dieser wandert nun weiter, nach Westen oder Osten oder Norden, je nachdem ihm da oder dorthin bessere Aussicht eröffnet worden, seine Waaren abzusetzen und neue Freunde und Gönner zu finden. — Während des Winters, wo die Wanderung gehemmt oder doch sehr beschwert ist, läßt er sich bei einem Patron nieder, und verdingt sich zur Ausbesserung der Waaren auf dem Lager, oder zu sonstigen Dienst-

leistungen, wofür ihm, nebst Kost und Wohnung, auch ein mäßiger Lohn zu Theil wird. Mit dem Frühjahr tritt er nun wieder seine Wanderung an, und treibt seine Handelschaft immer mehr ins Weite, in die Ferne, und macht dabei, je seltner die Waaren, desto größern Gewinn. Nach ein Paar Jahren erlauben es ihm bereits seine Mittel, sich einen größern Waarenvorrath anzuschaffen, als seine Krächse zu fassen vermag. Er bezieht nun bereits die Märkte; er handelt en gros, das ist, zu Duzenden von Hanswurſten und Burzelmännlein an Land- und Stadtkrämer, und gewinnt damit ungeheuer viel. Dabei ist und bleibt er der alte, genügsame und sparsame Bub' aus Ammergau, in Kleidung, in Kost, in allem. Er gewinnt viel und braucht wenig, und das ist der nächste, beste Weg zum Reichwerden. Reich ist er aber schon nach einigen Jahren; denn sein Waarenlager, das er in irgend einem Städtchen Oesterreichs oder des Elsaßes oder Sachsens und Brandenburgs aufgehäuft hat, beträgt an Werth mindestens ein Paar tausend Gulden, von denen er jedoch ungefähr die Hälfte noch schuldig ist. Der Credit des Kaufmanns ist bekanntlich so viel werth, wie baares Geld, und das erste Tausend ist schwerer zu erringen, als die nächsten zehn Tausend. Und so ist's denn zu erklä-

ren, wie der zwanzigjährige Jüngling, mit einem nicht unansehnlichen Vermögen, in seine Heimath, das trauliche Ammergau, zurück kehrt, um eine Tochter irgend eines Mannes, der brav Batzen hat, zu ehelichen. Man kauft nun ein Haus, eine Heimath; man richtet sich ein; man knüpft Handlungsverbindungen an; — der alte Vater, der mit den übrigen Kindern fleißig fort arbeitet, ist der erste Kunde; es wird ihm sein Ansehen, Capital und Zinsen, ehrlich und reichlich zurück bezahlt. Der Sohn geht wieder auf seinen Platz zurück, und erweitert sein Geschäft immer mehr; er legt sich bald Sachen von höherm Werthe und besserm Gehalte bei; kurz, er wird ein Kaufmann von ausgedehntem und einträglichem Geschäfte."

„Diese Schilderung, die Sie da machen — sagte der Vater — paßt genau auf eine Classe von Menschen, deren Betriebsamkeit eben nicht als Muster aufgestellt werden kann, und welche, zumal in neuesten Zeiten, zu einer wahren Landplage geworden sind."

„Ich verstehe Sie — sagte der Freund. — Aber der Unterschied zwischen jenen und unsern Leuten ist wesentlich, und ganz zum Vortheil der letztern. Der Ammergauer, der Gebirgsbewohner überhaupt, der sich in die Handelschaft begibt, er

hat ſein Vaterland, und liebt es; er entfernt ſich nur aus Drang, wegen Armuth von ſeiner Heimath, um mit Freiheit dahin zurück zu kehren, und in Selbſtſtändigkeit da zu verbleiben. Das wandernde, handelnde Leben gilt ihm nur als Mittel, um ſeines Lebens, Thuns und Treibens letzten Zweck zu erreichen, ein ruhiges, friedliches, geachtetes Daſeyn in ſeinen alten Tagen. So kehrte er denn, wie ich ſchon geſagt, gern in ſein trautes Thal zurück; und, wenn Verhältniſſe ihn daran verhindern, ſo lebte er doch in weiter Ferne ungeſchieden von den Seinigen und von dem Vaterlande im Geiſte und in dankbarer Erinnerung.“

Unter dieſen Erzählungen des Freundes langten ſie wieder in dem engern Thal an, welches Etral umſchließt. Die Abendſonne ſenkte ſich bereits gegen die weſtlichen Berge; es ſchien, als wolle ſie noch in überfließender Freude ihren Lichtſtrom ausgießen auf dieſe heilige Einöde; die Kuppeln des ſchönen Domes erglänzten wie Gold; die Fenſter blitzten; das ganze Gotteshaus ſtand in lichter, hehrer Verklärung. Die Geſellſchaft verharrte eine Weile in ſtiller Andacht. Nun zog ſich der blaſſe Schatten heran, und legte ſich düſter über das Heiligthum hin, und das Gold der Kuppeln verbleichte, und die diamantnen Blitze der Fenſter erblindeten, und es ſchien, als

ſchwebe nur noch der Schemen des Domes vor, als wäre er von einer lichten, ſonnigen Höhe plötzlich herabgeſunken in eine nächtliche, öde, bodenloſe Tiefe.

„Es war ein großer, des großen Kaiſers würdiger Gedanke, die Stiftung dieſes Kloſters — ſagte der Onkel. — Heimkehrend von dem gefährlichen Römerzuge, wo die deutſchen Kaiſer ſo oft bedroht waren von Gefahren aller Art, von offenen Aufſtänden und heimlichen Intriguen, von Dolchen und Giften und Meineiden — nun wieder nach langer Abweſenheit, den Boden des engern Vaterlandes betretend, und zum erſten Male wieder verweilend unter ſeinem biedern, treuen Volke: da gelobte er ein Kloſter zu ſtiften für Mönche aus dem Orden des heiligen Benedikts, auf daß ſein Dank gegen Gott aus dem Munde frommer Prieſter auf ewige Zeiten erſchallen möchte. Zugleich aber auch, und in Verbindung mit der Zelle der Mönche, ſtiftete er Wohnung und Verpflegung für arme, gebrechliche und alte Ritter, und ſorgte, daß es ihnen weder an der Gemächlichkeit des zurückgezogenen Lebens, noch auch an der Gelegenheit zu Faheten zu Pferd, und zu dem gewohnten, edlen Waidwerk mangelte. So ehrte er, als ein frommer und tapferer Mann, die beiden ausgezeichneten Stände ſeines Volkes, Adel

und Geistlichkeit, deren Rechte und Würden er erkannte und schützte. Wie aber seine Sorgfalt sich auch dem dritten Stande zuwandte, oder vielmehr, wie er so recht erst diesen dritten Stand schuf und wahrte und mit Gnaden und Rechten beschenkte, davon zeugt ohnehin jedes Blatt seiner Regierungsgeschichte; und das Denkmal, das ihm einer seiner Ur-Enkel, der große Max, in München setzte, es ist ein Denkmal des ganzen deutschen Volkes, dessen Bürger er befreit und geadelt hat.

Die Männer, mit den Knaben, legten die Steig hinunter zu Fuß zurück. Plötzlich rief Fritz, dessen Augen überall waren: „Schau, Vater, wie schön der Fels dort noch in der Sonne erglänzt, während die Berge überall umher schon im Schatten stehen.“ „Es ist dieß das Ettaler Mandl *) — sagte der Freund.“ — „Warum nennt man's denn so?“ fragte Fritz. Der Freund sagte: „Ich erzähle, was mir einmal ein alter Gemsjäger erzählt hat, der die Geschichte von seinem Großvater gehört haben will: Es sey einmal ein Riese gewesen, ein gewaltiger Gemsjäger; der habe sich der höhern Reviere ganz bemächtigt, und der Gemse, die da oben geweidet. Und wenn er einen Jäger auf dem

*) „Mandl“ im Dialekt statt „Männlein.“

Gebirge erblickt, so habe er ihn mit seinem weithin treffenden Geschosse erlegt. Und, um seine Heerde dort oben zu nähren und zu mehren, sey er immer des Nachts herunter gestiegen zu den Sennhütten, und habe das mühsam erarnte Heu geraubt, so daß Heerden und Menschen dahin gestorben vor Hunger. Endlich aber sey das Maß seiner Sünden voll geworden, nachdem er einen Raub an einer Wittwe mit sieben Kindlein begangen; und er sey plötzlich in einen Felsen verwandelt worden, dort hoch oben, wie auf einem Pranger, zum abschreckenden Beispiele aller derer, welche die Frucht des Fleißigen frevenlich rauben und die Nahrung des Armen grausamlich verkümmern."

In der Niederung angekommen, bestieg man wieder den Wagen, dem der andere, welcher die Frauenzimmer führte, schon voraus geeilt war. Karl, von der schönen Beleuchtung der südlichen Gebirge angezogen, erbat sich, daß er seinen Sitz auf dem Bock nehmen dürfe. Fritz nahm den bequemen Platz zwischen dem Großvater und dem Vater ein, und wurde bald vom Schlafe überrascht. Die Männer unterhielten sich lebhaft während des Weges über Klöster, ihren Ursprung und Verfall, ihre Verdienste um Künste und Wissenschaften, um Landbau und Civilisation, und vorzüglich um das,

was von jeher vor allem Noth that, um Verbreitung und Erhaltung der Religion. Ueber Einzelnes und Einzelne im Widerstreit, waren sie doch im Ganzen und überhaupt Einer und derselben Meinung; und der Freund selbst, der für geistige Interessen weniger Sinn hatte, als für materielle, erinnerte zuletzt noch an Westenrieders, des bayerischen Justus Möser, unparteiisches Wort, welches er den scheidenden Mönchen in den Mund legt: „Eine Wüste haben wir übernommen; ein Paradies euch hinterlassen.“ —

Die Gesellschaft kam, nach einem angenehm verlebten Tage, wohlbehalten zu Hause an.

XII.

Die Erzählung der Mutter:

Marien-Kind.

Vor vielen Jahren lebte ein Ritter mit seiner Frau auf einer Burg am Rhein. Der Ritter hatte ein gar stattliches Ansehen, zumal wenn er auf hohem Rosse saß, den Falken in der Hand, um ihn auf die Tauben stoßen zu lassen. Aber er war eines leichten Sinnes und eines jähzornigen Gemüthes; die meiste Zeit brachte er auf der Jagd zu oder bei Banketten, und er ging nicht in die Kirche, und fürchtete weder Gott, noch schonte er der armen Menschen. Daher hatten die Eltern des Mägdleins einen Widerwillen gegen den Mann gefaßt, und der Tochter die Heirath mißrathen. Aber diese sah nur auf die Schönheit des Ritters und hörte nur auf seine Schmeichelworte; und eines Tags entfloh sie mit ihm aus der väterlichen Burg zu großem Leidwesen der Eltern. Ach! sie mußte dieß bald gar schwer büßen. Denn es verging kurze Zeit, daß der

Ritter ſein wüſtes Leben, welches er einige Wochen gelaſſen hatte, wieder von neuem anfing und bald noch ärger trieb. Da ſaß denn die junge Frau ganz allein zu Hauſe, wo ſie von der Gnade und nach den Launen eines geizigen Burgvogtes leben mußte. Noch ſchlimmer aber war es, wenn der Ritter von einer Fahrt wieder heim kam; denn da brachte er immer mehrere Geſellen mit, die von gleich roher Gemüthsart waren, und ſie zechten ganze Nächte durch und praßten von des Ritters Gut; und wenn die Ritters-frau, die eines ſtillen Gemüthes und der Ehren und Zuchten gewohnt war, ſich über den Lebenswandel beklagte, oder wenn ſie ſich von den lärmenden Banketten zurückzog, ſo ſchalt ſie der Mann, und die übrigen Ritter verhöhnten ſie, ſo daß ſie alles Herzenleides genug hatte. O wie oft dachte ſie da an das Sprüchlein: Des Vaters Segen baut der Kinder Häuſer auf, aber der Mutter Fluch reißt ſie wieder ein. Und ſie vertrauerte ganze Tage und verweinte ganze Nächte, und wußte weder Hülfe noch Rath. Wenn nun ihres Herzens Noth am größten war, und ihr ſchier der Athem verging vor Schmerz, der ihre Bruſt beklemmte, ſo wandelte ſie wohl ins Freie und in das nahe Eichenwäldchen, wo eine kleine Capelle ſtand, zu Ehren der ſeligſten Jungfrau erbaut. Hier betete ſie denn oft inbrün-

stig und unter vielen tausend Zähren, daß Gott, durch die Fürbitte Mariä, das Herz ihres Mannes bekehren möge, oder sie selbst recht bald aus ihrem Elende erlösen wolle. Ihr Mann aber ließ nicht ab von seinem wüsten Leben, sondern verwilderte noch mehr. Das fiel der Frau sehr schwer, zumal da sie der guten Hoffnung war, daß sie bald eines Kindleins genesen werde. „Ach! klagte und betete sie oft in der Capelle vor dem Bildniß der seligsten Jungfrau; ach, wenn mir nun auch die Gnade werden sollte, daß ich stürbe, wer wird alsdann für mein Kindlein sorgen! O seligste Jungfrau und Mutter Gottes, Maria! nimm du dich des armen Würmleins an, und vertritt Mutterstelle an ihm.“ Es war an einem kalten November-Tage, als sie wieder einmal zum Kirchlein wanderte, um allda zu beten. Da, wie sie die Schwelle betrat, ergriffen sie schwere Aengsten und Nöthen. Sie rief aus dem Grunde des Herzens: „Hilf, Maria! hilf!“ dann vergingen ihr die Sinnen, und sie sank in Ohnmacht. — Nachdem sie wieder zu sich kam, sah sie ein schönes Kind auf ihrem Schoße liegen, ein Mägdlein, und vor ihr stand eine erhabene Frau; ihr langes weites Gewand war weiß wie der Schnee; von ihrem Haupte wallte ein himmelblauer Schleier; ihr Antlitz leuchtete wie der sanfte Mond, und ihre Augen flim-

merten wie die lieblichen Sterne. Und die Frau sprach: „Ich bin Maria, die Himmelskönigin. Weil du mich angerufen hast in deinen Nöthen, so bin ich erschienen zu deiner Hülfe. Es soll, wie du's gewünscht, deines Elendes ein Ende seyn. An deinem Kinde aber will ich treulich Pathen- und Mutterstelle vertreten, so wahr sich Gott deiner erbarmt hat, in seiner Barmherzigkeit!" Indem sie noch sprach, da kam, wie durch Zufall, ein frommer Priester zur Capelle, und er taufte das Kind, und nannte es, wie die Pathe hieß, Maria. Dann reichte er auch der sterbenden Rittersfrau die heilige Wegzehrung, worauf diese ruhig im Herrn verschied.

Maria aber nahm das Kind mit sich von der Erde weg in den Mond, wo sie das Mägdlein in ihrer Burg nähren und pflegen ließ durch den Engel, der von Gott dem Kinde zugesellt ward von der Geburt an. Marien-Kind gedieh aber sichtbar unter der Pflege und Obsorge des Schutzengels; und es kamen oft die unschuldigen Kindlein vom Himmel herunter zu Marien-Kind, und brachten ihm schöne, glänzende Steine mit, und spielten mit ihm Stunden lang, und nannten es Schwesterchen, und liebkoseten das Mädchen. Auch Maria kam beinahe jeden Tag, um ihre Pathe heimzusuchen, und sie nahm das Kind auf ihren Schoß, und nährte es mit himm-

lischer Speise und tränkte es mit himmlischem Trank. Und Marien-Kind wurde in wenigen Jahren so verständig und artig, wie kein so verständiges und artiges Kind hier auf Erden gefunden werden mag. Bald hatte es jedoch keine Freude mehr in dem bloßen Spiele mit den unschuldigen Kindern, und sie hatte nur darum noch Umgang mit ihnen, weil es ihre Pathe so wollte, und weil die goldgelockten Kleinen mit ihren klaren Aeuglein und freundlichen Gebärden gar so liebe Kinder waren. Desto lieber hörte sie aus dem Munde Maria's und von ihrem Schutzengel schöne Geschichten, und von dem lieben Vater im Himmel und von seinen Kindern auf Erden, den Menschen. „Ach, sagte Maria zu ihr, diese Menschen waren anfangs so glücklich und selig, wie du. Sie wohnten in einem überaus schönen Garten, und hatten alles Süße im Ueberflusse, und die Engel gingen mit ihnen um wie Brüder, und der himmlische Vater sah mit Wohlgefallen auf sie herab. Aber die Menschen erzeigten sich undankbar und ungehorsam gegen Gott; und sie wurden, zur Strafe, aus dem schönen Garten vertrieben und in eine Wüste hinaus gejagt, wo sie Mangel litten an allem, und zuletzt des Todes sterben mußten. Schrecklicher aber als Hunger und Durst, und der Tod selbst, war die Sünde, die, wie ein Wurm an

ihrem Herzen nagte, und das Bewußtseyn, daß sie die Gnade des himmlischen Vaters verloren hatten und nicht mehr würdig waren, seine Kinder zu heißen. Da erbarmte sich des himmlischen Vaters eingeborner Sohn, und er verließ den Himmel und kam herab zur Erden, um das Menschengeschlecht zu erlösen und mit Gott wieder zu versöhnen." Und nun erzählte Maria, wie das Kindlein Jesus geboren ward in einem Stalle; wie es sich flüchten mußte vor der Grausamkeit Herodis, der die unschuldigen Kindlein tödten ließ; und wie der Knabe Jesus gehorsam war seinen Eltern, und gleichwie an Jahren, also auch an Weisheit zunahm. Weiter erzählte sie, wie späterhin Jesus, welcher genannt wird Christus, unter dem Volke, den Juden auftrat, und sie das Wort Gottes lehrte, und daß man Gott lieben solle aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe und aus allen Kräften, und den Nächsten wie sich selbst; — und wie der Sohn Gottes seine Freude hatte, mit den Menschenkindern umzugehen, und die Kranken heilte und die Todten erweckte und die Sünder bekehrte — und wie er endlich sich selbst als Opfer für ihre Sünden dahingab, und wie er litt und starb. — — Ach! wer könnte das alles so schön und rührend erzählen, wie es Maria that! Die Rede floß ihr wie Honig vom Munde, und in

ihrem Antlitz malte sich bald hohe Wonne, bald tiefe Wehmuth, je nachdem sie von den Freuden erzählte, welche die Mutter Gottes empfunden; oder von den Schmerzen, die sie bei den Leiden ihres Sohnes gehabt. „Darnach — schloß sie ihre Erzählung — ist Jesus Christus wieder auferstanden von den Todten, und ist aufgefahren zu den Himmeln, und sitzet nun zur Rechten Gottes des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.“ — Also erzählte Maria, und Marien-Kind hörte dem allem mit sonderlicher Aufmerksamkeit und Andacht zu; sie kniete vor der Pathe, die Arme auf ihrem Schoße und mit gefalteten Händen, und sie wandte kein Aug' ab von ihrem Auge, und sie konnte sich recht wonniglich freuen bei den Freuden Mariä, und recht bitterlich weinen bei den Schmerzen Mariä. Und sie behielt alle Worte, die sie gehört, tief in ihrem Herzen.

Eines Tages sagte Marien-Kind zum Engel, der sie geleitete: „Erzähle mir doch Mehreres von der Mutter Gottes Maria, was du von ihr weißt, von der Zeit an, da sie zur Welt gekommen, bis zur Zeit, wo sie zum Himmel aufgenommen worden von ihrem lieben Sohne. Mich gelüstet's sehr, alles von Unserer lieben Frau zu erfahren, denn ich trage ja ihren Namen, und soll ihrem Beispiele folgen mein

Leben-

Leben lang.“ Der Engel sagte: Das will ich gern. Und er fing an zu erzählen: „Ihre Eltern waren gar fromme und heilige Personen; ihre Mutter hieß Anna und ihr Vater Joachim; und das Töchterlein wurde ihnen geboren, als sie schon in hohem Alter standen; und aus Dankbarkeit gelobten sie, daß sie das Mägdlein ganz dem Dienste Gottes weihen wollten, als eine reine Jungfrau. Als nun Maria drei Jahre alt war, däuchte es ihren Eltern Zeit zu seyn, ihr Gelübde zu vollziehen und ihre Tochter dem Herrn darzubringen in seinem Tempel. Also machten sie sich auf mit ihr und zogen gen Jerusalem. Als sie zum Tempel kamen, der auf einem Berge lag, also, daß er nicht anders erstiegen werden konnte, als vermittelst fünfzehn Stufen, siehe, da stieg das kaum dreijährige Töchterchen die fünfzehn Stufen ganz allein hinan, ohne einiger Menschen Hülfe, legte eigenhändig ihre Gaben auf den Altar, und stand vor den Priestern mit Freudigkeit und Zuversicht. Darüber wunderte sich jedermänniglich, und mancher sprach zu seinem Nachbarn: Was meinst du wird aus diesem Mägdlein werden? Die Eltern, nachdem sie ihr Kind den Priestern übergeben, nahmen Abschied mit weinenden Augen, doch innerlich fröhlich und zogen heim. Die Priester gesellten die Kleine zu den andern Jungfrauen,

die im Tempel waren. Solche waren sämmtlich aus dem Geschlechte Davids entsprossen. Allein Maria war von allen die alleredelste, hochbegabet an Leib wie an der Seele. Wiewohl die jüngste an Jahren, war sie dennoch die weiseste von Sinnen. Den Psalter lernte sie bald auswendig; die Bücher, die man ihr vorlegte, begriff sie ohne Mühe. Auch in mancherlei weiblicher Arbeit, das ist in Weben, Wirken, Sticken und Stricken war sie bei weitem die geschickteste, also daß auch die übrigen Jungfrauen sie von Herzen liebten und ehrten, und ihre Meisterin und Herrin sie nannten. Die Priester übergaben ihr des Tempels Zier und Reinigkeit, und dieses Amtes pflegte sie mit großem Fleiße. Alle ihre Stunden waren eingetheilt zwischen Gebet, weiblicher Arbeit und der Tempelpflege, und niemand sah sie müßig gehen. Auch ward sie so oft entrücket, und genoß keine andere Speise, als welche ihr der Engel brachte, der sie lehrte, wie sie solle Gott dienen, ihn von ganzem Herzen lieb haben, und sich vor der Sünde hüten. Es war auch Unsre liebe Frau aus der Maßen sittig und züchtig und geschämig; wo sie irgend ging, da neigte sie das Haupt, und schlug die Augen nieder, und sah sich gar nicht um; so sie jemand anredete, so antwortete sie auf das allerdemüthigste. Kurz, sie war ein

rechtes Tugendbild, und iſt ein klarer Spiegel aller Tugenden nächſt Gott dem Herrn, in welchem ſich alle Menſchen ſpiegeln ſollen, wie nah und fern ſie von ihm ſeyen an Sinnesart und Gemüthe.

Ein anderes Mal erzählte der Engel, was mit der heiligen Jungfrau Maria weiter geſchehen: „Als Maria vierzehn Jahre alt war, wollte man ihr einen Mann geben, nach der Weiſe der Juden. Sie aber ſprach: Ich habe Gott gelobet, eine Jungfrau zu bleiben immerdar, und ich will mein Gelübde bewahren bis an meinen Tod. Die Prieſter ſprachen: Solche Sitte iſt bis jetzt nicht erhöret unter unſerm Volke. Eingedenk jedoch des Wortes, das geſchrieben ſteht: Was du gelobet, das halte! riefen ſie Gott mit Inbrunſt an, daß er ihnen ſeinen heiligen Willen offenbaren möge. Da erſcholl die Stimme Gottes in dem Tempel und ſprach: Alle Männer vom Geſchlechte Davids, welche keine Frauen haben, ſollen in den Tempel kommen, und ein jeder ſoll ein Reislein opfern; weſſen Reislein nun grünen und blühen wird, derſelbige iſt der rechte Mann, dem ſoll man die Jungfrau geben. Da verſammelten ſich viele Männer, und jeder hoffte, daß ſein Reislein blühen, und ihm die Jungfrau zu Theil werden würde; allein ſie warteten vergebens, und keine Ruthe blühete von allen. Als nun das Volk darüber

irre ward, sprach die Stimme: Joseph von Bethlehem, aus dem Geschlechte David, ist nicht hier; dieser allein ist der Jungfrau würdig, allein aus großer Demuth ist er nicht erschienen. Da sandten die Priester hin, und hießen ihn kommen. Joseph that, wie ihm befohlen ward, kam und brachte sein Reis, welches alsbald anfing zu grünen und zu blühen und wie eine Lilie anzusehen war. Da geboten die Priester dem frommen Mann, daß er Maria zu seinem ehelichen Gemahl nehmen sollte. Er sprach: Ich bin's nicht werth; dennoch will ich thun, was Gott und ihr mich heißet; und wie ich mich bisher rein erhalten, so will ich auch dieser heiligen Jungfrau nur als Bruder nahen oder als Vater. Also ward Maria ihm verlobet, und Joseph führte sie heim und bereitete die Hochzeit. Mittlerweile erschien Maria der Engel Gabriel, und verkündigte ihr, daß sie Gott ausersehen habe, die Mutter seines Sohnes zu seyn! — Was sich dann weiter mit Maria begeben (sagte der Engel zu Marien-Kind), wie sie Jesum geboren zu Bethlehem, wie sie mit dem Kindlein in Aegyptenland geflüchtet, wie sie ihren lieben Sohn in der Furcht des Herrn auferzogen, wie sie ihn einst drei Tage gemißt, und endlich wieder gefunden im Tempel, wie sie unter seinem Kreuze gestanden mit Herzenleid, und wieder

getröſtet wurde durch ſeine Auferſtehung: das alles und noch mehreres hat dir deine Pathe ſelbſt erzählt, und du haſt wohl ihre Worte treu bewahret in deinem Herzen.

Der Engel erzählte weiter: „Als nun Jeſus Chriſtus zum Himmel aufgefahren war, ſo baute ſich die Jungfrau Maria am Fuße des Berges Sion eine Hütte unter einem fruchtbaren Oelbaum und zwiſchen ſchattigen Palmen, und verließ dieſe Wohnung nimmer, außer wenn ſie die heiligen Oerter beſuchte, wo ihr göttlicher Sohn geboren ward, wo er gelebt, gelitten und geſtorben, und das heilige Grab, worin er gelegen, und die heilige Stätte, von dannen er aufgefahren gen Himmel. Alſo in Gebet und frommer Betrachtung, und mit immer wachſender Sehnſucht nach ihrem geliebten Sohne, lebte ſie bis in ihr ſiebenzigſtes Jahr. Da erſchien ihr eines Tages derſelbe Engel, welcher ehedem zu ihr geſandt worden war, um ihr zu verkünden, daß ſie auserleſen ſey, die Mutter Gottes zu werden; und er begrüßte ſie wieder mit den Worten: Ave Maria; und er verkündete ihr, daß die Zeit gekommen ſey, wo ihr göttlicher Sohn ſie heimholen wolle zur ewigen Freude und Herrlichkeit. Und Maria ſprach: Der Wille des Herrn geſchehe! Und der Engel reichte ihr zum Zeugniß einen himmliſchen

Palmzweig, und er breitete ein kostbares Brautgewand vor ihr aus, damit sie würdiglich den Sohn empfangen könne, wenn er käme, sie heimzuholen. Und alsbald eilte der Engel, auf Gottes Geheiß, nach aller Welt Enden, und führte die Apostel herbei, auf daß sie Zeugen wären von der Heimfahrt Mariä, und der letzten Ehren, die ihr Sohn ihr auf Erden erweisen wollte. Und als sie alle versammelt waren um die Mutter Gottes, und Gott lobten in Psalmen, siehe! da stieg Jesus Christus, der ewige König, darnieder im Gefolge der Engel, und er trat vor Maria hin und küßte sie, und nahm ihre Seele von hinnen, die sich ohne allen Schmerz vom Körper löfete, und in die Arme des Sohnes flog mit unaussprechlichem Entzücken. Ein süßer Duft und ein heller Glanz umfloß den heiligen Leichnam, und die Apostel und die Jungfrauen, welche Marien gedient, verharrten mehrere Stunden lang im Gebete um die Bahre der Hochgebenedeieten. Dann aber erhoben sie die Leiche, und trugen sie in Procession und unter Psalmengesang ins Thal Josaphat zum Grabe, in welchem noch keines Menschen Leichnam gewesen. Und wunderbar! die Juden und die Heiden, welche in der Nähe weilten, vernahmen zwar den Gesang, aber sie gewahrten keines Menschen. Also unbeachtet von der Welt wachten

die Heiligen abwechselungsweise bei dem Grabe der seligsten Jungfrau drei Tage lang. Der Herr aber, eingedenk, daß der Leib Mariens ihn getragen und genährt, wollte nicht, daß die Verwesung über ihn komme, und er fuhr nach drei Tagen wiederum hernieder, im Geleite der heiligen Engel, und gleichwie er selbst nach drei Tagen wieder von den Todten auferstanden, also erweckte er den Leib seiner Mutter wieder zum ewigen Leben. Und im Angesichte der Apostel und der heiligen Jungfrauen erstand Maria aus dem Grabe, und von Engeln getragen, erhob sie sich, ihrem göttlichen Sohne nach, zum Himmel, wo sie, als Königin des Himmels und aller Heiligen, zur Rechten des Sohnes den Thron einnahm, der ihr bereitet war von Anbeginn." — Hiemit schloß der Engel die Geschichte vom Leben Maria's, und Marien-Kind faßte von der Zeit an noch mehr Verehrung gegen ihre heilige Namens-Patronin, und beschloß in ihrem Herzen, ihre Tugenden nachzuahmen, um auch ihrer Freuden und Ehren theilhaftig zu werden. Zuletzt fragte sie noch den Engel: Mit welchem Gebete Maria vornehmlich geehrt werden möge? Der Engel antwortete: Maria mag mit keinem andern Gebete mehr geehrt werden, als mit dem Gruße des Engels, der ihr die Botschaft brachte, daß sie den Heiland der Welt ge-

bären sollte. Und er lehrte ihr das Ave Maria, welches sie nun von diesem Tage an fleißig und andächtig betete.

Solche und andere schöne und fromme Geschichten vernahm Marien-Kind aus dem Munde Maria's und des Schutzengels. Und das Mädchen ward auch von Jahr zu Jahr größer und schöner und frömmer, und sie arbeitete und spann fleißig mit Maria Marien-Fädchen; und wenn auch diese abwesend war, so folgte sie in allem dem Engel, der sie mahnte und warnte, und für sie wachte und sorgte, wie ein liebender Bruder. So wurde Marien-Kind vierzehn Jahre alt. Da sagte eines Tages Maria zu ihr: „Ich werde dich nun verlassen auf lange Zeit. Und weil du nun schon größer bist, und gescheidter, so übergebe ich dir die Schlüssel zu den drei Sälen der Burg, a[illegible] du magst alle Herrlichkeiten besehen, die darin enthalten sind; und wenn du fromm und folgsam bleibest, so sollen wohl auch einstens alle diese Schätze dein werden. Nur zur Zinne der Burg darfst du nicht hinaufsteigen, und mein Gemach betreten, wo mein Bad ist, und viel weniger darfst du des Bades gebrauchen. Das verbiete ich dir ernstlich und bei schwerer Strafe.“ Marien-Kind versprach alles, und weinte gar herzlich, als die Pathe Abschied nahm. — Schon des andern Tages trieb

die Neugierde das Mägdlein an, die Säle zu beſuchen, obwohl der Engel ſagte, es wäre beſſer, die Schau noch aufzuſchieben bis auf ſpätere Zeiten. Das Mägdlein aber dachte: Unrecht ſey es einmal nicht; und es war das erſte Mal, daß ſie den Rath ihres Engels nicht achtete. Mit freudig pochendem Herzen ſchloß ſie den erſten Saal auf. Ei! was war da für eine Pracht! Die ſchönſten Kleider von den koſtbarſten Stoffen hingen umher, ſo daß wohl hundert Hochzeitpaare damit auf das allerſchönſte hätten geſchmückt werden können. Marien-Kind konnte es ſich nicht verſagen, eines der köſtlichſten Kleider anzuziehen, und ſie betrachtete ſich in ihrem neuen Anzuge eitel genug, und beſah ſich in den ſpiegelhellen Wänden, und ſie bemerkte mit Wohlgefallen, daß ſie ein ſchönes Mädchen ſey. Der Engel aber, welcher ferne ſtand und das Auge abwandte, däuchte ihr in ſeinem einfachen Kleide doch noch ſchöner, und das verdroß ſie. — Des andern Tages ſchloß ſie den zweiten Saal auf, und da war die Herrlichkeit noch größer. Denn in großen Kaſten von Kryſtall glänzten die ſchönſten Edelſteine, goldene Geſchmeide und koſtbare Kleinodien. Sie beſah eines nach dem andern, und hängte ſich manchen Schmuck um, und ging ſtolz einher. Der Engel hatte ſie wieder begleitet, ſtand aber wiederum fern

von ihr, und wandte das Auge ab. Das kümmerte aber das Mädchen nicht mehr; wohl aber, wie sie sah, daß der Engel sich ein Krönlein von Perlen aufsetzen wollte, litt sie das nicht, sondern sagte: Das Krönlein gehöre ihr, denn die Pathe habe ihr alles das versprochen. Und sie nahm das Krönlein dem Engel; aber im Augenblicke zerbrach es, und die Perlen fielen alle zu Boden, und zerflossen wie Thränen. Darob erschrack zwar das Mädchenn, aber sie ließ sich's nicht zur Warnung seyn. — Am dritten Tage öffnete sie auch den dritten Saal, und da war die Pracht noch am allergrößten. Denn sie stand mitten in einem überaus schönen Garten; den Boden schmückten ganze Beete von den farbigsten und duftigsten Blumen und an den Wänden breiteten fruchtbare Bäume ihre Zweige aus, in denen die seltsamsten Vögel ihre Stimmlein hören ließen, so daß man vor dem schönen Gesang und dem Wohlgeruch schier in eine süße Betäubung fiel. Da pflückte nun das Mädchen von diesem und jenem Baume köstliche Früchte, und aß, und was sie nicht essen konnte, das steckte sie zu sich, und theilte nicht mit dem Engel. Ja, als dieser, der wieder in der Ferne stand, selbst einen seltenen, gar schönen Apfel abpflückte, so begehrte ihn das Mädchen mit Ungestüm; wie sie ihn aber anbeißen wollte, kroch ein häßlicher Wurm her-

aus; sie ließ ihn vor Schrecken fallen, und der Apfel zerfiel alsogleich in Staub und Asche.

Von der Zeit an besuchte Marien-Kind täglich die drei Säle; sie kleidete und zierte sich alle Tage, und naschte in Einem fort, und die Eitelkeit und der Stolz und die Genußsucht und alle bösen Gelüste nahmen immer mehr in ihrem Herzen die Oberhand; sie hatte keine Freude mehr an der Arbeit, sondern liebte nur den Putz und den Müßiggang; und sie vergaß Gottes, und dachte nicht mehr an ihre Pathe, und betete nicht mehr das Ave Maria, das ihr der Engel gelehrt hatte. — Endlich wurde sie auch all der Herrlichkeiten satt, die in den drei Sälen vorhanden waren. Und es entstand in ihr nun der böse Gedanke, gegen das ausdrückliche Verbot ihrer Frau Pathe, auch die Zinne der Burg zu besuchen. Gewiß, dachte sie — ist dort das Allerköstlichste zu schauen und zu schmecken; und das Bad macht mich zum schönsten Mädchen, das nur zu sehen ist." Je mehr sie daran dachte, desto mehr gelüstete sie darnach. Und zuletzt beschloß sie, ohne dem Schutzengel etwas zu sagen, das Bad zu besuchen; und damit sie es allein thun könne, und ohne Zeugen, so wählte sie dazu die Nacht. Als sie aus dem Kämmerlein ging, da däucht' es ihr, als hörte sie den Engel leise weinen. Doch sie achtete nicht darauf, sondern ging fort. Auf dem

Wege dahin wollte sie ein paar Mal wieder zurückkehren, denn sie sah wohl ein, daß sie ein großes Unrecht beginge; aber das Gelüste war gar zu groß, und sie stand zuletzt vor der Pforte, die zur Zinne führete. Ihr Herz pochte heftig; sie hörte noch den Engel von ferne weinen; ihn selbst sah sie nicht. Da steckte sie den Schlüssel an; die Pforte sprang auf, es befiel sie ein Zittern am ganzen Leibe. Alsbald faßte sie sich jedoch wieder. — „Geschehen ist geschehen" — dachte sie; und da sie nun einmal die Pforte erschlossen, so däuchte es ihr gleichviel, wenn sie sich droben auch umsähe. Sie stieg hinauf, und sah um sich, und sah in eine weite, leere Nacht und Wüste hinaus; die Sterne flimmerten zitternd, wie weinende Augen, und wie ein drohendes Zeichen leuchtete am fernen Himmelsrande eine große, dunkelrothe Kugel hinter einem graulichen Gewölke, durch welches einzelne Feuerstreife, wie Schlangen, zuckten. Es schauderte dem Mädchen bei diesem Anblicke. Schon wollte sie wieder umkehren; da sah sie plötzlich eine Gestalt vor sich stehen, ähnlich dem Engel; aber sein Kleid war blutroth, und sein Antlitz brannte schier von den Flammen, die aus seinen Augen schossen. Aber der Fremde sprach mit einnehmendem Tone und mit schmeichelnden Worten: „Bist du endlich da, lieb's Töchterchen? Ich habe lang geharret auf dich, um

dich heimzuführen. Nun bist du selbst gekommen aus freien Stücken, und hast den Muth gehabt, herauf zu steigen zur Zinne, wo frische Lebensluft athmet und eine freie Aussicht sich eröffnet, und wo man sich erhaben fühlt über alles. Da unten aber ist's auch gar so eng und schwül; und du lebtest recht kümmerlich unter der Zucht deiner Pathe und unter der lästigen Aufsicht des Engels. Erhebe nun dein Haupt, und schaue hinaus in's Freie, und vernimm die Wunderdinge, die ich dir zeigen und sagen werde." Und der Fremde zeigte nach der Kugel hin. Und, wunderbar! sie war nicht mehr so blutroth anzusehen, wie eine furchtbare Erscheinung, sondern sie glänzte in einem milden, sanften Lichte, wie der Mond in einer schönen Nacht mild und sanft auf uns nieder schaut. Und je länger das Mägdlein hinschaute, desto schöner ward die Kugel, und jenes schwere Gewölke löste sich allmählich in buntfarbige Wölkleín auf, die sich in tausendfaltigen Gestalten über die Kugel hinlegten, so daß diese, wie eine zauberische Landschaft, wie ein Feenreich, erschien. „Das ist — sagte der Fremde zum Mägdlein, welches ganz in Erstaunen aufgelöset war — das ist die Erde, dein Geburtsland. Aus jenem glücklichen Lande hat dich deine Pathe entrückt, und in diesen kalten, matten, stillen Mond versetzt. Dort lebt dein Vater,

und sehnt sich nach dir Eines Sehnens; dort findest du tausend Gespielen deines Alters und deines Geschlechtes; dort wartet auf dich dein Bräutigam, der dich heimführen wird in das Kämmerlein der Liebe.“ Es wollte dem Mägdlein schier das Herz brechen vor nie gekannter Sehnsucht; und sie sagte: „O nimm mich fort — dahin, wo mein Vater lebet, wo ich die Gespielinnen finde, wo der Bräutigam meiner harret.“ Der Fremde sagte: „Das steht bei dir. Bade dich nur dort in jenem Bade, dann hast du die Macht, dich jeden Augenblick hinwegzuheben von diesem Orte, und hinunter zu schweben nach der Erde. Dort wirst du mich wieder sehen.“ Bei diesen Worten verschwand der Fremde, und ein Feuerstrahl zuckte in den Abgrund hinab.

Jetzt erst bemerkte Marienkind das Bad, welches, mitten auf der Zinne, in einem Becken von Porphyr eingeschlossen war. Sie schaute lange hinein, zögernd und zweifelnd, was sie thun sollte; denn die Pathe, das wußte sie, hatte es ihr doch gar zu streng und ausdrücklich verboten, und sie fühlte wohl, daß der Ungehorsam zugleich der schändlichste Undank sey. Aber da bedachte sie wiederum, daß dieß, nach des wunderbaren Fremden Aussage, das einzige Mittel sey, um hinunter schweben zu können zur geliebten Erde, zum Vater und zu den

Gespielinnen, und zum Bräutigam ihres Herzens. Endlich fiel ihr ein: „Baden will ich eben nicht, weil sie mir's einmal verboten hat, aber den Finger will ich doch ein wenig eintauchen, das hat sie mir nicht verboten, und vielleicht hilft's doch.“ Das that sie denn auch, sie tauchte einen Finger in das Wasser; eben ging die Sonne auf, und sieh! wie sie ihn wieder herauszog, war er, so weit sie ihn ins Wasser gesenkt, mit Gold überzogen; weßhalb auch dieser Finger der Goldfinger heißt bis auf den heutigen Tag. Welcher Schrecken! Sie wollte fliehen, aber ihre Füße waren schwer wie Blei, und sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Sie wollte das Gold wegwischen, sie rieb und rieb, aber vergebens. Das Zeichen ihrer Schuld blieb ihr, und sie sah sich nun verrathen. Sie schlich weinend zu ihrem Kämmerlein zurück, und sah mit Bangigkeit auf die Stunde hin, wo ihre Pathe zurückkommen sollte. — Sie kam. Hätte Maria auch nicht schon aus der Ferne gewußt, was mit ihrem Pflegekind vorgegangen: so hätte ein einziger Blick auf ihr erröthendes Angesicht die Sünde verrathen, deren sie sich schuldig gemacht. Ach, wenn sie doch jetzt noch in sich gegangen wäre, und hätte ihren Fehltritt reumüthig eingestanden, und die Pathe um Verzeihung gebeten: es wäre ihr vielleicht nicht so übel

ergangen. Aber des Mägdleins Herz war schon so sehr von bösen Neigungen eingenommen, daß sie keiner Reue mehr fähig war und nur daran dachte, wie sie die gethane Schuld verdecken und abläugnen könnte. Als daher Maria ihr die Schlüssel abforderte, und sie fragte: ob sie etwa auch die Pforte zur Zinne aufgeschlossen hätte, sagte das Mägdlein kurzweg: Nein, und erröthete über und über. Maria fragte wiederum: Sag! bist du nicht zur Zinne hinaufgestiegen? Das Mägdlein legte die Hand auf ihre Brust, welche sehr klopfte, und sie sagte wiederum: Nein! gewiß nicht. Maria hatte bei dieser Gebärde den vergoldeten Finger bemerkt, und indem sie bedeutsam auf ihn hinblickte, fragte sie zum drittenmale: Hast du nicht deinen Finger in das Bad getaucht? Das Mägdlein sah sich verrathen; aber dennoch, indem sie den Finger einzog, log sie keck und sagte: So wahr ich Maria heiße, nein! Da zog Maria ihre Stirn in düstere Falten, und sie sagte mit ernster, strenger Stimme: „Wisse, daß ich Maria bin, die Himmelskönigin, und daß ich dich auserlesen hatte zu großen Ehren und Würden, wenn du der Versuchung widerstanden und dem Gebote Folge geleistet hättest. Nun aber, da du ungehorsam geworden, so kannst du vor meinem Angesichte nicht mehr bestehen. Du mußt wieder zur Erde hin-

hinunter, woher du gekommen, und das sterbliche Leben mit den Sterblichen theilen. Wenn du jedoch Buße thust, und dein Geschick mit Geduld trägst und in Gottesfurcht wandelst, und fleißig mich anrufst, so werde ich dich auch in deinem Elende nicht verlassen, sondern dir beistehen, als eine Zuflucht der Sünder und eine Trösterin der Betrübten."

Inzwischen, während Marien-Kind so viele Jahre unter der Pflege ihrer Pathe gelebt, hatten sich in ihres Vaters Haus große Veränderungen begeben. Der Priester, welcher der sterbenden Rittersfrau die heilige Wegzehrung gegeben, rief sogleich mehrere Landleute herbei; diese aber fanden sie schon todt, und sie legten die Leiche in der Capelle nieder und wachten und beteten für die Verstorbene, so lange bis der Ritter zurückkehrte von seinen Gelagen und Jagden. Als dieser nun vernommen, daß seine Frau eines so elenden Todes gestorben und sein Kind selbst verschwunden sey, da ergriff große Angst seine Seele, und er fühlte Reue über sein sündiges Leben, das er geführt, und er faßte den Entschluß, das Unrecht, so viel an ihm lag, gut zu machen und der Verstorbenen die Ehre zu beweisen, welche er der Lebenden entzogen — vielleicht daß Gott sich seiner erbarmen, und er auch einst das Kind wieder finden möchte, das er verloren!

Und er ließ die Todte in einen köstlichen Sarg legen, und in der Mariencapelle vor dem Hochaltar begraben, und über der Capelle ließ er eine große, schöne Kirche erbauen zu Ehren Unserer lieben Frauen, und er stiftete zwei Klöster, eines für Jungfrauen, welche Gott dienen sollten in Reinigkeit des Geistes und des Leibes; und eines für Priester, daß sie Tag für Tag Messe lesen sollten für die Seele der Verstorbenen; und zum Abte dieses Klosters ward jener Priester gesetzt, der das Kind getauft und die sterbende Mutter getröstet hatte. Der Ritter selbst aber, nachdem er dieß alles verrichtet, zog von Haus weg ins heilige Land, und kämpfte dort gegen die Ungläubigen, und betete und büßte an den heiligen Stätten, wo Jesus Christus für uns gelebt und gelitten hat. Und er hatte schon beschlossen, nie wieder in die Heimath zurück zu kehren, sondern im Elend zu verbleiben bis an sein letztes Ende, um die Sünden seiner Jugend abzubüßen. Da ward ihm aber eines Tages ein Gesicht von Gott, daß er heim kehren sollte, begnadigt, und daß er werde Kunde erhalten von seiner verlornen Tochter. Also zog er heim. Und sieh! am Tage und in der Stunde, wo er angelangt, war ein großer Zulauf des Volkes zur Kirche; denn in der Capelle, auf dem Platze, wo der Sarg der Rittersfrau eingesenkt war, sah

man eine schöne Jungfrau liegen, in Schlummer hingegossen, mit geschlossenen Augen, aber mit rothen Wangen und mit athmender Brust. Und jedermann erstaunte über der Erscheinung. Und zu gleicher Zeit traten der Abt des Klosters und der Ritter in den Tempel, das Wunder zu schauen. Da erkannten sie sogleich beide das verlorne Kind; denn das Mägdlein war der Mutter ganz und gar gleich an Gestalt und Antlitz, nur noch um vieles schöner und jugendlicher. Drauf trat der Abt zum Mägdlein hin, und legte ihr die Hand aufs Haupt und sagte: „Marien-Kind, wache auf!“ Und das Mägdlein schlug alsogleich die Augen auf, und siehe! in dem Augenblicke stieg eine lichte, himmlische Gestalt auf, und verschwand. Und Marien-Kind öffnete ihren Mund und sprach: Ave Maria!

Die Freude des bekümmerten Vaters, daß er seine Tochter wieder gefunden, kann nicht beschrieben werden. Er nahm sie auf seine Burg und pflegte ihrer dort in allen Ehren und Freuden. Auch verbreitete sich der Ruf von der wunderbaren Erscheinung des Mägdleins im ganzen deutschen Reiche, und es kamen Ritter und Fürstensöhne herbei aus allen Gegenden; und wie sie die außerordentliche Schönheit der Jungfrau sahen, so entbrannten sie in Liebe gegen sie, und jeder begehrte sie zur Braut. Aber

Marien-Kind weigerte sich dessen, und erklärte, daß ihr Herz nun und nimmermehr nach dem streben wolle, wonach die Menschenkinder Verlangen tragen auf Erden. Und als ihr keine Ruhe werden wollte vor den Zudringlichen, so entdeckte sie eines Tages dem frommen Abte den ganzen Hergang ihrer wunderbarlichen Geschichte, und eröffnete ihm zugleich ihren Entschluß, daß sie in klösterlicher Einsamkeit ihr Leben Gott widmen wolle, und der Abt lobte ihren Entschluß, und auch der Vater ehrte den frommen Willen seiner Tochter. Also ging Marien-Kind ins Kloster, welches ihr Vater gestiftet hatte, und dieser vermachte noch zu seinen Lebzeiten all sein übriges Gut den beiden Klöstern, und ward selbst ein Mönch, und diente Gott in seinen letzten Tagen in Demuth und Frömmigkeit, bis er nach einem Jahre selig verschied, gerade an dem Tage, wo er seine Tochter gefunden. Marien-Kind aber lebte in ihrer einsamen Zelle, arbeitend, lesend und betend, und sie gedachte mit Wehmuth und Dankbarkeit an die schönen Tage, die sie bei ihrer Pathe verlebt, und mit noch größerer Wehmuth und Reue an die Sünde, die sie begangen, und den Undank, den sie verschuldet. Und allmählich kehrte in ihre Seele wieder Friede zurück, und sie sah oft in stillen, ruhi-

gen Nächten zum Monde hinauf, mit einer liebenden, frommen Sehnſucht, wie wohl keine Erdentochter zu thun pflegt. Einsmals, wie ſie hinaus ſchaute zum Fenſter in den aufgehenden Mond, da däuchte es ihr, als wandle auf einem Mondſtrahl daher derſelbe unheimliche Fremde, der vor ihr auf der Zinne der Marienburg geſtanden. Und er war's und ſprach: „Biſt du endlich da, mein Töchterchen? Wie lange ſchon habe ich dich geſucht, und nicht gefunden! Aber warum ſperreſt du dich auch in dieſe dumpfe Zelle ein, und verkümmerſt dir dein junges Leben in der freud- und troſtloſen Einſamkeit? Komm heraus in die Welt, in die Freiheit! Da blühen und duften und tönen dir Freuden aller Art; da findeſt du frohe Geſpielinnen; da harret deiner, ach! ſchon längſt der erſehnte Bräutigam, der dich einführen will in das Kämmerlein der Liebe! Die Tage verſchwinden, die Zeit enteilt, an jeder Minute hängt ein Thautropfen der Luſt und der Liebe; ſchlürfe ſie, ehe ſie vertrocknen.“ Marien-Kind, als ſie den Verſucher gewahrte, erſchrack ſehr; denn ſie mißtraute ſich und ihrer eigenen Kraft, eingedenk der Sünde und des Abfalls, wozu ſie ehedem verleitet worden. Aber auch eingedenk des Verſprechens, das ihr Maria gethan, warf ſie ſich

sogleich auf die Knie, und fing an mit rechter Inbrunst das Salve Regina zu beten, das ihr der Abt gelehrt hatte. Und sie betete: „Sey gegrüßt, o Königin! du Mutter der Barmherzigkeit! du unser Leben, unsere Süßigkeit und unsere Hoffnung, sey gegrüßt! Zu dir rufen wir elende Kinder Eva's! Zu dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Thale der Zähren." Bei diesen Worten erstickten die Thränen ihre Stimme, und mit ringenden Händen und mit starrem Blicke sah sie aufwärts, nach oben, von dannen sie Hülfe in ihren Nöthen erhoffte. Nun fühlte sie sich getroster und ruhiger in ihrem Gemüthe, und sie fuhr fort: „Eia denn! unsere Fürsprecherin! wende deine barmherzigen Augen zu uns, und nach diesem Elende zeige uns Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes." Und als sie diese Worte so recht aus der Tiefe ihres gläubigen Gemüthes gesprochen, da ward sie im Geiste entrückt, und sie sah Maria niederschweben zu ihr, das Jesuskindlein auf dem Arme, das gar holdselig sie anlächelte. Und Marien-Kind, voll des Entzückens über diese Erscheinung, rief aus und betete: „O du gütige, du fromme, du süße Jungfrau Maria!" — Von der Zeit an war Ruhe in ihrem Herzen, und der Versucher vermochte nichts mehr über sie. Und so oft sie nun Morgens und Abends das Ave Maria

oder das Salve Regina betete mit Andacht, ſo erſchien ihr Maria, und tröſtete ſie in dieſem Thale der Zähren, und zeigte ihr das Jeſuskindlein, das ſie immer holdſelig anlächelte. Endlich nach drei Jahren brachte ihr eines Tages Maria die fröhliche Botſchaft, daß das Ende ihres Elendes herannahe. Und als die Stunde kam, erſchien ihr ſichtbar ihr Schutzengel, und geleitete ihre Seele zum Himmel.

XIII.

Rückkehr.

Es waren indessen die bestimmten Ferien-Tage beinahe verflossen. Den Vater riefen Geschäfte nach Hause zurück, und auch die Kinder sollten dem Haus- und Schulleben nicht länger entzogen werden. Man beschloß daher, die Rückkehr so bald anzutreten, als die Witterung sich günstig zeigen würde. Die Großeltern wollten nämlich, mit den beiden andern Frauen, noch einen Ausflug nach Innsbruck machen, und durch das Achenthal wieder zurückkehren; indessen der Vater mit dem Onkel und den vier Kindern über Walchensee durch die Jachenau, eine Fußpartie zu machen gedachte. In Tegernsee wollten sie alle wieder zusammen treffen, und dann, nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen, gemeinschaftlich ihre Rückkehr nach der Heimath antreten. — An einem Morgen, der eine Reihe von schönen Tagen zu versprechen schien,

fuhren sie alle zusammen nach Mittenwald, wo sie sich sodann trennten. Die Caravane zu Fuß begab sich desselben Tags nicht weiter, als bis Walchensee. Sie ergötzten sich des Nachmittags mit einer Fahrt auf dem See, dessen ewig düstere Gestalt wundersam abstach mit dem heitern Himmel, der über ihnen erglänzte. Des andern Tags, der sich ebenfalls freundlich anließ, wanderten sie durch das liebliche Alpenthal, die Jachenau. In einer schmalen, aber üppig wuchernden Niederung, die beiderseits von waldbewachsenen Bergen beherrscht und befruchtet wird, liegen die Häuser und Höfe und Fluren meist abgesondert und eingefriedet in kleinen Entfernungen. Man glaubt sich in eine Gegend versetzt, wo die ursprünglich patriarchalische Art und Sitte noch vorherrschend sey, und auch die Menschen und ihre Wohnungen tragen an sich die Spuren jener altväterlichen Einfalt, Kräftigkeit und Tüchtigkeit. — Unsere Wanderer langten noch denselben Tag in Tölz an. Die Männer bemerkten mit großem Wohlgefallen, daß die Kinder so tapfer aushielten. Man kann und soll der Jugend schon viel zutrauen; nur muß freilich immer und überall das ermunternde und erkräftigende Beispiel des Alters voran treten. Der Onkel fragte den Fritz, als er ihm zuletzt doch mit etwas trägem, unsicherm Schritt einhergehen

sah, ob er müde sey. „Müd' bin ich just nicht, antwortete der Knabe; aber die Füße thun mir weh.“ Es zeigte sich auch im Nachtquartier, daß ihm die Ruhe nöthiger sey, als die Speise. — Am folgenden Tage hatte man nur einen Spaziergang vor sich bis nach Tegernsee, wo denn auch, an demselben Tage, die andern von Innsbruck her eintrafen. Man verlebte noch in der reizenden Umgegend ein Paar angenehme Tage zusammen, und fuhr dann nach München zurück.

Vorſchule

zur

Geſchichte und Kritik

der deutſchen

Proſa und Poeſie.

Von

Ludwig Aurbacher.

(Handſchrift.)

1837.

Erſte Abtheilung.

Zur

Geſchichte und Kritik

der deutſchen Proſa.

Einleitung.

In der Geschichte der deutschen Literatur unterscheiden wir überhaupt zwey Haupt-Epochen. Die erstere, worin die Deutschen in der Bildung ihrer Sprache und in der Sprachdarstellung der Natur und ihrem, durch das Leben angeregten Genius einfach und sicher folgten, erstreckt sich von der Zeit der ältesten uns bekannten schriftlichen Denkmahle bis ungefähr ins funfzehnte Jahrhundert herauf; und sie mag so fern die Epoche der altdeutschen Literatur heißen. Die andere, welche, nach unsicherer Umgestaltung und Mißgestaltung (ein Paar Jahrhunderte lang), endlich frisch und frey zu blühen und zu gedeihen anfing, bildete sich mehr durch die Kunst aus, an der Theorie, mit erweiterter Weltanschauung und begründeter Sprachwissenschaft; sie heißt die Epoche der neudeutschen Literatur.

Erſter Abſchnitt.

Altdeutſche Literatur.

In jeder Literatur, die ſich organiſch entwickelt und darſtellt, erſcheint zuerſt die Sprache, der Stamm mit ſeinen Wurzeln und Zweigen; ſodann bildet ſie ſich zur Rede aus; d. h. zur freyen Darſtellung des Schönen und Wahren in Poeſie und Proſa. Und ſo können wir denn in der Geſchichte der altdeutſchen Literatur ferner drey Zeiträume annehmen und unterſcheiden: den grammatiſchen, den poetiſchen, und den proſaiſchen Zeitraum. Die Denkmahle des grammatiſchen Zeitraums (der altdeutſchen Literatur i. e. S.) erfordern ein eigenes Studium, und ſind ſo fern Aufgabe für die deutſche Philologie. Hier können wir ſie nur, als vorbereitenden Theil, hiſtoriſch berühren. — Die Schilderung des poetiſchen Zeitraums, und die Aufzählung ſeiner wichtigſten Monumente bleibt der Geſchichte der Poeſie vorbehalten. — Es übriget uns alſo hier nur, den dritten Zeitraum näher zu beleuchten, die Geſchichte der altdeutſchen Proſa.

Grammatiſcher Zeitraum.

(Vorbereitendes Kapitel.)

Unter altdeutſcher Sprache i. e. S. verſteht man diejenige, wie ſie in den ſchriftlichen Denkmahlen der deutſchen Stämme, zumahl des ober- oder hochdeutſchen, vor dem zwölften Jahrhundert erſcheint. Es ſind zwar ſolcher Monumente nur ſehr wenige verhanden; aber ſie reichen doch hin, um die Sprache jener Zeit und ihren Organismus wiſſenſchaftlich zu erkennen und darzuſtellen. — Das älteſte und wichtigſte einheimiſche Denkmahl für die Geſchichte unſerer Sprache iſt die Bibelüberſetzung des gothiſchen Biſchofs Wulfila (Ulphilas) aus dem vierten Jahrhundert. Unter den althochdeutſchen Quellen v. J. 700 — 1000 ſind beſonders zu erwähnen: die Regel des hl. Benedikts von Kero, Mönch zu St. Gallen (ums Jahr 720); — die Pſalmenüberſetzung von Notker, Abt von St. Gallen († 1022); — die Paraphraſe des hohen Liedes von Willeram, Abt zu Ebersberg in Ober-Bayern († 1085); — außerdem noch viele andere kleine monumenta catechetica, d. i. Gebethe, Beichtformeln u. a., worunter z. B. das Weſſobrunner Gebeth. —

Alle dieſe Schriften ſind für den Sprachforſcher von der größten Wichtigkeit, „indem die ſtrenge, grammatiſche und etymologiſche Begründung der ſpätern, ſo wie der neuern Sprache in ihr fußt, und weil daraus die organiſche Einheit des germaniſchen Sprachſtammes ſichtbar wird, und der durchgehende Parallelismus, unter welchem ſeine Aeſte von Knoten zu Knoten aus einander treten.“

I. Kapitel.

Schriften vor Erfindung des Bücherdruckes.

Karl des Großen Verdienſte um die Fortbildung der deutſchen Sprache und Literatur hatten, leider! beynahe mit ihm ſelbſt zu wirken aufgehört. Es erſchien die Schriftproſa unter uns größten Theils nur im lateiniſchen Idiom, bis ins fünfzehnte Jahrhundert herauf, in der Feder gelehrter Layen und Kleriker. Doch bildete und entwickelte ſich, obgleich eine verwahrloſete

Pflanze, die deutſche Proſa mitunter fort in den Gerichtsſtuben und auf den Kanzeln, in der einſamen Zelle des beſchauenden Mönches, und im weiten Kreiſe des beobachtenden Weltmannes. Von eigentlicher Beredſamkeit jedoch finden ſich — mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen — noch keine Spuren vor. Es iſt der erſte Flügelſchlag der Rede, die ſich aus der Enge und Dürftigkeit der Grammatikalien ins freye, weite Feld des höhern Begriffes und des tiefern Gefühls zu wagen ſucht. Obgleich aber die Rede jener Zeit ſo fern, beym erſten Anblicke, unbeholfen und ſchwerfällig erſcheint, ſo findet doch die unbefangene, ſchärfere Beobachtung in jenen Schriften viel Sinniges und Treffliches; es iſt das natürliche Gefühl, die Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe, der kerngeſunde Menſchenverſtand, der ſich, wie in der Anſchauung göttlicher und menſchlicher Dinge ſelbſt, ſo auch in dem einfachen, von aller Zierde und Ueppigkeit freyen, reinen Ausdrucke überall kund gibt.

Urkunden. Geſetzbücher.

Es muß ſolcher Schriften hier Erwähnung geſchehen um der Vollſtändigkeit willen, und es darf die Bekanntſchaft mit denſelben von dem Literaturfreunde nicht umgangen werden. Intereſſiren freylich Urkunden, bey ihrem beſchränkten und einförmigen Inhalt, zumeiſt nur den eigentlichen Sprach- und Geſchichtsforſcher, ſo gewähret die Beobachtung des Ganges, wie der Verſtand hier den Rechtsbegriff auffaßt und anwendet, doch jedem Denker Unterhaltung und Belehrung genug. — Wichtiger ſind ſchon, auch in Anſehung des Vortrages, die Geſetzbücher aus jenen frühern Zeiten, worunter beſonders die beyden Sammlungen, „der Sachſenſpiegel" und „der Schwabenſpiegel" zu nennen ſind — beyde aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Sie ſind die Hauptquellen der Geſetzgebung und der Sittengeſchichte jener Zeit, und um ſo merkwürdiger, da ſie noch den rein germaniſchen Charakter des öffentlichen Lebens darſtellen, der ſpäterhin durch den römiſchen Codex eine andere Geſtaltung bekommen hat.

Mystiker. Kanzelredner.

Es retteten ſich zu allen Zeiten ſo manche lautere Geiſter in das ſtille Heiligthum des beſchaulichen Lebens, und erbauten da ſich und andere durch das geheimnißvolle Wort, das ſich ihnen in den heiligen Momenten der Betrachtung und des Gebethes erſchloſſen hat. Aus dieſem Zeitraum hat die deutſche Zunge — außer dem Meiſter Eckart (um's J. 1220), deſſen ſybilliniſche Blätter noch die Weiſen unſerer Tage zu enträthſeln ſuchen — und dem Bruder Berthold*) (nach 1250) — beſonders den Johannes Tauler**) († 1361) und den Heinrich Seuß***) (Suso) († um's Jahr 1350), aufzuweiſen; zu welcher man noch den unbekannten Verfaſſer der „deutſchen Theologey" (um's Jahr 1450) rechnen könnte. Was Tauler und Suſo ins Beſondere anbelangt, ſo ſtehen ſie, nach Sprache und Darſtellung, nicht nur in dieſem Zeitalter als einzig da, ſondern ragen bey weitem über

*) Berthold, deutſche Predigten. Herausgegeben von Ch. Fr. Kling. 1824.

**) Joh. Tauler's Predigten. Frankf. 1827.

***) Heinrich Suſo's Leben und Schriften. Regensburg, 1829.

die meiſten Schriftſteller der nächſt folgenden Jahrhunderte hervor, und können noch uns als Muſter dienen, zumahl in Behandlung ähnlicher Gegenſtände und wo es gilt, zum Volke, und vom Herzen zum Herzen zu reden.

Geſchichtſchreiber. Chroniken.

Die Geſchichtswerke aus jenen Zeiten — Memorabilien verſtändiger Geſchäftsmänner, ſchlichter Bürger und wackerer Vaterlandsfreunde — z. B. Könighoven's ſtraßburgiſche Chronik, Windeck's Geſchichte des Kaiſers Sigismund, Unreſt's öſtreichiſche Chronik, der „Weißkunig" (Maximilian's I. Geſchichte) u. a., ſind nicht nur für den Geſchichtsforſcher höchſt wichtig, ſondern auch anziehend und belehrend für den Sprachfreund. Wir empfinden bey ſolchen einfältiglich und getreulich abgefaßten Chroniken ungefähr daſſelbe Vergnügen, wie ein Mann, wenn er Rotaten und Gloſſen aus ſeinen Jugendjahren, oder Penſa aus ſeinem Schulleben nachlieſet. Abgeſehen von allem Inhalte, intereſſiren ſie ſchon als Fakta, als Beyträge zur Bildungsgeſchichte eines Menſchen und eines Volkes.

II. Kapitel.

Schriften nach Erfindung der Buchdruckerkunst.

Seit durch die Erfindung des Bücherdruckes die Schrift ſich freyer bewegen und nach allen Seiten hin ſich kehren konnte, geſtaltete ſich auch die Proſa in freyern und gediegenern Formen. Die erweiterte Wiſſenſchaft gab ihr reichern Stoff, und der Zutritt zu allem Volke verſchaffte ihr größern Spielraum. So bildete ſie ſich denn zur Beredſamkeit aus — freylich noch nicht bis zu dem Grade, wie dieſe Kunſt uns erſcheint in den Werken der Alten. Sie war unter den Deutſchen noch jugendlich; ſie war aber auch noch deutſch, d. h. volksthumlich; was ſie zu ſeyn aufhörte, als ſie ins reifere Alter übertrat, und die ihr eigenthümliche Natur durch fremde Kunſt auszubilden ſuchte. Darum wer die Natur kennt und liebt, und durch die Hülle des einfältigen Wortes zum Kern ſelbſt durchzudringen vermag, der wird in den Schriften jener Männer, der ausgezeichneten, eben ſo viel Geiſt und Gemüth wahrnehmen, als in den altdeutſchen Gemählden eines Kranach, Holbein und Dürer.

Martin Luther.

1483 — 1546.

Wenn dieser Mann auch nicht — wofür ihn einige ausgeben — als Reformator der deutschen Prosa anzusehen ist, so muß man ihn doch als einen derjenigen anerkennen, welche die deutsche Sprache als Werkzeug deutscher Gesinnung und Gesittung besonders tüchtig und rührig handhabten. Seine Bibelübersetzung gilt mit Recht als ein Meisterstück, und er selbst erscheint darin als eigentlicher Künstler, der den Geist orientalischer Pracht, und der evangelischen Einfalt mit gleichem Geschicke in den deutschen Buchstab einzukleiden verstand. Eben so gewandt und vielseitig zeigt er sich in seinen übrigen Schriften. Sein Styl ist gedrängt und kernig, wenn er lehrt (z. B. in den Vorreden zu den biblischen Büchern) — leicht und beweglich, wenn er plaudert und scherzt (z. B. in den Tischreden) — derb, wenn er schilt und tadelt; anschmiegend, wenn er mahnt und bittet; kindlich und männlich, je nach der Person (z. B. in seinen Briefen), und immer deutsch, ohne jenen wälschen Zier-

rath, der in geſuchten Bildern und Wendungen, und in verſchlungenen, redſeligen Perioden zu prangen pflegt.

Albrecht Dürer.

1471 — 1528.

Er verdient nicht nur als Vater der oberdeutſchen Mahlerkunſt, ſondern auch als Schriftſteller unſere beſondere Achtung. Seine gründlichen Kenntniſſe in der reinen und angewandten Mathematik ſetzten ihn, den großen Kunſtler, in den Stand, die erſte Kunſttheorie zu verſuchen, und die Geſetze, wonach die Natur bildet und bilden lehrt, ſich und andern zum Bewußtſeyn zu bringen. Er iſt unter allen Deutſchen, welche während dieſer Zeit wiſſenſchaftliche Gegenſtände behandelt haben, der Einzige, der um die deutſche Sprache wahres Verdienſt hat; und die Einfachheit, Reinheit und Beſtimmtheit ſeiner Schreibart in Gegenſtänden, an welchen die deutſche Sprache ſich zu ſeiner Zeit noch gar nicht verſucht hatte, verdient noch jetzt Bewunderung. — Seine Werke ſind: „Unterweiſung der Meſſung

mit dem Zirkel und Richtscheit" — „Eilicher Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlesser und Flecken" — „Vier Bücher von menschlicher Proportion." — Originalien, sein Leben und Wirken betreffend, sind zur Säkularfeyer des Künstlers bei Campe in Nürnberg erschienen.

Hutten. Berlichingen. Schärtlin.

Es mögen diese drey ritterlichen Männer, die sich auch als Schriftsteller nahmhaft gemacht, hier neben einander auftreten, obgleich übrigens ihre Schriften an Inhalt und Gehalt ganz verschieden sind.

1) Ulrich von Hutten (1488—1523) war Dichter und Redner, gewandter jedoch im lateinischen, als im deutschen Vortrage. Einer der ruhrigsten literarischen Kämpen, an dem sich das Sprichwort bewährte: der Zorn mache beredt. Herder nannte ihn den deutschen Demosthenes. Er gehört zu den außerordentlichen Geistern, welche nicht sowohl Lichtträger, als vielmehr wahre Feuermänner sind, die, indem sie leuchten, zugleich auch sengen und brennen.

Seine sämmtliche Werke gesammelt von Ernst Münch.

2) Götz von Berlichingen (1480—1562) gab eine Sammlung von Denkwürdigkeiten, eine Art Autobiographie heraus, die er „als ein alter, erlebter, betagter Mann allen frommen, lieben und gottseligen, redlichen Menschen ... zu einer Warnung und Exempel aus treuem Herzen und Gemüth" verfaßt hat. Es ist bekannt, wie der Mann und sein Werk den Jüngling Goethe begeistert hat zu jener herrlichen, wahrhaft deutschen Dichtung, so daß sein Andenken unter uns nie untergehen kann.

3) Sebastian Schärtlin, zu Burtenbach, kaiserlicher Rath und Oberster (geb. 1496, gest. 1577). Er ist nicht nur als einer der großten Feldherren des 16. Jahrhunderts, besonders durch seine Theilnahme am schmalkaldischen Kriege, berühmt, sondern hat auch durch seine von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung ein schätzbares schriftliches Denkmahl hinterlassen. — Denkwürdigkeiten dieser Art, mit Treue und Einfalt aufgezeichnet, haben für den sinnigen Beobachter grossen Werth; denn es erscheinen darin, und verklären sich, der Held und seine Zeit in gegenseiz

tigem Nester, und jener zwar in größerer Mannigfaltigkeit der Berührungspunkte, diese in concentrirter Einheit der Anschauungsweise.

Historiker.

1) Johannes Thurmayr, genannt Aventinus (1466 — 1534). Der Vater der deutschen, besonders der bayerischen Geschichtschreiber, „seiner Zeiten Zierde, heute noch des gesammten deutschen Volkes Stolz.“ Seine Annales Bojorum — die er nachmals selbst ins Deutsche übersetzte, und so zu einem echt deutschen Volksbuch machte — zeugen (nach Zschokke's Ausdruck) von Aufrichtigkeit kindlichen Gemüthes, von Gediegenheit männlicher Kraft, und ernster Weltansicht eines Greisen.

2) Aegidius Tschudi (1505 — 1571). Was den Bayern ihr Aventin, das ist den Schweizern Tschudi, der Altvater ihrer Historiographie. Seine Schweizer-Chronik, die erst nach seinem Tode ans Licht kam, ist ein Muster fleißiger und gründlicher historischer Forschung, und einer ein-

sachen, kräftigen, präcisen Sprache, die noch dazu durch die mundartlichen Formen einen ganz eigenen Reiz erhält... Ueberhaupt, was der Natur und dem gemeinen Leben nahe liegt, das gewinnt unter der Hand der bessern Schriftsteller jener Zeit eine Klarheit und Anmuth, wie wir Neuern sie schwerlich erreichen können; und ein Johannes Müller könnte z. B. die Geschichte Tell's kaum so schön mahlen, als ein Tschudi.

3) Sebastian Münster (1489 — 1552). Seine „Kosmegraphie" ist das erste nahmhafte Werk über die gesammte Erdbeschreibung, die darin vornehmlich aus dem historischen Gesichtspunkte bearbeitet ist. Auch in Ansehung der Sprache und Darstellung verdient das Werk gerühmt zu werden. — Sammeln und Ordnen, als solches, gibt zwar einem Schriftsteller bloß Werth; aber der wahre Geist des Sammelns und Ordnens verleiht ihm auch Wurde — nämlich der Geist der Beharrlichkeit und der Treue, der Wahrheitssinn und der reine, uneigennützige Eifer im Aufbau der Wissenschaft; Eigenschaften, die uns um so achtungswerther erscheinen müssen bey jenen Männern, die mit so vie-

len Schwierigkeiten zu kämpfen hatten auf einem noch unbetretenen Wege, und nach einem, ihnen noch selbst nicht ganz klaren Ziele.

Kanzelredner. Mystiker.

1) Johann Geiler von Kaisersberg (1445—1510). Einer der trefflichsten Redner seiner und jeder Zeit. Zu Straßburg im Münster errichteten sie ihm zu Ehren ein Monument, die Kanzel, von welcher herab er seine Triumphe feperte. Unsere Prediger mögen von ihm lernen, wie zum Volke gesprochen werden soll; z. B. aus seiner „Omeis;" es war der Spruch, das Gleichniß, die Geschichte, überhaupt das Wort Gottes, womit er die Masse belebte und herbeyzog zur Auferbauung der Gemeinde. — Originell ist noch an ihm, daß er nicht nur guten Samen auszustreuen suchte durch fromme Ermahnungen, wie z. B. Tauler, sondern auch das Unkraut auszuretten durch Tadel und Strafe. Am auffallendsten ist diese seine Eigenthümlichkeit in den

Predigten über Seb. Brand's Narrenschiff. Seine geistliche Muse trägt eine Satyrslarve, und züchtigt, um zu bessern, die welche sie liebt. Dieser sein Ton hallte lange nach auf den Kanzeln, bis auf seinen spätern Geistes-Verwandten, Pater Abraham, ja bis auf unsere Zeiten herauf.

2) Johann Staupitz († 1527, als Bischof von Chiemsee). Der goldene Faden der christlichen Mystik zog sich, seit Eckart und Tauler, durch alle Zeiten durch, und es gab immer einzelne Männer, die, den gefallenen, wieder aufhoben und fortspannen nach dem Plane und im Geiste der ältern Meister. Unter diesen verdient auch Staupitz genannt zu werden; und obgleich er jenen frühern Geheimnißlehrern nachstehen mag an Tiefe der Erkenntniß und Kraft der Sprache, so erhält er dagegen um so höhere Bedeutung durch den Umstand, daß er dieß rein und frey christliche Element zu einer Zeit erfaßte und auszubreiten versuchte, wo dasselbe durch das scholastisch-dogmatische unter uns niedergehalten und beynahe erdrückt wurde.

3) Jacob Böhme (1575 — 1624). Wie der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs einer der fruchtbarsten Volksdichter, so war der Görlitzer Schuhmacher Böhme einer der sinnreichsten Theosophen — daher er denn auch von seinen zahlreichen Verehrern in allen Ländern der Philosophus teutonicus genannt wird. Wir wollen hier von seinen Philosophemen und Theorien absehen, — welche wohl nur die seichte Leichtfertigkeit als Schwärmereyen verschrept, — und bloß auf seine Darstellungsart, seine Sprache Rücksicht nehmen. Schon so fern muß ihn die deutsche Literaturgeschichte mit Ehrfurcht nennen. Fr. Schlegel sagt von ihm: In wenigen Schriftstellern hat sich noch zu jener Zeit der ganze geistige Reichthum der deutschen Sprache so geoffenbart, wie in diesem; eine bildsame Kraft und aus der Quelle strömende Fülle, welche sich zu jener Zeit nirgends sonst in dem Maaße kund gibt, und, welche die heutige Sprache bey ihrer künstlichen Ausbildung, äußern Abglättung und Nachbildung fremder Sprachgestaltung nicht mehr besitzt.

Humaniſten.

(Miſcellen. Sprichwörter.)

Bey der allgemeinen Verbreitung des menſchlichen Wiſſens und bey der Erleichterung dieſes Verbreitens durch den Bücherdruck, befaßten ſich Männer von Geiſt gern auch mit ſolchen Materien, die nicht geradezu in das Fach ihres äußern Berufes einſchlugen, ſondern nur dem rein menſchlichen Wiſſenstrieb und Bildungsdrang zuſagten. Unter dieſen Miſcellaneen haben beſonders die herrlichen deutſchen Sprichwörter die Aufmerkſamkeit ſolcher Männer erregt — dieſe unſere Sprichwörter, die, in ihrer Art, und als Ausdruck volksthümlicher Geſinnung, vielleicht einen eben ſo großen Werth behaupten, als unſere Volkslieder, Weiſen des deutſchen Gefühles. Das vorzüglichſte Werk des Inhalts iſt die „Auslegung deutſcher Sprichwörter durch Johannes Agricola (1492 — 1566). Er kündigt ſich darin als Mann an von geſunder, kernhafter Natur, das Weſen und die Verhältniſſe des Lebens und der Schule ſcharf prüfend, bald mit Ernſt, bald mit Laune den Geiſt alter Sprichwörter

erklärend, ein Meister in der Behandlung der deutschen Sprache, so daß dieß sein Werk ein Schatz deutscher Weisheit und deutschen Witzes genannt zu werden verdient. — An ihn schließt sich würdig an: Sebastian Franck (1500 - 1545), der, — nebst vielen andern Schriften, historischen, mystischen und polemischen Inhalts, — auch eine Sammlung von deutschen Sprichwörtern, sammt ihrer Erklärung, herausgab; eine Sammlung, die für die Kenntniß der ältern deutschen Sprache, Sitte und Volksweisheit nicht minder wichtig ist. — (N. A. von Guttenstein. 1851). — Ein dritter ist hier noch, obgleich nur als Sammler, mit Ehren zu nennen: Jul. Wilh. Zinkgref (1591 - 1635), der unter dem Titel „Apophthegmata d. i. der Deutschen kluge Sprüche" eine Anecdoten-Sammlung, oder vielmehr eine Sammlung witziger Sinnreden herausgab, wofür wir gern alle Anecdoten-Almanache neuerer Zeit hingeben möchten. Es herrscht darin ein freyer deutscher Sinn, in einem Vortrage von sententiöser, oft lakonischer Kürze. — (N. A. 1836).

III. Kapitel.

Vom Verfall der deutschen Prosa.

Im siebenzehnten Jahrhundert fiengen die deutschen Schriftsteller an, sich immer mehr von der ursprünglichen Einfalt und Kraft der Muttersprache zu entfernen, und gefielen sich deste mehr in der Nachahmung lateinischer und anderer wälschen Formen. So entstand allmählig eine Zwitter-Prosa, die in gedehnten, begriffsleeren Perioden sich unbeholfen bewegte, und die Blöße der Gedankenarmuth mit den Feigenblättern erbettelter Redefiguren zu bedecken suchte. Es gibt indessen, unter meistens sehr langweiligen, gehalt- und geschmacklosen Schriften, doch einzelne, rühmliche Ausnahmen; und wenn diese Werke auch den Beyschmack ihrer Zeit, d. h. einen verderbten, an sich tragen, so geben sie doch Beweise von vorzüglichem Talente und nicht geringer Sprach- und Sachkenntniß ihrer Verfasser.

Die Polyhistoren.

Die Masse der Gelehrsamkeit häufte sich seit Erfindung der Buchdruckerkunst; aber es fand sich noch kein Geist, der die Materialien zu beherrschen vermochte, und in eine gefällige Form zu bringen wußte. Als Repräsentant der damaligen Polyhistorie mag uns Georg Philipp Harsdörfer (1607 - 1658) gelten, — zugleich aber auch als Zeuge der Hinfälligkeit des literarischen Rufes! Seine sehr zahlreichen Schriften, von dem verschiedensten Inhalte, die zu seiner Zeit so vorzüglich geschienen, daß nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen „des Mannes Verdienste keine Feder beschreiben könnte," verschimmeln jetzt in Bibliotheken, und verfaulen in Käsebuden. Das einzige Werk von ihm, das noch fortlebt — sprichwörtlich im Munde der Schulmonarchen — ist sein „poetischer Trichter" (vulgo Nurnberger Trichter), dessen Tauglichkeit aber mehr ersehnt, als erprobt worden ist.

Belletristen. Satiriker. Humoristen.

Zu den eigentlichen Dichtern können wir Männer nicht rechnen, welche nur die äußere Form

des Romans wählten, um ihre Ansichten über Zeit, Welt, Menschen und Leben auszusprechen, so daß gerade die Prosa, die treue, lebendige Darstellung jener Momente, es ist, die ihren Werken einige Bedeutsamkeit und Interesse, auch für uns, verschaffet.

1) Johann Michael Moscherosch (1600 - 1669). Unter dem Titel „Philander von Sittewald wahrhafte und satirische Gesichte" (nach dem spanischen Werke des Quevedo), schrieb er ein Buch über die Arten und Unarten seiner Zeit, und der verschiedenen Stände, das nicht nur von seinem Witze und seiner Weltkenntniß rühmliches Zeugniß gibt, sondern auch von der Fruchtbarkeit und Gefügigkeit seiner Sprache, die jedoch nicht frey ist von der jener Zeit eigenthümlichen Weitschweifigkeit und gelehrten Prunksucht. (H. Dittmar wollte eine neue Ausgabe besorgen (1. Th. 1850).

2) Samuel Greifenson von Hirschfeld (1622 - 1668). Sein „Simplicissimus" — wie es scheint, Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben — ist lange Zeit ein Lieblingsbuch der Deutschen geblieben, und erweckt auch jetzt noch, wenn wir,

billiger Weise, von einzelnen Unarten jener Zeit absehen, einen befriedigenden Eindruck durch die leichte Erzählung, lebendige Darstellung und den treffenden Witz. Jedenfalls bildet dieser Roman einen merkwürdigen Contrast gegen die Unnatur und den langweiligen Schwulst der damals aufkommenden Staats- und Helden-Romane. (Neue Ausgabe, von Bülow, 1836).

3) Johann Fischart, genannt Menzer († 1591). Wir erwähnen dieses Mannes bloß wegen seiner außerordentlichen Fertigkeit im Gebrauch und auch Mißbrauch der Sprache, die er bis zu kleinlicher Spielerey und sinnbrechender Gaukeley trieb. Diese Virtuosität, die eben nicht von einem besonders guten Geschmacke zeugt, legte er zumeist aus in seiner Nachbildung des Gargantua von Rabelais, die er, bezeichnend genug, eine „affentheuerliche, raupengeheurliche Geschichtsklitterung" nennt. — Zu erfahren, wie weit es eine Sprache in ihrem ausschweifenden Luxus treiben könne, gehört allerdings auch zur Geschichte der Literatur. Man lernt dann um so mehr ihre gute Art und Sitte kennen und schätzen.

Historiker.

In dieser Zeit zeigt sich die erste Spur einer Geschichtschreibung, welche man, im Gegensatze zu dem alten Chronikenstyl, die pragmatische nennt, und deren Wesen darin besteht, daß sie die Data in ihrem Causal-Nexus — nicht bloß nach ihrer Zeitfolge — überschaut, und wenigstens aus den zerstreuten Gliedern ein Ganzes herstellt. Ausgezeichnet haben sich hierin: Hiob Ludolph (1627-1704) „Allgemeine Schaubühne der Welt" — Gottfried Arnold (1665-1714) „Kirchen- und Ketzerhistorie" — Joh. Jacob Mascov (1689-1761) „Geschichte der Deutschen" — und Jacob Brucker (1690-1770) „Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit." — Wenn auch ihre Werke heut zu Tage kaum mehr gelesen werden, so hatten sie doch nicht nur für ihr Zeitalter, sondern auch für das unserige das Verdienst, daß sie den Weg anbahnten zu einer gründlichen Erforschung und zu einer geordneten und zusammenhängenden Bearbeitung der Geschichte. — Hieher sind auch zu rechnen: die Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung des Adam Olearius, die Memoiren des Ritters von Schweinichen u. a.

Theologen und Kanzelredner.

Die Zeiten kirchlicher Partheyungen konnten wohl nicht sehr günstig seyn, weder für gründliche Erforschung, noch für den freyen, frommen Vortrag der Religion der Liebe. Daher, so überschwänglich reich auch diese Zeit ist an Controversen, Predigerschätzen, evangelischen Belustigungen, passionalischen Blumenlesen u. dgl., so sind doch nur sehr wenige Männer, Geistliche mit Geist, zu nennen, deren Andenken erhalten zu werden verdient. Unter diesen: Johannes Arndt (1555–1621), Scriver (1629–1667), Heinrich Müller (1631–1675), Aug. Hermann Francke (1653–1727) und J. J. Spener (1635–1705). — Hier möge noch zweyer Redner Erwähnung geschehen, die auf der Kanzel und am Schreibpulte mit demokritischer Laune die Thorheiten und Unsitten ihrer Zeit verfolgten, und so indirecte und auf ergetzliche Weise das Volk zur Besserung trieben. Es sind dieß Valth. Schuppe, der Pastor, (1610–1661) und Abraham a Sta. Clara, der Barfüßer (1642–1709). Jener wirkte ungemein auf seine Zeitgenossen — wo er nicht durch herbe und derbe Pole-

mit abstieß — durch seine echt populären Schriften, deren Charakter er selbst in seinem „Jabulhans“ treffend bezeichnet und schlagend vertheidigt. Und dieser gilt noch heutiges Tags als Lieblings-Autor allen denen, die, von der Kanzel, Zeit und Ort des Mannes absehend, Wohlgefallen haben an reichem Sach- und Sprachwitz, an treffender Satire und köstlichem Humor. (Sein Hauptwerk: Judas der Erzschelm. Neue Ausgabe, Passau 1834).

Zweyter Abschnitt.

Neudeutsche (prosaische) Literatur.

(1750 — 1837.)

Wenn wir in der vorigen Periode anfangs kindliche Natur, Einfalt und Innigkeit, späterhin jugendlichen Uebermuth und Eigendünkel mit seinem leidenschaftlichen Emporstreben und blindem Umherirren gewahrt haben: so erblicken wir jetzt endlich männliche Fülle und Kraft, Sicherheit und Consequenz, Breite und Tiefe in Sach-

kenntniß und Sprachbildung. Gleichwie aber die Glieder einer Familie nach erlangter Volljährigkeit in ihren Neigungen und Bestrebungen wesentlich von einander abweichen (früher sind diese Unterschiede nicht so auffallend), eben so verhält es sich mit den deutschen Literatoren dieser Zeit. Wir können und müssen sie daher nach ihren besondern Anschauungs- und Wirkungskreisen eintheilen, und demnach die Geistesverwandten etwa unter folgende Classen zusammen stellen:

1ste Classe: Schriftsteller, die zunächst mit Formen sich befassen; d. h. die Dichter als Prosaisten;

2te Classe: Solche, die zunächst mit Materien (Realien) zu thun haben, d. h. die Historiker und Philosophen;

3te Classe. Solche, welche, ohne sich zu einer jener Gilden zunächst zu bekennen, über Formen und Materien großartig schalten und walten, d. h. die Magnaten unter den Prosaisten;

4te Classe: Solche endlich, welche mit Formen und Materien ein freyes, mannigfaltiges Spiel (Allotrien) treiben, d. h. die Dilettanten.

I. Classe.

Die Dichter.

Prosa und Poesie fließen in ihren Gränzlinien zusammen. Die Prosa hat sich sogar aus der Poesie heraus gebildet; sie ist die abgestandene Blüthe der Poesie, die Knospe, die Frucht, an der wir freylich zunächst nur das Nützliche achten, aber auch nebenbey das Schöne lieben. Zwar der Schmuck der Rede macht noch nicht das Wesen der Poesie, noch viel weniger bestimmt sie den Werth der Prosa, sondern dort, wie hier, entscheiden eigentlich nur die Gefühle und Gedanken, und die Rede gilt überhaupt nur als das Vehikel. Allein, wenn auch das Kleid nicht den Mann macht; so kleidet es ihn doch, es empfiehlt ihn. Das poetische Gewand steht darum der Prosa gar wohl an, und der Historiker, der Philosoph, zumahl der Redner mag sich in Betreff der Form, überhaupt alles dessen, was die Darstellung anbelangt, vom Poeten Rath erholen. Welche Prosaisten wurden auch von jeher als die größten angesehen? Diejenigen, die am meisten epische Anschaulichkeit und dramatische

Lebendigkeit in ihren Vortrag zu bringen wußten. Denn was frommt auch eine Masse von Gelehrsamkeit ohne Licht und Leben, ohne Seele und Geist?

Klopstock.

(1724 — 1803.)

Der Einfluß der Klopstock'schen Muse auf die Bildung und Bereicherung der deutschen Sprache ist vielleicht noch nicht genugsam anerkannt worden. Er gab ihr, die damals noch in den Fesseln einer engherzigen Grammatik schmachtete, die Freyheit, so daß sie sich fortan in dem erweiterten Spielraum mit voller Kräftigkeit bewegen konnte. Seine Prosa ist, wie selbst W. Schlegel behauptet, gediegen, klar, nachdrücklich; und als Kenner unserer Sprache weiß er ihre Idiotismen zu eigenthümlichen Wendungen und feinern Bestimmungen des Ausdrucks sehr bedeutsam zu benutzen. In dieser Hinsicht und wie fern er die Deutschen aus dem Verderben eines falschen Geschmackes, knechtischer Nachahmung und eines trägen Schlendrians gerettet, steht er unter seinen Zeitgenossen, nebst Lessing, als einzig da, und verdient noch im Andenken der Nachwelt zu leben.

Wieland.

(1733 — 1813.)

Wenn, nach der Theorie der Franzoſen, der Roman zur Proſa gehört — und der Wieland'ſche Roman gehört ſicherlich dazu —, ſo iſt der genannte Autor einer der fruchtbarſten Proſaiſten unter den Deutſchen. Sein Hauptverdienſt beſteht in der freyen Nachbildung und Uebertragung des Geſchmackes der fremden, claſſiſchen Literatur auf deutſchen Grund und Boden. Obwohl nun zwar jede, noch ſo treffliche Nachahmung den Nachtheil hat, daß ſie den Genius des eignen Volkes und deſſen Denk- und Dichtart großen Theils aufgibt oder doch hintanſetzt, ohne den fremden zu erreichen und feſtzuhalten: ſo muß man doch billiger Weiſe anerkennen, daß Wieland's geſchmackvolle Behandlung in deutſche Sprach- und Redeweiſe große Breite, Ründe und Vielſeitigkeit gebracht habe, ohne welche unſere Sprache und Literatur ſich nicht in dem Maße hätte ausbilden, oder auch nur ſo allgemeine Theilnahme finden konnen.

Göthe.

(1749 — 1832.)

Die prosaische Parthie in den zahlreichen und verschiedenartigen Schriften dieses ausgezeichneten Mannes lassen sich füglich in zwey Unter-Classen abtheilen: in die wissenschaftliche, die sich zumeist über Gegenstände und Erscheinungen der Natur verbreitet, und in die humanistische, welche unmittelbar den Menschen und Dichter, dessen Bildungsgeschichte berühret. Die erstern sind schon so fern höchst lehrreich, als sie in einem ganz eigenthümlichen, von der scholastischen Methode abweichenden, naturgemäßen, durchaus einfachen und klaren Vortrage abgefaßt sind. Die andern aber interessiren um so mehr, als sie zumahl zum Verständniß und zur Würdigung der Dichtungen und des Dichters selbst gewichtige Andeutungen und Aufschlüsse ertheilen. Denn, genau genommen, kann man ein Kunstwerk nicht eher ganz verstehen und genießen, als bis man über die Umstände und Verhältnisse ins Reine gekommen, unter welchen dasselbe vom Dichter gebildet worden. Im Uebrigen fällt es schwer, ja unmöglich, in den Producten eines solchen Geistes das Pro-

falsche vom Poetischen auszuscheiden. Man muß eben den Mann nehmen, wie er ist, und das, was er uns gibt, ganz und rein erfassen und genießen. So ist er z. B. am meisten Philosoph in seinem „Faust", und das lieblichste Gedicht ist vielleicht gerade er selbst und sein „Leben."

Schiller.

(1759 — 1805.)

Schiller's ganzes Wesen war zugleich von philosophischem Tiefsinn und poetischem Bildungstrieb so durchdrungen, daß man ihn und seine Werke lediglich unter diesem höhern Gesichtspuncte betrachten und würdigen muß. Man mag denn seine „Geschichten" Heldengedichte nennen, und seine „Abhandlungen" Lehr-Gedichte; so wie man anderseits in seinen Poesien den Philosophen nicht verkennen kann. Die Ueberschwänglichen wollen ihn darum weder als strengen Denker, noch als reinen Dichter gelten lassen. Sie vergessen aber, daß Prosa und Poesie zwey Puncte seyen, von denen aus auch eine, in ihrer Art vollkommene Figur sich gestaltet, die — wie die Ellipse zur höhern Mathematik — zur höhern Beredsamkeit

gehört. Diese schimmernde Beredsamkeit, diese „Glanz-Prosa", wie sie Jean Paul nennt, ist denn freylich ein großes Reitz- und Verführungsmittel für flüchtige Leser und seichte Nachahmer; denjenigen aber, die gewohnt sind, das Wort lediglich nur als Ausdruck des Gedankens zu betrachten und zu behandeln, dienet ein Bildwerk dieser Art zu einem ebenso vergnüglichen als erbaulichen Studium, indem die Kunst der Farbe, wie sie aus dem Geiste der Zeichnung erblüht, um so mehr genossen und gewürdigt werden kann.

Jean Paul (Fr. Richter.)

(1763 — 1825.)

Während andere irgend einen plausiblen Gedanken fein ordentlich in die Länge ausspinnen, wirft er die seinigen als Goldkörner hin, durcheinander, in Menge. Sein Styl gleicht darum freylich einer wunderlichen Mosiv-Arbeit. Wer aber eine große Masse in der gehörigen Schweite zu überschauen vermag, der bemerkt in dem grellen Farbenspiel und in der scheinbaren Unordnung doch ein System, ein Gemählde, das, wenigstens nach den Hauptpartien, der Scharfsinn ange-

legt, der Witz durchgeführt hat. — Seine Hauptwerke prosaischen Inhaltes sind: „die Vorschule der Aesthetik" und die „Levana", d. i. von der Erziehung. — Es enthalten auch diese Werke nur einzelne gewichtige Notaten und Bekenntnisse aus dem Beobachtungs- und Erfahrungskreise seines Lebens, Denkens und Wirkens, ohne systematische Durchführung scholastischer Abhandlungen, und tabellarischen Plan gelehrter Compendien; aber sie können doch füglich als geistreiche Marginalien und als Commentare zu pädagogischen und ästhetischen Lehrbüchern gelten, und mögen so fern, durch ihren Gehalt, eine Bibliothek gewöhnlicher Schriften dieser Art aufwiegen.

L. Tieck.

(1775.)

Neben Lessings Styl ist der von Tieck vielleicht der schönste, der gebildetste — natürlich ohne Nachlässigkeit und zierlich ohne Künsteley. Der Unterschied zwischen beyden Schriftstellern, so weit nämlich eine Vergleichung Statt finden kann, besteht etwa darin: daß bey Lessing der Verstand vorherrscht, bey Tieck die Phantasie;

daß jener alles scharf in Begriffe auflöset, dieser innigst in Bildern einigt; wie denn überhaupt Lessing ein Genius mit dem Schwerte ist, und Tieck ein befriedender, milder, sanfter Geist. Die Trefflichkeit und zugleich die Eigenthümlichkeit in ihrer Darstellung springt am meisten ins Auge in ihren „dramaturgischen Blättern", welche auch in dieser Hinsicht gelesen, studiert werden sollen. — Man vergleiche auch dessen Briefe an Solger.

II. Classe.

Historiker und Philosophen.

A. Historiker.

Es gibt Geschichtschreiber, deren schlichter Sinn die Erscheinungen und Thatsachen ganz einfach auffaßt und darstellt; und andere, deren umsichtiger Verstand die Data in ihrem Causal-Nexus überschaut, und, so viel möglich, die Geschichte selbst als ein in sich abgeschlossenes Ganzes behandelt. Die erstern heißen Chronisten, die andern prag-

matiſche Hiſtoriker. Beyde ſind höchſt achtungswerth, jene, die fleißig und treu ſammeln, wie dieſe, die verſtändig und umſichtig ordnen, ohne etwa den Mangel an Daten durch Hypotheſen und Räſonnements zu erſetzen. Es gibt aber noch eine dritte Gattung von Geſchichtſchreibern, die allein oder doch im echten Sinne claſſiſch zu nennen ſind, ſolche nämlich, welche mit tief blickendem, mit prophetiſchem Geiſte den geheimnißvollen Zuſammenhang der Weltbegebenheiten erſchauen, und über die Geſchichte ſelbſt, die ſonſt nur als ein Chaos erſcheinen mag, Licht und Leben verbreiten. — Von den leztern kann hier allein Erwähnung geſchehen.

Johannes von Müller.

(1752 — 1809.)

Er war der erſte unter den Deutſchen, der die mehr bewunderte als eingeſehene Kunſt der alten Geſchichtſchreiber geübt hat — an Kürze und Kraft dem Tacitus, an Lebendigkeit dem Herodot, an Reinheit der Geſinnung und Darſtellung dem Thucydides nachſtrebend. In ihm — ſagt Fr. Roth — iſt vor unſern Augen erſchienen die

Macht, die Würde, die Hoheit, ja die Göttlichkeit der Geschichte. — Mehr noch aber, als seine Werke, möchte er selbst interessiren: der wahrhaft große Charakter, wie er sich in seinen Schriften, zumahl in seinen Briefen ausspricht, und dessen Grundzüge Steffens richtig bezeichnet, nämlich: die Freude an jeder Persönlichkeit, die Treue, mit der er sie hervor hob, die Reinheit, mit welcher er sie vorstellt, und die fromme Liebe zur bedeutenden Vergangenheit seines Volkes. —

Noch ein Dutzend.

Wenn wir Deutschen, nach Maßgabe unserer überreichen Literatur in allen andern Fächern, verhältnißmäßig noch so wenige große Geschichtwerke haben, so können wir uns diese Erscheinung schon daraus erklären: erstens, daß die deutsche Geschichte bis auf unsere Zeiten herauf in den Gesimsen der Archive verschlossen und todt gelegen, und sich erst in unsern Tagen der historischen Forschung großten Theils eröffnet hat; und zweytens, daß Werke dieser Art, gleich jenen Domen, ein Menschenalter und mehr zum

Aufbaue brauchen, und daß eine Geſchichte nicht ſo bald und plötzlich hervorſpringt, wie etwa ein Gedicht, eine Pallas aus dem Haupte eines Gottes. Es fehlt uns jedoch nicht an Männern und Werken der trefflichſten Art. Wir nennen von jenen nur ein Dutzend: Spittler[1]), Niebuhr[2]), Heeren[3]), Wilken[4]), Fr. v. Raumer[5]), A. Menzel[6]), Schloſſer[7]), Vogt[8]), Voigt[9]), Pfiſter[10]) Ranke, Lee.

B. Philoſophen.

In einer Literaturgeſchichte, wie wir ſie uns verſtellen, kann nur von denjenigen Denkern die Rede ſeyn, in deren Werken ſich Inhalt und Form, Gehalt und Geiſt veroffenbaren. Demnach übergehen wir hier: erſtlich, die Empiriſten, die ſich nur an das gemeinhin Gegebene halten, und höchſtens bemuht ſind, das Einzelne in

1) Geſchichte von Hannover. 2) Römiſche Geſchichte. 3) Ueber den Verkehr und Handel der alten Völker. 4) Geſchichte der Kreuzzüge. 5) Geſchichte der Hohenſtaufen. 6) Deutſche Geſchichte. 7) Allgemeine Geſchichte. 8) Rheiniſche Geſchichten und Sagen. 9) Geſchichte von Preußen. 10) Geſchichte von Schwaben.

Begriffen zu ſammeln, und in das Ganze Ordnung und Zuſammenhang zu bringen — z. B. die Männer aus der Leibniz-Wolfſchen Schule: Platner, Feder, Mendelsſohn, Garve, Gellert, Engel —; die Idealiſten, die es zunächſt bloß mit den Operationen und Operaten des Denkens zu thun haben, und ſo fort nach den erfundenen Schemen ihrer Vernunft Natur und Geſchichte, Welt und Gott zu conſtruiren verſuchen; z. B. Kant, Fichte, Hegel — Männer übrigens, die in einer „Geſchichte der Philoſophie" höchſt ehrenvolle Plätze einnehmen. Der erſtern Claſſe fehlt es zumeiſt an Gehalt und Geiſt, der andern an lebendigem Inhalt und bildlicher Form. — Einzelne Werke, die gleichſam hors-d'oeuvre ihrer Schul-Philoſophie ſind, wollen wir jedoch reſerviren; z. B. Fichte's „Reden an die deutſche Nation."

Schelling.

(1775.)

Dieſer ausgezeichnete Mann hat nicht nur den Cyklus der neuern Philoſophie, als einer Vernunftwiſſenſchaft, ſelbſtſtändig durchlaufen,

ſondern auch, durch die Begründung der Naturwiſſenſchaft, eigenthümlich erweitert, und zuletzt, durch Verknüpfung der Vernunft mit der Offenbarung, und der Natur mit der Geſchichte, im ſtrengſten Sinne vollendet, ſo daß alſo durch ihn die Philoſophie von ihrem idealiſtiſchen Aufflug ganz auf den Boden der Wahrheit und der Wirklichkeit, mithin zum Poſitiven zurück gekehrt iſt. Indem ſohin ſeine Philoſophie das Eine und Ganze in den mannigfaltigen Momenten zuſammen faßt, gleicht ſie ſelbſt einer Epopoie, welche die Geſchichte, die Wechſelfälle und Handlungen des menſchlichen Geiſtes im Kampfe um die Wahrheit in einem großen, lebendigen Gemälde darſtellt. — Wie ſehr übrigens bey aller wiſſenſchaftlichen Beſtimmtheit und Schärfe zugleich auch die reichſte poetiſche Fülle und Lebendigkeit darin waltet, davon mögen ſchon zwey ſeiner kleinen Schriften Zeugniß geben: „Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums“ und „Rede über das Verhältniß der bildenden Kunſte zur Natur.“

Naturphilosophen.

Die Naturwissenschaft hat in den letzten dreyßig bis fünfzig Jahren ein unermeßliches Feld erobert. Unter denen, die dasselbe nicht so wohl entdeckt als angebaut und mit Leben begabt haben, zeichnen wir hier aus: Steffens (geb. 1773) und Schubert (1780). Gleich Schelling, dem sie so fern nachgestrebt, ziehen sie in ihren Bereich alle, zumahl auch sittliche und religiöse Erscheinungen und Elemente, und lüften durch den Geist in Gott den Schleyer, der die Natur umgibt. Darum finden wir auch beyder Werke, wie die ihres Meisters, von jener höhern Poesie durchdrungen, die im magischen Spiegel des Wortes das sonst unaussprechbare Wunder wiederscheinen läßt. Schubert's Schöpfungen, z. B. seine „Geschichte der Seele," sind zumahl wie Berge Gottes. Aus festen, reichen Schichten und Massen der Gelehrsamkeit quillt der erfrischende Quell, es wurzelt und gedeiht daraus Leben, während der milde Hauch und der sonnige Schein der Poesie auf ihre Gräthe sich legt und um ihre Spitzen und Häupter spielt.

Pädagogen.

Die Pädagogik iſt ein Ableger der practiſchen Philoſophie. Sie wurde ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als eigene Kunſt und Wiſſenſchaft behandelt, und die Werke, die in dieſem Fache erſchienen ſind, bilden allein eine nicht unanſehnliche Bibliothek. Großen Einfluß und bleibenden Namen haben ſich jedoch nur zwey Männer erworben: Baſedow (1723 — 1790) und Peſtalozzi (1746 — 1827), als Erfinder zweyer Syſteme, des philanthropiniſchen und des humaniſtiſchen, wovon jenes die menſchliche Bildung von Außen, in Beziehung auf das Leben und ſeine Berufsarten, dieſes nach Innen, in Beziehung auf Geiſt und Willen, auf den Kern aller menſchlichen Kraft und Thätigkeit, zu fördern ſucht. Außerdem beſchränkt ſich Baſedow, mit den meiſten Pädagogen jener Farbe, nur auf die Bildung der Jugend, zumahl der Kinder, während Peſtalozzi den großartigen Plan zu einer Erziehung des ganzen Volkes aufgefaßt und feſtgehalten hat. Das Werk, in welchem er dieſe Idee beſonders anſchaulich und practiſch dargelegt, iſt auch ſelbſt von einer ſo echt volksthümlichen

Art, und nach Anlage und Ausführung so durchaus vortrefflich, daß es unter die ersten Werke unserer Literatur gestellt zu werden verdient. Es führt den Titel: Lienhard und Gertrud.

Theologen. Kanzelredner.

Die Philosophie, so fern sie sich zur höchsten Aufgabe macht, Gott und die göttlichen Dinge zum Verständniß zu bringen, ist selbst nur eine Art Theologie, mit dem Unterschied jedoch, daß sie ihren Gott erst zu finden sich bestrebt, während diese den gegebenen, d. i. unter der Hülle des Wortes geoffenbarten zu entdecken und zum vollen Bewußtseyn zu führen sucht. Die Theologie selbst aber erhebt sich zu strenger Wissenschaftlichkeit wiederum nur durch die Philosophie, so wie zur wahren Kunst durch die Beredsamkeit, die darum auch von jeher der Poesie gleich geachtet wurde. Kanzelredner und Theologen in diesem höhern Sinne gibt es, wie sich leicht vermuthen läßt, nur wenige. Die ausgezeichnetsten, in der einen und der andern Hinsicht, sind wohl Schleiermacher (1768 — 1834) und J. M. Sailer (1751 — 1832), welche beyde auch darum besonders

merkwürdig ſind, daß ſie, jeder in ſeiner Weiſe, die Hauptrichtungen der Glaubensſyſteme, jener die ſchärfſte Dialektik des Verſtandes, dieſer die reinſte Gemuthsanſchauung höchſt charakteriſtiſch darſtellen. Von jenem erwähnen wir das Werk: „Reden über die Religion", von dieſem ſeine „Grundlehren der Religion", welches Buch ſelbſt Fr. H. Jacobi für eins der beſten in deutſcher Sprache hält. (Br. W. II., 459.)

III. Claſſe.

In unſern Tagen hat ſich der wiſſenſchaftliche Stoff zu einer Maſſe angehäuft, welche, ſollte ſie gehoben und getragen werden, wahrhaft herkuliſcher Schultern bedürfte. Indeſſen: in Sachen des Geiſtes entſcheidet nicht ſo wohl Stärke und Gelehrſamkeit, als vielmehr Kraft und Geiſt. Und ſo wie jene Alten, welche doch an Daten, wie an edlen Metallen, gegen uns ſo dürftig waren, Werke mit Kopf und Hand aufbauten, die auf

ewige Zeiten hinaus als Gegenstände der Bewunderung und als Canonen und Prototypen gelten: so gab und gibt es noch unter uns Männer, die, ohne eben als Polyhistoren zu glänzen, doch als Koryphäen der Wissenschaft sich geltend machen — jener Wissenschaft nämlich, welche die Krone und der Gipfel ist aller übrigen, in verschiedene Züge auslaufenden, und bis zu den Thalgründen der Empirie absinkenden Höhen. Man kann sie darum weder Philosophen noch Historiker nennen — obwohl Männer, wie Schelling und Joh. Müller, eben so gut unter diese Rubrik zu stellen wären —, sondern sie sind beydes und noch mehr, indem alle Thatsachen und Gedanken sich vor ihrem Auge zu einem Gebilde gestalten, das als ein wahrhaft göttliches Plasma ihres schöpferischen Geistes anzusehen ist.

Winckelmann.

(1717 — 1768.)

Der Geist erschließt sich nur dem Geiste. So lagen die Trümmer der antiken bildenden Kunst, wie unverstandene Hieroglyphen, Jahr-

hunderte lang vor Augen, bis Winckelmann sie deutete, und das Geheimniß zum klaren Verständniß brachte. Er ist der Stifter der Kunstwissenschaft. Er erhob aber nicht nur die Kunst zur Wissenschaft, sondern er veredelte hinwiederum die Wissenschaft selbst zur Kunst; und man sieht an, was man z. B. bey seiner Schilderung des Laokoon mehr bewundern soll, den Scharfsinn, womit er das Wesen des Kunstwerkes erfaßt, oder den Geist, womit er das Plastische gleichsam plastisch in der Rede wieder gibt. — Goethe hat ihm ein schönes Denkmahl gesetzt in: „Winckelmann und sein Jahrhundert.“

Lessing.

(1721 — 1781.)

Der herrliche Genius ward in eine Zeit, unter sein Volk hinein gestellt, wo die anmaßende Dummheit und gemeine Philisterey Sitz und Stimme hatte in den Sälen der Kunst, wie auf den Kathedern der Wissenschaft und auf den Kanzeln der Religion. Da trat er voll des hei-

ligen Zorneifers vor sie hin, wo er sie nur fand, und bekämpfte sie rücksichtslos mit Waffen, die eben so sicher trafen, als tief eindrangen. Wenn er in diesem gerechten Kampfe vielleicht manchmal zu weit gieng, und zur Begründung eines neuen Friedens- und Rechtszustandes weniger beytrug, so lag beydes in dem Verhältnisse des Berufes, wozu ihn das Schicksal auserlesen. Uns erscheint er mindestens in der literarischen Athletik als Meister, zumahl da ihm das ganze Armarium des menschlichen Geistes, Witz, Phantasie, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, zu Gebothe stand, die er denn auch, die kein anderer, ad rem und ad hominem trefflich zu gebrauchen wußte.

J. G. Hamann.

(1730 — 1788.)

Der Magus aus Norden — wie er sich selbst mit prophetischer Zuversicht nannte, und als welchen ihn die Geistreichen seiner Zeit erkannten und bewunderten. . . Wenn man die ächte Wissenschaft selbst als eine höhere Poesie ansehen

kann, ſo darf man ſagen, daß, wie Schelling ſo fern als epiſcher Dichter gelten mag, Hamann in Dithyramben philoſophire (ſo wie ein, beyden verwandter Geiſt, Franz Baader, in Epigrammen ſich ausſpricht.) Gleich dieſen, zog er alles in den Kreis ſeiner Forſchung, was Geſchichte, Sprache, Natur, Kunſt, Schule und Leben Bedeutendes dargebothen, und einigte daſſelbe im Mittelpunkte des, im Wiſſen und Glauben geſicherten Bewußtſeyns. Am größten erſcheint er aber vielleicht geradezu in ſeinen Briefen, zumahl an Jacobi: mit dieſem Geradſinn, dieſer Aufrichtigkeit und Freyheit von Eitelkeit und Schein, — wie es nur Geiſtern eigen iſt, die, wie er, die Zuverſicht der Wahrheit, die allein frey macht, in ſich tragen.

„Uebrigens hat er ſich — wie Claudius bemerkt — in ein mitternächtliches Gewand gehüllt; aber die goldnen Sternlein hin und her im Gewande verrathen ihn, und reitzen, daß man ſich keine Mühe verdrießen läßt.“

J. G. Herder.

(1744 — 1808.)

Gleich Hamann, erhob er sich — ein jüngerer Adler — über die gemeine Niederung zur sonnenklaren Höhe, von wo aus er das ganze Gebieth des menschlichen Wissens überschaute und würdigte. Der Ziel- und Endpunkt seines wissenschaftlichen Strebens war: Humanität. Die ganze Welt erschien ihm als ein heiliger Hain, von Gottes Athem erwärmt und durchrauscht; in den Zweigen der Bäume vernimmt man die verschiedensten und eigenthümlichsten Weisen aller Völker, die sich aber alle in eine große, herrliche Harmonie auflösen, in einen Hymnus auf den Schöpfer der Welt. . . Seine sämmtlichen Werke verbreiten sich über Theologie, Philosophie und Geschichte, endlich über schöne Literatur. Mit jener Universalität der Forschung und Einsicht verbindet er ein eben so vielseitiges Redner-Talent, so daß sich in seinem Ausdrucke deutsche Grundlichkeit mit griechischer Anmuth und orientalischer Pracht vereinigt.

Friedrich Schlegel.

(1773 — 1828.)

Mit aller Kraft des Geiſtes ausgerüſtet, warf er ſich ins Labyrinth der menſchlichen Wiſſenſchaft, und durchſtreifte es mit Muth und Beharrlichkeit, bis ihn endlich die chriſtliche Muſe nach langem Suchen und Irren und Streben in Freyheit und Sicherheit verſetzte. Die hauptſächlichſten Reſultate ſeiner Forſchungen legte er nieder in den Vorleſungen: über die Literatur — über die Philoſophie der Geſchichte, und: über die Philoſophie des Lebens. Man könnte ihn den chriſtlichen Sokrates nennen, auch darum, weil er, wie jener, die Philoſopie vom Himmel auf die Erde brachte, und aus der Schule ins Leben übertrug. Daher denn auch ſein Styl, frey von aller ſcholaſtiſchen Dürre und Härte, durchaus lebendig und kunſtleriſch erſcheint, gleich einer einfach groſſen und edlen Melodie, mit leichter, angemeſſener Harmonie-Begleitung.

J. Görres.

(1776.)

Aus den tiefen Grüften des Urgebirgs entſpringend, zieht der deutſche Strom dahin in immer wachſender Fülle und Kraft und Erhabenheit; auf ſeinen mächtigen Wogen ſchwimmet der Reichthum der Völker, und aus ſeinen Abgründen tauchen wunderſame Gebilde hervor; während ſein gewaltiges Gebrauſe, wie ein Donner Gottes, die Wildniß erfüllt, und, wie eine Sphären-Harmonie, das reitzende Gefilde entzückt. So die deutſche Rede, wie ſie in Görres erſcheint. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht iſt er einer jener ſelbſtdenkenden Köpfe, die, nach Leſſings Ausdruck, das ganze Gefilde der Gelehrſamkeit überſehen, und jeden Pfad deſſelben zu finden wiſſen, ſo bald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Er iſt ein welterobernder Geiſt, und ſein Wort eine „Macht", die entſcheidet.

IV. Classe.

Unter dieser Classe begreifen wir alle diejenigen Schriftsteller, welche, ohne eben Männer von dem Fach zu seyn, über das sie schreiben, den Gegenstand ihrer Wahl doch mit Liebe ergreifen und mit Einsicht behandeln. Wir können sie unter drey Rubriken zusammen stellen: Geschäftsleute, Schulleute, und Weltleute. Den Geistreichen unter ihnen gelingt es nicht selten, daß sie den Gegenständen Ansichten abgewinnen, von so eigenthümlicher und naturgemäßer Art, wie es denjenigen, welche von dem Fach Profession machen, nicht immer gelingen will; gleichwie so mancher Fremde ein Land und ein Volk, nach dessen bedeutsamsten Zügen, besser zu charakterisiren versteht, als der Einheimische, der vor dem Wald die Bäume nicht sieht. Jeden Falls verdienen sie, die Bessern nämlich, in Ansehung der Form und der Sprache besondere Beachtung; denn, da sie, wie z. B. der strenge Philosoph und Historiker, durch den Stoff nicht beengt sind, so vermögen sie mit mehr künstlerischer Willkühr zu verfahren,

als jene; obwohl dann freylich hinwiederum ihr Geschmack mehr dem Schönen nachhängt, als dem Wahren.

Geschäftsleute.

a) Justus Möser (1720—1794). Seine Schriften giengen aus seinen Geschäften hervor, oder hiengen doch damit zusammen; er schrieb handelnd, und handelte schreibend, und zwar so, daß überall die Erfahrung des denkenden Mannes und der Geschmack des schönen Geistes sichtbar wird. Goethe urtheilt von ihm, mit besonderer Hinweisung auf dessen „patriotische Phantasien“: In Ansicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freye Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.

b) Th. G. Hippel (1741—1796). Mit seinen beyden Landsleuten und Zeitgenossen, Kant und Hamann, bildet er das Königsberger trifolium, welches, obgleich aus einer gemeinschaftlichen Wurzel, der Philosophie, entsprossen, in Blatt und Blüthe sich doch gar verschieden ge-

stoliet. In Hippel war der vorherrschende Trieb die sinnliche Kraft, in Kant der reflectirende Verstand, in Hamann die begeisterte Vernunft. Kant selbst, der die Geister wohl zu unterscheiden wußte, nannte ihn einen Plan- und Centralkopf, womit er ihn als einen klar sehenden, tiefsinnigen Denker bezeichnen wollte. Wir erwähnen hier unter seinen Werken nur seine „Lebensläufe in aufsteigender Linie", — eine in romantische Form eingekleidete Philosophie des Lebens, die sich an den interessantesten Charakteren ausprägt, und in den geistreichsten Allotria kund gibt.

c) Fr. H. Jacobi (1743 — 1819), mit seinen Freunden J. G. Schlosser (1731 — 1791), Matthias Claudius, und andern. — Es gilt schon als ein Beweis von besonderer Geisteskraft und Gemüthseinheit, wenn Männer, welche die Bürde des Werkeltages zu tragen haben, dennoch frey verbleiben, um noch andere, höhere Interessen zu ahnden und zu achten, — dem Wahlspruche huldigend: Dulces ante omnia Musae. Erhalten sie sich noch überdieß rein von dem Einflusse der herrschenden Schule, oder stellen sie sich, unter dem Panier des tiefern Wissens und des

wahren Glaubens, um edle Männer geschaart, wohl gar in entschiedenen Gegensatz zu den gemeinen Tonführern des Tags; so verdienen sie allerdings einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Literatur. Dieß ist nun der Fall mit den genannten Männern. Jacobi ins Besondere griff in die Verhandlung der Schulfragen seiner Zeit mit Nachdruck ein, und behauptete sich zuletzt selbst in dem Kreise derer, die sich die Eingeweihten nennen, mit Auszeichnung. — Von Schlosser wollen wir nur das treffliche Werklein „das Gastmahl" erwähnen. — Claudius endlich, der christlich einfältige Bothe, bietet uns in Poesie und Prosa eben so mild heitere als ernst fromme Gaben. Er selbst vergleicht seine Opera „einem Becher kalten Wassers, von einem Blumenkranze umwunden, daß er desto freundlicher ins Auge falle."

Schulleute.

a) G. Chr. Lichtenberg (1748—99). Lange Zeit galten Liskov und Rabener als die Repräsentanten der deutschen Satire, da es doch ihrem Witze gerade an dem fehlt, worin das

deutsche Genie sich vor dem fremden, z. B. dem französischen esprit, auszeichnet, nämlich an Humor. Dafür kann aber gelten — nebst Jean Paul — der genannte Autor. In seinen vermischten Schriften — von deren Inhalt und Tendenz wir jedoch absehen wollen — zeigt sich ein seltenes Talent, worin Witz und Laune mit Menschenkenntniß, Geist mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn mit Geschmack verbunden ist. Sein Hauptwerk ist jedoch die „Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche", worin der deutsche Witz seinen Triumph feyert, selbst über den englischen.

b) G. Forster (1754 — 94). Am klarsten geschildert durch sich selbst in seinem „Briefwechsel". Seine „vermischten Schriften" sind als eben so viele Nebenfrüchte und Abfälle seiner Studien zu betrachten; sie enthalten Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens, und sichern ihm allein schon eine der vorzüglichsten Stellen unter den deutschen Prosaisten zu, — wie auch Fr. Schlegel in den „Charakteristiken" genügend dargethan.

c) Nachträglich mögen hier die Schriftlein zweyer Männer, die als Gelehrte bekannt genug

sind, in Ehren erwähnt werden; von dem einen „Blätter von Aleph bis Kuph“ und „kleine Handreise“, welche Pieçen Jean Paul selbst als das ultra qua non des Witzes bezeichnet; von dem andern (Johannes Nariskus) „die gesammelten Blätter“, und „Reisen zu Wasser und zu Land“, die an Sterne und Swift gemahnen, ohne jedoch, nach Art ihrer Nachahmer, matte Empfindsamkeit, und herbe Bitterkeit fühlen zu lassen.

Weltleute.

a) Freyherr von Rumohr. Werke: Geist der höhern Kochkunst — deutsche Denkwürdigkeiten — Schule der Höflichkeit. Der Weltton, den die Deutschen noch so wenig verstehen und üben, bildet den directen Gegensatz zum Schulton. Wenn dieser alles bestimmt, streng mit allen Ecken und Kanten auffaßt und darstellt: so rundet jener jegliches ab, nähert sich an, gleicht sich aus. So z. B. wird in den „deutschen Denkwürdigkeiten“ alles besprochen: Politik, Erziehung, Welt, Leben, Liebe, Kunst, Religion — aber in so gemessenen, feinen, künstlichen Weisen und Formen, daß die eigene Ueberzeugung, die sich ehren-

werth ausspricht, der fremden schonend, artig, Raum gebend entgegen tritt. Es ist ein diplomatischer Styl in rein menschlichen Angelegenheiten.

b) Fürst Pückler von Muskau. Werke: Briefe eines Verstorbenen — Tutti frutti u. a. Geistreiche Schilderungen des Lebens, der Gesellschaft, religieser und politischer Zustände, aller Erscheinungen, die einem hochgestellten und vielgereisten Manne in den Wurf und zur Betrachtung kommen. Ein sehr angenehmer Gesellschafter, voll Witz und Laune, Feinheit des Tones und Gewandtheit in der Darstellung. Seine Unterhaltung ist anregend und bildend; sie schärft den Blick und verfeinert den Sinn zu allseitiger Beobachtung, die in der Welt, bey dem Proteusartigen Wechsel der Vorkommnisse, zumeist nothwendig ist.

c) Damen, die vor aller Welt ihre Bekenntnisse ablegen, gehören zu dieser selbst. Die Literaturgeschichte begeht darum keine Indiscretion, wenn sie unter dieser Rubrik zweyer Frauen und ihrer Werke Erwähnung thut: „Rahel" (Friederike Varnhagen v. Ense) und „Goethe's Briefwechsel mit einem Kind." (Bettina v. Arnim). — Jene

voll Ernst einer durch Anmuth gemilderten Weisheit, versammelt um sich einen geselligen Kreis von geistreichen Männern, Erkenntniß überall gebend und empfangend. Diese, voll Wärme einer, durch Kindlichkeit verschönerten Leidenschaft, hängt und schlingt sich mit allen Ranken eines treu ergebenen Gemüthes an Eine große Persönlichkeit, in deren Bewunderung und Liebe sie sich nährt und verzehrt. Beyde sind höchst bedeutsame Phänomene, zumahl für Männer, die da sehen mögen, wie Philosophie in einem weiblichen Geiste, und Poesie in einem weiblichen Gemüthe sich gestalten und aussprechen.

Zweyte Abtheilung.

Zur

Geschichte und Kritik

der deutschen Poesie.

Einleitung.

Die Geschichte der deutschen Poesie kann am füglichsten, wie eine Epopoie, in der Mitte oder vor dem Ende anfangen, und, nachdem sie das, was vorausgegangen, kurz nachgeholt, die weitere Handlung, in ihren progressiven und retrograden Bewegungen, verfolgen, und mit dem entscheidenden Moment abschließen.

Diese Zeit, welche unserer neuern poetischen Literatur unmittelbar vorangeht, fällt in die Jahre von 1650 — 1750. Das ganze Seculum war, gleich einem anarchischen Interregnum, ohne Gesetz, ohne Ordnung, ohne Dichterfürsten. Denn diesen Namen verdienen doch wohl nicht Männer, wie Lohenstein und Hoffmannswaldau, ungeachtet sie als Stifter poetischer Schulen gegolten haben. Ihre, so wie der Zeitgenossen Gedichte, z. B. von Besser, Kanitz u. a. sind nichts, als Lieb- und Hofschaften, ohne edle,

ein menschliche Motive. — Producte von gestaltlosem und doch blumenreichen Inhalt, in einem halbgewandten und meist gehaltleeren Ausdruck.

Der kritische Aufruhr, der hierauf zwischen Gottsched und Bodmer erfolgte, hatte wenigstens, wie ein Aprilsturm, das Gute, daß er die Luft reinigte und den Boden lockerte zum Anbau einer neuen, veredelten Saat.

Vorfrühling.

Die ersten Dichter im vorigen Jahrhundert, denen Deutschland acclamirte, waren: Haller, (1708 — 77), Hagedorn (1708 — 54), Gellert (1715 — 69), Kleist (1715 — 59), Gleim (1719 — 1765), Uz (1720 — 96). — Haller zeichnet sich aus durch poetischen Naturſinn, Hagedorn durch leichten, gefälligen Ton, Gellert durch frommes, heiteres Gemuth, Kleist in lebendiger Farbengebung (ſ. deſſen „Frühling"), Gleim in leichten, mitunter kräftigen Skizzen (ſ. deſſen „Lieder eines preußiſchen Grenadiers"), und Uz in correcter, präciſer Zeichnung. — Außer

den genannten gab es jedoch noch viele Dichter, welche damals und in spätern Anthologien als Classiker galten, welche aber heut zu Tage kaum mehr gelesen werden. Hier möchte man, wie anderswo, die Frage aufwerfen: welche Zeit Unrecht habe? Antwort: Keine. Die ältere nicht, weil ihr jede, auch noch so unansehnliche primula veris angenehm seyn durfte; die neuere nicht, weil ihr die Edelblumen mit ihrer Duftfülle und ihrer Farbenpracht ungleich lieblicher erscheinen müssen.

Fr. G. Klopstock.

(1724 — 1803.)

In Klopstock regte sich in jenen Tagen der erste mächtige Flügelschlag des deutschen Genius. Nichts gleicht aber auch dem Jubel, dem Erstaunen, womit zumahl die ersten Gesänge seines „Messias" von den Zeitgenossen aufgenommen werden; man wußte nicht, was man mehr rühren sollte: ob die farbenvolle Pracht der Schilderungen und die hinreissende Kraft der Reden,

oder den erhabenen Prophetenschwung und den patriarchalischen Idyllenton. Mag nun freylich die Bewunderung der Zeitgenossen über diese außerordentliche Erscheinung das Maß überschritten haben, so hat doch auch die kritische Besonnenheit einer spätern Zeit sich bis zum Unrecht gegen ihn vergangen. Ueber den Werth der K.schen Poesie kann man wohl verschiedener Meinung seyn, gewiß aber nicht über ihre Würde. Klopstock ist Dichter im edelsten Sinne des Wortes; denn sein Gemüth war erfüllt von Gefühlen für Freundschaft, Vaterland und Religion.

A. Aeltere Periode.

Rückblick.

Die Deutschen hatten schon längst vergessen, daß eine ungleich blühendere, an schönen und großen Dichtungen reiche Zeit voran gegangen sey. Wenn auch einzelne gelehrte Männer damals und später Einzelnes als antiquarische Seltsamkeit an's Licht gezogen: so ist doch der größte, beste Sprach-

und Dichterschatz jener ältern und ältesten Zeit erst in unsern Tagen gehoben und zur Anerkenntniß gebracht worden. Nun gab zwar die Zeit vor und nach Karl dem Großen bis zum 12ten Jahrhundert an Dichtwerken nur kleine und geringe Ausbeute; wie denn auch der Poesie der Einbildungskraft und des Gemüths die Poesie des Rhythmus und Numerus vorangeht und nachfolgt. Aber auch das Wenige ist deste wichtiger für die Sprachforschung, und immerhin zureichend, um aus dem vorgefundenen Material und den ihm inwohnenden Formen ein vollendetes althochdeutsches Sprachgebäude zu errichten. Die vorzüglichsten rhythmischen Werke aus jener ältesten Zeit sind: die Evangelien-Harmonie von Otfried — und die altsächsische Evangelien-Harmonie in alliterirenden Zeilen, von denen die erstere Graff unter dem Titel „Christ —", die andere Schmeller unter dem Titel „Heliand" herausgegeben hat. Unter den kleinern bemerken wir: das „Hildebrand's-Lied" (niederdeutsch), und das „Ludwigs-Lied" (oberdeutsch).

I. Zeitalter der Minnesinger.

(1130 — 1300.)

Unter dem Schatten der altehrwürdigen Eiche des deutschen Reiches erhebt sich der Kaiserthron, und ringsum lagern sich die Fürsten, Ritter und Edlen, immitten holder Frauen und Jungfrauen. Da ist denn der Sänger willkommen, der, in einfachen Naturweisen, jetzt von der Minne zartem Geheimniß, ihren Leiden und Freuden —, dann von „kühner Recken Streiten", ritterlichen Abenteuern und mannhaften Kämpfen singt und sagt. — Eine klang- und sangvollere Zeit sah Deutschland nie. Es begünstigte aber auch diese art joyeuse, wie sie die Troubadours nannten, gerade zumeist die Zeit selbst, eine Vergangenheit, deren Geschichte aus dem Helldunkel wunderbarer Sagen in gigantischen Massen sich aufbaute, und eine Gegenwart, eben so reich und mannigfaltig an großen Männern und außerordentlichen Thaten und Begebenheiten, als traulich und heimlich in der stillen Beschränkung des freyen und frohen Haus- und Hoflebens. Nicht zu erwähnen, daß durch die folgenden Jahrhunderte, wo wegen eines Zusammenstoßes nachtheiliger Umstände der deutsche Geist

verfinstert oder doch weit unter seinem natürlichen Schwunge zurückgehalten worden, jene Periode vor unsern Augen ein noch stärkeres Relief gewinnen, in einem noch glänzendern Lichte erscheinen muß.

a) Lyrische Poesie.

Aus der lyrischen Poesie jener Tage spricht durchweg jener Geist der Chevalerie, wie er in dem altfranzösischen Reim kurz und gut bezeichnet wird:

A Dieu mon ame,
Ma vie au Roy,
Mon coeur aux Dames,
L'honneur à Moi.

Ins Besondere war die „Minne" gegen die Frauen der Gegenstand unendlicher Variationen, die darum freylich auch nicht sich frey erhalten konnten von Monotonie. — Zum Beweise aber, wie reich jene Zeit an Dichtern gewesen sey, diene die Bemerkung, daß allein die Manesse'sche Sammlung deren an die dreyhundert aufzählt. — Tieck hat mehrere Minnelieder — zum Vorstudium — in unser Hochdeutsch übertragen. Will man jedoch rein und lebendig wahrnehmen, was

Justus Möser an denselben besonders heraus hebt: die hohe, kräftige Zärtlichkeit, das bezaubernde Colorit, und den Silberton ihrer Sprache: so muß man sie eben in originali lesen. Der fruchtbarste und zugleich bedeutendste Minnesinger ist: Walther von der Vogelweide;*) nebst diesem Heinrich von Veldeck, Heinrich von Ofterdingen, Ulrich von Lichtenstein u. a.

b) Epische Poesie.

Man kann die Helden- und Rittergedichte jener Zeit nach dem Stoffe, den sie behandeln, unter folgende Abtheilungen bringen: Ein Theil befaßt sich ausschließlich mit den alten, einheimischen Stammsagen aus den Zeiten der Völkerwanderung, von den Helden der Hunnen, Ostgothen, Burgunden und Franken. Es sind dieß die Dichtungen, die man insgemein unter dem Nahmen des „Heldenbuchs" begreift. Das großartigste darunter ist das Niebelungenlied**) (dessen Verfasser unbekannt). Ein anderer Theil behandelt die

*) Dessen Lieder herausgegeben von Lachmann; übersetzt von Simrock. Vergl. Uhland über ihn.

**) Herausg. von Lachmann; übersetzt von Hinsberg und Simrock.

großen Theils aus Alt-Frankreich herübergekommenen Sagen von Karl dem Großen, dessen Ahnen, Helden, und Sarazenenkämpfen in Spanien; z. B. Reinalt, oder die Haimonskinder (das sich als Volksbuch bis auf unsere Zeiten erhalten hat). Noch andere enthalten die Sagen von dem altbrittischen König Artus und den Rittern von der Tafelrunde; z. B. die sinnlich schöne und liebliche Dichtung von „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg*); — und wieder andere die damit verwandten altspanischen und südfranzösischen Sagen von dem heiligen Gral (Abendmahlsgefäß Christi), z. B. das tiefsinnige Gedicht „Parcival" von Wolfram von Eschenbach.**) Ausser diesen genannten gibt es noch eine Anzahl von Heldengedichten, die mehr auf geschichtlichem Grunde ruhen, oder doch die Thaten, Abenteuer und Irrfahrten späterer vaterländischer Fürsten und Helden darstellen; wie z. B. Herzog Ernst, von Heinrich von Veldeck. Zuletzt noch wären wohl hieher zu rechnen die romantischen Bearbeitungen und Umdichtungen altgrie-

*) Herausg. von Groote.

**) Herausg. von Lachmann; übers. von San-Marte.

chischer und altrömischer Heldensagen; wie z. B. der trojanische Krieg, von Konrad von Würzburg. Das einzige Gedicht aus dieser Zeit (1207), das sich zur dramatischen Form hinneigt, ist „der Krieg zur Wartburg."

II. Zeitalter der Meistersänger.

Mit der glanzvollen, nach Innen gesicherten, nach Außen bewegten Zeit der Hohenstaufen, verschwand auch, mit der Muße und Würde des Adels, die ritterliche Poesie der Minne und der Sage. Die verlassene und verachtete diente fortan theils in den Studierstuben müßiger Gelehrten, und, die Lyra mit der Spindel und der Spule vertauschend, spann sie emsig Lehrsprüche, und web Reim-Chroniken —, theils in den Handwerksstuben der Bürger, die, nachdem sie das Nothwendige und Nutzliche, Freyheit und Vermögen, errungen, nun auch das Angenehme, die Kunst, sich anzueignen suchten. Indessen, der Geist der Poesie weht, wie der Geist Gottes, wo er will. Und so lebte und webte er denn auch fort unter dem deutschen Volke, und zog, als frever und frischer Athem, durch die Brust aller, die seinem Zuge sich willig aussetzten. Diese Be-

merkung rechtfertigt hier, wie anderswo, die Eintheilung in Schul- und Volks-Poesie, wovon jene gewissen Kunstregeln mit Bewußtseyn folgt, diese dem Gemüthe und Gehör aus natürlichem Drange vertraut.

A) Schulpoesie.

Der Schulverstand, der keinen Geschmack mehr finden konnte an den Wunder- und Heldensagen der Vorzeit, suchte sich schadlos zu halten an den Geschichten der Gegenwart, die er denn, mit Hülfe der Phantasie, mit allegorischen Bildern und rhythmischen Formen ausschmückte. So entstanden die Reim-Chroniken z. B. von Ottokar v. Horneck, Peter Suchenwirt, der „Theurdank" von Melchior Pfinzing u. a. — Andere faßten zunächst das sittliche und religiöse Leben in's Auge, und wollten lehrend, warnend, strafend auf die Welt und ihre Besserung einwirken. In diesem Sinne und zu dem Zwecke schrieb Hugo von Trymberg („Renner*) und Sammler"), Sebastian Brant („Narrenschiff"), Thomas Murner u. a. — Anziehend noch für unsere und alle Zeiten bleiben: Freydanks Bescheidenheit

*) Neue Ausgabe. Bamberg 1833.

(Spruchsammlung) noch a. d. 13. Jahrh. (N. A. v. W. Grimm 1854); sodann die beyden Fabelwerke: „der Edelstein" von Boner (um's Jahr 1500)*) und „Reinecke Voß" (Fuchs), von Heinrich von Alkmer nach einem ältern Gedichte „Reinhard" bearbeitet.**)

Weniger befangen, ganz absichtslos und rein vergnüglich, wie ein Kinderspiel, bildete und erhielt sich der Meistersang unter den Bürgern. Aber auch in ihren Schulen unterlag die Poesie dem Richtscheit und dem Bleyloth der sogenannten Tabulatur, obwohl übrigens der Stoff meistens natur- und volksgemäß war. — Der würdigste Repräsentant des Meistersangs ist Hans Sachs (1495—1576), zugleich einer der fruchtbarsten Dichter, dem auch, als seinem ersten Lehrer in arte poetica, Goethe ein schönes Denkmal gestiftet.

*) Neue Ausgabe von Benecke.

**) In niederdeutschem Original herausg. v. Hoffmann v. Fallersleben. Ins Hochd. übers. v. Soltau 1537 Vergl. auch Goethe's Bearbeitung.

B) Volkspoesie.

Das Volk hält sich immer und überall lieber an die Natur, als an die Schule; es schreibt nicht, sondern singt und sagt, und das Gedicht geht als treue Ueberlieferung von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht. — Wir gemahnen hier vorerst an die Volkslieder, die, bald ernsten, bald heitern Sinnes, durchaus frisch und tüchtig, wohl größten Theils während dieser Periode entstanden sind. (S. „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano; u. a.) Wichtiger sind noch die Volksmährchen und die Volkssagen, von kühner Erfindung und voll sinniger Bedeutung. — eine reichhaltige poetische Fundgrube, die zumahl von den Gebrudern Grimm eröffnet, aber noch lange nicht erschöpft worden ist. — Dazu kam noch, daß Männer des Volkes, die den Griffel wohl zu führen wußten, ältere Heldensagen, und Rittergedichte in schlichter Prosa nacherzählten, z. B. die Sagen von der schönen Melusina, von Lother und Maller, von Herzog Ernst von Bayern u. a. oder auch zerstreute Mähren und Schwänke in Eine Erzählung zusammenschmelzen, z. B. Tyll Eulenspiegel, Doktor Faustus, oder auch neue

erfanden — — lauter Gedichte und Geschichten, welche der Phantasie und dem Gemuthe des Volkes ungemein zusagten, und zur Erbauung und Ergetzung dienten (S. Gustav Schwab's Buch der schönsten Geschichten und Sagen; u. vergl. Görres über die deutschen Volksbücher).

III. Zeitalter der verschiedenen Bestrebungen und Nachahmungen.

Während das deutsche Land und Volk immer mehr in Verwirrung nnd Verödung versank, die Sitte verfiel, die Sprache verwilderte, flüchteten sich die Gelehrten zumeist zur alten Literatur, und schrieben und dichteten in lateinischer Zunge, z. B. der treffliche Balde*); die übrigen, welche Drang und Beruf fühlten, sahen sich überall um, bey den Nachbaren, den Wälschen, deren Literatur einen weitern Vorsprung vor der deutschen gewonnen. Daher denn von der Zeit an, bis gegen die Mitte des vorigen

*) Dem jedoch Herder in seiner „Terpsichore" die deutsche Taufe verliehen.

Jahrhunderts, verschiedene Bestrebungen ohne Einheit, Gesellschaften und Schulen ohne Geist und Leben. Diese Bemerkung gilt jedoch nur von der weltlichen Poesie. Denn was die geistliche anbelangt, so blieb sie der Natur getreuer, und mußte sich auch dem Volke durchaus bequemen, wenn sie anders den Zweck allgemeiner Erbauung erreichen wollte. Der Gesang selbst schon forderte ganz einfache Weisen, und noch mehr verlangte die Heiligkeit des Gegenstandes eine Einfalt und Würde, wie sie das Buch der Bücher selbst vorzeichnet.

a) Weltliche Poesie.

Wohl nicht als Wiederhersteller der deutschen Poesie überhaupt — wie einige meinen —, sondern nur als Begründer einer neuern, der höhern Bildungsstufe angemessenen Schulpoesie kann uns Martin Opitz (1597 — 1637) gelten; nächst ihm Paul Flemming (1609 — 1640), seinem Vorbilde Opitz an Reinheit der Sprache und des Ausdruckes gleich, an Innigkeit des Gefühls und Stärke der Phantasie ihm sogar überlegen. (Ueber diese und andere lyrische Dichter dieses Zeitraumes sehe man W. Müller's „Bibliothek.") —

Die dramatische Poesie, welche übrigens schon unter den Meistersängern als Volksspiel aufgekommen, bildete sich, z. B. bey Jakob Ayrer († 1618) und Andreas Gryph (1616—1664), ebenfalls nach fremden Mustern, und bequemte sich nach den Sitten und Bedürfnissen der höhern Stände. *) (Doch behauptete nebenbey das Volks- und Puppenspiel sein Recht). — Die epische Poesie löste sich vollends in den Roman auf, welcher aber gerade nach seinen bedeutendern Momenten, die jenen Erzählungen noch Werth geben, sich die Prosa vindiciren muß. — Dasselbe gilt von den Satirikern und Humoristen. Nur Logau (1604—1655), der Epigrammatist, verdient hier noch eine ehrenvolle Erwähnung.

b) Geistliche Poesie.

Vielleicht gibt es keine Literatur, die so reich wäre an geistlichen Dichtern, wie die deutsche. Rambach (s. dessen Anthologie) zählt allein v. J. 1500 — 1700 an die dreyhundert auf. Es ist dieß mitunter ein schlagender Beweis von dem religiosen Charakter unsers Volkes. Freylich

*) Deutsches Theater, herausg. von L. Tieck. 2. B. 1817.

wenn wir jene Sammlungen näher untersuchen, und jedes Einzelne nach dem strengen Maßstabe eines Liedes, zumahl eines Kirchenliedes beurtheilen, so erscheint uns gar vieles blos als gereimte didaktische Prosa, als 'Prädicanten-Poesie, die wohl zu gemeinsittlicher Erbauung, aber nicht zu wahrhaft religiöser Erhebung dienen mag. — Wir wollen hier nur drey der vorzüglichsten geistlichen Dichter nennen:

1) Paul Gerhard (1606 — 1676). Ein geistreicher Mann sagt von ihm: „Er dichtete, so zu sagen, während dem Kirchengeläute. Eine süße Beklemmenheit, eine sehnsüchtige Engbrüstigkeit mochte sich in Liebe, in Dank, in Jubel auflösen. Er war ein Gast auf Erden, und überall in allen seinen Liedern ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne, und Gerhard nach der seligen Ewigkeit." (Neue Ausgabe. Wittenberg 1821.)

2) Fr. Spee (1595 — 1635) Er übertrifft wohl alle seine Zeitgenossen an Zartheit der Empfindung und der Fruchtbarkeit der Phantasie. In ihm waren Religion und Poesie eins; und seine „Trutz Nachtigall", dieser herrliche Liederkranz könnte eine Musenhalle eben so, wie einen

chriſtlichen Tempel ſchmücken. (Neue Ausgabe. Berlin, 1817.)

3) Angelus Sileſius (1624 — 1674). Wir haben zwey Werklein von ihm: den „cherubiniſchen Wandersmann", und „geiſtliche Hirtenlieder." In jenem erſtern Büchlein hat er die Eine große Idee der chriſtlichen Weisheit in mannigfaltigen und ſinnreichen Sprüchen ausgelegt; in dem andern das Eine große Gefühl chriſtlicher Liebe in allen Weiſen eines leidenſchaftlich erregten Gemüthes ausgeſprochen. (Neue Ausgaben: Sulzbach, 1829; und München, 1826).

B. Neuere Periode.

Wenn die Wiſſenſchaft eines Volkes überhaupt der Geiſt iſt, der deſſen Leibe inne wohnt, ſo iſt die ſchöne Wiſſenſchaft ins Beſondere der Typus, der ſich dem Leibe, als des Geiſtes Erſcheinung, aufdruckt und einprägt. Es offenbaret ſich daran deſſen Geſtalt und Haltung, Miene und Rede. Man kann darum den Satz: „in einem ſchönen Körper wohne auch eine ſchöne Seele" auch auf ein ganzes Volk anwenden; ſo wie der umge-

lehrte Fall ſich allerts bewährt, daß nämlich ein Volk, deſſen ſchöne Literatur noch auf tiefer Stufe ſteht, auch in Anſehung ſeiner humanen Bildung noch weit zurück ſey; wobey freylich das geſchriebene Wort nicht allein entſcheidet und in Anſchlag kommt. — Die deutſche, ſchöne Literatur, nachdem ſie bereits ſchon früher ihre Jugend gefeyert, ſtehet nun in den männlichen Jahren. Sie iſt zwar ſpäter zur Reife gekommen, als die der ſüdlichen und weſtlichen Nachbaren, aber durch den langen Stillſtand, den ſie in ihrem Wachsthum gehabt, und durch die Wanderungen in jenſeitige Gebiethe, die ſie inzwiſchen vorgenommen, hat ſie deſto mehr an Kraft und Fülle gewonnen, die jezt nur um ſo gediegener iſt, und um ſo nachhaltiger für die Folge ſeyn wird.

Indem wir nun, wie billig, vorerſt die Männer nennen, welche zur Aufnahme der Poeſie durch Beyſpiel und Lehre vor allen beygetragen (die Koryphäen): wollen wir von den übrigen bedeutendern, um der leichtern Ueberſicht willen, nach den Hauptformen aller Poeſie, der lyriſchen, dramatiſchen und epiſchen, Erwähnung thun.

I. Die Koryphäen.

Klopstock hat zuerst den Gedanken ausgesprochen, daß das deutsche Literaturwesen eine Art Republik sey. Er wollte damit sagen, — was auch in der That so ist —, daß wir Deutschen nicht, wie etwa die Franzosen, eine Literatur des Hofes hätten, sondern lediglich eine Literatur des Volkes. — Wie aber überhaupt in Republiken, so liegt auch in der literarischen das Regiment selbst in den Händen der Bessern, wohl auch mitunter des Besten. Um sie schaaren sich die Andern, und machen Parthey — im Interesse der Wissenschaft und Kunst, für Geist, Gesetz und Ordnung, gegen die Philister und ihren Anhang. Das sind die Aristokraten, die Koryphäen, die Meister, und die, welche ihnen folgen, bilden ihre Schule. — Damit aber immer und überall die Macht des Geistes Raum und Halt gewinne, jedoch innerhalb der gesetzlichen Gränze, und fern von Mißbrauch und Uebergriff: darob wacht die Kritik, bald anerkennend und anpreisend, bald verklagend und bestrafend. — In solch einem Gemeinwesen kann es dann freylich nicht an mannigfaltigen Irrungen, Störungen, ja Befeh-

dungen fehlen; aber in der Bewegung entwickelt sich ja das Vermögen, es übt sich darin die Kraft, und zuletzt wird doch das Gesetz den Sieg, und der Geist die Trophäe davon tragen.

Lessing. Wieland.

In der ersten Epoche treffen wir als Koryphäen — nebst Klopstock — Lessing (1721 — 81) und Wieland (1733 — 1813). Um den Einfluß, den diese Männer geäußert, gehörig zu würdigen, braucht man nur die matte, leere, dürre Zeit kennen, wo sie handelnd, d. i. dichtend aufgetreten. Lessing hat besonders auf die öffentliche Bühne eingewirkt, Wieland auf die Salons der Vornehmen und Gebildeten. Jener hat uns von der Zwingherrschaft der französischen Schule errettet, und uns den Weg eröffnet zur Freyheit und Natur der englischen Schule. Deßhalb schon verdienen seine „Emilie", seine „Minna" und sein noch unübertroffener „Nathan" Stereotypen der deutschen Literatur zu seyn. Wieland suchte griechische Anmuth, italiänische Phantasie und französischen Witzen, zumahl unter der Form des Romans, in die deutsche Lese- und Lebewelt zu bringen. Er ist vorzüg-

weiſe „der Mann von Geſchmack", der das Ideale, das Schöne und Gute, überhaupt mundgerecht zu machen ſucht für Leute, welche das Reale, die Welt und das Leben zunächſt lieben. So fern hat er zur Aufnahme deutſcher Sprache und Poeſie zunächſt in den höhern Zirkeln der Geſellſchaft weſentlich beygetragen, und ſich hiedurch großes Verdienſt erworben.

Goethe. Herder.

Wie Herkules ſchon in der Wiege die Schlange erwürgte, ſo Goethe (1749 — 1832) den Begriff, der, beſchränkt und beſchränkend, ſich um die deutſche Poeſie gewunden hatte; denn ſchon in ſeinen erſten Dichtungen, z. B. in jenem „Götz", athmet die Freyheit voll Leben und Geiſt. — Zu gleicher Zeit erhob ſich Herder (1744 — 1803), mit gewaltiger Kraft nach allen Seiten hinſtrebend, und Kunſt und Wiſſenſchaft in ihren Endpuncten vermählend, durch eine Kritik, die ſelbſt höchſte Poeſie war. — „Goethe war eine ſchöne, Herder dagegen eine erhabene Natur. Bey Herder wurde alle Geſtaltung zur Idee, ja er löſete ſogar alle Geſchichte in Ideen zur Geſchichte der Menſchheit auf. In Goethe dagegen verlor

ſich alle Idee in Geſtaltung; es wurde alles zur Anſchauung, was er auffaßte und darſtellte. Herder wollte ein Reich ſittlicher Geſtaltung begründen. Aus allen Himmelsſtrichen und Zeiten trug er emſig froh alles Große und Schöne wie ein verlornes Kleinod zuſammen, um die arme, von ihm geliebte Menſchheit damit auszuſtatten, und ihr den verlornen Glanz von Eden wieder zu geben."

Goethe. Schiller.

Ein ſo freundlicher, kräftiger Bund beſtand vielleicht noch nie, wie unter dieſen beyden Männern. Ohne Eiferſucht auf des andern Einfluß und Ruhm, ſich gegenſeitig berathend und helfend, förderten ſie in Lehre und Beyſpiel deutſcher Poeſie gemeines Weſen, dem ſie als Duumviri würdevoll vorſtanden. Schiller (1759 — 1805) insbeſondere betrieb die Dichtkunſt, zumahl in der dramatiſchen Form, mit dem Aufgebeth all ſeiner Kräfte bis an ſein Ende. „Kein deutſcher Dichter hat vielleicht, wie er, die großen Verhältniſſe der menſchlichen Natur mit ſo viel Adel, Freyheit und Kühnheit dargeſtellt", ſagt Goethe. — Wollte

man die beyden Freunde in Vergleichung stellen, so konnte man sich ungefähr so ausdrucken: Goethe war als Dichter geboren, Schiller hat sich zum Dichter gebildet; jener lebte in seiner Kunst, wie in seinem Elemente, sicher und bequem; dieser mußte sich erst durch Kunst, durch Reflexion, zur Kunst erschwingen; der erstere ist Dichter par fortune; der letztere par routine. Daher ist denn jener der Liebling der Eingeweihten, dieser des Volkes. —

Goethe.

Unter der Huldigung der Magnaten der Nation, wurde endlich Goethe auf den Dichterthron erhoben. Und die Ehre, die ihm geworden, sie war auch sein Verdienst. Während eines beynahe drey Menschenalter umfassenden, in Beobachtung rührigen, an Erfahrung reichen Lebens, was da der frische Muth des Jünglings, die besonnene Kraft des Mannes, die umsichtige Weisheit des Greises gedacht und gedichtet, es erregt in gleichem Maße unsere Zuneigung und Bewunderung. Wir sehen, mit welch reiner Freude und steter Treue er in der Natur, in der Kunst, im Menschenleben allerts forschet und sammelt, und das Beste und Schönste

in der Blüthe der Poeſie enthaltet. Von keiner Schule abhängig, obwohl überall das Richtige und Gute anerkennend, folgt er unbedingt ſeinem eigenen Genius, deſſen Sendung und Führung er vertraut. So liegen denn die ſämmtlichen Reſultate ſeines Denkens und Dichtens vor unſern Augen, auf daß wir uns an denſelben fortan bilden, erfreuen und erbauen mögen. Und gewiß! ſo lange die Deutſchen ihren Meiſter lieben und ehren, wird ſeine Autorität eben ſo ſehr das Geſetz der Kunſt feſt halten, als die Freyheit der Künſtler begünſtigen.

Jean Paul (Fr. Richter.)

(1765 — 1825.)

Er ſelbſt theilt ſeine Werke in die aus der römiſchen Schule, — z. B. „Titan" — „Hesperus —", und in die aus der niederländiſchen — z. B. „Quintus Fixlein" — „Siebenkäs" — „Kapenberger" —. Franz Horn bezeichnet den Charakter ſeiner Schriften kurz und gut, wenn er ſagt: Sie ſeyen hervorgegangen aus einem reinen, tiefen und liebenden Gemüthe. Und in der That: man möchte vor ſeinen Edlen andächtig

niederknien, seinen Thoren lachend um den Hals fallen, und selbst seinen Verbrechern verzeihend die Hand reichen. — Uebrigens ist sein Styl, wie etwa in der Musik der Beethoven'sche, über alle Nachahmung erhaben. Es gibt nämlich eine Höhe in den Künsten, die, ohne Gefahr für das Klare, Schöne, Anmuthige, nicht überschritten werden darf; und nur geniale Männer dürfen das Außerordentliche, das Kühnste wagen; denn nur das Bewußtseyn höchster Kraft verleiht auch das Recht zur höchsten Freyheit.

Ludwig Tieck.

(1773.)

Das Ausgezeichnetste an diesem Manne ist, daß sich in ihm Poesie und Kritik, Gefühl und Reflexion, Bewußtseyn und Begeisterung in hohem Grade vereinigen. Die meisten seiner Werke tragen daher das Gepräge dieser Besonnenheit in der Wahl und Anlage, und dieses Enthusiasmus in der Darstellung und Ausführung. Wenn Goethe von sich selbst gesteht: er komme sich gar wunderlich vor, wenn er theoretisiren soll, — und wenn Schiller dagegen viel-

leicht zu ſehr der Reflexion nachhängt, ſo durchdringt ſich in Tieck's Produkten beydes ſo innig, und es geſtaltet ſich ſo natürlich und lebendig, daß dem Kunſtſinne und dem Kunſtgefühle gleichmäßig Genüge geſchieht. Dieſen kritiſchen Sinn oder doch Zweck deuten ſelbſt ſeine reinſten Poeſien an, wie z. B. Kaiſer Octavianus, Genoveva u. a.; und dieſes poetiſche Gefühl läßt er uns noch empfinden ſogar in ſeinen entſchiedenſten kritiſchen Werken, z. B. im Prinzen Zerbino, dem geſtiefelten Kater u. a.; ſo wie ſelbſt die meiſten ſeiner neuern Novellen, an ſich reine Dichterwerke, den kritiſchen Blick nach allen Seiten des Lebens, der Kunſt und der Geſchichte hinkehren und beſchäftigen. Darum mochten wir ſeine Werke als Propyläen anſehen, durch welche man, als würdige Vorhallen, in den Kunſttempel ſelbſt ſchreitet.

A. W. und Fr. Schlegel.

Wenn es, nach einer Bemerkung von Jean Paul, außer den producirenden Dichtern auch reproducirende gibt, welche den Geiſt rein und ganz in andern aufzufaſſen und für andere darzuſtellen vermögen: ſo gehören die beyden Brü-

der ohne Zweifel zu den größten Dichtern der Deutschen. Beyde Kritiker unterscheiden sich vielleicht darin von einander, daß Friedrich die Philosophie der Kunst, mehr in gründlichen Deductionen und in großen Umrissen, für die Wissenschaft —, Wilhelm dagegen, in geistreichen Nachbildungen und gefälligen Vorträgen für das Leben lehrt. Diese eigenthümlichen Unterschiede, so wie ihre gemeinsamen Trefflichkeiten fallen am meisten auf in des erstern Geschichte der alten und neuen Literatur, und in des andern Vorlesungen über dramatische Dichtkunst. Jenes Werk darf keinem fehlen, der die gesammte Bildungsgeschichte des menschlichen Geistes einiger Maßen kennen lernen will; und dieses ist ohnehin schon ein Allerweltsbuch, — auch darin sogar, daß der Verfasser gegen keine Nation strenger ist, als gegen die eigene.

II. Lyrische Dichter.

Wie das Leben des Menschen mit dem Herzen und dessen Pulsschlag beginnt, so die Poesie mit dem Lied, der Empfindung und dessen Ausdruck.

Aber das Herz iſt noch nicht der Menſch, und das Lied noch nicht die Poeſie. Eine lyriſche Interjection hat nur dann Sinn und Bedeutung, wenn es inmitten einer Conſtruction von Gedanken und Gefühlen ſteht. Das Lied, die Ode, die Hymne ſoll der Ausdruck des höchſten epiſchen und dramatiſchen Momentes ſeyn, ſo wie die Gnome, die Fabel, die Parabel, die Blüthe und Frucht der wiſſenſchaftlichen Speculation. Derjenige daher, der nicht bereits ein tief bedeutſames Leben an ſich erlebt oder an andern erſchaut hat, mag uns wohl gute Verſe bieten, aber kein Gedicht. Nur jene Sammlungen können wir darum mit Lob und Dank hinnehmen, worin die einzelnen Gedichte geiſtreiche und ſchongeformte Inſchriften ſind, zu den Stationen des Dichter-Lebens mit ſeinen Freuden und Leiden, Strebungen und Irrungen. Die übrigen mögen, als Exercitien, manches Gute enthalten, ohne jedoch ſelbſt gut zu ſeyn. Es gilt von dergleichen Sammlungen, beſonders von Almanachen, was die Xenie von Becker's Taſchenbuch ſagt:

Eine Collection von Gedichten? — Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb, und bey der Armuth gemacht.

Aeltere.

Wenn wir der Firma der Wiener und Carlsruher Nachdrucke trauen dürften, so hätten wir nichts minder als eine ganze Bibliothek von klaſſiſchen Lyrikern. Genau beſehen aber mögen ſie nur ſo fern Claſſiker heißen, als die meiſten davon jener Claſſe angehören, die man Schul- und Stuben-Poeten nennen kann. Man dichtete, einen Dichter in der Hand und in der Taſche; man gefiel ſich in Nachahmungen, zumahl auch des Auslandes; man ſchlug wohl auch eigene Wege ein, aber nach Theorien, welche den Weg und das Ziel nach Landchartenart vorzeichneten. So floßen denn zwiſchen trockenen, monotonen Lehrgedichten thränenreiche Elegien; und unter den Seufzern der ſentimentalen Lied- und Leidſänger erſchollen lärmende Weiſen des Oden- und Bardengeſangs. Selten, daß noch reine Naturlaute und kräftige Volkstöne vernommen wurden. Ehrenvolle Ausnahme machen: M. Claudius, der treffliche Wandsbecker Bothe, G. A. Bürger, der Meiſter in der Ballade, J. P. Hebel, der alemanniſche Dichter; nebſt dieſen die Jünglinge des Hainbundes: Hölty, Voß, die beyden

Stolberge, deren Dichtungen lange im Munde des deutſchen Volkes fortgelebt; wozu noch andere, zu ihrer Zeit berühmte Nahmen kommen: Matthiſſon, Salis, Uſteri, Pfeffel. . . . .

Neuere.

Nach vielſeitigem, unſichern Hin- und Herſtreben ſammelten ſich endlich die Dichter der deutſchen Nation um ihren Altmeiſter Goethe, auf vaterländiſchem Grund und Boden wieder. Sie ſchufen eben nicht eine neue Poeſie, ſie kehrten nur zur alten, d. h. ewig jungen, zurück, zur Poeſie der Natur und des Volkes: — wie etwa anderſeits z. B. die Mahler nach der edlen Einfalt und ruhigen Größe der altdeutſchen und altitalieniſchen Meiſter ſich umſehen, wohl nicht, um ihre etwas ſteifen Formen ſclaviſch nachzuahmen, ſondern um ſie zu ſtudieren, geiſtig aufzufaſſen, und ſonach die Gebilde, nach Maßgabe der geſteigerten Kunſtfertigkeit, deſto reiner und ſicherer darzuſtellen. War nun aber einmahl in der Poeſie nur die rechte Weiſe gegeben, der rechte Ton wieder angeſtimmt, ſo fand ſich alsbald ein ganzer Chorus von Männern und Jünglingen, die in den deutſchen Geſang einfielen. So — außer dem

frühern Novalis (1772 — 1801) — Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Max von Schenkendorf, Friedrich Rückert, Adalbert von Chamisso, August von Platen, u. a., von denen die Einen, nach dem Vorgang ihres „Befreyers“ (wie sich Goethe mit gerechtem Stolze selbst nannte), die deutsche Poesie durch treue Benutzung echt vaterländischer Stoffe und Formen mehr zu begründen, die Andern durch freye Aneignung fremder zu erweitern, und so in aller Weise deren Würde und Herrlichkeit auf immer zu befestigen suchten.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern.

Rühmlicher noch als die Form, in der er den zwey größten Meistern der Deutschen nachzubilden versuchte, — anziehender noch, als der Stoff, der so reichhaltig und wichtig ist, wie sein Leben selbst — erscheint uns die großartige, wahrhaft königliche Gesinnung, womit er sein Innerstes und Eigenstes vor aller Welt aufdeckte, und so Verständniß und Vertrauen gebend und erwar-

tend, seine Zeitgenossen eben so ehrte, als sich selbst. Darum werden diese „poetischen Memoiren" unter den Kunstwerken, die er hervor gerufen, selbst als unvergängliches Denkmahl bleiben.

III. Dramatische Dichter.

Drama ist eine großartige Handlung, die sich vor unsern Augen abspielt. Es erscheint nämlich hier das Schöne zumeist in einer überschaubaren Größe, in einer gewissen Begränzung durch Ort und Zeit, in einer, wie innerlich, so auch äußerlich gebundenen Einheit. Daher die Bühne und ihre Gesetze. Indessen, die Hauptsache ist und bleibt doch hier, wie überall, der Geist, das Leben, die Größe der Handlung. Wir wollen Menschen vor Augen sehen, nicht bloß Puppen; wir wollen große Menschen vor uns sehen, nicht bloß solche, die einen Alltags-Charakter und Alltags-Jammer zur Schau tragen; wir wollen endlich große Menschen in ihrer menschlichen-Größe sehen, nicht bloß in Fürstenmänteln, Senatoren-Togen und Minister-Uniformen — Hof-Intrigen, Staats-Actionen, diplomatischen Notenwechsel....

Prüfen wir demnach unſere Literatur, ſo müſſen wir bekennen, daß für die Bühne, d. i. die Bretter im Uebermaß geſorgt iſt, aber immer noch ſehr dürftig und ſparſam für Geiſt und Gemüth. So kommen z. B. auf ein Ritterſtück, wie „Götz", hundert andere Reiterſtücke, und auf eine echte Tragödie ein ganzes Schock von Schick- und Schauſalſtücken. Eine Komödie haben wir ohnehin noch nicht, ſagen ſelbſt Deutſche von Deutſchen.

Aeltere.

Leſſing mochte immerhin für die Bühne und ihre Veredlung lehren und dichten; er konnte weder den Dichtern noch dem Publikum den Geiſt und den Eifer mittheilen, der ihn ſelbſt beſeelte. Das Publicum, was will es von der Bühne herab? Eine edle, bleibende Stimmung? Nein, eine flüchtige Unterhaltung; es will, daß man Zerſtreuung in ſeine Zerſtreuungen bringe. Und die Dichter jener Zeit — sit venia verbo! — ſie waren eben darnach. Daher denn

Schauſpiele voll von Nützlichkeit,
Hausbackener Tugend und Glückſeligkeit,
Ganze Fuder ſind da ſchon paſſirt,
Und haben genützt und haben gerührt.

Nahmen haben sich erworben: Schroder, Brandes, Iffland,*) Vogel, Ziegler, Großmann . . . hauptsächlich aber der vielbeweinte und vielbelachte Kotzebue. Warum — fragte jemand den großen italienischen Tragiker Alghieri — warum wird dieser unreife Possenreisser mehr geliebt, als Ihr, tiefgelehrter, weiser Mann?" Alghieri antwortete: „Weil jeder seines Gleichen liebt."

Neuere.

Es ist nicht das letzte Verdienst Schiller's, daß er durch seine Werke, die eben so viel dramatische Würde in sich tragen, als sie theatralischen Effect äußern, die Menge zu einem bessern Geschmack erhob, und die Mittelmäßigkeit von der Bühne zwar nicht verdrängte, aber doch dem wahren Talente nachzustehen nöthigte. Lessings Reform war mehr eine protestirende, Schiller's seine eine positive, durchgreifende, nachhaltige. Seit seinem Erscheinen, und unter Mitwirkung Goethe's, der seine Muster nach der griechischen und englischen Bühne geregelt, traten immer

*) In ihrer Art beachtenswerth.

mehr achtungswerthe Dichter auf, die sich an die beyden Meister anschließen. Wir nennen hier nur einzelne vorzügliche Werke in jeder Gattung, um dadurch die Bekanntschaft mit den Autoren selbst gelegentlich zu veranlassen und einzuleiten.

a) Tragödien.

Die Tragödie ist das Meisterstück aller Poesie. Es zeigt sich da, innerhalb des engsten Raumes, die größte sittliche Kraft in ihrer gewaltigsten Aeußerung. Wenn im Epos die Handlung, wie ein breiter Strom, in stiller Größe durch ein schmiegsames Gelände sich ergießt, so drängt und treibt sie sich dagegen in der Tragödie zwischen steile Felsenwände, und stürzt von Katarakt zu Katarakt mit Dranengetös und in Sturmeseile. — Wie eine solche Kraft losgelassener sittlicher Elemente zu schildern vermag, der muß selbst der tiefsten Empfindung, der klarsten Anschauung, der lebendigsten Darstellung fähig seyn. In diesem Sinne dürften wir Deutschen freylich nur sehr wenige Tragödien besitzen. Indessen, gleichwie in der Natur auch das minder Große gefällt, wenn es nur, was ihm an Erhabenheit und Tiefe

mangelt, durch Form und Schönheit ersetzt: so auch im Gebiethe des Geistes. — Werke: „Hakon Jarl", von Oehlenschläger, — „der vier und zwanzigste Februar", von Z. Werner, „Prinz von Homburg", von H. v. Kleist, „Herzog Ernst von Schwaben", von L. Uhland, — „Belisar", von C. von Schenk, — „Zwey Nächte in Valladolid", von Frh. v. Zedlitz — „der Verschwender", von Raymund, dem deutschen Gozzi.

b. Komödien.

Daß es uns Deutschen an einem Lustspiel mangelt, das erklärt sich schon aus dem Umstande, weil wir keine Hauptstadt haben, wie die Franzosen, und kein Volk sind, wie die Engländer. Denn die Grundbedingung eines Lustspiels ist ein stehender Charakter, der zugleich als Charakter für Alle gelten mag (commune proprium). Nun sind aber wir Deutschen im Norden und Süden, in Osten und Westen so verschieden nach Sitten, Gewohnheiten, Verfassungen, daß es uns lediglich an einem allgemeinen Verständigungsmittel fehlt über das, was sich ziemt, mithin auch über das Lächerliche. Ein deutscher Lustspieldichter

müßte ſich darum geradezu in die innere Welt der Phantaſie und des Gemüths flüchten, um ſich von daher Stoff zu ſeinen Bildungen zu hohlen; dann aber ergeben ſich gar zu leicht jene halb weinerliche, halb lächerliche Schauſpiele, deren wir, leider! eine ſo große Menge haben. Die Beſſern unter uns verſetzen ſich daher lieber ſogleich in Länder und Völker, wo eben das Luſtſpiel blüht. Werke der Art ſind: „Donce de Leon" von Cl. Brentano — „der zerbrochene Krug" von H. v. Kleiſt — „Albrecht Dürer in Venedig" von E. v. Schenk.

c) Dramatiſierte Dichtungen.

Seit Goethe ſeinen „Fauſt" gedichtet, iſt unter uns ein neues genre aufgekommen, das von dem eigentlichen Drama nur die Scenerie und den Dialog entlehnt, im Uebrigen aber ſich mit epiſcher Willkühr und Ausführlichkeit der Handlung verbreitet. Indem eine ſolche Dichtung über die theatraliſche Begränzung hinaus tritt, muß ſie, zu würdigem Gebrauche der Freyheit, um ſo mehr Geiſt und Geiſtesgröße entwickeln, und durch große Maſſen, mannigfaltige Situationen

und kühne Verbindungen die Aufmerkſamkeit erhalten und ſteigern. Hieher rechnen wir folgende Werke: „Gelo und Genoveva" von dem Mahler Müller, — „der Hofmeiſter" und „die Soldaten" von Lenz, — „Haſte und Jeruſalem" von Arnim — „die Gründung Prags" von Cl. Brentano — „Heldenſpiegel" von Fouqué — „die Söhne des Thals" von Werner — „Alladin" von Oehlenſchläger — „Jeanne d'Arc" von F. C. Wepel — „Merlin" von Immermann — „die Hohenſtaufen" von Grabbe — die, in Ariſtophaniſchem Geiſte gedichteten Luſtſpiele „die verhängnißvolle Gabel" und „der romantiſche Oedipus" von Platen. —

IV. Epiſche Dichter.

Das Epos iſt lebendige Sage. Es gehört daher, ſtrenge genommen, einer Zeit an, die vor aller Zeit geweſen; und ein Volk, das bereits in die Geſchichte und ihr Bewußtſeyn getreten, kann für ein Gedicht der Art weder Glauben noch Liebe haben. An die Stelle des eigentlichen Epos tritt daher der Roman, das Pſeudo-Epos, der ſich zu jenem verhält, wie die Genre-Mahlerey zur

Hiſtorien-Mahlerey. Sein Gegenſtand iſt das wirkliche Leben der Gegenwart, ſo wie das Epos das poetiſche Leben der Vergangenheit. Daher verſteht denn auch eigentlich nur der Engländer einen Roman zu ſchreiben, und nebſt ihm der Franzoſe; denn jener hat ein öffentliches Leben, dieſer ein geſelliges. Der Deutſche, der, in dem Maße, weder das eine noch das andere kennt, will er doch einen deutſchen Roman erfinden, muß ſich in ſeine innere Welt flüchten, und ein Leben der Phantaſie und des Gemüthes ſchaffen und ſchildern. Da gibt es denn allerdings Stoffes genug zu Iliaden und Odyſſeen — Kämpfe mächtig aufgeregter Leidenſchaften, und Irrfahrten des menſchlichen Herzens. — In dieſem ſtrengen Sinne haben wir Neudeutſchen freylich kein einziges Epos, und nur zwey bis drey Romanendichter —, Titel und Nahmen jedoch in Ueberfluß.

Epopöien.

Es gibt Kunſtproducte, die auf eine täuſchende Art die Natur nachahmen. Ohngeachtet ſie des eigentlichen Lebens ermangeln, können ſie doch immerhin, eben um ihrer Schönheit willen, rei-

nes Wohlgefallen erregen, — ſo wie umgekehrt Naturproducte, die als Petrefacten vor uns liegen; wie z. B. das Nibelungen-Lied. An epiſchen Kunſtbildungen jener Art beſitzen wir — außer Klopſtock's „Meſſias" und Wieland's „Oberon" — Pyrker's „Tuniſias" und „Rudolphias", nebſt deſſen „Perlen der heiligen Vorzeit", Gedichte, die, nach Erfindung und Darſtellung, den Regeln des antiken Epos am meiſten entſprechen möchten. — Als idylliſches Epos ausgezeichnet und unübertroffen bleibt Goethe's „Hermann und Dorothea —" zu dem ſich die „Luiſe" von Voß und die „Jucunde" von Kosegarten verhalten, wie Stylistica zu einem Poem.*) Nach Inhalt und Form durchaus romantiſch iſt Fouqué's „Corona"; nach Taſſo's Art und Weiſe „der Normannenzug" von Grötſch. — In ſüdlicher Wärme und Farbe erſcheinen Schulze's „bezauberte Roſe" und „Cäcilia." — In altdeutſcher Art und Weiſe hat Simrock ſeinen „Wieland der Schmid" gedichtet; und Bechſtein die Volksſage von Fauſt. — Aus orientaliſchem Stoffe gewoben iſt die Ara-

*) Hieher wären auch Geßner's Idyllen zu rechnen.

beske, das letzte Gedicht Platen's „die Abassiden". Noch werden gelebt: Baggesen, des Dänen, „Parthenais", Ebert's „Wlasta", u. a.

Romane.

Wenn man bedenkt, daß in dem lese- und schreibluſtigen Deutſchland ſeit ungefähr fünfzig Jahren mehr Romane erſchienen ſind, als vielleicht im ganzen übrigen Europa zuſammen genommen, ſo mag man die Noth erachten, in welche der Literaturhiſtoriker verſetzt würde, wenn er alle dieſe Schriften, ich ſage nicht leſen und beurtheilen, ſondern bloß nennen wollte. Glücklicher Weiſe ſind ſie aber faſt alle auf der Tenne der deutſchen Kritik ſo durchgedroſchen worden, daß der ſchmackhafte und geſunde Kern von dem übrigen Spreu ſo ziemlich rein abgeſondert vor uns daliegt. Indem wir ſo viele ältere, die ohnehin ſchon vergeſſen ſind, und ſo viele neuere, die eben ſo bald vergeſſen ſeyn werden, billiger Weiſe hier verſchweigen: nennen wir nur folgende Autoren und Werke: a) Aus der längſtvergangenen Zeit: Hermes „Sophiens Reiſen" — Müllers „Siegfried von Lindenberg" — Engels „Lorenz

Stark" — Moritz „Anton Reiser" — Hippel „Kreuz und Querzüge" — Klinger „der Weltmann und der Dichter."

b) Aus der jüngstvergangenen Zeit: Feßler „Thereſia" — Novalis „Heinrich von Oſterdingen" — Arnim „die Kronenwächter" — Eichendorf „Ahnung und Gegenwart" — E. Wagner „die reiſenden Mahler" — Fouque „Zauberring" — Hegner „die Molkenkur" — Fr. Horn „die Dichter" — Fr. Jacobs „die beyden Merien."

c) Aus der gegenwärtigen Zeit: Van der Velde, Willibald Alexis, (Häring) Spindler, Bechſtein, Storch, Blumenhagen, Tromlitz, Rellſtab, Wolff, Hauff, Sternberg, Leopold Scheffer — und andere, wie deren ſo viele der Meßkatalog alljährlich ankündigt, die Kritik ausführlich beſpricht, und die müßige Welt lieſt, um ſie bald wieder zu vergeſſen.

Novellen.

Die Novelle ist dem Nahmen und dem Inhalt nach eine Anecdote, eine Neuigkeit, deren Mittheilung, nach rein menschlichen Motiven, besondere Theilnahme erregt. Als dichterisches Product ist sie ein Roman en migniature, oder die Darstellung einer Reihe von Ereignissen und Handlungen, die mit Einem coup-d'oeil übersehen, in Einem Herzenszuge genossen werden kann. Ihr Effect beruht also lediglich in der Intensität; sie gibt nur den Umriß der Handlung, nur die Hauptzüge des Charakters, und wirket deste mehr, durch das nähere Zusammenrücken der Momente, auf Phantasie und Gemüth. So leicht es darum scheint, eine gute Novelle zu schreiben, so schwer ist es. Die Kunst thut hier wenig oder nichts, die Natur alles. Sie muß, wie jeder schöne, große Gedanke, mehr gefunden, als erfunden — wie jede wahre Herzensangelegenheit, mehr gefühlt, als erdacht werden. Treffliche Novellen der Art haben in der neuesten Zeit geliefert: Arnim „Isabella von Aegypten" Eichendorff „Dichter und

ihre Gesellen.“ H. v. Kleist, „Kohlhaas“ — Steffens „die Familie Walseth und Leith“ — Rumohr „ein Band Novellen u. a.

Das Mährchen.

Das Mährchen waltet, als die eigentliche Schöpfung der Phantasie, ganz im Reiche äußerer Freyheit, obwohl nicht ohne Gesetz innerer Nothwendigkeit. Es gleicht der fata morgana, jener wundersamen Erscheinung, jener abndungsreichen Zauberwelt, in den Bereich des Lustigen, Sonnigen hinein gezogen, nicht wirklich und doch wahr, in sich gehalten, nothwendig zusammenhängend und ein grosses Ganzes darstellend. — Der beste Mährchendichter ist das Volk, und die sicherste Quelle die mündliche Sage und Ueberlieferung. Doch hat die Kunst auch hierin der Natur vieles abgelernt; und das, was die deutsche Poesie der neuern Zeit geleistet, verdient um so mehr Anerkennung, als gerade die gemeine Prosa und die

Philisterey dem unschuldigen Mährchen am meisten gram geworden war. Darum waren selbst jene Ueberdichtungen — die Volkssagen und Mährchen der Naubert, des Musäus, des Otmar — für ihre Zeit von Werth und Verdienst, obwohl dergleichen Behandlungen der historischen Treue Abbruch thun. In reinen Dichtungen der Art haben sich, außer Goethe, Novalis und Tieck, versucht: Hoffmann „der goldene Topf" - Chamisso, „Peter Slemihl" - Fouqué „Undine" — Eichendorff „das Marmorbild".

Uebersetzungen.

Unsere Sprache und Poesie erfreuet sich einer solchen Originalität und zugleich Universalität, daß keine andere aus ihr Alles, sie dagegen beynahe Alles aus jeder andern übertragen kann. Sie ist das Herz, das Organ, zu und von dem das Leben der gesammten Literatur ein- und ausströmt. Die Uebersetzungen machen darum in

unſerer Literatur einen ſehr bedeutenden Theil unſerer Poeſie aus, zumahl da dieſe ſelbſt, die nationale, unvermerklich den Geiſt und den Geſchmack der fremden, eingebürgerten in ſich aufnimmt, und darin ihre volle Erklärung findet. Aber auch jede treffliche Ueberſetzung eines bedeutenden Buches iſt ein Kunſtwerk in ſeiner Art; ſo wie eine gute Copie nicht bloß von der techniſchen Fertigkeit, ſondern auch von der äſthetiſchen Einſicht des Nachbildners rühmlichen Beweis liefert. Ein Gedicht überſetzen, heißt: ein Gedicht nachdichten, überdichten. Dieß iſt für den deutſchen Ueberſetzer um ſo ſchwieriger — aber freylich auch um ſo verdienſtlicher —, da unſere Schule eben ſo viel Treue nach dem Buchſtab, als das Leben Freyheit nach dem Geiſte verlangt. Indem nun aber die alte und neue Literatur der verſchiedenen, fremden Sprachen wohl kein Werk von Bedeutung aufweiſet, das nicht von einem, oft mehrern Ueberſetzern ins Deutſche übertragen worden wäre; ſo erhebt ſich unſere Sprache und Literatur, nach Goethe's richtiger Bemerkung, recht eigentlich zum Central-Punct allgemeiner Verſtändniß. Als vortreffliche Ueberſetzer haben

sich erwiesen: J. H. Voß („Homer") Solger („Sophokles") A. W. Schlegel („Shakespear" und „Calderon"), L. Tieck („Don Quixote" und „Shakespear"), Gries („Calderon", „Arioſt", Taſſo"), Fr. Rückert (Orientaliſches).

Kaufbeuren,
gedruckt bei Joseph Bernard Dorn.

Don. Lud. I. VI, 2.

Geschenk

Seiner Majestät des Königs Ludwig I.

aus

Hochfürstlich Thurn und Taxis'schen Privatbibliothek

Erinnerungen

an

Gastein.

Gedichte

von

Ludwig Aurbacher.

München, 1824.
Bey Ignaz Joseph Lentner.

Ille terrarum mihi præter omnes
Angulus ridet.

Hor.

I.

Die Klamm.

Wild empor durch die Schlucht, zwischen himmelan ſtarrenden Felſen,
Katarakten entlang, windet der Pfad ſich hinan.
Wanderer, muthig hindurch, die furchtbar erhabene Pforte!
Drin, in der Grotte, quillt ſtärkend und heilend der Born.
Wie ſich vergräbt im Abgrund des Meers die köſtliche Perle,
Und in der Erde Schooß tief ſich verhüllet das Gold:
Alſo verſchließt, und erſchließt ſich dem Muth' all Herrliches, Großes,
Und ſein Leben gewinnt, nur wer ſein Leben einſetzt.

II.

Dorf.

Zwar arm und klein iſt hier des Landmanns Hütte,
Und Nahrung gibt ihm ſpärlich nur der Pflug,
Doch wohnt Zufriedenheit in ſeiner Mitte,
Und hat er nichts, ſo hat er doch genug.

Für ſeinen Durſt fließt friſches, reines Waſſer,
Für ſeinen Hunger wächst nahrhaftes Brod,
Und, was dir eben mangelt, reicher Praſſer,
Sein Aug' iſt klar, die Wange färbt ſich roth.

Er braucht dein nicht; du darfſt nicht Mitleid heucheln,
Denn mütterlich für ihn ſorgt die Natur;
Dem Reichen pflegt ſie freylich mehr zu ſchmeicheln,
Doch ehrlich meint ſie's mit dem Armen nur.

III.

Hof.

(Frohnleichnams-Procession)
am 17. Juny.

Venite, exultemus Domino,
jubilemus Deo salutari nostro.
Psalm. 94.

Chor.

Singt dem Herrn! Er triumphiret,
Und des Kreuzes Fahne naht!
Singet, und mit Maien zieret
Und mit Blumen seinen Pfad!
Denn er naht, ein Fürst der Gnaden,
Dessen Reich ist Lieb' und Licht!
Selig, die ihr seyd geladen!
Kommt zum Fest, und säumet nicht!

Zwey Kinder.

Habt ihr seine Stimm' vernommen?
Euer Vater rufet euch:
„Laßt die Kindlein zu mir kommen!
Ihrer ist das Himmelreich!"
Drum so kommet denn, vor allen,
Kommt zum Freunde, fromm und mild!
Er hat an euch Wohlgefallen,
Wenn ihr seyd sein Ebenbild.

Zwey Jungfrauen.

Naht mit heiligen Begierden,
Und mit zarter, frommer Scham!
Zieret euch mit allen Zierden
Für des Himmels Bräutigam.
Mög' eu'r Herz für ihn erglühen
Liljenweiß und rosenroth!
Mög' die Unschuld rein erblühen,
Und die Lieb', treu bis in Tod!

Chor.

(Venerabile)

Kommt ihr Christen, und betrachtet
Gottes unnennbare Huld!
Seht das Lamm, für uns geschlachtet,
Das hinwegnimmt unsre Schuld!
„Sey dein Blut, das du vergossen
An des Kreuzes heil'gen Stamm,
Nicht umsonst für uns geflossen,
Jesu Christe, Gottes Lamm!“

Zwey Männer.

Rüstet euch zu heil'gen Kriegen,
Euer Weigand ficht voran;
Wer getreu kämpft, wird auch siegen,
Euer Heiland bricht euch Bahn.
Er erlöst von Sünden-Banden,
Rettet aus der Höllen-Nacht,
Und der Tod, er wird zu Schanden,
Und der Teufel zu Fall gebracht.

Zwey Frauen.

Tretet hin, mit euren Wehen,
Vor des Ew'gen Gnadenthron;
Er erhöret euer Flehen,
Denn er iſt Mariens Sohn!
„Die gehegt dich unterm Herzen,
Dich gepflegt auf ihrem Arm':
Denk der Mutter, ihrer Schmerzen,
Und der Mütter dich erbarm'!"

Chor.

Kommet all', die ihr beladen
Mit der Sünde Schmach und Schuld!
Kommet! Er erquickt in Gnaden,
Und erfreuet euch mit Huld.
Singt dem Herrn! Im Herrn euch freuet!
Singt und preiſet ohne End':
Hochgelobt und benedeyet
Sey das heil'ge Sacrament *)!

*) Refrain in der Volks-Liturgie.

IV.

Bad.

Badgaſt.

„Hier, da ſoll ich niederſteigen
Ins vermaledeyte Loch?
Wildres kann die Welt nicht zeigen,
Und die Höll' iſt ſchöner noch.

Höreſt du ihn nicht erbrauſen?
Wahrlich, 's iſt der Acheron!
Wie mir ſchon die Ohren ſauſen!
Wär' ich doch ſchon weit davon!

Und die Hütten ſchau da unten!
Hexen wohnen ſicher drin!
Sind dieß Tannen? ſind dieß Drachen?
Hu! es ſchwindet mir der Sinn!

Rückwärts, Schwager! Laß uns eilen!
Hier iſt meines Bleibens nicht!
Dreyßig Tage hier verweilen?
Lieber ſterben an der Gicht!"

Nymphe des Heilquells.

Steig herab zu meinen Klüften:
Komm ins ſtille Kämmerlein!
Lebensluſt blüht in den Grüften,
Und des Himmels Wiederſchein!

Komm, zu ruhn in meinen Armen,
Will dich faſſen lieb und traut,
Sollſt an meiner Bruſt erwarmen,
Wie am Buſen einer Braut.

Mild und kräftig iſt mein Odem,
Und mein Antlitz rein und klar;
Zart umfang' ich, zart durchdring' ich,
Und belebe wunderbar.

Höher dann die Pulſe ſchlagen,
Freyer dann das Auge blickt,
Und mein Mund küßt weg die Klagen,
Und mein Herz dein Herz erquickt.

Badgaſt.

Soll ich wohl der Nixe trauen?
Falſch und ſchlimm iſt dieß Gezücht!
Will ihr doch ins Auge ſchauen,
Weiter aber trau ich nicht.

Dichter (bey Seite).

Wer der Maid ins Auge ſchauet,
Flugs wird er in ſie verliebt;
Wer die Freyheit ſich erlaubet,
Sich der Freyheit ganz begiebt.

V.

Freythof von Europa.

(Geisterstimme.)

Ich nahte mich, nicht ohne Bangen,
In dieses wild einsame Thal;
Um hier Genesung zu erlangen,
Genesung von des Lebens Qual.

Und endlich hab' ich sie gefunden,
Die ich so lang ersehnet hab';
Hier werd' ich freylich ganz gesunden;
Denn Leben gibt doch nur das Grab.

Wie wohl ist mir auf grünen Matten!
Gewässer lullen mich in Ruh!
Und eingehüllt von Vergessschatten,
Deckt mich der blaue Himmel zu!

VI.

Patriarchen-Ruhe.

(Dichters Morgenlied.)

Es baut ſich der Tempel hoch in die Luft,
Es ſchmücken ſich grün die Altäre;
Die Blümlein, ſie hauchen des Dankes Duft,
Und weinen der Freude Zähre;
Und Vögelein ſingen im Chorgeſang,
Der Tempel erſchallet von Einem Klang:
Dem Schöpfer ſey Lob und Ehre!

VII.

St. Johannis-Feuer.

Ein Schwank.

Es war an Sanct Johannis Abend,
Der Tag war schwül, die Nacht war labend,
Da brannten auf den Gasteiner Höhn
Gar viele Feuer, hell und schön.
Der Brauch ist, wie ihr alle wißt,
Mit schwerer Strafe längst verbüßt *);
Doch weil die Leut vom Brauch nicht lan,
So muß man ihn wohl lassen stan;
Und wahrlich, auf den Gasteiner Höhn
Da scheint es gar so hell und schön!
Die Berge hoch empor da ragen,
Wie Säulen, die den Himmel tragen,
Und in dem großen Gotteshaus
Da sehn die Feuer, wie Ampeln, aus;
Du glaubst, du seyest in einem Dom,
Es hebt dein Herz, und macht dich fromm. —

---

*) Verpönt.

Wie nun die Feuer alle brannten,
Die Buben ihre Rädlein sandten,
Es sollten wohl Racketen seyn,
Sie knallten nicht, doch flogen sie fein,
Da trat ein Mann an's Feuer herbey,
Weiß nit, woher er gekommen sey,
Doch war er sicher ein Hexenmeister,
Wo nicht gar einer der Höllengeister,
Im Knopfloch hing das Zauberzeichen,
Es mochte schier einer Leyer gleichen.
Der sagt: Die Flamme brennt nicht hell,
Ich will sie schüren auf der Stell'.
Drauf warf er eine Roll' ins Feuer,
's war Käspapier, das ist nicht theuer.
Doch dieß richt't ein Spectakel an,
Die Feder es nicht beschreiben kann.
Es quoll ein solcher Qualm heraus,
Und quoll und schwoll, es war ein Graus,
Daß er mit Rauch und Stank zumahl
Erfüllte weit und breit das Thal.

Der Himmel glich, ich ſag es dir,
Einem umgekehrten Waſchtrog ſchier;
Es thät nur regnen, donnern und blitzen,
Bald war's zum Verfrieren, bald war's zum
Verſchwitzen.
Die Berge ſchwarz, wie Kerkerwände,
Die Bäume wüſt, wie Höllenbrände,
Wie'n Räuberloch ſah jedes Haus,
Die Menſchen wie Zigeuner aus.
Damit ich's euch in Kürze ſaa',
Wie ſehr Gaſtein in Nöthen lag:
Es war beynah ſo zugericht't,
Wie in Blumau'rs Schandgedicht. —
Den Hexenmeiſter freut' dieß baß,
Es war von ihm wohl nur ein Spaß;
Denn wie er nun in den Holzſtoß
Vom Quell nur einen Tropfen goß,
So ward auch ſchon, mit Einem Mahl,
So freundlich, wie vorher, das Thal.
Der Dom, der ſtieg ſo ſtill und groß
Wieder empor aus der Erde Schooß!

Die Berge gar schön paradirten,
Die Wasser prächtig musicirten!
Zuletzt als Gott in seinem Haus
Die Himmelsampel thät heraus,
Da waren erst die Gasteiner Höhn
Gar wunderhell und wunderschön!
Und wer noch in der stillen Nacht
In frommer Rührung bethet' und wacht',
Dem wünschte der Mond „gute Ruh"
Die Sternlein sangen „Eja!" dazu.

VIII.

Röthſchach-Thal.

1.

Gern ergeh' ich mich, am liebſten in deinen Gefilden,
Du, waldeinſames Thal, lieblich und ſchaurig zugleich.
Schroff erſtarret die Wand, und drohet jählichen Einſturz,
Aber es ſchmieget ſich doch traulich die Matte ihr an.
Wild erbrauſet der Gießbach, ſich wälzend im felſigen Bette,
Aber es ſchmücket ſich doch blühend und duftend ſein Strand.
Und der ſonnige Strahl verweilet hier gern und lange,
Und ſelbſt der Schneeberg ſchaut heiter und lächelnd herein.

2.

Hütten erbaut ſich der Menſch an des Felſen dro-
hendem Abhang,
Und an des Bergſtroms Bett ſchlummert es
ruhig und ſanft.
Wie die Mutter das Kind mit Blüthen und Früchten
an ſich lockt,
Alſo lockt die Natur ſchmeichelnd den Sterb-
lichen an.
Und wie das Kind der Mutter vertraut in Liebe und
Andacht,
Alſo vertraut der Menſch kindlich der Mutter
Natur.

IX.

Böckſtein.

(Freyſchießen.)

am 27. Juny.

Schützen-Ladung.

Wir laden Dich höflich,
Und wir ſagen Dir's frey,
Es wird uns recht freuen,
Wirſt Du auch mit dabey.

Der Prinz unter Bauern,
Das iſt ja ganz recht,
Ein Prinz iſt nit z'vornehm,
Ein Bauer nit z'ſchlecht.

Der Prinz unter Bauern,
So ſehn wir Dich gern,
Und gelingt Dir der Schuß wohl,
Magſt gar König noch wer'n.

Bergknappe.

Der Sonntag iſt vorüber,
Mor'n fahr' ich in den Schacht,
Und ich muß noch zum Dienel,
Und ihr ſagen: gut Nacht!

Im Schacht da iſts finſter,
Im Finſtern ſieht man nicht,
Und ich muß noch zum Dienel,
Und ſie bitten um'n Licht.

Aus den hellichten Augen
Will die Funken auffang'n,
Und mein Ampel anzünden,
Und im Herzen aufhang'n.

Gemsjäger.

Dort droben auf'n Bergen,
Da iſt mein Revier,
Doch ſteh' ich viel lieber
Vor des Dierls ſein Thür.

Dort droben auf'n Bergen,
Da iſts luſtig und frey,
Und find' ich kein' ſchönre,
So bleib' ich ihr treu.

X.

Anlauf-Thal.

Hier iſt's wüſt. Als ob erſt heut vollendet die Schöpfung,
Liegt der verworrene Stoff formlos und furchtbar noch da.
Zwiſchen gähſtotzigen Bergen, und über Trümmern von Bergen,
Längs dem verheerenden Strom, führet der einſame Pfad.
Keine Blume hier, kein Vogelgeſang, keine grünende Matte,
Keine Hütte, kein Menſch, — Wildniß und Schrecken umher!
Horch! wie er zürnend erbrauſ't und tobt, der gewaltige Bergſtrom!
Und des Waſſerfalls Donnerſchlag, wie er verhallt!
Schau empor! Es ſchwindelt dir; denn gigantiſche Maſſen,
Unerreichbar dem Aug', thürmen und thürmen ſich auf.

Heiliger Schauer ergreifet dich: es erliegt der Gedanke,
Und die Seele verſinkt in dem demüth'gen Gefühl:
Mächtig biſt du, Natur, und erhaben und groß deine Wunder!
Und der Menſch gegen dich, o wie ſo ſchwach und ſo klein!

XI.

Naßfeld.

Schleyerfall.

Es ſteigt von ihren Zinnen,
Die Jungfrau, mild und rein,
Sie will, in zarten Minnen,
Den Sohn des Berges freyn.
Den Schleyer läßt ſie fallen,
Ihr Auge ſenket ſich,
So ſiehet man ſie wallen
Zuthal gar züchtiglich.

Vom Schleyer ſanft umfloſſen,
In Formen mannigfalt,
Mit Silber übergoſſen,
Die lieblichſte Geſtalt:
Wie ſie ſo leiſe ſchreitet,
Erglüh'nd von holder Scham!
Wie ſie ſo loſe gleitet,
Hin zu dem Bräutigam!

Bärfall.

Der aber mit Adlersblicken
Von Ferne ſie ſchon erſchaut,
Und ſtürzet voll von Entzücken
Entgegen der ſchönen Braut.
Hey! wie er ſo luſtig ſpringet
Mit ihr den bräutlichen Reihn!
Hey! wie er ſo muthig dringet
Mit ihr ins Leben hinein.

Und ſchau, von allen Seiten,
Najaden tanzen hervor,
Und eilen, ihn zu geleiten,
In lieblich murmelndem Chor.
Und drunten im weiten Saale,
Geſchmücket aufs allerbeſt,
Im reitzenden Blumenthale,
Da iſt das Hochzeitfeſt.

XII.

Radhausberg.

Sage.

Der Waidmann ſchweift auf Felſen,
Und über Schluchten hin,
Er will ein Gäms ſich jagen,
Drauf ſteht all ſein Gewinn.
Doch ſteil ſind die Gebirge,
Und hoch des Wildes Stand:
Da ſinkt er hin ermattet,
An eines Abgrunds Rand.

„Und ſoll ich heim jetzt kehren,
So arm, zu Kind und Weib?
Womit uns dann ernähren,
Und decken unſern Leib?
Von dem all gute Gaben,
Gott, dir vertraue ich!
Du, der du nährſt die Raben,
Kannſt du vergeſſen mich?“

Und wie er da noch bethet,
Da rauscht es tief im Grund,
Als ob der Berg wollt' kreißen,
Und aufthun seinen Mund.
Er rafft sich auf vom Boden,
Und blicket scheu umher,
Er will den Weg erspähen,
Und findet ihn nicht mehr.

„Was glänzet wohl dort drinnen?
Ist das der Sonne Schein?
Doch in die tiefe Spalte,
Da fällt kein Strahl hinein."
Er klimmt und klimmet weiter,
Er achtet nicht Gefahr,
Da findet er, o Wunder!
Gold, Gold! ganz blank und bar.

Er dringt und dringet tiefer
In unterird'ſche Nacht,
Er kann wohl weiter ſchreiten,
Von Gold erglänzt der Schacht.
Mit Edelgut beladen,
Kommt er jenſeits heraus,
Und bringet, wohlbehalten,
Den reichſten Schatz nach Haus.

„Glück auf! Glück auf, Gaſteiner!
Nun thuts uns nimmer Noth!
Nun ſind wir wohl geborgen,
Uns hat geholfen Gott.
Er hat den Schacht eröffnet,
Drin funkelt es gar hell;
Der Berg gibt uns Metalle,
Das Thal den Gnadenquell."

Sie wappnen sich mit Schlägeln,
Und fahren wohl bergein,
Und raffen sich zuhaufen
Das glänzende Gestein.
Sie raffen, was zu raffen,
Und plündern's doch nicht aus,
Ein jeder kommt beladen
Mit reichem Schatz nach Haus.

„Glück auf! Glück auf, Gasteiner!
Nun geht das Leben an!
Wo ist ein Thal auf Erden,
Das sich vergleichen kann?
Hey! was ist das ein Leben!
Gold haben wir, wie Sand:
Wer Gold hat, braucht nichts weiter,
Gold gibt sogar Verstand."

„Laßt uns ein Feſt bereiten,
Und laden alt und jung:
Brod gibt es zwar nur wenig,
Doch Waſſer gibts genung.
Ein Brätlein thäte ſchmecken!
Wär's eben nur ſchon hier!
Schaut! weidet nicht im Egart
Des Reidhards fetter Stier?"

Die luſtigen Geſellen
Umringen, packen ihn,
Und fangen an, lebendig,
Die Haut ihm abzuziehn.
„'s wär' Schad', ihn zu zerſtückeln,
Er iſt ſo rund und fett;
Und wird er drob auch brummen,
'S gilt für das Tiſchgebeth."

Der Stier vor Schmerzen brüllet,
Daß Thal und Berg erhallt,
Und zwischen dem Gebrülle
Gelächter furchtbar schallt.
Da grollt im Berg der Donner,
Ein Blitz durchzuckt die Schlucht,
Die Schinder lähmt Entsetzen,
Das Thier ergreift die Flucht.

Und wie sie wiederkehren,
Wo ist die reiche Hall'?
Und ob sie emsig suchen,
Es findt sich kein Metall.
Geschlossen ist für immer
Der glanzerhellte Schacht,
Verschlungen hat für immer
Das Gold die alte Nacht. —

Der Bergmann ſchweift auf Felſen,
Und über Schluchten hin,
Die Jagd ihn nicht mehr freuet,
Auf Gold ſteht ſein Gewinn.
Da hört er's drin erbrauſen
Aus der geſchloßnen Gruft,
Es iſt des Berggeiſts Stimme,
Die alſo zu ihm ruft:

„Dieß Volk kann nicht ertragen
Des Reichthums müß'gen Tand,
In Armuth und bey Arbeit
Viel beſſer iſt ſein Stand.
Die Armuth, unverſchuldet,
Gebiert Genügſamkeit,
Und Arbeit, wohl erduldet,
Verſchafft Zufriedenheit."

Der Bergmann wiederkehret,
Will öffnen selbst den Schacht,
Mit Schlägel und mit Eisen
Er hämmert Tag und Nacht.
Er hämmert und er hämmert
Wohl viele Monden lang,
Bis sich ihm endlich öffnet
Der güldnen Ader Gang. —

Sie hämmern und sie hämmern
Bis auf die heut'ge Zeit,
Die Stollen der Gasteiner,
Man kennt sie weit und breit.
Ist ihr Erwerb auch sparsam,
So lohnt's doch spät und früh,
Und ist die Arbeit sauer,
So lohnt es doch die Müh.

Und wenn ſie auch entbehren
Des Reichthums müß'gen Tand,
In Armuth und bey Arbeit
Viel beſſer iſt ihr Stand.
Die Armuth, unverſchuldet,
Gebiert Genügſamkeit,
Und Arbeit, wohl erduldet,
Verſchafft Zufriedenheit.

Dramatiſche

Verſuche.

Von

Ludwig Aurbacher.

Fürſtenweihe.
Fürſtenkampf.
Fürſtenſieg.

4. Buch

München, 1826.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(Chr. Th. Fr. Bauer.)

Fürstenweihe.

Romantiſche Oper in zwey Aufzügen.

Prolog.

(Der Dichter tritt auf.)

Als noch der Mensch im großen Weltenraume
Ein blühend Geisterreich erglänzen sah;
Als aus der Felsenhöhl', im Wellenschaume,
Aus jedem Blumenkelch, in jedem Baume,
Ein Elfe sprach, ein Wunderding geschah:
Da hat sich auch (so melden fromme Sagen)
Die sonderbare Mähre zugetragen:
Zwey Könige regierten, weit und breit,
In nah' geleg'nen, segensreichen Landen;
Doch ob sie schon, was nur die Hoheit beut,
In Hüll' und Füll', im eignen Hause fanden,
Nicht gnügte ihnen all' die Herrlichkeit;
Die Habbegier erregte blut'gen Streit;
Und was die Herrscher freventlich verbrochen,
Ward an den Völkern tausendfach gerochen.
Da wurde beyden durch der Magier Mund
Der ernste Schluß des strengen Schicksals kund:
„Auf daß fortan um beyder Reiche Throne
„Sich friedlich schling' ein unauflöslich Band,
„So fall' anheim dem erstgebornen Sohne
„Das Reich des Andern, mit der Tochter Hand."
Und mit des Schwures feyerlicher Weihe
Gelobten Frieden sie, und ew'ge Treue. —
Und es geschah, wie aus der Magier Munde
Das Zeichen der Geburt gedeutet war;
Denn siehe! jede Königinn gebar
An Einem Tage, zu derselben Stunde —

Die eine Tochter, deren Angesicht
Von Liebeshuld der Himmlischen erglänzte:
Die einen Sohn, deß Haupt ein magisch Licht,
Wie eines Diademes Schmuck, umkränzte.
Doch Jener, dem die Tochter war geboren,
Erbeßet ob des Schicksals argen Hohn,
(So däucht's ihm), brach das Wort, das er geschworen;
Und Dieser, racheglühend, wollt' dem Sohn,
Wozu ihn doch die Götter selbst erkoren,
Versichern mit Gewalt das Recht zum Thron;
Uneingedenk, daß in des Himmels Sache
Dem Himmel nur gebühr' so Hülf' als Rache.
Vergebens war der Magier drohend Wort;
Die blinde Leidenschaft riß beyde fort.
Und Aufgebot erscholl durch ihre Gauen,
Und überall erklang das Schwertgeklirr;
Es zog heran ein wildes Heergewirr,
Von hier und dort, wie ein Gewittergrauen. —
Und schon durchläuft das Losungswort zur Schlacht
Die beyden Reih'n der kampfbegier'gen Schaaren;
Da plötzlich überzieht sie Wolkenmacht,
Aus welcher Blitze zürnend niederfahren;
Und, bey der Elemente grausem Droh'n,
Ein Wagen naht, geführt von Flammenrossen —
Titania ist's, und Elfe Oberon;
Auf ihrem Schooß', in Schlummer hingegossen,
Zwey Kindlein ruh'n, die Tochter und der Sohn;
Und über ihren Häuptern, lichtumflossen,
Erglänzen schwebend Scepter, Schwert und Kron'.
Und, wie aus weiter Ferne Donner grollen,
Ist aus der Höh' das Strafgericht erschollen:
„Weil ihr die Mächte freventlich verhöhnet,
„So sey die Macht von nun an euch geraubt,
„Und Volk und Land sey immerdar verpönet,
„Bis uns're Gunst die Wiederkehr erlaubt;
„Bis dieses Kindleinpaar den Fluch versöhnet,

„Der ſchwer bedrücket euer ſündlich Haupt.
„Wer Erdenglück erringen will, der wage;
„Wer Himmelsgunſt gewinnen will, entſage!“
Hinweg war das Geſicht. Und heimwärts wallen
Die Könige, hinſtarrend in die Kluft,
Worein ihr theu'rſtes Kleinod war entfallen;
Und ruh'n, gleich Marmorbildern in der Gruft,
In der Paläſte ſchwarz umflorten Hallen.

Es liegt ein Land, von Wogen rings umfloſſen,
Gen Süden zu, im weiten Ocean;
Aus Lenzes Füllhorn reichlich übergoſſen,
Erglänzt in ew'gem Grün der Wieſenplan;
Doch jedem Fremdling iſt das Land verſchloſſen,
Kein Schiff darf ſich dem ſel'gen Ufer nah'n;
Das Volk, von einem Magier regieret,
Ein ruhiges, begl[illegible] führet. —
Hier ſoll den Königsſohn, in Volkes Mitte,
Des Magus tiefe Wiſſenſchaft erzieh'n,
Die Tochter aber, in gemeiner Hütte,
Der weiſen Freundinn mütterlich Bemüh'n;
So ſollen beyd', in ländlich frommer Sitte,
Dem hohen Ziele ſtill entgegen blüh'n,
Bis ihre Tugend ſich erſtarkt, den Willen
Der hohen Mächte rüſtig zu erfüllen. —
Wie nun ſich ihre zarten Kinderſeelen,
Von der Geburt aus ſchon ſich angetraut,
Im Zauberglanz der Liebe ſich erſchaut,
Das will ich nur mit Wenigem erzählen.
Wie ein Paar Knoſpen, Einem Zweig' erzogen,
Einander ſehnend ſucht, und nickend grüßt,
So waren ſich die Kinder ſchon gewogen;
Stets kamen ſie voll Sehnſucht angeflogen;
Stets wurde da voll Zärtlichkeit geküßt.
Jedoch, als er, im jugendlichen Drange,
In Jagd und Spiel austobte ſeine Kraft,

Und, folgſam ſeines Geiſtes edlerm Hange,
Sich umſah im Gebiet der Wiſſenſchaft;
Als ſie, ihr Blumenleben ſtill entfaltend,
Und in und außer ſich, mit zarter Hand,
Des Weibes ſchönes Kunſtgebild geſtaltend,
In ruh'ger Häuslichkeit nur Freude fand:
Da lebten beyde, mit ſich ſelbſt zufrieden,
Von jedem Wunſch nach anderm losgeſchieden;
Und lag auch manchmal Frag' in ihrem Blick,
Die Antwort drauf, ſie folgte nie zurück. —
Doch endlich, als auf höheres Geheiß
Der Prinz des Eilands Herrſcherſtab empfangen;
An jenem Tag, wo alle, Kind und Greis,
Voll Huldigung zum neuen Herrſcher drangen;
Als aus dem reich erblüh'nden Mädchenkranze
Der Blumen allerſchönſte ſich ihm naht, —
Als Heliodora grüßend zu ihm trat,
In ihrer Jugend blendend ſchönem Glanze:
Da, wie er ſchaut die himmliſche Geſtalt,
Ergreift es ihn mit ſiegender Gewalt,
Und Er, der Fürſt, voll Muth's die Menge lenkend,
Er ſteht erſtaunet, und das Auge ſenkend,
Verſtummt er. — Dieſes war der Augenblick,
Wo Liebesdrang zerbrach die Knoſpenhülle,
Aus der fortan, in üppig reicher Fülle,
Erblühte ihres Lebens ſchönſtes Glück. —

Hier mög' die Wundermähr' beſcheiden ſchweigen:
Das Uebrige wird euch die Bühne zeigen,
In ihrer Mimen zaub'riſcher Geſtalt,
Vereinet mit der Töne Allgewalt.

Personen.

Prinz.
Magus.
Heliodora.
Freundinn.
Zwey Aelteste.
Magier. Krieger. Volk.
Oberon. Titania. Elfen.

Der Schauplatz ist ein Eiland.

Bemerkung.

Man nimmt an, daß die freyen Verse mit bloßer Declamation vorgetragen werden. Das Recitativ findet statt nur zu Anfang der ersten Scene (bis zur bezeichneten Stelle), am Ende der zweyten Scene (von der bezeichneten Stelle an) und in der ganzen letzten Scene des zweyten Akts. Die Arien, Duette u. dgl. sind ohnehin durch den Reim ausgezeichnet. —

Erster Aufzug.

Erste Scene.

(Flur vor einer fürstlichen Villa, mit der Aussicht auf das Meer. Sonnenaufgang.)

Der Prinz und der Magus kommen aus der Villa.

Prinz.

Schon steigt empor, in rosenfarbnem Schleyer,
Des Lichtes Verkünderinn, die Morgenröthe.
Wie vor dem Strahl des königlichen Demants
Das matte Licht des Perlenschmucks erlischt,
So huldiget der Sterne Schaar, erblassend,
Dem nahen Tagsgestirn, dem allgewalt'gen!
Sey mir gegrüßt, du schöner Himmelsborn,
Aus dem uns Licht und Farb' und Wärme fließt!
Vor deinem Wunderstrahl enthüllet sich
Ein endlos Reich von blühenden Gestalten!
Und Leben rauscht, wie eines Stromes Brausen,
Wie Gottes Odem, durch die weite Welt. —
Ich will mich stürzen in die klare Fluth,
Mich baden in dem Strahlen-Ocean,
Auf daß der Seele Schönheit neu erblühe,
Und sich erstärke meines Geistes Kraft.

Magus.

Wohl staunst du an der Sonne Wundermacht
Und bringst ihr dar des Dankes Opfer.
Sie ist das schönste Bild des weisen Fürsten;
Wie sie, erscheinet er, voll Majestät,
Und strahlt auf öde Länder, rohe Völker
Der Wahrheit Licht, des Lebens Wonne aus.

Wenn dumpfe Nacht mit ihrem Schatten,
Gleich einem Flor, die Erd' umwallt:
Da liegen öd' die Blumenmatten,
Da schwindet hin die Wohlgestalt.
Es werde Licht! Und in dem Glanze
Erscheint voll Pracht dann die Natur,
Und Farbenspiel, in buntem Tanze,
Wogt auf und ab die heitre Flur.

Prinz.

Doch starr und kalt sind die Gestalten,
So zaubernd auch ihr schönes Spiel;
Kein frohes Leben würde walten,
Kein reger Sinn, kein Mitgefühl.
Die Wärme siegt! In jedem Keime
Verborg'ne Kraft sich frisch bewegt;
Es strömt Gefühl in alle Räume,
Daß hoch der Puls der Welten schlägt.

Beyde.

So waltet auch des Fürsten Güte,
Des Fürsten Weisheit über's Land;

Mit Gottes segnendem Gemüthe,
Eint er auch göttlichen Verstand!
O gib ihm (mir), Gott, des Geistes Klarheit,
Gib ihm (mir) des Herzens fromme Treu,
Daß er (ich) in Liebe und in Wahrheit
Des Volkes Stolz und Wonne sey.

Prinz*).

O seliges Gefühl, als weiser Fürst
Zu strömen aus des Herzens Ueberfluß,
Des reinen Lichtes und des Lebens Quell!
Zu wecken den verborgnen, todten Keim,
Daß lustig er der Scholle sich entringe!
Zu pflegen jede hoffnungsvolle Saat,
Daß kräftig sie zur schnellen Frucht erwachse! —
Und dieses Glück, das er für Andere,
Für's Volk erzielt — es wuchert ihm, auch ihm
Des Pflegers Freuden, tausendfält'ge Garben.
Denn jede Thräne, die, am Tag des Sammelns,
Der frohe Dank des sel'gen Schnitters weint,
Ist eine Perl' in seiner Fürstenkrone;
Und jeder heitre Blick, der, beym Genuß,
Zum segensvollen Geber sich erhebt,
Er ist ein lichter Stern am Throneshimmel.

Magus.

Das Bild, das sich im Geist der heitern Jugend
So rein gestaltet, es ist schön und wahr —

*) Das Folgende wird declamirt.

Die Liebe mahlt es und die Hoffnung aus;
Doch in der Welt des Haſſes und der Furcht
Dringt feindlich auf jedwede Lichtgeſtalt
Aus düſterm Hintergrund ein Schatten ein.
So glänzt des Fürſten ſonnenheller Thron
Im wolkigen Bereich der Ungewitter.
Sein Loos iſt wahrlich nicht beneidenswerth.
Wie oft entgegnet zügelloſer Sinn,
Mit frecher Stirn, dem beſſern Herrſcherwillen!
Wie oft gehorcht mit trägem Sklavendienſt
Der Unterthan des Lenkers ſtrengem Zwange!
Wie oft zerſtört der Dummheit blinder Griff,
Des Vorurtheiles launiſcher Eigenſinn,
Gemeiner Bosheit ränkevolles Spiel,
Ein göttergleiches Werk der Fürſtenſorge!
Drum weh dem Herrſcher, wenn die eine Hand
Des Segens Füllhorn trägt, und nicht zugleich
Die andere das Rache-Schwert ergreift!

Prinz.

Du irreſt dich — ich kann's, ich will's nicht glauben!
Die reifende Erfahrung ſagt es mir,
Seit dem ich Herrſcher bin des ſchönen Eilands;
Mir ſagt's das eig'ne, innige Gefühl,
Des Herzens Stimme, des untrüglichen:
Daß von des Lebens hohen Gütern allen,
Der Herrſchaft Gut das höchſte, ſchönſte ſey.

Schön iſt's, über viele Hundert'
Hoch und frey und groß zu ſteh'n;

Auf dem Throne, allbewundert,
Und bewundernd, sich zu seh'n!
So ragt aus gemeiner Menge
Hehr ein Riesenbild hervor;
Es sieht stolz auf das Gedränge,
Sie seh'n scheu zu ihm empor.

Groß ist's, herrisch sich zu brüsten
Mit des Volks vereinter Kraft;
Und, gilt's Kampf, sich kühn zu rüsten,
Gegen wilde Leidenschaft!
So bekämpft des Ritters Zügel
Muth'gen Rosses Eigensinn,
Jagend, wie auf Sturmesflügel,
Nach dem Ehrenziele hin.

Göttlich ist's, den Trotz zu ketten,
Welcher dem Gesetze höhnt!
Göttlich, Unschuld zu erretten,
Die bedrängt vom Stärkern stöhnt!
So zieht Gott im Sturmes-Schritte
In die Wetternacht hinaus,
Segnend hier des Guten Hütte,
Sengend dort des Frevlers Haus.

Magus.

O möchten diese schönen Traumgestalten,
Womit der freundlich sanfte Genius
Des Lebens Morgenstunden dir verschönt,
Die starre Wirklichkeit nie Lüge strafen!

Prinz.

Vergönn' mir doch den schönen, frommen Glau-
Den Glauben an des Volkes Lieb' und Treu'!
Denn sieh, wie ein geliebter Vater wandelt
In seiner Kinder Kreis — was gleicht der Wonne,
Die seine Brust durchglüht, wenn Aller Augen
Voll Ehrfurcht auf ihn schau'n; wenn Aller Herzen
Voll Dank, voll Freude ihm entgegen schlagen? —
So wandl' auch ich durch ihre Mitte hin;
Des Säuglings Mund schon lallet meinen Namen,
Des Greises Brust noch athmet meinen Ruhm;
Und Alle, Alle weih'n mir gern das Leben,
Des Lebens Glück, des Glückes Vollgenuß. —
Vielleicht daß eben jetzt, zu meinem Heil,
Von den Altären treu ergeb'ner Herzen
Des Dankes Weihgeruch, der Bitte Flamme
Vereint empor zum Himmel sich erheben.

(Musik aus der Ferne.)

Was hör ich? Ist es nicht ein Jubelchor?
Es nahet sich! — Sie sind es, meine Kinder;
Zu Vaters Ehren schallt der Festgesang!
Ja, göttlich ist's, vom Volk geliebt zu seyn!

(Landleute verschiedenen Alters und Geschlechts treten auf unter Gesang.)

Chor.

Jubelt in lauten, in fröhlichen Weisen,
Schmücket die Häupter mit rosigem Kranz;
Schlingt euch in traulichen, lieblichen Kreisen,
Heiter beginne der festliche Tanz.

Denn die erfreulichen, wechſelnden Horen
Brachten den freundlichen Tag uns zurück,
Wo er, der fürſtliche Jüngling, geboren,
Gnädig geſendet vom guten Geſchick.

(Tanz der Jünglinge und der Mädchen, welche Myrten und Lorbeerkränze um den Prinzen ſchlingen. Nach dem geendigten Tanze tritt vor)

Heliodora.

Nimm mit Huld die frommen Gaben,
Die dir unſ're Armuth weiht;
Es iſt alles, was wir haben,
Herzen voller Dankbarkeit.
Zeichen deuten zarte Triebe,
Wo die That nicht ſprechen kann;
Myrten zeigen dir die Liebe,
Lorbern unſ're Ehrfurcht an.

Prinz.

Ich dank' euch, Freunde! dank' aus vollem Herzen
Für die Beweiſe der Ergebenheit!
Ich wußt' es ja, daß meine Treu und Liebe
Die ſich're Bürgſchaft auch der euren ſey!
Drum rechnen wir nicht ab; wo Herzen wägen,
Entſcheidet blos der Wille, nicht die That.
Bey uns kann Liebe nur in Wettſtreit kommen;
Und wer dann ſel'ger ſey, ob, der gewinnt,
Ob' der verliert, — ich will es nicht entſcheiden. —
Doch weil nun dieſer Tag, des Glückes Zeuge,
Mit lautem Jubel durch das Eiland zieht,

So mög' er keine Klag' des Jammers hören,
Die aus der Armuth dumpfer Hütte stöhnt,
Und auf dem Siechenlager hülflos wimmert.
Nun wißt ihr selbst, es ist des Mannes Pflicht,
Des Mannes Freude, da zu Hülfe steh'n,
Wo es die Sache gilt bedrängter Unschuld,
Wo Arm an Arm sich prüft, und Kraft an Kraft.
Doch da, wo zarter Hände sanfte Pflege,
Wo mehr, als thät'ge Hülfe, Mitgefühl
Die Schmerzen lindern, Thränen trocknen soll:
Da gilt allein des Weibes Hand und Herz.
So nennet mir, die ihr für würdig achtet,
Der Landesmutter Pflicht zu übernehmen.

Volk.

Heliodora!

Prinz.

Ja! sie ist es schon!
Wie eine Huldinn niedersteigt vom Himmel,
In arme Hütten einkehrt, ungerufen,
Des Daseyns sel'ge Spuren hinterläßt,
Und nichts verlangt, als stillen Dankes Opfer:
So sucht auch sie verlassne Armuth auf,
Die unter Sorgen, unter Schmerzen seufzet,
Und theilet Trost und Rath und Hülfe aus,
Und will zum Danke nur des Dankes Schweigen.
(Zu Heliodora sich wendend)
So sorg' auch fürderhin mit Mutterliebe
Für Jene, die, weil sie die Schwächern sind,
Auch näher meinem Vaterherzen liegen.

Ich weihe dich dem heiligen Berufe,
Dich ehrend vor dem Angesicht des Volkes.
(Er küßt sie.)

Chor.

Jubelt in lauten, in fröhlichen Weisen,
Schmücket die Häupter mit rosigem Kranz,
Schlingt euch in traulichen, lieblichen Kreisen,
Heiter ernen' sich der festliche Tanz.
Denn dieser Tag, der den Vater geboren,
Gnädig gesendet vom hehren Geschick,
Hat auch die beste der Mütter erkoren,
Daß uns erblühe ein doppeltes Glück.
(Alle ab.)

Zweyte Scene.

(Ein Garten, im Hintergrunde die Villa. Heliodora und ihre Freundinn kommen seitwärts aus dem Laubgang.)

Freundinn.

Noch immer schreitest du, gebeugten Hauptes,
Beklommnen Herzens, traurig still einher!
Der Tag, der jedes Auge neu verklärt,
Der jede Brust mit Frohgefühlen schwellt,
Soll er nur dir in banger Sorglichkeit,
In düst'rer Schwermuth, trüb vorübergeh'n! —
Schon dein Erwachen war ein Schmerzensschrey;
Und wie die Nachtigall, wenn sie urplötzlich
Den Mörder, seinen Schatten nur, gewahrt,

Vor Schrecken aufkreischt, und, obwohl geborgen,
Noch fernhin noch sich ängstet, ächzt und stöhnt:
So wiederhallt noch jetzt dein Klageruf,
Aus schwerer Brust, in halb erstickten Seufzern.
Was ist dir? Welches nächtlich schwarze Bild
Hat dir des Herzens Heiterkeit verscheucht?
O sprich! vertrau' mir endlich das Geheimniß!
Vielleicht, daß ich den Zauber lösen kann,
Der so gewaltig deine Brust umstrickt.

Heliodora.

Wenn uns die Göttlichen, du sagst es selbst,
In das Gebieth geheimnißvoller Zukunft,
Zu unsrer Warnung, einen Blick gestatten;
So hüllen sie die wunderbar' Erscheinung
Mit weiser Vorsicht in ein Traumgebild;
Denn wachen Aug's ertrügen wir ihn nicht,
Den Zauberschein prophetischer Gestalten.
So wurde diese Nacht auch mir im Traume
Des Lebens trauriges Geheimniß kund. —
Ich saß mit ihm in einer Myrtenlaube,
Durch die des Himmels Blau so freundlich schien;
Die Lüfte spielten schäkernd in den Zweigen,
Und Blüthen regneten auf uns herab;
Und um uns schwamm der Düfte Wohlgeruch;
Und um uns scholl der Vögel Festgesang,
Und die Natur, in schönem Brautgeschmeide,
Schien unsern Bund der Liebe mitzufeyern.
Da donnert es. Wir schauten auf, und sahen
Eine Gestalt, voll hehrer Majestät,

Auf einem Sonnenwagen niederwallen.
Ein ſtrahlend Diadem umgab ihr Haupt,
In ihrer Linken glänzt' ein Wunderſtab,
In ihrer Rechten blitzt' ein flammend Schwert.
Ich zitterte; und in der Angſt des Herzens
Umſchlang ich krampfhaft des Geliebten Leib.
Da ſenkte die Geſtalt den Zauberſtab;
Und, wie gelähmt, zerſprang der Arme Feſſel,
Und kraftlos ſank und ſank der Glieder Laſt.

Freundinn.

Und dein Geliebter?

Heliodora.

Mächtig ſchlang er um mich
Den Arm, und hob und hielt die theure Bürde,
Mit der Geſtalt voll zorn'gen Eifers rechtend.
Doch dieſe blitzte mit dem Flammenſchwert,
Und Wetterwolken zogen ſich heran,
Und dumpf erſcholl das Donnerwort: „Entſage!“
Da raffte' ich meine letzte Kraft zuſammen;
Und, um den Liebling vor dem Zorn zu retten,
Entriß ich mich, und floh — und ſah im Fliehen,
Wie er mit der Verzweiflung lautem Schrey,
Sich ſtürzte in die Wildernacht hinaus. —
Da wacht' ich auf, und lag in deinen Armen.

Freundinn.

O laß dich nicht durch eitle Traumgebilde
Um deines Herzens Fröhlichkeit betrügen.

Wohl thun die Himmlischen, so sagt' ich selbst,
Des Schicksals Schlüsse oft durch Träume kund.
Doch sind nicht alle Träume Himmelsbothen;
Nur wen'ge deuten uns des Schicksals Schluß.
Und selbst die wenigen umhüllt ein Dunkel,
Das nur ein Seher-Blick durchdringen kann.

Heliodora.

Ich weiß zwar nicht, welch eine Feindesmacht
Sich zwischen unf're Herzen drängen sollte;
Doch fühl' ich wohl, daß in dem Menschen selbst
Zwey Mächte ringen, deren eine will,
Was sich geziemt, die and're, was gefällt.

Freundinn.

Und nun? was will dieß räthselhafte Wort?

Heliodora
(leidenschaftlich.)

Wenn er mir untreu würde? Wenn sein Herz
In der Gefühle heft'gem Widerstreit
Der ernsten Mahnung seiner Pflicht vergäße,
Und nur dem sanften Zug der Schönheit folgte?
Wenn er die alte, kalte Treu vertauschte
Um neue, heiße Gunst?

Freundinn.

Sey gegen ihn
Nicht ungerecht, nicht grausam gegen dich!
Bedenk'! er schwur erst gestern noch dir Liebe.

Er zollt' erſt heute noch vor allem Volke
Dir Achtung —

Heliodora.

Achtung! ja du redeſt wahr!
Er wird mich achten. Achtung iſt Verdienſt:
Sie kann errungen, kann behauptet werden;
Doch Liebe — o wie fühl' ich es! — iſt Gunſt:
Sie kann gewonnen, kann verloren werden.
Er ſchwur mir Liebe — geſtern; aber heute?!
Warum denn kommt er nicht? Was hält ihn auf?
Er weiß, daß ſehnſuchtsvoll ich ſeiner harre.
Wie fein erlauſcht' er ſonſt und both ſo willig
Des bald'gen Wiederſeh'ns Gelegenheit!
Wie kam er ſtets auf Fittigen der Liebe
Mir zugeflogen, meine Säumniß tadelnd!
Doch heute — Ja, es wird mir klar, recht klar;
Für heiße Liebe, die er geſtern ſchwur,
Beut er mir heute kalte Achtung dar. —
O herbes Heute! — O des ſüßen Geſtern!

Ich ſaß in der Laube von Roſen
Und band ihm da Blumen zum Strauß;
Ich haucht' in der Zephyre Koſen
Den Namen des Holden hinaus.
Da tönt in das traurige Schweigen
Des Lauſchenden freundlicher Gruß,
Die Blüthen entrieſeln den Zweigen,
Es brennt auf den Lippen ſein Kuß.
Das lange verſchloßne Geheimniß
Geſteht mir mit Schwüren ſein Mund;

Und Küſſe, in zärtlicher Säumniß,
Beſiegeln den heiligen Bund.
Doch heute, ach, harr' ich vergebens,
Ich bin mit dem Kummer allein;
Ein Schatten zieht über des Lebens
Erfreulichen, lieblichen Schein.
Wie? wird mich die Ahnung nicht trügen?
Wird wahr, den ich träumte, der Schmerz?
Ach, wenn ſeine Schwüre nur lügen,
Dann brich, du bekümmertes Herz!
Nein! Schwüre, ſie können nicht lügen,
Ermunt're dich, zagendes Herz!
Die Ahnung, ſie kann, ſie muß trügen,
's iſt nur ein erträumeter Schmerz.
Ich harr' und ich hoff' nicht vergebens,
Mit Lieb' iſt im Bunde das Glück,
Mit Ihm kehrt die Freude des Lebens,
Mit Ihm mir das Leben zurück.

(Der Prinz kommt aus demſelben Laubgang, und eilt auf Heliodora zu.)

Prinz.

Verzeih, Geliebte, daß ich warten ließ.
Denn als ich, nach empfang'ner Huldigung
Des treuen Volk's, in's Haus zurückgekehret,
Hielt mich mein Vater lang hin im Geſpräch,
Ein wichtiges Geheimniß mir vertrauend. —
Du kennſt den Tempel; an dem Meeresufer
Ragt er empor, der wunderbare Bau;
Ein magiſch Licht umdämmert ſeine Zinne,

Und ſchon nur küßt die Woge ſeinen Grund.
Von keines Menſchen Hand iſt er errichtet,
Ein Götterbau, ſtand er auf einmal da;
Und keines Menſchen Fuß hat ihn betreten —
Weh jedem, welcher frevelnd ſich ihm naht!
Mein Vater nur, des Heiligthumes Prieſter,
Der, eingeweiht in der Natur Geheimniß,
Der höhern Mächte dunkeln Schluß zu deuten,
Und ird'ſcher Kräfte Lauf zu lenken weiß:
Nur er beſchwört den Zauber, nur ſein Stab
Eröffnet die geheimnißvolle Pforte.

(mit ſteigender Begeiſterung)

Dort, ſagt er, liegt der Herrſchaft Unterpfand,
Von einem Land jenſeits des Meeres,
In dem die Sonn' nicht auf- und untergeht,
An Menſchen reich, und reich an allen Schätzen.
Und dieſes Land, das er mir ſchildert,
Voll mannigfacher, reizender Geſtalten;
Dieß Luſtgefilde, prangend wie ein Garten,
Voll bunter Blumenreih'n und Fruchtgewinde!
Von Strömen, Silberadern gleich, durchzogen,
Auf denen ſtolz, wie Schwäne, Wimpeln ſchwimmen!
Geſchmückt mit Städten, die, als Perlenſchnüre,
Des Landes Brautkleid lieblich ſchön durchwinken!
Und überall, wohin das Aug' ſich wendet,
Von Leben wimmelnd, Millionen Menſchen,
Die, nach der Ordnung heiligen Geſetzen,
Sich, Frieden liebend, zu einander ſtellen,
Und ihres Daſeyns flücht'gen Augenblicke

Durch Arbeit ſichern, durch Vergnügen würzen!
Dieß Land — o freue dich mit mir Geliebte! —
Dieß Königreich iſt mir beſchieden, mir,
Wenn ich den Zauber löſen werde,
Den jenes hohe Unterpfand umſtrickt.
Schwer iſt die Probe zwar, ſagt mir mein Vater —
Ich werd' ſie gleich im Heiligthume ſelbſt
Vernehmen — doch, es iſt auch ſchön der Lohn!
(mit Zärtlichkeit zur Heliodora ſich wendend)
Für dich —

(Er bemerkt ihre Unruhe, die während ſeiner Erzählung immer mehr zugenommen hat.)

*) Was ſeh ich? Wie, du zitterſt? Sage,
Was ängſtet dich, geliebtes ſüßes Mädchen?

Freundinn.

O dringe nicht in ſie! Ein nächtlich Traumbild
Verſcheuchte ihres Herzens Heiterkeit;
Sie fürchtet, unſrer Liebe droh' Gefahr —

Heliodora.

Was auch das Schickſal über mich verhängt,
Ich bin gefaßt! — Wenn du nur glücklich biſt,
Nur du, dann iſt kein Opfer mir zu groß,
Gält' auch mein Leben, meines Lebens Glück.

Prinz.

O wär're nicht dein Herz mit eitler Furcht!
Vor wem denn grauet dir? Vor meinem Vater?
Er, welcher ſelbſt die Bäthe zart gepflegt,

*) Dies fällt das Recitativ ein.

Er soll der Liebe Frucht nun grausam brechen?
Der Gütige, der mit so vieler Gunst
Mich immer überhäuft, wie könnte er
Der größten, deiner Liebe, mich berauben?
Vertrau' ihm, wie du mir vertraust! Und glaub' mir:
Wenn sich mein Aug' an diesem Bild ergötzt,
Wenn sich mein Herz nach dieser Hoheit sehnt,
So ist's um deinetwillen nur, du Theure!
Um dich als Braut, als Fürstinn heimzuführen
In das verheiß'ne hochgelobte Land:

Da glüh'n wir, gleich den Sonnen
Am blauen Himmelszelt;
Da blüh'n wir, reich an Wonnen,
In einer Zauberwelt;
Und wo wir seh'n, umblinkt uns
Der Ehren Strahlenglanz,
Und wo wir geh'n, umringt uns
Der Freuden Ringeltanz;
Inmitten froher Gäste,
Bey gleichem Herzensdrang,
Reih'n Feste sich an Feste,
Bey Jubel, Sang und Klang.

Oder willst du — sag es mir, du süßes Mädchen —
Willst lieber hier, auf diesem Eiland, bleiben:

Wo statt der goldnen Hallen
Die Laube sich uns schmückt,
Das Lied der Nachtigallen,
Der Ambraduft entzückt,

Wo unſers Lebens Räume
Von ew'gem Lenz erblüh'n,
Und morgenrothe Träume
Durch unſre Zeiten zieh'n;
Wo, was die Liebe tauſchet,
Das Wort ſich nicht verwehrt,
Wo nur ein Zephyr lauſchet,
Doch nimmer es verräth.

Heliodora.

Du biſt ſo gut, ſo innig, ſo getreu!
Ich fühl' es ganz, das Glück, das ich dir danke,
Denk' ich das Unglück: wär' ich ohne dich!

Prinz.

Nie, wenn du kannſt, mit deiner Liebe Maß,
Den himmliſchen Genuß: bin ich mit dir!

Mit dir verſchönert ſich mein Leben,
Wie eine reichgeſchmückte Au;
Um mich der Farben luſtig Weben!
Und über mir ein ruhig Blau!
Und Wollaut athmen zarte Düfte
Von Blumen, die hier ewig blüh'n;
Und wiederum ſchwirren durch die Lüfte
Der Liebe ſchöne Melodien.

Heliodora.

Ach ohne dich — was iſt das Leben?
Zur Wüſte wird die Blumenau?

Da iſt kein reges, heit'res Weben,
Kein Blumenſchmelz, kein Morgenthau!
Nur Klaggetön erfüllt die Lüfte,
Statt zarter Liebe Melodien;
Nur Moder athmen alle Düfte,
Von Freuden, die hier bald verblüh'n.

Prinz.

Laß, Theure, deinen Muth ſich heben!
Den Schwüren des Geliebten trau'!

Heliodora.

Wie kann' mein Herz noch widerſtreben
Wenn ich in's liebe Aug' dir ſchau'!

Prinz.

Der Bund ſey ewig, den ich ſtifte —

Heliodora.

Nie ſoll mich meines Schwurs gereu'n —

Prinz.

Die Treue wankt nicht, die gepflüſte —

Heliodora.

Die Liebe wird ſich ſtets erneu'n.

Beyde.

Laß uns durchwandeln dieſes Leben,
Wie eine ſchön geſchmückte Au,
Wo um uns herrſcht ein luſtig Weben,
Und über uns ein ruhig Blau.
O laß uns ſchlürfen dieſe Düfte
Von Freuden, die hier ewig blüh'n;

Laß wirbelnd schwirren durch die Lüfte
Der Liebe schöne Harmonien.

(ab.)

Dritte Scene.

Vorhalle des Tempels. Ueber dem Portal prangt die Aufschrift: Majestät.

Harmonie erkent aus dem Innern des Tempels. Der Magus kommt, den Prinzen an der Hand geleitend. Volk sammelt sich in der Vorhalle; voran Heliodora mit der Freundinn. Auf den Schlag der Magus springt die Pforte des Tempels auf. Donner und Blitz.

Das Innere des Tempels. Im Hintergrund ein Thron unter einem Baldachin. Auf der einen Seite des Thrones das Scepter, auf der andern das Schwert, über dem Throne schwebend die Krone.

Magier und Krieger in zwey Reihen. Im Augenblicke, wo der Tempel sich öffnet, beginnen sie folgenden

Chor.

Magier und Krieger.

Schaut! es öffnen sich die Hallen,
Hehr erglänzt die Majestät!
Tausend Knice niederfallen,
Tausend Herzen aufwärts wallen,
Laut erschallet Dankgebeth.

Magier.

Schön erblüh'n des Friedens Auen,
Segnet mild die Majestät;

Aus dem Wolkenreich die lauen
Segenstropfen niederthauen,
Wo die sanfte Gnade weht.

Krieger.

Wenn in Zornes Ungewittern
Donnernd straft die Majestät,
Völkerwaffen rasch zersplittern,
Ländervesten bang erzittern,
Und die Welt in Trümmern geht.

Magier.

Wie die Gottheit in Gerichten
Schaltet streng die Majestät;
Todte Rechte, starre Pflichten
Kraft und Heil des Volks vernichten,
Wo nicht weiser Wille räth.

Krieger.

Innner des Gesetzes Schranken,
Waltet groß die Majestät;
Wenn sie sich um Throne ranken,
Können Völker nimmer wanken,
Ewig ihr Ruhm und Glück besteht.

Magier und Krieger.

Wiedertönt, ihr heil'gen Hallen,
Von dem Lied der Majestät!
Tausend Kniee niederfallen,
Tausend Herzen aufwärts wallen!
Laut erschalle Dankgebeth!

(Nach Beendigung des Chors entfernen sich die Letzten.)

Stimmen.

Durch Gunſt der Göttlichen wirſt du erhoben,
Zu dieſer Würde blendend ſchönem Glanz;
Wenn du das Scepter im Gericht erproben,
Das Schwert erringen wirſt im Waffentanz;
Jedoch der Krone Preis kommt nur von Oben,
Denn, der vollendet, winkt der Ehrenkranz.

(Die Melodie geht allmählig in eine leiſe und zuletzt dumpfe Stimmung über, ſo daß die Worte der beyden letzten Verſlein unverſtändlich verhallen.)

(Der Magus führt dem Prinzen vor die Stufen des Thrones, und weiht ihn ein, indem er mit des Scepters Spitze den Kolumen Stirn, und mit der flachen Klinge des Schwertes deſſen Schulter berührt.)

Der Magus.

Empfange denn die heil'ge Weihe,
Auf Gottes gnädiges Geheiß!
O daß dein Weſen ſich erneue,
Und dich beglück' des Kampfes Preis!

(Das Scepter übergibt er einem der Magier, das Schwert einem der Krieger. An den Weihegeſang ſchlieſſt ſich folgendes ſechsſtimmige an.)

Heliodora und ein Krieger.

Gib dem Verſtande Licht und Stärke,
Allweiſer in des Himmels Höh'n!
Daß er im richterlichen Werke
Voll Großmuth möge recht beſteh'n.

Der Prinz und ein Krieger.

Gib meinem (ſeinem) Arme Kraft und Stärke,
Gewalt'ger in des Himmels Höh'n!
Daß ich (er) im ritterlichen Werke
Voll Starkmuth möge groß beſteh'n.

Der Magus und die Freundinn.

Gib ſeinem Herzen Mild' und Stärke,
Du Gnäd'ger in des Himmels Höh'n!
Daß er im königlichen Werke
Voll Demuth möge rein beſteh'n.

Allgemeiner Chor.

Flüchtig, wie des Windes Sauſen,
Mächtig, wie des Meeres Brauſen,
Kommt und geht das Erden-Glück,
Willſt du es im Flug erjagen,
Mußt du eilen, mußt du wagen,
Gunſt liegt nur im Augenblick.

In der ewig heitern Ferne,
Wandeln auf und ab die Sterne,
Deutend auf des Schickſals Loos;
Keine Weisheit kann's ergründen,
Nur die Demuth kann's verkünden,
Was verbirgt des Himmels Schooß.

(Alle ab. Die Pforte des Tempels ſchließt ſich. Der Vorhang fällt.)

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Eine Gerichtshalle. Die Magier ziehen in Ordnung in die Halle, und bilden, der Tribune gegenüber, eine Reihe. Nach ihnen, an der Hand des Magus, der Prinz, dem das Scepter vorgetragen wird. Das Volk sammelt sich am Eingange.)

Chor.

Wo nur blinde Willkühr schalter,
Statt des freyen Rechtes Kraft:
Da, in wildem Hasse, walter
Nimmersatt die Leidenschaft.
Doch wo alle gleich, wie Brüder,
Schützt des Richters Mund und Hand,
Da umschlingt des Volkes Glieder
Segensvoll der Eintracht Band. —
Komm herab in unsre Hütten,
Himmelsfriede, mild und rein!
Weihe sie durch fromme Sitten
Zu der Unschuld Tempel ein.
Laß, des Volkes treuer Wächter,
Freyheit, Gut und Recht bestehn;
Straf' des heil'gen Amt's Verächter,
Daß in Schand' sie untergehn.

Magus.

Dieweil du nun, durch Gunſt der Himmliſchen,
Erkoren biſt zum Erben eines Reichs,
So zeig' auch, Sohn, daß du das Wohl des Volkes,
Nach Recht zu wahren und zu fördern wiſſeſt. —
Empfange denn dieß heil'ge Scepter! Und,
Wie jener Gott mit ſeinem Wunderſtab'
Das Schlangenpaar, das giſt'ger Zorn entzweyte,
Zur Eintracht, zu des Friedens Kuß beſchwor;
Wie er durch des Geſetzes Kraft und Einung
Ein feſtes Band um Nationen ſchlang;
Wie endlich er vom hohen Götterſitze
Des Segens Botſchaft zu der Erde trug:
So wirk' auch du, mit dieſes Scepters Kraft;
Vereine, die der Zwiſt um Rechte trennet;
Befördre, was dem Volke ziemt und frommt,
Und laß die Gnade, gebend und vergebend,
Vom Thron' zur Hütte freundlich niederwallen.

(Der Prinz beſteigt die Tribune. Zwey Aelteſte treten vor.)

Erſter.

Wir ſtellen dir den Jüngling vor Gericht,
Der neulich, vor der ganzen Volksverſammlung,
Voll Frechheit, dich und dein Geſetz getadelt,
Zum Aerger aller Guten.

Prinz.

Führt ihn vor!

Doch nein! (für ſich) Des Schuld'gen Anblick konnte leicht
Des Richters Zorn, des Richters Gunſt beſtechen.
(zu den Aelteſten)
Und welche Strafe drohet dem Verbrechen
Nach dem Geſetze? Sprecht!

Beyde.

Der Tod.

Prinz.
(für ſich)
Der Tod!
Es iſt nur eine Sylbe, leicht geſprochen,
Doch liegt in ihr ein grauenvoller Sinn.
(zu den Aelteſten)
Ich frage: welche Straf gebührt dem Jüngling
Für ſein leichtſinn'ges — arges Wort?

Beyde.

Der Tod!

Prinz.

Ein Wort, ein Sandkorn! Ich befürchte nichts
Von freyer Red' bey meinem treuen Volke.

Zweyter.

Genug, es iſt ein Majeſtätsverbrechen!

Prinz.
(mit Würde.)
Wer will die Majeſtät beleidigen?
Wer kann es? O, es wäre eitler Wahnſinn,

Den Gott zu ſchelten, der auf Wolken thront,
Und in dem Blitze donnernd niederfährt!
Der Wahnſinn fordert Mitleid, nicht Verdammung.

Erſter.

So will's unwiderruflich das Geſetz.

Prinz.

Und immer nur Geſetz? Hat das Geſetz
Auch Sinn, um das Verbrechen zu erforſchen?
Hat das Geſetz ein Herz, um den Verbrecher,
Den Menſchen auch in ihm, zu unterſcheiden?
Die todten Formen wollen nur den Tod!
Beleben kann nur der lebend'ge Geiſt.

Zweyter.

Herr! das Geſetz iſt ein ehrwürdig Gut,
Ein theures Erbe unſrer weiſen Väter.
Du ſelbſt haſt dich erklärt zu deſſen Schützer,
Du ſelbſt haſt uns ernannt zu deſſen Wächtern.

Prinz.

Ehrwürdig iſt der Buchſtab des Geſetzes;
Ehrwürdig ſind, die nach dem Buchſtab richten.
Drum fürchtet nichts für das Geſetz, für euch.

Beyde.

Heil dem Geſetz'!

Prinz.

Doch, der Geſetze gab,

Er wollte Geiſt auch in den Buchſtab legen.
Drum wer's vollzieht, der wiſſe auch den Geiſt
Darin zu deuten.

Volk.

Gnade dem Verbrecher!

Prinz.

Er ſterbe denn, wie das Geſetz es will.
(mildernd)
Er ſcheide von der freundlichen Gewohnheit
Des Lebens, vom geliebten Vaterboden,
Von der Gemeine, ihrer Sprach' und Sitte,
Von Aeltern, Freunden, allen theuren Häuptern —
Er ſterb' den bürgerlichen Tod: Verbannung!

(Bey dem letzten Worte ſenkt der Prinz das Scepter; die Aelteſten verneigen ſich und treten zurück.)

Chor der Frauen.

Gnade ſieget im Gedränge
Der Gewalten der Natur;
Tod liegt in des Rechtes Strenge,
Leben keimt aus Gnade nur *).

Chor der Männer.

Wenn der Strom in wilden Wogen
Ankämpft hier gen Felſen-Rand,
Tränkt er, gnädig angezogen,
Dort ein dürſtend Ackerland.

*) Dieſe Strophe wird nach jeder der Folgenden wiederholt.

Wenn bey lauten Donnerſchlägen
Hinzieht des Gewitters Qualm,
Rauſcht herab der Gnadenſegen,
Und erfriſcht den zarten Halm.

Selbſt wo aus dem Feuerſchlunde,
Das Verderben weithin ſprüht,
In dem ſichern Thalesgrunde
Leben aus dem Tod' erblüht.

(Alle ab.)

Zweyte Scene.

(Ein Circus. — Krieger ziehen auf; zwiſchen ihnen, vom Magus begleitet, der Prinz, dem das Schwert vorgetragen wird. Das Volk vertheilt ſich in den Bogen. Während des Aufmarſches ſingen die Krieger folgenden)

Chor.

Schaut auf! wie ſchön erblinket,
Dem Blitze gleich, ein Strahl!
O ſchaut! uns Männer winket
Der Männer Luſt, der Stahl!
Wohl greift nach manchen Schätzen
Die menſchliche Begier;
Den Mann kann nur ergetzen
Des Schwertes blanke Zier.
Wohl winden ſich gar viele
Gebückten Leib's hinan;
Der Mann kommt g'rad zum Ziele,
Sein Schwert haut ihm die Bahn.

Wo's Ehre gilt und Leben,
Wo's Altar gilt und Heerd,
Der Mann darf nimmer beben,
Den schützt sein tapf'res Schwert.

M a g u s.

Errungen hast du, Sohn, des Scepters Preis
Durch deines Geistes weisheitsvollen Spruch.
Die Zwietracht, die, von Mißgunst aufgehetzt,
Durch deines Volkes stillen Frieden schleicht —
Zurück in ihre Unheil-schwang're Höhle
Wird sie des Stabes heil'ger Zauber bannen.
Doch, wenn du friedenstiftend, freudengebend,
Inmitten deines Volkes sicher wandelst,
Erhebt sich plötzlich oft an deinen Gränzen
Ein schlimmrer Dämon noch, voll wilden Trotzes,
Der dir und deinem Volk' Verderben droht:
Der K r i e g, mit seinem gräulichen Gefolge —
Verwüstung, Mord, der Seuchen bleichem Heer',
Und jedes Jammers Furien-Gestalten.
Drum, willst du wahren deines Volkes Heil
Gen jeden Feind von Innen und von Außen;
So mußt du auch der Waffe mächtig seyn,
Um der Gewalt zu steuern mit Gewalt.

(überreicht ihm das Schwert)

Auf, wappne dich, mein Sohn! ergreif dieß Schwert,
Und zeige uns, daß du des Zwistes Knoten
Nicht l ö s e n nur, ihn auch z e r h a u e n kannst.

(Marschmelodie mit folgendem)

Chor.

„Zu'n Waffen! Auf, zu'n Waffen!“
Erſchallt's in wildem Braus;
All Männer auf ſich raffen,
Ins Schlachtgefild hinaus.
Sie nahen, wie zwey Wetter
In Süd und Nord erglüh'n
Und unter Donnergeſchmetter
In Wirbeln Flammen ſprüh'n.

(Waffentanz, worin der Prinz als Führer des Kriegsreihens und zuletzt als Sieger erſcheint. Die Muſik geht zuletzt wieder in die vorige Marſchmelodie über)

Chor.

Wo immer großgeſtaltig
Das Leben wirkt und ſchafft,
Da muß auch ſtets gewaltig
Sich reiben Kraft an Kraft.
Der heit're Friedensbogen,
Der freundlich niederlacht,
Erglänzt nur nach dem Wogen
Der ſchweren Wetternacht.

Wie ſchön iſt's, wenn im Kampfe
Sich mißt der Männer Muth,
Wenn in ohnmächt'gem Krampfe,
Erliegt des Feindes Wuth!
Laß Kräfte ſich erglühen,
Hemm' nicht des Muthes Lauf!
Soll Leben hier entblühen,
Geh' dort ein Leben drauf!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

(Vorhalle des Tempels. Harmonie aus dem Innern. — Auf den Schlag des Zauberſtabes ſpringt die Pforte auf. — Das Innere des Tempels. — Die Magier und die Krieger reihen ſich an die beyden Seiten entlang. — Der Magus ſtellt ſich zur rechten Seite des Thrones; neben ihm der Prinz. In der Vorhalle das Volk; voran Heliodora neben der Freundinn).

Magus

(zum Prinzen.)

Die ſchwerſte Probe ſteht dir noch bevor,
Doch auch der ehrenvollſte Preis, die Krone.
Es gilt nicht Wort, nicht That, es gilt Geſinnung.
Wohl ziemt dem Herrſcher auch das kluge Wort,
Wohl ehrt und ſichert ihn die tapf're That;
Doch was den Worten Sinn, den Thaten Kraft gibt,
Das iſt allein der königliche Wille.
Wie er der erſte Mann im Staate iſt,
So ſoll er auch der beſte ſeyn, der Fürſt.
Die Klugheit theilt er mit des Volkes Weiſen,
Die Tapferkeit mit ſeiner Krieger Schaar,
Doch des Staates Kopf und Arm erſchlafft,
Wenn er nicht lebt und wirkt, des Ganzen Seele.

(Der Magus erhebt den Stab, und ſogleich ertönen wieder die Stimmen (wie im erſten Akt), anfangs leiſe, allmählig an Stärke zunehmend, bis zuletzt die Schlußworte ganz vernehmlich erſchallen):

Wer Erdenglück erringen will, der wage!
Wer Himmelsgunſt gewinnen will, entſage!

Heliodora
(zur Freundinn.)

Hörſt du das Donnerwort? O meine Ahnung!

Prinz.

Entſagen ſoll der königliche Wille?

Magus.

Der ſtärkſte Wille iſt: den Willen brechen.

Prinz.

Entſagen? — wem entſagen? —

Magus.

Heliodora!

Prinz
(mit Leidenſchaft.)

O nimm es doch zurück, dieß harte Wort!
Du weißt es nicht, was du von mir verlangſt;
Du reißeſt mir die Seel' aus meiner Seele;
In ihr nur leb' ich, ohne ſie iſt Tod.
Nimm hin das Herrſcherrecht des treuen Volkes,
Es kann ja glücklich ſeyn auch ohne mich;
Nimm mir die Freyheit, nimm mir jedes Gut,
Mit ihr werd' ich als Sklav' auch glücklich ſeyn;
Nur ſie nicht, ſie, die Seele meiner Seele!

Magus.

Groß iſt das Opfer, doch auch groß der Lohn!

Prinz.

Die Krone? O ſie reizt mich nimmermehr;

So schön ihr Glanz, so schwer ist ihre Last.
Wohl strebt nach ihr der erste unsrer Wünsche,
Doch auch der letzte. Es ist unentschieden,
Ob eines Herrschers Loos mehr zu beneiden,
Mehr zu beklagen sey. Ich will die Krone nicht.
(zu Heliodora hineilend, und sie fest umschlingend)
Hier ist sie, meine Krone! diese Perlen,
Die mitleidsvoll ihr aus dem Auge thauen,
Sie reizen mehr mich, als die starren dort;
Die können ja nur glänzen, doch nicht lieben.

Heliodora.
(sich aus seinen Armen sanft loswindend.)
Nicht so, mein Prinz! die Täuschung wär' zu groß;
Für dieses Opfer all der Herrlichkeit,
Was könnte dir Heliodora geben?

Prinz.
O deine Liebe wäget Kronen auf.

Heliodora.
(mit ernster Würde.)
Wo Achtung fehlt; da mangelt auch die Liebe.
(besänftigend.)
O fasse dich, mein Prinz! Bedenke doch:
Nicht nur ein Recht ist dir verlieh'n zum Throne,
Es ist dir auferlegt sogar die Pflicht.
Du mußt gehorchen! Einen Pflichtvergeß'nen
Ach! könnte Heliodora nimmer lieben.
(mit Anmuth)
Ich liebte dich; in deinen Strom ergossen,
Kann meines Lebens stiller, heitrer Quell;

Und, wie ſich treu vermählet Well' mit Well',
War meine Seel' in deine Seel' zerfloſſen;
Und ſo vereint, war er von deinen Wogen,
Jetzt durch der Fluren ſchön geſchmückte Au'n,
Jetzt durch der Schluchten ſchauerliches Grau'n,
In ſicherm Schooße kräftig fortgezogen.
Ich liebte dich;

(reflektirend)

Doch was ich an dir liebte,
War nicht der Schönheit anmuthvoller Reiz,
Nicht deiner Hoheit ſonnenheller Glanz,
Nicht deines Armes jugendliche Kraft,
Nicht deines Herzens lebensfriſcher Puls —

(mit Kraft und Würde)

Du warſt es ganz; dein ganzes holdes Weſen
Hat mich beſiegt mit magiſcher Gewalt;
Als eine edle, freundliche Geſtalt,
Hab' ich aus Lieb' und Achtung dich erleſen.
O nimm mir nicht den ſchönen, frommen Glauben
An deine Würde, deinen Götterſinn;
Hin iſt der Liebe köſtlicher Gewinn,
Wirſt du mir, irrend, deine Achtung rauben!

(mit ſteigender Kraft)

Bezahle, Sohn, dem Vater deine Schulden!
Erglänze, Fürſt, dem Vaterland geweiht!
Ermann' dich, Held!

(wehmüthig)

Wo ſtrenge Pflicht gebeut,
Da muß die Liebe ſtilleſchweigend dulden.

Prinz

(zum Magus.)

Kann dich nicht rühren deines Sohnes Bitte,
So rühre dich des Mädchens Heldensinn;
Gebührt die Krone mir nicht als Verdienst,
So leg' in ihre Hand sie als Geschenk! —
Es ist so trüb, so kalt auf jener Höhe,
Wenn nicht die Brust ein liebend Herz erwärmt!
Und er, der Liebeleere, Freudenlose,
Was sollt' er Andern seyn? Ein Donnergott,
Kann er nur blitzen, doch er kann nicht segnen.

(Schauerliche Stille, während welcher der Magus ängstlich gen Himmel schaut.)

Und kann dich keine Bitt' erweichen?
Ist kein Gefühl in deiner Brust?
So will ich dir, dem Herrscher, gleichen,
Und mit der schönen Lebenslust,
Soll aus der kalten, öden Brust
All Mitleid, all' Erbarmen weichen.
Zu fremder, wie zu eigner Pein,
Will ich, voll bittern Hohns, nur lachen;
Darf ich, der Fürst, nicht glücklich seyn,
So will ich auch nicht glücklich machen. —
Mit schwerem, bleiernen Gewichte
Drück' jene meines Scepters Last;
Nicht Gnade gelt' in dem Gerichte,
Nur Recht, das strast und quält und hasst.
Dieß Schwert soll in des Feindes Reihen,
Mit wilder schonungsloser Wuth,

Nach Tauſenden dem Tode weihen,
Und ſich berauſchen in dem Blut.
Vergebens ſoll die Hände ringen
Der Armuth kummerbleiche Schaar,
Vergebens, mit zerrauftem Haar,
Verzweiflung, flehend, zu mir dringen:
Mich rühre weder Luſt noch Schmerz;
Denn wißt: ein Herrſcher hat kein Herz!

(Er wirft ſich verzweiflungsvoll an dem Thronſeſſel nieder. Ein Donnerſchlag. Den Magiern entfallen und zerſplittern die Stäbe. Allgemeines Entſetzen. Wolken ziehen heran, und verhüllen allmählig den Thron. Der Magus beſchäftiget ſich mit zärtlicher Beſorgniß um den Prinzen.)

Magus.

Die troh'ge Sinnesart, ſie ziemt dir nicht;
Nicht zürnen darf der Sohn mit ſeinem Vater,
Der Menſch nicht rechten mit dem Götterſchluß.
Denn Gnad' iſt's, was er gibt, was er verweigert;
Und nur Ergebung, nur die Dankbarkeit,
Die Demuth nur, macht uns der Gnade würdig.
Der hohe Herakles, erzählt die Mythe,
Nachdem er, in der Tugend ſchwerem Dienſt,
Mit Ruhm beſtanden zehenfache Arbeit,
Errang nicht die Unſterblichkeit, er fand ſie,
Als freye Göttergunſt, indem er ſich
Durch reine Gluth vom Irdiſchen geläutert. —
Der hohen Mächte Gunſt, ſie will erbeten,
Sie kann nicht freventlich erzwungen werden.
Als der Giganten Stolz voll Rachbegier

Des Himmels Veſte wild erſtürmen wollte,
Entbrannte donnernd Jovis mächt'ger Zorn,
Und ihr Beginnen endete in Schmach.

(Heftiger Donner und Blitz.)

Heliodora

(welche mit ſteigender Theilnahme der Scene zugeſehen hatte, reißt ſich aus den Armen der Freundinn, und wirft ſich an den Stufen des Thrones nieder.)

Furchtbare Macht! Verſchone! Gnade! Gnade!
Und willſt du dich im Zorne rächen,
Und ſoll ein Sühnungsopfer ſeyn,
So mögen deine Donner brechen
Auf mich, die Schuldige, herein.

Prinz.

(der durch Helioderas Ausruf aufgeſchreckt, an der Handlung wiederum Theil nahm, und nun, für Heliodora fürchtend, ſich zu den Stufen des Thrones hinwirft.)

Iſt unſer Lieben ein Verbrechen,
So iſt ſie ſchuldlos, ſie iſt rein;
Muß ſich die Majeſtät hier rächen,
So laß nur mich ihr Opfer ſeyn.

Heliodora.

Nur ich will deiner Rache ſtehen,
Nur ich will tragen unſre Schuld;
Doch laß für ihn nur dich erflehen,
O ſcheut' ihm wieder deine Huld!

Prinz.

Wie kann ich im Gerichte beſtehen?
Wie tilgen meine ſchwere Schuld?

O laß dich, hohe Macht erflehen!
O ſchenk' mir wieder deine Huld!

Volk.

Wer wird die ſchwere Prob' beſtehen?
Wer nennt ſich rein von aller Schuld?
O höre unſer aller Flehen,
Und ſchenk ihm wieder deine Huld.

(Gegen das Ende des Geſanges verziehen ſich die Wolken, der Tempel verwandelt ſich plötzlich in einen Zaubergarten. Titania und Oberon ſteigen auf einem Wagen herab, nehmen den Prinzen und Hellebora darin auf, und führen ſie von dannen. Während dieſer Scene führen im Hintergrunde Elfen einen Reigen auf, worauf ſie wieder verſchwinden.)

Magus.

Vollendet iſt die Weihe; heimwärts wallet
Das edle Paar zu ihrer Väter Reich,
Wozu die Himmliſchen ſie auserkoren.
Des Schickſals Wille iſt durch ſie vollbracht!
Weil ſie der Lieb' entſagten, fanden ſie
Die Liebe — im Verluſte den Gewinn! —
O tiefer Sinn, o große Macht der Liebe!
Sie iſt das Band, das ſich um alle Weſen,
Um Erd' und Himmel, Gott und Menſchen ſchlingt;
Der heil'ge Born, der immer ſich erſchöpft,
Doch nimmermehr verſiegt — der Lebenspuls,
Das große Herz der ewigen Natur!
Drum laſſet uns, in der Gefühle Drang,
Ihr huldigen durch unſern Lobgeſang.

Schlußchor.

In ewig reinem Aether mahlet
Sich des Olympus Freudenſchein,
Und auf azur'nen Wolken ſtrahlet
Der Götter jubelnder Verein.
Doch hellte nicht der Liebe Wonne
Den Wohnſitz der Unſterblichkeit,
So ſchwände ſelbſt des Himmels Sonne
In ſchauervolle Dunkelheit. —
In nachtumhüllter Tiefe düſtert
Das Jammerthal der Sterblichen,
Und der gepreßten Bruſt entflüſtert
Des Kummers banges Klaggetön.
Doch weihet ſich der Gott der Liebe
Des Menſchen Herz zum Heiligthum,
So zaubern göttergleiche Triebe
Die Erde zum Elyſium. —
Sagt, wo der Liebe Flügel rauſchen?
Sagt, wo der Liebe Gluthen glühn?
Wo Götter Menſchenherzen tauſchen,
Und Menſchen ſchönen Götterſinn.

(Der Chorus rückt näher zuſammen.)

Wohl klingt dem Ohr vom Götterlohe,
Wohl ſtrahlt in's Aug' die Fürſtenkron'!
Doch für der Liebe ſchwere Probe
Iſt Liebe nur der ſchönſte Lohn.

(Der Vorhang fällt.)

Albrecht der Weise,

Herzog von Bayern.

Dramatiſches Gemählde

in zwey Bildern.

Fürstenkampf.

Vaterländisches Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Sigmund, Albrecht, Chriſtoph, Wolfgang, } Herzoge von Bayern.
Sigmund von Tyrol, Erzherzog.
Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich.
Kunigunde, Erzherzoginn von Oeſterreich.
Niklas von Abensberg, Feldhauptmann.
Kanzler Neuhauſer.
Sebaſtian von Pflug, Hans von Frauenberg, Gewolf von Degenberg, Hans Nußdorfer, } bayeriſche Ritter.
Seitz von Frauenberg, Chriſtophs Knappe.
Georg Sandhofer, Baumeiſter.
Kapellan des Herzogs Sigmund.
Reimar, Minneſänger.
Bürgermeiſter von München.
Schöffe von Straubing.
Pfleger von Kranzberg.
Ritter. Reiſige. Bürger.

Die Handlung ſpielt in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Erster Aufzug.

München. Cabinet des Herzogs Albrecht, der an einem Tische lesend sitzt. Herzog Sigmund mit dem Kanzler Neuhauser tritt ein.

Sigmund.

Albrecht, der Sigmund wünscht dir Glück zum Siege;
Der Christoph hat verspielt. — Erzählet, Kanzler!

Kanzler.

Laut Uebereinkunft beyder Theile trat
Das Schiedsgericht zusammen, unter Vorsitz
Des Herzogs Sigmund Gnaden, aus Prälaten,
Und andern Gliedern der gemeinen Landschaft.
Es ward sofort des Vaters Testament,
Hochsel'gen Angedenkens, laut verlesen,
Und der Berathung auch zu Grund gelegt.
Nun ist der Sinn des letzten Willens klar,
Der da besagt: daß, wenn von zweyen Brüdern,
Den ält'sten, die zugleich regieren sollen,
Mit Tode einer abgeh', dann der jüng're
Ins Recht der Mitregierung treten soll'.

Sigmund.

Nun aber leb' ich noch, Gottlob!

Kanzler.

Mithin —
So ſchloß man ohne Widerſpruch — mithin
Hab' Herzog Chriſtoph keinen Anſpruch noch
Zu jenem Recht, eh's Herzog Sigmund gleich
Freywillig abgelehnt, zu Gunſten Herzogs Albrecht.

Sigmund.

Doch war die Meinung — Redet weiter, Kanzler.

Kanzler.

Doch war die Meinung noch des größern Theils,
Daß, um den fernern Zwiſten vorzubeugen,
Der Herzog Sigmund angegangen werd',
An der Regierung wieder Theil zu nehmen.

Albrecht.

Und was gedenkeſt du zu thun?

Sigmund.

Ich denke:
Hatt' ich ſo lang' in Fried und Einigkeit
Mit deiner Hülf' das Regiment geführt,
Ich könnt's verſuchen wieder, unbeſchwert,
Zu Nutz- und Frommen des gemeinen Beſten.

Albrecht.

Das ſteht in deiner Willkühr. Ordne an,
Vollführ' es, wie du willſt; ich folg' dir gern;
Ich bin gewiß, du wolleſt nur das Gute.

Sigmund.

Nicht so! Mit Wollen ist's hier nicht gethan,
Man muß regieren können — können wollen;
Drin bist du Meister; drum so sey auch Herr.

Albrecht.

Und du?

Sigmund.

Ich geb' Genehmigung all dessen,
Was du beschließest, durch die Unterschrift,
Gleichwie es früher unter uns geschehen.
So hat's den Schein doch, daß ich mitregiere. —
Und nun leb' wohl; ich geb' hinaus nach Menzing.
Die Sitzung dau'rte lang; 's ist hoher Mittag.

Albrecht.

Leb' wohl! Hab' Dank für deine Müh'!

Sigmund.

Schon gut!
Doch eins noch. Morgen geht's nach Strahremberg.
Drum hast du was an mich, so schicke nur
Den Kanzler hin.
(zum Kanzler)
Ich bin Euch wohlgewogen.
(ab.)

Kanzler.

So geht es nicht, so kann's, so darf's nicht gehen.

Albrecht.

Es ist nun aber so!

Kanzler.

Das Regiment
Verlieret ſonſt an Zeit und Kraft und Einheit —

Albrecht.

Nun freylich —

Kanzler.

Herzog Sigmund liebt den Glanz
Der Krone nur, doch ſcheut er ihre Laſt.

Albrecht.

Der Sigmund iſt zum Fürſten nicht geboren,
Allein er iſt einmal geborner Fürſt;
Und lebt er auch als Menſch der Freude nur,
Er kann das alles beſſer noch — als Herzog.

Kanzler.

Theilt er die Ehr', ſo theil' er auch die Arbeit.

Albrecht.

Die Sorge überlaß' ich Euch. Ihr könnt
Gleich Morgen ſchon zu ihm nach Strahremberg,
Um alles, was im Rückſtand noch geblieben,
Zur Ueberlegung und zur Unterſchrift
Ihm vorzulegen. Ich entlaſſe Euch in Gnaden.
(Kanzler ab).

Albrecht (allein).

Die Wohlbeleibten, Lebensluſtigen,
Die fürcht' ich nicht, ſagt jener Imperator;

Doch jene wohl, aus deren düſterm Aug'
Die Funken ſprüh'n ehrgeizigen Gemüths,
Die ſind zu fürchten, derer muß man achten.
Der Sigmund, der bequemt ſich bald zur Ruh',
Wenn ich ihm nur das Lager ſanfter bette.
Doch Chriſtophs Lebensluſt iſt ſteter Kampf,
Und ſeines Kampfes Preis die Herzogs-Krone.

Ich täuſch' mich nicht, ich hab' zwar viel erreicht
Durch dieſen Richterſpruch, jedoch nicht alles.
Ich kenne Chriſtophs unbeugſam Gemüth;
Den feſſelt nicht ein pergamentnes Recht.
Der Zwang muß doch zuletzt den Willen brechen,
Der kein Geſetz erkennet, als ſich ſelbſt.
Das wußt' ich vorhin ſchon; doch wollt' ich nicht. —
Ein weiſer Fürſt ſoll nicht allein das Recht,
Er ſoll des Rechtes Schein auch für ſich haben.

Gott iſt mein Zeuge! Dieſer Bruderzwiſt,
Er hat mit meinem Herzen nichts gemein.
Wie ſollt' ich auch dem Chriſtoph es verargen,
Wenn er, was ihm ſo dünket, für ſein Recht
In Kampf ſich einläßt, und nach Kräften ringt?
Ich thu' desgleichen; und mein Vorſatz ſtehet feſt:
Ich kann, ich will ihn neben mir nicht dulden.
Der königliche Tiger und der Leu,
Sie ſchlafen nicht in Einer Höhl' beyſammen;
Sich gegenüber, zankend um die Beute,
Da iſt ihr Platz; — und hier gilt's eine Krone.

Mag auch der Kampf ſich enden, wie er will,
Wenn ich mit Ehren nur vom Platz kann treten.

(Abensberg kommt.)

Albrecht.

Nun, Abensberg? Ihr wart doch auf der Lauer?
Weiß Chriſtoph ſchon den Spruch des Schiedsgerichtes?
Wie hat er ſich benommen?

Abensberg.

Seltſam genug!

Albrecht.

Erzählt!

Abensberg.

Sie trafen ihn, nachdem ſie ihn
Vergebens in den Hallen aufgeſucht,
In Eures Schloſſes Vorhof, wo er ſich
In ritterlichen Spielen übte jeder Art,
Mit Wolfgang und den anderen Kumpanen.
Wie er ſie nahen ſah, begab er ſich
Ein' Weile ſeiner Uebung, und mit Haſt,
Wie immer, rief er ihnen barſch das Wort zu:
„Macht's kurz! hab' ich gewonnen, oder nicht?"
Und als ſie nun, das Pergament entfaltend,
Den langen Brief ihm vorzuleſen dachten,
Verweigert' er's und ſagte: „Spart die Müh!
Ich ſeh's aus den verlegenen Geſichtern,
Daß ihr unliebes, ſchlechtes Zeug gemacht!
Deß dank euch drum der Henker. Gebt den Wiſch
Dem Wolfgang. Werde ſelbſt mit Albrecht reden."

Sodann mit Ingrimm faßt er einen Stein
(Er wog drey Zentner wohl) mit beyden Händen,
Und wirft ihn über Körperläng' hinaus,
Daß von dem Niederfall' die Halle donnert.
„Der Christoph, rief er, iſt den Kräften noch,
Um alles zu bewegen, Höll' und Himmel!"
Dann trat er raſchen Schrittes ab, den Wolfgang
Fortzerrend. Er war fürchterlich, der Christoph.

Albrecht.

Und wohin wandt' er ſich?

Abensberg.

In ſein Gemach,
Vermuthlich um die Rüſtung anzulegen,
Damit er würdiglich vor Euch erſcheine.

Albrecht.

Sonſt liebt er eben nicht die Ähnlichkeit,
Doch anders ſpricht man zu dem Bruder, anders
Zum Fürſten. Abensberg, er wird uns Arbeit machen.

Abensberg.

Ich hör' dieß gern. Ein Feind im offnen Feld
Iſt nicht ſo ſehr zu fürchten, als ein Feind,
Der innerhalb der Mauern ſchleicht und munkelt.

Albrecht.

Ihr liebt den Christoph nicht.

Abensberg.

Ich will's nicht läugnen,
Mir gegenüber ſäh' ich lieber ihn,
Als vor mir — doch er iſt ja Euer Bruder.

Albrecht.

Wo Stahl auf Kieſel trifft, da gibt es Feuer.
Ihr beyde ſeyd zwey trotzige Naturen.
Es wär' mir unlieb, Abensberg, wenn Ihr
Dem Chriſtoph einmal in die Hände fielt,
Unvorbereitet. —

Abensberg.

Horcht, das iſt der Schritt des Chriſtophs. —
(Chriſtoph und Wolfgang, die Herzoge, treten ein.)

Chriſtoph
(auf Abensberg deutend).

Soll der da weichen, oder wir, die Brüder?

Albrecht.

Das Weit're, Abensberg, ein ander Mal;
Indeſſen harrt im Vorgemach.
(Abensberg ab.)

Chriſtoph
(zu Wolfgang).

Rede du,
Ich kann nicht
(Während des folgenden Gleichs ſteht er, auf den Degen-knauf ſich lehnend, ſeitwärts unmuthig ſchauend.)

Wolfgang.

Albrecht, als wir auf dein verſöhnend Wort

Dem Schiedsgerichte unſre Sach' ergaben.
Da konnten wir erwarten, wohl mit Recht,
Daß im Gerichte nicht Wortdeuteley,
Nicht fremde Form, nicht feine Herrſcherliſt,
Sondern, daß Billigkeit, argloſe Einfalt,
Und deutſche Gradheit nur entſcheiden werde.
Es war ein Streit, nicht zwiſchen Fremdlingen,
Nein, zwiſchen Brüdern, denen gleiches Recht,
Nach Väterſitte, auf die Krone zuſteht.
Das wußten wir vorher, daß wir verloren,
Wenn über uns des Buchſtabs Strenge richtete;
Wir hofften aber, daß des Bruders Herz
Den milden Geiſt zu deuten wiſſen werde.
Wir ſind betrogen, du haſt uns betrogen.

Albrecht.

Wahrhaftig, euer Wort befremdet mich.
Vorerſt berufſt ihr euch auf ein Gericht,
Daß es entſcheide zwiſchen euch und mir;
Nachdem es nun entſchieden, rechtsgemäß,
Sprecht ihr von Unrecht, das euch widerfahren.
Hab' ich allein denn das Gericht geordnet?
Bin ich denn ſelber im Gerichte geſeſſen?
Nicht die Perſon galt hier, es galt die Sache;
Und jene Männer wußten, was ſie wollten,
Und wollten nur, vor Gott und Welt, das Rechte.

Wolfgang.

Wir klagen keineswegs die Richter an,
Wir klagen an den Bruder, dich bey dir;

Das Urtheil, welches sie gefällt, ist wahr;
Doch falsch der Grundsatz, den du unterstellst.
Anstatt das vaterländische Gesetz
Und unsrer Ahnen alt-ehrwürd'gen Brauch
Dem Schiedsgericht zur Regel anzuweisen,
Hast du ein Instrument hervorgesucht
Aus altem Moder, und mit feiner List
Es unterschoben.

Albrecht.

Wolfgang! bin' ich recht?
Das Testament, das heil'ge Wort des Vaters?!

Wolfgang (heftig).

Es gilt mir viel; doch mehr der Väter Sitte;
Die wollten nicht, daß Fürsten von Geburt
Gemeinen Edelleuten gleich gestellt,
In Gnaden unterthan dem ältern Bruder,
Von ihm ein magres Leibgeding erbettln.

Albrecht.

Bey Gott! das kam nicht aus des Sohnes Herzen.

Wolfgang

(sich fassend, und Albrechts Hand ergreifend).

Denkst du von mir so gut, kann ich von dir
Wohl schlimmer denken? — Albrecht, hier die Hand!
Das Urtheil mag drumb'n; wir appelliren
Vertrauensvoll vom Fürsten auf den Bruder.

Albrecht.

Steht ab von eurem thörichten Verlangen.
Was billig iſt, gewähr' ich gern; doch nicht,
Was unrecht iſt, was dem Geſetz zuwider.
Nie hab' ich euch, warum ihr mich erſucht,
Unlieb verweigert, hätt' ich's auch gekennt;
Ich bin vielmehr gar oft zuvorgekommen,
Was euch als Wunſch in eurem Herzen lag.
Ihr beyde lebt, durch meine Sorgſamkeit,
In einer heitern, ehrenvollen Lage.
Wie's Männern ziemt, gebornen Herzogen.
Was nur das Leben Menſchenswerthes beut,
Das habt ihr, — Würde, Freyheit, äußern Glanz.
Was wollt ihr mehr? Ich habe keinen Vorzug;
Ihr ſeyd beglückter; mir, mir bleiben nur
Des Herrſchers Arbeit, Sorgen und Verdruß,
Zuletzt noch Undank. (ſtutzend) Und damit ihr nicht
Mit falſchen Hoffnungen euch ferner täuſcht,
Mit ungerechten Wünſchen mich beſchwert,
So hört, was ich beſchloſſen, was ich halte:
Des Vaters Willen, des Gerichtes Spruch,
Woran ſich freudig knüpft des Volkes Wunſch,
Werd' ich mit allem Nachdruck, aller Macht,
Gen jeden, wer er ſey, beſchützen und bewahren.

Wolfgang.

Iſt dieß dein letztes Wort?

Albrecht.

Mein letztes, ja!

(Chriſtoph nähert ſich Albrechten, voll Ingrimm.)

Chriſtoph.

Wenn du den Brüdern nicht zur Rede ſtehſt,
So ſteh' dem Fürſten.

Albrecht.

Ha, was will das?

Wolfgang (begütigend).

Chriſtoph!

Chriſtoph.

Wir fechten's ruhig aus, in Ehren.

(Wirft ihm den Handſchuh hin.)

Dieſes Recht,
Kannſt du, der Fürſt, dem Fürſten nicht verſagen.

Albrecht.

Dieß Recht, wie du es nennſt, werd' ich gebrauchen,
Nur, wenn ich Unrecht habe.

Chriſtoph.

Willſt du nicht?
Wohlan, es gibt noch wackre Männer genug,
Die Bayerns Herzog und ſein Recht beſchützen;
Mit ihnen, mit den Freyen, werd' ich dir
Und deinen Sclaven offnen Kampfes ſtehn,
Und dir die Krone rauben, die du mir geſtohlen.

(ab.)

Albrecht

(zu Wolfgang, der seinem Bruder folgen will).

Du, Wolfgang, wirst doch nicht dem Rasenden
Mit blinder Hast in sein Verderben folgen?
Wie kannst du wählen zwischen mir und Christoph!

Wolfgang.

Frag' die Natur, warum sie's so gewollt,
Daß sich das Eisen häng' an den Magnet,
Daß sich die Blume neige nach der Sonne,
Daß sich die Herzen wählen unbedingt.
Ich weiß es nicht. Das Eine weiß ich nur:
Ich lieb' und ehre ihn, wie keinen Mann.
Ein Denkmahl aus der alten, schönen Zeit,
Ein hehres Bild der ritterlichen Tugend,
Schwebt er vor mir, der kräft'ge, hohe Held;
Und seine Gegenwart schon gibt mir Muth,
Und seine Liebe ist mein höchster Stolz.

Albrecht.

Das Element, das in ihm schafft und wirkt,
Ist groß und tief; doch unheilbringend dem,
Der sich ihm anvertraut, dem schrankenlosen.
Sein Leben gleicht dem sturmbewegten Meer.
Um als Pilot in's Weite dich zu wagen,
Bist du zu jung, nicht klug und stark genug.
Es ist dir besser, hier an meinem Hof
In Sicherheit und Ruhe zu verweilen.

Wolfgang.

Doch ich wag' lieber noch in Sturm und Wetter,
Mit einem Freunde die unsichre Fahrt,
Als daß ich so, mit leichtem, leisen Schritt,
Auf glattem Eis, an deinem Hofe tripple.

Albrecht.

Du bist mir nicht geneigt, das seh' ich wohl;
Doch sey zum mindesten nicht ungerecht.
Ich will dich nicht an Dankbarkeit vermahnen,
Ich möchte Liebe nur um meine Liebe;
Und die ist dir in vollem Maß geworden.
Was mir dein Bruder spärlich abgetrotzt,
Das hab' ich reichlich, gern, dir zugewandt,
Und ob du schon dich täglich mehr entfernt,
Ich blieb dir nah, ich blieb dir treu und gut.

Wolfgang.

Wirst du dich rühmst, ich kann's nicht widersprechen;
Nur schien's, als ob du jede Wohlthat mir,
Wie einem Bettler, vornehm zugetheilt;
Nur däucht es mir, als wolltest du den Dienst,
Des Dieners Dienst, als Herr mit Geld ablösen;
Nur sah dieß alles einer Gnade gleich,
Was mir so deine Milde zugewandt;
Nur schlittst du mir, wenn auch nicht das deine.

Albrecht.

Ach, du verkennest mich, und meine Liebe.
Doch sage, was kann dir der Christoph geben?

Wolfgang.

Sich selbst. O glaub' es mir, das wilde Feuer,
Das in ihm brennt, es wärmet auch und nährt.
Sein Herz ist stark zum Lieben, wie zum Hassen.
Und mir hat er sich ganz, sein Eigenthum,
Sein Alles, Seel' und Seligkeit verschrieben.
Ich hab' sein heilig Wort, er hat das meine;
Fortan ist unser Schicksal unzertrennlich. —
Daß ihr euch feindlich gegenüber steht,
Es schmerzet mich; jedoch ich kann's nicht ändern.
Ich soll hier wählen zwischen zwey Verbrechen,
Allein, das eine ist noch zweifelhaft,
Das andere gewiß. Ich halt' mein Wort.

Christoph
(der zurück kommt).

Hey, Wolfgang, kommst du bald?

Wolfgang
(ihm entgegen eilend).

Hier bin ich.
Auf ewig dein, du treues Bruderherz!
(Beide ab.)

Albrecht.

So findet der Bedrängte seinen Freund,
Der Herrscher, der erhab'ne, steht allein.

Ein Weiser sagt's — und er hat leider, Recht —
Daß Fürsten keine Freunde haben. . . . Sey's!
Der Mensch ist nicht dran Schuld, der Stand ist's.

Der über das Gemeine ihn erhebt.
Ich kann nicht Freunde werben, wollt' ich auch;
Denn jede Gleichheit iſt da aufgehoben;
Mir ſelber reich genug, bedarf ich nichts,
Und geben iſt ſo ſelig ja, wie nehmen. —
Ich will nicht klagen, die Natur vertheilt
Mit weiſem Maß' den Sterblichen das Glück.

Abensberg
(im Hereintreten).

Die raſen fort, wie Wetterwolken; ſeh' ich recht,
So bricht es los.

Albrecht.

So ſcheint es, Abensberg;
Das iſt der Sturm, der in die Wolken fährt,
Womit das Niederland ſeit lang uns droht.
Der Chriſtoph ſinnet Aufruhr, offnen Kampfs,
Im Bündniß mit den mißvergnügten Edeln.
Bisher war's noch kein Bund, es waren bloß
Zerſtreute, loſe Reiſer, die mit Macht
Zu brechen ich der Müh' nicht werth gefunden.
Doch dieſes Mannes Geiſt weiß ſie zu ſammeln,
Und in des Anſehns eiſern Band zu ſchlagen.

Abensberg.

Und Ihr, Ihr laßt ihn ziehn? ſo frank und frey?
Und duldet, daß er weithin Aufruhr ſtifte?
Ich will ihn greifen —

Albrecht.

Nicht doch, Abensberg! —
Ich habe ihm den Ritterkampf verweigert,
So muß ich wohl den Fürſtenkampf ihm gönnen.
Auch ſchader's nicht; was ſich nicht fügen will,
Das mach' ſich los; ich hindre nicht den Riß.
Es müſſen Feinde ſich von Freunden ſcheiden,
Auf daß ich lerne beyde Theile kennen,
Um ſie zu lohnen und zu ſtrafen nach Verdienſt.
Das Einz'ge, was uns Noth hier thut, iſt Eile.
Drum, während ich in oberländ'ſchen Gau'n
Ein rüſtig Heer von wackern Mannen ſammle,
So biethet Ihr des Unterlands Getreue
Zu den Panieren ihres Herzogs auf.

Abensberg.

Der Zufall fügt's, daß Abgeordnete
Von Straubing, Deggendorf und andern Städten
Des Niederlands ſo eben angelangt,
Um ihre Bitten, ehrfurchtsvoll, doch dringend,
Vor Eures Thrones Stufen darzulegen.

Albrecht.

Ich ſeh' ſie gerne; ihres Herzogs Wort
Wird kräft'ger ſie an ihre Pflicht ermahnen.

(Ein Diener kommt.)

Diener.

Ein fremder Ritter reitet in die Burg
Mit einigem Gefolg.

Albrecht.

Wer mag das ſeyn?
Seht nach, Ihr, Abensberg, und meldet mir's.

Diener.

Da iſt er ſchon. (ab.)

(Erzherzog Max erſcheint.)

Albrecht.

Was ſeh' ich? Max, biſt du's?

Max.

Ich bin's, dein alter, treuer Max.

Albrecht.

Willkommen!

(Umarmung. Abensberg ab.)

Max.

Ich reiſ' von Innſpruck aus, des Vetters Burg,
An Friedrichs, meines Vaters Hof, nach Wien.
Doch ſcheut' ich nicht den Umweg über München,
Um meinen Jugendfreund hier zu umarmen.

Albrecht.

Sieh, das iſt brav von dir, mein theurer Max,
Daß du doch deines Albrechts dich erinnerſt.
Wie viele Monde ſind es, daß wir uns
Zum letzten Mal geſeh'n?

Max.

Drey oder vier.

Albrecht.

So wen'ge? . . Und die Zeit ſchien doch ſo lang.
Ich komm' mir ſelber, wie gealtert, vor.
Des Reiches Sorge, Einſamkeit des Hof's,
Der Brüder Zwietracht, keines Freundes Rede,
Mar, kein Herz, welches mein ich nennen könnte —
Du aber frevlich biſt noch jugendlich,
Dem Leben zugewandt, des Lebens Freuden.

Mar.

Dem Himmel Dank, der mich die Jugendzeit
So froh und frey genießen läßt in Ruhe.
Ich lebe der Natur, dem ritterlichen Spiel,
Der edlen Jagd, der Wiſſenſchaft und Kunſt,
Dem Schönen, Guten, wo ſich's zeigt und gibt.
Die letzte Zeit beſonders ſchwand mir hin
In Luſt und Liebe, an dem Hof des Vetters.

Albrecht.

Was macht der alte Herr in ſeinem Ambraß?

Mar.

Er iſt der alte noch, der immer junge.

Albrecht.

Und Kunigunde?

Mar.

Frag' dein eignes Herz.

Albrecht.

Und Kunigunde?

Mar.

Wie ein Täubchen ſitzt,
Verlaſſen, einſam, nach der Ferne blickend,
Dorthin, wo jener wohnt, den ſie erkieſt —
Und ſeufzend girrt: Wie lang noch wird er weilen?

Albrecht.

Sieh, darum kamſt du, Mar, bekenn' es nur!
Du wollteſt ernſtlich mich zum Handeln treiben.

Mar.

Nicht treiben, doch dich warnen; denn es ſchwebt
Ein Geyer drohend über ihrem Haupt.

Albrecht.

Wer drohet?

Mar.

Ob der Ungarn, ob der Böhmen König,
Ich weiß es nicht; doch daß dem alſo ſey,
Beſagen Briefe aus des Kaiſers Burg.

Albrecht.

Ich danke dir; das iſt von dir recht freundlich.
Und daß du ſieheſt, daß ich werth ſey deiner,
Werth ihrer: ſo gelob' ich feyerlich:
Ich werde handeln — wie ich ſchon gehandelt.

Max.

Und was haſt du gethan? Was willſt du thun?

Albrecht.

Ein Erbe will ich ihr, der Fürſtinn, ſchaffen,
Ein königliches, daß der Friederich
Sich nicht zu ſchämen braucht, die einz'ge Tochter
An einen nachgebornen Edelmann,
Den armen, zu verſchenken.

Max.

Deutlicher.

Albrecht.

Was Bayern lang gebüßet, ſchwer bereut,
Die Herrſchaft Vieler, die Vereinzelung
Der Kräfte Eines großen Völkerſtammes,
Was meine Ahnen lange ſchon gewünſcht,
Seit Kaiſer Ludwigs unglückſel'ger Theilung,
Die Eine Krone Einem Sohn' zu geben:
Sieh, das will ich — das Reich vereinigen,
Die Krone dieſes Reichs mir ſelber nehmen.

Max.

Und deine Brüder?

Albrecht.

Ich will mehr noch thun.
Ich will die hundert kleinen Ländlein alle,
In die der mächt'ge Adel ſich getheilt,
Zu Einem großen freyen Land geſtalten;

Aus Bayerns ganzem Volke will ich mir
Mein Volk, des bay'rſchen Herzogs Volk, erſchaffen;
Und wie das Land nur Einen Namen führt,
So ſoll nur Einer herrſchen: Ich, der Herzog.

Max.

Der Zweck iſt fürſtlich groß, jedoch das Mittel?

Albrecht.

Das Recht, und reichet dieß nicht aus, die That.

Max.

Und wenn's dir nun gelänge, was du willſt?

Albrecht.

Dann tret' ich hin vor Oeſtreichs Erzherzog,
Und werb' als Bayerns Herzog um die Tochter.

Max.

Doch Friederich der Kaiſer?

Albrecht.

Ludwig war es auch,
Mein großer Ahn; und wenn der Max nicht wär',
Der kaiſerliche Jüngling an Verdienſt,
Wie an Geburt, es könnte Albrecht auch
Wohl Kaiſer werden. Oder meineſt du,
Der Friederich, er achte ſeinen Mann
Nach dem Ornate nur, nicht nach dem Geiſt,
Der in ihm herrſcht, und über Andre herrſcht?

Max.

Ich fürchte, daß, worin du groß erſcheinen willſt,
In der Geſtaltung einer neuen Zeit,
Ihm klein, ja widerlich bedünken möchte.
Da kenn'ſt du Friederich fürwahr zu wenig.
Das iſt ihm eigen, macht ihn groß und ſtark,
Daß er den Stamm des Alten treulich pflegt,
Und nur von ihm, nicht von den Schößlingen,
Die jeder Tag gebiert, der Tag verſchlingt,
Die Früchte für die Gegenwart ſich leſet.
Gerade er, er will die Leidenſchaft,
Das Wankende der neuen Zeit bezähmen,
Und ſicher ſtellen durch den Ernſt der alten.
Drum, ſtatt der Achtung, wirſt du durch dein Werk
Vielmehr des Kaiſers Mißgunſt dir erwerben.

Albrecht.

Des Kaiſers Groll, der wird mich wenig kümmern —
Was ich in meinem Lande ſchalt' und walt',
Davon muß ich nur Gott zur Rede ſtehn —
Allein des Vaters Mißgunſt — Rathe, Max!

Max.

Der Rath iſt leicht: Gib nur dem Kaiſer nach,
Dann wird der Vater dir entgegen kommen.
Es glimmt ſchon ohnehin die Glut der Zwietracht;
Der niederländ'ſche Adel nähret ſie;
Verhindre, daß ſie nicht zur Flamme werde.

Albrecht.

Das Werk iſt mein; was werden ſoll, das werde!
Und was ich angefangen habe, will ich enden.
Gib einen andern Rath mir! Mar! ein'n beſſern.

Mar.

Kein Ausweg; wer den Vater nicht gewinnt,
Verliert die Tochter.

Albrecht.

Sie iſt wohl bewahrt,
Durch Vetters Sorge, deine Freundſchaft, meine Liebe.

Mar.

Ich ſage dir, er wird ſie dir verweigern!

Albrecht.

Dann hol' ich ſie — — Nun, ritterlicher Herr!
Kann dich dieß Wort befremden? Haſt du wohl
Vergeſſen, was die Sage uns erzählt
Von manchem Ritter, der ſich insgeheim
Die Braut erleſen, und ſie heimgeführt —
Des Vaters Segen kam doch hintendrein.

Mar.

Du ſcherzeſt.

Albrecht.

Nimm's für Scherz; doch, lieber Mar!
Um dieſes bitt' ich dich: kommſt du nach Wien,

Sey mein Vertreter! Leit' es ein, das Werk,
Streich' deinen Albrecht fein heraus beym Vater,
Denk' an der Schweſter, an des Freundes Glück,
Und laß es dir, wie dein's empfohlen ſeyn.
Und merk'ſt du was von eines Fremden Werbung,
So ſchreib' mir's, daß ich meine Schritte mache!
Verſprichſt du mir's?

Mar.

Von Herzen gern!

Albrecht.

Und nun verweil', ſo lang es dir gefällt;
Theil' Tiſch und Bett mit deinem Freunde Albrecht.
Es iſt ja nicht das erſte Mal, daß Oeſterreichs
Und Bayerns Herzoge das Bett getheilt.

(Er geleitet ihn in's Seiten-Cabinet.)

(Abensberg führt den Schöffen von Straubing mit den Bürgern ein. Albrecht kommt zurück.)

Schöffe.

Der Bayer iſt gewohnt, mit ſeinen Fürſten,
Den hochverehrten, freye Red' zu halten;
So wie er denn auch ihrem Wunſch und Willen
In treuer Handlung immer wahr beſteht.

Albrecht.

Ich lieb' die freye Rede, wie die That.

Schöffe.

Das Niederland, der Wohnſitz ehedem
Des Friedens und der Freude, es iſt jetzt
Der Schauplatz nur des Jammers und des Elends.

Die Ritter, eng verbündet, hausen dort
In ihren festen Schlössern, weit und breit,
Mit Fürst und Volk zugleich in ew'ger Fehde.
Den Landmann plagen sie mit schweren Frohnen,
Und, wer sich weigert, den bestrafen sie
An Freyheit und an Gut, wohl gar am Leben.
Den Städter selbst, kaum sichert ihn die Mauer;
Doch, wehe ihm, wenn er durch's off'ne Land
Die Früchte seiner Kunst zu Markte trägt:
Gleich Geyern stürzen sie aus ihren Horsten
Auf die willkomm'ne Beut', und rauben sie.

Albrecht.

Ich kenn' sie alle, die dieß Unheil stiften;
Es kommt der Rache Zeit, sie ist schon da.

Schöffe.

Den Frevel können wir nicht billigen,
Den sie an uns verüben, räuberisch;
Jedoch — verzeihet, Herr! wenn wir es wagen,
Den Frevlern selbst ein mildes Wort zu reden —
Nicht Noth allein ist's, die sie treibt zur Unthat,
Es ist der Stolz, geschmähter Ehre wegen,
Es ist der Unmuth ob verlornen Rechten.
Eh'mals da satzten Bayerns Fürst und Volk;
Die Lasten legte nicht der Herzog auf,
Die Stände satzten, und vertheilten sie,
Und gern ertrug's das Volk.

(Mit schüchterner Ehrfurcht.)

Jetzt ist es anders.

Albrecht

(Nach einer langen, ernſten Pauſe).

Nicht unbekannt war mir des Landes Lage,
Nicht ungerührt ließ mich des Volkes Laſt, —
Ich ſann auf Hülfe, auf Erlöſung;
Nur wußt' ich noch das rechte Mittel nicht,
Das den verjährten Schaden durchaus heilte;
Nur glaubte ich, daß noch die Zeit nicht wär',
Die Wunde, die noch eitert, zu vernarben;
Nur hoffte ich, daß die Natur, die gute,
Auch ohne Schnitt und Brand noch helfen würde.
Ich täuſchte mich. Ihr, ihr nun wißt das beſſer,
Ihr wißt das Mittel, wißt die Zeit, wißt Alles.
Was iſt zu thun? Ich muß euch wohl willfahren.
So zieht denn heim, und ſaget euern Rittern,
Daß Baierns Herzog ihrem Trotz gewichen,
Auf Fürſprach' jener Städte, deren Flor,
Von ihm gepflegt, ſie ungeſtraft zerſtörten;
Und feyern ſie den Sieg mit Freudenfeuern,
So ſchleppet ihnen ſelbſt das Holz hinzu.

Schöffe.

Nicht dieſe Sprache, Herr, ſie iſt zermalmend —

Albrecht.

Der Fürſten Schickſal iſt bedauernswerth.
Wenn ſie's dem einen Theil zu Danke machen,
Verfallen ſie in Neid und Haß des andern.
Mir iſt nun gar das harte Loos geworden,
Daß die, für welche ich, als ſchwäch're Kinder,

Mit Vergunſt väterlicher Lieb' geſorgt,
Die Wohlthat, wie ein Uebel von ſich weiſen. —
Ich hab' geglaubt, in meinem Bayerland
Läg' mancher Same noch uralter Kraft;
Daß er in wilder Dumpfheit nicht erſticke,
Verſucht' ich es, den Boden aufzulockern,
Verjährte Vorurtheile auszuretten,
Und jenen üppig wuchernden Gewächſen,
Die nur vom Boden ſaugen, ſelber unfruchtbar,
Die Zweige zu beſchneiden. So, glaubt' ich,
Werd' Bayern, jetzt beynah' noch eine Wüſte,
Einſt auferblüh'n zu einem großen Garten
Voll kräft'ger Stämme. Doch ich täuſchte mich.

(Dumpfe Stille.)

Für wen denn trage ich der Tage Arbeit,
Der Nächte Sorge, als für euch allein?
Ich hab' die Laſt dem Sigmund abgenommen,
Ich hab' die Macht dem Chriſtoph abgeſtritten,
Ich hab' der Brüder Neid auf mich geladen,
Des Adels Zorn, der Fürſten Eiferſucht.
Wozu dieß Alles? Um das große Werk,
Das Ludwig ſchon, mein großer Ahn, begonnen,
Mit ungeſchwächter Kraft zu End' zu fördern,
Das Werk: die Tauſende der Bayern
Zu gleiche Rechte, alle einzuſetzen,
Und aus dem Land Ein Vaterhaus zu bilden,
Wo Einer herrſchet über gleiche Brüder.

(Steigende Bewegung.)

Nein, nein, ich konnte mich in euch nicht täuſchen;

Das Wort des Mißvergnügens, das ihr ſpracht,
Es kam nicht aus dem Herzen meiner Bayern;
Es iſt ein Irrthum des Verſtandes nur,
Der fehlen kann, doch nimmer ſündigen.
Gewiß, ihr wollt nicht, daß ich, euer Herzog,
Den argen Züchtigern gemeinen Volks,
Die bisher ſcheu nur ihre Geißel ſchwangen,
Dazu durch Nachſicht gleichſam Vollmacht gebe!
Ihr wollt nicht, könnt nicht wollen, daß der Herr
Der's redlich meint mit allen ſeinen Bayern,
Den hundert Herrlein ſchmählich weichen ſollte,
Die für die Scholle, nicht für's Land auch ſorgen!
Ihr wollt nur Frieden, Sicherheit und Ruhe.
Die geb' ich euch, bey Gott! die Zeit iſt da,
Das Mittel, ſeh' ich recht, es iſt gefunden!

Bürger.

Gehorſam unſerm Herzog! Gut und Blut!

Albrecht.

Daran erkenn' ich wieder meine Bayern.
D'rum kehrt nach Hauſe, rüſtet ſchleunig euch,
Auf daß ich, wenn ich nahe, euer Rächer,
Bereit euch finde zu dem Blutgericht.

Zweyter Aufzug.

Scene: Schloß Stahremberg. Garten mit der Aussicht auf den See. Zeit: Sonnenaufgang.

Herzog Sigmund, in Roth, Blau und Weiß einfach gekleidet, unter einer Laube. In einiger Entfernung hinter Bosketen, Harmonie-Musik. Auf gegebenes Zeichen schweigt die Musik.

Sigmund

(in Anschauung verloren).

So war's, als in den ersten Schöpfungstagen
Aus alter Nacht der junge Tag entstand,
Als Gottes Odem ob den Wassern schwebte,
Und Licht und Leben die Natur durchdrang.
So war's auch heut, so wird es immer seyn;
Obgleich an Farben wechselnd, sind es doch
Dieselben Blüthen, die ein jeder Morgen bringt.

Noch schlummerte, vom Nebel leicht bedeckt,
Der stille See, in seinem weiten Bette;
Doch mählich öffnet' er das klare Aug',
Vom sanften Morgenrothe überstrahlt,
Wie ob dem Antlitz seiner Braut der Bräutigam;
Und froherwachend, voll des heiligen Entzückens,
Warf er zurück ein reines, spiegelhelles Leben.

Und nun, in welcher Pracht erglänzeſt du,
Mein See! wie ſchön die ganze weite Gegend!
So groß, ſo wunderbar, ſchauſt du mich an,
Wie eine Feenwelt, aus duft'gem Abgrund —
Ein lauterer Kryſtall, weit hingegoſſen,
Den Himmel ſelbſt verbergend, offenbarend!
Und dieſer Rahmen um das heitre Bild,
Die grünen Hügel, dieſe düſtern Haine,
Mit lichten Matten buntgeſtaltig wechſelnd —
Und dann der Berge majeſtät'ſcher Schluß,
Die, wie Gigantenwerke, aufgethürmt,
Aus dunkler Fern' erhaben niederſchau'n —
Wie anmuthsvoll, wie groß iſt alles hier!
So traut, ſo längſt bekannt, wie eine Heimath,
Und doch zugleich ſo neu, ſo raſch entzückend,
Wie ein noch nie geſeh'nes Wunderland! —

Ihr, die ihr wohnt in euren dumpfen Mauern,
Von keinem klaren Morgenſtrahl begrüßt,
Von keiner friſchen Lebensluft erquickt,
Verſchloſſen euer Ohr dem Vogelſang,
Entfremdet euer Aug' dem heitern Grün:
Ihr kennt die Freude, kennt die Freyheit nicht;
Was ihr Paläſte nennt, es ſind nur Kerker,
Worin an goldnen Feſſeln ihr verkrüppelt.
Hier iſt gut wohnen — hier in wahrer Freyheit,
Bey ſtillen, reinen Freuden der Natur.

(Er ſchaut noch lange ſchweigend in die Gegend hinaus.)

(Meiſter Raimar erſcheint im Hintergrund. Er gibt ſeine Anweſenheit durch einen Accord ſeiner Laute kund.)

Sigmund.

Ah, Meister Reimar? Also lieb' ich es,
Daß sich der Meister kund gibt. Tretet näher!
Habt Ihr der Liebe Lied, das ich gedichtet,
In Musik schon gesetzt?

Raimar.

Es ist vollendet.

Sigmund.

Doch daß die Weise einfach sey und züchtig,
Mit Schnörkeln nicht verbrämt der Afterkunst,
Daß nicht das Wort im Tonschwall untergeh',
Rein, leis', doch kräftig, wie der stolze Schwan,
Dahin auf leicht bewegter Woge rausche.

Reimar.

Ich gab mir Mühe, mit dem Geist des Worts
Des Tones Seele innigst zu vermählen,
So daß das Lied, im Körper des Gesangs,
Wie Gottes Ebenbild, der Mensch erscheine.

Sigmund.

So wird es mir willkommen seyn. Laßt hören.

Reimar (singt).

Roth und blau, und blau und weiß
Trage ich mit ganzem Fleiß;
Weiß ist ja des Lichtes Schein,
Weiß die Lilje, zart und rein,
Weiß des Mägdleins Busen.

Weiß und roth, und roth und blau,
Dieſer Farb' ich gern vertrau;
Blau iſt ja des Himmels Grund,
Blau des Veilchens ſtiller Mund,
Blau des Mägdleins Auge.

Blau und weiß, und weiß und roth,
Ich bleib' treu ihr bis in Tod;
Roth iſt ja des Morgens Licht,
Roth der Roſe Angeſicht,
Roth des Mägdleins Lippen.

Sigmund.

Ich lobe mir das Lied; des Wortes blaſſe Zeichnung,
Sie hat nun Farb' erhalten durch den Ton,
Und ſpricht jetzt in lebend'ger Kraft uns an.
Habt Dank für Eure Müh. Ich bin zufrieden.

(Raimar ab.)

(Er nimmt ein Bild hervor.)

Du ſchönes Bild, du Bild der ſchönen Liebe!
In deiner Anſchauung, da taucht mir erſt
Der Himmel auf mit ſeinen Lebenslichtern,
Mit ſeinem tiefen, ſehnſuchtsvollen Blau,
Und ſeiner ewig blüh'nden Morgenröthe.

(küßt es.)

Hofkaplan

(der während der letzten Worte aufgetreten).

Non licet.

Sigmund.

Ah, ſeyd Ihr's, Herr Kapellan? —
Non licet? — Ich verſteh', hochwürd'ger Herr!
Ihr möchtet gern Johannis Ruhm verdienen;
Ich aber, ſeht! mag kein Herodes ſeyn. —
Was habt Ihr zu vermelden, Kapellan?

Kaplan.

Der Fiſcher auf dem Wörth, wie er vergeſtern
Von Stahremberg, wo er zu lang verweilt,
Bey Nacht und Wind zurück kehrt, iſt ertrunken.

Sigmund.

Der Arme! — Hinterläßt er Kinder?

Kaplan.

Sechs,
Und eine kranke Wittwe.

Sigmund.

Das iſt traurig!
Da muß geholfen werden, alſogleich!
Laßt Euch vom Kaſtner geben, was Ihr braucht.

Kaplan.

Der gibt nichts.

Sigmund.

Wie?

Kaplan.

Er ſagt, er habe nichts.

Sigmund.

So! Das iſt freylich ein ganz eigner Fall.
Da muß man Wunder wirken. Könnt Ihr das?

Kaplan.

Ich bin ein armer, ſünd'ger Menſch, wie Ihr.

Sigmund.

Doch beyde ſelig durch die Gnade Gottes!
Verſuchen wir's einmahl, wir beyden Sünder,
(indem er ſeinen Ring abzieht, und ihn dem Kaplan hingibt.)
Und machen wir denn Brod aus dieſen Steinen.

Kaplan.

Vergelt's Gott!

Sigmund.

Amen! — Noch eins, Herr Kaplan,
Sagt meinem geiz'gen Kaſtner nichts davon,
Verſteht ihr mich? — er würde mich ſonſt ſchelten. —
(Kaplan ab.)
(Ein Diener kommt.)

Diener.

Der Baumeiſter Georg Sandhofer.

Sigmund.

Er iſt willkommen.
(geht ihm entgegen.)
Tretet nur herbey!
Ihr bringt mir wohl die anbefohlnen Pläne
Zum Baue unſrer lieben Frauen-Kirche?

Baumeiſter.

Nur Einen, gnäd'ger Herr!

Sigmund.

Warum nicht mehr,
Damit ich Auswahl treffe, zwiſchen dem und jenem?

Baumeiſter.

Der Eine wird genügen, — gleich wie mir.

Sigmund.

Das iſt recht ſtolz gedacht.

Baumeiſter.

Nicht alſo, Herr!
Dem ächten Künſtler ziemt vor allem Demuth,
Er iſt das Werkzeug nur in Gottes Hand,
Und drum auch ſein Gemächt des Herren Werk.

Sigmund.

Die Demuth lob' ich mir.

Baumeiſter.

Vollbringen kann er's nicht,
Doch ſchätzen kann er, was das Schönſte ſey.
Und ſeh't, ich ſag's mit Freudigkeit des Herzens:
Das Schönſte iſt vollbracht, mit Gottes Gnade.

Sigmund.

Laßt ſehen!

Baumeiſter.

Hört zuerſt, wie es geſchehn.
Ich ſaß wohl ganze Wochen lang beym Werk,
Und legt den Zirkel und das Richtmaß an,
Und ſaß, und zirkelte, und überlegte,
Und machte Bilder, und zerſtörte ſie;
's war eitel Pfuſchwerk, eins wie's andre.

Sigmund.

Ihr hattet Muſter doch genug vor Augen,
Italiens Baſiliken, die rein und freundlich
Gleichwie ein andrer Himmel ob uns ſchweben,
Und Deutſchlands dunkelklare Dome,
Die das Geheimniß der Religion
So wunderbar verkünden und verhüllen.

Baumeiſter.

Ich wollte Neues bilden aus dem Alten,
Die Freundlichkeit des Römers mit dem Ernſt
Des Deutſchen einen — Anmuth mit der Größe,
Der Liebe Klarheit mit des Glaubens Tiefe,
Und Sehnſucht mit der Hoffnung ſchön vermählen.
Ich konnt' es nicht, 's war eitel Pfuſchwerk nur. —
Deß' ward ich inne, und die eigne Ohnmacht
Erkennend, flehte ich recht brünſtiglich
Zum Herrn, von dem all' gute Gaben kommen.
Und er erhörte mich. — Ihr ſeyd ein frommer Herr,
Und drum, ſo werdet ihr an's Wunder glauben. —
Es war vorgeſtern, daß mir ſeltſam träumte.

Ich ſtand am Sarkophag der Benedikten;
Er war in hohem, ſchönen Styl erbaut,
In einer Doppelreih' von Porphyrſäulen;
Auf ihnen ſchwebte, leicht beſchwingt, die Decke,
In Strahlen aus Kryſtall emporgeſchoſſen,
Worüber ſich ein goldnes Dach noch wölbte;
Und zwiſchen jenem Säulenwerk, dem äußern,
Erglänzte edles, farbiges Geſtein,
Zu ſchönen Bildern künſtleriſch gefügt.
Und wie ich da noch voller Andacht kniete,
Sieh, da erhob ſie ſich, die Heilige,
Und mit ihr hob und dehnte ſich der Sarg;
Er ward zum Tempel, wunderbar und groß;
Und in dem Hintergrund erbaute ſich
Ein Hochaltar; droh ſchwebte ſie, gen Himmel
Auffahrend, von der Engel Chor umgeben,
Und von den Thürmen ſcholl's: Ave Maria! —
Die Glocke weckte mich der Hofkapelle;
Doch das Geſicht, es ſtand noch deutlich da,
Ich durft's nur conterfeyen, wie es war.
Und ſehet, Herr, das Schönſte iſt vollbracht,
Mit Gott, zu Ehren unſrer lieben Frau.

Sigmund

(nachdem er das Bild lange, ſtill bewundernd, betrachtet).

Der wunderbare Bau, er ſteht vollendet,
Und ſchaut voll Majeſtät in's Land hinaus.
So hab' ich denn mein Leben wohl verwendet,
Ich hab's gewidmet dieſem Gotteshaus.

Zwar eine Blume nur, die ich gespendet,
Doch ist's die schönste in dem schönen Strauß.
Und wer den Tempel mit Bewundrung schauet,
Er segnet den auch, der ihn einst erbauet. —

Schon hör' ich von den Thürmen Glocken schallen,
Zum Tempel rufen sie die gläub'ge Schaar,
Ich seh' die Menge hier- und dorther wallen,
Und jeder bringet fromme Opfer dar;
Es füllen sich des Heiligthumes Hallen,
Der fromme Priester steht am Hochaltar:
„Ave Maria!" ist sein Ruf erklungen,
„Ave Maria!" ruft's in tausend Zungen.

Baumeister
(mit gefalteten Händen).

Es leite Gott den Anfang und das Ende!

Sigmund.

Ihr mahnet recht, und danket ihm mit mir;
Denn seh't, durch Gottes wunderbare Fügung
Ist's wohl geschehen, daß ich eben jetzt,
Wo ich der reichen Spenden sehr bedarf,
Zu alten Rechten, und zu neuen Schätzen,
Ohn' mein Verdienst, zurückgekommen bin.
Drum kann das Werk sogleich begonnen werden.

Baumeister.

Wie Ihr befehlet, Herr, so soll's geschehn.

Sigmund.

Doch Meister, sagt, wie soll ich Euch belohnen?
Die Arbeit zwar, die zahlt sich leichtlich ab,
Jedoch die Kunst, die lohnt nicht eitel Gold.

Baumeister.

Mein gnäd'ger Herr, des Gold's bedarf ich nicht,
Ich hab' zu leben schon durch Albrechts Gnade;
Um eins nur bitt' ich, dieß gewähret mir,
Daß, wenn der große Bau vollendet ist,
Mein eigen Bild zu ewigem Gedächtniß
An einer Seitenmaur des Tempels prange.

Sigmund.

Wie sollt' es nicht? Den Meister lobt das Werk;
Und Euer Name wird unsterblich seyn,
So groß und unvergänglich, wie das Werk.
Jedoch der Künstler soll im Leben schon
Des Ruhm's genießen; drum so nehmt die Kette;
(Er hängt ihm seine Kette um.)
Sie wird uns beyd' in gleichem Maße ehren,
Euch, der sie trägt, und mich, der sie verlieh.
(Kanzler Neuhauser kommt.)

Sigmund.

Ihr kommt so eben recht, mein lieber Kanzler!
Seht einmal her. — Seht, dieses Gotteshaus
Will ich erbau'n in Eurem München drunten.
Ihr seyd ein Kenner. Wie gefällt es Euch?

Kanzler.

Wahrhaftig, schön und groß! ein würdig Fürstenwerk!

Sigmund.

So wollet denn mir den Gefallen thun,
Und unserm Meister dienſam seyn in allem,
Versteht, mit Geld, so viel er deß bedarf.
Die Schuld mög't Ihr auf meine Rechnung schreiben. —

Kanzler.

Benehmt Euch deßhalb nur mit Herzog Albrecht,
Ich werde treulich den Befehl vollziehn.

Sigmund.

Was habet Ihr denn da für ein' Last Papiere?

Kanzler.

Regierungs-Acten — wenn's gefällig ist,
Zur Ueberlegung und zur Unterschrift.
Hier ist die Urkund', die verkünden soll,
Den Antritt Eurer Mitregentschaft.

Sigmund.

Reicht sie mir!
(Nach flüchtigem Ueberblick, unterschreibt er)
Hier habt Ihr sie. Doch mit den übrigen,
Da hat es doch wohl Zeit?

Kanzler.

Der Herzog harrt
Auf Eure schleunige Bestätigung.

Es dringen die Geſchäfte; nächſter Tage
Wird noch weit Mehreres zur Sprache kommen;
Vielleicht daß Eure Gegenwart ſogar
In München lange Zeit nothwendig werden dürfte.

Sigmund

(nach einigem Nachdenken).

Gebt mir die Urkund' wiederum zurück.
Es will mir jetzt noch nicht beliebig ſeyn,
Die Müh' des Regiments zu übernehmen.
Ich bin noch unentſchloſſen, ob und wann
Ich mich zu dieſem Schritt bewegen laſſe.

Kanzler

(überreicht ihm einen verſiegelten Brief).

Vielleicht, daß dieſes eigenhändige Schreiben
Den Fragepunkt ſogleich entſcheiden dürfte.

Sigmund

(indem er lieſt).

Das läßt ſich hören — Brüderlich gedacht —
Recht künſtlich — So kann ich zufrieden ſeyn.
Hört, Meiſter, nun ſteht uns nichts mehr im Weg,
Die Koſten ſind gedeckt von Jahr zu Jahr.
Drum rüſtet Euch, daß, komm' ich nach der Stadt,
Der Grundſtein alſogleich gelegt kann werden.

Baumeiſter.

Ich werde morgen ſchon zum Werke ſchreiten.

Kanzler.

Und welche Antwort bring' ich meinem Herrn?

Sigmund.

Ich nehm' ſein Anerbiethen dankbar an.
Im Uebrigen verbleib's vorerſt beym Alten.
(ruft dem abgehenden Kanzler nach)
Herr Kanzler, nehmt den Meiſter doch mit Euch,
Er iſt nun auch, wie Ihr, ſo 'n Kettenträger —
Sie ſteht ihm ſchön, die Kette, wie Euch gut.

Kanzler.

Den Künſtler ehre ich, auch ohne Ehrenzeichen;
Er trägt die höchſte Würde ſchon in ſich.
(Beyde ab.)

Sigmund
(allein).

Der Albrecht hat das Ding fein angelegt,
Doch hab' ich ihn im eignen Netz gefangen.
Ich bin im Vortheil ſchon durch meinen Stand,
Und offen ſteht mir hier und dort der Ausweg.
Ob er es redlich meine oder nicht,
Mir gleichviel; er hält Wort; das iſt genug.
(Herzog Wolfgang kommt.)

Wolfgang.

Ich komm' unangemeldet — wie ich geh' und ſteh'.

Sigmund.

Sey ſchön willkommen mir, mein lieber Bruder!
Was führet dich zu mir? und ſo geſchwind?

Wolfgang.

Ein friedliches Geſchäft, das aber dringt;
Sonſt könnt' es leicht ein feindlich Anſeh'n nehmen.
Der Chriſtoph läßt dir ſeinen Gruß vermelden.

Sigmund.

Warum denn kommt er ſelber nicht zu mir?

Wolfgang.

Wo ich bin, weißt du wohl, da ſteht der Chriſtoph.

Sigmund.

Und was iſt ſein Begehren?

Wolfgang.

Es betrifft
Den Spruch, der gegen ihn iſt ausgefallen.

Sigmund.

Dazu biſt du geſandt? Was, meint er denn,
Sey noch zu ſchlichten in geſcheh'nen Dingen?

Wolfgang.

Sie ſind noch nicht geſcheh'n, und wären ſie's,
Du könnteſt ſie dann ungeſchehen machen.

Sigmund.

Ich ſeh' nicht ein, wodurch? Erkläre dich!

Wolfgang.

Tritt' die Regierung ab zu Gunſten Chriſtophs.

(Sigmund kurz.)

Ich rede frey mit dir, wie's Brüdern ziemt.
Zwar kenn' ich Christophs wahre Absicht nicht,
Und unsre Wünsche weichen hierin ab;
Doch will ich seine Sache redlich führen. —
Daß er so sehnlich nach der Krone strebt,
Davon liegt, glaub' ich, tiefer wohl der Grund.
Er liebet nicht den Glanz, und scheut die Last
Des Regiments, und lebt als Ritter freyer,
Denn er als Herzog jemals leben könnte.
Und doch! ist's Ehrgeiz? ist's verborgne Liebe?
Ich weiß es nicht, es ist das Einzige,
Was er dem treusten Freunde stets verhehlt.
Genug, er will, und was er will, der Christoph,
Er ruht nicht eher, bis er es erreicht.
Drum, Sigmund, komm' entgegen seinem Wunsche;
Er wird dafür dir immer dankbar seyn.

Sigmund.

Das kann ich nicht; und könnt' ich's, wollt' ich nicht.

Wolfgang.

Warum denn nicht? Das Testament des Vaters
Kannst mindest du als Vorwand nicht gebrauchen,
Du schlägest dich mit deinem eignen Wort.

Sigmund.

Urtheile selbst: Wer auf ein Recht verzichtet,
Darf er's drum einem Andern übertragen?
Und was zunächst den Christoph anbelangt,

Es muß ich frey gesteh'n: ich lieb' ihn zwar
Als Bruder, und verehre ihn als Retter;
Jedoch als Fürsten, ständ's in meiner Wahl,
Als Bayerns Herzog möcht' ich ihn nicht haben.

Wolfgang.

So seyd ihr beyde — ihr mißkennet ihn;
Ihr schen't den Mann von deutschem Schrot und Korn,
Der grade denkt, frey redet, muthig handelt.
Jedoch warum viel Worte hier verlieren?
Du kannst nicht, wie du sagst, vielmehr, du willst nicht;
So hör', was ich — nicht bitte, sondern fordre.

Sigmund.

Was forderst du? Was wolltest du denn fordern?

Wolfgang.

Daß du regierst, merk' wohl, daß du regierst,
Daß du das ernste Spiel selbst ordnest, leitest,
Nicht bloß, wie ehedem, den Ehrensitz
Behauptest, während er das Spiel sich mischt
Nach Gutbefinden, und die Summen einstreicht.
Du sey der Herr, der Albrecht nur Vollzieher.
Was Recht dir ist, das ist auch deine Pflicht.
Dieß Recht der Erstgeburt, du sollst es nicht
Um dürft'ges Leibgeding an ihn verschachern.

Sigmund.

Und du, mein lockrer, junger Herr, du sollst nicht
Rennpferde halten, nicht Jagdhunde füttern,

Nicht, wie ein Junker, nach den Dirnen laufen —
Du ſollſt dir, wie's des Vaters Wille war,
Die Glatze ſcheren laſſen, und der Welt
Und ihrer Luſt entſagen, als ein frommer Pfaff.

Wolfgang.

Ob ich als Ritter lebe, ob als Pfaff,
Dieß gilt euch Brüdern gleichviel und dem Volk.
Doch ſo iſt's nicht mit dir. Ich und der Chriſtoph
Wir hätten dann im Fürſten einen Bruder,
Der Bruder Albrecht iſt uns nur ein Fürſt.

Sigmund.

Ich glaub' dich zu verſteh'n; es iſt dein Wunſch,
Daß ich die Zügel faß', den Wagen lenke,
Indeß ihr drinnen wohlbehaglich ſitzt;
Der Albrecht nehme Platz dann, wo er will.
Doch ich, ich mach' mir's ſelber gern bequem.

Wolfgang.

Das kannſt du, ſollſt du. Zieh gen Hof nach München;
Richt dir als Herzog deinen Haushalt ein;
Führ' endlich deine Margaretha heim
Aus dem erhabenen Geſchlecht der Welfen;
Genieß dein Leben würdevoll in Muße;
Und willſt du Glanz noch mehr zum Glanze haben,
Hie ſind wir, deine Brüder —

Sigmund.

Glanz, du weiſt's,

Hat mich nie angezogen; mir genügt
Ein hergebrachtes, still vergnügliches Leben;
Und an der Liebe hab' ich so Geschmack,
Wie du; ich acht' sie als ein freundlich Spiel,
Um mir den Ernst des Lebens aufzuheitern;
Im Ernst, fürcht' ich, verdürb' sie mir das Spiel.
Zudem, was du erpressst, von mir verlangst,
Das hast du, findst du ja an unserm Albrecht —
Noch mehr, er will und weiß auch zu regieren.

Wolfgang.

Regieren? Herrschen nenn' es, nicht regieren.
Der Ehrgeiz treibt, die Willkühr führt es aus,
Und was die List nicht kann, erzwingt Gewalt;
Das ist die Summa seines Regiments.
Und willst du sch'n sein Conterfey im Umriß:
Er möcht' ein Heros seyn, der an der Kette
Den zahmen, lahmen Leuen führt, das Volk;
Dem Adel, den er scheut und haßt, wie'n Drachen,
Er setzte gern ihm seinen Fuß auf's Haupt;
Und wir, wir seine eignen Brüder sollten
Vor diesem Halbgott unsre Kniee beugen.

Sigmund.

Du übertreibst; es spricht das Vorurtheil,
Die Leidenschaft aus dir; du kennst ihn nicht;
Ich aber hab' gelernt, ihn kennen und ihn achten.
Und anders ist das Bild, das ich entworfen:
Auf's Eine Ziel den Blick, den unverwandten,

Das Große faſſend, auch das Kleinſte achtend,
Scharfſinnig im Entdecken, und gewandt
Im Handhaben des rechten Augenblicks,
Jetzt mild, dann wo's die Noth erheiſchet, ſtreng,
Reißt alles er an ſich, was ihn umgibt,
Und überwältigt, was entgegen ſteht.
Er iſt ein Fürſt fürwahr, ein Mann, vor dem ich gern
Zwar nicht die Kniee beug' — doch Herz und Haupt.

Wolfgang.

Der Chriſtoph kennt ihn beſſer, nämlich ſchlimmer.

Sigmund.

Ich dacht' es gleich, der Chriſtoph red' aus dir.

Wolfgang.

Er hat ihn ſchwer gekränkt, den kräft'gen Mann.

Sigmund.

Er wäre kräft'ger noch, könnt er's ertragen.

Wolfgang.

Der Edle duldet alles, nur nicht Schmach.

Sigmund.

Der ſich geſchmäht fühlt, iſt er drum geſchmäht?

Wolfgang.

Der Feige hat den Zweykampf ihm verweigert.

Sigmund.

Dran that er Recht; er wär' sonst nicht der Kluge.

Wolfgang (deftig)

So wird er zwingen ihn zum offnen Kampf.

Sigmund.

Was? Krieg?

Wolfgang.

Krieg ist das Losungswort.
Krieg gegen diesen stolzen Übrecht, Krieg!

Sigmund.

Bedau'renswerthes Land, dess Fürsten hadern! —
Wolfgang, mein lieber Bruder, du vermagst
Viel über Christoph — hin' dich, hintreib's!

Wolfgang.

Es ist zu weit, der Christoph hat's beschlossen.
Der Bund des missvergnügten Adels nimmt
Ihn gern in seine Mitte auf, den Fürsten,
Und tausend Arme fechten für das Pamph.

Sigmund.

Und du?

Wolfgang.

Ich halt's mit ihm, wie ich geschworen.
Ich werbe Kriegsvolk in Schwabenland.

Sigmund.

Das war ein ſchlimmer Schwur; doch weil's geſchehn,
So mußt du wohl als Fürſt das Wort ihm halten.
Um Eines bitt' ich noch, gewähr' es mir:
Laßt unſer Oberland aus eurem Spiel;
Und wollt ihr dennoch würgen und verheeren,
So ſchleppt ſie hin zu Einer Schlachtbank alle,
So zündet Einen Feuerherd nur an,
Daß nicht der Mord durch alle Gauen zieh',
Daß nicht die Glut das ganze Land verzehr',
Daß Bayern nicht ein Aſchenhaufen werd',
Unſchuld'ger Opfer voll für eure Sünden.

Wolfgang.

Du biſt zu weich, des Krieges nicht gewohnt.

Sigmund.

Nein, nein, und immer nein! Ich möchte nicht,
Bey Gott, ein Würger ſeyn des eignen Volks;
Denn jeder Tropfen Bluts, er ſchreyt zum Himmel.
Ich dank' es Gott, daß er mich weich geſchaffen;
Und ob ich gleich voll Sündenſchwielen bin,
Ich darf zu ihm doch meine Hand erheben,
Es klebt an ihnen kein unſchuldig Blut.

Wolfgang.

Wenn's dich beruhigt, kann ich's wohl verſprechen.

Sigmund.

Ich dank' dir! Send're Gott auch Chriſtophs Sinn! —

Das Glöcklein läut, es ruft zur heil'gen Meſſe.
Komm mit!

Wolfgang.

Ich habe Eile; lebe wohl!

(ab.)

Sigmund

(ihm bedenklich nachſehend).

Man ſollt' dem lieben Gott nicht aus dem Wege geh'n!

(ab.)

Dritter Aufzug.

(Burg des Ritters Sebaſtian von Pflug. Saal.)

(Ritter Hans von Frauenberg nebſt mehreren andern Rittern, die ſich nach und nach ſammeln.)

Frauenberg.

Was will der Pflug denn, daß er uns ſo ſchnell
Hieher beſchieden auf ſein Schloß?

Ein Ritter.

Ich weiß es nicht,
Doch müſſen's wohl ſehr wicht'ge Dinge ſeyn.
Er iſt ſonſt nicht ſo dringend.

Nußberg.

Wie mich dünkt,
Es geh't ein and'rer Wind; die Bothen fliegen,
Wie Schwalben, hin und her, von und nach München;
Bedeutet das nicht Sturm? Es geht die Rede:
Der Städte Abgeſandte ſeyen heimgekehrt,
So zahm, wie Schafe, die dem Hammel folgen,
Sey's nun zur Weide, oder ſey's zur Schlachtbank.
Ihr kennt den ſchlauen Kopf, die glatte Zunge
Des Albrechts. Ihm, ſo ſagt man, ſey's geglückt,
Der Bürger Herz, wie einen Handſchuh, umzukehren.

Degenberg.

Ja, das iſt wahr, das kann der Federheld,
Der Albrecht; er kann Worte überzuckern,
Den Fuchsſchwanz ſtreichen, blaue Wunder machen;
Drin iſt er Meiſter. Doch wenn er dem Mann'
Zur That ſoll ſteh'n, nicht blos zur Rede,
Gebt Acht, da werden wir verblüfft ihn ſehn,
Wie'n Schüler, der die Lection nicht kann.

Frauenberg.

Wir haben ihn bisher noch nicht geprüft,
Ich fürchte, wenn's zum Ernſte kommt, er ſteht.

Nußberg.

Ein wack'rer Ritter kennet keine Furcht.

Frauenberg.

Zwey Dinge darf und ſoll der Ritter fürchten:
Die Feigheit erſt, dann die Verwegenheit;
Die letzte ſchad't ſo viel, als erſt're ſchändet.

Ein Ritter.

Gewiß, die Vorſicht iſt nicht überflüſſig,
Sind wirklich alle Städte, wie man ſagt,
Auf Albrechts Seite, dann iſt's ſchlimme Zeit,
Man wird uns unſre Flügel brav beſchneiden,
Wohl gar die Vögel aus den Neſtern jagen.

Degenberg.

Welch Teufel hat Euch Euer Herz geſtohlen?

Ihr war't doch letzthin noch gar wilden Sinns;
Seyd Ihr mit Einem Male zahm geworden?

Ritter.

Ein kluger Sinn, der richt't ſich nach der Zeit.

Degenberg.

So geht zum Henker! Eure Red' iſt faul.

Ritter.

Das ſag' mir einer! (einlenkend) Reden darf man doch.

(Sie treten zurück.)

(Zwey andere Ritter treten vor.)

Erſter.

Wie nähret Euch der Stegreif?

Zweyter.

Schlecht genug.

(Sie reden eine Weile insgeheim miteinander.)

Erſter

(laut, und mit Geberde).

ay geſchunden! dann wird Geld geſchworen.

Frauenberg

(der im Auf- und Abgehen die letzte Rede vernommen).

Erzählet mir doch was von eurem Handwerk.

Erſter.

Wie? was? wofür denn ſehet Ihr uns an?

Frauenberg.

Für Gärber. Oder ſeyd ihr Metzger? Richtig,
Ihr ſprachet ja vom Hautabziehn.

Zweyter.

Ey Poſſen!
Was geht Euch unſre Rede an?

Frauenberg.

Sehr viel.
Sie ſtinkt, wie euer Handwerk, und ſteckt an
Die ganze Nachbarſchaft. Kurzum, ihr ſteht
In übelem Geruch, und wir mit euch.
'ſ gibt Leute, die ſo frech ſind, zu behaupten,
Manch Ritter ſey ſo ſchlecht, als wie ein Gaudieb.

Erſter.

Donner und Wetter! wer ſagt das?

Frauenberg.

Ich nicht.

Zweyter

(den erſten fortziehend).

Komm, laß ihn doch. Du kennſt ja den Murrkopf.

(Beyde treten zurück.)

Frauenberg

(ihnen nachſehend; für ſich).

Es iſt nur Schade um den Ritterſchmuck,
Den dieſe Lumpen tragen. Pah!

(Ein anderer Ritter tritt zu ihm.)

Ritter.

Hört, Frauenberg! Ihr seyd ein wackrer Mann,
Bedächtig, wohlerfahren, grad und bieder;
Nicht so ein Obenaus und Nirgendan,
Wie Degenberg und sein Kumpan, der Nußberg.
Mein, sagt mir 'mal: Was haltet Ihr von unserm Bund'?

Frauenberg.

Daß er ein Bund sey, und daß man ihn halten soll.

Ritter.

Schon recht; allein, was wollen wir damit?

Frauenberg.

Fragt Ihr erst jetzt, nachdem Ihr ihn beschworen?

Ritter.

Nun, schworen Andre, konnt' ich auch ja schwören.
Ihr selbst — ich halte wahrlich viel auf Euch —

Frauenberg.

So will ich Euch denn sagen, was ich meine.
Der Adel unsrer bayr'schen Niederlande
Genießet vieler, großer Privilegien,
Die ihm durch Herzog Otto's Handveste
Auf ew'ge Zeiten zugesichert worden.
Wie unsre Landschaft nun nach Erbvertrag
Den Herzogen des Oberlands anheim fiel,

Ward unſer Freybrief, wie's geziemt, beſtätigt,
Bis dieſer Albrecht kam. Der will nun nicht,
Daß einer mehr ſey, mehr hab', als der andre,
Doch er will alles ſeyn, und alles haben.

Ritter.

Ich hab' doch meine Güter noch und meine Siegel —

Frauenberg.

Seht, das verſteht Ihr nicht; Ihr ſchauet nur,
Was jetzt geſchieht, nicht was geſchehen wird.

Ritter.

Dann iſt's ja immer Zeit noch, uns zu wehren.

Frauenberg.

Dann iſt's zu ſpät. Ich will ein Gleichniß geben:
Es möcht' Euch einer Eure Burg zerſtören,
Ein hinterliſt'ger Feind. Wie fängt er's an?
Er hebt das Dach nicht ab, reißt nicht die Balken aus,
Er untergräbt allmählig Stein um Stein,
So daß Ihr nichts von ſeinen Liſten ſpürt.
Doch plötzlich kracht's zuſammen über Euch,
Und Ihr ſeyd unter der Ruin begraben.

Ritter.

Ja, nun verſteh' ich Euch.

Frauenberg.

Drum ſorgen wir,
Daß unſrer Herrſchaft Bau ja nicht ein Loch

Bekommt — oder wir verſtopfen's gleich.
Und da nun Viele beſſer ſteh'n, als Einer,
Und Alle mehr ausrichten insgeſammt,
Als jeder ſo für ſich: drum ward beſchloſſen,
In einen Bund zu treten gegen Albrecht
Zur Selbſtvertheidigung.

Ritter.

Nun weiß ich, was wir wollen,
Und rechnet drauf, daß ich mein Wort auch halte.

Frauenberg.

Für ſolchen Ehrenmann erkenn' ich Euch. —
Da kommt der Hauptmann unſers Bund's, der Pflug.

(Pflug erſcheint. Er und die Ritter nehmen Platz.)

Pflug.

Ich habe euch, ihr lieben Herrn und Freunde,
Zu mir geladen, um euch zu entdecken,
In welcher Lage unſre Sachen ſteh'n;
Zugleich die Frag' an euch zu wiederholen,
Ob ihr, und wie ihr den geſchloß'nen Bund
Zu halten fürderhin gemeinet ſeyd.

Degenberg.

Ey was! Davon kann nicht die Rede ſeyn.
Wir ſchworen's feyerlich, auf Gut und Blut.

Pflug.

Wir ſchworen, unſer angeſtammtes Recht
Mit Ehren und nach Pflicht getreu zu wahren;

Wir ſchwören, Einer ſteh' für Alle ein
In Wort und That, und Alle für den Einen;
Wir ſchwören, dieſen Schwur zu halten, treu,
Doch — merkt es — unbeſchadet jenes Schwurs,
Den wir geleiſtet unſerm Herrn und Herzog.

Einige.

Das ſchweren wir, ſo wollen wir's auch halten.

Pflug.

Nun aber hat die Lage ſich geändert;
Es iſt an dem, daß wir, die Unterthanen,
In offne Fehde mit dem Herrn gerathen.
Laut ſich'rer Kunde hat der Herzog ſchnell
Ein allgemeines Aufgebeth erlaſſen,
Und ſchaarenweiſe, heißt es, eilen ſchon
Die Bürger, wohlgerüſtet zu den Fahnen,
Um gegen uns zu Feld zu zieh'n, die Störer
Des Landfriedens.

Frauenberg.

Das ſind wir nicht.

Mehrere.

Nein, nein!

Pflug.

Ich will ſie nicht bezeichnen, die es thaten;
Doch wären Bürger hier, ſie zeugten laut,
Und ſchrieen dem und jenem Raub und Mord
Und Fluch in's Ohr.

Nußberg.

Wer nicht an's Raubthier kann,
Der hält ſich an die Brut.

Pflug.

Und lockt den Löwen ſelbſt
Aus ſeiner Höhl' und reizet ſeinen Ingrimm.
So hat denn jener Gräuel — nennt es anders —
Nicht bloß der Bürger Haß und Neid erregt,
Er hat den Rittern auch Gefahr gebracht.
So lang' wir auf dem Wege Rechtens ſtritten,
Da kannt' uns Albrecht, welcher wenigſtens
Den Schein des Rechtes ehrt, nicht an den Leib;
Jetzt aber rief Gewalt Gewalt hervor,
Und Albrecht kommt, nicht um des Adels Recht
Zu rauben, nein, der Bürger Recht zu ſchützen,
Um uns zu züchtigen, um ſie zu rächen.
Was iſt zu thun? Wie, ſollen wir, die Edeln,
Um Gnade betteln? Oder ſollen wir,
Die Unterthanen, Trotz dem Fürſten bieten?
Eins, wie das and're, kann, darf nicht geſchehn.

Nußberg.

Der freye Mann, eh' daß er Schmach erdulde,
Beut lieber Trotz, und wär's auch einem Herzog.

Pflug.

Nennt's nicht bloß Trotz, nennt's Aufruhr, nennt's
Empörung!
Das wahre Gott, das ich, aus edlem Stamm,

Deß Väter ihren Fürſten, ihrem Land,
Seit Menſchengedenken treu gedient,
Daß ich, der jüngſte, eine Handlung wagte,
Die, wenn's gelingt, nicht Ehre, und wenn's mißlingt,
Nur Schande bringen kann. Das wahre Gott,
Daß ich des Hochverraths mich ſchuldig mache,
Und unter Henkersbeil mein Leben laſſe.
(Unruhige Bewegung.)
Drum iſt mein Rath, wir laſſen das Gewitter
Ruhig dahin zieh'n über unſern Häuptern,
Auf daß wir nicht mit ausgeſtreckter Hand,
Voll Frevelmuths, den Blitz auf uns entladen.
Trifft's doch — je nun! ſey alles denn verloren,
Wenn nur die Ehre nicht.

Degenberg.

Verſteh' ich recht?
Wir ſollen Kindern ähnlich uns verkriechen,
In unſ're eignen Höhlen?

Pflug.

Nicht verkriechen;
Ich ſelbſt werd' ihm des Schloſſes Pforte öffnen,
Und ehrfurchtsvoll den hohen Gaſt empfangen.

Nußberg.

Dem Rathe folg', wer will, ich wahrlich nicht.

Frauenberg
(zu Nußberg).
Graut's Euch vielleicht, es möchten and're noch

Mit Albrecht einzieh'n, um ihr Gut zu holen,
Das Ihr — einſtweilen in Verwahr gehalten?

Pflug.

Ich kenne Albrecht wohl; er iſt zwar ſtreng,
Jedoch nicht hart; das Zutrau'n wird ihm ſchmeicheln.
Ich hoff' ſogar, er wird das ſtritt'ge Recht
Uns ſchenken, was er ſich nicht nehmen läßt.
Das Unrecht — nun, das kriege ſeinen Lohn.

Degenberg.

Ha! will man uns verrathen?

Pflug.

Dieſe Frage,
Sie ſtänd' an uns — doch thu't nur, was ihr wollt,
Ich hab' mich nicht in euren Raub getheilt,
Ich werd' auch nicht die Strafe mit euch theilen.
(ſteht auf.)

Nußberg.

O das iſt ſchändlich! Bundesbruch!

Einige Ritter.

Zur Ruhe!

(Die Ritter theilen ſich in zwey Schaaren. Heftige Bewegung im Saale. Während dem tritt Herzog Chriſtoph ein.)

Pflug.

Der Herzog Chriſtoph!

Christoph.

Ja, ich bin's, der Christoph;
Allem der Herzog nicht; der ist ein Bettler!

Pflug.

Das wolle Gott nicht, Herr!

Christoph.

Ich bin nicht Herr,
Ich sagt' euch ja, der Christoph ist ein Bettler.
(Setzt sich.)
O lasst mich nur ein' Weile Athem schöpfen,
Ich konnt's nicht mehr seit jenem Augenblick,
Als ich des Kronenräubers Burg verliess.
Den weiten Weg entlang, durch's ganze Land,
Roch es von Meder abgestorb'ner Freyheit.
Es ward mir bang' um's Herz — nicht bange just,
Doch drückt' es mich so schwer, wie Zentnerlast,
Es schnürte mich zusammen, wie ein Alp,
Den ich nicht fassen konnt', nicht von mir schleudern.
Doch hier, hier ist mir wieder wohl, recht wohl,
Hier athm' ich frey, frey unter freyen Männern.

Pflug.

O saget doch, was führet Euch hieher?

Christoph.

Ich mach' es kurz; denn all die Schande langsam
Zu wiederkäuen, wär' mir Höllenpein. —
Der Albrecht, auf ein Schiedsgericht sich stützend,

Das sich der Herrscher dienſam hat gemacht —
Der Bruder, auf das Teſtament des Vaters
Hinweiſend, das er liſtig hat verdreht —
Der Herzog, ſtatt die Ritterehr' zu achten
Durch That, mit ſchlechtem Witze ſie verhöhnend —
Er hat die Brüder, Bayerns Herzoge,
Hinausgeworfen aus des Vaters Haus.

(Allgemeines Erſtaunen.)

Ihr ſtaunt mit Recht, wie ſo ein Gräu'l in Bayern,
In jenem Land, wo nach der Väter Sitte
Die Brüder insgeſammt in's Erb' ſich theilten,
Wie ſolch' ein Unrecht ſtraflos könn' geſcheh'n.
Doch es geſchah; denn jener Mann, der's that,
Er hat ein' Wach' um ſich von tauſend Sklaven,
Ein' Molchenbrut, aus faulem Moor entſtiegen.
Da kann ein freyer Mann denn nicht mehr wohnen,
Der Löwe kämpft mit Löwen, nicht mit Rattern.
Und wiſſet ihr, warum er mich ſo haßt?
Weil ich die Zier des menſchlichen Geſchlechts,
Den Adel, an mir ſelbſt und andern liebe;
Weil ich zu ſtolz bin, aus gemeinem Zeug
Den Fürſtenthron zu bauen und zu ſtützen;
Weil ich den feinen Federſtrich nicht achte,
Das freye Wort nur, und der Männer Schwertſchlag;
Weil ich die höf'ſche Sitte, das Geheimthun,
Die Klügeley, die Argliſt, herzlich haſſe,
Dagegen Freyheit, biedern, graden Sinn
In Wort und That, und Ritterthum verehre:
Drum haßt er mich, drum haſſet er auch euch.

Drum will er euch die alten Satzungen,
Die angestammten Rechte, alles Edle rauben,
Auf daß er euch zu dem gemeinen Pöbel
Hinabstoß' und auf einem Nacken steh'
In Macht-Vollkommenheit, ein Herr von Sklaven.
Drum duldet er mich nicht an seiner Seite;
Er weiß, daß ich, in Lieb' euch zugethan,
Des Adels Recht, wie meines, treu vertrete.
Um euretwillen stieß er mich vom Thron,
Um euretwillen geh' ich flüchtig, heimathlos;
Von euch denn — nein, ich kann nicht betteln —
Ich fordre das, was ich für euch verloren.

Pflug.

Dieß freylich ändert alles — Eure Sache,
Sie ist die unsre auch — für seinen Herrn
Kämpft der Vasall nun gegen seinen Herrn —
Ich bin der Erste, der für Herzog Christoph
Das Schwert entblößet gegen Herzog Albrecht.

Ritter.

Wir alle, alle!

(Sie ziehen die Schwerter.)

Christoph

(mit gezücktem Schwert)

Und so schwör' ich hoch:
Nicht eher soll es ruhen, dieses Schwert,
Bis weggetilgt die Schmach, das Recht verwahrt ist!
Ich setze alles dran an dieses Recht;

Gut, Leib und Leben, meine Seele ſelbſt,
Und meine Seligkeit; das ſchwört der Chriſtoph.

Pflug.

Und wir, wir ſchwören, als getreue Ritter
Des Herzogs Sache männlich zu verfechten,
Mit Gut und Blut. Deß helf' uns Gott!

Alle.

Wir ſchwören.

Chriſtoph.

Nun aber laßt uns reiflich überlegen,
Was uns in dieſem Kampf am meiſten fromme.
Der Wolfgang, welcher zu mir hält in Treu',
Er wirbt im Schwabenlande Kriegesvolk.
Indeß wir hier nun — dieſes iſt mein Plan —
All' unſere Getreu'n zuſammen zieh'n,
Und theils die Städte, die verdächtigen,
In Obhut nehmen, theils im offnen Feld
Den Schaaren Albrechts tapfer widerſteh'n,
Bricht Wolfgang plötzlich ein in's Oberland,
Und dränget München ſelbſt, des Herzogs Burg,
So von zwey Feindesmächten eingeengt,
Wird er, der trotz'ge, bald zum Kreuze kriechen,
Und uns, gezwungen, endlich das gewähren,
Was er zu thun, freywillig, ſich geweigert.

(Ein Bothe kommt, und redet leiſe mit Pflug.)

Chriſtoph.

Was bringt der Menſch?

Pflug.

Der Albrecht nahe schon
Mit Macht, er ziehe längs der Donau hin,
Und nehm' die Fähnlein auf der Straubinger
Und andrer Städte.

Ein Ritter.

Da gilt's mich zuerst,
Und meine Burg. Ich muß zu Hülfe eilen.
(ab.)

Ein anderer.

Die meine auch, sie ist sehr schlecht bewahrt.
's thut Noth, daß ich zugegen bin.
(ab.)

Christoph.

So rennet fort
In euren Untergang. Da geht es schlimm,
Wenn in gemeinen Nöthen und Gefahren
Ein jeglicher nur sich bedenkt, nicht Alle.

Frauenberg.

Befehlet, Herr; wir steh'n Euch zu Gebeth.

Pflug.

Verzeiht, mich dünkt es doch, es sey das Beste,
Daß wir auf unsern Burgen, wohlverwahrt,
Des Feindes ersten hitz'gen Andrang wehren.
Dann, wenn er sich den Kopf erst dran verstoßen,
Und, taumelnd von dem Prall, das Weite sucht,

Dann iſt es Zeit, daß wir hinunter ſteigen,
Und ihn, wie ein beängſtigtes Gewild,
In eng geſchloßnem Kreis, zu Tode hetzen.

Chriſtoph.

Thut, was ihr möcht; ich will es nicht verhindern.
Allein der Chriſtoph liebt das freye Feld.
Die Flamme, die hier brennt, will Luft — Luft!
Auf eignem Herd' würd' ſie ſich ſelbſt verzehren. —
Und meinen Stand, den könnt ihr immer finden:
Wo ihr in Dörfern Flammen praſſeln hört,
Ein Feld vom Pferdehuf zertreten ſeht,
Auf Wegen Leichenduft und Moder riecht;
Da iſt mein Stand, da hauſete der Chriſtoph.

(Alle ab.)

Vierter Aufzug.

Schloß Kronberg. Saal, der von Christophs Reisigen erfüllt ist. Seitz von Frauenberg tritt ein.

Seitz.

Da ihr nun ausgeruht, so brechet auf,
Und machet euch hinaus auf Weg und Steg,
Ob ihr nicht etwa einen Bothen fah'n,
Und sonst wohl eine Kunde holen möcht. —
Und noch Eins! Wenn auf eurem Gang in's Gäu
Euch so ein Krämer in die Hände lauft,
So nehmt die Last ihm ab — verstehet mich! —
Es sind harte Zeiten, und der Fürst braucht Geld.
Doch thut dem armen Schächer nichts zu Leid
An Leib und Leben — merkt! Es soll nicht heißen,
Christoph befehlige gemeine Räuber.
Doch plündern dürft ihr allewege. — Marsch!

(Die Reisigen ab.)

(Der Pfleger kommt.)

Pfleger.

Um's Himmels willen! sagt mir, Junker Seitz,
Wie kommt denn ihr hieher so bald, so plötzlich?
Ich glaubte, daß ihr tief im Unterland

Noch hitzig rauft in Schaaren, und nun seh' ich euch
Als ein zersprengtes, flücht'ges Häuflein.

Seith.

Leider!

Pfleger.

Erzählt mir doch!

Seith.

Ja, wollt' ich Euch erzählen,
Was alles sich in dieser Zeit begeben,
Ihr glaubtet schier, ich sprächʼ vom Weltgericht;
So arg ist's hergegangen. Doch an Allem
Sind selbst die Ritter Schuld. Den Knaben gleich,
Die sich von einem Klaubauf schrecken lassen,
Verkrochen sie sich plötzlich überall,
Und suchten in den Burgen Sicherheit,
Statt die Gefahr auf offnem Feld zu theilen.
Der Albrecht aber sammelt sich sein Volk,
Und legt sich zwischen jene mitten hinein,
Und ehʼ wir's uns versehn, da sendet er
Die Fähnlein, mörderischen Strahlen gleich,
Vom Centro aus nach allen Seiten hin,
Und läßt die Burgen ringsumher ersteigen.
In wen'gen Tagen war das Werk gethan,
Und jener Bund mit Einem Schlag vernichtet.

Pfleger.

Und Herzog Christoph?

Seitz.

Meint Ihr wohl
Er habe müßig zugeseh'n, der Christoph?
Wie ein verwundter Eber, Rache dürstend,
Den list'gen Feind aufsucht im weiten Wald,
Und wenn er ihn nicht selber finden kann,
Den Boden aufwühlt, und den Baum zerfleischt,
Zu stillen seine Wuth, die ihn verzehrt:
So brauste der Herzog durch das Land,
Den schlauen Feind verfolgend überall,
Und seine Spur war Schrecken und Verheerung.
Umsonst. Wenn wir ein Schloß entsetzten hier,
So fiel eins dort. Zuletzt schmolz unsre Macht
Durch Arbeit mehr, als durch Gefecht zusammen.
Da mußten wir denn seh'n — es ist ein' Schande —
Die Burgen ausgebrannt, gleich Räuberhöhlen,
Und als Gefangene, wie Koppelhunde,
Die Ritter fortgetrieben in die Haft.
Wir durften froh noch seyn der eignen Rettung.

Pfleger.

Das müßt Ihr doch gesteh'n, der Albrecht ist ein Mann,
Im Feld so tapfer, wie im Rathe weise.

Seitz.

Respekt! Im Felde aber könnt' er sich
Mit Christoph doch nicht messen, hätte der
Nur eben seine Macht —

Pfleger.

Er hatte doch beynah'
Die ganze Ritterſchaft des Niederlands für ſich —

Seih.

Ja freylich, für ſich, doch nicht unter ſich.
Da will ein jeder ſelbſt ſo etwas ſpielen,
So'n Herzoglein, und thun, was ihm beliebt.
Jedoch im Krieg' muß Einer Herrſcher ſeyn,
Ein Haupt für dieſen hundertarm'gen Rieſen.
Der Albrecht freylich hat das Heft in Handen
Und ſeine Bürger ſind ein ſchneidend Schwert.

Pfleger.

Das eben iſt des Albrechts eigne Größe,
Daß er die Macht nicht nur zu brauchen, ſondern
Sie auch zu ſchaffen weiß. Und wunderbar,
Wie er ſo ſicher dieß zu Stande bringt!
Er buhlt nicht um die Gunſt der Ritterſchaft,
Er ſchont des Beutels nicht gemeiner Leute,
Er ſchmeichelt auch der Pfaffen Hochmuth nicht;
Die einen fürchten, andre lieben ihn,
Geehrt wird er von allen. Ehrfurcht aber
Umfließt als Heil'genſchein des Herrſchers Haupt,
Und aus der Majeſtät Mirakelbild
Quillt in die Herzen wunderthät'ge Kraft.

Seih.

Nun freylich, einen ſolchen Thron — Altar —
Kann Chriſtoph ſich, und will ihn nicht erbauen;
Er iſt zu ſehr ein Weltkind; aber drum

Mir ungleich lieber, und den Tausenden,
Als Albrechts kalte Weisheit, strenge Tugend.
Der Christoph ist ein Ritter, wie sich's ziemt, —
Nicht so geschmeidig und so glatt und schlank,
Wie 'n wälsch Gewächs, sondern voll Kraft und Saft
Und Derbheit, wie ein deutscher Eichstamm. Doch
Darüber hat ein Ritter nur ein Wort.

Pfleger.

Ich will des Herzog Christophs Ruhm nicht schmälern.

Seitz.

Das könnet Ihr auch nicht. Und wenn ganz Bayern
Die Thaten des gewalt'gen Manns vergäße,
Das Ausland würde dankbar sie bewahren,
Bis hin nach Ungarn, zur Türkey hinab.

Pfleger.

Gott geb', daß er nur Türkenköpfe spalte,
Nicht auch sein Schwert auf Bayerherzen zucke.

Seitz.

Das macht die schlimme Zeit.

Pfleger.

Gott beß're sie!

(Herzog Wolfgang kommt.)

Wolfgang.

(zum Weitzigen, der ihn einführt).

Ich dank' dir nochmal für die gute Kunde. —
Ah, Junker Seitz! wo ist dein Herr? was macht er?

Seitz.

Er pflegt der Ruhe.

Wolfgang.

Führe mich zu ihm,
Ich muß ihn sprechen, gleich.

Pfleger.

Da kommt er schon.

(Herzog Christoph tritt ein; auf seinen Wink entfernen sich Seitz und der Pfleger. Wolfgang geht ihm stumm und schüchtern entgegen.)

Christoph

Du hier? und so allein?

Wolfgang.

Ich sucht' dich auf,
Um bey dir selbst nach dir mich zu erkunden,
Ob's wahr sey, was der schlimme Ruf erzählt,
Daß du geschlagen seyst mit unsern Rittern.

Christoph.

Der Ruf ist schwerlich schlimmer, als die Sache.
Ich bin geschlagen.

Wolfgang.

Und verloren alles?

Christoph.

Ich bin geschlagen, ganz. Wer spielt, der wagt,

Ich wagte alles, und verlor auch alles.
Das iſt nun einmal ſo der Gang der Dinge.

Wolfgang.

Jedoch ſo plötzlich? und ſo ganz? — Wie kam's?

Chriſtoph
(bitter).

Du freylich haſt ein leicht'res Spiel gehabt;
Du ſaßeſt wohl in deiner warmen Veſte,
Du hielteſt Wache hinterm Ofen — nicht? —
Im treuen Dienſte einer ſchmucken Dirne,
Und ſpanneſt, ihr zum Dank, den Rocken ab.
Wie? oder war es anders?

Wolfgang.

Rede nur;
Du zürnſt mit Recht auf mich, und ich will büßen.

Chriſtoph.

Wo warſt du ſo lang? Was thateſt du?

Wolfgang.

Ich war in Augsburg, um uns Leut' zu werben.

Chriſtoph.

Aha, in Augsburg! ja, da gibt's zu werben;
In Augsburg freylich iſt ein herrlich Leben,
Da gibt's zu ſchmauſen, und zu ſchauen, und zu werben.
Das weißt du wohl; ſo was vergißt ſich nicht,
Wie jenes Helden-Abenteuer, das Bankett,

Das uns die dort'ge Bürgerſchaft gegeben!
Da warſt du recht in deinem Element!
Du galtſt als Held des Tags; kein Cäſar zog
So triumphirend durch die Stadt, wie du,
Begleitet von den Zechkumpanen, und
Beklatſcht von —

Wolfgang.

Tadle mich, doch kränk' mich nicht,
's war Unrecht, was ich that, doch nicht unwürdig.

Chriſtoph.

Und während man ſich nun gemächlich bettet
Im Schooß der Ueppigkeit und träger Ruh',
Da läßt man uns, wie arme Sünder, fretten,
Und Ruhm uns holen in geſchlagnen Wunden.
O man denkt klug! Die Kron' iſt doch verloren;
Viel beſſer denn, im Schlaf ſie einzubüßen,
Als in dem heißen Kampf der Männerſchlacht.

Wolfgang.

Eh' du mich ganz verdammeſt, hör' mich erſt!

Chriſtoph.

Nein, rede nicht, du hatteſt Recht, ganz Recht,
Du haſt gehandelt, wie du handeln konnteſt;
Der Menſch iſt aus zu weichem Thon gemacht,
Um ſo 'ne Feuerprobe zu beſtehen:
Ich war der Thor, der ſelber ſich genarrt

Mit Tugenden, die längſt der Welt entflieh'n,
Mit Heldenmuth, dem Mährchen alter Zeit,
Mit Hirngeſpinnſten eines Träumenden.
Ich bin zu alt für dieſe junge Zeit;
Ich bin ein Greis, ein alberner; ein Gleck,
Der gern von ſeiner Jugend träumt und ſpricht — —

(Pauſe.)

Es war denn freylich ſchön, die Heldenzeit,
Die mir aus dunkler Ferne noch erglänzt,
Wo Muth die Welt beherrſchte, als ein König,
Und Treu' noch galt als Herzenskönigin;
Da war Gefahr des Mannes Element,
Und Freundſchaft ſtand im Schlachtendrange bey,
Und holde Liebe war des Kampfes Preis.
Nicht Schlauheit kämpfte gegen offnen Feind,
Nicht Trägheit hemmte ritterlichen Gang;
Ein reines Feu'r durchſtrömte Aller Herzen,
Ein edler Zweck bewegte Aller Arme.
Was neben lag, das Eitle, ward verachtet,
Was widerſtand, das Starke, ward geworfen —
Doch wenn der Held die ganze Welt beſiegte,
Er herrſchte nicht, er herrſchte, um zu dienen,
Er legte all das Seine, ja ſich ſelbſt
Zu'n Füßen ſeiner Herrinn dankbar nieder. —

Die alte, ſchöne Zeit, ſie iſt verſchwunden,
Und Chriſtoph ſtehet einſam da, verlaſſen.
Ich paß' nicht mehr für dieſe junge Zeit.
Der Chriſtoph iſt zu alt. Man ſchlag ihn todt.

Wolfgang.

Ich bitt' dich, ſchweige. Jedes deiner Worte
Iſt für die ſchuldbewußte Bruſt ein Dolch:
Hör', Bruder, mein Bekenntniß erſt, dann richte.
Was ſoll ich dir's verhehlen? Bruder Sigmund
Hat mich beſchwatzt mit ſeiner glatten Zunge.

Chriſtoph
(nach einer Pauſe, ruhig).

Du haſt ihm alſo mehr vertraut, als mir?

Wolfgang.

Ich hab' verſucht, für dich ihn zu gewinnen.

Chriſtoph.

Du wollteſt Waſſer mit dem Feu'r vermählen?

Wolfgang.

Sein Herz iſt gut, wenn auch nicht ſtark, wie dein's.

Chriſtoph.

Gutmüthig iſt, der weder gut, noch muthig.

Wolfgang.

Ich habe mich noch mehr in mir geirrt;
Ich habe ſo viel Kraft mir zugetraut,
Daß ich gehofft, die Schwäche zu beſiegen.
Kurz, Sigmund bath, und ich verſprach es ihm.
Zu weichlich, daß ich unſer Oberland
Von dem unſel'gen Krieg verſchonen möchte,
Euch andern die Entſcheidung überlaſſend.

Chriſtoph.

Daß du's gelobet, war ein großes Unrecht:

Wolfgang.

Es war ein unglückſel'ger Augen'blick,
Worin ich dir die Treu', das Wort gebrochen —
In einem Worte nur, nicht in Geſinnung,
Und meine alte Liebe iſt noch neu.

Chriſtoph.

An deiner Liebe hab' ich nie gezweifelt.

Wolfgang.

Du ſollſt daran noch fortan Probe haben;
Ich will es doppelt, dreyfach dir vergelten,
Was ich verſchuld't durch Trägheit und Verſäumniß.
Gib mir Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen.
Ich thue, wage alles, was du willſt.
Nur werd' mir wieder gut, du lieber Chriſtoph!
Nur ſage mir, daß du mich nicht verachteſt.
Sieh, lieber haſſen mich, als mich verachten.
Der Wolfgang, wahrlich, müßt' ſich ſelbſt verachten,
Wenn du ihn, Fürſt und Held, verachten würdeſt.

Chriſtoph

(die Hand ihm reichend)

Du gibſt den Glauben mir zurück an Tugend.

Wolfgang.

Hab' Dank für dieſes Zeugniß deines Herzens.

Es gibt mir wieder Kraft und Muth zu handeln. —
Nun aber ſag', was denkeſt du zu thun?
Du zieheſt wohl mit mir nach Friedberg hin,
Wo eine auserleſ'ne Zahl von Mannen
Dir zu Befehle ſtehet: Oder willſt du es,
So überrumpeln wir die Veſte Landsberg,
Und biethen Trotz dem Albrecht dort ſo lang,
Bis er des Kampfes ſelber müde wird,
Und uns die Hand reicht zum Vergleich.

Chriſtoph.

Nichts von Vergleich — ſag' von Vergleich mir nichts —
Ich kann mich nie und nimmermehr vergleichen
Mit dieſem Kronenräuber, dieſem — —
Ich bitte dich; kein Wort mehr von Vergleich!

Wolfgang.

Allein wohin ſoll endlich führen dieſer Kampf?

Chriſtoph.

Zum Kampf, und immer fort von Kampf zu Kampf,
Bis Einer liegt. —

Wolfgang.

Dein Haß iſt fürchterlich.

Chriſtoph
(bedeutſam).

Haſt du denn meine Liebe ſchon ergründet?
Meinſt du, ich haſſe nur, um ſo zu haſſen?
O wär' er nur ein Kronenräuber mir,

Ich könnte ihm verzeihen noch, nachgeben,
Von ſeiner Gnade betteln — — Aber ſo —
Glaub', Bruder, nur die Liebe iſt des Haſſes werth.

Wolfgang.

Wie ſoll ich dich verſteh'n?

Chriſtoph.

Das brauchſt du nicht,
Du ſollſt nur wiſſen, daß mein Streben echt,
Mein Haß gerecht, die Rache nöthig ſey.
Und darum kann ich von Vergleich nichts hören;
Es muß ein Kampf auf Leben ſeyn und Tod.
Es gilt die Krone, dieſe muß heraus,
Nicht an den Stufen, wie des Reichs Vaſallen,
Auf Einem Thron mit ihm, ſey unſer Sitz,
Als mitgebornen Herzogen von Bayern.
Iſt's die ſo recht, Wolfgang, ſo ſchlage ein.

(Wolfgang gibt ihm die Hand.)

Nun geh' ſogleich zurück zu deinen Leuten,
Und führe ſie alsbald nach Dachau hin.
Dort lagern wir indeß, den Berg herab,
Wie aus dem Hinterhalt, den Feind erſpähend.

(Wolfgang ab.)

Chriſtoph (allein).

Ich mußt' es ihm verhehlen, was ich hier
Im Herzen nähre. Dieſe heil'ge Flamme,
Die will gehütet ſeyn in frommer Stille,
Mit keuſchem Auge und mit reiner Hand,

Daß nicht beym Anhauch einer fremden Bruſt
Der Funke, ſchamerglühend ob Verrath,
In ſein geheimſtes Heiligthum ſich flüchte. —

Darf ich's doch ſelbſt mir kaum geſteh'n,
Was ich erſehne, was ich hoff' und liebe,
Es liegt noch in ſo unzweifler Ferne;
Es wohnt, wie ein verzaubertes Gebild,
Im einſamen, erhabenen Verließ. —

Nur Ein Mal hab' ich ſie erblickt, die holde
Erſcheinung, die für immer mich gefeſſelt!
Jedoch ein Drache wahrt den goldnen Schlüſſel,
Der mir das Heiligthum erſchließen kann,
Und manchen ſchweren Kampf wird's mir noch koſten,
Bis ich das Abenteuer ganz beſtanden. —

Ich will's beſtehen. Bin ich auch ſo arm,
Daß nichts mir blieb, als dieſes treue Schwert,
So fühl' ich mich doch reich und ſtark genug,
Um ihm die Krone endlich abzuringen,
Trotz aller ſeiner Macht und ſeiner Weisheit.
Ein muthig Herz, ein treuer, feſter Sinn,
Der in dem Leben, in der Liebe wurzelt,
Er hat zuletzt doch Recht. Denn Er hält Stand.

(Leila kommt eilig.)

Leila.

Um Gotteswillen, fliehet! fliehet ſchnell!
Es nahen Feinde. Irrt mein Auge nicht,

So reitet an der Spitz' der Reisigen
Der Abensberger selbst. Ich bitt' Euch, flieht.

Christoph.

Wo sind sie?

Seitz.

Ah! sie kommen schon.

(Seitz will mit gezogenem Schwert den Eintritt verwehren.)

Zurück!
Wer einen Schritt noch thut, der ist des Todes!

Abensberg

(entwaffnet ihn).

Tollkühner Knabe!

(Die beiden Ritter, welche folgen, packen ihn.)

Man verschone ihn!
Wir jagen auf ein edleres Gewild.

(Seitz entschlüpft durch eine andere Thür.)

Abensberg

(schreitet ruhig auf Christoph los).

Herr Christoph! Ihr seyd mein Gefang'ner. Gebt
Euch ruhig in die ritterliche Haft.

Christoph.

Auf wessen Auftrag thut Ihr's, Abensberg?

Abensberg.

Seyd Ihr der Feind des Herzogs Albrecht nicht?

Christoph.

Das bin ich, und das werd' ich ewig seyn.

Abensberg.

So seyd Ihr denn nach Kriegesrecht gefangen.

Christoph.

Nach Kriegesrecht? Fragt diese stillen Mauern!

Abensberg.

Wo Ihr seyd, da ist überall der Krieg.

Christoph.

Fragt diese Mauern! schaut, sie schämen sich,
Daß Gastfreundschaft so arg verletzet werde.

Abensberg.

Ich hab' Euch, leider, auf dem Feld verfehlt,
So muß ich denn Euch wohl zu Hause packen.

Christoph

(mit Ingrimm).

Daß du mich hassest, wundert mich gar nicht;
Ich hasse dich ja auch; und so geht's auf.
Doch daß du mich so hinterlistig packen,
Wie ein gemeiner Strauchdieb auf mich lauern,
Und wie ein Meuchler mir an's Leben willst:
Das glaubt' ich nicht, das konnt' ich nimmer glauben
Von einem Edelmann — —

Abensberg.

Ich hab' nicht Zeit, noch Lust, mit Euch zu rechten,
Was meine Pflicht erheische und die Ehre.
(zu den Rittern)
Rohrbacher, und Ihr, Vogner! greifet ihn.

Christoph
(in einer herrischen Stellung)
Fluch dem, der Hand anlegt an seinen Herzog!
Zurück ihr! Ich gebieth' es euch, ich Christoph.
(Die Ritter weichen zurück.)
Und du, du stehst noch da? und drohest mir
In's Antlitz? und versinkest nicht vor Scham?
Du glaubst wohl gar, ein Heldenstück zu thun,
Wenn du mich fahest, mich, den einzlen Mann?
Den Löwen, der nach heiß bestandenem Kampf
In seiner stillen Höhle sich verbergen,
Den suchst du auf, den du im Feld geflohn,
Und fängst ihn — o des Heldenstücks! — in Schlingen!
Der Bauern Feldhauptmann erniedrigt sich
Zu dem gemeinen Dienste eines Schergen;
Der Edelmann ergibt sich Wanderen,
Um Fürsten aufzupassen hinter Hecken;
Der Abensberg —

Abensberg
(an sein Schwert greifend)
Nennt mir den Namen nicht
Zu Unehren! Bey Gott! sonst fordert's Blut.

Christoph.

Dank's deinem guten Geist für dieses Wort.
Ich hätte Pfui! und Schand'! dir zugerufen,
Wär' dieß dein Ritterwort mir nicht begegnet.
Kampf, Abensberg! so recht! Ich lieb' den Kampf,
Und weigr' ihn keinem edlen Ritersmann.
Kampf ziemet Euch, und nicht des Büttels Amt,
Um Herzoge, gleich Schelmen, einzufahen;
Kampf auf dem offnen Feld, nicht zwischen Mauern,
Wo man nur meucheln kann, jedoch nicht fechten.
Bestimmt denn selbst den Platz — bestimmt den Kampf,
Ob zwischen uns, ob zwischen unsern Schaaren,
Um Freyheit und um Ehr' gekämpfet werde.

Abensberg.

Der Abensberg hat gegen Christoph nichts,
Nur gegen seines Herzogs Feind, den Herzog,
Der Feldhauptmann. Drum wenn der Kampf geliebt,
Zu Fuß, mit blankem Schwerte, Mann gen Mann,
So wartet er auf Euch, mit seinen Schaaren
Bey Freysing auf der Heide.

Christoph.

Wir erscheinen.

(Seis und Christophs Reisige stürzen zur andern Thür herein mit gezogenen Schwertern.)

Christoph

(ihnen zuherrschend).

Ihr, halt! . . Sie haben mich zum Ritterkampf

Geladen, und ich hab' ihn zugeſtanden. —
Drum ſattelt auf zu einem Ritt' nach Freyſing.
Es gibt ein Nachſpiel noch zum ernſten Spiele.

(Zu Abensberg und ſeinen Rittern).

Ihr mögt in Frieden fürder ziehn. Ich folge.

(Alle ab.)

Chriſtoph (allein).

(Nachdem er einige Zeit nachſinnend auf- und abgegangen.)

Gewiß! er that's auf höheren Befehl!
In Albrechts eignem Haupt entſprang der Anſchlag,
Des Dieners Arm ſollt' nur den Ausſchlag geben.
Bey Gott! ich will dir deinen Arm ſo lähmen,
Daß dein Gehirn umſonſt Verderben brütet!

(ab.)

Unſern Freyſing. Heide mit Gebüſch.

(Zwey Wachen an der Straße.)

Erſter.

Der Abensberg läßt lange auf ſich warten
Und auf den Gaſt, den er uns bringen wollte.

Zweyter.

Ich fürchte, daß der Gaſt ihn ſelbſt geladen,
Und ſeine Dutzend Ritter auf 'ne Tracht.

Erſter.

Viel ehrenwerther wär's geweſen, dächt' ich,
Hätt' er ihn auf das offne Feld geladen.

Zweyter.

Da fange ihn der Teufel. Man sagt ohnehin,
Er könn' sich festmachen.

Erster.

Ey, Narrenpossen!

Zweyter.

Weißt du, wie er's dem Edelmann gemacht,
Dem Pohlen, auf Georg des Reichen Hochzeit?

Erster.

Man sagt sich's so und so. Wie hast denn du's gehört?

Zweyter.

Gehört? Gesehen hab' ich's mit den eignen Augen,
Wie er ihn schmählich in den Sand geworfen.

Erster.

Erzähl' mir doch davon; doch bleibe mir,
Ich bitt' dich, bey der Wahrheit, und mach's kurz.

Zweyter.

So ein Turnier sieht man nicht alle Tag!
Denk' nur, das Riemenwerk sogar der Rosse
War reich geschmückt mit Silber und mit Perlen;
Die Decken waren von Damast und Sammet,
Und Reigerfedern prangten auf dem Haupt
Der Streithengste. Nun denk dir erst die Ritter —
Und dann die Damen — Kurz, es war 'ne Pracht! —

Erſter.

Du ſchwätzeſt in den langen Tag hinein,
Komm mal zur Sache.

Zweyter.

Wie nun das Turnier
Im beſten Gange war, und alle Ritter
Wetteiferten an Stärk' und Flinkigkeit,
Sieh, da erſcheinet plötzlich ein Polak —
Der ſpottet laut des Spiels der deutſchen Ritter,
Und ſetzet tauſend Gulden in's Gewett,
Wer mit ihm kämpfen möcht' im ſcharfen Rennen.
Kein deutſcher Ritter aber wollt' an ihn —
Er war ein Feyerkerl, hoch wie ein Thurm —

Erſter.

Wenn er ſo groß war, wie der Martinsthurm,
So glaub' ich's wohl.

Zweyter.

Ein Rieſe war's, das ſchwör' ich.
Da hörte ich den Kaiſer ſagen zu dem Chriſtoph:
Erzeiget, lieber Vetter, mir die Liebe
Und unſrer deutſchen Ritterſchaft die Ehre,
Und nehmt des Pohlen Wette an und Kampf.
Der Chriſtoph war nicht faul, beſtieg ſein Roß,
Ergriff den Speer, und ritt ſo in die Schranken.
Die beyden legten ein, und rannten an,
Als wollten ſie ihier eine Mau'r durchrennen.
Des Pohlen Lanze brach an Chriſtophs Bruſt;

Doch auf des Herzogs ritterlichen Stoß
Flog der Polak, voll Blut, weit in den Sand,
Als wär' er nie auf einem Roß geſeſſen.

Erſter.

Das ſiehet ihm ganz gleich, dem Chriſtoph,
Er heißt ja nicht umſonſt — der Schläger.

Zweyter.

So etwas thut kein Menſch aus eigner Kraft,
Da hilft ein andrer bey — Gott ſey bey uns!
Der Pohle hat es auch erkannt, zu ſpät.
„Der mag're, ſchwarze Herr, hat er geſagt,
Er hätte mir nicht ohne Teufels Hülfe
Das Herz entzwey geſtoßen.“ —

Erſter.

Bleib' mir vom Leib
Mit deinem Plederment; bind's andern auf!

Zweyter.

's iſt doch kein Glauben mehr in dieſer Welt!

Erſter

(in die Gegend hinausſchauend).

Sieh, lug! kommt nicht dorther der Abensberg?

Zweyter

(ebenfalls hinausſchauend).

Der iſt's, mit ſeinen Rittern . . Aber ſchau.

Ein andrer Reiterzug ſtürzt hintennach —
Wenn das der Chriſtoph wär'? Gott ſteh' uns bey!

Erſter.

Davon muß ich ſogleich die Meldung machen.
(ab.)

Zweyter.

Ich aber will den Sankt-Johannis-Segen bethen.
(Abensberg erſcheint mit den Rittern.)

Abensberg.

Laßt die Trompet' ſogleich zum Aufſtand blaſen.
(Sie ſteigen von den Roſſen, die abgeführt werden.)

Abensberg (allein).

(Später ſammeln und ordnen ſich nach und nach im Hintergrunde Ritter und Reiſige.)

Wie's mir ſo ſonderbar zu Muthe iſt,
Als ſäh' ich meinen Feind zum erſten Mal!
Ich ſtand ihm ja, noch in der letzten Zeit,
Zu jedem Kampf, und hatte Luſt, mit ihm
Auf freyem Felde einen Strauß zu wagen.
Warum denn jetzt nicht auch? und eben jetzt? —
Was faſelt denn das Herz? Es iſt ja unrecht nicht,
Was ich beſchloſſen; 's gilt den Dienſt des Herrn. —
Doch frevlich; war es ſein Begehren? Nein.
Sein Wunſch? Ich weiß es nicht. Zu ſeinem Beſten
Iſt's ſicherlich; denn mit des Krieges Urſach'
Iſt auch der Krieg geendet. — Werd' ich's enden?
Wenn ich nun fiele, ſein Getreueſter?

Wenn ritterliches Blut vergoſſen würde
Vergebens? Wird er meinen Eifer loben?
Wird er's nicht Ehrgeiz ſchelten? Eigenſinn?
Und ſoll ich ruhmlos in die Grube ſinken? — —
Ha, Abensberg, wo iſt dein hoher Sinn?
Weg Zweifel! 's iſt mal ſo! — Drum friſch daran,
Weil's ſeyn muß. Und mißlingt die That,
Der Albrecht wird den guten Willen loben.

Herzog Chriſtoph

(an der Spitze der Seinigen. Wie er in die Mitte des Schauplatzes kommt, ruft er):

Nun blaſe auf mit Schall, Trompeter!

(Chriſtoph haut Abensberg über den Helm, daß er taumelt und fällt. Gefecht der Uebrigen. Die Abensbergiſchen fliehen.)

Chriſtoph.

Wer nicht ſchon liegt, der flieht. Der Streit iſt aus.

(Steckt das Schwert ein. Zu Seitz):

Wer liegt hier?

Seitz

(indem er das Viſier des Erlegten öffnet).

Abensberg. Das thut mir leid;
Doch weil er nach mir hieb, ſo wehrt' ich mich,
Und ſtieß den Dolch ihm durch das Panzerhemd.

(bey Seiten.)

Der „Knabe" ſteckte mir noch in dem Leib.

Ein Reiſiger.

Hier liegt der Rohrbacher.

Ein anderer.

Und hier der Vogner.

Christoph.

Also geschehs nach Rechten allen Edeln,
Die durch untreuen Rath die Fürsten hetzen.

(Zu den Reisigen.)

Verfolgt die Uebrigen; bringt sie nach Dachau ein;
Dort sammelt euch, und harret dann des Wolfgangs.
Ich aber, weil sie doch zum Kampf mich laden,
Ich will zum Ringelstechen nach der Stadt,
Zu feyern mit dem Feyernden den Sieg.
Will sehn, ob ich dem Albrecht nicht den Kranz
Kann wieder abgewinnen, den er mir
Im Spiel so listig abgestohlen hat.
Hey, treffen will ich, wärs auch, ihm in's Herz!

(Posamenton und Glockenklang von Ferne.)

Da kommen schon die Pfaffen her von Freysing,
Um hier die Todten für sich abzuholen.
Wo Aas liegt, wittern's gleich die Rabenvögel.

(ab mit den Seinigen.)

Fünfter Aufzug.

Cabinet des Herzogs Albrecht.

Herzog Albrecht. Bürgermeister von München.

Albrecht.

Was bringt Ihr Neues mir, Herr Bürgermeister?

Bürgermeister.

Was ich zu melden habe Eurer Hoheit,
Ist zwar von keiner großen Wichtigkeit;
Doch hätt' es nicht der Zufall hintertrieben,
Es wäre für die Stadt Gefahr entstanden.

Albrecht.

Ihr macht mich neugierig; erzählet mir.

Bürgermeister.

Um Mitternacht bemerkt von Ungefähr
Die Wache, die am Thurme steht, worin
Der Herzog Christoph als Gefangner sitzt,
Ein wunderlich, unruhiges Geräusch
Der Schwäne, die die Stadt im Graben hegt.
Die Wache, aufmerksam dadurch gemacht,
Schaut da hinaus, und siehe! eine Schaar
Unangemeldter Reisiger versuchte

In aller Stille eine Brück' zu ſchlagen.
Der Mann macht Lärm — die Bürger flugs herbey —
In kurzer Zeit iſt auch die Mau'r beſetzt;
Nur ein'ge Grüß' von Pfeilen und von Steinen,
Und alles wich von dannen und verſchwand.

Albrecht.

Und wer, meint Ihr, mag's wohl geweſen ſeyn?

Bürgermeiſter.

Ich ſandte mit dem frühſten Morgen ſchon
Nach allen Seiten Bürgerſchaaren aus,
Um Kunde einzuziehn. Sie trafen Niemand.
Nur Nachricht brachten ſie, daß Herzog Wolfgang
Ruhig in Dachau liege mit den Seinen.

Albrecht.

Der mag's geweſen ſeyn. Es war ein Verſuch,
Den Bruder zu befreyen mit Gewalt.
Ich lud' ihn her zu mir; doch glaubt' ich nicht,
Daß er unangemeldet kommen wolle. —
Ich dank' Euch, Bürgermeiſter, für die Sorge,
Die Ihr und Unſre Bürgerſchaft gehabt.
Dem Manne, welcher Wache hielt am Thurm,
Werd' ein beſondres Zeichen meiner Gnade.
Und füttert mir die Schwäne wohl, die wackern,
Die vor der dringenden Gefahr gewarnt;
Es iſt ſo 'ne kapitolin'ſche That;
Drum jedem ſeine Ehr, dem Ehr gebührt. —
Was übrigens zur Fey'r des heut'gen Feſtes

Von Seite der getreuen Bürgerſchaft
Geſchehen ſoll, darüber werdet Ihr
Von meinem Marſchall den Befehl erhalten.

(Bürgermeiſter ab.)

(Herzog Sigmund tritt auf.)

Albrecht.

Was, du ſchon hier? ſo frühe ſchon?

Sigmund.

Sag', Albrecht!
Iſt's wirklich wahr, was ich vernehmen muß,
Daß du den Chriſtoph hier gefangen hältſt?

Albrecht.

Man hat dich recht berichtet; und es wundert mich,
Daß dich der Bothe hat verfehlen können
Mit meiner Einladung. Doch deſto beſſer,
Daß du von ſelbſten und ſo bald gekommen.

Sigmund.

Betracht' ich dich ſo recht, wie du hier ſtehſt,
Ich weiß fürwahr nicht, was ich denken ſoll.
Als habeſt du ein gutes Werk gethan,
So ruhig, ſo unſchuldig iſt dein Wort;
Und doch die That —

Albrecht.

Du meineſt wohl, wenn Bruder
An Bruder Hand anlegt, das ſey ein Frevel,
Ein ungeheur's Verbrechen.

Sigmund.

Nenn' es anders!

Albrecht.

Und weißt du wohl, was Chriſtoph mir gethan?

Sigmund.

Er hat dir deinen Abensberg erſchlagen;
Der aber rannte ſelbſt in ſeinen Tod.

Albrecht.

Des Helden Tod, er ſchmerzt mich tief, ſehr tief.
Er iſt der Letzte ſeines edeln Stamms;
Der Gram um ihn, er konnte gegen den,
Der ihn gemordet hat, zum Haſſe werden.
Doch Unrecht gegen den Vaſallen, auch das gröſte,
Es iſt kein Hochverrath.

Sigmund.

Du ſprichſt von Hochverrath?
Des Chriſtophs? gegen dich?

Albrecht.

Ich glaub' es nicht;
So tief iſt Chriſtoph wahrlich nicht geſunken —
Er hat ein edel, ritterlich Gemüth,
Er hält auf deutſche Treu' und Fürſtenehre, —
Der Mann, trotz Eiferſucht, trotz Haß und Neid,
Wovon ſein Herz erglühet gegen mich,
Er konnte ſich fürwahr nicht ſo vergeſſen,
Daß er dem Bruder nach dem Leben ſtrebte.

Sigmund.

Er wollte dir an's Leben?

Albrecht.

Urtheil' selbst!
Er kommt nach jenem Mord des Abensberg
Mit Waffen, die noch rauchen von dem Blut,
Und schleichet insgeheim in meine Stadt.
Vertraute melden's mir. Ich stör' ihn nicht,
Zufrieden, ihn mit Spähern zu umstellen.
Er wohnt des andern Tags den Spielen bey.
Im Taumel, leidenschaftlich, wie er ist,
Auf offnem Markte schimpft er gegen mich.
Man meldet's mir. Ich schweige noch dazu.
Doch endlich wird's zu arg. Geheime Briefe
Ergeh'n an mich, die unzweydeutig warnen,
Ich sollte auf der Hut seyn für mein Leben:
Der Christoph sinne Mord — Nun war es Zeit,
Daß ich ihm mit Gewalt entgegen trat.
Ich gab Befehl, daß er die Stadt verlasse:
Und da der stolze Mann sich dessen weigerte,
So hielt ich es zu meiner Sicherheit,
Und um der öffentlichen Ruhe willen,
Für nothwendig, ihn in Verwahr zu setzen —
Doch sieh, da kommt der Wolfgang eben recht.

(Herzog Wolfgang kommt)

Wolfgang.

Albrecht, du hast dir selber wohl gerathen,
Daß du mich eingeladen, um zur Red' zu steh'n.

Was du begangen an dem Bruder Chriſtoph.
Bey Gott! ich wäre anders aufgetreten,
Als Bayerns Herzog, an der Bayern Spitze.
Und hätt' ich betteln müſſen, weit und breit,
Um Hände, die des Bruders Ketten ſprengen;
Und hätte ich zu Wien, vor Kaiſers Thron,
Im Staube liegen müſſen, um die Rach'
Des Oberhauptes gegen dich, du Frecher,
Hochmüth'ger, zu erfleh'n: ich hätt's gethan;
Hätt' nicht geruht, bis deine Tyranney,
Die Brüdern Kronen raubt, die Herzoge
In Banden legt, in Ohnmacht untergehe.
Nun aber ſteh' zur Red' mir, welches Recht,
Vor Gott und Welt, hat dich ermächtigt,
Den Chriſtoph, Bayerns Herzog, zu verhaften?

Albrecht.

Das Recht, das jedem zuſteht, wer er ſey,
Ob Bettler oder Fürſt: das Recht, den Frevler,
Der mir an's Leben will, dran zu verhindern.

Wolfgang

Hier gelten keine ſchnöde Ausflüchte,
Nicht ſchändliche Verleumdung, nicht Verdacht —
Beweiſe fordr' ich. Ein Gericht verlang' ich,
Das Urtheil ſpreche, ſtrenge und gerecht.
Ich fordere Genugthuung für Chriſtoph,
Genugthuung für unſ're Ehr' und Würde,
Die ſchwer in ihm durch dich beleidigt worden.

Albrecht.

Die soll mir werden, mir, dem Herzog Albrecht,
Und Herzog Wolfgang schäm' sich dann des Unrechts.

Sigmund.

Laß ab von deiner Forderung; es stehet schlecht
Mit Christoph, wenn er sich auf's Recht beruft.

Wolfgang.

Hat er dich auch gewonnen gegen ihn?
Freylich, ich hätte das schon wissen sollen.
Ihr beyde habt's ja längst schon angelegt,
Die jüngern Brüder lieblos zu behandeln,
Und, statt großmüthiger Vergünstigung,
Um ihre wen'gen Rechte zu betrügen.
Was, Rechte? Also tief sind wir gesunken,
Daß, was dem letzten Knecht nicht widerfährt,
Ohn' allen Richterspruch, auf bloßes Machtgeboth,
Mit Hinterlist, mit fein gelegten Schlingen,
Die Freyheit uns geraubt wird, uns, den Herzogen?
Drum abermal: ich fordere Gericht! —
Bey Gott! Es soll Genugthuung ihm werden,
Und setzt' ich alles dran, mein Leben selbst.

Albrecht.

Bedenk', wie viel du wagest seinerseits.
Lies diesen Brief, und richte zwischen uns.

Wolfgang (lies't).

Das sind Verleumdungen und namenlose
Zuträgerey'n; doch nicht Beweise.

Albrecht.

Ich werd' die Namen schon zu finden wissen,
Deß sey gewiß, wenn ich die Zeugen brauche.

Wolfgang

(nach einigem Nachsinnen).

Ich will ihn selber fragen — er ist wahr,
Wie lauter Gold; und wie mein eignes Herz,
Aufrichtig gegen mich. Doch läugnet er's,
Weß du ihn schuldig hältst, so sag' ich dir's,
Und allen in's Gesicht: es ist erlogen.

Albrecht.

Und wenn er's eingestünd'? Wenn's wahr doch wäre?
Wenn ihn die ungestüme Sinnesart,
Sein blinder Haß, sein rücksichtloses Wesen,
Ich sage nicht zur That, auch nicht zum Willen,
Zum Worte nur, dem unvorsichtigen,
Verleitet hätte? Wenn es wahr doch wäre?

(Wolfgang verlegen).

Sigmund.

Treib's nicht auf's äußerste; es gnüge dir,
Daß Grund vorhanden war, ihn festzuhalten,
Ob Recht, davon kann nicht die Rede seyn,
's war Nothwehr. Du aber, Bruder Albrecht,
Mißbrauche nicht den Sieg; der starke Mann,
Er ist schon schwer geschlagen, tief gebeugt;
Geh, laß ihn los, er schadet dir nicht mehr.

Albrecht.

Wer ſchaden will, der kann's. Wer leiſtet Bürgſchaft?

Wolfgang.

Ich — wenn er's anders mir verſpricht, der Chriſtoph.

Albrecht

(nach einer Pauſe, ernſt und ſtreng).

Ich will nun einmal Ruhe haben — nicht für mich —
Ich flehe jedem, der an mich will, Angeſichts —
Die gute Sache will's, des Landes Wohl,
Daß fürder nicht der alte Streit beginn'
Um Mitherrſchaft, der unglückſel'ge Streit,
Der ew'ges Wanken in die Ordnung bringt,
Den Mißvergnügten Hand zum Aufruhr beut,
Und ruh'gen Bürgern Noth bringt und Verderben.
Drum leiſtet er Verzicht für immerdar,
Auf Hoffnungen, womit er ſich getäuſcht,
So werd' er frey; er leb' auf ſeinen Gütern,
Die ich ihm ausgeſetzt zum Unterhalt,
In frey erkorner, würdevoller Muße,
Als Edelmann, als eines Herzogs Bruder.
Geh hin und ſag ihm das; und gibt er nach,
So bring ihn her in ſeines Bruders Arme.

(Wolfgang ab)

Albrecht.

Sigmund! biſt du zufrieden mit dem Albrecht?

Sigmund.

Du handelſt, wie's dir ziemt, als Fürſt und Bruder. —
Und gegen mich beſonders biſt du gut.

Albrecht.

Ich würde mehr noch thun, wenn ich nur könnte.

Sigmund.

Ich bin mit dem ſchon, was du thuſt, zufrieden.
Nur Eins — ich kann's nicht bergen, drükt mich noch.

Albrecht.

Die alte Schuld, nicht wahr?

Sigmund.

Die nicht ſowohl —
Dafür laß ich die Gläub'ger Sorge tragen —
Doch iſt's mir recht, wenn du bezahlen willſt —

Albrecht.

Ich weiſ' es nicht zurük.

Sigmund.

So können ſie,
Die Creditoren, fortan ruh'ger ſchlafen.
Jedoch das and're, was mir wahrhaft Sorge macht:
's iſt Herzensſache.

Albrecht.

Sag es frey heraus!

Sigmund.

Es iſt dir nämlich wohl nicht unbekannt,
Daß Herzog Sigmund, obgleich unvermählt,
Mit Vaterfreuden doch geſegnet ſey;
Die hoffnungsvollen Knaben ſind mir theuer;
Und nicht die Neigung bloß, die Pflicht auch treibt,
Zu ritterlicher Art ſie zu erheben,
Zu Adel der Geſinnung, wie des Stamms.
(ſeine Hand ergreifend.)
Sey du ihr Vater, wenn ich nicht mehr bin.

Albrecht.

So wahr mir Gott die höchſten Freuden ſchenke!
Ich werde für ſie ſorgen, väterlich.

Sigmund.

Ich dank dir, Albrecht! Und nun mögeſt du
Das Inſtrument, wie's dir am beſten dünkt,
Anfert'gen laſſen. Sigmund unterſchreibt's.

Albrecht.

Es ſoll geſchehn. — Und weil du mir dein Herz
Mit brüderlicher Offenheit erſchließeſt,
So will auch ich dir mein Geheimniß ſagen.
Du weißt, daß ich mit Sigmund von Tyrol,
Dem Erzherzog, in alter Freundſchaft ſtehe;
Als Fürſt geachtet, liebenswerth als Menſch,
Ein ritterlicher Herr aus alter Zeit,
Lebt er in Ambraß, ſeiner hohen Burg,

Des Volkes Wohl, den Freuden der Natur.
Ich hab' ihn oft besucht, an seinem Hofe;
Der Max lebt dort, mein alter Jugendfreund,
Und — Kunigund', die kaiserliche Tochter.

Sigmund.

Ah, so ein Stern hat dir von dannen zugewinkt?

Albrecht.

Ich sah' sie in der vollsten Jugendblüthe,
Ihr Auge himmelklar, ihr Antlitz rein,
Und fromm und mild, wie eines Engels Antlitz;
Und Kunigundens Herz, es ward mir hold.
Die Heimin heimzuführen einst als Braut,
Das war von nun an einzig mein Gedanke.
Der Sigmund, unser Vetter, war mir gut;
Ich hatt' ihm in dem Kriege gen Venedig,
Mit Geld und Gut getreulich ausgeholfen.
Der Max ward in's Geheimniß eingeweiht;
Der treue Freund sah die Verbindung gern.
So war denn alles glücklich eingeleitet;
Es fehlte nur Einwilligung des Vaters.
An seinem Stolze scheiterte mein Plan.
Max, der ihn ausgeforscht, berichtet mir,
All' Hoffnung sey vergebens; Friedrich hab'
Der Tochter Hand schon Königen verweigert.
Da ward's beschlossen, was nun ist vollbracht.
Der Vetter, unsre Liebe würdigend,
Zugleich erwägend unsrer Staaten Wohl,

Er führet mir die Braut zu, eigenmächtig.
Uns gibt als Heirathgut die Anwartſchaft
Auf ſeine Lande in Tyrol und Vorarlberg.

Sigmund.

Und die Vermählung?

Albrecht.

Die wird heut noch ſeyn.
Dazu will ich dich ſonderlich gebethen haben.

Sigmund.

Ich weiß es nicht, ob ich deßhalb dich loben,
Ob tadeln ſoll, noch was hieraus zu hoffen,
Oder zu fürchten ſey.

Albrecht.

Es gibt Handlungen,
Die der allein vertreten kann und ſoll,
Vor Gott und Welt, der ſie begangen hat.
Mein Herz ſpricht mich hierin vom Unrecht frey,
Mein Kopf und Arm wird für die Folgen ſtehn.

Sigmund.

Von Herzen Glück zum ſchönen Bund! Ich eil'
Mich in den Staat zu werfen, um die Braut
Nach Würden zu begrüßen.

Albrecht.

Wir erwarten dich.

(Sigmund ab.)

(Albrecht öffnet die Thür des Seitenzimmers, und Kunigunde, an der Hand des Erzherzogs Sigmund, erſcheint.)

Albrecht.

So tritt herein denn in mein düstres Leben,
Du milder, heißersehnter Morgenstern!
Wie bringst du Lust in meine Gegenwart,
Seit ich mit Lieb' dein holdes Licht erschaue!

Kunigunde.

Du zogst mich selbst ja aus der Dunkelheit,
Und setztest mich an deinen schönen Himmel;
Mit dir ist erst die Liebe mir erschienen,
Und Liebe gibt nicht nur, sie ist das Leben.
(Zu Sigmund gewandt)
Doch wenn wir unsrer Liebe uns erfreu'n,
Vergessen wir des edeln Stifters nicht,
Ihn, der mit wahrhaft väterlicher Huld,
Wie eignen Kindern, unser Glück geschaffen.

Sigmund.

Das schöne Werk, da hast du Recht, ist mein;
Ich hab' dich angelobt als meine Tochter,
Ich bring' als Vater dir auch meinen Segen.

Kunigunde.

Und ach, von ihm, der doch mein Vater ist,
Kein segnend Wort! Bin ich ihm denn so fremd,
Daß er dem armen Kind' auch nicht ein Wort,
Wär's auch ein zürnend, doch vergebend Wort,
Beym Scheiden aus dem Vaterhaus geschrieben?

Albrecht.

Thu' ihm nicht Unrecht, 's wird gewiß noch folgen.

Kunigunde.

Nicht seine Strenge ist es, die mich quält,
Ich hab' sie immer kindlich fromm ertragen,
Gleichwie von Gott, der züchtigt, die er liebt;
Nein, daß er mich so ganz hinweggeworfen,
Wie ein unwürd'ges, undankbares Kind —
Das schmerzt.

Sigmund.

Du haßt ja uns, und unsre Liebe.

Kunigunde.

Ich schrieb den letzten Brief mit tausend Zähren,
Ich hab' ihm treu bekannt die schwere Schuld,
Und reuig um Vergebung ihn gebethen,
Daß ich ihm vorgeheuchelt — 's war nicht Recht,
Sag', was du willst — es war doch Heucheln,
Daß ich ihm meine Neigung hab' verhehlt,
Dem Vater eines Mannes Lieb' verschwiegen.

Albrecht.

Ich hab's gewollt, ich trag' auch meine Schuld,
Wenn Schuld zu nennen, was die Noth entschuldigt.
Und Noth war's, dringendste; denn glaube mir,
Hätt' er davon gewußt, der strenge Mann,
Du wärst für immer mir entrissen worden.

Kunigunde.

Was? Er hat nichts gewußt? Weiß nichts davon?

Sigmund.

Er weiß es — weiß es jetzt ſchon ganz gewiß —
Ich bitt' Euch, Vetter, machet ſie nicht irr'.

Albrecht.

Nein, nein, ſie ſoll nun alles, alles wiſſen,
Daß ſie die ganze Lage überſehe.
Mir Herz liegt mir ſo klar und offen da,
Ich darf ihr auch das meine nicht verſchließen.
Hier hört all' Klugheit auf, hier darf nichts ſeyn,
Als Herzlichkeit und unbedingt Vertrauen.
Drum ſag' ich's treu und frey dir, Kunigunde,
Der Friederich weiß nichts davon.

Kunigunde.

O Albrecht!
Was haſt du mir gethan?

Albrecht.

Beruh'ge dich,
Es iſt geſcheh'n, was hat geſchehen müſſen;
Das trau' uns zu, daß wir es reif bedacht,
Was hier zu hoffen, was zu fürchten ſey;
Um die Gewalt der Trennung zu verhüten,
War Liſt vonnöthen eiliger Verbindung.

Kunigunde.

O Gott! dieß wird er nimmer uns vergeben;
Er wird der Tochter fluchen —

Albrecht.

Kunigunde!
Ich bitte dich, nicht dieſe grauſen Bilder!
Rein, wie du biſt, vor Gottes Angeſicht,
So wirſt du auch in Vaters Aug' erſcheinen.
Es jammert ihn vielleicht um die Verführte,
Doch kann er die Unſchuld'ge nicht verdammen.
Und hört er einſt und ſieht der Tochter Glück,
Er wird drob auch des Vaters Schmach vergeſſen.

Kunigunde.

O nein! das wird, das kann er nie vergeſſen.
Ich ſeh' die düſtre Zukunft ſchon vor mir;
Ein langer ſchwermuthsvoller Zug von Leiden
Zieht fern heran, bedrohend unſre Häupter,
Und ach! verdeckt des Lebens heitern Schein
Mit ſchwarzen Fittigen der kalten Nacht —
Wenn nicht wohl gar aus jenen Höh'n,
Woher uns doch all Segen kommen ſoll,
Ein Blitz darniederfährt in unſre Mitte,
Und dich zerſchmettern wird in meinem Arm.
O Albrecht! mir verzeihet er vielleicht —
Ein Vaterherz iſt ja nicht unverſöhnlich —
Doch dir, der du die Tochter ihm geraubt,
Die Schmach dem Vater angethan, dem Kaiſer,
Dir, Albrecht, wird und kann er nie verzeihen.

Sigmund.

Ihn zu verſöhnen wieder, den Erzürnten,
Das überlaß den Männern, mir und Albrecht.

In dieſer Sache red' auch ich ein Wort,
Das gelten ſoll vor Kaiſer und vor Reich.
Denn, daß ich dich erwähl' zu meiner Tochter,
Und mir, dem kinderloſen, reichen Mann,
Die Erben meiner Güter ſelbſt erkühre,
Das iſt doch beſſer noch, als wenn ich ſie
Verſchenkte an den nächſten beſten Fremdling.
Was aber er gewollt, erwartet hat,
Daß einſt, nach meinem Tode, Land und Volk
An Oeſtreich fall', wie herrenloſe Sache:
Das eben war nach meinem Sinne nicht.
Ich wollte Erben meiner eignen Wahl,
Ich wollt' der Regung meines Herzens folgen,
Ich wollte wohl thun, Kinder mir erzieh'n,
Und Vaterfreuden, die mir die Natur
Stiefmütterlich verweigert, ſelbſt erſchaffen.
Das ſoll mir dienen zur Rechtfertigung.
Und wird er dennoch zürnen über mich,
So werd' ich ſagen: Sieh', ich kannte dich,
Und wußte wohl, die Wohlthat müſſe dir
Zu deinem Beſten aufgedrungen werden.

Albrecht.

Biſt nun beruhigt, liebe Kunigunde?

Kunigunde.

Ach Gott! Wo Männer über Rechte ſtreiten,
Wie kann das Weib entſcheiden, wo das Recht ſey?
Sie fragt ja nur das Herz; und frag' ich mein's,
Es hat ſchon längſtens für den Freund entſchieden.

Albrecht.

So nenn' dich mein, mit Herz und Mund, auf ewig!

Kunigunde.

Auf ewig, ewig dein! — Und ſtündeſt du
Vor mir an einem bodenloſen Abgrund,
Und wagteſt du, auf ſchmalem, morſchen Steg
Den heldenmüth'gen Gang auf Tod und Leben,
Ich ließ dich dennoch nicht, ich folgte dir,
Vertrauend deinem ſtarken, feſten Arm,
Vertrauend deinem edeln, groſſen Herzen.
Ich wagte die Gefahr auf deine Liebe.

Albrecht.

So, Kunigunde, königliche Frau!
So führt dich gern dein Ritter zum Altar.
Ihr aber, lieber Vetter, — Vater nun —
Wollt ſie begleiten erſt zu Unſerm Thron,
Auf daß ſie, Bayerns frey erkieſ'te Fürſtinn,
Die Huldigung des treuen Volks empfange.

(Zu Herzog Sigmund, der eben hereintritt.)

Begrüß' einsweilen deine Schwägerinn
Und ſchmück' das Feſt mit deiner Gegenwart.

(Albrecht ab. Herzog Sigmund folgt dem Erzherzog und Kunigunden in's Seitenzimmer.)

Thronsaal.

An beyden Seiten reihen sich Ritter. Im Hintergrund Abgeordnete der Landschaft. Auf den Ruf des Herolds: „Der Herzog kommt," treten im Zuge ein die Kron- und andere Hofbeamten; drauf der Herzog, der sich auf dem Throne niederläßt.

Albrecht.

Die Ritter Unsrer Niederlande und des Nordgaus,
Sie haben argen Frevel gegen Uns verübt.
Verschmähend den geraden Weg des Rechts,
Die Klag' an Uns zu stellen, ehrerbietig;
Uneingedenk der hochbeschwornen Pflicht,
Die als Vasallen sie dem Lehnherrn tragen:
Sie haben sich erfrecht in ihrem Stolz,
Uns Trotz zu biethen mit vereinter Macht,
Und Unsern landesherrlichen Befehlen.
Ob dieses Frevels, und vermög des Amts,
Das Uns, von Gottes Gnaden Bayerns Herzog,
Obliegt für Unsers Volks gemeines Wohl,
Verdammen Wir, verbieten und bestrafen
Diese, und jede andere Verbindung
Sie Unser fürstlich Wissen oder Wollen.
Und wie Wir diesen Bundesbrief zerreissen,
So soll ihr Bund zerrissen und zernichtet seyn —
Doch unbeschadet ihrer ritterlichen Ehren.

(Der Kanzler gibt jeglichem sein Siegel zurück.)

Albrecht

(streng).

Denn daß ihr gegen mich das Schwert gezückt,
Will ich vergessen, will es anders deuten;
Sonst lägen längstens eure Häupter schon

Am Fuß des Thron's, des ſchwer beleidigten.
Das aber rath' ich ernſtlich, und gebieth' es:
Miſcht euch in eurer Fürſten Sache nicht,
Und dienet als Vaſallen dem allein,
Dem Treu' ihr und Gehorſam habt geſchworen.

Ritter

(auf den Aufruf des Kanzlers).

Wir ſchwören — Treue und Gehorſam — unſerm Herzog!

Albrecht.

Wir ſind in Gnaden allen euch gewogen.

(Kunigunde tritt herein, inmitten der Sigmunde, des Erzherzogs und des Herzogs. Albrecht geht ihr entgegen, und führt ſie zum Thron.)

Albrecht.

Und weil, mit Gott! nun wieder Einigkeit,
Und Fried' und Freud' in Unſer Land gezogen,
So können Wir an Unſer Haus auch denken,
Erfüllend Unſers Herzens höchſten Wunſch
Durch Liebe eines frommen Eh'gemahls.
Und ſo erklären Wir, Kraft unſers Willens,
Die tugendreiche Tochter Kaiſers Friedrich,
Der Erzherzoginn Kunigunde Hoheit,
Als Bayerns Herzoginn. Genehmigt, Frau,
Des biedern, treuen Volkes Huldigung.

Volk.

Heil unſ'rer Herzoginn!

Kunigunde.

Es wohnt Ein Volk, Ein Stamm von gleicher Sprache
Den weiten, ſchönen Donauſtrand entlang,
Und auf den Au'n der Ströme des Gebirgs;

Und ob getrennt auch in Familien,
Es iſt doch Eine nur in Art und Sitte,
In Handlung und Geſinnung groß und edel;
Nicht eiferſüchtig auf des Nachbars Ruhm,
Nacheifernd nur in That, in Lieb und Treu,
Den ihre angeſtammten edeln Fürſten.
Drum, hab' ich auch das Vaterhaus verlaſſen,
Die traute Heimath iſt mir doch geblieben;
Und wie ich ehedem mein Oeſterreich,
So werde ich fortan mein Bayern lieben.

(Herzog Chriſtoph und Wolfgang treten ein.)

Chriſtoph

(die Ritter betrachtend, bitter).

Der Albrecht, ſeh' ich, übet Großmuth aus;
Wirft er die Männer nieder erſt im Zorn,
Er hebt ſie doch gleich wieder auf zu Gnaden,
Und reinigt ſie wohl gar von Staub und Schmach.

Herzog Sigmund

(ihm entgegen tretend).

Biß fromm, Chriſtoph! und thu' kein Leid. Blick hieher!

Chriſtoph

(betroffen).

Was ſeh' ich? Kunigund' von Oeſterreich?

Albrecht.

Des Herzogs Albrecht auserkorene Gemahlinn.
Begrüße ſie nach ritterlicher Weiſe.

Chriſtoph

(wie von einem ſchweren Traum befangen, lang in ſich verſunken; dann wie erwachend).

Nun freylich iſt der lange Kampf geendet;

Nun weiß ich, was ich will, und weiß, wofür;
Nun wär' es Schad' und Schande, wenn der Chriſtoph
Den Frieden dieſes Hauſes ferner ſtörte,
Wo ſie thront, aller Herzen Königinn.
Nun hab' ich ausgekämpft und ausgelitten,
All' Ehrgeiz iſt in meiner Bruſt geſtorben,
Und Stille kehrt zurück, und tiefer Ernſt.

(ſich auf das Knie niederlaſſend.)

Genehmigt, Herrinn, meine Huldigung!
Der ſtarke Mann, deß Willen keine Macht,
Nicht Trotz, nicht Bitte konnten bändigen,
Er lieget nun beſiegt zu Euren Füßen.

Kunigunde.

Ich habe viel gehört vom Edelmuth
Der bayr'ſchen Fürſten; doch der ferne Ruf
Hat ihre Größe, ſeh' ich, nicht ermeſſen,
Er hat nur Rühmliches erzählt, Glaubwürd'ges,
Und hier iſt mehr, es iſt der Liebe Wunder.

Wolfgang.

Die hohe Meinung, die Ihr von uns habt,
Wir werden ſie, die gleichgeſinnten Brüder,
In allen Ehren zu erhalten ſtreben.
Genehmigt gleichfalls meine Huldigung.

Kunigunde.

Seyd, liebe Brüder, meinem Albrecht hold,
Wie ich als Schweſter zugethan euch bleibe.

Albrecht.

So wollen wir, wie's uns, den Brüdern, ziemt
In Fried' und Eintracht treu zuſammen leben.

Gebt meinem Hofe Glanz als Herzoge,
Und seyd die Ehrenritter meiner Dame.

(Wolfgang gibt ihm die Hand.)

Albrecht

(zu Christoph).

Du grollst mir noch?

Christoph.

Meinst wohl, es stünde dir
So feilen Kaufs des Christophs Hand und Herz?
Da irrst du dich; er läßt sich nicht verschachern.

Albrecht

(betreffend).

Du kennst doch meine Willensmeinung,
Und wirst den Frieden, den beschwornen, halten?

Christoph.

Dein Wille ist, daß ich mich unterwerfe,
Der meine, daß ich weiche. Also wird
Der Friede selbst sich halten. Unser Bayern
Ist viel zu klein, so scheint's, für unsern Ehrgeiz;
Die Welt wohl wär' es auch; drum ist es besser,
Sogleich den Rücken dir in Ruh' zu kehren,
Als ferner noch mit dir in Streit zu leben.

Albrecht.

Warum verlassen uns? Wohin denn zieh'n?

Christoph.

Wohin? — Ich denke, nach Jerusalem;
'S ist freylich auch noch in der Welt; doch hör' ich,
Dort lerne man die Welt und was sie gibt,
Des Lebens Eitelkeiten, all' verachten. — —
Du staunst ob dieser Sinnesänderung?

Der Grund davon liegt fern, und liegt doch nah.
Ich will dir kurz das lange Räthsel lösen.
Als ich Matthias, Ungarns tapfern König,
Dem ich zu Feld gedient, verlassen mußte,
Weil er die Waffen gegen Friedrich kehrte,
Da ging mein Rückweg durch die Kaiserstadt.
Und Friederich, er nahm den treuen Ritter
Mit Huld und Liebe auf in seiner Burg.

Kunigunde.

O wohl entsinn' ich mich des tapfern Ritters;
Es war zum ersten Mal, daß ich Euch sah.

Christoph.

Es war zum ersten Mal, daß ich sie sah,
Die Zierde aller königlichen Frauen.
Und mit der Sehnsucht füllte Hoffnung auch
Mein liebend Herz, daß, wie die Gunst des Herrn,
Dereinsten auch der Herrinn Gunst mir werde.
Drum streckte ich die Hand aus nach der Krone,
Drum both ich alles auf, Gewalt und List,
Und ließ mich ein, in ganz ungleichen Kampf,
Mit deiner Herrscher-Macht und deinen Rechten;
Drum lud ich Haß auf mich — um ihre Liebe.
Du hast gesieget, und ich weiche dir;
Du hast des Sieges schönsten Lohn errungen;
Ich unterwerf' mich, ihr, die's so beschlossen.
Für Christoph ist fortan hier kein Verbleiben;
Er muß nun freylich sich zufrieden geben,
Und Friede ist nur dort, wo Grab und Tod.

(gegen Kunigunde sich verbeugend.)

Ich scheide. Hohe Frau, gedenket mein,
Des treuen Ritters bis in seinen Tod.

Kunigunde.

Bis wir uns wiedersehen, nehmet dieß
Als Angedenken meiner schwesterlichen Liebe.

(reicht ihm ihr Armband.)

(Ehrikerb drückt das Geschenk an den Mund, und nimmt dann, in stummer Rührung, Abschied von seinen Brüdern. Wolfgang begleitet ihn bis vor die Thür, und kehrt dann zurück.)

(Allgemeine tiefe Stille.)

Albrecht

(zu Kunigunden).

Gefällt es Euer Liebden, zum Altar zu gehn?
Der fromme Bischof ist bereit zum Segen.

(Kunigunde bejaht es stillschweigend. Auf den Wink Albrechts beginnt der Zug.)

(Der Vorhang fällt.)

Fürstensieg.

Vaterländisches Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Personen.

Kaiser Friedrich III.
König Maximilian, dessen Sohn.
Herzog Albrecht von Bayern.
Kunigunde, dessen Gemahlinn.
Wolfgang, dessen Bruder.
Pappenheim, des Herzogs Feldhauptmann.
Neuhauser, des Herzogs Kanzler.
Die Aebte von Tegernsee und Ebersberg.
Veronika von Stauff, Viztum von Straubing.
Ritter Hans von Fraunberg.
Ritter Konrad Paulmann, ein blinder Zunftmeister.
Kammerfrau der Herzoginn.
Der kaiserliche Gesandte.
Aebte. Ritter. Bürger. Hofbeamten. Diener.

Erſter Aufzug.

Herzogliche Burg in München. Thronſaal. Herzog Albrecht, von ſeinen Hofbeamten umgeben. Aebte, Ritter, Bürger.

Albrecht

(auf dem Throne).

Wir haben euch, ihr Lieben und Getreuen,
Gemeiner Landſchaft Abgeordnete,
Zu Uns beſchieden, um mit eurem Rath
Und Beyſtimmung zu ſatzen und zu ordnen,
Was für die Wohlfahrt, Sicherheit und Ruh
Der bay'ſchen Lande förderſam bedünket. —
Trotz Unſrer landesväterlichen Sorgfalt
Iſt Unſerm Herzen dennoch nicht vergönnt,
Schon jetzt zu leſen Unſrer Arbeit Frucht,
Wozu die Ausſaat Hoffnung Uns gegeben.
Denn kaum erglänzte uns des Friedens Strahl,
Als ſchon ein neuer Sturm von Oſten her
Dem Vaterlande mit Verderben drohte.
Der alte, mächt'ge Feind der Chriſtenheit
Goß ſeine Schaaren über Oeſtreich aus,
Und drängte vor ſie bis an Salzburgs Gränze.
Des frommen Biſchofs Bitte zu erfüllen,

Und vor Gefahr das eigne Land zu wahren,
Beschloß ich Aufgebeth des treuen Volks;
Und wie ich's sprach, so stand es schon bereit
Zur Fahne seines Herzogs sich zu sammeln.
Der Herr hat dieses Uebel abgewandt
Ohn' unser Zuthun. Ihm allein sey Ehre! —
Doch bald darauf, da trübte sich's in Westen;
Des heil'gen Reiches Ehr' und Einigkeit
Wird hochgefährdet, durch Verrätherey
Hochmüth'ger Unterthanen, die den König
Max'milian in Brügg' gefangen halten.
Dreyfach verbündet ihm, als Reichsgenoß,
Als Schwager und als Freund, seud' ich ihm Hülf,
Den eignen Bruder Wolfgang an der Spitze.
Die Reichsmacht nahet kaum, so schweigt der Aufruhr;
Der Fürst ist frey; die Unsern kehren wieder. —
Doch floß auch dort und hier kein Tropfen Bluts,
Das Land erkrankte doch an schweren Wunden.
Nicht nur des Reiches Schatz erschöpften sie,
Das Uebel griff bis an des Volkes Herz.
Denn weil dem Pflug die nöth'gen Hände fehlten,
Und Waffenwerk gebothen ward dem Bürger,
So lag der Acker brach, das Handwerk stockte,
Und, da noch die Natur mit ihren Gaben,
Dem Reichthum Bayerns, dieses Jahr gegeizt,
So ward der Landmann bitterlichem Mangel,
Dem ärgsten aller Feinde, Preis gegeben. —
Drum, um mit euch die Mittel zu berathen,
Wie diesen Uebeln kräftiglich zu steuern

Und für die Zukunft vorzubeugen ſey,
Dazu war ich gewillt euch zu berufen,
Wie ich es denn auch gnädiglich gethan.
Und alſo wollen Wir der Hoffnung leben,
Daß eure Klugheit und Willfährigkeit
Begegnen werde unſrer treuen Sorg'
In allem, was des Volkes Wohl erheiſcht. —
Der Kanzler hat Befehl, euch zu eröffnen,
Was Unſrer Weisheit wohlgefallen hat. —
Wir ſind in Gnaden allen euch gewogen.

(Die Stände ab.)

Albrecht

(nachdem er vom Thron geſtiegen).

Herr Abt von Tegernſee! und Ihr von Ebersberg!

(Die Aebte treten vor.)

Was ich von euch vernehm', erbaut mich ſehr,
Daß eure Andacht, wie für's Ewige,
So für der Unterthanen zeitlich Wohl
Mit evangeliſch frommer Liebe ſorge.
Im Geiſt des Stifters eures heil'gen Ordens,
Eröffnet ihr der Gottesfurcht die Tempel,
Der Wißbegier die Schulen, und der Armuth
Die vollen Speicher. — Alſo ſoll's auch ſeyn!
Die Klöſter ſind des Staates fromme Mütter,
Die überall den Geiſt mildthät'ger Liebe,
Den Geiſt der Ordnung und der Friedſamkeit,
Im Wort und durch die That verbreiten ſollen.
Denn deßhalb haben unſre Vorfahren
So viele Wächter frommer Zucht geſetzt,

In allen Gauen unſrer bayr'ſchen Lande,
Und ſie mit Mitteln reichlich ausgeſtattet,
Nicht um die Klöſter, ſondern durch die Klöſter
Des Landes Wohl und Sitte zu befördern.

Abt von Ebersberg.

Wir kennen unſre Pflicht und üben ſie.
Wir haben nichts, das andern nicht gehörte;
Wie wir's empfangen, geben wir's, umſonſt.

Albrecht.

Ihr thut noch mehr. Indem ihr eure Häuſer
In ſtrenger Zucht und Frömmigkeit erhaltet,
Streut ihr, als Stämme der Religion,
Den edlen Samen aus durch eure Gauen,
Befruchtend überall, wo ihr den Grund
Für's Rechte, Heilige empfänglich findet.
Ihr ſteht als Muſter da; — jedoch als ſeltne:
Es gibt gar viele noch, die, regellos,
Der Kirch' zum Aergerniß, dem Staat zum Schaden,
Sich allzufreyem Leben überlaſſen.

Abt von Tegernſee.

Jedweder Fromme muß es tief beſeufzen,
Das Aergerniß, das unſre Kirche ſchändet.
Trotz Eures Vaters, des hochſel'gen, Sorgfalt
War dieſer Schaden Jacobs nicht zu heilen.
's iſt beſſer zwar', doch iſt's noch immer ſchlimm.

Albrecht.

Drum will ich bitten euch, ehrwürd'ge Väter,
Daß ihr an meiner Statt, den Gott geſetzt

Als Schutzherrn ſeiner Kirche, Sorge tragt
Für Wiederkehr der alten Frömmigkeit
Und Auferbauung klöſterlicher Zucht. —
Denn, ſeh' ich recht, ſo naht ſich eine Zeit,
Der Kirche Gottes, wie ein Ungewitter,
Bedrohlich — ob zerſtörend, oder reinigend?
Wir wiſſen's nicht; doch ziemt es uns zu wachen.

Abt von Tegernſee.

Wie ſollen wir die dunkeln Worte deuten?

Albrecht.

Es ſchleicht ein düſtrer Geiſt in unſrer Mitte,
Den keine Macht erſpäh'n und bannen kann.
Das reine Gotteswort hier ſorgſam prüfend,
Und dort das eitle Menſchenwerk erwägend,
Sinnt er mit heilgem Ernſt, den alten Bau
Zu untergraben, daß auf ſeinen Trümmern
Ein neu Jeruſalem erſteh', auf deſſen Berg
Gott angebethet wird in Geiſt und Wahrheit.

Abt von Ebersberg.

Ihr redet von Gefahr der Ketzereyn!

Albrecht.

Die Ketzereyn ſind eben Spaltungen;
Wenn das Gebäude morſch iſt, gibt es Riſſe;
Die Kirche ſelbſt erzeugt ſich Ketzereyn,
Der Kirche Diener, die ſie ſchlecht bewahren.
Jenſeits der Alpen kennet man uns nicht;
Dort lebt man leichthin in den Tag hinein,
Und läßt ſich blenden von dem Glanz der Formen.

Hier denkt der Mensch, der Deutsche will auch wissen,
Warum er glaube, was und wem er glaube;
Drum thuet uns noch mehr, als ihnen, Noth,
In Lehre Wahrheit, und in Beyspiel Frömmigkeit.
Indeß der heil'ge Vater schlummert, oder sich
Zu sehr mit Händeln dieser Welt befaßt,
Will ich denn wachen für das Geistliche,
Als treuer Sohn, um, bricht die Noth herein,
Der Kirche meine Kirchen zu erhalten.

Abt von Tegernsee.

Gott segne Eurer Gnaden Sorgsamkeit.
Das Werk zu fördern mit vereinter Kraft,
Werd' ich sogleich die frommen Oberhirten
Von Eurem weisen Plan in Kenntniß setzen.

Albrecht.

Thut das. Ich hoffe Euch in Eurer Klause
Bald zu besuchen. Dann das Weitere.

Abt von Tegernsee.

Ihr waret ehmals kein so seltner Gast.

Albrecht.

Ich liebe Tegernsee, dieß schöne Wasserthal
Mit seinen heitern Matten, stolzen Bergen,
Und seiner lieblichen Waldeinsamkeit.
Bewahret mir das Zimmer an dem See;
Es hat der Kunigunde wohl gefallen;
Sie sagt, man sehe dort den Himmel doppelt,
Und habe ihn wohl auch.

Abt von Tegernsee.

Es soll bewahrt seyn.

Albrecht

(zum Abt von Ebersberg).

Und Euch, Herr Abt, bin ich den Dank noch schuldig
Für Euren Willeram, die schöne Abschrift.
Ich lobe mir den Fleiß des wackern Mönchs,
Der seinen Buchstab so zu mahlen weiß.

Abt von Ebersberg.

Für seinen Inhalt steh' der Name ein
Des Abts von Ebersberg, der es verfasset.
Es sind principia der deutschen Schrift,
Das A B C des deutschen Kindesalters.

Albrecht.

Ich schätze sehr dergleichen Denkmahle
Des alten Geist's. Wir seh'n daraus,
Wie viel erst werden mußte in der Sprache,
Auf daß sie sey, was sie uns jüngern ist —
Ein leichtes Kinderspiel, das unsre Väter
Mit Ernst und Scharfsinn mühsam schaffen mußten. —
Ich halt' euch nicht mehr auf, hochwürd'ge Herrn.
Geht zur Versammlung nun, und unterstützt
Wie hier, die gute Meinung eures Herzogs.
Laßt mich empfohlen seyn in eure Andacht.

(Die Aebte ab. Der Herzog geht in sein Cabinet.)

Zimmer der Herzoginn.

Kunigunde tritt aus dem Seiten-Cabinet. Ihre Kammerfrau lieſt in einem Buche.

Kunigunde.

Die Kinder ſchlafen noch, recht lieblich träumend.
Man ſagt: wenn Kinder lächeln in dem Traum,
Daß Engel Gottes mit den Kleinen ſpielen.
Wenn auch nicht wahr, ſo iſt die Mähr' doch ſchön,
Und eine Mutter glaubet gern das Schönſte. —
Hat mein Gemahl ſich noch nicht melden laſſen?

Kammerfrau.

Die Landſchaft iſt bereits im Sitzungsſaal
Der Herzog wird im Cabinet noch weilen.

Kunigunde.

Was leſt Ihr hier?

Kammerfrau.

Aus Fürrer's Percival.

Kunigunde.

Ihr liebt die ritterlichen Abenteuer;
Ich liebte ſie ſonſt auch; doch jetzt iſt Ruhe
Und ſtilles, friedliches Ergehn mir lieber
In Einſamkeit der anſpruchloſen Hoffnung.

Kammerfrau.

Das glaub' ich gern; Ihr habt ihn ſchon gefunden,
Den Ritter Eurer Lieb'; und Meiſter Ulrich
Hat gar ein ſchönes Bild von ihm entworfen,
So ſchön, daß man das Bild ſchon lieben möchte.

Kunigunde.

Das iſt der Dichtung wunderbarer Zauber,
Daß ſie das Große, Edle, Würdige,
Die einzlen Strahlen in der Wirklichkeit,
Durch Phantaſie in Einen Lichtraum ſammelt,
Und daß der Schatten ſelbſt, die dunkeln Stellen
In eines Helden vielgeſtaltem Leben,
Zur Läuterung der Glorie dienen müſſen,
Die um ſein Haupt die Muſe liebend zieht.

Kammerfrau.

Soll ich Euch weiter leſen in dem Buche?

Kunigunde.

Nein! holt mir lieber unſern blinden Meiſter,
Daß er mit ſeinen Liedern uns ergötze.
Er kennt und ſingt gar viele ſchöne Mähren,
Die uns des Volkes treuer Mund bewahrt;
Und Worte, die ſich mit dem Ton vereinen,
Sie regen, Geiſtern ähnlich, ihre Flügel,
Und heben unſre Seelen himmelan.

(Kammerfrau ab.)

(Herzog Albrecht tritt ein.)

Albrecht.

Ich komme nur auf einen Augenblick,
Um dir den lieben Morgengruß zu ſagen.

Kunigunde.

Wie ſchön von dir, daß unter Staatsgeſchäften
Du deiner Kunigunde nicht vergiſſeſt.

Albrecht.

Du scherzest! Wenn auch Hand und Haupt arbeiten,
Kann ich des eignen Herzens denn vergessen?

Kunigunde.

Das Herz lebt freylich fort, das immer rege,
Doch hat es Theil nicht immer an dem Leben.
Du lebest, Albrecht, wirkest stark und kühn —
Doch, Albrecht, hast du Freude auch am Leben?

Albrecht.

Ich hab' ja dich, und die du mir geboren.

Kunigunde.

Von mir sey nicht die Red'; und deine Freuden,
Sie sind, sie wären auch die meinigen.
Doch sage: hast du Freude auch am Leben?

Albrecht.

Wie sie der Landmann hat, die Hoffnung nämlich,
Daß seine Saat zur Frucht gedeihen werde,
Die Freude mindestens an dieser Hoffnung.

Kunigunde.

Die Gegenwart ist unser, nicht die Zukunft;
Wir sollen freu'n uns an der Gegenwart.

Albrecht.

Die Gegenwart ergötzt nicht schon an sich;
Das schöne Werden in dem regen Seyn,
Das ist's, was uns ergötzet, jetzt und einst.
Ich aber muß die Zukunft vorbereiten,
Daß sie mir werd' zur schönen Gegenwart.

Kunigunde.

Ich weiß nicht, was du ſinneſt, was du treibſt,
Nicht was dem Lande fehle, was ihm fromme;
Ich kenne nur mein Haus, und übe drin,
Das ſagſt du ſelbſt, ein weiſes Regiment.

Albrecht.

Das thuſt du.

Kunigunde.

Drum ſo nimm, mein weiſer Fürſt,
Ein gutes Beyſpiel an der Hausfrau Thaten.
Auch mir ſchien manches unrecht, unbequem,
Was mich umgab, was ich zu leiten hatte.
Ich nahm es, wie ich's fand, und änderte
Nur ſo viel, als erlaubt war, mit der Zeit.
Man ſah's nicht ändern, doch iſt es geändert.

Albrecht.

Das iſt nun einmal ſo der Frauen Art,
Sie können ſchaffen, ohne zu zerſtören.

Kunigunde.

Der Garten, er ſtand üppig, aber wild.
Du wollteſt, daß er plötzlich anders werde,
Nach einem großen Plan, den du entwarfen.
Es ſah ſich lieblich an, auf dem Papier;
Ich hatte ſelber Freude an der Hoffnung,
Einſt auf den ſchnurgeraden, ebnen Wegen
Durch Schattengänge gleichgeformter Bäume,
Vorbey an lieblich murmelnden Gewäſſern,
Im Blüthenregen und beym Farbenſchein

Durch dieſes ſchöne Paradies zu wandeln.
Da dacht ich, daß ich um der Zukunft Luſt,
Die Luſt der Gegenwart verſchmerzen müßte.
Drum bath ich: laß ihn ſo, wie er nun iſt!
Wir haben ihn, und können uns ſein freuen.

Albrecht.

Doch iſt er anders worden, immer ſchöner —

Kunigunde.

Und wie? Ich ſchont' das Alte, wo ich's fand,
Und pflanzte Neues an, wo ich's vermißte.
Ich ſchuf den Plan nicht ſelbſt, er gab ſich mir.
Schon in den Stoffen fand ſich auch die Form.
Wenn mir ein kräft'ger Stamm im Wege ſtand,
So ward der Weg gekrümmt; er irrte nicht,
Und gab nun Schatten noch den Wandelnden.
Wenn auch ein Hügel meine Schritte hemmte,
So ward ein Pfad gemacht; er irrte nicht,
Und gab nun Ausſicht noch den Ruhenden. —
So iſt noch alles alt und doch auch neu;
So hatt' ich Freude denn am ſchönen Werden,
Und Freude an dem regen Seyn zugleich,
Und was die Gegenwart mir dargeboten,
Es mehrt, verſchönert ſich für alle Zukunft.

Albrecht.

Das Alte treu bewahren, und das Neue
In Stille und mit zartem Sinn geſtalten,
Das ſteht gar fern dem Regiment des Hauſes;
Jedoch der Staat verlangt ganz etwas Andres;

Da findeſt du kein friedlich Pflanzenleben,
Das dankbar ſich der Pflegehand erſchließt;
Da will ſich nichts, gleichwie in der Natur,
In ſtiller, alter Ordnung fortbewegen;
Da muß ein Geiſt ſeyn, welcher treibt und leitet,
Ein immer wacher, ſtrenger Geiſt der Ordnung,
Der nach geprüftem, weiſ' entworfnen Plan
Das Einzelne dem Ganzen untererdnet,
Das Klein're wegwirft, Gröſ'res zu gewinnen,
Und gegen Böſes wohlgerüſtet ſteh'
Im ew'gen Kampfe um des Guten willen.
In dieſem Kampf beſteht des Herrſchers Luſt;
Um jenen Zweck zu fördern, zu erreichen,
Erträgt er Arbeit, Sorge, Alles gern;
Im Widerſtande ſelber hat er Freude,
Er gibt ihm das Gefühl der eignen Kraft.
Und wäre alles auch zuletzt umſonſt,
Umſonſt geſorgt, geduldet und gehandelt;
Die Eine Freude blieb' ihm immer noch,
Die Freude, daß er ſeine Pflicht gethan.

Kunigunde.

O dieſer Pflicht, dem Götzen opfre nicht,
Den ſich der Menſch erſchafft zu ſeiner Qual.
Ich kann mir einmal keine Pflichten denken,
Die nicht zugleich ein Quell der Freuden wären.
O Albrecht! ſey doch weiſe, als ein Weiſer,
Und mach' die Freude dir zu deiner Pflicht.

Albrecht (gütig)

Du biſt verführeriſch; du möchteſt wohl

Mit deinem Zauber bannen mich hieher,
Nach morgenländ'scher Art in's Frau'ngemach.
Da sollt' ich leben als ein Erdengott,
Betäubt vom Duft der Blumen und der Opfer,
Geblendet von der eitlen Pracht der Farben,
Und eingelullt von süßen Schmeichelthönen,
Und prassend von dem Schweiß der Unterthanen.
Das will ich nicht: ich will den Ruhm verdienen,
Und mehr als Ruhm, die Liebe meines Volks.
In Volkes Mitte ist des Herzogs Platz,
Und mit ihm theilen Wohl und Weh', sein Loos.
Nach Arbeit labt die Ruh', nach Wettersturm
Erquickt der Sonnenschein; so flücht' ich mich
Stets gern in deiner Liebe Paradies.

(Küßt sie, und geht dann ab.)

(Kunigunde sieht ihm in stiller Wehmuth nach.)

(Ritter Konrad Paulmann, geführt von der Kammerfrau, erscheint.)

Kunigunde.

Ich grüß Euch, edler Ritter, lieber Meister! —
Ich bitt' Euch, uns in unser'r Einsamkeit
Mit Eurem Spiele und Gesang zu letzen.

(Sie führt ihn zu einem Stuhl, und reicht ihm eine Laute dar.)

Hier habet Ihr die Laute, die Ihr selbst
Mit Euer kunstgerechten Hand gemacht.

Kammerfrau.

Wie kommt es denn, daß sie so hölzern pufft,
Wenn ich drauf klimpre, während sie jedoch,

Von Eurer Hand berührt, in reinem Ton,
In ſilberhellem Klang und Sang erſchallt?

Paulmann.

Die Geiſter ſchlafen drin; Ihr wißt ſie nicht zu wecken.

Kammerfrau.

Womit denn weckt man ſie? Die Fertigkeit
Vermag es nicht, das ſeh' ich; 's iſt was anders,
Auf deſſen Frag' die Stimme Antwort gibt.

Paulmann.

Der Geiſt vermag es nur, der liederreiche;
Doch wie der Glaube nur das Wunder ſchafft,
So ſchafft es in der Kunſt auch nur die Liebe.

Kammerfrau.

Ich merk' es wohl, ich bin zur Kunſt verdorben.

Paulmann.

Laßt Ihr darum von dem Gebethe ab,
Weil Ihr des Wunders nicht gewürdigt werdet?
Wir müſſen ringen, wachen und vertrau'n,
Bis Gott der hohen Gnad' uns würdig macht.

Kunigunde.

Ihr werdet wohl im Stillen oft uns ſchelten,
Füllt' euer Lied das Ohr nur, nicht das Herz,
Und unempfänglich das Gemüth ſich zeigt.
In Wälſchland, in dem ſchönen Land der Lieder,
Da iſt die Kunſt belohnender dem Künſtler,
Er findet lauter gleichgeſtimmte Seelen.

Paulmann.

Die Kunſt iſt überall zu Haus; doch anders

Erſcheinet ſie wohl dorten, anders hier.
Das Schöne ſpricht den Sinn des Wälſchen an,
Den Geiſt des Deutſchen. Und mich, den blinden Meiſter
Sie haben ihn zwar hochgeehrt, bewundert,
Doch nimmermehr geliebt, und nicht verſtanden.
Die Heimath nur verſteht der Heimath Laute.

Kunigunde.

Es freut mich, wenn Ihr gerne bey uns weilt.

Paulmann.

Wie ſollt' ich nicht? Die edle freye Kunſt,
Sie iſt ja traut und lieb an Eurem Hof,
Und hier werd' ich verſtanden und geliebt.
Erlaubet, edle Frau, dem blinden Meiſter,
Daß er's mit tiefer Rührung wiederhole:
An Albrechts Hofe werd' ich auch geliebt.

Kunigunde.

Das ſeyd Ihr. Und ich dank' es meinem Herrn,
Daß er, um mir mein Leben zu verſchönern,
So holden Kreis von Künſtlern jeder Art
Um mich verſammelt. Jeden ſchätz' ich hoch,
Am höchſten doch den Meiſter des Geſangs. —
Mit welchem Lied erfreuet Ihr uns heut?

Paulmann.

Steht mir es frey, ſo ſey's das neueſte,
Und älteſte zugleich. Ich ſang es oft
In meiner Jugend, ſpäter ward's vergeſſen.
Es ſtieg erſt heut mir aus dem dunklen Grund
Seltſam zu der Erinn'rung Licht empor.

Drum iſt's mir lieb, wie ein verlorner Schatz,
Den man durch Zufall wiederum gefunden.
Doch iſt es traurig.

Kunigunde.

Singt es immerhin;
Es paſſet um ſo mehr zu meiner Stimmung.

Paulmann (ſingt).

„Wach' auf, unſel'ger Greis, wach' auf!
Die Tochter geht verloren!
Schon führt ſie fort, in vollem Lauf,
Der Bhule, ihr erkoren!"
Der Greis vernimmt's, er eilt hinaus,
Er ſieht nun ſelbſt, mit Angſt und Graus,
Von ſeines Schloſſes Zinne,
Den Raub geheimer Minne.

Er ſieht's, und winkt und rufet laut:
„Kind, kannſt du mich verlaſſen!
Du, meine Tochter, lieb und traut,
Ohn' dich muß ich erblaſſen!"
Sie beugen ſchon den Berg herum —
Da bricht ſein Herz, ſein Mund wird ſtumm,
Die Fauſt ballt ſich, zu drohen
Fluch ihr, die ihm entfloheu.

Der Krampf packt ihn, er fällt hinab,
Das Roß ſtürzt ob dem Falle,
Und „Fluch" dröhnt's, wie aus tiefem Grab,
Der Ritter ſtirbt vom Pralle.

Ihr Buhle liegt, ihr Vater da,
Und, Grauen! was ihr Auge sah:
Die Faust sieht sie noch droben
Fluch! Fluch ihr, die entflohen!

Sie deckt die starre, schwarze Hand
Mit Thränen wohl und Küssen,
Bis sie erweicht, bis sie erbleicht,
Nicht läßt sie ab zu büßen —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Kammerfrau
(plötzlich aufschreyend).

Jesus! Maria! die Herzoginn sinkt!

(Kunigunde, die dem Liede mit steigender Bewegung zuhörte, wankt zuletzt. Die Kammerfrau um sie beschäftigt.)

Paulmann
(der sogleich mit dem Lied innegehalten).

Mein Gott! was hab' ich armer Greis gethan!

Kunigunde
(nachdem sie sich erholt, steht auf und geht zu Paulmann, dessen Hand sie ergreift).

Ich dank Euch, Vater! Was Ihr da gesungen,
Es war sehr schön, — es griff mir recht in's Herz —
Dieß Lied, ich werd' es nimmermehr vergessen.
(Zur Kammerfrau)
Geleitet unsern lieben Meister heim.

(Die Kammerfrau ab mit Paulmann. Die Herzoginn geht in's Cabinet zurück.)

Cabinet des Herzogs.

Herzog Albrecht tritt ein mit dem Kanzler.

Albrecht.

Wie ſteht's in der Verſammlung?

Kanzler.

Alles gut.
's ging freylich ohne Kampf nicht; doch es ging.
Die Bürger ſteckten zwar die Köpf' zuſammen,
Als wollten ſie ſich fragen: woher nehmen?
Die Aebte legten kreuzweis ihre Händ',
Als ſey Gefahr für ihre dicken Bäuche;
Die Ritter murrten laut —

Albrecht.

Die Ritter murrten?

Kanzler.

Sie murrten laut, und ſchwätzten durcheinander,
Beſonders bey der Propoſition,
Daß fürderhin der ſchuld'ge Kriegesdienſt
Von jedem, ſey es Ritter oder Pfaff,
Mit Geld zu diluiren ſey, wogegen
Der Herzog ſelbſt ſich ſeine Krieger ſchaffen möge.
„'s iſt klar, man braucht uns nimmer — ſagten ſie —
Man will dem freyen Mann den Dienſt erlaſſen,
Um deſto freyer's Regiment zu führen;
Man raubt die Ehr' und läßt uns nur die Laſt."

Albrecht.

Da haben ſie ſo Unrecht nicht, die Ritter.

Kanzler.

Das aber war den Bürgern eben Recht;
Und als die Aebte drauf von Tegernsee
Und Ebersberg den Antrag kräftig unterstützten:
So sprachen endlich alle Kreuzelherrn
Den Segen aus, und gaben willig Geld.
Die Ritter aber traten murrend ab.

Albrecht.

Sie mögen murren, wenn sie nur bezahlen. —
Ich bin zufrieden, Kanzler, mit dem Ausgang,
Und ich versprech' mir nützlichen Erfolg.
Ich kann nun selbst mir wählen meinen Mann,
Der dienſam sey in Allem meinem Willen.
Er ist verpfändet mir mit Leib und Seel,
Durch das Bedürfniß selbst an mich gefesselt.
Ein lenksam Werkzeug nun in meiner Hand,
Das seine Spitze hinkehrt, wo ich will.
Vorhin war ich der Diener nur von Herren,
Jetzt bin ich Herr von Dienern; ich kann herrschen. —
Habt Ihr mir sonst was Neues zu vermelden?

Kanzler.

Die Abgeordneten von Regensburg
Erwarten Eurer Hoheit endlichen Bescheid.

Albrecht.

Der Regensburger Handel, will ich's frey gesteh'n,
Gefällt mir gar nicht. Was gewinnen wir,
Wenn wir dieß Nest nun haben? Nichts, gar nichts,
Was wir nicht' schon gehabt an Stadt- am- Hof.

Ich ſelbſt hab' alles ja gethan, ſchon lang,
Um ihren Flor, den dürft'gen, zu vernichten;
Nun er verſchwand, und jenſeits alles blüht,
Was bleibet uns? Pure Armſeligkeit,
Die uns die ſchwere Pflicht noch auferlegt,
Sie aufzufüttern zur Wohlhäbigkeit,
Auf Koſten unſrer alten treuen Städte.

Kanzler.

Ich hoffe, Eure Hoheit denken anders wohl,
Wenn erſt die Schlüſſel dieſer ſchönen Stadt
Zu Euren Füßen liegen.

Albrecht.

Dieſe Schlüſſel,
Fürcht' ich, ſie werden allen Haß aufſchließen,
Den Eiferſucht gebähren kann und Neid.
Die andern Städte werden Zetter ſchreyen,
Als ſteh' das ganze heil'ge Reich in Flammen;
Da wird des Reiches Oberhaupt erwachen,
Und könnte leicht, in einer üblen Laune,
Gen den erzürnen, der den Lärm erregt,
Und ſeine Majeſtät im Schlaf geſtört.

Kanzler.

Den Kaiſer einzuſchläfern, überlaſſet mir;
Ich werde ſchon das rechte Lied ihm ſingen.

Albrecht.

Langweilig ſeyd Ihr gnug mit Euren Rechten.

(Ein Diener kommt.)

Diener.

Des Kaiſers Abgeſandter wünſcht Gehör.

Albrecht.

Empfangt ihn, Kanzler, und geleitet ihn hieher.

(Kanzler ab.)

Albrecht (allein).

Nun soll ich das verworrene Gespinnst
Der Afterweisheit wiederum entwirren —
Wie? oder soll ich ihn zerhau'n, den Knoten?
Wahrhaftig, 's wär' ein Kraftstreich, der Entschluß,
Ob dem der Kaiser ungemein mich loben
Und Deutschland überaus vergöttern würde;
Ich dürfte nur die Stadt, die mir verraut,
Des Kaisers und des Reiches Rache opfern,
Und meine Diener, die sie aufgehetzt,
Zum Zeichen der Mißbilligung entlassen.

Verhindern wollt' ich freylich nicht das Werk,
Doch auch nicht fördern. Fremd war mir der Zweck,
Das Mittel scheint mir vollends schlecht zu seyn. —
Es ist indeß geschehn. Ich muß sie wohl beschützen;
Ich muß — denn es ist klar, daß die Empörer
Nur die Verführten meiner Räthe sind.

Der Kanzler hat die Sache klug berechnet;
Was dem Verstand nicht aufzubinden war,
Das hat er mir gar fein aufs Herz geladen.
Ich will es tragen denn, ich will gerecht seyn,
Auf Kosten meines Rufs und meiner Ruh;
Will lieber stehen im Verruf der Ketzerey,
Als vor Gericht des eigenen Gewissens.

Ich will nicht undankbar, nicht grausam seyn.
Ich ziehe ein mit meiner Macht und Weisheit.

(Der Gesandte kommt, vom Kanzler eingeführt.)

Gesandter.

Im Namen Seiner Majestät, des Kaisers.

Albrecht.

Habt Vollmacht Ihr?

Gesandter.

Bedarf es einer Vollmacht,
Wenn hoch aufschlägt die Flamme der Empörung,
Zu Hülf' zu schreyn?

Albrecht.

Habt Vollmacht Ihr an mich?

Gesandter.

Wenn Ihr des heil'gen Reiches Herzog seyd,
Der Mitschutzvogt der Rechte meines Kaisers — —

Albrecht.

Bringt an, was Ihr begehret, Herr Gesandter!

Gesandter.

Die Regensburg, die sich vom Reiche losgerissen,
Und den Gehorsam aufgesagt dem Kaiser,
Und sich der bay'rschen Herrschaft unterworfen,
Und sich dem Schutz des Herzogs anvertraut —

Albrecht
(einfallend).

Und die aus Lieb' zu mir sich Haß erwählt —

(sich)

Die zu beschützen, halte ich für meine Pflicht,

Und will es thun, getreu, in Wort und That,
Der Rechte meines Kaisers unbeschadet.

(Der Gesandte steht.)

Albrecht.

Drum, Herr Gesandter, gehet ruhig heim
Nach Wien; berichtet Eurem Herrn, dem Kaiser,
Was Ihr in Regensburg gehört, gesehn;
Sagt, daß ich wolle ihr Vermittler seyn,
Und daß ich gut steh' für die Aufrechthaltung
Der öffentlichen Ruh, und des gemeinen Friedens.

Gesandter

(im Abgehen).

Weh dem, der seinen Arm Empörern leiht!

Kanzler.

Der krächzet ja, gleich einem Unglücksvogel!

Albrecht.

Der Eifer für den Herrn verzehret ihn. —
Empfangen wir die Abgeordneten.

(Ab.)

Zweyter Aufzug.

Großes Zimmer in der herzoglichen Burg.

Herzog Albrecht tritt ein mit dem Kanzler.

Albrecht.

So lang der königliche Gast verweilt,
Begeb' ich mich der laufenden Geschäfte,
So weit es ohne Zög'rung möglich ist.

(Ein Diener kommt aus dem Seitenzimmer)

Albrecht

(zum Diener).

Kann wohl der König schon Besuch annehmen?

Diener.

Noch eine Weil' beschäftigt ihn der Anzug.

(Diener ab in's Seitenzimmer.)

Albrecht.

(zum Kanzler).

Wie weit schon seyd Ihr mit des Kaisers Räthen
Von wegen Abensberg?

Kanzler.

Noch gar nicht weiter;
Sie bleiben immerfort beym Alten steh'n;
Es sey des Kaisers Lehen, sagen sie;
Der Kaiser könn' von seinem Recht nicht lassen.

Albrecht.

Und auch der Bayern Herzog nicht, durchaus nicht;
Und wenn sie zäh' sind, bin ich zäher noch,
Und bleib' bey dem: beati possidentes.
Ich will's einmal nicht dulden, kann es nicht,
Daß so ein Reichsknecht, so ein Auskundschafter
Mir auf dem Nacken sitze, Angesichts
Von meiner Burg, immitten meiner Lande.
Mein Recht ist alt; das ihre längst veraltet.
Seit undenkbaren Zeiten rechnen sich
Die Abensberger zu dem Hause Bayern,
Und hielten zu der Sache ihrer Herzoge,
Als wär's die ihre. Dieß ist Thatsache,
Die lebt; das and're längst erstorb'ne Sage.

Kanzler.

Mit Montfort hoff' ich so mich zu vergleichen,
Wie's Eurer Hoheit gnäd'ger Wille war.

Albrecht.

Des Montfort's Forderung ist theilweis billig;
Als adoptirter Sohn des Abensberg
Macht er gerechten Anspruch auf die Güter,
Die als das Eigenthum des Grafen galten.
Und wenn er sich noch nicht zufrieden stellt
Mit dem, was ihm sein Vater hinterlassen,
So bietet ihm wohl auch Entschäd'gung an.
Ich will nicht karg seyn gegen dessen Sohn,
Der mir so lang als treuster Freund gedient.
Doch von der Herrschaft keine Schelle, keinen Stein!

Das iſt des Herzogs Leh'n und Eigenthum.

(König Max erſcheint)

Vollziehet die Befehle bald und gut.

(Kanzler ab.)

(Albrecht entgegeneilend.)

Albrecht.

Nochmal willkommen mir in meinem Haus,
Mein Bruder! mehr als Bruder noch, mein Freund!

Max.

Wie wohl iſt mir bey euch! Nach langer Zeit
Kann ich nun wieder ſagen: Mir iſt wohl!
Ich bin zu Haus — bin bey den Meinen wieder.

Albrecht.

Du haſt gealtert, Max! biſt ſchöner worden.
Die Herrſcherſorge hat die Stirn gerunzelt,
Und aus dem tiefen Aug' blitzt Herrſcherblick.
Solch Antlitz ſtehet gut zum Diadem.

Max.

Das hat ſich alles ſo von ſelbſt gemacht.
Die Krone ziehet, wie die Sonne, Dünſte an,
Und, wo ſich Wolken ſammeln, blitzet es.
In Flandern aber iſt es ſchwül, ſehr ſchwül.

Albrecht.

Sie haben dich recht in die Eng' getrieben.
Das muß ein übermüthig Völklein ſeyn.

Max.

Da hab' ich erſt die Deutſchen ſchätzen lernen,
Das edle, große deutſche Herz, die Löwen,
So leutſam, und ſo ſanft, ſo fromm, wie Lämmer,

Und Löwen doch, wo's Freyheit gilt und Recht.
Das aber ist ein feiles Krämervolk,
Das für ein Lumpengeld von Silberlingen
Den Heiland selbst verschachern würde.

Albrecht.

Es ist empörend, was sie dir gethan;
Der Zweck noch schändlicher, als selbst das Mittel.

Max.

Auflauern mir, wie Gauner, mir, dem König,
Und überfallen mich, den Unbewehrten,
Und fest mich setzen, wie einen Verbrecher — —
Jedoch der Markgraf, mit des Reiches Heer,
Der wird sie, nach Verdienst, schon züchtigen.

Albrecht.

Und das mit Recht. In der Person des Königs
Sind alle Fürsten schwer verhöhnet worden.

Max

(nach einer Pause).

Und nun sogleich von dir und deinen Sachen.
Ich aber muß mit dir recht bitter zanken.
Sag! Albrecht, kennst du denn kein Ziel, kein Maß?
Den Friedrich hast du längst schon aufgebracht,
Nun reitzest du noch gar, und mehr, den Kaiser.
Erst willst du ihm sein Abensberg nicht lassen,
Drauf wagst du's gar, ihm Regensburg zu nehmen.
Wo soll das alles hin?

Albrecht.

Zu Ende, hoff' ich. —
Denk' dich an meine Stelle, Max, und sag.

Ob du nicht handeln würdeſt, ſo wie ich?
Was ſo bequem uns in die Hände fällt,
Das wollen wir ſogleich nicht wieder laſſen.
Wir dürfen's nicht einmal, es fordert's unſre Pflicht,
Das Reich zu mehren und des Reiches Macht.

Max.

Und ob mit Unrecht dieſes, ob mit Recht,
Darüber ſollte keine Frage ſeyn?

Albrecht.

Willſt du dich über's Recht erkundigen,
Nun, ſo verweiſ' ich dich auf meine Räthe,
So wie ich deinen Vater, ſeine Räthe
An ſie verwieſen habe und mein Recht.

Max.

Wird drob der Kaiſer wohl zufrieden ſeyn?
Ich zweifle ſehr. Hier iſt von Rechten nicht,
Von dieſen, jenen Rechten, von dem Mehr
Und Minder — nein, hier iſt von Recht die Red',
Von Kaiſers Recht, vom Recht der Majeſtät.
Entſtehet zwiſchen Sohn und Vater Streit,
Da iſt all Mäkeln am unrechten Platz.
Da wird das heil'ge Anſehn eingeſetzt,
Und dieſes wieget mehr, als tauſend Rechte.

Albrecht.

Du wirſt doch nicht für ſo ein Kind mich halten,
Das ſchweigen muß, ſobald der Vater herrſcht?

Max.

Das Schweigen ziemet auch dem Manne wohl;

Und Rückzug, der zur rechten Zeit geschieht,
Er ist so ehrenvoll, als Widerstand.

Albrecht.

Drin sind nun unsre Meinungen verschieden.
Ich denk', es sey des Fürsten rechte Art,
Stand halten — und nicht weichen einen Schritt.
Sogar in deiner Lage wär' ich nicht gewichen.

Max.

Du willst die Spitze gegen mich nun kehren.

Albrecht.

Verzeih! ich will dir keinen Vorwurf machen,
Nicht dir, nur deiner Handlung — deiner Handlung nicht,
Nur, sag' ich, wär's die meine nicht gewesen.
Ich, Max, ich hätte nimmer unterschrieben.

Max.

Was war zu thun? Sie haben mich gezwungen.

Albrecht.

Ein Fürst sich zwingen lassen! Sich etwas
Abzwingen lassen von den Unterthanen!

Max.

Denk dich allein, von Rasenden umgeben,
Von ihnen und mit ihnen eingesperrt
In eine grauenvolle Einsamkeit,
Befleckt bereits vom Blut der Deinigen,
Die sie vor deinen Augen dir zerfleischt:
Beharre da auf deiner Weigerung,
So ist dein unvermeidlich Schicksal — Tod.

Albrecht.

Des Fürſten heilig Haupt iſt unverletzlich;
Dafür liegt volle Bürgſchaft in dem Herzen
Auch des gemeinſten, rohſten Menſchenpöbels.

Max.

Ich ſprach von Raſenden. Und iſt einmal
Des Tigers blutige Begier erweckt,
So lechzt er auch nach Blut des eignen Herrn.
Doch, bitt' ich, ſchweig davon. 's gibt Handlungen,
Die man nicht unter allgemeine Sätze
Der Sittlichkeit und Klugheit ſtellen kann;
Sie ſetzen ſelbſt ſich hin als klug und ſittlich.
Im Uebrigen ſoll man von ſolchen Dingen,
Als von geſcheh'nen, lieber gänzlich ſchweigen. —

(Pauſe.)

Albrecht.

Wie wareſt du zufrieden mit dem Wolfgang?

Max.

Sehr wohl. Viel beſſer, als mit ſeinem Bruder.

Albrecht.

Das hör' ich gern, drum hab' ich ihn geſandt.

Max.

Und zum Beweiſe, wie vertraut wir ſteh'n,
Er hat mir etwas Wicht'ges aufgetragen.

Albrecht.

Warum denn kommt er ſelbſt nicht an den Hof?

Max.

Er wollte ſeiner würdig hier erſcheinen,
Als Baierns Herzog —

Albrecht.

Iſt er denn das nicht?

Max.

Als Bayerns Herzog und als Mitregent.

Albrecht.

Will er den alten, abgethanen Streit
Von vorn beginnen?

Max.

Er will keinen Streit;
Von deinem Herzen will er das erhalten,
Wozu ihm die Geburt ein Recht verliehn.
Ich kann dir's nicht verhehlen, lieber Albrecht,
Daß ich mein dringend Fürwort ihm verſprochen,
Und ich will ſeh'n nun, was der Freund vermag.

Albrecht.

Biſt du nicht über Augsburg hergekommen?

Max.

Nein, über Türkheim, Wolfgangs Herrengut.
Allein, wozu die Frage, querfeldein?

Albrecht.

Sie liegt am Wege. Und ſo weiſt du nicht,
Was ſich jüngſthin dort Wichtiges begeben?
Es hauſ're nämlich dort ein Bürgermeiſter,
Der ſich zur Dictatur emporgeſchwungen,
Und, wie noch kein Tyrann, die freyen Bürger
In Ketten ſchlug und zu dem Block verdammte.
Doch weil er, zwar kein Recht, doch Formen ehrte,
Und jede Reichsſtadt ſo ein klein Gemächt

Der röm'schen Republik vorstellen will,
So ließ er sich doch einen Mit-Consul
Gefallen, den er selber sich gewählt.
Mit dem trieb er das meisterlose Spiel
Hinter dem Rücken aller Volkstribunen,
Wo möglich, ärger noch, denn je zuvor —
Bis endlich der gestrenge Stadtvogt ihm
Und seinem Regiment ein Ende machte.
Der Mann hieß Ulrich Schwarz, der Mit-Consul
Hans Ohnesorgen —

M a r.

Du erzählst ein Mährchen.

A l b r e c h t.

Es ist Geschichte; doch so lehrreich, wie ein Mährchen.
Die Lehr' — wenn du sie hören willst, — ist die:
Weil ich kein Schwarz bin, nun so brauch' ich auch
Nicht neben mir so einen — Ohnesorgen.

M a r.

Du scherzest bitter; doch ich red' im Ernst.
Der alte Streit ward freylich beygelegt;
Allein der Dinge Stand hat sich verändert.
Sigmund ist todt; der Christoph abwesend;
Das Recht, die Reihe trifft mithin den Wolfgang.

A l b r e c h t.

Will er spitzfindig seyn, so bin ich's auch.
Das Recht ist aber gegen ihn gekehrt,
So lang als Christoph noch am Leben ist.

M a r.

So kommt man dir nicht bey, das wußt' ich wohl,

Und ich rieth selbst ihm ab von jedem Handel.
Doch, Albrecht, sieh, dein eigner Vortheil will,
Daß du die Herrschaft, mindestens zum Schein,
Mit deinem Bruder theilst, aus freyem Willen.
Ich seh' hierin den einz'gen Ausweg noch,
Wo du, der eig'nen Würde unbeschadet,
Dich aus dem leid'gen Handel ziehen kannst,
Der dich mit Kaiser und mit Reich entzweyt.
Des Wolfgangs erste Forderung wird seyn,
Daß Regensburg zum Reiche wiederkehre.
Du willigst ein, du mußt es wool, weil Bruder
Und Kaiser gegen dich, den Einen, sind.
So ist die Ruhe wieder hergestellt,
Und du kannst fürder schaffen, wie du willst.
Es wird sein erster Act seyn, und sein letzter.
So haben wir's zusammen überlegt.

Albrecht.

Das wär' ein Ausweg noch, ein fein erlauschter,
Doch sieh, ich gehe gern den g'raden Weg.

Mar.

Da haben wir den alten Eigensinn.
Den g'raden Weg! — Ganz recht! Auch ich leb' mir
Den g'raden Weg, und hass', wie du, den krummen;
Doch muß der grade Weg stets gradaus gehen?
Und ist denn jeder Seitenweg ein krummer?

Albrecht.

Mag jeder handeln nach der eignen Weise.
Du liebst den Ausweg in der Politik,

Und wahrlich, er iſt oft der einz'ge Ausweg —
Zum Beyſpiel, in der flandriſchen Geſchichte.

Max.

Schon wieder die Geſchichte, die verhaßte!

Albrecht.

Wer will dran zweifeln? 's war ein kurzer Ausweg.
Der König war gezwungen, das iſt klar —
Der Kaiſer konnte alſo den Vertrag,
Und mußt' ihn wohl, als ungeſcheh'n erklären.
Gleichwie nun dich der väterliche Vormund,
So könnte mich der Bruder Mitregent
Auf ſeine Weiſe aus dem Handel zieh'n.

Max.

Du jageſt mich noch fort mit deinen Reden.

Albrecht

(die Hand ihm reichend)

Ich biethe Frieden dir, mein lieber Max!
Gedenk', wie wir als Knaben oft gethan,
Uns auf dem Tummelplatz umhergejagt
Als Wild und Hund, gar hitzig und erboßt —
Des kind'ſchen Spiels erinnerſt du dich doch? —
Wenn aber Einer fiel in dem Gerenne,
Da war das Spiel vergeſſen, und der Ernſt
Der Freundſchaft kam herbey und half,
Und beyde lagen wir uns in den Armen.

(Er umarmt ihn)

Max.

Wär' nicht dein Herz ſo gut, als ſtarr dein Kopf,
Ich zitterte für dich und deine Sache.

Albrecht (herzlich).

Und wenn ich nun auch fiel' in dem Gerenne,
Die Freundschaft käm' herbey, und hälfe,
Und sicher läge ich in ihren Armen.

Mar (nachdrucksam).

Um Eines bitt' ich dich, — und das gelobe mir —
Werd' ich dich bitten einst bey unsrer Freundschaft,
Daß du mir's, ohne Widerstand, gewährest.

Albrecht.

Ich weiß: was dir so recht von Herzen geht,
Das ist auch groß und edel und gerecht.
Drum kann ich's auf dein Wort voraus gewähren.
(gibt ihm die Hand.)

Mar.

Nun aber wollen wir zur Kunigunde,
Wenn anders der Besuch zu früh nicht kommt.

Albrecht.

Ich sah sie schon vor einer Stund' im Garten,
Pflegend mit eig'ner Hand den Blumenflor,
Der ihr durch Sigmunds Artigkeit geworden.
Ein großer Freund von schönen Seltenheiten
Aus dem Gebieth der Kunst und der Natur,
Wußt er gar freundlich immer etwas Neues
Für seine liebe Schwägerinn zu senden.
Der Flor des Südens war sein letzt' Geschenk;
Und sie will nun, voll zarter Dankbarkeit,
Durch eigne Pfleg' sein Angedenken ehren.

Mar.

Die bair'schen Herzoge sind sehr galant:
Auch Wolfgang spricht von ihr nur mit Entzücken.

Albrecht.

Wer könnte anders, der sie einmal sah!
Sie, die, gleich einer wunderbaren Fee,
Was nur in ihre Nähe tritt, beglückt!
So mächtig ist der Zauber, den sie übt,
Daß, wo sie wandelt, fromme Heiterkeit,
Der Geist der Ordnung und der Reitz der Anmuth,
Und Klarheit, Lieblichkeit und Seelenfülle,
Erleuchtend und belebend, sich verbreiten.

Mar.

Du sprichst von ihr, als wie ein Bräutigam —

Albrecht.

O sie ist mehr, ist würdevoller noch,
Als sie mir dazumal als Braut erschienen.
Sie ist ja meine Gattinn jetzt, ist Mutter;
Und in dem tiefsten Heiligthum des Herzens,
Von diesem Herzen nur erkannt, gefühlt,
Empfängt sie meine Huldigung und Ehrfurcht.
Die fromme Hausfrau nur wollt' ich dir schildern,
Wie sie in fremden Augen selbst erscheint,
Und fremde Herzen an sich zieht in Liebe.
Denn wie in einem schönen Dichterwerk'
Des Künstlers zauberischer Schöpfergeist
Den mannigfachen spröden Stoff bezwingt,
Und ihn zur Einheit streng und mild gestaltet;
Da folget alles Einer großen Regel,

Bequem sich fügend, leicht sich unterordnend;
Und über dem Gewog' der Elemente,
Da weht ein sanfter Odem, voll des Lebens,
Und Farben funkeln auf, und Blumen duften,
Dein Herz, es wird so warm, dein Geist so hell,
Du schwelgst in Klarheit und in Seligkeit,
Und lebst im Vorgeschmacke eines Himmels: —
So weiß auch sie das Leben zu verschönern,
Mit zartem Dufte ihres holden Wesens
Die Gegenwart, wie einen sonn'gen Morgen
Zu stillem, heiteren Genuß, umwebend.

Max.

Wenn sie, wie du sie schilderst, wirklich ist,
Ein Engel, nun so lebe ich der Hoffnung,
Sie werde dich vor jedem Falle sichern.

Albrecht.

Fürwahr, könnt' Albrecht auch leichthin verirren,
Verlassen könnt' er nicht die Bahn des Rechts,
Die Freundschaft ihm zur Seite und die Liebe. —
Doch sieh, da kommt sie selbst, die Kunigunde.

(Kunigunde tritt ein.)

Kunigunde.

Da stecken sie, die Männer, schon beysammen,
Und lassen mich, die Hausfrau, so allein.
Das ist nicht recht, nicht ritterlich; nach Gott
Gebührt den Frau'n der erste Morgengruß.

Max.

Der Herren-Dienst geht vor dem Frauendienst;
Und treten wir einmal in's Frau'ngemach.

So kommen wir ſobald nicht mehr davon.
Man ſagt, ſie plaudern gern, und viel, und lieb.

Kunigunde.

Ich werde dich bey deinem Worte nehmen;
Du ſollſt mir nicht ſogleich von hier entkommen,
Wenn du, als Ritter, meinen Reden ſtehſt,
Den ſchlichten Reden einer ſtillen Hausfrau.
Mit dieſem da gelingt's mir nicht ſo gut;
Er weiß ſich ſtets den Feſſeln zu entzieh'n,
Wenn ich ihn in's Geſpräch verwickeln will.
Die Staatsgeſchäfte, ſagt er, rufen mich.

Albrecht.

Du mahn'ſt mich recht; der Kanzler harret mein;
Ihr werdet beyde mich entſchuldigen;
In einer Stunde bin ich wieder da.

Kunigunde.

Da ſiehſt du's, Max! So macht er's immerfort;
Es läßt ihn keine Ruh' in meiner Nähe.

Albrecht.

Ihr Weiber, ſagt das Sprichwort, ſeyd Sirenen,
Vor deren mild bezauberndem Geſang
Der Mann ſich hüten muß — er ſchläfert ein.

Kunigunde.

Er will mich ärgern, Max —

Albrecht.

Es lohnte ſich;
Ich könnte neuen Reitz an dir entdecken,
Wenn dein Geſicht der Zorn leicht überflöge —

Wie süß wär' dann so ein Versöhnungskuß,
Der Kunigundens Wuth ersticken würde!

Kunigunde.

Geh' nur, du schlimmer Mensch! — Er weiß es schon.
Daß nichts mich gegen ihn erzürnen kann;
Und, leider, diese gar zu große Schwäche
Mißbraucht er zu immer neuen Siegen.

Albrecht.

Vielleicht gelingt dir's besser, hinterrucks
Auf deinen Mann zu schmähten. Sag' ihm Alles!
Du übst nur Rache aus für die Verleumdung,
Die ich mir höflich über dich erlaubt.
(Albrecht ab.)

Max.

Ihr neckt euch gern —

Kunigunde.

Er hält mich für ein Kind,
Mit dem man kindisch Spiel nur treiben kann.
Und Dank sey es dem hohen, ernsten Mann,
Daß er sich gern zum kind'schen Spiel herabläßt.

Max.

Mich freut es, Gundchen, daß du glücklich bist.

Kunigunde.

Ich glücklich? — Ja, ich bin durch ihn recht glücklich.

Max.

Er ehrt und liebt dich sehr; und eines Mannes,
Wie Albrechts, Lieb' und Ehrfurcht hat Gewicht.

Kunigunde.

Ich hab' mich oft im Stillen ſelbſt gefragt:
Wie konnte er, der weiſeſte der Fürſten,
Der Mann, dem keiner gleich ſich ſtellen mag,
Als Max, mein Bruder und ſein Freund —
Wie konnt' er dich erwählen zur Gemahlinn,
Zur Mitgenoſſinn ſeiner hohen Ehren,
Dich, die ſich keines Reitzes iſt bewußt,
Als des Beſtrebens, ſtill und anſpruchlos
Zu bergen alle Reitze vor der Welt?
Und er erwählte mich, er ſtellte mich
Auf ſeinen Thron, den Thron des eignen Herzens,
Und ehret mich durch and're, ehrt mich ſelbſt
Als ſeine Königinn und ſeine Herrinn.
Das bin ich, Max! denn alles hier iſt mein,
Was ſein er nennt; mir dienet, huldigt alles,
Er ſelbſt vor allen; ich darf hier gebiethen —
Nein, herrſchen nicht; auch bitten darf ich nicht,
Denn jeder Wink von mir iſt ſchon Befehl,
Und jeder meiner ſtillen Herzenswünſche
Iſt, kaum gehegt, auch ſchon befriediget.
So glücklich, Max, iſt deine Kunigunde!

Max

(ſieht ſie lange gerührt an: dann mit einem halb wehmüthigen Ton).

Verhüte Gott, daß nicht ein Mißgeſchick
Den ſchönen Frieden dieſes Hauſes ſtöre!

Kunigunde.

Ich fürchte nichts; der Albrecht ſorgt, mit Gott!

Mar.

Wie aber, wenn nun Albrecht selbst ihn störte?
Versteh' mich recht! Ich sage: wenn er selbst,
Durch rasches, rücksichtsloses, keckes Handeln
Sich Feinde machte, unversöhnliche?
Wenn er durch Ehrgeiz — 's ist das rechte Wort —
Die Furcht der Niedrigen, der Höhern Haß,
Und aller Fürsten Eifersucht sich weckte,
Wenn Alle sich verbänden gegen Einen,
Und unter Einem, welcher heißt der Höchste?

Kunigunde.

Es könnte mich erschrecken, was du sagst,
Hätt' ich ein sichres Zeichen nicht vor mir,
Daß um mich alles ruhig, sicher sey:
Es ist des Albrechts immer heitres Antlitz,
Der treue Spiegel seines offnen Herzens,
Das kein Geheimniß mir verhehlen kann,
Was mich betrifft, mein und der Meinen Glück.
Und was du vollends Böses von ihm sagst,
Wenn du ihm Ehrgeiz, Stolz zu Schulden legst,
Aus deinem Herzen kam das wahrlich nicht;
Das Urtheil war's des überklugen Staatsmanns,
Doch nicht das Zeugniß seines Busenfreundes.

Mar.

Der bin ich; und gerade weil ich's bin,
Darf ich ein freyes, wenn auch hartes Wort
In seines Weibes Herz treu niederlegen.
Eins ist gewiß, er strebet keck hinan;
Und auch das andre; wer weit oben steht,

Der ſetzt ſich aus dem unglückſchwangern Blitz.
Und wag' ich es, das Uebel zu vergrößern,
So thu' ich's, um dem ſchlimmern vorzubeugen.
Kurz, Kunigunde, ich gedenke, dich
In ein Complott zu ziehen gegen Albrecht.
Vermagſt du wirklich alles über ihn,
Wie du geſagt, nun ſo gebrauche auch
Den ganzen Einfluß auf ſein liebend Herz,
Um ihn, was ſeiner Weisheit einzig fehlt,
Genügſamkeit und Mäßigkeit zu lehren.

K u n i g u n d e.

Man rühmet mich als eine wackre Hausfrau,
Die es verſteht, mit Ordnung und mit Maß
Das Leben, das alltägliche, zu regeln,
Und in des Hauſes kleinem Wirkungskreis
Das Vielerley zu Einem Zweck zu fügen,
Und Schönes zu vereinen mit dem Guten.
Doch urtheil' ſelber, Max: wie könnt' ich's wagen,
Ein armes Weib, daß ich dem Manne rathe,
Was er zu thun, was er zu laſſen hab',
Im Regimente eines ganzen Staats?

M a x.

Du brauchſt nicht einzugeh'n in's Einzelne;
Halt dich an's Allgemeine, — zieh' ihn ab
Von weit ausſehenden, ehrgeiz'gen Planen;
Zieh ihn hinein in deinen Zauberkreis
Des häuslichen, des ſtillen, ruh'gen Lebens;
Erzieh', regier' i h n ſ e l b e r, nicht das Seine,
Erziehe ihn zur Frömmigkeit, zur Milde,

Zu ſanfter Mäßigung und reinem Eifer,
Zu Tugenden, woran das Weib ſo reich,
Und welche ſelbſt dem Manne wohl geziemen
Als ſchöne Faſſung ſeines innern Werths.

Kunigunde.

Ich kenn' nur eine Pflicht: ihm zu gefallen.

Mar.

Gefällſt du ihm, ſo wird er dich auch achten.

Kunigunde.

Die Liebe gilt mir mehr, als kalte Achtung.

Mar.

Die wahre Liebe ſucht das Eigne nicht.

Kunigunde.

Ich habe nichts, und wünſche nichts, als ihn.

Mar.

So ſorge denn, daß er geborgen ſey,
Vor Mißgunſt, Haß — vor mehr noch, mehr —
vor Schmach.

Kunigunde.

Vor Schmach? der Albrecht?

Mar.

Denn wenn Stolze ſich
Im Kampf begegnen, in dem Ehrenkampf,
So endet nie der unglückſel'ge Streit,
Es ſey denn, daß beſiegt der Eine liege.
Trifft Albrecht mit dem Friderich zuſammen,
So kann kein Zweifel ſeyn, wer liegen werde.

Kunigunde.

O Himmel, welche Kluft deckſt du mir auf!

Mar.

Er eilt dem Abgrund zu, der ihn verſchlingt.

Kunigunde.

O rett' ihn, Bruder, da es Zeit noch iſt.

Mar.

Nur Liebe rettet ihn, die Klugheit nicht —
Er ſelbſt ſich nur, wenn er der Liebe folgt.

Kunigunde.

Klag ihn nicht an! Ich bin an allem Schuld,
Ich ziehe ihn hinab in mein Verderben.

Mar.

Was redeſt du?

Kunigunde.

Ich Unglückſelige!
Des Vaters Zorn, des unerbittlichen,
Hab' ich gelenkt auf ſein unſchuld'ges Haupt.

Mar.

Du irrſt dich! Albrecht hat ihn ſelbſt gereizt;
Der Kaiſer zürnt dem Herzog, nicht dem Eidam;
Das Ritterſtück, ſo ſehr es ihn empört,
Es iſt vergeſſen, muß vergeſſen ſeyn.

Kunigunde.

Vergeſſen? nicht einmal vergeben iſt's;
Er grollt mir noch; er wird mir immer grollen.
Und ſieh nun da des ganzen Streits Geheimniß:
Der armen Tochter kann er zürnen nur,
Doch rächen will er ſich an ihrem Mann.

Mar.

Laß dieſe wild verworrenen Gedanken!

Kunigunde.

O, Vaterfluch, es iſt ein furchtbar Wort!
Er hat doch immer Recht, beym Weltgericht,
Auch unverdient, ſo wie der Eltern Segen.

Mar.

Thu' ihm nicht Unrecht! Gott wird's wiſſen,
Daß, wenn er deiner im Gebeth gedenkt,
Nur Segensbitten über dich ergehen.

Kunigunde.

Ich glaub' es dir; ich will's vom Vater glauben,
Denn ewig treu bleibt doch ein Vaterherz.
Und doch, gedenkt er mein in dem Gebeth,
Wie bebt ſein Name dann auf ſeinen Lippen!
Und, ach, mein Bild tritt wild zerſtörend ein
In all ſein Thun, ſein Sinnen und ſein Träumen;
Und was ihn immer nur an mich erinnert,
Es mahnt ihn alles an der Tochter Schuld —
Denn Schuld war's doch, ſo kindlich unwiſſend
Die Handlung war; und Fluch iſt's doch,
So väterlich verzeihend der Gedanke iſt
An mich, und meine Schuld.

Mar.

Lieb' Kunigunde,
Ich bitte, faſſe dich!

Kunigunde.

So iſt es, Bruder!
Er müßt' mich ſonſt nicht lieben, wie ich ihn —

Denn zürnend ſchwebt er mir im Traume vor,
Und leidend ſeh' ich ihn, wo ich ihn ſeh',
Und bitter miſchet ſich ſein Angedenken
In mein Gebeth, in jegliche Empfindung —
Ich bin nicht glücklich, Max! die Kunigunde
Iſt ſehr unglücklich — ach! durch ihre Schuld.

Max.

Es ſoll dir Ruhe werden, arme Schweſter!
Ich ſchwör es dir, ich will dir Ruhe ſchaffen.

Kunigunde.

Im Grab iſt Ruh. — Dieß Eine fleh' ich nur.
Gott laß mich nur vor meinem Vater ſterben!
Mein Tod wird ihm vielleicht als Sühne gelten,
Wenn er mich ſieht, die Leiche, kalt und bleich!
Legt mir die Hände dann, ſo fromm gefaltet,
Und ſagt: die Tochter fleht dich um Verzeihung!

Max.

Weg dieſe Bilder!

Kunigunde.

Allbarmherziger Gott!
Wenn er vor mir da läge auf der Bahre,
Und ſäh' ich nun die Fauſt geballet, krampfhaft —
Und ſchwarz —

Max (für ſich).

Sie redet irre. (laut.) Komm!
Komm, Schweſter! führe mich zu deinen Kindern.

Kunigunde.

O meine Kinder!

(Max führt ſie ab.)

Cabinet des Herzogs.

Herzog Albrecht tritt ein mit dem Kanzler und Pappenheim.

Albrecht.

Daß doch dieß Haus nie Ruhe haben kann. -
Doch, Kanzler, welche Zeichen finden sich
Des Aufruhrs?

Kanzler.

Hier von Regensburg ein Schreiben,
Daß auf der Stauffen umgeleg'nen Vesten
Gerüstet werde, wie zu nahem Krieg.

Albrecht.

Die Rüstungen der Stauffen sind wohl rostig —
Man wird die Pulverkammern reinigen,
Die Mauern flicken — Besseres, Kanzler! Schlimmres!

Kanzler.

In diesem Briefe saget Euch der Stauff,
Der Vicedom von Straubing, seinen Dienst ab —

Albrecht.

Der Bernardin?

Kanzler.

So heißt die Unterschrift.

Pappenheim.

Der Bernardin, der ist der rechte Mann,
Der sie zusammen hält mit Rath und That.

Albrecht

(in den Absagebrief hineinblickend).

Von ihm hätt' ich mich dessen nicht versehn.

Kanzler

(überreicht ihm eine Schrift).

Hier endlich, was die Sach' wohl außer Zweifel ſetzt —

Albrecht (lieſt).

„Der Brief des Bundes, der ſich nennt vom Löwen.“

(lieſt ſtill weiter.)

Kanzler.

Ein Eilboth überbrachte ihn von Hans
Paulſtorfer, Eurer Gnaden Oberrichter
In Straubing. Wie er mir vermelden läßt,
Zog er, gar fein und klug, des Bundes Schreiber
In's Einverſtändniß, der ihm eine treue Abſchrift
Des Inſtruments, ſammt einer Namensliſte
Der Bundesglieder überlieferte.

Albrecht

(nachdem er geleſen).

So war denn mein Verdacht nicht ungegründet,
Der Friederich, er ſtecket ſelbſt dahinter,
Er hetzt die jungen Löwen an den alten;
Der Adler ſchwebt indeß in ruh'ger Sicherheit,
Dem Kampf zuſchauend, bis der Feind erliegt;
Dann will er ſich gemächlich niederlaſſen,
Um ſich den Raub des Aaſes zuzueignen.
Doch ſolche Beute wird der Löwe nicht.

Das Aufgeboth ſogleich in alle Gauen!
In Regensburg der Sammelplatz der Fähnlein!
Der Herzog wird auf ſeinem Poſten ſeyn!
Eilt, Kanzler, fertigt die Befehle aus.

Doch in's Geheim, daß Niemand was erfahre,
Als den's betrifft — Kanzler! merkt wohl, sonst Niemand,
Auch König Max nicht; er ist friedeliebend,
Räth Mäßigung stets an, und klugen Ausweg;
Hier aber muß man — nicht wahr, Pappenheim? —
Dreinschlagen, eh' sie noch das Haupt erheben.
Die Aernte ist zum blut'gen Schnitte reif;
So gehe denn die Sichel durch das Feld,
Bis ich, der Herr, gebieth': Es ist genug!

(Ab.)

Dritter Aufzug.

Cabinet des Herzogs.

Albrecht arbeitet an einem Tisch. Der Kanzler kommt.

Albrecht.

Herr Kanzler, Ihr schon hier? Wie ward's vollbracht?

Kanzler.

Ich hoff', zu gänzlicher Zufriedenheit,
Gleichwie der Ritterschaft, so meines Herzogs.
Nach Eurer Gnaden Rath und auf Befehl
Ward jedem Einzelnen der Tag gesetzt,
Und Uebereinkunft mögeheim geschlossen.
Denn jeder ist für sich ganz leidlich gut,
Doch mit der Masse ist nicht auszukommen.
Die Forderung hielt ich hoch; ich konnte es,
Da von dem Schlag der angesehnen Stauffen
Der Muth der Uebrigen erschüttert war;
Und so schien das, worin ich nachgegeben,
Schier Gnade, und sie sagten Dank sogar
Für die Vermittelung, wie sie es nannten.
Hier sind die Urkunden der Unterwerfung
Und ihres Bunds auf Leben und auf Tod.

Albrecht.

Send schön bedankt für Eure Aufrichtung

Laßt mir die Stauffen holen, sammt den Uebrigen,
Die in Gewahrsam sind auf meinem Schloß.

Kanzler (stutzt).

Doch vor Gericht?

Albrecht.

Es scheint, Ihr hättet Lust,
Des Herzogs Schloß, gleich eines Großsultans,
Mit abgeschlagnen Köpfen zu verzieren.
Wir wollen gnäd'ger seyn. Ich geb' sie frey.

Kanzler.

Herr, diese Großmuth —

Albrecht.

Thut nach dem Befehl.

(Kanzler ab.)

Albrecht (allein).

Ich muß wohl. Denn soll ich das eigne Haus
Zum Kerker machen für die eignen Kinder?
Nur da, wo Freyheit athmet, ist auch Leben;
Ich aber liebe Regsamkeit, lebend'ge,
Wie die Natur. Ob auch das Element,
Das losgelaßne, oft zerstörend wirkt,
'e ist besser doch, als Tod nur und Verwesung.

Es ist nicht Großmuth, soll nicht Großmuth seyn,
Was ich zu thun gedenke, was zu lassen.
Nicht gnäd'ge Laune, nur Gerechtigkeit
Ziemt dem, der für's gemeine Beste wacht.
Was man so Großmuth nennt, ist oft nur Schwäche,
Die mit Gesetzen spielt, und um den Einen,

Den ſie beglücket, Tauſende verderbt.
Gerechtigkeit, die ſtrengſte, frommet mehr,
Als ſo 'ne Großmuth, ſo 'ne gnäd'ge Laune.

Ich muß wohl. Wenn ein edles Glied erkrankt,
Ergreift der Arzt, der weiſe, nicht ſogleich
Das Aeußerſte, und löſ't es ab und wirft es weg;
Er brennt und ſchneidet wohl, auf daß der Schaden
Nicht um ſich greif', dem Leben ſelbſt bedrohlich;
Doch hat er die Gefahr erſt abgewandt,
Dann kommt er mild der leidenden Natur
Mit lindernder, mit ſanfter Hülf' entgegen;
Und mit dem kranken Gliede, dem geheilten,
Iſt auch das Haupt gerettet vom Verderben.

Drum geb' ich frey ſie alle, — nicht blos frey,
Ich nehme ſie zu alten Gnaden auf.
Ich werde ſie mit Großmuth — ſey's das Wort —
So niederbeugen, daß ſie fortan nur
In Demuth zu mir aufzublicken wagen.

(Bernardin von Stauff mit den andern Rittern werden von Pappenheim eingeführt.)

Bernardin von Stauff
(ſich auf ein Knie niederlaſſend).

Anſtatt der bittern Pflicht, zu flehen um Vergebung,
Hat Eure Hoheit uns die ſüße nur,
Des Dank's für die Vergebung, auferlegt.

Albrecht.

Steht auf, und tretet näher, meine Freunde!
Das ſeyd ihr; denn ihr ſeyd es ja geweſen.

Du Bernardin besonders warst mir treu;
Mit deines Herzogs Zutrauen beehrt,
Hast du als Bitzthum, als mein erster Diener,
Den ersten Anspruch auf mein Herz erworben,
Und ich hab' dir vertrauet, wie mir selbst —
Nein, rede nicht, das alles ist vergessen,
Nur was du Gutes meinem Volk gethan,
Soll einzig mir im Angedenken bleiben. —
Und sehr, ich selbst will euch das Räthsel lösen,
Wie ihr zu diesem Fehltritt seyd gekommen.
Ihr habt euch nur in eurem Herrn geirrt;
Der nächste stand ich wohl, doch e r der höchste,
Und weil ihr nun, in dem unsel'gen Streit,
Nicht zweyen Herr'n zugleich gehorchen konntet,
So liesst ihr euch verblenden, sehr natürlich,
Vom Nordlichtesschein der kaiserlichen Macht,
Vor dem des Herzogs Angelstern erlosch.
Ihr habt geirrt nur; und es thut mir leid,
Daß ich mit Feu'r und Schwert euch zeigen mußte
Den Weg des Rechtens, welchen ihr verlassen.
Verschaffet mir jedoch Gelegenheit,
Um durch Belohnung eurer frühern Dienste,
Euch zu entschädigen für das, was ihr
Im Kampfe mit dem Kaiser eingebüßt. —
Du Bernardin, trittst wohl die Stelle wieder an
Als Vitzthum zu Straubing, meiner treuen Stadt?

B e r n a r d i n.

Ich hätt' es gern gewagt, darum zu bitten;
Nun ihr's gewährt, will ich dreifach dankbar seyn.

Albrecht.

Ihr andern Herren aber, tapf're Ritter,
Wenn eures Arms ihr ferner brauchen wollt,
So leiht ihn mir; reiht euch in meine Schaaren,
Und ſetzt der Tapferkeit die Krone auf,
Die ſchönſte Zier des Ritterthums — die Treue.

(Alle ab.)

Albrecht

(gürtet ſich ſein Schwert ab).

Nun kannſt du ruhen endlich, wackres Schwert!
Der Boden iſt gewonnen, aufgelockert
Das Erdreich, und gedüngt mit edlem Blut;
Der Same mag nun ausgeſtreuet werden,
Daß er gedeihe in des Friedens Licht,
Und Früchte trage für die frohe Zukunft.
Nun kann ich ruhen endlich, — kann nun leben,
Am Fortgang meines Werkes mich erfreu'n,
Erfreu'n mich an der Liebe meiner Lieben,
Erbau'n mich an der Treue der Getreuen,
Vergöttern mich am Dank von Tauſenden,
Und ſtolz ſeyn über das, was ich gethan,
Und ſagen, wie ein Schöpfer: Es iſt gut!

(Der Kanzler kommt.)

Albrecht.

Warum ſo eilig, Kanzler? Ihr ſeyd blaß!
Was bringt Ihr?

Kanzler

(einen Brief überreichend).

Leſ't den Brief! Er iſt aus Landshut
Von Eurem Vetter; eben brachte ihn ein Bothe.

Iſt dem zu trauen, was er mir verrathen,
So müſſen wir auf's Aeußerſte gefaßt ſeyn.

Albrecht (lieſt).

Was? ich in Acht erklärt? Vor Friedrich? — Ich? —
(umgürtet ſich ſein Schwert)
Schon gut! Ich bin bereit, den Gang zu wagen
Auf Tod und Leben. Ruft den Pappenheim!

Kanzler.

Ich kann's nicht glauben; dieſer letzte Schritt,
Der allerletzte, der unſeligſte,
Kann nicht geſchehen ſeyn.

Albrecht.

(Lieſt ſelbſt, und lieſt zugleich.
Wie Freunde beyſteh'n in der Noth. Er ſagt ſich los,
Er und Neumark, vom Bund des bay'ſchen Hauſes.
Ich ſteh' allein nun — doch ich ſteh', und werde ſtehn.
Ruft mir den Pappenheim!

Kanzler
(während er lieſt).

Ich trau' den Augen kaum,
Und doch iſt's Ernſt, — und mit dem Ernſt hat's Eile,
Und in der Eile ſelbſt liegt Argliſt und Verrath.
Der Hauptmann ſchon ernannt — das Aufgebeth
In aller Still' geſchehn — der Sammelplatz
Um Augsburg — und in wen'gen Tagen ſchon
Wogt es heran, und überſchwemmt ganz Bayern.

Albrecht.

Nicht wahr? der Friedrich iſt ein ſchlauer Graukopf,
Wir beyde ſind nur Stümper gegen ihn;

Wir drehten, zogen an dem Reck gar fein,
Wir ſchlugen ihn gar wacker mit dem Worte;
Er aber, dieſes kind'ſchen Spieles ſatt,
Macht plötzlich Ernſt mit uns, und Ein Gewaltſtreich
Zerſtöret das Geweb, das künſtliche.
Drum heißt er auch der Mächtige, und wir — die
Weiſen.

Kanzler.

Solch ein Entſchluß, der abenteurlichſte,
Liegt auſſer aller menſchlichen Berechnung.

Albrecht.

Da endet Euer Rath; da bleibt Ihr ſtecken.

Kanzler.

Wenn noch ein Rath zu Dienſten ſteht, iſt's der:
Gebt nach! Gebt Regensburg zurück dem Kaiſer!
Es iſt des ganzen Streites Zankapfel.

Albrecht.

„Gebt nach"! und „Gebt zurück!" Das ſaget Ihr
So leicht, als wärens Worte nur, nicht Thaten.
Seyd Ihr ſo fremd noch in der Staatsverſtehrheit,
Daß Ihr die Elemente nicht verſteht?
Ob ich das Eine habe, oder nicht,
Das macht mich frevlich weder reich noch arm;
Doch daß ich's hab', daß ich behalte, feſt,
Was mein ich nenne — darum handelt ſich's.
Geb' ich nur Ein's zurück, ſo geb' ich alles,
So geb' ich weg mich ſelbſt und meine Würde.
Gebt mir mit Eurem Rath, ich brauch ein'n andern;

Geht, ſag' ich; rufet mir den Pappenheim!
Der Rath iſt mir ein ſchneidend Schwert. Das hilft.

(Kanzler ab.)

(Kunigunde erſcheint.)

Kunigunde.

Haſt du vernommen ſchon die Trauerbothſchaft?

Albrecht.

Um Gott! wie weißt denn du ſchon auch davon?

Kunigunde.

Der Bothe war bey mir, den er geſandt;

(Ein Armband hervorziehend.)

Der brachte mir das theure Angedenken
Vom treuen Ritter bis in ſeinen Tod.

Albrecht.

Von Chriſtoph? — Chriſtoph todt? mein Bruder!

(Kunigunde bejaht es wehmuthig.)

Nun, das iſt ernſte Mahnung von dem heil'gen Grabe:
Fürſt, du biſt Staub, und deine Herrlichkeit iſt Aſche!

(Ritter Frauenberg erſcheint im Hintergrunde.)

Kunigunde.

Da iſt der Bothe . . . Ich will bethen gehn.
Für deines Bruders, meines Freundes Seele.

(ab.)

Albrecht

(für ſich)

Gott ſtärke dich zu ſchwerern Leiden noch!

(Zu Frauenberg gewandt.)

Seyd Ihr es, Frauenberg?

Frauenberg.

Ich bin's; derſelbe,
Der gegen Euch gekämpft für Herzog Chriſtoph.

Albrecht.

Seyd mir willkommen, auch als Trauerbothe.

Frauenberg.

Die Trauer, wie die Freude, iſt des Herrn.

Albrecht.

Ihr habt ihn auf der ganzen Reiſ' begleitet?

Frauenberg.

Und nahm den letzten Hauch von ſeinen Lippen.

Albrecht.

Erzählt.

Frauenberg.

Wir reiſ'ten, in Geſellſchaft vieler Herr'n und Ritter,
Geraden Weges nach Venetia,
Und harrten dort einer Gelegenheit,
Um zum gelobten Land' uns einzuſchiffen.
Da, auf Sanct Marcus Platz, wie Herzog Chriſtoph
Das offne Meer erblicket, und das Schiff,
Das ihn nun tragen ſollt' in fernes Land,
Ergreift ihn plötzlich ſonderbare Ahnung,
Als werd' er nimmermehr die Heimath ſehn, —
Das Vaterland, das uns nie theurer iſt,
Als in dem Augenblick, wo wir's verlaſſen.
Und ſeiner übel angewandten Jugend
Gedenkend, und des ſchweren Herzenleids,
Das er dem Bruder angethan, dem Fürſten,
Der Güter auch des Lebens überdrüßig,
Und aller Liebe ledig, die ihn band
An eine hoffnungsvolle Gegenwart:

Macht er ſein Teſtament, und ſetzet Euch
Zum Erben ein, und Kunigundens Kinder.

Albrecht.

Daß groß ſein Herz war, wußt' ich freylich wohl,
Und ſchätzte es, wie keines Mannes Herz;
Und doch, wie Unrecht hab' ich ihm gethan!
Ich hielt ihn nicht ſo tiefer Liebe fähig.

Frauenberg.

Wir langten an auf gottgeweihter Erde,
Und gingen, wo der Heiland einſt gewandelt,
Und betheten an des Erlöſers Grab,
Und feyerten des Herren Auferſtehung.
Und als die heil'ge Wandrung war vollbracht,
Da ſchifften wir uns wieder ein nach Rhodus.
Schon auf der Reiſ' dahin erkrankte er;
Das Fieber, das bösart'ge, leckte bald
Die letzten Kräfte weg des edlen Mannes,
Deß Herz ſchon früher abgeſtorben war.
Er ſtarb, begnadigt mit dem Sacrament,
Im Arm und nach der treuſten Freundespflege
Des Großmeiſters von Sanct Johannis Orden.

Albrecht.

Des Werdenbergs?

Frauenberg.

Im Arm des Bruders derer,
Die die Gemahlinn hieß des Abensberg,
Den Chriſtoph hat erſchlagen und mein Sohn.

Albrecht
(tief ergriffen).

„Herr, deine Gerichte ſind unerforſchlich!“
(nach einer Pauſe).

Ich dank' Euch, Frauenberg. Verweilt bey mir
Noch ein'ge Zeit. Ich habe Freunde nöthig.

Frauenberg.

Wie ich vernehme, ſeyd Ihr in die Acht erklärt?

Albrecht.

So iſt's. Seht hier des ird'ſchen Glückes Wandel!
Ihr werdet mir doch beyſtehn in dem Kampf?

Frauenberg (feſt).

Ich fecht' nicht gegen meinen Herrn, den Kaiſer.

Albrecht.

Doch gegen Eures Herzogs Feinde fechtet Ihr?

Frauenberg.

Nur gegen Einen noch, den Feind der Chriſtenheit —
Wer dorten einmal Licht und Luft genoſſen,
Der fühlt und athmet Lieb' und Frieden nur. —
Habt Ihr denn keinen Freund an Kaiſers Hof?

Albrecht.

Der Max iſt dort. Doch kam er wohl zu ſpät;
Es war geſchehn. Und jetzt kann Gott nur helfen.

Frauenberg.

Ich bitt' um Urlaub, gnäd'ger Herr!

Albrecht.

Ihr kommt doch wieder?

Frauenberg.

Gewiß, und hoff' ich, mit dem Freund sogar,
Der, wenn nicht helfen, doch Euch rathen kann.

(Frauenberg ab.)

Albrecht (allein).

Er hat gefunden, was er hat gesucht,
Den stillen Port des sturmbewegten Lebens;
Nach vielem Ungemach, nach großem Jersal,
Und jedes wünschenswerthen Guts verlustig,
Womit er seine Fahrt sich ausgeschmückt, —
Was ihm zu wünschen noch, zu hoffen war,
Er hat's erreicht — er hat gefunden endlich
Den Frieden, der nur wohnt bey Grab und Tod.

Wie eine Wetterwolke, welche zürnend
Hinabgefahren gegen Niedergang,
Nun plötzlich noch, erhellt vom milden Strahl,
Mit Gold sich säumt, und in dem sanften Blau
Verschwimmt, gleich einer aufgelöst'ten Thräne:
So schwebet auch sein mildes Bild vor mir,
So lieblich wird es immer vor mir schweben.

Ich wollt', ich könnte Frieden suchen, Frieden finden,
Wie er; — wie er, vergehn als Opferglath
Der reinen Liebe, die sich selbst verläugnet.
Ich wollt', ich könnte sterben — sterben dieser Welt;
In Abgeschiedenheit des frommen Lebens,
Das nur allein den wahren Frieden gibt,
Auf jenem heil'gen Berg, wo meines Vaters
Ehrwürd'ge Asche ruhet, wo der Mensch,

Erhaben, wie der Ort, ganz frey und froh
Hinabsieht auf der Welt gemeine Niederung,
Und ruhig still hinaufsieht zu dem Himmel:
Da möcht' ich ruhen — ruhen da und sterben
Und Frieden finden — ach! bey Grab und Tod.

Pappenheim (kommt).
(nachdem er eine Weile gewartet.)

Herr Herzog!

Albrecht
(wie erwachend).

Ah, Ihr, Pappenheim? Ihr mahnt
Mich recht. Ich hätt' den Herzog schier verlernt,
Und einen Mönch aus mir gemacht. —
Ihr wißt denn schon, wie unsre Sachen stehn?

Pappenheim.

Ich wüßte Niemand hier, der es nicht wüßte.
Der Ruf hat sich verbreitet, wie ein Lauffeu'r,
Und alle Herzen, wie ein Blitz, entflammt.
Die Bürger rufen, rennen zu den Waffen,
Die Bothen fliegen fort nach allen Seiten,
Die ganze Stadt gleicht einem einz'gen Lager,
Und vor der Burg, als gält es einen Sturm,
Drängt Mannschaft sich an Mannschaft vollgeschaart.

Albrecht.

Was wollen denn die Unglückseligen?

Pappenheim.

Den Herzog seh'n; Euch seh'n und für Euch sterben. —
Herr! bitte! fort, fort aus diesen Mauern,
Die immer nur das traur'ge Wort, die Acht,

Unheilverkündend, einsam wiedertönen.
Hinaus! hinein in Mitte Eures Volks,
Da werdet Ihr von neuem Freyheit athmen,
Und Macht noch fühlen, und noch Herzog seyn.

Albrecht.

Könnt' ich die finstern Mächte, deren Hohn
Mich so verfolgt, mit meinem Blute bannen:
Bis auf den letzten Tropfen kämpfte ich,
Und fiel', mich rächend an den Rächegeistern.
Doch Pappenheim, das Blut, das fließen soll,
Es ist das Herzblut meines treuen Volkes.
Drum geht, und zähmet ihre Kampfeslust.
Sagt nur, ich sey gerührt von ihrer Liebe,
Jedoch die Sache fordre Rath und Zeit;
Ich werde handeln zu des Volkes Besten.

(Kunigunde erscheint.)

Geht, Pappenheim; da kommt die Herzoginn.
Sie weiß noch nicht; ich muß sie vorbereiten.

(Pappenheim ab.)

Albrecht.

Hast du dir Trost geholt, lieb' Kunigunde?

Kunigunde.

Sehr viel. In dem Gebeth liegt viele Kraft.

Albrecht.

So wirst du denn noch mehr vernehmen können,
Noch Traurigers, ich kann es dir nicht bergen.

Kunigunde.

O wenn's nur dich nicht angeht, dich nur nicht.

Nun freylich mich, mich ganz allein; doch ſiehſt du,
Ich bin ganz ruhig, mich erſchüttert's nicht. —
Dein Vater hat mich in die Acht erklärt.

Kunigunde.

Mein Gott!

Albrecht.

Erſchrick nicht drüber, liebes Weib:
Die Sache iſt ſo ſchlimm nicht, wie das Wort.
's iſt heut zu Tage nur Formalität.
Das einz'ge Mittel noch, womit ein Kaiſer,
Wenn alles bricht, ſein Anſehn retten kann;
Es iſt das Zeichen kaiſerlicher Ohnmacht.
Kommt's auch zum Krieg, ſo iſt's ein bloßes Spiel,
Man kämpfet hier, und unterhandelt dort,
Zuletzt verſöhnt man ſich aus langer Weile;
Ja, käm' es auch bis auf das Aeußerſte,
Und unterläge doch zuletzt der Herzog,
So endet es mit einer Mummerey:
Der Herzog fleht um Gnade, und der Kaiſer
Gibt ihm das Lehn zurück, das er genommen.

Kunigunde.

O Himmel! und das Loos der armen Völker,
Die in dem ernſten Spiel allein verlieren,
Das Loos der Herzen, die gebrochen werden,
Die Angſt, der Jammer dieſer Millionen,
Das kommt nicht in Betracht, wo Fürſten hadern?
Weh denen, die ihm dieſen Rath gegeben!
Denn aus dem Herzen Friedrichs kam er nicht,
Des friedlichen, des Vaters ſeines Volkes.

Albrecht (bittet).

Sein Volk, sein Oesterreich ist wohl geborgen,
Er legt die Reichler nur an mich.

Kunigunde.

O Albrecht!
Willst keinen Schritt thun zur Versöhnung?

Albrecht.

Ich werde handeln, wie's dem Herzog ziemt.

Kunigunde.

Und wenn dich deine Kunigunde bittet —

Albrecht.

Der Albrecht weigert nichts der Kunigunde.

Kunigunde.

O daß du Herzog bist! und dieser Herzog!

Albrecht.

Und was ich bin, das will ich ganz auch seyn.

Kunigunde.

Ist denn kein Zugang hier zu deinem Herzen?

Albrecht.

Nur auf dem Weg der Weisheit und des Rechts.

Kunigunde.

Hier beug' ich mich in Demuth, und verstumme.

(Pause.)

Albrecht.

Liebes Weib! du hast schon oft den Wunsch geäußert,
Ich sollte dir gestatten, hinzuziehn
Mit deinen Kindern, an den Hof des Kaisers;
Du hoffest, daß beym Anblick der Geliebten

Der alte Groll des Vaters ſchwinden werde.
Ich ſchob es immer auf, bis auf die Zeit,
Wo alles endlich, was ſich zwiſchen mich
Und ihn feindſelig drängt, beſeitigt wäre;
Dann wollt' ich ſelber dich dahin geleiten,
Um ein gemeinſam Friedensfeſt zu feyern.
Die Ausſicht aber, ſeh' ich, iſt noch fern;
Drum geh' jetzt, wenn du willſt, auch ohne mich.

Kunigunde.

Ja, nun iſt's an der Zeit. Ich danke dir;
Der Einfall kam von deinem guten Engel.
Nun hoff' ich, daß ſich alles geben werde.
Nun kann ich mich ihm nahen, ohne Scham
Und Furcht, in einer fremden, guten Sache,
Vermittelnd zwiſchen Fürſten, Sohn und Vater.
Begeiſtert von der hohen, ernſten Sendung,
Wird freyer ſeyn der Sinn, der Mund beredter,
Und überſchwillen mir das Herz von Worten,
Die, mild verſengend, wie die Sonnenblitze,
Das Eis des ſtrengen Herrſchers ſchmelzen ſollen.

Albrecht.

Verſteh' ich recht dich? Du willſt betteln geh'n?
Für mich? Nein, Liebe, dieß, nur dieſes nicht!
Verſöhne dir den Vater; zeig' dich ihm,
So wie du biſt, in deiner ganzen Unſchuld;
Beſchwör' den böſen Geiſt, der in ihm hauſ't,
Und tückiſch abkehrt ſein Gemüth von dir,
Der ſanften, frommen, liebenswürd'gen Tochter;

Geh dich dem Vater, die den Vater wieder.
Doch mich, den Herzog, laß mir aus dem Spiel.

Kunigunde.

Wie mild und ſtreng du biſt zu gleicher Zeit!

Albrecht (ſtreng).

Bedenke, Kunigunde! Weiberthränen,
Wo Männerblut gefodert wird.

Kunigunde.

Ja freylich!
O dieſe Männer, immer kehren ſie,
Wo wir begegnen, ihren Muth heraus
Mit ſtrengem Ernſt, als wär' der Muth die Seele,
Als wär' der Muth der ganzen Seele Seele —
Wenn ihr ſo wollet: Muth hat auch das Weib,
Das Weib kann dulden, ſchweigen, weil es will;
Es kann der Thräne ſagen: Fließe nicht!
Und zu dem Herzen: Dulde, bis du brichſt!

Albrecht.

Lieb Kunigunde!

Kunigunde.

Was befiehlt mir mein Gemahl?

Albrecht (gütlich).

Soll ich zum erſten Male dir befehlen?

Kunigunde.

Der Lieb' iſt's gleich, ob Bitte, ob Befehl.

Albrecht.

Nun ſo befehl' ich, um der Liebe willen:
Geh' zu dem Vater, nimm die Kinder mit;

Es fordert's deine eigne Sicherheit,
Und überhebt mich wohl der größten Sorge.
Im Kriege langt nicht Weisheit aus, nicht Macht,
Das Glück entscheidet oft, das launenhafte;
Leicht, daß es rathsam oder nöthig wäre,
Die Hauptstadt meinen Feinden Preis zu geben.
Um meinetwegen darfst du ohne Kummer seyn,
Denn wo das Heer, da ist des Herzogs Heimath.

Kunigunde.

Gott wende Unheil ab von deinem Haupte.

(ab)

Albrecht.

So hat sich denn das letzte Band gelöst,
Und ich bin frey nun — frey, wie ein Verbrecher,
Dem man die Fesseln löst vor seinem Tod. —
Ist's denn mit dir so weit gekommen, Albrecht,
Daß du dein Alles opfern mußt, dich selbst,
Um dich zu retten noch, und deine Ehre?
Mußt lassen sie, sie, deines Herzens Weib,
Der Liebe theure Unterpfänder lassen,
Darfst nicht Gemahl mehr seyn, nicht Vater mehr,
Mußt Henker werden deines eignen Volks — —
Und dieß wofür? wofür denn alles dieß?
Um — wie heißt denn das sonderbare Wort?
Ich find' es nicht — denn Ehr' und Ruhm und Würde
Und Freyheit — wahrlich, 's ist noch mehr, als dieß —
Hier steht's; es schwillt die Brust davon; es treibt
Und drängt mich, und ich kann nicht, muß so
handeln. —

(Leidenschaftlich.)

Es komm', was komme. Er allein iſt Schuld;
Er hat mich von dem ruh'gen Stand des Rechts
Hinausgeſtoßen an den gähen Abgrund
Der Willkühr und Gewalt. — Entſcheide denn Gewalt!
Ich will ihm zeigen, was ich bin — ein Mann,
Nicht ſo ein armer Figurant von Herzog,
Der die Kleinodien nur zu Lehen trägt
Von Seiner Majeſtät Barmherzigkeit.
Mein iſt die Krone, mein das Scepter,
So lang der Degen mein iſt, der ſie ſchützt.

(Ab.)

Vierter Aufzug.

Schauplatz: Lechfeld. Zeit: früher Morgen.

Zelt des Herzogs Albrecht. Vor dem Zelt halten zwey Bürger Wache. Der eine ſteht ſtarr auf das Zelt hin, der andere geht auf und ab.

Erſter.

Haſt du's geſehen, auf des Herzogs Zelt?

Zweyter.

Was denn?

Erſter.

Das weiß ich ſelber nicht zu ſagen.
Es glotzte mich ſo an, und Höllengluth
Schien aus dem weiten, offnen Aug' zu ſprüh'n;
Und ſeine Flügel ſpreitete das Ungethüm,
Als wenn's Gebeine bräche, knatternd aus,
Und mit den fürchterlichen Krallen hielt's
Ein Täublein feſt, und hackte ſich ſo ein,
Daß helles Blut aus ſeinen Wunden floß.

Zweyter.

Ey! was du mir erzählſt!

Erſter.

Du glaubſt es nicht?
Doch höre weiter. Plötzlich ſtürzte ſich

Ein Adler auf die Eule — oder was es war —
Und packte, würgte sie mit solchem Grimm,
Daß sie die Beute gerne fahren ließ.
Das Täublein aber flog dahin, gerettet.

Zweyter.

Siehst du den Löwen?

Erster.

Den Löwen? wo?

Zweyter.

Jenen, auf der Standarte dort des Herzogs?
Sieh, wie er ruhig-stolz hinüber schaut
In's feindlich Lager, unverwandten Blicks.
Du, der hält Wache!

Erster.

's ist ein hölzern Bild.

Zweyter.

Das aber Wunder thut. Hörst du ihn nicht?
Es scheint, als wittre er die Oesterreicher;
Er brüllt vor Kampfeslust.

Erster.

Du foppest mich.

(Eines Ritters Gestalt erscheint.)

Zweyter.

Wer da?

(Die Gestalt geht lautlos vorüber, das Aug' nach des Herzogs Zelt gerichtet.)

Erster.

Gott steh uns bey! War's nicht der Frauenberger,
Der jüngsthin erst vom heil'gen Grab gekommen,
So war es doch sein Geist.

Zweyter.

Du ſiehſt
Doch überall Geſpenſter — wie ein Sonntagskind.
(die Geſtalt erſcheint wieder.)
Wer da?
(Ritter Frauenberg nimmt Platz neben dem Zelte des Herzogs. Wie die Wache auf ihn zugeht, weiſet er ſie mit einem ſtillen Wink zurück.)

Zweyter

(gleichfalls verblüfft.)
Was meinſt? ſoll ich ihn dorten ſtehen laſſen?

Erſter.

Du ſiehſt es ja, der Geiſt hält Ritterwache.
(Man hört aus der Ferne Reveille ſchlagen.)

Erſter.

Gott Lob und Dank, die Trommel weckt den Tag!
(Pappenheim erſcheint in demſelben Augenblick kommt Herzog Albrecht aus dem Zelt. Die Wachen ziehen ſich zurück.)

Albrecht.

Was habt Ihr mir zu melden, Pappenheim?
Wo ſteht der Feind?

Pappenheim.

Noch auf dem alten Fleck,
Vor Augsburg — Wie es ſcheint, ſo zögert er,
Um mehr Verſtärkung noch an ſich zu ziehn.

Albrecht.

So wollen wir ihm denn Bewegung machen,
Und ihn zum Kampfe zwingen, den er ſcheut.
Die Schanze iſt doch fertig an dem Lech?

Pappenheim.

So weit, als für den erſten Anlauf nöthig.

Albrecht.

Mehr braucht es nicht. Ruft mir die Hauptleute!

(Oppenheim ab.)

(Herzog Wolfgang kommt.)

Albrecht.

Du hier in meinem Lager?

Wolfgang.

Wundert's dich?

Im Lager ist ja doch des Herzogs Stand,
Im Lager prüfet sich des Ritters Muth,
Im Lager schaut man sich von Aug' in's Aug',
Und preßt das Herz an's Herz, in Lieb' und Haß —
Du aber freylich sähst mich lieber anderswo,
So müssig hingebannt auf meine Güter,
So üppig ausgestreckt auf's weiche Polster,
Als hier, in diesem Harnisch, in dem Lager.

Albrecht.

Ich will es dir nicht wehren, kann es nicht;
Doch möcht' ich dir, als Freund und Bruder, rathen,
Du thätest besser, wenn du ruhig bliebst
Im Streite, den ich mit dem Kaiser habe.

Wolfgang.

O seht mir doch die brüderliche Sorgfalt!
Er setzte gern so hinter meinem Rücken
Die Krone Bayerns, seine, meine Krone,
Auf Einen Wurf, verzweiflungsvoll auf's Spiel;
Und mir wär' es vergönnt, so von der Ferne,
Ganz ruhig anzuseh'n sein saubres Stück,
Des höchsten Wahnsinns letztes Wagestück.

Bey Gott im Himmel! wenn ich da noch ſchwiege,
Wenn nicht mein edles Blut in Zorn erglühte,
Dann wär' ich nicht des hohen Namens werth,
Den Gott mir hat verliehen und mein Recht,
Und beſſer wär' mir's, als gemeiner Knecht zu ſterben,
Denn als ein Herzog ſchmachbedeckt zu leben.

Albrecht (bitter).

Wenn Leidenſchaft der Jugend Merkmal iſt,
So biſt du freylich noch ſehr jung.

Wolfgang.

Ich war, leider! ein Kind, ich traute dir zu ſehr,
Ich glaubte noch an Treu' und Redlichkeit.
Ich war ein Kind, und ließ mich arglos gängeln;
Doch jetzt bin ich geradezu ſchon alt genug,
Um deine Argliſt, deine Tücke einzuſeh'n.
Die Mummerey, die Maske deiner Weisheit
Fällt endlich ab, und du ſtehſt vor mir da
In deiner ganzen Blöße, als ein Heuchler.

Albrecht.

Glaub' nicht, daß mich dein Wort erzürnen könne;
Ich ehr' die Rechte, die die Ohnmacht hat.
Auch bin ich's längſt gewohnt, daß ich mißkannt,
Geſchmäht, verfolget werd' von meinen Brüdern.

Wolfgang.

Ja, er erkannte freylich dich ſchon längſt,
Und haßte und verfolgte dich, mit Recht.
In ſeinem Herzen, das ſo klar und rein,
Er offen da lag, drin iſt ihm dein Bild,

Trotz der Verstellung, treu und wahr erschienen;
Und seinem Triebe folgend, mußte er
Dich freylich hassen; wie ein edles Thier
Die Schlange flieht und haßt, die schleichende.
Ich aber war zu schwach für seinen Haß,
Zu schwach, zu undankbar für seine Liebe.
O hätte ich von seinen Tugenden
Nur seinen Haß geerbt, die Kraft zu hassen,
Hätt' ich den Kampf mit dir nur fortgesetzt,
Den ritterlichen Kampf, den er begonnen:
Es wär' viel Schlimmes wohl bisher geschehn,
Doch Bessres immer noch, als dieses Schlimmste.

Albrecht.

Laß ruhn den edlen Todten!

Wolfgang.

Mög' er ruhn!
Es ist ihm wohl, dem Bruder, daß er ruht,
So darf er doch nicht sehn, der Bayerfürst,
Die gräßliche Umwandelung der Dinge,
Nicht sehn, wie jener Mann, der schlau und keck
Das Scepter aus den Händen uns gewunden,
Am eignen Vaterland Verrath nun übt,
Dem eignen Volke Untergang bereitet,
Das eigne Haus, den Namen Wittelsbach,
Den Deutschland, den die Welt mit Ehrfurcht nennt,
Mit Schmach bedecket, mit des Reiches Acht.

Albrecht.

Daß es dahin kam, ist nicht meine Schuld;

Doch meine Pflicht iſt's, daß ich's ehrenvoll,
Da es dahin kam, auch zu Ende führe.

(Ritter und Bürger ſammeln ſich allmählich).

Wolfgang.

O jammernswerthe Blindheit dieſes Mannes!
Stolz, Ehrgeiz, Wahnſinn haben ihn, der ſich
So weiſe dünkt, alſo bethört, umnebelt,
Daß er nicht nur ſein Unrecht nicht, daß er
Sogar das Unglück nicht ermeſſen kann,
Wohin er ſich und all die Seinen ſtürzt!
Er ganz allein, in ungerechter Sache,
Nicht Einen Freund, der ihm zu Hülfe ſteht,
Von Allen, von dem Bruder ſelbſt verlaſſen,
Er wagt es, gegen kaiſerliche Macht,
Den Kaiſer, deſſen bloßer Name ſchon,
Deß heilig Anſehn mehr gilt, als ein Heer,
Sich einzulaſſen in den offnen Kampf,
Mit ſeinem Häuflein aufgeraffter Schaaren,
Den Wenigen, die noch vom Hungers-Tod,
Vom bürgerlichen Krieg verſchont geblieben.
O, er wird freylich ſchlagen, unbeſorgt
Um jene Tauſende, die für ihn bluten,
Um jene Hunderttauſend', die verarmen!
Das ſchöne Land wird er verwüſtet ſeh'n,
Das biedre Volk wird er geſchlachtet ſeh'n,
Mit kaltem Blute, ohne Schmerzens-Laut;
Er kann ſein Heldenleben ſchön beſchließen,
Sein Ehrgeiz kann ſich ſatt zur Ruhe legen.

Albrecht.

Es wär' vergebens, den unbänd'gen Strom
Der Rede durch ein weises Wort zu dämmen.
Du willst nun einmal keine Antwort hören,
So magst du sehen sie an diesen da!

Wolfgang.

Ja diese da sind, leider, die Verführten;
Sie sind von deinem Wahnsinn angesteckt,
In dich und deine Weisheit so vergafft,
Daß sie, ein blindes Werkzeug deiner Macht,
Die Ketten ihres Zwingherrn knechtisch tragen,
Und ihre Arme leihen dem Tyrannen-Schwert.
Doch sie will ich nicht tadeln; ihre Treu,
Und ihr Gehorsam, ihre Liebe selbst,
Sie sind verehrungswerthe Tugenden,
Sogar in ungerechter Sache noch
Verehrungswerth. Doch dich, dich klag' ich an,
Und dich verdamm' ich, der du sie verführt,
Und Mißbrauch treibst — o Schande über dich! —
Mit diesen Trieben zarter Menschlichkeit,
Mit diesen kindlich frommen Regungen,
Den heiligsten Gelübden edler Herzen,
Und sie dem Moloch opferst, deinem Ehrgeiz.

Albrecht.

Mach' deine Rede kurz; sieh, die Verführten,
Sie lassen sich von dir doch nicht verführen. —
Aus allem, was du sagest, geht hervor,
Daß meine Sache nicht die deine sey;
Drum ist wohl deine Gegenwart hier lästig;

Geh' hin, wohin du willſt; meinthalb in's Lager
Der Feinde ſelber, deren Wort du führeſt.

Wolfgang.

Das will ich thun. Ich will dem Kaiſer zeigen,
Daß Fürſtenwort noch gilt in unſerm Bayern.
Ich will die Krone retten durch den Feind,
Die du mit deinen Freunden hier verſpielſt.
Trotz deiner Falſchheit, deiner Ungerechtigkeit,
Will ich großmüthig ſeyn — die Krone retten,
Sie retten deinen eigenen, verwaiſ'ten Kindern.

(Wolfgang ab.)

Albrecht

(zu den Hauptleuten).

Da habt ihr nun mit eignem Ohr gehört,
Was ihr von mir zu halten habt, zu hoffen;
Mit dürren Worten hat er's euch geſagt,
Daß Albrecht euch verführen, opfern woll',
Der Kronenräuber und der Landsverräther.
Ihr habt's gehört — ich konnte es nicht wehren —
Daß ihr nur ſo ein blindes Werkzeug ſeyd
Des Zwingherrn, der ſich euren Herzog nennt.
Ein blindes Werkzeug, hoff' ich, ſeyd ihr nicht;
Ihr wiſſet doch, vermuth' ich, was ihr thut,
Das, was in dieſem Spiele einzuſetzen,
Was zu gewinnen, zu verlieren ſey.
Ich hab' von euch ganz eine andre Meinung.
Und ſehet! zum Beweiſe, daß ich euch
Für mündig halte, für verſtänd'ge Männer,
So ſtell' ich's ganz zu euer freyen Wahl,
Ob es zur Schlacht ſoll kommen oder nicht.

Ein Ritter.

Des Herzogs Wille ist auch unser Wille.

Albrecht.

Nein! wählt! Denn mich geht doch der Streit nichts an;
Ich hab' nichts zu gewinnen, zu verlieren.
Was ich bisher gethan, im Rath und Krieg,
Es ist so viel schon, mehr noch als genug,
Um manchen, der mich tadeln, richten will,
Mit meines Namens Ruhm reich auszustatten,
Mit einem Theilchen nur, dem hundertsten.
Der Ehrgeiz ist mir fremd, so wie die Habsucht;
Ich suche nichts, ich bin mir selbst genug.
Und endlich, wenn ich alles auch verlöre,
Des Kaisers Eidam dürfte sorglos seyn,
Er wär' als Bettler noch ein reicher Fürst,
Und seine Kinder fänden immerhin
Ihr Obdach auf der Ahnen sichern Thron.
Drum mich laßt aus den Augen, wenn ihr wählt;
Bedenkt nur euer Wohl und eure Ehre.

Ein Bürger.

Des Fürsten Kampf ist auch des Volkes Kampf.

Albrecht

(mit Nachdruck).

Das ist's. Es ist ein Kampf des Volkes selbst,
Im Fürsten ist das Volk in Acht erklärt,
Im Fürsten ist das Volk, das ganze Volk
In Staub geworfen, und mit Schmach bedeckt.
Mich schiebt man nur so vor, euch aber gilts.

Euch möchten ſie an Leib und Seele geh'n.
Man ſieht es ungern, dieſes Bayerland,
Obgleich an Umfang klein, doch ſtark an Kraft,
An Kraft des biederſten, des treu'ſten Volkes;
Man hat es längſt zu ſchwächen ſchon geſucht,
Man hat die Zwietracht drinnen ausgeſät,
Und Brüder gegen Brüder aufgehetzt.
Nun, da ſie ihren Plan vereitelt ſehen,
Und ſehen müſſen, wie die Zwietracht ſelbſt
Geführt zu dauernder Vereinigung;
Nun, da ſie Eine Seele athmen ſeh'n,
Ein Herz nur ſchlagen, unter Einem Haupt:
Da ſchwillt ihr gift'ger Neid noch mehr und mehr,
Und aller Haß fällt freylich auf das Haupt.

Ein Ritter.

Er mög' erſticken an dem eig'nen Gift!

Albrecht.

Ich könnte wahrlich Frieden halten, leicht,
Ich dürfte nur nach ihrem Willen leben,
So blind gehorſam, ſclaviſch unterthan,
Wie jene, die uns gegenüber ſteh'n.
Doch ſo ein Finkenritter, ſo ein Bürgermeiſter
Von einem Städtlein in dem deutſchen Staat
Will der nicht ſeyn, der Herzog heißt von Bayern,
Von jenem Bayern, das vor kurzer Zeit
Den deutſchen Völkern noch Geſetze gab,
Und ſeinen Herzog ſah auf Deutſchlands Thron;
Demſelben Bayern, welches Oeſterreich

Mildthätig auferzogen — Oeſterreich,
Das nun der Mutter ſelbſt in's Antlitz ſchlägt.

(Allgemeine, laute Bewegung.)

Albrecht

(mit Nachdruck).

Wohlan! ſo mögen denn die Würfel fallen!
Vertraut auf euren Herzog und ſein Glück!
Laſt, Pappenheim, zum Aufſtand blaſen!

(Alle ab, bis auf den Herzog. Der ſchaut, in ſtolzer Haltung, eine Weile ſtillſchweigend hinaus, bis aus der Ferne der Trompetenſtoß ertönt. Dann geht er dem Zelte zu.)

Frauenberg

(hervortretend).

Herr Herzog, gönnt mir gnädig ein Gehör!

Albrecht.

Ihr, Frauenberg? Willkommen in dem Lager!
Nun bin ich ganz gewiß, daß auch das Recht,
Nicht nur das Glück auf meiner Seite ſey;
Dieß Zeugniß gibt mir Eure Gegenwart.

Frauenberg.

Verzeiht! ich komme, nicht um hier zu bleiben,
Sondern, wenn's Gott geliebt, Euch wegzuführen.
Hier habt Ihr Euer Abberufungsſchreiben.

(Überreicht ihm ein Schreiben.)

Albrecht.

Wenn ich nicht irre, iſt's die Hand von Max.

Frauenberg.

Ich traf ihn an des Vaters Hof, in Linz,
[illegible] indeß Antwort an den Freund.

Albrecht.

Seht, das iſt ſchön von Euch! Ich dank' Euch ſehr
Für Euren Eifer, Ritter Frauenberg! —
Doch, wie mich dünkt, iſt's dann erſt an der Zeit,
Daß ich mir Raths erhole bey den Andern,
Wenn ich mir ſelbſt nicht mehr zu rathen weiß.
(ſteckt den Brief ein)
Ihr habt gehört, daß man mich ruft — Lebt wohl!

Frauenberg.

Mein gnäd'ger Herr! erlaubt mir noch die Frage:
Seyd Ihr denn wirklich Eures Sieg's gewiß?

Albrecht.

Ich bin's.

Frauenberg.

Und wenn Ihr dann geſieget habt,
Was denket Ihr zu thun?

Albrecht.

Den Sieg verfolgen.

Frauenberg.

Und wenn Ihr Heere nun um Heere ſchlagt,
Und wenn ganz Deutſchland Euren Waffen weicht,
Und wenn Ihr ſelbſt des Kaiſers Burg bedroht —

Albrecht.

Der wird wohl Frieden machen, früher ſchon,
Eh' Oeſtreich noch Gefahr lauft und ſein Wien.

Frauenberg.

Und wenn er doch nicht Frieden machen würde,
Wenn er, der einz'ge, ſich nicht beugen wollte,
Und wenn er's trieb', bis auf das Aeußerſte —

Albrecht.

Dann möge auch das Aeußerſte geſchehn,
Und Deutſchland einen andern Kaiſer haben.

Frauenberg.

So wollte Gott, daß Eure Hand erſtarre,
Eh' ſie noch an den Griff des Degens greift.

Albrecht.

Was? Frauenberg!

Frauenberg.

Es wäre beſſer doch,
Als daß ſie's wagte, leichthin auszuſtreu'n
Den böſen Samen zur verruchten That.

Albrecht.

Verdankt es, Ritter, Eurem greiſen Haupt,
Daß ich ob dieſer Reden Euch nicht ſtrafe.

Frauenberg.

Und wenn dieß Haupt nun ſelber fiele,
Es fiel' nicht beſſer, als im Dienſt der Wahrhe

Albrecht.

Man ſieht's, Ihr ſeyd im heil'gen Land geweſen;
Und aus Verdruß, daß Euer Ritterthum
Bey mir ſich nicht mehr geltend machen kann,
Verſucht Ihr Euer Heil im Mönchthum jetzt.
Geht, geht! Ihr ſpielt mir eine ſchlechte Rolle;
Ich wollt' Euch lieber als Rebellen ſehn,
Als ſo, mit dieſer Maske eines Heuchlers.

Frauenberg.

Gott, welcher unſre Herzen prüft, der richte!

(mit Würde und Nachdruck)

Ihr aber mahnt mich recht an meine Rolle;
Ja, dort, am heil'gen Grab' hab' ich gelernt,
Die Eitelkeit der Welt, die Eitelkeit
Der Fürſten dieſer Welt und ihrer Macht,
Im Geiſt' verachten und in Wahrheit.

Albrecht.

Menſch, du biſt fürchterlich.

Frauenberg.

Und dieſer Geiſt,
Der Gott, vor dem kein Anſeh'n der Perſon,
Er ſtellt dich vor Gericht des eignen Herzens,
Das einz'ge, das du über dir erkennſt,
Und klagt dich an, Albrecht, des Hochverraths.

(Albrecht ſteht betroffen)

Klingt dir dieß Wort ſo fremd, ſo ſonderbar?
Du haſt's doch Andern oft in's Ohr geſchrien,
Ja du, du uns, der Herzog den Vaſallen!
Wie, oder meinſt du wohl: Gerechtigkeit
Und Treue, und Gehorſam dem Geſetz,
Und Mäßigung, und Demuth, und Ergebung,
Und all' die ſtillen, ſanften Tugenden,
Die in der Welt, dem hehren Gotteshaus,
Das ew'ge Licht des heil'gen Rechts bewahren:
Meinſt du, daß ſie nur uns geziemen, uns,
Weil wir etwa aus gröberm Stoffe ſind,
Als ihr, die ihr euch nennt von Gottes Gnaden? —
Albrecht, von Gottes Gnaden Bayerns Herzog,
Gib Antwort nur auf meine ernſte Frage,

Als stünd'st du vor Gottes Weltgericht:
Ist das, was du zu thun gesonnen bist,
Ist es kein Hochverrath? Ist's kein Verbrechen?

Albrecht.

Und wenn's auch Unrecht wäre — besser doch,
Als so 'ne halbe, kränklich matte That.

Frauenberg.

Sag', Albrecht, sinnest du nicht Hochverrath?

Albrecht.

Es ist noch nicht geschehn — wird nie geschehn.

Frauenberg.

Albrecht! ist, was du thust, nicht Hochverrath?

Albrecht.

Ist es die That, so war's schon der Entschluß.

Frauenberg.

O nein! nein! täusche nicht dein arglos Herz
Durch Hinterlist des klügelnden Verstandes.
Noch ist's ein Irrthum, ein unschuldiger,
Noch warnet dich der Gott, der mächtig spricht
In deiner Brust, aus deiner Freunde Mund;
Noch ist die böse That nur ein Gespenst,
Ein schwarzer Schatten aus dem Höllenreich,
Sie hat noch keinen Leib sich angebildet,
Sie schrecket wohl, doch schaden kann sie nicht.
Kein Blut klebt noch an deiner Hand, es schreyt
Noch keine Rache über dich zum Himmel.
Dein Leben ist noch frey von aller Schuld,
Dieß Leben, das von Weisheit schön geschmückt,
Verheiligt durch Gerechtigkeit und Gnade,

Emporgehoben durch Verdienſt und Würde,
Ein großes Denkmal ſtrahlt zukünft'gen Zeiten. —
O daß doch meine Worte Flammen wären,
Hochglüh'nde Gottesflammen, ſtark genug,
Um den gemeinen Ehrgeiz wegzuſchmelzen,
All Irdiſches, Unedles, jede Leidenſchaft,
Die dieß dein edles, reines Herz befleckt.

(Albrecht geht unruhig auf und ab)

Mein Herzog! dieß mein Knie iſt alt und unbeugſam,
Und kniet nicht mehr, als vor dem höchſten Gott —
Gewähret mir die Bitte! leſ't den Brief! — —
Mein Herzog! Seht, der alte Frauenberg,
Er bittet fußfällig, — leſ't doch den Brief!

Albrecht.

Steht auf — Habt Ihr nicht mündlich einen Auftrag?

Frauenberg.

Er ſchrieb und ſandte Euch den Brief durch mich;
Er legte viel Gewicht auf dieſen Brief;
Es ſey das Wort des Freundes an den Freund. —

(mit gebrochener Stimme)

Er wäre freylich lieber ſelbſt gekommen,
Doch ſeine Gegenwart that Noth, in Linz,
Um einer edlen Frau zur Hülf' zu ſeyn,
Die ihr Gemahl verſtoßen ſammt den Kindern,
Und ſie in's Haus des Vaters einzuführen,
Des Vaters, welcher ſeiner Tochter zürnt,
Daß ſie dem Manne ihrer Wahl gefolgt.

Albrecht.

Habt ihr der Armen nicht begegnet unterwegs?

Frauenberg.

In Alten-Oetting traf ich sie, im Tempel,
Vor dem Altar der Hochgebenedeyten;
Sie trug die beyden Kinder auf dem Arme,
Die sie mit banger Zärtlichkeit umschlangen.
Ich zeigte ihr den Brief, sie küßte ihn,
Und hob ihn weinend zum Altar empor. —
(dringend.)
Habt Ihr die Thränen nicht daran geseh'n.

(Albrecht greift nach dem Brief, betrachtet ihn eine Weile, wendet ihn, und liest mit sichtbarer Rührung. Frauenberg steht indessen seitwärts mit gefalteten Händen, den Herzog betrachtend.)

Albrecht

(nachdem er gelesen, schaut er nochmals hinaus, wankend; dann plötzlich sich fassend).

Um ihrer Liebe, seiner Freundschaft willen!
(zu Frauenberg).
Ruft mir den Pappenheim!

Frauenberg.

Gott sey gelebt!

(Der Herzog geht in sein Zelt, Frauenberg zur Seite ab. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Linz. Kaiserliches Schloß. Großes Zimmer.

Friedrich. Maximilian.

Friedrich
(im Hereintreten).

Ich will sie nicht vor meinen Augen seh'n.
Führ' sie nach Wien, verburg sie in ein Kloster;
Da lebe sie so lang mit ihren Kindern,
Bis Albrechts Krone mir zu Füßen liegt.

Max.

Was geht denn sie der Streit des Herzogs an?
Sie kommt als Tochter nur zum Vater,
Von ihm Vergebung bittend für die Sünde.

Friedrich.

Sie büße.

Max.

Hat sie denn nicht schon gebüßt?
Betrachtet nur vorerst das Jammerbild,
Und sagt dann noch das harte Wort: Sie büße!
Und dann, wofür soll sie denn büßen? sie?
Wenn hier von Schuld die Rede, trag' ich größre,
Und auch der Vater ist nicht frey davon.

Friedrich.

Das mir?

Mar.

Die Kinder fehlten freylich sehr,
Daß sie die Liebe so geheim gepflegt.
Doch Ihr — verzeiht — habt auch geheim gethan
Mit Euren Planen, gegen Eure Kinder.

Friedrich.

Hör', Max! du hast seit ein'ger Zeit die Unart,
Mit mir zu sprechen, wie mit deinesgleichen.

Max.

Nicht wie mit meinesgleichen möcht' ich sprechen,
Ich möchte sprechen, wie Ihr mit Euch selbst;
Ich möchte des Gewissens Stimme seyn,
Die Stimme Eures Herzens, welches schweigt,
Verblendet von Leidenschaft und bittrem Zorn.

Friedrich.

Was Zorn? Du sprichst vom Zorn des Vaters nur,
Nicht auch von seiner Schmach, und seiner Kränkung.
Als sie sich losgesagt von meinem Herzen,
Als sie mich weggeworfen, ihren Vater,
Da fühlt' ich erst, wie ich sie heiß geliebt,
Die Kunigunde, meine einz'ge Tochter.
Du hast die bittern Thränen nicht geseh'n,
Die ich um die Verlorene geweint
In meiner Nächte stillen Einsamkeit —
Nicht abgewogen meine Vatersorgen,
Womit ich für des lieben Kindes Wohl
Mich umgeseh'n, geprüft, gekümmert habe.
Ich hielt sie werth der ersten Kron' Europa's;
Und ich fürwahr hätt' ihr den Preis erworben,

Der ihrer Tugend, ihrer Schönheit ziemte.
Sie aber ließ den Vater sorgen, machen,
Und lief indeß davon mit ihrem Ritter.

Max.

Wär' er ein Ritter nur, Ihr müßt' sie glücklich preisen,
Doch ist sie leider Eures Feindes Weib —

Friedrich.

So theil' sie denn auch meines Zornes Last.

Max.

Des Feindes, den Ihr selbst dazu gemacht.

Friedrich.

Max! diese Reden sind mir mißfällig.

Max.

Ich kenn' und übe meine Pflicht als Sohn,
Doch auch als Freund und Bruder hab' ich Pflichten.
Und darum sag' ich Euch, und wiederhol's:
Ihr habt nicht Recht gethan, daß Ihr den Albrecht
Aufs Aeußerste gebracht und ihn gezwungen
Zur Selbstvertheidigung — Zur Selbstvertheidigung,
Das ist das rechte Wort für eine That,
Die sonst Verbrechen wär', verdammenswerthes.
Und wenn er loszieht, ich verdamm' ihn nicht;
Und wenn er kämpft, und wenn er unterliegt,
Ich kann ihn nur bedauern, nicht verdammen. —
O Himmel! wär' ich doch nur da gewesen,
Eh' noch der unglückselige Spruch geschehn!
Der strenge Muth dort Eurer starren Räthe,
Und hier des Kaisers racheglühendes Herz;
Da mußt' es freylich kommen zu dem Brand.

Der nun das Haus, das eigene, bedroht.
Denn jene Räthe sind es doch allein,
Die all' das bitt're Unheil angestiftet.
War ungerecht des Herzogs Sache — ey,
Warum denn fochten sie's nicht aus, die Klugen,
Durch Federkrieg, und auf dem Wege Rechtens?
Doch sie betrugen sich, wie schwache Kinder,
Die Hülfe rufen bey dem Herrn des Hauses,
Wenn eine stärkre Hand sie packt und würgt. —
Ihr höret nicht —

Friedrich.

Die Jugend liebt zu schwatzen;
Man muß sie wohl, und kann sie schwatzen lassen.

Mar.

O freylich ist all Reden jetzt umsonst;
Wenn nicht ein Wunder noch geschieht — ein Engel
Das Schwert auffängt, und den Gewaltstreich hindert,
So ist's gethan — die böse That geht auf,
Und weh' dem, der den Samen ausgestreut!
Doch reden will ich doch, und Ihr müßt hören,
Und immer wiederhol' ich's Euch in's Ohr,
Bis es zu Eurem Herzen durchgedrungen:
Was kann die Kunigunde denn dafür?
Was geht denn sie der Streit des Herzogs an?

Friedrich (ernster).

Und magst du trotzen mir, so viel du willst,
Das Vaterrecht laß ich mir nicht verkümmern.
Und darum bleibt's bey meinem ersten Wort:
Du führest sie nach Wien — nicht als Gefang'ne,

Als meine Tochter — dort wohnt sie im Schloß,
Als kaiserliche Tochter — merke wohl! —
Von Pracht und Glanz umgeben, wie ich selbst.
Und da sie eines Freund's bedarf, die Arme,
So wirst du bey ihr bleiben — ich befehl's —
Und wirst ihr alle Lieb' beweisen, Max!
In der Geschichte, die ich mit dem Albrecht hab',
Da bist du ohnehin zu sehr Partheyn,
Und möchtest auf den beyden Achseln tragen.
Für den ist Rettung nur in Unterwerfung.
Dann, wenn der Kaiser ist gerächt, versöhnt,
Dann [illegible] wohl auch der Vater seine Schmach,
Zwar nicht vergessen, doch um Gott! vergeben.

Max (für sich).

Ich weich' nicht, bis die Rechte der Natur
Der Staatskunst Tyranney zu Schande machen.

(Max ab.)

Friedrich (allein).

Er wird erliegen, deß bin ich gewiß,
Trotz seiner Macht, trotz der gerühmten Weisheit.
Dieß ist ein alter Fluch des Ungehorsams,
Der gegen Ansehn kämpft, das heilige,
Daß vor der Majestät, beym Anblick schon
Der hehren, waltenden Gerechtigkeit,
Die Weisheit selbst erblindet, Macht erstarrt,
Und Stolz in Thorheit, Ohnmacht untergeht.

Doch, freut der Kaiser sich im Siegsgepräng',
So klagt der Vater dann im Trau'rgewand;

Des eignen Hauses Veste zittert, schwankt,
Es sind die Meinen, die der Sturz verschüttet,
Ich werd' die eig'ne Freud' zu Grabe tragen.

Ich wollt', es wäre anders — besser — schlimmer;
Ich wollt', ich könnte weichen, müßte weichen,
Des Ansehns, meiner Pflichten unbeschadet,
Die mir gebothen sind von Gottes Gnaden —
Ich kann nicht, darf nicht — ich muß stehen bleiben,
Wenn alles weicht und stürzt; der Kaiser kann
Kein Recht verlieren; es ist Gottes Recht.

Der Völker Meister und der Schlachten Lenker,
Er mag entscheiden, wie es ihm gefällt!
Mich aber soll er auf dem Posten finden,
Wo er mich hingestellt, als treuen Diener,
Ich steh' und werde steh'n, bis er sagt: Weich!

(Ein Diener kommt.)

Diener.

So eben hat die Nachricht sich verbreitet,
Daß Albrecht angekommen in der Stadt.

Friedrich.

Wer?

Diener.

Bayerns Herzog.

Friedrich.

Faselt man?

Diener.

Ich melde nur,
Was mir ein Augenzeug' erzählt.

Friedrich.

Man ſehe nach.

(Diener ab.)

Friedrich.

Das glaub' ich nimmermehr, das kann nicht ſeyn;
Das ſiehet wahrlich nicht dem Albrecht gleich;
Der kann ſein thatenvolles Heldenleben
Nicht endigen mit ſolcher Frauenthat.
Was wollte er denn hier? Sich unterwerfen,
Wie 'n Knabe, der, nachdem er Trotz gebothen,
Wenn er die Ruthe ſieht, zuſammenſinkt,
Und vor dem Züchtiger um Gnade wimmert!
O pfui des bloßen, niedrigen Gedankens!

Wie? oder glaubt er wohl, er find' mich ſchwach,
Er könne mich mit Bitten ſchon bezwingen,
Mich mit der Kunſt der Rede leichthin ſchlagen,
Als einen ſchwachen Greis? Da irrt er ſich;
Der Friedrich weiß das Wort zu würdigen,
Das ſchlaue, doppelſinnige, verſtellte;
Er weiß das Wort zu würd'gen, und die That —
Die will er; die nur leiſtet Bürgſchaft ihm;
Die glatte Zunge kann ihn nicht beſchwatzen.

'ſ wär freylich möglich — 'ſ wär klug ausgedacht —
Die Tochter wollt' er erſt, die Gattinn ſenden,
Daß ſie das Herz des Vaters überrumple;
Dann, meint er, ſtehe ihm der nächſte Weg,
Zum Haupt des Herrſchers, wie von ſelbſten, offen.
Doch zwiſchen inn' liegt eine tiefe Kluft,

Von grauer Weisheit, die der Uebermuth,
Der kühnste, schlaueste, nicht überspringt.
Und fände sie auch bey mir Eingang, sie,
Die reu'ge Tochter, die schuldlos Verirrte,
Der Stolze, Trotz'ge müßte warten, draußen,
Im Armensünderkleid des Büßenden,
Bis er genug gethan für seine Schuld,
Genug gethan dem Kaiser und dem Vater.

(Max kommt.)

Friedrich.

Sag, Max! Ist's wirklich wahr? der Albrecht hier?

Max.

Ich hört' es sagen, und ich glaub' es gern,
So gern, als daß die Freundschaft, und die Liebe
Nicht ausgestorben sey noch unter Menschen.

Friedrich.

Was? Freundschaft, Liebe! Keine Possen, Max!
Geh' und erkund'ge dich; und wenn er's ist,
So weis' ihn ab, er mag nun wollen, was er will.
Es kann nichts Rechtes seyn, nicht auf die rechte Weise.

Max.

Verlasset Euch auf mich; gleichwie ich mich
Auf Euch verlasse.

(Er zieht den Vorhang weg, zur Hauskapelle, die nur von einer Lampe schwach beleuchtet ist; seitwärts vom Altar kniet Kunigunde und betet.)

Vater! sieh hier deine Tochter!

(Max ab.)

Friedrich

(ernst und lang hinblickend).

Die Heiden selbst, sie schonten des Verbrechers,

Der zum Altare ſeine Zuflucht nahm.
Sie werde nicht geſtört in dem Gebethe,
Das ſie für ihre Schuld zum Himmel ſchickt.

Kunigunde.

„Vater unſer“ (leiſe fortbethend)

Friedrich.

Die Bitte geht ſo recht vom Grund dem Herzen
Das ſich verwaiſet hier auf Erden ſieht.
(die Hände faltend)
Er ſey dir Troſt und Hülfe, armes Kind!

Kunigunde
(im Tone des Bethens).

„Vergib uns unſre Schulden —“

Friedrich
(eintönig einfallend)

„Wie wir vergeben unſern Schuldigern —“
(gleichſam ſich beſinnend)
Was war das? Stehet denn das wirklich drin?
Hab's doch ſo oft gebethet, das Gebeth,
Und hab' es nicht geſehen, nicht gefühlt;
Es lag mir vor dem Aug', bedeutungslos,
Wie halb verloſch'ne Schrift, was plötzlich jetzt
Als Flammenſchrift in's Herz mir leuchtet, brennt.
„Vergib uns unſ're Schulden — ja, ſo heißt's —
„Wie wir vergeben unſern Schuldigern! —“
Du haſt gar ſchlecht gebethet, alter Knabe!
Du hoffteſt, Thor! Vergebung eigner Schuld,
Und wollteſt doch nicht fremde Schuld vergeben!
Du, Sünder, haſt verdammt die Sünderinn,
Und biſt doch hingetreten vor den Thron

Des Weltenrichters, um von ſeiner Gnad'
Den Ablaß deiner Sünden zu erfleh'n! —
(mit gefalteten Händen, zum Himmel aufblickend.)
Vergib, wie ich vergebe!
(Sich der Kapelle nähernd.)
Kunigunde!

Kunigunde (betend).

Du haſt mich, Gott, erhört, du haſt vergeben!
O mach', daß auch der Vater ſich verſöhne,
Und daß ſich änd're meines Albrechts Sinn!
Gib Frieden, Gott, gib Freude dieſem Hauſe!

Friedrich.

Sie hört nicht! (lauter) Kunigunde!

Kunigunde.

Gott! des Vaters Stimme!
(Wie ſie ſich umſieht, wankt ſie und ſinkt. Friedrich eilt auf ſie zu, und unterſtützt ſie.)

Friedrich.

Ich bin's, dein Vater, liebe Kunigunde!
Dein Vater iſt es, nicht der ſtrenge Mann,
Der dir erſchienen iſt in ſchweren Träumen,
Das finſt're Antlitz fremd von dir abwendend —
Der Friedrich iſt's, der Vater deiner Jugend,
Der ſeine Liebe liebend an ſein Herze drückt!

Kunigunde (kniend).

Vergebung, Vater!

Friedrich
(ſie aufhebend.)

Nicht von mir, — nicht du —
Wir beyde wollen um Vergebung fleh'n

Bey unſerm Vater, der im Himmel iſt —
Er hat vergeben! Laß uns danken ihm,
Und freu'n uns ſeiner Gnade, unſrer Liebe!
(nachdem er ſie vorgeführt.)
Wie blaß du ausſiehſt, armes, liebes Kind!
Der Kummer hat uns beyde bleich gemacht.
Er hat das Licht der Tage uns verſcheucht,
Der Nächte Ruh' geſtört, und ſchwer lag's hier —
Nicht wahr? — hier lag's ſo ſchwer, im Herzen,
Es konnte ſich des Lebens nicht mehr freu'n!

Kunigunde.

O welche Qualen hab' ich Euch bereitet!

Friedrich.

Es iſt vorbey! es iſt nun alles wieder gut!
Wie ein Gewittertag, der bang und ſchwer,
Und unter Grollen langſam hingebrütet,
Doch endlich ſich verzieht am ſtillen Abend —
Da leuchtet ſchöner noch der milde Himmel,
Da lacht noch heit'rer, reiner die Natur,
Da ſucht und liebt ſich herzlicher, was lebt, —
So iſt's mit uns nach dieſen böſen Tagen;
Nun blüht uns eine neue ſchöne Zeit,
Nun biſt du, Tochter, wieder mein, ganz mein,
Nun darfſt du mir, mir nimmermehr entlaufen,
Du ſchlimmes Kind, du meine Kunigunde!
(er küßt ſie.)

Kunigunde.

O wie ich nun mich ſelig wieder fühle,
Wie klar mein Auge, und wie frey mein Herz!
Seit jener ſchlimmen, unglückſel'gen That.

Es war, als habe ſich ein böſer Zauber
Um mich gelegt, all' meine Kraft gelähmt,
All' meine Luſt verſcheucht — die Welt war todt,
Das eig'ne Herz war todt, obgleich es lebte;
Es lebte, um zu ſeh'n ſich ſelber ſterben.
Und nirgends keine Rettung, keine Lindrung!
Und keine Freud' an meines Albrechts Liebe,
Und keinen Troſt an meiner Kinder Anblick!
Des fürchterlichen Zaubers ſchwarzer Schatten,
Er legte ſich auf alles, was ich ſah,
Und mahlte mir, grauſam geſchäftig, vor
Nur meine Schuld in gräulichen Geſtalten.
Der Traum iſt weg, der fürchterliche Traum!
Des Vaters Wort, des wiederum verſöhnten,
Es hat den Bann gelöſ't, der mich gebunden.
Jetzt bin ich wieder frey, — kann denken, fühlen,
Jetzt hab' ich wieder Kraft und Muth zu handeln.

Friedrich.

Du ſollſt nun ruhen, liebes Kind, nicht handeln;
Du bleibſt bey mir, an deines Vaters Hof,
Bis dir der Friede wiederum erlaubt,
Zu dem Gemahl — vielleicht — zurückzukehren.

Kunigunde.

O laſſet mich zurück zu ihm, jetzt gleich!
Von Schuldenlaſt befreyt, will ich die Laſt
Des Unglücks treu, wie's einem Weibe ziemt,
Mit ihm ertragen; ich will beyſteh'n ihm
In ſeinen Nöthen, in der Einſamkeit,
Wohin des Reiches Acht ihn ausgeſtoßen,

Will muthig wehren, ach! des Meuchlers Hand,
Die ſeinem Haupt aus jedem Winkel droht.
Ich will den Segen ihm des Vaters bringen;
Vielleicht daß dieſer Gnade Wunderkraft
Auch ſeines Herzens böſen Zauber löſ't.

Friedrich.

Kind, meng' dich in den Streit der Männer nicht.

Kunigunde.

O daß ich's könnte, daß das Weib es dürfte!
Daß ich die beyden hochverehrten Männer,
Die ſich voll Haſſes gegenüber ſteh'n,
Sich näher bringen könnte, Herz an Herz,
Wie hier, in dieſer Bruſt, der Beyden Bilder
In gleicher Liebe wohnen und Verehrung.
Ihr kennt euch nicht, ihr kennt das Aeußre blos,
Das vom Gerücht nur immer wechſelnde
Und falſche Farben leiht, die Götterbilder
Zu grauſenhaften Larven wild verzerrend.
Ihr kennt euch nicht, ihr kennt nicht eure Herzen,
Die voll des Friedens ſind, und voll der Liebe,
Wie dieß mein Herz, in dem ihr Beyde lebt.

Friedrich.

Sag', hat er dich vorausgeſandt zu mir?

Kunigunde.

Der Albrecht? mich geſandt? vorausgeſandt?
Er hat der Tochter Urlaub nur gegeben,
Um Frieden ſich beym Vater zu erbitten.
O wollte Gott! ich könnte Euch dafür
Als Herzoginn des Herzogs Frieden bringen.

Die aber bin ich nicht — verſteht mich recht,
Ich bin noch mehr, ich bin die Königinn
Des Hauſes — doch als Herzoginn
Hab' ich kein Wort.

Friedrich.

Wie haſt du ihn verlaſſen?

Kunigunde.

Wie einen Felſen in dem Wogenſturm.
Es brauſ't von allen Seiten her, und tobt;
Und hier reißt jetzt ein Trumm ſich los, dann dort,
Und immer wilder raſ't der Sturm, und droht
Ihn zu begraben in der Wirbeln Abgrund.
Er aber ſteht; der Felſen kann verſinken,
Jedoch nicht weichen.

Friedrich.

Willſt du mit ihm untergeh'n?

Kunigunde.

Es ſtand, nach einer alten Heidenſage,
Am Firmamente leuchtend ein Geſtirn,
Das plötzlich jeden Meeres-Sturm beſchwor:
Es hieß der holden Freundſchaft Zwillingsſtern.
Hat Liebe denn, wenn ſie in's Leben leuchtet,
In's ſturmbewegte, mindre Wunderkraft?

Friedrich.

Laß ſchweigen uns davon! das weckt nur Mißton,
Der ſich gar übel zu dem Einklang ſchickt,
Worin nun unſre Herzen wieder ſchlagen.
Du bleibſt bey mir. Vielleicht wohl kommt er ſelbſt.
Ich hab' den Mar nach ihm geſchickt.

Kunigunde.

Wär's möglich?

Friedrich.

Geh' nur, und ſchmücke dich. Dieß Trauerkleid
Gemahnt mich ſchier, als wärſt du mir geſtorben.
Doch, Gott ſey Dank! Du lebeſt noch, und lebſt
Zur Freude deines alten Vaters.

Kunigunde.

Soll ich wohl
Den Anzug wählen, der die Braut geſchmückt?
Ich nahm ihn mit, um ihn im Vaterhaus
Mit allen meinen Freuden zu begraben,
Fänd' ich nicht Gnad' vor deinem Angeſicht.

Friedrich.

Trag' ihn als Zeichen unſerer Verſöhnung.

(Kunigunde ab)

Friedrich.

Dieß Herz, ich fühl' es, iſt ganz weich geworden,
Wie eines Greiſes, der zum Kinde wird,
Wenn er mit Kindern, ſeinen Enkeln ſpielt.
In dieſer Stimmung dürft' er mich nicht ſprechen,
Der Albrecht; er, der einem Kaiſer trotzt.
Er wäre wohl im Stand, den Greis zu gängeln. —
Ich höre kommen. Wenn er's iſt, dann, Friedrich,
Hervor in's Antlitz deine Majeſtät!
Und denke, daß ein Herzog ſeine Knie'
In Ehrfurcht beugen muß vor dir, dem Kaiſer.

(Albrecht kommt, von Max eingeführt, der ſich aber ſogleich wieder entfernt)

Albrecht.

Der Max ſagt mir, daß ich es wagen dürfte,
Vor Kaiſers Majeſtät hier zu erſcheinen,
Obgleich geächtet. Albrecht, ſagte er,
Gehör' zum Haus, als Schwiegerſohn des Friedrichs;
Doch müſſe er den Herzog draußen laſſen.

Friedrich.

Ich kenne nur den Albrecht, der ſich nennt
Herzog von Bayern. Will der ſich befreyn
Von ſeiner Acht, ſo darf er nur die Krone
Zu ſeines Kaiſers Füßen niederlegen.

Albrecht (feſt).

Die Krone? Dieſe iſt gar wohl verwahrt
Zu München, nicht blos hinter Schloß und Riegel,
Sondern bewahrt von einem ganzen Volk,
Das mir, dem ich in Treue zugethan.
Ich kann, ich will die Kron' nicht niederlegen.
(Verlegenheit)
Friedrich! Ob wir als Fürſten gleich im Streit,
So laß uns reden doch als Ritter, frey
Und ohne Groll, wie's Ehrenmännern ziemt.
Der jüngre tritt dem ältern gern entgegen:
Reich' mir die Hand zum Zeichen der Verſöhnung,
Daß ich die Tochter dir geraubt.

Friedrich.

Die Tochter
Hat meinen väterlichen Segen.

Albrecht.

Dank dir!

Du haſt ein ſchönes edles Herz gerettet,
Das ſonſt gebrochen wär' durch unſre Schuld.

Friedrich.

Durch unſre Schuld?

Albrecht.

Die armen, ſünd'gen Menſchen
Die ſich entzweyen, ſagen immer wohl
Mit Recht: durch unſre Schuld! Und meinſt du nicht,
Daß in der Sach' des Kaiſers mit dem Herzog
Auch dieſes Sprüchlein gelt': durch unſre Schuld?

Friedrich.

Das iſt ein and'rer Fall — Da gilt's das Reich,
Des heil'gen Reichs unantaſtbare Rechte.

Albrecht.

Da, meinſt du, hab' das Herz kein Wort zu ſagen,
In Liebe ſicher nicht, wenn auch im Haſſe.
Die Fürſten hadern, Völker morden ſich:
Es gilt des Reichs unantaſtbare Rechte.
Was iſt dieß Reich? Ein Ding, das Gränzen hat.
Was ſind des Kaiſers Rechte? Todter Buchſtab.
Die Völker ſind das Reich, der Fürſten Wille
Der Geiſt, deß Strahlen ſich im Kaiſer einen.

Friedrich.

Wozu die Worte?

Albrecht.

Zeigen ſollen ſie,
Daß ich nicht Unrecht that, als ich verſuchte,
Des Reiches alten Ordnungen zuwider,
Mein Reich zu mehren, zu befeſtigen,

Verhoffend, mit dem Beſten meines Landes
Des ganzen Reiches Beſtes auch zu fördern.
Mein Bayern ſollte euch zum Muſter dienen,
Wie deutſche Völker, in ſelbſtſtänd'ger Kraft,
Wie ſo geordnete Familien
Des Einen großen deutſchen Völkerſtamms,
Für ſich und mit den andern, mehr vermögen,
Als dieſe Glieder des zertrümmerten Koloſſen,
Die, in der Reichsgeſetze Schranken, wohl
Beyſammen liegen, aber ſich nicht fügen.

Friedrich.

Das war's. So hab' ich denn des bay'rſchen Herzogs
Ehrgeiz'ge Pläne recht und ganz durchſchaut.

Albrecht.

Du haſt geſeh'n den Zweck, doch nicht den Grund;
Und dieſes war dein Fehler, dein Verbrechen,
Daß du ihn deßhalb in die Acht erklärt.

Friedrich.

Wie ſeltſam!

Albrecht.

Du ſtandſt gegen ihn im Vortheil:
War deine Sache gut, wie du gemeint,
So ſollteſt du dein Recht, dein Anſehen,
Die Macht der Klugheit ihm entgegenſetzen,
Nicht Drohung mit Gewalt, wie einem Sclaven.
Die Zeiten ſind vorbey, wo Herzoge
Von einem Büttel unſers deutſchen Reichs
Zu ihrer Pflicht gehetzet werden.

Friedrich.

Was iſt das?

Albrecht.

Es iſt die Zeit, wo man des Kaiſers Acht,
Gleichwie des Pabſtes Bannfluch — nur verachtet.

Friedrich
(die Hand an den Degen legend).

Ha!

Albrecht.

Sieh! dahin haſt du's gebracht, Friedrich.
Du haſt mich zwingen wollen, gegen dich,
Des Reiches Oberhaupt, das Schwert zu zieh'n.

Friedrich.

Ha, dieſe Frechheit, ſie iſt grenzenlos!
Mir dieſen Trotz zu bieten! Fort!

Albrecht.

Befiehls!
Ich geh! Die Schaaren ſteh'n bereit zum Schlagen,
Das dürre Lechfeld lechzt nach ihrem Blut,
Es kann nicht jährlich Heidenblut dort fließen,
Der eignen Kinder Blut mag Deutſchland düngen!
Befiehl's! Zieh ſelber hin; ich folge dir,
Es könnt' ein Traurſpiel werden ſonder Gleichen,
Es könnte enden mit dem Mord — des Vaters,
Erſchlagen durch den eignen Sohn!
(Pauſe.)
Du ſchauderſt?
Ein ſolcher heil'ger Schau'r ergriff auch mich,
Als ich die Wahlſtatt überſah, die ſchreckliche,
Wo des Verbrechens Wahnſinn wüthen ſollte! —
Nein, ich will offen ſeyn, ganz offen gegen dich!
Ich führte meine kampfbegier'gen Schaaren

Mit wilder Streitluſt nach dem Leche hin;
Der Fluß erſchien mir als ein Rubikon,
Und ich mir ſelbſt als jener Imperater,
Der's wagte, ſeinem eignen Vaterland
Mit kaltem Blut den Herzſtoß zu verſetzen,
Und den die Welt deßhalb als Heros ehrt.
Da, wie ich ſchon die Schaaren ordnen wollte —
Ich war des Siegs gewiß, ſchon vor der Schlacht —
Da trat ein Freund zu mir, und fragte mich:
Was willſt du, Herzog Albrecht? — und was dann,
Wenn du geſiegt? — und dann? — und dann?
Und eine Reih' unſel'ger Thaten lag vor mir,
Ganz Bayern ſah ich, eine Wüſteney,
Ich ſah das Grab der Gattinn, meines Volkes —
Und zwiſchen blutigen Trophäen ſchritt
Ein Menſch, in grauenvoller Einſamkeit,
Bis er an einer Pyramide niederſank,
Die ſtreng und ernſt, wie Gottes Weltgericht,
Der Nachwelt ſeinen Ruhm verkündete:
Der Held, er hat's erreicht durch Hochverrath.

Friedrich.

(ſich gütig zu Albrecht wendend).

Da hat ein guter Engel dich gewarnet.

Albrecht.

Der Mar war's, deſſen Brief mich noch erreicht,
Wie ſchon das Gräßliche geſchehen ſollte.
Der Ritter brachte ihn, der mir jüngſthin erſt
Vom heil'gen Grab, und von des Chriſtophs Grab
Ein düſtrer Bothe kam, mit ernſtem Gruß:
Der Fürſten Ruhm und Macht ſey Staub, und Aſche,
Und ewig nichts, als die Gerechtigkeit.

(Tiefe Stille.)

Ich ſchloß mit deinem Feldherrn Waffenſtillſtand,
Und flog hieher, um dir die Hand zu bieten.

(Max erſcheint im Hintergrund.)

Friedrich.

Vor einer Stunde hätt' ich noch gezweifelt,
Ob möglich wär' so plötzliche Umwandelung.
Nun weiß ich selbst, daß es noch Wunder gibt,
Und daß, wer von dem Geist ergriffen wird,
Vergebens widerstrebt der Macht der Gnade.

Albrecht.

O wahrlich, es geschehen Wunder noch,
Es gibt noch gute Menschen, engelgleiche;
Es ist die Liebe, die demüth'ge, fromme,
Die nur in andern, nur für andre lebt,
Sich selbst vergessend, selbst dahin sich opfernd,
Ein Beyspiel der vollendetsten Ergebung;
Es ist die Freundschaft, die beständ'ge, starke,
Die immer für uns wacht und für uns sorgt,
Zu treuem Rath uns steht, zu schneller Hülfe,
Ein sichrer, fester Hort in unsern Nöthen.
Sieh, diese Engel haben mich gerettet! —
Mir wurden sie — durch dich! Sie mögen nun
Das Werk vollenden, das sie angefangen.

Friedrich (tief gerührt).

Komm an mein Vaterherz, du mein Benoni,
Du jüngster Sohn, mit Schmerzen mir geboren!
(er umarmt ihn).

Max.

O schöner Tag, an dem das Werk gelungen!
Geendet ist nun dieses Hauses Krieg!
Die Freundschaft selber feyert ihren Sieg!
Es ist der schönste Kranz, den ich errungen.

Albrecht.

Komm, Max! da ist der dritte nun im Bund!

Friedrich.

Doch kein Tyrann! Ein zu weichherz'ger Vater!

Max.

Wie steht dir diese Rührung doch so schön,
Du kaiserlicher Greis, erhab'ner Herr und Vater! —

Friedrich.

Du mahnst mit Recht an meine Majestät;
Die will und muß nun auch ihr Opfer haben.

Albrecht.

Ich habe dir mich selbsten dargebracht;
Nun so gehört dir auch das Meinige.

Max.

Der Albrecht hat mir alles überlassen;
Eu'r Kanzler und der Seine setzten sich
Zusammen unter meiner Oberleitung;
Hier ist das Instrument, das wir gefertigt,
Ich unterleg' es Eurer Unterschrift.

Friedrich (lieſt)

„Die Herrschaft Abensberg verbleibt ein Leh'n
Des Kaisers und des heil'gen deutschen Reichs —"
Ich gebe dir dafür Entschädigung! —
„Die Reichsstadt Regensburg steht wiederum
Unmittelbar unter dem Schutz des Kaisers" —
Sie sey in Gnaden wieder aufgenommen! —
„Herzog Albrecht thut auf Tyrol Verzicht
Auf ew'ge Zeiten." — Keine Widerrede?
Du willigst ein? in Alles? ohne Clausel?

Albrecht.

Mein Auftrag an den Max war unbedingt;
Ist dieß dein Wille, ist's der meine auch. —
Du wunderst dich, daß ich so vieles nachgeb',
Daß ich dieß Alles, was ich so mit Müh',
So lange Zeit erstrebt, mit Einem Mal
Wegwerfe, leichten Sinns, ohn' Ueberwindung?
Ich hab's beschlossen einmal, dir zu weichen,

Um jeden Preis den Frieden mir zu holen,
Den Frieden meines Hauses, meines Landes.
Ich halt es meiner unwerth und der Sache,
Da noch zu markten, wo's das Höchste gilt.
Der erste Schritt nur ist mir schwer gefallen;
Daß ich dir weichen mußte, Einen Schritt nur,
Dieß kostete mir Ueberwindung, große;
Die folgenden, die gaben sich von selbst. —
Man wird mich freylich tadeln, wird nicht einsehn,
Wie Bayerns Herzog, einst so übermüthig,
So plötzlich demüthig geworden sey.
Die Welt wägt nur die Thaten, nicht das Herz.

Max.

Dieß große Herz erkennen wir in dir.

Friedrich.

Sich überwinden ist die größte Heldenthat.

Albrecht.

Zwey Zeugen dieser Art [illegible] mir.
Denn als das blinde Urtheil einer Welt.
Ihr beyde wißt nicht nur, was ich verloren,
Auch, was ich in dem ernsten Spiel gewonnen.
Ich habe Alles eingesetzt, um Eines,
Die Güter hingegeben für ein Herz
Das mir nun wieder ruhig schlägt in Liebe.
Euch hab' ich nun gewonnen, theurer Vater,
Dich, Max, hab' ich verdient und deine Freundschaft;
Nun erst darf ich sie mein, ganz mein nennen,
Die die Gefährtinn meines Lebens heißt;
Es kehret nun Friede endlich in dieß Herz,
Und Friede kehrt in mein bedrängtes Bayern,
Das, wie es sich zum Tode wollte weihen,
Das Leben kann nun weihen seinem Herzog.

(Herzog Wolfgang kommt.)

Friedrich.

Ah, Vetter Wolfgang, seyd willkommen hier!

Albrecht.

Du kommst zur rechten Stunde, lieber Bruder,
Um das Versöhnungsfest mit uns zu feyern.

Wolfgang.

So ist es wahr? ist alles beygelegt?

Albrecht.

Der Kaiser hat vergeben, wie der Vater.

Max.

Weil er als Fürst gehandelt und als Sohn.

Wolfgang (zu Albrecht).

Sey ewig Liebe dir, und Dank und Treue! —

(Er umarmt ihn.)

Wie stehst du nun so groß, so einzig da,
Ein wahrer Fürst des Friedens und des Kriegs.
So wahre denn das Scepter und das Schwert
Zu Bayerns Wohl, zu unsers Hauses Ehre,
Und unsre Krone sey das Erbe deiner Kinder.
Ich thu' Verzicht darauf auf immerdar.

Albrecht.

Ich danke dir. Und dieß dein freyes Wort
Ist mir ein sichres, heil'ges Unterpfand,
Daß du fortan den Frieden halten wirst,
In Lieb' und Treu und ew'ger Einigkeit.
So sehr vertrau' ich dir und deinem Wort,
Daß, geh' ich früher heim zu unsern Vätern,
Als du, ich gern in deine Hände leg'
Und an dein Herz mein Bayern, meine Kinder.

(Orgeltöne aus der Kapelle.)

Max.

Nun unterschreibt. Die Messe fängt gleich an.

(Albrecht und Friedrich unterschreiben.)

(Die festlich beleuchtete Kapelle öffnet sich. Kunigunde erscheint in der Kapelle betend, mit ihren Kindern, die sie auf den Armen trägt. Der Kaiser führt ihr Albrecht zu, und empfängt die Kinder mit Beweisen der größten Zärtlichkeit. Der Vorhang fällt.)

451

Ass. [Auerbacher]

255m

Anthologie

deutſcher

katholiſcher Geſänge

aus

älterer Zeit.

Landshut,
in der Krüll'ſchen Univerſitätsbuchhandlung.

1831.

Vorwort.

Die deutschen katholischen Gesänge aus älterer Zeit sind größtentheils nicht nur aus unsern Tempeln verschwunden, sondern auch aus den Bibliotheken. Obwohl es nun eine vergebliche Mühe wäre, diese Lieder, wie sie in ihrer Zeit gelebt und gewirkt, zusammt wieder zu erwecken und einzuführen zu christlicher Erbauung: so mag es doch als eine nicht unverdienstliche Arbeit gelten, wenn man sie wenigstens für die Literatur zu erhalten sucht, theils schon aus Achtung und Dankbarkeit für die edlen Bestrebungen unse-

er religiösen Vorfahren, theils auch, um sie für die künstlerische Beschauung und Nachahmung vor Augen zu stellen.

Indem wir diesen letztern Zweck so bestimmt aussprechen, glauben wir keine Missdeutung und Verkennung unserer Absicht zu veranlassen. Es ist glücklicher Weise unter uns schon so ziemlich allgemein anerkannt, daß die ältere Poesie, wie die ältere Malerey, ganz eigenthümliche Vorzüge besitzt, die allerdings nicht nur die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes, sondern auch das Studium des Künstlers in hohem Grade verdient. Wir brauchen darum, indem wir das Lobenswerthe aussprechen, das Tadelnswürdige nicht zu beschönigen. Es bedarf eben keines besonders feinen Kunstsinnes, um an jenen ältern Producten nicht selten Ueberladung an Nebendingen, Dürftigkeit an

Effect, und Unbehelfenheit in der Darstellung wahrzunehmen. Wohl aber entgeht dem sonst gebildeten, meistens jedoch auch zugleich verbildeten Geschmacke das tiefer liegende, sanfter hervortretende, leiser ansprechende Schöne, welches aus dem ältern Liede, wie aus dem ältern Gemählde, den Kenner anzieht und bis zur freudigen Bewunderung fortreißt. Sodann aber, wenn man einmal dieses Wesentliche, dieses wahrhaft und eigentlich Schöne erfaßt hat, so erkennt man selbst jene Dürftigkeit im Ganzen und jene Ueberladung im Einzelnen als eine sehr zweckmäßige Bildung von strenger Einheit und lieblicher Mannigfaltigkeit, und die Unbehelfenheit in dem technischen Ausdrucke verschwindet vor der durchdachten Innigkeit der organischen Bildung. Das Gemählde, das Gedicht muß gerade so seyn,

wie es ist, auf daß es das seyn könne, was es ist; und weniger Verzierde, mehr Grundirung, eine lichtere Vorstellung und eine correctere Zeichnung, eine Ueberarbeitung nach modern ästhetischen Regeln würde das ältere Kunstwerk zu einer Fraze verbilden. — In diesen Bemerkungen liegt denn auch die Weisung, wie solche ältere Werke studirt und nachgeahmt werden sollen. Der Künstler muß vor allem nach dem Wesen trachten; alles übrige Zufällige wird ihm dann von selbst zugeworfen werden. „Der Alten Andacht ists und ihres Eifers Frucht," was in jenen Liedern, bey tieferm, reinerm Blicke, wahrgenommen wird, und von dem andächtigen und eifrigen Künstler aufgefaßt und wieder gegeben werden soll. Es ist der gesunde, kräftige Stamm der Religion selbst, wovon die ältere Poesie

ihre Blüthen und Früchte gesammelt hat; nicht so ein gleißender Weihnachtsbaum, den man mit gemachten Producten zierlich ausstattet, zur flüchtigen Ergötzung des Sinnes ohne Erhebung für Herz und Geist. Mit solchen Machwerken ist freylich weder der Religion noch der Kunst gedient. Aber wenn der Künstler, mit einem frommen Sinn begabt und von wahrhaftem Eifer getrieben, in der Weise der Alten, in Treue und Einfalt, dichtet, ohne die Hülfsmittel zu verschmähen, die ihm die freyere und mehr geregelte Darstellungskunst der Neuern anbietet: dann wird er allerdings Leistungen hervorbringen, an denen man die Weihe der Religion und der Kunst erkennet und lebhaft fühlet. Dann aber wird er auch eben im Gebrauch jener Darstellungsmittel ein bescheidenes Maß treffen, und die Hauptsün-

de einer modernen Kunst, die Heucheley im Styl, zu vermeiden suchen, und, wie jene alten Meister in Dichtkunst und Mahlerey, mit „schlichten Worten" und wenigen Farben, „viel Meinung" und tiefen Sinn darzustellen sich befleißen.

Ausser dem genannten ästhetischen Beweggrunde, diese ältern Lieder für die Kunst und Poesie zu erwecken und zu erhalten, bestimmte uns zur Herausgabe derselben noch ein anderer Zweck, ein historischer, so fern nämlich unsere Sammlung als lebendiger Beweis und Erweis gelten soll, daß und wie sich der deutsche Kirchengesang unter den Katholiken von alten Zeiten her, und namentlich schon vor der Reformation gebildet und erhalten hat; eine Thatsache, die selbst von Katholiken nicht gekannt, oder doch nicht genug beachtet, und von andern

geradezu bestritten und geläugnet worden ist. Schwerer dürfte es auszumitteln seyn, welche katholische Lieder schon jener ältern Aera angehören, zu welcher Zeit sie gedichtet und eingeführt, und wie weit ihr Gebrauch verbreitet war. Sicher ist es, daß für die vorzüglichsten Feste des Jahres, Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. a., sodann für die Feste der heil. Maria und die Kirchen-Patronen, endlich für die gottesdienstlichen Handlungen der heil. Beicht und Communion deutsche Gesänge im Brauche waren, welche vor oder nach dem Gottesdienste, und auch zu andern Tageszeiten gesungen wurden. Außer diesen, ziemlich allgemein verbreiteten, gab es besonders viele Wallieder, Kirchfahrtgesänge oder sogenannte „Rufe," die theils in der Bittwoche, theils auch bey sonstigen Bittgängen und Wallfahrten während

des Jahres abgesungen wurden. Eine dritte Art Lieder, welche wohl auch abwechselungsweise auf weitern Bittgängen, sodann bey sonstigen erbaulichen Versammlungen gesungen wurden, begriff ungefähr die Summa Religionis, wie sie im Katechismus „für die Kinder und Einfältigen" vorgetragen ist: „das Vater unser, der englisch Gruß, der apostolische Glaub, die heil. zehn Gebethe, von den heil. Sakramenten, von den vier letzten Dingen" u. s. w. — An eigentliche Sammlungen solcher Lieder, wie wir sie in den neuern gedruckten Gesangbüchern finden, mochte damals wohl Niemand denken; der allgemeine Gebrauch war der sicherste und leichteste Ueberlieferer dieser einfachen Weisen. Und diese mündliche Ueberlieferung, die das Alte eben so behaarlich behält, als sie das Neue schwer auffaßt, machte die

Vermehrung derselben eben so überflüßig, als ihre Veränderung unmöglich. Man begnügte sich mit dem ererbten Gute, und benutzte es in Genügsamkeit und Freudigkeit des Herzens um so mehr, als eine Art religiöser Weihe über diesen alterthümlichen Gesängen verbreitet war.

So fand denn die Reformation bereits schon den deutschen Kirchengesang; sie schuf ihn nicht erst. Luther und seine Glaubensgenossen benutzten auch diese alte, schöne Gewohnheit, zumahl da sie einsahen, daß die Theilnahme des Volkes an den gottesdienstlichen Handlungen eine Grundbedingung und ein Hauptthebel ihrer religiösen Bewegungen seyn müßte. Luther selbst übersetzte einige lateinische Hymnen ins Deutsche; andere seinen Ansichten nicht ganz entsprechende Lieder umdichtete er; einige wenige hat er selbst ver-

faßt. *) Der Gesang wurde ein um so wichtigeres und umfassenderes Element des protestantischen Gottesdienstes, da, nach dem neuen Lehrbegriffe, das Opfer des neuen Testamentes selbst, und mit ihm das Amt des Priesterthums großen Theils abgethan wurde. Daß diese Neuerung nicht überall auf gleiche Weise Fortschritt gewonnen, und so auch nicht der deutsche Kirchengesang, ist bekannt; wie denn noch lange Zeit und an vielen Orten Psalmen und Hymnen nach der Weise der alten Kirche in lateinischer Sprache gesungen wurden.

Indeß hatte die größere Verbreitung des deutschen Kirchengesanges, und die Wich-

*) S. den Aufsatz in der v. Kerl'schen Literaturzeitung 1777. „Zur Geschichte des deutschen katholischen Kirchengesangs."

tigkeit, welche man anderseits darauf legte, auch auf Seiten der Katholiken die Folge, daß die Laven unter ihnen nach ähnlicher Vergünstigung größeres Verlangen trugen. Und diesem allerdings lobenswerthen Triebe kamen dann die Oberhirten gern entgegen, indem sie in dieser Gewährung zugleich eine sichere Bürgschaft ersahen, daß die von der andern Seite anlockende Gewohnheit nicht zur Abtrünnigkeit verleite. So sehen wir denn schon i. J. 1567 ein katholisches Gesangbuch erscheinen, welches die bis dahin erschienenen protestantischen an Umfang und Gehalt bey weitem übertrifft; es ist das Gesangbuch von Leisentrit,*) das so fern

*) Geistliche Lieder und Psalmen ... zusammenbracht durch Johann Leisentrit von Olmutz, Thumbdiant zu Budissin ꝛc. Gedruckt zu Budissin, durch Hans Wolrab.

als Quelle des altkatholischen deutschen Kirchengesanges angesehen zu werden verdient.*)

Das Leisentrit'sche Gesangbuch scheint für die folgenden als Grundlage gedient zu haben, wenn man anders nicht lieber annehmen will, daß die Herausgeber derselben aus der nämlichen Urquelle geschöpft haben, — der mündlichen Ueberlieferung. Denn im Uebrigen kommen, was die Hauptfeste und sonstige allgemeine religiöse Gegenstände und Veranlassungen betrifft, in allen Gesang-Büchern ungefähr dieselben Lieder vor, und zwar in ziemlich unveränderter Gestalt.

Das älteste, nächst dem Leisentrit'schen,

Utenberg (Vorrede zu seinem Psalter, Cölln [illegible]) bemerkt unter den Restauratoren des katholischen Liedes außer Leisentrit „Rutgeri Edingii (anderer zu geschweigen) ausgegangenen Psalmen und Gesang-Bücher."

das uns vor Augen gekommen, ist das im Jahre 1577 zu Tegernsee (einer Oberbayerischen Benedictiner-Abtey) gedruckte Gesangbüchlein, welches ohne Zweifel für die bayerische Provinz überhaupt bestimmt war. Doch finden wir schon i. J. 1586 ein Münchner Gesangbuch, und 1613 ein anderes, ebenfalls zu München gedrucktes, welches, dem Inhalt und der Form nach, von dem erstern sich wesentlich unterscheidet. — Um dieselbe Zeit (1608) besaß auch schon Cölln sein eigenes Gesangbuch. — An Reichhaltigkeit des Stoffes und an zweckmäßiger Einrichtung übertreffen die vorhergehenden (mit Ausnahme des Leisentrit'schen) die Würzburger (1627) und Bamberger (1628) Gesangbücher, wovon wir und zwar vom erstern eine wiederholte Auflage v. J. 1649, und vom letztern noch v. J. 1707 vor Au-

gen haben. — Das wichtigste, reichhaltigste und zweckmäßigste Gesangbuch aus dem 17ten Jahrhundert ist jedoch das von Dav. Greg. Corner, Abts zu Gottweig, *) welches, einer Notiz zufolge, schon i. J. 1671 zu Wien erschienen seyn soll, während jedoch unser Exemplar das Jahr 1676 weiset.**) Es enthält auf 605 enggedruckten Seiten über 500 Lieder, (mit beygegebenen Melodien), worunter viele vorkommen, die man in andern Gesangbüchern vergebens sucht, und wovon mehrere den Herausgeber selbst zum Verfasser haben. Um die Mitte dieses Jahrhunderts scheint überhaupt jede deutsche Provinz ihre eigenen Gesangbücher gehabt zu haben: Oesterreich, außer dem Corner'schen,

*) Geistliche Nachtigall. Wien bey J. J. Kürner.

**) Ein anderes Werk von Corner datirt sich v. J. 1671.

das Wiener: „Davidiſche Harmonie“ (von 1659); *) Bayern das Münchner von 1666; die rheiniſchen Provinzen ein Mainzer, **) ein St. Goaer (Nachdruck des Wieneriſchen v. 1659), ein Köllner „Pſälterlein“ (v. J. 1647), ſo daß man alſo annehmen kann, es ſey um jene Zeit der Kirchengeſang in allen deutſchen katholiſchen Provinzen in Flor geweſen. Von den, im 18ten Jahrhundert erſchienenen und im Brauch geweſenen Geſangbüchern haben wir unſerem vorgeſetzten

*) Corner führt auch „der Herrn Prediger in Wien Geſangbüchel“ öfter an, woraus er einige Lieder entnommen.

**) Das vor uns liegende Exemplar führt zwar den ſpäter lebenden P. Martin a Cochem als Herausgeber auf, welcher aber, nach innern Gründen zu urtheilen, ohne Zweifel ein früheres zu Grund gelegt und weiter ausgeführt hat.

Plane gemäß, keinen Gebrauch gemacht. Aus dem genommenen Augenschein ergiebt sich, daß auch der katholische deutsche Kirchengesang durch Versuche im Geiste der Gottschedischen Schule, und späterhin durch Verwerfung und Ausscheidung alles Alten bedeutenden Schaden genommen hat, bis es endlich in unsern Zeiten dahin gekommen, daß dieser löbliche Brauch aus vielen deutschen katholischen Kirchen beynahe ganz verschwunden ist.

Außer diesen Gesangbüchern stand uns noch eine nicht unbeträchtliche Sammlung fliegender Blätter aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zu Gebothe; und die daraus entnommenen Gesänge gehören mitunter zu den besten, die in unserer Anthologie vorkommen. Das echte Volkslied, das geistliche, wie das weltliche, verdient allezeit

unsere gröſste Achtung; und, wenn es auch, kritisch betrachtet, keineswegs dem gebildeten Geschmacke genügen sollte, so erweckt doch das sichtbare Streben der, obgleich noch unsicher sich offenbarenden Genialität, und der naive Ausdruck der frey schaffenden Natur eine eigenthümliche, rührende Empfindung, wie das halbgelungene Wagniß eines kräftigen Kindes, wie der erste Flügelschlag eines jungen Adlers.

Von den Uebersetzungen lateinischer Gesänge, welche einen groſsen Theil der ältern katholischen Gesangbücher ausmachen, und wohl auch, nach Form und Inhalt, den eigentlichen Liederschatz der katholischen Kirche bilden, konnten und wollten wir, nach dem uns einmahl vorgezeichneten Plane, in der Regel nichts in unsere Sammlung aufnehmen. Denn so gelungen auch mehrere der-

selben, zumahl in ihrer alterthümlichen Form seyn mögen, und so sehr auch manche derselben für den Sprachkundigen wichtig oder doch genügend erscheinen möchten: so erwarten doch diese herrlichen Gesänge, in denen überall die geistliche Muse so recht die Mysterien der Religion in historischen und symbolischen Bildern singt und sagt, eine, der Natur und dem Bildungsgrade unserer modernen Sprache zusagende und entsprechende neue Uebertragung.

Wir hätten übrigens diese Anthologie, auch nur durch ursprünglich deutsche Lieder, leicht um die Hälfte vermehren können, besonders wenn wir allen oder doch den meisten Gesängen, die nach dem fünfzehnten oder einem frühern Jahrhundert muthmaßlich angehören, in unserer Sammlung einen Platz angewiesen hätten. Kenner und Lieb-

haber der altdeutschen Literatur werden solche ältere Lieder, die zu ihrer Zeit allgemein bekannt und verehrt waren, am meisten ungern vermissen. Es erfordern aber diese Denkmahle des altdeutschen Gesanges eine streng kritische Behandlung, die nicht in der Absicht des Herausgebers liegen mochte. Es war ihm zunächst darum zu thun, durch Aushebung weniger Proben aus dem zahlreichen Vorrathe der deutschen katholischen Gesänge die Sprach = und Dicht = Weise, überhaupt den Geist der religiösen Poesie unserer frommen Vorältern erkennbar und achtbar zu machen.

Was nun endlich die Behandlung betrifft, so hat man sich nur sehr selten Abänderungen erlaubt, und nie in dem Maße, daß dadurch die Eigenthümlichkeit und Manier der Verfasser, auch nicht im Einzelnen, ver-

ñaltet oder gar verwiſcht worden wäre. Leſ=
ter hielt man es aber für nöthig oder doch
rathſam, Abkürzungen zu machen, um gar
zu auffallende Tautologien und Tiraden zu
vermeiden, und ſo durch Ausſcheidung des
Ueberflüſſigen dem Gedichte mehr Rundung
und Haltung zu geben. Wo dieß jedoch ge=
ſchehen, da iſt es in dem angehängten
Verzeichniſſe der Lieder jederzeit bemerkt wer=
den. — Im Uebrigen iſt bey Dichtern aus
den unſerer Zeit nächſt gelegenen Jahrhun=
derten ohnehin eine diplomatiſche Genauig=
keit in der Behandlung der Urſchrift mit
Recht als überflüßig anerkannt, da es uns
hier weniger an der Erkenntniß der, in je=
nen Zeiten ohnehin ſehr unbeſtimmten und
ſchwankenden grammatiſchen und rhythmiſchen
Formen gelegen iſt, als vielmehr an der To=
tal=Anſchauung ihres Geiſtes.

Uebersicht.

Erste Abtheilung. Gesänge auf die feyerlichen Zeiten des Kirchenjahrs.

Adventlieder . . . . . Seite 5

Weihnachtslieder . . . . . „ 13

Passionslieder . . . . . „ 34

Osterlieder . . . . . „ 54

Pfingstlieder . . . . . „ 73

Lieder auf das heil. Frohnleichnamsfest „ 77

Lieder auf die Tageszeiten . . . . . „ 89

Zweyte Abtheilung. Gesänge auf die Feste Mariä und der Heiligen . . . . . „ 101

Dritte Abtheilung. Christliche Gesänge verschiedenen Inhalts . . . . . „ 117

Nachlese und Zugabe . . . . . „ 197

Erſte Abtheilung.

Geſänge
auf die feyerlichen Zeiten des Kirchenjahrs.

I. Adventlieder.

1.

Altes Adventlied.

Wohl auf, nun laßt uns singen all,
Psalliren mit fröhlichem Schall,
Und danken mit Demüthigkeit
Dem Vater aller Gütigkeit.

Uns arme Menschen allesammt,
Der Richter hat zum Tod verdammt,
Weil wir von Adam sind geborn,
So erbet an uns Gottes Zorn.

Doch hat Gott aus Barmherzigkeit
Bedacht unser ewiges Leid,
Und uns verheissen bald aufs neu
Sein Hülf aus rechter Lieb und Treu.

Und was er uns verheissen hat,
Als ein wahrer und treuer Gott,

Das hat er auch gleiſtet ſchon,
Er ſandt zum Heiland ſeinen Sohn.

Von einer keuſchen Jungfrau zart
Ein wahrer Menſch geboren ward,
Wie andre Kinder wuchs er auf
Nach menſchlicher Naturen Lauf.

Alſo ward er uns Armen gleich,
Damit brach er des Teufels Reich,
Darin er uns gefangen hielt,
Und rettet ſo ſein Ebenbild.

Und daß er uns ſo machet frey,
Wie vorgeſagt durch Prophezey,
Ob er verzeucht viel tauſend Jahr,
So wird ſein Wort doch endlich wahr.

Das iſt die allergröſte That,
So uns hell angezeiget hat
Gottes Liebe und Freundlichkeit;
Drum ſey ihm Lob in Ewigkeit.

2.

Von Jeſſe kommt ein' Wurzel zart,
Daraus ein Zweig von Wundergart,
Der Zweig ein ſchönes Röslein bringt,
Das wunderlich vom Zweig entſpringt.

Die Wurzel der Stamm Davids iſt,
Maria, du das Zweiglein biſt;
Dein Sohn die Blum', du ſchöne Roſ',
Iſt Gott und Menſch in deiner Schooß.

Der heilig Geiſt von dir allein
Erſchaffen hat das Kindlein fein,
Gleichwie die Sonn' durch ihre Kraft
Allein von Zweiglein Roſen ſchafft.

O Wunderwerk! auf einem Stiel
Stehn Röslein und der Blätter viel;
O Wunderwerk! in Gottes Sohn
Sind zwo Naturen, Ein' Perſon.

Roth iſt die Roſ', grün iſt das Blatt,
Ein Zweiglein gleichwohl beyde hat;
Alſo man zwo Naturen findt
Und Ein' Perſon in dieſem Kind.

O Zweig! dich ziert die schöne Blum',
Die Ros', die bringt Lob, Ehr und Ruhm;
Die Ros' das Zweiglein nicht verstellt,
Dein' Jungfrauschaft dein Kind erhält.

3.

O Heiland reiß die Himmel auf,
Herab, herab vom Himmel lauf!
Reiß ab vom Himmel Thor und Thür!
Reiß ab, wo Schloß und Riegel für.

O Gott, ein Thau vom Himmel gieß,
Im Thau herab vom Himmel fließ!
Ihr Wolken brecht und regnet aus
Den König über Davids Haus.

O Erd, schlag aus! schlag aus, o Erd!
Daß Berg und Thal erneuert werd!
O Erd, hervor dieß Blümlein bring!
O Blümlein, aus der Erden dring!

Wo bleibst du Trost der ganzen Welt,
Darauf die Welt all Hoffnung stellt?
O komm, ach komm vom höchsten Saal,
Komm, tröst uns hier im Jammerthal.

Hier leiden wir die größte Noth,
Vor Augen steht der ewig Tod;
Ach komm, führ uns mit starker Hand
Vom Elend zu dem Vaterland.

Da wollen wir all danken dir
Unserm Erlöser für und für,
Da wollen wir all loben dich
Je allzeit immer und ewiglich.

4.

O Jungfrau auserkoren,
Von Gott gebenedeyt,
Auf wundre Weis geboren,
Von aller Sünd befreyt:
Es kommet dich zu grüßen
Ein Both von Gott gesandt,
Er kniet zu deinen Füßen,
Sanct Gabriel genannt.

Er bringt die gute Zeitung,
Darnach uns lang verlangt,
Er macht die Zubereitung,
Dran unsre Rettung hangt.

Ganz fromm er dir begegnet
Durch die verschloßne Thür:
„Maria, hoch sey gesegnet!
Der Herr, er ist mit dir.“

Empfangen und gebähren
Wirst du ein Söhnelein,
Das liegt dir ob zu nähren,
Sein Nahm soll Jesus seyn.
Kannst du schon solchs nicht fassen,
Kennst du schon keinen Mann,
Da sollst du es bey lassen,
Daß Gott dieß alles kann.

Sein Kraft wird dich beschatten
In höchster Reinigkeit,
Gleichwie der Thau die Matten
Befeucht in Sommerszeit;
Wird dich in nichts verletzen
An deiner Lauterkeit,
Ja dich vielmehr ergetzen
Mit neuer Heiligkeit.

Man hat es nie gesehen,
Man hat es nie gespürt,
An dir wirds heut geschehen,
An dir wirds jetzt vollführt.

Drum laß es dir behagen,
Gib deinen Willen drein,
Ich bitt, laß dir gesagen,
Laß das, was Gott will, seyn.

Schon hör ich deine Stimme,
Schon sagst ganz unverzagt:
Weil ich Gotts Will vernehme,
Hab ich die Sorg verjagt.
Ich bin ein Magd des Herren,
Mir geschch nach deinem Wort:
Dem folge ich ganz gerne
Ohn Ausnahm hie und dort.

O selig ist die Stunde!
O selig dieser Tag!
Alliezt aus Herz und Munde
Verschwindet alle Klag:
Gesegnet sey, Maria!
Ein jeder von uns sagt;
Dein Fiat, o Maria!
Hat uns den Heiland bracht.

Wir danken dir demüthig
Um diese deine That!
Ach sey uns ferners gütig,
Und bitt für uns um Gnad.

Laß uns dein Kind bald ſehen,
Erhalt uns ſeine Gunſt,
Daß uns nicht woll verſchmähen,
Sein ſtarke Liebes-Brunſt.

5.

Aus hartem Weh klagt menſchlichs G'ſchlecht,
Es ſtund in großen Sorgen:
Wann kommt, der uns erlöſen möcht?
Wie lang liegt er verborgen?
O Herre Gott! ſieh an die Noth!
Zerreiß des Himmels Ringe!
Laß dich bewegen dein ewiges Wort,
Und laß ihn herab dringen,
Den Troſt ob allen Dingen.

Der Vater hört die große Klag,
Thät ſich nicht lang beſinnen,
Des heiligen Geiſtes Rath er pflag:
Wie thäten wir den Dingen?
Soll denn das Volk verloren ſeyn?
Leiden ſo groß Elende?
Eh' ſcheide ich den Sohne mein,

Der kann den Jammer wenden.
Ein'n Bothen thät er senden.

Sankt Gabriel, ein Engel rein,
Der stund bei Gott dem Vater:
Gott sprach: Du sollst der Bothe seyn,
Thu dich nicht lang berathen;
Fahr hin wohl zu der reinen Magd,
Die mir thut wohl gefallen,
Sie ist mit Tugend wohl begabt,
Und liebet *) mir vor allen;
Grüß mir's mit reichen Schallen.

Alsbald der Engel die Wort vernahm,
Mit Demuth er sich neigte:
Schöpfer, was deiner Gottheit zam, **)
Dazu bin ich bereitet.
Was sag' ich der Jungfrauen rein?
Ihm antwort't Gott der Vater:
Empfahen soll's den Sohne mein,
Die Gnad wird sie umschatten.
Grüß mir's mit diesen Worten.

Durch die Wolken drang der Engel zuhand
Sehr bald in schneller Eile,

*) Beliebet, gefallt.
**) Ziemt.

Mariam die Jungfrau er fand
In einer kurzen Weile.
Er sprach: Ave, Genaden voll,
Du sollst gar nicht erschriden,
Der menschlichs G'schlecht erlösen soll,
Will sich zu dir verstriden *)
In einem Augenblicken.

Maria sah den Engel an,
Gar lieblich thät sie jehen: **)
Ich erkenne gar keinen Mann,
Wie soll es denn geschehen?
Der Engel sprach: So glaub du mir,
Die Gnad' wird dich umschatten.
Maria sprach aus Herzbegier:
Mir geschch nach deinen Worten:
Die Gottheit das erhörte.

Alsbald sie ihren Willen gab,
Der Vater dieß erhöret,
Der Sohn die Menschheit an sich nahm,
In der Jungfrauen wohnte.
Der heilig Geist sie auch umgab;
Da ward die Jungfrau schwanger.
Die Väter, so vier tausend Jahr

*) Verbinden.
**) Bekennen.

In der Verhöll gefangen,
Trugen nach ihm Verlangen.

Alſo hat ſie den Gottes Sohn
In keuſchem Leib empfangen,
Hat ihn getragen, keuſch und rein,
Neun Monath alſo lange,
Hat ihn geborn von hoher Art
Zu Bethlehem in der Scheuer;
Der ewig Gott verjüngert ward,
Als Phönix in dem Feuer;
Iſt uns ein' große Steuer. *)

Drum ſingen wir das Lobgeſang
Der Mutter Jeſu Chriſti,
Daß ſie durch ihr' Fürbitt erlang,
Und unſer Leben friſte:
Sie woll' bey unſerm Ende ſeyn,
Wann wir ſoll'n hier abſterben,
Woll' uns behüten vor aller Pein,
Ihr's Kindes Huld erwerben,
Auf daß wir nicht verderben. Amen.

*) Hulfe, Beyſtand.

II. Weihnachtslieder.

6.

Altes Weihnachtslied.

Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist,
Von einer Jungfrau rein und klar,
Deß freuet sich der Engel Schaar.

Gelobet sey die Jungfrau zart,
Von der Christus geboren ward,
Uns armen Sündern all zu Trost,
Daß wir durch ihn wurden erlest.

Gelobet sey die Engelschaar,
Die bey der Geburt auch war,
Und sang dem kleinen Kindlein Lob
Auf Erd und auch im Himmel drob.

Des ewigen Vaters einig Kind
Jetzt man in der Krippen findt;
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewig Gut.

Den aller Welt Kreis nie beſchloß,
Der liegt in Marien Schooß;
Er iſt ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein.

Das ewig Licht ſcheint da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leucht wohl mitten in der Nacht,
Das Licht hat uns das Kindlein bracht.

Auf Erden iſt er kommen arm,
Damit er ſich über uns erbarm,
Und in dem Himmel machet reich,
Uns ſeinen lieben Engeln gleich.

Das hat er alles uns gethan,
Sein große Lieb zu zeigen an;
Deß freut ſich alle Chriſtenheit,
Und dankets ihm in Ewigkeit.

Nun bitten wir gar herziglich,
Daß er uns woll genädiglich
An Leib und Seel gar wohl bewahrn,
Wenn wir aus dieſem Elend fahrn.

7.

Es kam ein Engel hell und klar
Von Gott aufs Feld zun Hirten dar,
Der war gar sehr von Herzen froh,
Und sprach fröhlich zu ihnen also:

„Von Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch viel der guten Mähr,
Der guten Mähr bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Der Herre Gott im höchsten Thron
Hat euch gesandt sein lieben Sohn,
Der ist euch heut ein Mensch geborn,
Von einer Jungfrau auserkorn.

Zu Bethlehem in Davids Stadt,
Wie euch die Schrift hat lang gesagt,
Das ist euer Heiland Jesus Christ,
Drum fürcht't euch nicht zu dieser Frist.

Das neugeborne Kindelein,
Das liegt in einem Krippelein,
Mit Windeln ist es eingehüllt,
Der alle Ding mit Kraft erfüllt."

Darnach kam bald ein' große Schaar
Der lieben Engel hell und klar,
Die sungen gar ein schönes Lied,
Und freuten sich gar herzlich mit.

Sie sprachen: „Gott sey Preis und Dank,
Dem singen wir den Lobgesang,
Den Menschen sey auf Erden Fried,
So solchs euch wohl gefället mit."

Die Hirten gingen allgemein,
Und suchten dieses Kindelein,
Sie fundens wie der Engel sagt,
Mit Maria der reinen Magd.

„Biß willkommen du Kindlein zart!
Wie liegst du so elend und hart!
Du König, Schöpfer aller Ding,
Hält dich dein Volk so gar gering?

Hast du denn sonst kein' Herberg hie,
Daß du mußt liegen bey dem Vieh?
Dein Kißlein ist ein dürres Gras,
Davon das Rind und Esel aß.

Der Sammet und die Seide dein
Sind gar geringe Windelein;
Wie ist die Geburt so arm und schlecht!
Doch sagt uns zwar der Engel recht:

Der Wirth soll haben keine Rast,
Denn du bist ja der höchste Gast,
Er sollt dir räumen Stub' und Saal
Mit seinen Gästen allzumal.

O liebes Kindlein bloß und arm,
Dich unser aller heut erbarm!
Wir wollen dir auch hulden gern
Als unserm rechten Christ und Herrn."

Das Volk hat sich verwundert sehr,
Da sie vernahmen solche Mähr,
Und Maria, die Mutter sein,
Behielt die Wort' im Herzen rein.

Das edle Kindlein theur und werth
Helf uns auch jetzt auf dieser Erd,
Daß wir recht feyern sein' Geburt,
Und uns ihr freuen hier und dort.

Wir wollen fröhlich singen gleich
Dem Kindlein aller Gnaden reich
Ein neues Lied und Lobgesang,
Und sagen ihm von Herzen Dank.

Machen wir dem Kind ein Wiegelein
In unser Herz und Glauben rein,
Und betten ihm in Geist und Sinn,
So singen wir recht das Susenin.

Gelobet ſey der höchſte Gott,
Der uns ſo hoch geliebet hat,
Dem ſingen wir mit Innigkeit
Lob, Preis und Dank in Ewigkeit. Amen.

3.

Merk auf, mein Herz! des Höchſten Sohn
Iſt kommen von des Himmels Thron,
Der weder End' noch Anfang hat,
Geboren wahrer Menſch und Gott,
Erſchienen in die Welt herein,
Iſt worden ein kleins Kindelein.

Nimm wahr, er iſt der ewig Schein,
Der ganzen Gottheit Spiegel rein,
Ein ewigs Bild der Gütigkeit,
Der ſchöne Glanz der Herrlichkeit,
Der Thron der hohen Majeſtät,
Die Sonne der Gerechtigkeit.

Er iſt das Wort und wahre Lehr',
Von Gott dem Vater kommen her,
Er iſt das Wort von Ewig an,
Das man gar nicht ausſprechen kann,

Das göttlich Wort und wahrer Gott,
Der groß' Helfer in aller Noth.

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding',
Wie bist du worden so gering?
Du wirst ein kleines Kindelein,
Und legst dich in das Krippelein,
Und kommst zu uns in's Jammerthal
Von deines höchsten Himmels Saal.

Geboren wird, der ewig ist,
Und ohne End' zu aller Frist,
Wird sterblich, der nicht sterben kann,
Das Kind leidet für Jedermann,
Den nicht begreift die ganze Welt,
Hat sich zu uns hieher gesellt.

O große Lieb', o großer Gott,
Sag', was dich doch beweget hat,
Daß du dich hast zum Spott gemacht,
Und für uns worden so veracht't,
Daß du gelitten hast für mich,
Der ich so oft erzürnet dich?

Ach, christlich Volk, was wart'st du mehr?
Was thust du dich besinnen sehr?
Was thust du? Schrey zu dieser Stund!
Mit Lieb' sey dir dein Herz verwund't,

Und wend' nicht ab die Liebe dein,
So du willst anders selig seyn.

Fürcht' dich nicht, tritt nur keck herbey,
Sieh doch, wer dieser Heiland sey!
O sieh Ihn an, ergreif' und ehr'
Und küß' und lieb' Ihn allzeit mehr!
Sein' Gliedlein liebelich und süß
Mit Mund und Herzen innig küß'.

Lieblich und groß sein' Herrlichkeit,
Zu helfen uns ist Er bereit,
Darum, Herr Gott, dich loben wir,
Dein'n Namen preisen für und für,
Daß du uns aus des Todes Macht
Durch dein' Geburt zum Himmel bracht.

9.

Reich und Arm sollen fröhlich seyn
An diesem heiligen Tag,
Uns ist geboren ein Kindelein,
Das alle Ding vermag,
Darzu es heilig ist,
Sein Nam' heißt Jesus Christ,

Um unsrer Missethat
Vom Himmel kommen ist.

Von einer Jungfrau rein und zart,
Ihr Nam' Maria ist,
Wie solches ist ganz offenbar,
Es uns geboren ist,
Ohn allen Schmerz und Pein,
Dasselbig Kindelein,
Vom Himmel her empfangen war,
Dem heiligen Geist ein Schein.

O Mensch gedenk, wie Jesus Christ
Sogar ohn alle Steur
Zu Bethlehem geboren ist
In einer alten Scheur,
Ward in ein Kripp gelegt (gelegt)
Wie uns die Schrift anzeigt,
Der doch der höchste König ward
In der Welt weit und breit.

Laßt, Christen, uns mit reichem Schall
Dem Kindlein sagen Preis,
Daß es uns all vom Adams Fall
Erlöst mit ganzem Fleiß.
Der Herr barmherziglich
Woll' uns genädiglich

Nach dieſer Lebenszeit verleihn
Das ewig Himmelreich.

10.

Jeſus iſt uns geboren
In einem Häuſelein,
Er lag ſchier ganz erfroren
In einem Krippelein.

Drey König zu ihm kamen
Gar fern aus fremden Land,
Gold, Weihrauch, Myrrhen nahmen,
Das brachten ſie zu Hand.

Da wollt Herodes tödten,
Der reinen Jungfrau Sohn,
Maria war in Nöthen,
Sie heimlich zog davon.

O Jungfrau für uns bitte
Bey deinem lieben Kind,
Daß er nach ſeiner Güte
Vergeb uns unſre Sünd.

11.

Es kommt ein Schiff geladen
Bis an sein höchsten Bord;
Es trägt Gotts Sohn voller Gnaden,
Des Vaters ewig Wort.

Das Schiff geht still im Triebe,
Es trägt ein theure Last;
Der Segel ist die Liebe,
Der heilge Geist der Mast.

Der Anker hast auf Erden,
Und das Schiff ist am Land;
Gotts Wort thut uns Fleisch werden
Der Sohn ist uns gesandt.

Zu Bethlehem geboren
Im Stall ein Kindelein
Gibt sich für uns verloren;
Gelobet muß es seyn.

Und wer dieß Kind mit Freuden
Küssen, umfangen will,
Der muß vor mit ihm leiden
Groß Pein und Marter viel.

Darnach mit ihm auch ſterben
Und geiſtlich auferſtehn,
Ewigs Leben zu erben,
Wie an ihm iſt geſchehn.

12.

O Wunder groß, aus Vaters Schooß
Iſt Gott aus Gott herkommen;
Aus lauter Lieb, die ihn her trieb,
Hat unſer Fleiſch angenommen.

O Wunder groß, nackend und bloß
Iſt er bey uns auf Erden;
Aus Gütigkeit, die er uns bereit't,
Will unſer Mittler werden.

O Jeſulein, ſchöns Kindelein,
Wie ſollen wir dich loben?
Hilf uns aus Noth, du biſt auch Gott
Im hohen Himmel droben.

Du biſt zugleich hier arm, dort reich,
Biſt klein und groß darneben,
Durch dieſen Tag, der viel vermag,
Bitt, wollſt uns dein Gnad geben.

Herr, du bist mein, und ich bin dein,
Dich will ich, Herr, nicht lassen;
Herr, liebe mich, und gieb, daß ich
Dich lieb ohn' alle Maßen.

Mich geb ich dir, Herr, nimm mich mir,
Du höchster Trost der Herzen,
Erquicke mich, zeuch mich an dich,
Und lindre meine Schmerzen.

O göttlich Kind, gib, daß ich find
Dein Gnad auf dieser Erden,
O Herr, hilf mir, laß mich von dir
Nicht abgesondert werden. Amen.

13.

Die Historie der Geburt Christi,
gedichtweis.

Am Weihnachts-Abend in der Still'
Ein tiefer Schlaf mich überfiel,
Mit Freuden ganz umflossen;
Mein Seel fand Freud und Süßigkeit
Vor Honig und vor Rosen.

Mir träumte, wie ein Engel käm,
Und führet mich gen Bethlehem,
Ins jüdisch Land so ferne;
Groß Wunderding ich euch hie sing,
Hört zu ein neue Mähre.

In einen Stall ging ich hinein,
Darin ein Ochs und Eselein
Ihr Heu beym Kripplein aßen,
Von edler Art ein Jungfrau zart
Kläglich bey ihnen saße.

Ein Kindlein nackend und auch bloß
Saß in der edlen Jungfrau Schooß,
Es leuchtet als die Sonne,
Sein' Aeuglein paar floßen immerdar
Wie lebendige Brunnen.

Das Kindlein war der gewaltig Gott,
Der Himmel und Erd erschaffen hat,
Der alle Thier bekleidet,
Der alles erhält, was in der Welt;
Kein Hälf wurd ihm bezeiget.

In arme schlechte Windelein
Wickelt die Jungfrau ihr Kindelein,
Thät ihn ins Kripplein legen;
Das war der Thron, da Gottes Sohn
Sein Weisheit wollt erzeigen.

Hört weiter an, was ich hie sag:
Die Nacht wird Licht, als wär es Tag,
Viel Engel hört man singen,
Den Hirten bald, fröhlicher Gestalt,
Ein neue Botschaft bringen.

Ein Engel sprach: Ihr Hirten gut,
Entsetzt euch nicht, seyd wohlgemuth,
Groß Freud ich euch verkünde,
Groß Freud soll seyn bey Groß und Klein,
Bey allen Menschen-Kindern.

Zu Bethlehem in Davids Stadt
Ist euch geboren nächten spat,
Den euch Gott hat verheissen,
Zieht auch dahin, und suchet ihn,
Den Weg will ich euch weisen.

Alsbald die Hirten dieß gehört
Entschlossen sie mit wenig Wort,
Nach Bethlehem zu reisen,
Zu schauen an das Kindlein frohn,
Ihm Lieb und Ehr beweisen.

Sie gingen in den Stall hinein,
Joseph hieß sie willkommen seyn,
Beweis't ihn'n Zucht und Ehre;
Sie sagten her, was geschehen wär,
Das freut die Mutter sehre.

Sie fielen nieder auf die Erd,
Und betheten an den Heiland werth,
Vor Freuden thäten sie weinen,
Ihr Schankungen opferten sie auf,
Wiewohl sie waren gar kleine.

Nach dem kehrten sie wieder um,
Und brachten das Evangelium
Erstlich ins jüdisch Lande,
Niemand ihnen glauben wollt
Von allem Ort und Stande.

Hiemit ich von dem Schlaf erwacht;
Ich wollt, der Schlaf käm alle Nacht,
Ich wollt gar lange schlafen,
Daß ich das Kindlein nach Begierd
Von Herzen könnt umfahen.

14.

Von dem minniglichen Namen Jesus.

Jesus in unsrer Seele Grund
Ist alles Zarten ein Ueberbund.
Jesu Nam' ein sester Thurm,
Den nie zerstört so starker Sturm.

Kein Fürspang so wohl zieren kann,
Als ziert der süße Jesus Nam'.
Ein süße Harfung dringet,
So Jesu Nam' erklinget.
Ach Jesus, durch den Namen dein
Vergiß der großen Sünden mein!
Jesus mein Herz verwundet hat;
Gezeichnet darin Jesus staht.
Jesus, geminnter Herre mein,
Ein Schrein muß mir dein Name seyn.
Gesegne mich der Jesus zart,
Nun und an meiner jüngsten Fahrt!

15.

Der Name Jesu.

Ach wie ein süßer Namen
Ist der Nam Jesu Christ,
Zu dem wir allesammen
Rufen zu aller Frist;
Er ist auf Erd geboren
Von einer Jungfrau rein,
Gott hat ihn auserkoren
Zu tragen Schuld und Pein.

Denn er an's Kreuzes Stammen
Vergossen hat sein Blut,
Recht als ein Gottes Lamme,
Wie die Schrift melden thut,
Ist auch für uns gestorben,
Hat gebüßt unsre Sünd,
Seins Vaters Huld erworben,
Daß wir sind seine Kind.

Deß wir dich ewig loben,
Du getreuer Gott und Herr,
Im Himmel hoch dort oben
Dir gebührt allein die Ehr.
Für solche große Güte,
Du getreuer Vater mein,
Vor Uebel uns behüte,
Amen sing ich gar fein.

16.

Am Fest der heiligen Dreykönig.

Es führt drey König die göttlich Hand
Mit einem Stern aus Morgenland,
Zum Christkind, durch Jerusalem,
In einen Stall nach Bethlehem.

Gott führ uns auch zu diesem Kind,
Und mach aus uns sein Hofgesind.

Die König waren Weisheit voll,
Im Himmelslauf erfahren wohl,
Und gleich als Brüder alle drey,
Sie gaben ihm ein Company. *)
Gott sammle uns durch seine Kraft
In diese ihre Bruderschaft.

Der Stern war groß und wunderschen,
Im Stern ein Kind mit einer Kron,
Ein gülden Kreuz sein Scepter war,
Und alles wie die Sonne klar.
O Gott erleucht vom Himmel fern
Die ganze Welt mit diesem Stern.

Aus Morgenland in aller Eil
Kaum dreyzehn Tag, viel hundert Meil,
Berg auf Berg ab, in Reif und Schnee,
Gott suchten sie durch Meer und See.
Zu dir, o Gott, kein Pilgerfahrt
Noch Weg noch Steg laß werden hart.

Herodes nicht ein halbe Stund
In seinem Hof behalten kunnt,

*) Sie gaben sich Geleit.

Jeruſalem ſie laſſen ſtehn,
Und eilends fort zur Krippen gehn.
Gott laß uns auch nicht halten ab
Vom guten Weg bis in das Grab.

Sobald ſie kamen zu dem Stall
Auf ihre Knie ſie fielen all,
Die Schätz heraus und Kiſten auf,
Gold, Weihrauch, Myrrhen zu ganzem Hauf.
O Gott, nimm auch von uns für gut,
Herz, Leib und Seel, Ehr, Gut und Blut.

Mit Weihrauch und gebognem Knie
Erkannten ſie die Gottheit hie,
Mit Myrrhen ſeine Menſchheit bloß,
Mit koſtbarn Gold ein'n König groß.
Erhalt in uns, Gott, gleichen Sinn,
Und nimm all Irrthum von uns hin.

Maria hieß ſie willkomm ſeyn,
Legt ihn'n ihr Kind ins Herz hinein,
Das tragen ſie im Herzen mit,
Kein andern Schatz begehrens nit.
O Jungfrau rein, du göttlicher Thron!
In unſer Herz leg deinen Sohn.

Mit ſolchem Zehrgeld wohl verſehn
Zum Vaterland ſie fröhlich gehn,

Ihr Zehrung das ſüß Kindlein war,
Ihr frey Gelekt der Engel Schaar.
Gott geb uns euch am letzten Zug
Die Zehrung und Beſchützung gnug.

III. Paſſionslieder.

17.

Nun wollt ihr hören ein ſüßes Geſang,
Wir ſingen vom heiligen Oſterlamm,
Das haben wir uns vermeſſen,
Wie Gott mit ſeinen Jüngern ſammt
Sein Abendmahl wollt eſſen.

Der Herr zu einem Tiſche ſaß,
Da er mit ſeinen Jüngern aß
Die öſterliche Speiſe:
Ihr eßt mein Fleiſch und auch mein Blut,
Wiewohl verborgner Weiſe.

Der Herr der war gar mild und ſüß,
Er wuſch ſein'n lieben Jüngern die Füß,
Sie ſaßen auf den Bänken:

O Jünger, liebste Jünger mein,
Dabey sollt's mein gedenken.

Judas der hat ein falschen Sinn,
Er hub sich auf und ging dahin,
Zun Juden thät er laufen:
Wollts auf, ihr Juden, all mit mir,
Ich will ihn euch verkaufen.

Die Juden waren also gach,
Sie eilten Judas stracks hernach
Auf alle Weg und Straßen:
„Wo ist denn nun der heilig Mann?"
Judas hat ihn verrathen.

„Der heilig Mann der ist nicht ferr,
Dort thut er bethen auf dem Berg,
Daß schwitzt er blutigen Schweiße,"
Wohl für die ganze Christenheit,
Und für uns arme Waisen.

Da Jesus in den Garten ging,
Und sich sein Marter anefing,
Da entschliefen all sein Jünger;
Judas der ihn verrathen hätt',
Der thät sich balde finden.

Jesus zu seinen Jüngern sprach:
Nun beibet mit mir, wacht diese Nacht,

Daß ihr nicht verſuchet werdet;
Der Geiſt iſt willig, das Fleiſch iſt ſchwach,
Sein Blut floß auf die Erden.

Die Juden den Herrn führten dahin,
Sie marterten und kreuzigten ihn,
Ihm klutzten all ſeine Wunden;
Sein' Mutter ſehr beweinet ihn;
Das währet bey drey Stunden.

Der Herr vom Kreuz genommen ward,
Sie legten ihn in ein ſteinernes Grab
Mit Weinen und mit Klagen;
Der Herr wieder auferſtanden iſt
Wohl an dem Oſtertage.

Alſo hat dieſer Ruf ein End,
Gott behüt uns vor einem gähen End,
Und vor der Höllen Gluthe;
So bitten wir Maria und ihr Kind,
Sie wollen uns behüthen.

18.

Da Gott der Herr in Garten ging,
Da er sein heiliges Leiden anfing,
Da trauert alles, was da was (war),
Creatur, Laub und grünes Gras.

Da kommen die falschen Juden gegangen,
Sie hätten Jesum im Garten gefangen,
Sie hätten ihn gegeiselt und gekrönt,
Sein heiliges Haupt so sehr verhöhnt.

Sie führten ihn vor des Richters Haus,
Mit scharfen Streichen wieder heraus,
Sie hingen ihn an ein Kreuz so hoch,
Maria Herz war betrübet noch.

Maria hört ein Hämmerlein klingen:
O weh, o weh, meins lieben Kinds!
O weh, o weh, meines Herzens Thron!
Mein Kind muß ich verlassen schon!

Das thät der falschen Juden Zorn,
Sie schlugen Gott mit scharfen Dorn,
Sie schlugen Gott in einer Stunden
Viel mehr denn tausend tiefer Wunden.

Da kam ein blinder Jud bekannt,
Er führt ein Speer in seiner Hand,
Und mit Grimmen zum Kreuze reit,
Stach Gott den Herrn in seine Seit.

Maria kam unter dem Kreuz gegangen,
Sie sah ihr liebs Kind vor ihr hangen,
An einem Kreuz, war ihr nit lieb,
Maria war ihr Herz betrübt.

Johannes, liebster Jünger mein,
Laß dir mein Mutter befohlen seyn!
Nimms bey der Hand, führs weit hintan,
Daß sie nit sehe mein Marter an.

O Herr, das will ich gern thun,
Ich will sie trösten also schon,
Ich will sie trösten allzeit wohl,
Wie einer sein' Mutter trösten soll.

Er nahm sie bey der rechten Hand,
Er führt sie weit vom Kreuz hintan,
Von selbem Kreuz, war ihr nit lieb,
Maria war ihr Herz betrübt.

Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Ast,
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast,
Nun bieg dich, Laub, nun bieg dich, Gras,
Laßt euch zu Herzen gehen das.

Die hohen Bäum', die biegten ſich,
Die hohen Felſen zerliebten ſich,
Die Sonn' verlieret ihr klaren Schein,
Die Vögel laſſen ihr Singen ſein.

*

Nun merket auf, ihr Frau'n und Mann,
Und wer dies Liedlein ſingen kann,
Der ſing es nur all Tag ein Mal,
Sein' Seel wird kommen in Himmelsſaal.

10.

Jeſus, das ganz unſchuldig Lamm,
Das ohne Grund geweſ't,
Der Menſchen Sünd all auf ſich nahm,
Damit er all erlöſ't,
Sein Blut hat vergoſſen,
Das reichlich gefloſſen,
Am Kreuz iſt geſtorben,
Das Heil hat erworben
Jeſus der ganzen Welt.

Jeſus am Kreuz bezahlt die Schuld,
Die Adam hat gemacht,

Das menſchlich Geſchlecht in Gottes Huld
Hat er am Kreuz gebracht.
Am Holz war gebunden
Der Menſch, und lag unten,
Am Holz hat ihn funden,
Und wieder aufrunden
Jeſus an ſeinem Kreuz.

Jeſus hat durch ſein Kreuz und Tod
Das Leben wieder bracht,
Die Welt erlöſ't aus aller Noth,
Von Sünden ledig gemacht.
Sein Kreuz und Tod geben
Den Menſchen das Leben,
Durch Leiden und Sterben
Das Heil thut erwerben
Jeſus der ganzen Welt.

Am Oelberg fangt ſein Leiden an,
Jeſus fällt auf die Erd,
Er ruft ſein Vater dreymal an,
Und wird doch nicht erhört;
Die Lieb ihn erhitzet,
Der Aengſten er ſchwitzet,
Das Blut heraus fließet,
All Glieder begießet:
Jeſus vor Angſt ſchwitzt Blut.

Judas die Juden bringt daher,
Führt sie in Garten ein,
Mit einem Kuß verrathet er
Jesum den Meister sein.
Die Juden ihn fangen
Mit Spießen und Stangen,
Sie reissen und zerren,
Sie binden den Herrn:
Jesus gefangen wird.

Sie schlagen, stoßen, schleifen ihn,
Sie suchen alle Nach,
Sie führen ihn gefangen hin
Wohl durch den Cederbach,
Sie thun ihn verklagen,
Viel Bös von ihm sagen,
Sie stellen ihm Zeugen,
Er thut dazu schweigen:
Jesus wird falsch verklagt.

Er wird gebunden an ein Saul,
Die Kleider nimmt man ihm,
Die Henkersbuben gar nicht faul
Mit Zoren und mit Grimm
Mit Ruthen ihn schlagen,
Erschrecklich ihn plagen,
Vom Haupt bis zun Füßen
Das Blut ihm thut fließen:
Jesus gegeiselt wird.

Aus Dorn man ihm ein Kron aufsetzt,
Sein Scepter ist ein Rohr,
Sein heiligs Haupt wird sehr verletzt,
Man halt ihn für ein Thor;
Die Dörner ihn stechen,
Die Juden sich rächen,
Die gottlose Rotten
Thun seiner nur spotten:
Jesus gekrönet wird.

Pilatus fand kein Schuld an ihm,
Er wollt ihn lassen gehn,
Das Volk schreyt laut mit heller Stimm:
Er muß das Kreuz ausstehn.
Sie schreyen zusammen,
Man soll ihn verdammen,
Am Kreuz muß er hangen,
Sein Lohn dort empfangen:
Jesus verdammet wird.

Sein Kreuz er selber tragen muß
Hinaus zur Schedelstatt:
O schweres Kreuz! o harte Buß!
O Sünd! o Missethat!
Sein heiligen Rucken
Das Kreuz hart thut drucken;
Noch mehrer beschweren
Die Sünden den Herren:
Jesus wird ausgeführt.

Der Heiland wird aufs Kreuz gelegt,
Ganz nackend und ganz bloß,
Durch Händ und Füß man grausam schlägt
Die Nägel spitz und groß.
Hoch an der Kreuzstangen
Der Heiland thut hangen;
Sein Leiden und Schmerzen
Führt alle zu Herzen:
Jesus gekreuzigt wird.

Jesus am Kreuz ganz schwach und matt
Befiehlt dem Vater sich,
Bitt für die Sünder um Genad
Und spricht: es dürstet mich.
Das Leiden sich endet,
Alls hat er vollendet,
Das Haupt thut er neigen,
Gnad will er erzeigen:
Jesus am Kreuz ist todt.

Kommt her, ihr Sünder, allzugleich,
Jetzt ist die Zeit der Gnad,
Jesus am Kreuz verzeihet euch
All Sünd und Missethat.
Ausspannt er die Armen,
Er will sich erbarmen,
Am Kreuz thut er hangen,
Er will euch umfangen,
Jesus mit seiner Gnad.

Kommt her, ihr Sünder, macht euch rein,
In Jesu heilgem Blut,
Es stillet des Gewissens Pein,
Und löscht der Höllen Glut;
Gnad könnt ihr all hoffen,
Sein Herz steht euch offen,
Der Gnadenbrunn fließet,
All Sünder begießet
Jesus mit seinem Blut.

Kommt her, ihr Sünder, und betracht,
Wie Jesus für euch stirbt,
Sein bitter Leiden nehmt in Acht,
Das Heil er euch erwirbt;
Da könnt ihr all finden
Verzeihung der Sünden,
Er will euch all geben
Das ewige Leben,
Jesus durch seinen Tod.

20.

Kommt Töchter all von Zions Stadt,
Den Salomon zu sehen,
Der euch in Lieb vermählet hat,
In seiner Glorie gehen.

Die Juden ſchaut, wie ſie zur Kron
Aus Dörnern thun erheben,
An Purpur Statt wie ſie zum Hohn
Ein ſpöttlich Kleid ihm geben!

Schaut, was das Lamm für ſchwere Klag
Von Wölfen ſchmerzlich duldet,
Was leidet Gott für große Schmach,
Da er doch nichts verſchuldet!

Der alles Feld mit Gras bedeckt,
Iſt bloß am Kreuz geſtorben,
An dieſem Stamm hart ausgeſtreckt
Uns hat das Heil erworben.

Durchſtochen ſind ihm Händ' und Füß,
Sein Seit' iſt aufgeſchloſſen,
Dieß ſind fünf Blut- und Waſſer-Flüß,
Daraus das Heil gefloſſen.

Drum Augen mein, nun immer fließt,
Eu'r Troſt und euer Leben,
So euer Gott und Heiland iſt,
Hat ſich dem Tod ergeben.

Gekröntes Haupt, dich beth ich an,
Euch grüß ich, heil'ge Wunden:
Die Lieb ich nicht vergelten kann,
Mit der ich mich verbunden!

O Jesu mein! durch dieses Blut
Wollst mir mein Sünd verzeihen,
Und deine Gnad, o höchstes Gut,
Am letzten End verleihen.

21.

Christi Leid im Garten.

O christlichs Herz, bedenk den Schmerz,
Den Christus leid't im Garten,
Als er bey Nacht den Tod betracht,
Den er hat zu erwarten.

Liegt auf der Erd, als der nit werth,
Zum Himmel sich zu kehren,
Der Sünden Last thut ihn so fast
Bis in den Tod beschweren.

Die Augen seyn gefallen ein,
Die Wangen ganz erblichen,
All Farb und Kraft, als Stärk und Macht
Von ihm ist abgewichen.

Die Jünger weit seynd abgescheidt,
Die Mutter weit von hinnen,

Ja, was noch mehr, vom Himmel her
Kein Hilf noch Troſt zu finden.

Mit ſeinem Blut bezahlen thut,
Was Adam hat verbrochen.
Merk, Adams Kind, wie ſchwer dein Sünd,
Die Gott ſo ſtark gerochen.

22.

Vom heiligen Kreuze.

O hochheiliges Kreuze,
Daran mein Herr gehangen,
Ganz kläglich ausgeſpannen:

Allda mit Nägel und Spießen
Die Gliedmaßen zerbrochen,
Auch Händ und Füß durchſtochen.

Wer kann dich doch gnug loben,
Weil alles in dir beſchloſſen,
Was Guts vom Himmel gefloſſen.

Du biſt die grade Leiter,
Daran man fein ſteigt eben
Zum unſterblichen Leben.

Du bist die starke Brucken,
Darüber alle Frommen
Wohl durch den Strudel kommen.

Du bist das siegreich Zeichen,
Daran die Feind' erschricken,
Wann sie es nur anblicken.

Du bist des Himmels Schlüssel,
Das Leben thust aufschliessen,
Dem Tod den Riegel vorschiessen.

Du bist der Helm und Schilde,
Mit dem die Pfeil der Schlangen
All werden aufgefangen.

Du bist der Pilgerstabe,
Daran sich Jung und Alte
Vor dem Falle sich erhalten.

Du bist das schmale Bettlein,
Darauf mein Gespons sein Leben
Aus lauter Lieb aufgeben.

Durch dein heiliges Kreuze
Laß dich, o Herr, erbarmen
Die große Noth der Armen.

Erzeig dein Kraft und Stärke,
Beschütz' uns allesammen
Durch deinen heiligen Namen.

Damit wir, deine Kindlein,
Im Frieden mögen sterben,
Und ewig mit dir leben. Amen.

23.

Am Charsamstag.

O Traurigkeit! o Herzenleid!
Ist das dann nicht zu klagen?
Gottes Vaters einigs Kind
Wird zum Grab getragen!

O höchstes Gut! unschuldigs Blut!
Wer hätt dieß mögen denken,
Daß der Mensch sein Schöpfer sollt
An das Kreuz aufhenken.

O heiße Zähr, fließ immermehr!
Wen sollt' dieß nicht bewegen,
Weil sich über Christi Tod
Auch die Felsen regen.

Es muß ja seyn aus Marmelstein
Der Juden Herz gewesen,

Weil ſie nur zu ſolcher Pein
Lachten, wie wir leſen.

Wie große Pein, Maria rein,
Leidſt du über die Maßen!
Denn du biſt von jedermann
Ganz und gar verlaſſen.

Wie ſchwer iſt doch der Sünden Joch,
Weil es thut unterdrücken
Gottes Sohn, als er das Kreuz
Trug auf ſeinem Rücken.

O großer Schmerz! o ſteinern Herz!
Steh ab von deinen Sünden,
Wenn du willt nach deinem Tod
Gottes Gnad empfinden.

Oſterlieder.

24.

Alter Oſtergeſang.

(a. Aeltere Leſeart.)

Chriſt iſt erſtanden
Von der Marter alle.
Deß ſollen wir alle froh ſeyn,
Chriſt will unſer Troſt ſeyn.

Wär er nit erſtanden,
So wär die Welt vergangen,
Seit daß er erſtanden iſt,
So loben wir den Herrn Jeſum Chriſt.

Es gingen drey heilige Frauen,
Sie wollten das Grab beſchauen,
Sie ſuchten den Herrn Jeſum Chriſt,
Der von den Todten erſtanden iſt.

Maria, die viel reine,
Die thät gar herzlich weinen

Um unſern Herrn Jeſum Chriſt,
Der aller Welt ein Tröſter iſt.

Maria, die viel zarte,
Die iſt ein Roſengarte,
Den Gott ſelber gezieret hat,
Da Er von ihr geboren ward.

O du heiliges Kreuze,
Nun hilf uns Chriſtenleute,
Damit die Unglaubigen werden bekehrt,
So wird der chriſtlich Glaube vermehrt.

Alleluja, Alleluja, Alleluja!
Deß ſollen wir alle froh ſeyn,
Chriſt will unſer Troſt ſeyn.

(b. Neuere Lesart.)

Chriſtus iſt erſtanden,
Befreyt von Todesbanden;
Deß wollen wir alle froh ſeyn.
Chriſtus will unſer Troſt ſeyn. Alleluja.

Chriſtus iſt erſtanden,
Befreyt von Todesbanden;
Der als das wahre Oſterlamm
Die Miſſethat der Welt hinnahm. Alleluja.

Chriſtus iſt erſtanden,
Befreyt von Todesbanden;
Wie du vom Tod erſtanden biſt,
Laß uns erſtehn Herr Jeſu Chriſt. Alleluja.

25.

1. Du Lenze gut, des Jahres theurſte Quarte,
Denn du biſt mancher Lüſten voll,
Was Creatur den Winter an Freud erſparte,
Das haſt du ſie ergetzet wohl;
Denn du biſt lind und nicht ſo kühle,
Als ich wohl an den Winden fühle,
Die jetzund ſo ſüßlich wehn:
Was Kälte hielt in ihres Zwanges Zügel,
Das iſt nun ledig unde frey,
Es kling, es ſchwimm, es geh oder hab Flügel,
Aus welcher Schöpfung daß es ſey,
Im Luft, im Weg und auf der Erden
Dasſelb beweiſet mit Geberden,
Wie ihm ſo lieb ſey geſchehen;
Die Sonne ſpielt den lichten Schein,
Nun ſinget liebe Vögelein,
Ihr ſollt dem Schöpfer Lobe ſagen.

2. Viel hat der Lenze Luſt, wenn wir's betrachten,
Darzu hat er auch einen Tag,
Wir all mögen ſein Lob nicht erachten,
Das Chriſtenthum ſich freuen mag;
Des auserwählten Tages Würden
Sell'n wir jetzt leben mit Begierden,
Hoch heben und fröhlich ſeyn:
Das iſt der Tag, den uns Gott hat geſchaffen,
An ihm ſollen wir Freuden han,
Die Layen ſollen lernen von den Pfaffen,
Wie er ſich wollte nennen lan:
Der Grieche Pascha ihn beſchreibet,
Der Jude bey dem Phase bleibet,
Nennt ſich Transitus Latein:
So iſt er in dem Teutſchen Land
Der heilig Oſtertag genannt;
An ihm da wandt Adams Pein.

3. Biß hochgelobter Freudentag gegrüßet:
Gelobet ſey der immer mehr,
Der dich mit ſeiner Auferſtehung ſüßet,
Chriſt, Oſterlamm und Opferthier,
Der unſern Tod mit Tod macht ſterben,
Daher kommt, daß wir mögen erben
Mit dir in deines Vaters Reich;

Wald, Laub, die Saat, Klee, Gras (ſich grünen),
Und die Blumen wollen ſich zu lieben dir,
In Freuden ſieht man ſie ſich heute rühmen,
Chriſt, auf dein Lob ſteht ihr Begier:
Das mein' ich, wann ſie könnten ſprechen,
An ihnen würd' es nicht gebrechen,
Sie loben dich alle gleich;
Du haſt geſieget in dem Streit,
Des Todes Fürſt darnieder leit,
Sein groß Gewalt muß weichen.

4. Der an dem Holz den Menſchen überliſtet,
Am Holz er überwunden ward;
Deß ſollen wir alle fröhlich loben Chriſtum,
Daß er uns büße Falles Schart;
O Satan, du ſcheußlicher Scherge,
Chriſtus gezähmet hat dein Aerge,
Da dir die Nacht großen Raub nahm.
Die Nacht erſchien dem König Pharaon,
Da ihn verſchlung das rothe Meer,
Der Iſraeliter er nicht wollt' ſchonen,
Als Chriſtus erlöſt das gefangne Heer,
Da er der Höll begunt zu nahen,
Fröhlich die Altväter ſahen,
Daß er ſo gewaltig kam,
Was ſie begehrten, das geſchah,

Der Höllen Riegel Er zerbrach,
Und löst manchen mit Adam.

5. In Freuden groß laßt ihr euch hören,
Laßt klingen hellen, süßen Klang,
Ihr Leyen in Kirchen, ihr Pfaffen in dem Chore,
Zum Wiedergelt sey euer Gesang.
Nun singet: Christus ist erstanden
Wohl heute von des Todes Banden;
Darnach sollt ihr mit Fleiß gan,
Ihr sollt euch mit dem Osterlämmlein speisen,
Nehmen sein heilig Fleisch und Blut,
Den wahren Christ sollt ihr mit Lob preisen,
Daß er euch solche Güte thut:
Nun lebt den Heiland, der euch freut,
Das Jubeljahr gar weit beschreyt,
Wir sollen forthin Freyheit han;
Du, Lenze, hast ein großen Lohn,
Dich theuret Christi Auferstan,
Der endet uns den schweren Bann.

26.

Freu dich, du werthe Christenheit,
Jesus hat überwunden,
Die große Marter, die er leidt,

Die hat uns jetzt entbunden.
Ein große Sorg war uns bereit,
Die ist jetzund gar hingeleit;
Für Sorg ist große Wonne.

Es ist ein Osterlicher Tag,
Den mag kein Mensch gnug ehren,
Gott, der nun alle Ding vermag,
Sein Lob, das soll man mehren.
Ihr Christen, nehmt des Tages wahr,
Und gehet sammt zur Engelschaar,
Da scheint die liebe Sonne.

Zum Grabe Magdalena ging,
Sie wollt' den Herren suchen,
Sie fand zween Engel, (Wunderding!)
Die Engel thät sie fragen:
O Engel, sprach's, o Engel fein,
Wo ist doch nun der Meister mein,
Wo soll ich ihn nun finden?

Der Herr und Meister ist nicht hie,
Er ist schon auferstanden,
Er ist in Galiläam früh
Nach seiner Aufständ gangen;
Er hat zerspalt der Höllen Thür,
Und führt die Väter all herfür
Wohl aus den schweren Banden.

Drin lagen sie viel hundert Jahr
Elendiglich gefangen,
Des Herrn Urständ sie nahmen wahr,
Darnach stund ihr Verlangen.
Verkehrt hat sich ihr Pein und Schuld,
Sie han erlangt die ewig Huld,
Daß danken s' Gott von Herzen.

Er nahm sie bey der rechten Hand,
Er führte sie so weite,
Des Teufels Reich macht er zu Schand,
Führt s' mit in's Paradeise,
Er führt sie zu des Himmels Thron,
Da glanzen sie wie Sonn und Mon,
Und singen: Alleluja!

O süfester Herr Jesu Christ,
Wir loben dich mit Schalle,
Wer deines Reichs begehren ist,
Das sind wir Christen alle,
Wir singen alle und sind froh,
Weil's heut gebühret sich also:
Gelebt seyst mit Maria!

27.

Es gingen drey heilige Frauen,
Sie wollten das Grab beschauen,

Sie ſuchten den Herr Jeſus Chriſt,
Der aller Welt ein Tröſter iſt.
Wer wälzt uns von des Grabes Thür
Den groſſen Stein, der liegt dafür?
Alsbald ſie aber kamen dar,
Der Stein davon gewälzet war.

Sie gingen zu dem Grab hinein,
Und ſahen darin ein Engel ſein
Im Grab ſitzen zur rechten Hand
In einem langen weißen Gewand.
Sie ſehr erſchracken vor dem Geſicht,
Der Engel ſprach: Nun förcht euch nicht,
Ihr ſucht den gekreuzigten Jeſum Chriſt,
Der von dem Tod erſtanden iſt.

Da ſehet her zu dieſer Friſt
Das Ort, da er gelegen iſt;
So geht nun hin und ſagt's zur Stund
Sein Jüngern und thuts Petro kund.
In Galileam heißt ſie gan,
Da will der Herr ſich ſehen lan.
Vom Grab ſie gingen ſchnell hinaus,
Es kam ſie an ein Forcht und Graus.

O Chriſte, lieber Herre,
Durch deiner Marter Ehre
Verleih uns allen ein ſeliges End,
Und dort ein fröhlich Auferſtänd. Alleluja.

28.

Es giengen drey Frauen also früh,
Sie giengen dem heiligen Grabe zu;
Sie wollten den Herrn gesalbet han,
Als Maria Magdalena hat gethan. Alleluja!

Die Fräulein reiten all gemein:
Wer wälzt uns ab dem Grab den Stein?
Daß wir den Herren salben
An Leib und allenthalben.

Da sie kamen zu dem Grab,
Von Salben brachten sie köstlich Gab;
Das Grab fanden sie offen stav,
Zween Engel die wesen wohlgethan.

Ihr Fräulein, ihr sollt erschrecken nit!
Den ihr suchet, den findet ihr nit;
Schauet an das weiße Kleid,
Das dem Herrn ward zubereit.

Ihr Fräulein sollt nit abelan,
Ihr sollt gen Galilea gan;
Gen Galilea sollt ihr gon,
Da will er sich euch schauen lon.

Maria Magdalena wollt nicht abelon,
Sie wollt den Herren ſuchen thon;
Was begegnet ihr in kurzer Friſt?
War unſer Herre Jeſus Chriſt.

In aller Weis und Berde,
Als ob er wär ein Gärtner;
Er trug ein Graben in der Hand,
Als ob er wöll bauen ein ganzes Land.

Sage du mir Gärtner fein:
Wo haſt du gelaſſen den Herren mein?
Sage mir, wo haſt du ihn gelon?
Daß mir mein Herz ohn Kummer mög ſten.

Bald er das Wort wohl außerſprach,
Daß es Jeſus war, den ſie erſach;
Sie kniet nieder auf einen Stein,
Sie hätt' Gott den Herren funden allein.

Maria Magdalena berühre mich nit!
Dann es iſt an der Zeit nit;
Berühre mich nit mit deiner Hand,
Bis daß ich komm in meines Vaters Land.
Alleluja!

29.

Nicht ruhen Magdalena kunnt',
Bis sie den Herren Jesum fund,
Sie lief zum Grab und von dem Grab
Viel hin und her, viel auf und ab.

Als sie sich bückt zum Grab hinein,
Zween Engel sah sie hübsch und fein,
Die Engel fröhlich fragten beyd,
Was sie bewein mit solchem Leid.

Zugleich kam Jesus auch herzu,
Fragt auch, warum sie weinen thu;
Sie sah ihn an und weinet sehr,
Vermeint, daß er ein Gärtner wär.

Ach, ach, sprach sie: Herr Jesu Christ
Hinweg mein Herr genommen ist;
Ach wo hast du ihn hingethan,
Daß ich ihn nehme? Zeigs mir an!

Der Herr sie bald mit Nahmen nennt,
Darauf geschwind sie ihn erkennt;
Sich ließ der Herr mit Freuden sehn,
Und hieß sie zu den Jüngern gehn.

Also verschwund all Weh und Schmerz,
Ward fröhlich das betrübte Herz:
Alleluja, Alleluja, Alleluja, Adeluja!

30.

Bittwoche.

(Aeltere Lesart.)

In Mitten unsers Lebens Zeit
Sind wir mit Tod umfangen;
Wen suchen wir, der Hülfe geit,
Dadurch wir Huld erlangen,
Als dich, Herr alleine,
Der um unsre Missethat
Rechtlich gezürnet hat?
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Hilf, daß wir nicht verderben,
Laß uns dein Huld erwerben.

Mitten in dem bittern Tod
Schrecket uns dein Urtheile,
Wer will uns nun aus solcher Noth,
Helfen zur Seelen Heile,
O Herr, du bists alleine,
Der aus großer Gütigkeit
Uns leisten thut alle Zeit;
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,

Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Laß uns nit verzagen,
So uns die Sünd thut nagen.

Mitten in der Feinde Hand
Thut die Furcht uns treiben,
Wer hilft uns, weder der Heiland,
Daß wir ganz sicher bleiben?
Christe du bist's alleine,
Dann du der gute Hirte bist,
Der uns wohl bewahren ist.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Laß uns fröhlich sterben,
Nach uns deins Reichs Erben.

(Neuere Lesart.)

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen;
Ach wer hilft uns armen Kind,
Daß wir Gnad' erlangen?
Das bist du, Herr, alleine:
Uns reuet unsre Missethat,
Die dich, Herr, erzürnet hat.

Heiliger Herre Gott!
Heiliger ſtarker Gott!
Heiliger barmherziger Heiland,
Ewiger Gott!
Laß uns nicht vergehen
In des Todes Wehen. Kyrie eleiſon.

Mitten in dem bittern Tod
Schrecket uns dein Dräuen;
Ach wer wird aus ſolcher Noth
Unſre Seel befreyen?
Das biſt du, Herr, alleine,
Der nur aus großer Gütigkeit
Uns beyſtehet allezeit.
Heiliger Herre Gott!
Heiliger ſtarker Gott!
Heiliger barmherziger Heiland!
Ewiger Gott!
Laß uns nicht verzagen,
Wenn die Sünd thut nagen. — Kyrie eleiſon.

Mitten in der Feinde Land
Will die Furcht uns treiben.
Ach, wer hilft mit ſtarker Hand,
Daß wir ſicher bleiben?
Das biſt du, Herr, alleine!
Der uns bewacht als guter Hirt,
Daß kein Schäflein ſich verirrt.

Heiliger Herre Gott!
Heiliger ſtarker Gott!
Heiliger barmherziger Heiland,
Ewiger Gott!
Laß uns friedlich ſterben,
Und dein Reich erwerben. — Kyrie eleiſon.

31.

Wallfahrtslied.

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden begehren wir,
Verleih uns die aus Gütigkeit,
O heilige Dreyfaltigkeit!

In Gottes Namen fahren wir,
Zu Gott dem Vater ſchreyen wir,
Behüt uns Herr vorm ewigen Tod,
Und thu uns Hülf in unſrer Noth.

In Gottes Namen fahren wir,
Zu unſerm Heiland rufen wir,
Daß er uns durch die Marter ſein
Machen wolle von Sünden rein.

In Gottes Namen fahren wir,
Vom heiligen Geist begehren wir,
Daß er wolle erleuchten uns
Durch die rechte göttliche Kunst.

In Gottes Namen fahren wir,
Maria, zu dir kommen wir,
Dein Fürbitt wollst mittheilen uns,
Und erlangen die Gnade deines Sohns.

In Gottes Namen fahren wir,
Alle Heiligen bitten wir,
Daß sie durch Christum unsern Herrn
Des Vaters Huld von uns begehrn.

In Gottes Namen fahren wir,
In dich allein, Herr, glauben wir,
Behüt uns vor des Teufels List,
Der uns allzeit nachstellend ist.

In Gottes Namen fahren wir,
Auf dein Tröstung, Herr, hoffen wir,
Gib uns Frieden in dieser Zeit
Wend von uns alles Herzenleid.

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Verheißung warten wir,
Die Frucht der Erden uns bewahr,
Davon wir leben das ganze Jahr.

In Gottes Namen fahren wir,
Kein Helfer ohne ihn wissen wir,
Vor Pestilenz und Hungersnoth
Behüt uns, lieber Herre Gott!

In Gottes Namen fahren wir,
Allzeit dir, Herr, vertrauen wir,
Mach rein dein Kirch von falscher Lehr,
Und unser Herz zur Wahrheit kehr.

In Gottes Namen fahren wir,
Welchen allein anbethen wir,
Vor allem Uebel uns bewahr,
Herr, hilf uns an der Engel Schaar.

32.

Wallied.

Gelobt sey Gott der Vater
In seinem höchsten Thron,
Gelobt der Seligmacher,
Sein eingeborner Sohn,

Gelobt ſey auch der Tröſter,
Der lebend machend Geiſt,
Der einig Gott und Herrſcher,
Die höchſt Dreyfaltigkeit: Kyrie eleiſon.

Daß er uns aus Genaden
Anfangs erſchaffen hat,
Mit ſonderlichen Gaben
Ganz väterlich begnadt,
Damit wir mögen kommen
Endlich zur Seligkeit,
Die Gott hat allen Frommen
Von Ewigkeit bereit.

Als wir aber verloren
Sein Huld durch Adams Fall,
Hat er uns neu geboren
Und uns genommen all
Wieder auf zu Genaden
Durch ſeinen geliebten Sohn,
So wir an ihm thun glauben,
Und nach ſeinem Willen thun.

Weil aber ohn' die Liebe
Sonſt all's vergebens wär,
Verleih, daß wir die üben,
Dir, Gott, zu Lieb und Ehr;
Daß wir dich, Gott, zum höchſten
Lieben mit Herzen rein,

Von wegen dein dem Nächsten
Hülflich und räthlich seyn.

Zu dem wir, Herr, dich bitten,
Erleucht die Christenheit,
Im Glauben und in Sitten
Durch dein Barmherzigkeit:
Verleih, daß die Gerechten
Mit wahrer, gesunder Lehr
Dem gemeinen Mann vorleuchten
In aller Zucht und Ehr.

O Gott, du wollst ausreuten
Irthum und Ketzerey,
Damit bey Christenleuten
Ein Glaub und Gottesdienst sey;
Verleih Fürsten und Herren,
Der ganzen Christenheit,
Daß sie den Glauben mehren
In Fried und Einigkeit.

Gieb, daß sie sich verleiben
Mit Macht, Leib, Ehr und Gut,
Den Erbfeind zu vertreiben,
Schützen unschuldigs Blut;
Weiter wir, Herr, dich bitten
Durch dein sehr große Lieb,
Du wolleſt uns behüten
Vor Aufruhr, Mord und Krieg.

Wollst unsre Sünd' nicht strafen,
Getreuer Herr und Gott,
Durch Pestilenz und Waffen,
Noch Theuer- Hungers-Noth;
In diesen unsern Nöthen
Erhör uns, lieber Gott,
Darum wir dich gebethen,
Hilf uns aus aller Noth.

Gib, daß wir würdig nieſſen
Das heilig Sakrament,
Wann wir von hinnen müſſen
An unserm letzten End,
Daß wir zusammen kommen
Dort in der Engelschaar:
Wer das begehrt, sprech Amen:
Das werd uns allen wahr! Kyrie eleison.

33.

Altes Himmelfahrtlied.

Christ fuhr gen Himmel;
Was sandt er uns hernieder?
Er sendet uns den heiligen Geist,
Zu Trost der armen Christenheit.

Chriſt fuhr mit Schalle
Von ſeinen Jüngern alle;
Geſegnet ſie mit ſeiner Hand
Und benedeyet alle Land.

Er befahl ihnen gar eben,
Sagt ihn'n vom ewigen Leben,
Und: taufet alle Völker gemein,
Auch das Evangeli lehret rein.

Hilf uns, lieber Herre,
Durch deiner Auffahrt Ehre,
Und führ uns in das Himmelreich
Dich zu loben ewiglich.

Alleluja, Alleluja, Alleluja!
Deß ſollen wir froh ſeyn,
Chriſt will unſer Troſt ſeyn.

IV. Pfingſtlieder.

34.

Altes Pfingſtlied.

Nu bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt,
Daß er uns behüt an unſerm Ende,
Wenn wir heimfahren aus dieſem Elende.

Erleucht du uns, o ewiges Licht,
Hilf, daß alles ſo von uns geſchicht,
Gott ſey gefällig durch Jeſum Chriſtum,
Der uns macht heilig durch ſein Prieſterthum.

O heiligſte Lieb und Gütigkeit,
Durch deine Gnad unſer Herz bereit,
Daß wir unſern Nächſten chriſtlich lieben,
Und ewig bleiben in deinem Frieden.

O höchſter Tröſter und wahrer Gott,
Hilf uns getreulich in aller Noth,
Mach rein unſer Leben, ſchenk uns dein' Gaben,
Laß uns nicht weichen vom rechten Glauben.

35.

Komm, heiliger Geiſt, mit deiner Gnad,
Mit deiner Hilf und göttlichem Rath,
Mit deinen ſieben Gaben all,
Bewahr uns vor der Sünden Fall;
Komm, heiliger Geiſt, wir bitten dich all.

Komm, heiliger Geiſt, mit deinem Glanz,
Komm und erleucht den Prediger ganz,
Führ ihm die Zung, regier ſein Mund,
Dein göttlich Lieb ſein Herz verwund;
Komm, heiliger Geiſt, die Seel mach geſund.

Komm, heiliger Geiſt, ein Tröſter genannt,
Ein göttlichs Licht vom Himmel geſandt,
Erleucht die ganze chriſtlich Gemein,
Mach uns von allen Sünden rein:
Komm, heiliger Geiſt, die Tugend pflanz ein.

Komm, heiliger Geiſt, mit deiner Lehr,
Das göttlich Wort uns recht erklär,
Lieb, Glaub und Hoffnung in uns mehr,
Bewahr uns vor der falſchen Lehr;
Komm, heiliger Geiſt, die Sünder bekehr.

Komm, heiliger Geiſt, mit deinem Schein,
Erleucht uns alle, Groß und Klein;

Lehr uns die christlich Gerechtigkeit,
Zeig uns den Weg zur Seligkeit;
Komm, heiliger Geist, die Herzen bereit.

Komm, heiliger Geist, vom Himmels-Thron,
Ehr sey dem Vater und dem Sohn!
Dem heiligen Geist zu gleicher Weis
Sey ewig Lob, Dank, Ehr und Preis!
Komm, heiliger Geist, die Seelen jetzt speis.

36.

Zu der heiligen Dreyfaltigkeit.

Der Herr und Gott von Ewigkeit,
Der Vater aller Gütigkeit,
Hat alles durch sein Wort formiert,
Den Himmel und die Erd geziert.

Derselb läßt heut auch nicht darvon,
Er wirkt immer auf seinem Thron,
Regiert und hält die ganze Welt,
Und thut damit, was ihm gefällt.

Sein Wort und Sohn sich zu uns fügt,
Aus Lieb all unser Schuld vergnügt,

Hat uns verdient die Seligkeit,
Geschenket auch sein Frömmigkeit.

Und was er uns erworben hat,
Das theilt er aus mit treuem Rath,
Der heilig Geist uns allesammt
Durch das würdige Priesteramt.

Nun helf uns Gott der heilig Geist
Durch seine Gnad am allermeist,
Daß wir solche gebrauchen sein
Durch ihn recht fromm und selig seyn.

Lob, Ehr und Dank sey allezeit
Der heiligen Dreyfaltigkeit,
Dem einigen und wahren Gott,
Der sey gerühmet früh und spat.

V. Lieder auf das heilige Frohnleichnamsfest.

37.

Nun wollen wir aber heben an,
Wollen ſingen vom heiligen Oſterlamm,
Das unſre Sünd thut tragen
Hinan wohl zu des Kreuzes Stamm,
Und das war hoch zu klagen.

Dieß Lamm, das ladt uns allzumahl
Zu einem köſtlichen Oſtermahl,
Es iſt ſelber die Speiſe,
Davon wir leben ewiglich,
Darum ſey Gott gepreiſet.

Wohl an dem heiligen Antlaßtag
Jeſus die Speis ſeinen Jüngern gab
Mit ſeinen heiligen Händen;
Gott ſpeißt uns mit dem Himmelbrod
Jetzt und an unſerm Ende.

Das Lämmlein ſchreyt mit ganzer Begier:
Kommt ihr her doch allſammt zu mir,
Die ihr jetzt ſeyd beladen
Mit Sünd, Jammer und Elend groß,
Ich will euch treulich laben.

Dieß Lämmlein hing an's Kreuzes Stamm,
In heißer Lieb es gar entbrann,
Es dürſts nach unſern Seelen,
Und nach den lieben Altvätern all,
Die waren in der Verhöllen.

Dieß Lämmlein iſt das Opfer gut
Und das vergeß doch all ſein Blut
Vor wegen unſrer Sünden;
Verſöhnt hat er ſeins Vaters Zorn,
Das thun wir wohl empfinden.

O Menſch, drum ſchau zu aller Friſt,
Daß du auch nicht geſcheiden biſt
Wohl von des Lämmleins Gnaden;
Sonſt wirſt du an der Seele dein
Leiden gar großen Schaden.

O Sünder, nun heb dich auf zur Stund
Durch Beicht und Buß aus Herzensgrund,
Zu Gott thue dich bekehren;

So wird dich zu der Ewigkeit
Das Lamm den Weg wohl lehren.

Amen, Amen, das werde wahr!
Gelobt sey Jesus, das Lämmlein zart,
Das für uns ist gegeben!
Gott geb uns Fried und sein' Genad,
Und dort das ewig Leben. Amen.

38.

O Christ hie merk
Den Glauben stärk,
Und schau dieß Werk:
Dieß Brod all' gut,
Gott Fleisch und Blut
Begreifen thut.
Ave Jesu
Wahres Manhu,
Christe Jesu,
Dich Jesum süß
Ich herzlich grüß,
O Jesu süß.

In der Monstranz
Ist Christus ganz,

Kein Brod Subſtanz.
Vom Brod allein,
Geſtalt und Schein,
Vor Augen ſeyn.
Ave Jeſu ꝛc.

Kein Brod iſt da,
Noch bey noch nah,
In Hoſtia,
Was darin iſt,
Herr Jeſu Chriſt
Du ſelber biſt.
Ave Jeſu ꝛc.

Nun beug die Knie,
Gott ſelbſt iſt hie,
Weißt du nicht wie?
Wie das geſchicht,
Der Glaub wohl ſieht,
Die Augen nicht.
Ave Jeſu ꝛc.

Mit Cherubim
Und Seraphim
Erheb dein Stimm,
Und preiſe Gott,
Gott Sabaoth,
Für dieſes Brod.
Ave Jeſu ꝛc.

Vor meinem Tod,
Zur letzten Noth,
Christ, Mensch- und Gott,
Gieb diese Speis
Mir auf die Reis
Zum Paradeis.
Ave Jesu ꝛc.

39.

O himmlisch Speis, o Engel-Brod!
Du wahrer Mensch, du wahrer Gott!
Vom Himmel hoch du kommen bist,
Durch dich die Welt erlöset ist.

Komm in mein Herz, komm in mein Muth,
Begieß dieselb mit deiner Glut,
O du mein gnadenreiche Gab,
Daß mein Seel den Durst löschen mag.

Dring in mein Seel, dring in mein Geist,
Du heilig Seel, du heilig Fleisch!
Vereinige dieselb mit dir,
Herr Jesu Christ, mein höchste Zier!

Zerreiß in ihr der Sünden Band,
Und waſche ſie von ihrer Schand;
Gib auch, daß wir bey dieſem Mahl
Würdig werden gefunden all.

40.

Freut euch, ihr lieben Seelen,
Euch iſt ein Freud geſchehn,
Wir haben mit unſern Augen
Den wahren Gott geſehn,
In einer Hoſtie kleine
Sein wahres Fleiſch und Blut,
Wer das von Herzen glaubet,
Iſt ſeiner Seelen gut.

Wir haben geſehen mit Augen
Jeſum, der uns erlöſt,
Das faſſen wir im Glauben
Und ſind gar wohl getröſt;
Wenn wir von hinnen ſcheiden,
Empfangen das Sakrament,
Nett uns vom ewigen Leiden,
Daß wir kommen in Gottes Händ.

Es iſt der Seelen Speiſe,
Dadurch ſie wird ernährt,
Durch unergründliche Weiſe,
Und bleibt doch unverzehrt.
Den Leib thut es auch laben,
Ob er gleich muß vergehn,
Wird wiederum erhaben,
Und zur Freud auferſtehn.

Jeſu, du lieber Herre,
Du allerhöchſtes Gut,
Dir ſey Lob, Preis und Ehre,
Daß du dein Fleiſch und Blut
Zu einer Speis gegeben,
Das Brod vom Himmelreich,
Gib uns das ewige Leben,
Wahrer Gott und Menſch zugleich.

O Herr, mach uns verlangen
Nach dieſem Sakrament,
Und wann wir das empfangen
Aus einer Prieſters Händ,
Laß uns in Frieden fahren,
Jeſu, im Namen dein,
Wohl zu der Engel Schaaren,
Und ewig bey dir ſeyn.

41.

Gegrüßt seyst, heil'ges Opfer rein,
Du Wahrheit und das Leben,
Durch dich allen Opfern in's gemein
Ihr' billig Endschaft geben.
Durch dich dem Vater in Ewigkeit
Lob und auch Preis verjehen,
Durch dich wird gemeine Christenheit
Bewahrt und wohl versehen.

Sey gegrüßt ein Gefäß der Mildigkeit,
Ein Schreinlein werth und reiche,
Darin himmlischer Süßigkeit
Ein Schatz liegt wundergleiche,
Die ganz Substanz und Wesenheit
Wahrhaftig unsers Herren,
Ein Sacrament, das Gnaden reicht,
Und die Liebe thut mehren.

Gegrüßt sey heiligs Himmelbrod,
Besser dann Gott vor Zeiten
Den Juden in der Wüste bot,
Das dir nur thät bedeuten,
Zu einer Zehrung auf dem Weg
Den Sterblichen gegeben,
Damit die krank Seel nicht erleg
Im Lauf zum ew'gen Leben.

Gegrüßt sey der Fronleichnam gut
Meines Herrn zu einer Letzen,
Der Leib mit sammt dem heil'gen Blut
Uns darmit zu ergetzen.
Dieß ließ er uns zu einem Pfand,
Dabey sein zu gedenken,
Als er von der Welt Urlaub nahm,
Sich selbst thät er uns schenken.

Gegrüßt sey du, vollkommne Freud,
In dir ist ewigs Leben,
Den Armen bist zur Wunigkeit,
Den Waisen zu Trost geben;
Groß ist, daß Gott so hoch geehrt
Uns Fremdling hie auf Erden,
Ein solches Opfer hat beschert,
Das bringt unsterblichs Leben.

Gegrüßt seyst du, der Starken Kraft,
Behüt uns vor dem Falle,
Ein starker Thurm, ein feste Macht
In diesem Jammerthale;
Verleih, daß uns des Teufels List,
Wann wir gleich müssen sterben,
Nicht überwindt zu keiner Frist,
Noch bring zum ewigen Verderben.

Mit feuriger Inbrünstigkeit
Wollst du uns, Herr, entzünden,

Durch wahrer Liebe Süßigkeit
All Unfall von uns wenden,
Mit dieser Nahrung Würdigkeit
Wollst du uns deinen Kindern
In wahrer Lieb und Einigkeit
Ganz kräftiglich verkünden.

Es wöllen bey einander seyn,
Die einander recht lieben;
Also wollt Gott der Herr allein
Sein' Lieb gen uns auch üben,
Daß er sich selbst durch Speis und Trank
Mit uns wollt' einverleiben,
Daß wir allzeit mit Lob und Dank
In ihm thäten bleiben.

O süßer Gott, Herr Jesu Christ,
Ein Speis zum ew'gen Leben,
Weil du dich uns so mildiglich
Zu wissen hast gegeben,
Verleih uns geistlich Kraft und Stärk,
Die Sünd zu hassen alle,
Gib uns Gedanken, Wort und Werk,
Daran du hast Gefallen.

Laß auch dieß heilig Sakrament
Den Priestern, die es weihen,

Und allen, die rechtgläubig ſind,
Zu ihrem Heil gedeihen;
Verleih, daß wir bey dieſem Mahl
Groß Nutz und Frucht empfinden;
Verhüt, daß keiner überall
Empfah' in ſchweren Sünden.

Erhalt uns deines Vaters Huld
Jetzt und zu aller Stunde,
Daß er vergeb all unſre Schuld,
Mach Leib und Seel geſunde;
Denn du biſt ja das Opferlamm
Zum Opfer uns gegeben,
Das der ganzen Welt Sünd hinnahm,
Erwarb das ewig Leben.

Wir bitten auch, Herr Jeſu Chriſt,
Ein Troſt in allen Nöthen,
Daß wir alls, was zergänglich iſt,
Unter uns mögen treten.
O du ſtarker Gott Sabaoth,
Hilf, daß wir überwinden
Unſre Feind, die uns machen zu Spott,
Das Fleiſch, Welt, Teufel und Sünden.

Gegrüßt ſey die heiligſt Dreyfaltigkeit,
Ein einigs, göttlichs Weſen,

Gott Vater, Sohn, und heilger Geiſt!
Verleih, daß wir geneſen
Von Sünden ſchwer, von Angſt und Noth,
Speiſ' Leib und Seel auf Erden,
Verleih, daß wir nach unſerm Tod
Im Himmel geſpeiſet werden.

O Leben! o Freud! o Wunigkeit!
O Hoffnung aller Weiſen!
Du biſt allein die Seligkeit,
Uns zu einem Lohn verheiſſen;
Verleih, daß wir in Glaubens Lehr
Durchaus ſtimmen zuſammen,
Daß wir ſuchen dein Lob und Ehr:
Wer das begehrt, ſprech Amen.

42.

Morgenlied.

Nun ſinget Lob mit Innigkeit
Und rühmet Gottes Gütigkeit,
Der uns täglich verſorgen thut,
Hält Leib und Seel in ſteter Hut:

Daß uns nichts Bös begegnen mag,
Wacht über uns auch Nacht und Tag;
Solchs nehmt zu Herzen allezeit,
Und ihm zu danken seyd bereit.

Auch sonderlich nehmt wohl zu Muth,
Was Lieb er da beweisen thut,
Daß sein Sohn uns ist worden gleich,
Durch den er schenkt sein ewig Reich.

Wir rühmen frey ohn alle Scheu,
Daß niemand mag sein Lieb und Treu
Verdanken noch aussprechen gar,
Wenn er gleich säng viel tausend Jahr.

Dem Vater in dem höchsten Thron
Und Jesu Christo seinem Sohn,
Und heiligem Geist dem Tröster gut,
Dank sagen wir mit Herz und Muth.

43.

Morgensegen.

Jesu, du süßer Heiland mein,
Früh ruf' ich an den Namen dein;

Dein sel'ger Namen erstes Wort
Heut früh soll seyn und immerfort.

Mein liebe Seel die ganze Nacht
Gar oftmals hat an dich gedacht;
Obschon der Leib sein Schlaf verbracht,
Hat doch mein Herz zu dir gewacht.

Das erst', das kommt in mein Gedank,
Sobald der Schlaf sein End erlangt,
Das erst', deß sich mein G'müth erfreut,
Sey du, Herr Jesu, allezeit.

O wär von Sünd und aller Gefahr
Mein Herz gereinigt ganz und gar,
So könnt darinnen haben Platz
Jesus, meiner Seele bester Schatz.

Mach du mich fromm, mach du mich rein,
Entzünd mich in der Liebe dein,
Laß mich in Tugend nehmen zu,
So findst in meinem Herzen Ruh.

O herziger Herr, o liebster Gott,
In deine heiligen Wunden roth
Befehl ich heut Leib, Seel und Ehr,
Verlaß mich nun und nimmermehr.

Schließ jetzund ein das Herze mein
In das getreue Herze dein;
Vom Morgen an bis Abend spat
Halt mich allzeit in deiner Gnad.

Maria, die heilig Mutter dein,
Und mein Schutzherr, der Engel rein,
Die nehmen mich in ihre Hut,
Beschützen mir Leib, Seel und Gut.

Ihr stark Fürbitt und deine Gnad
Die wend' von mir ab allen Schad,
So bleib ich an Leib und Seel bewahrt
Von heut an bis auf mein Hinfahrt.

Was ich heut thue, was ich heut mag,
Auch was ich leid für Ungemach,
Sey alles gelitten und gethan
Zu deiner Ehr, zu deinem Nam.

Amen, Amen, das sey gewiß,
Dieweil mein Gott genädig ist;
In seiner Huld und Barmherzigkeit
Begehr ich zu bleiben in Ewigkeit.

44.

Abendlied.

Chriſt, der du biſt der helle Tag,
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag,
Du leuchteſt uns vom Vater her,
Und biſt des Lichtes Prediger.

Ach, lieber Herr, behüt uns heunt
In dieſer Nacht vorm böſen Feind,
Und laß uns in dir ruhen ſein,
Und vor dem Satan ſicher ſeyn.

Obſchon die Augen ſchlafen ein,
So laß das Herz doch wachtbar ſeyn,
Halt über uns dein rechte Hand,
Daß wir nicht fallen in Sünd und Schand.

Wir bitten dich, Herr Jeſu Chriſt,
Behüt uns vor des Teufels Liſt,
Der ſtets nach unſrer Seelen tracht,
Daß er an uns hab ſeine Macht.

Sind wir doch dein ererbtes Gut,
Erworben durch dein heiligs Blut,

Das war des ewgen Vaters Rath,
Als er uns dir geschenket hat.

Befiehl deinem Engel, daß er komm,
Und uns Lewach, dein Eigenthum,
Gib uns die lieben Wächter zu,
Daß wir verm Satan haben Ruh.

So schlafen wir im Namen dein,
Dieweil die Engel bey uns seyn;
Du heilige Dreyfaltigkeit,
Wir loben dich in Ewigkeit.

45.

Abendsegen.

O Jesu Christ, mein Gott und Herr,
Ich dank dir jetzt und immermehr
Für dein Wohlthat und Gnaden groß,
Die du mir thust ohn' Unterlaß.

Du haſt mich ſchon viel Tag und Jahr
Bewahrt vor Leibs- und Seelen-Gefahr,
In welche ich gewiß gerathen wär,
Wo du's nicht verhüthet, treuer Herr!

Der heutig Tag iſt auch dahin,
O hätt' ich nur gethan kein Sünd,
So könnt mit reinem Herz und Mund
Mein Zung dich preiſen dieſe Stund.

So erkenn ich aber meine Schuld,
Ich hab beleidigt deine Huld,
Viel böſer Sünd hab' ich gethan,
Hätt's ſollen unterwegen lan.

Es reuet mich von Herzens Grund,
Daß ich mein Seel ſo ſehr verwundt
Mit Werk, mit Wort, mit Herz und Sinn
Hab ich mich, Herr, an dir verſündt.

Jetzt ſuch ich, Herr, die Gnade dein,
Verzeih mir, Herr, die Sünde mein,
Die ich heut und mein Lebentag
Wider dein' Güte begangen hab.

Verzeih mir alle aus Gütigkeit,
Aus Gnad und aus Barmherzigkeit,
Verzeih mir durch dein' Wunden roth,
Verzeih mir durch dein bittern Tod.

Ich will von Sünden lassen ab;
Was ich bisher verschuldet hab,
Will ich mit ehesten beichten und büßen,
Und also deiner Gnad genieſſen.

Drauf will ich jetzt zu Bette gan,
Mein'n Gliedern ihre Ruhe lan,
Daß nicht meine Kräfte werden verzehrt,
Und durch den Leib die Seel beschwert.

O Jesu, lieber Herre mein,
Laß dir mein Herz befohlen seyn,
Daß es zu dir wach' allezeit,
Obschon des Leibs Aug schlafend bleibt.

Dein heiliger Engel bey mir bleib,
Den bösen Feind weit von mir treib,
Daß er mit seiner List und Tück
Mir schaden mög' kein Augenblick.

Deins heiligen Kreuzes Figur
Druck ich auf meines Herzens Thür,
Damit hab ich den Segen dein,
Und kann vor'm Satan ſicher ſeyn.

So ſchlaf ich in dem Namen dein,
Bis mich aufweckt der Engel mein,
Zu dienen dir in dieſer Zeit,
Bis ich komm zu der Seligkeit.

46.

Lieb und Lob Gottes.

Dich, Jeſum, mein König,
Demüthig verſöhn' ich,
Die Ehren
Zu mehren
Soll bleiben mein Fleiß;
Dich loben, dich lieben,
Im Guten mich üben,
Wie ſollt ich,
So wollt ich

Auf allerley Weis;
Herzens-Grund,
Zung und Mund,
Jegliche Stund
Ganz willig,
Wie billig,
Erhöhe dein Preis!

Dein will ich verbleiben,
Mein Seel dir verschreiben,
Mein Freyheit,
Mein Lebzeit
Ich treulich dir schenk;
Dein bin ich beständig,
So lang ich lebendig,
Dir sterb ich,
Du erb mich,
Ach meiner gedenk;
Allbereit
Ist mein Freud
Zu ew'ger Zeit,
Daß, Herr, ich
Stets in dich
Mein Leben versenk.

Ja, wenn es nur füglich
Könnt werden und möglich,

So ſollt ich,
Ja wollt ich
Gebrauchen dein Wort;
Was lautet am beſten
In Oſten und Weſten,
Was klinget
Und ſinget
Im Süden und Nord?
Hundertmal,
Tauſendmal
Ja ohne Zahl:
Gott liebe,
Und übe
Ein Lobens ſtets fort.

Zweyte Abtheilung.

Gesänge
auf die
Feste Mariä und der Heiligen.

47.

Mariä Geburt und Geschlecht.

Maria ist geboren
Aus königlichem Blut,
Ihr Stamm ist auserkoren
Aus Patriarchen gut.

Von Abraham ist kommen
Die edle Jungfrau zart,
Von David ist genommen
Ihr Blut hoch edler Art.

Viel Patriarchen waren,
Vierzehn Geschlecht daraus,
Vierzehn fürstliche Schaaren,
Vierzehn aus Davids Haus.

Aus so viel Blumen schone
Maria ist die Ros',
Aus so viel Stern und Mone
Ist sie die Sonne groß.

Maria ist aus allen
Der schönste Demantstein,

Das Gold aus den Metallen
Iſt dieſe Jungfrau rein.

Sie Königinn wird werden,
Frau über alle Welt,
Im Himmel und auf Erden,
Ihr Reich iſt ſchon beſtellt.

O Königinn, dich grüßen
Wir Evä Kinder arm,
Bitt deinen Sohn den ſüßen,
Daß er ſich uns erbarm!

48.

Mariä Opferung.

Maria jung und zart
Geführt zum Tempel ward,
Das Kind dreyjährig war,
Und blieb da ſchier eilf Jahr.

Das Kind zum Tempel kam,
Der Prieſter es aufnahm,

Und opfert dieſen Schatz
Nach Inhalt des Geſatz.

Das Kind im Tempel blieb,
Dient Gott mit Luſt und Lieb,
Es bet't, betracht und las,
Und nimmer müßig ſaß.

Kein Arbeit war ſo ſchlecht,
Das Kind macht alles recht,
Thät alles, wie ein' Magd,
Was ihme ward geſagt.

Sein Eſſen, Trank und Speis
Kam her vom Paradeis,
Ein Engel täglich friſch
Bereit dem Kind den Tiſch.

Das Kind wuchs alſo ſehr
In Heiligkeit vielmehr,
Bis daß der göttlich Thron
Bereit war Gottes Sohn'.

49.

Mariä Verkündigung.

Es ist ein' Ros entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten sungen,
Aus Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Davon Jesaias sagt,
Ist Maria die Reine
Die uns dieß Blümlein bracht,
Aus Gottes ewigem Rath
Hat sie ein Kindlein geboren
Und ist blieben ein reine Magd.

Wir bitten dich von Herzen,
Maria, Rose zart,
Durch dieses Blümleins Schmerzen,
Die es empfunden hat,

Wöllſt uns verhilflich ſeyn,
Daß wir ihm mögen machen
Ein Wohnung hübſch und fein.

50.

Mariä Heimſuchung.

Maria ging hinaus
Zu Zacharia Haus,
Sie ging in aller Eil
Berg auf und ab viel Meil,
Zu Hebron in die Stadt,
Da ſie ihr Bäslein hat.

Sie ging alleine nit,
Es ging Sanct Joſeph mit,
Sie trug auch Gottes Sohn
In ihres Herzens Thron,
Dazu ein engliſch Schaar
Unſichtbar bey ihr war.

Als ſie zum Haus anging,
Sie das Gebeth anfing,

Zu Gott all Uhr und Stund
Hub ſie ihr Herz und Mund,
Von Gott ſie viel betracht,
Alſo die Reiſ' vollbracht.

Da nun die Jungfrau thät
Erſehen Eliſabeth,
Sie ſich demüthig neigt,
Der Alten Ehr erzeigt,
Und grüßt das Bäslein ſehr
Mit Reverenz und Ehr.

Eliſabeth behend
Die Mutter Gottes kennt,
Empfing die Jungfrau zart;
Zugleich geſegnet ward
Ihr Kind Genaden voll;
Im Haus ward Allen wohl.

O Haus, o Himmelreich,
Dem wahren Himmel gleich!
Du Haus der Himmel biſt,
Darin Gott ſelber iſt,
Und alle Heiligkeit,
Was heilig weit und breit.

Ach komm, o Jungfrau rein,
Auch in mein Herz hinein,

Bring mir das höchste Gut,
Gott Sohn im Fleisch und Blut,
Und segne Seel und Leib,
Und bey uns ewig bleib. Amen.

51.

Mariä Schmerzen.

Mit was Trauren und Bedauren,
Mit was Qual in ihrem Sinn,
Mit was Schmerzen in dem Herzen
Stund des Herrn Gebärerinn!

Als ihr Augen mußten schauen,
Mit was Spott und schnöden Hohn,
Mit was Plagen wird geschlagen
An das Kreuz ihr liebster Sohn.

Sie verharret und verstarret
Vor dem großen Herzenleid,
Sunken darnieder alle Glieder,
Waren zu dem Tod bereit.

Lieb und Schmerzen in dem Herzen
Hatten einen harten Streit,

Beyde nährten und vermehrten
Dieſer Mutter Traurigkeit.

Sie ſprach: Liebſtes und betrübtes,
Ach mein allerſchönſtes Kind!
In was Leiden, ſo thun ſtreiten,
Ich dich arme Mutter ſind!

Wie verblichen, abgewichen
Iſt dein roſenfarbner Mund!
Wie zerfetzet und zerquetſchet,
Wie ſchwer iſt dein Haupt verwundt!

Wie vergangen ſind die Wangen,
O das ſchönſte Angeſicht!
Alle Glieder hin und wieder,
Wie ſind die nur zugericht!

Unerbärmt ganz durchbohret
Sind dein Füß und deine Händ,
Angelehnet, ausgedehnet,
Durch den Tod des Kreuzs geſchändt.

So viel Schmerzen, ſo viel Wunden,
Als mein liebſtes Kind empfängt,
So vielfaltig und gewaltig
Wird mein mattes Herz gekränkt.

Thut erscheinen und beweinen,
O ihr Himmel und du Erd!
Helft mir mehren meine Zähren,
Freud hat sich in Leid verkehrt.

Wann ich gehe und besehe,
Daß mein Sohn ins tiefe Grab
Man hinleget, unbeweget,
Ich noch größre Schmerzen hab.

O ihr Kinder, habt nicht minder
Ein mitleidend Herz mit mir,
Thut still stehen, und besehen,
Was mein Sohn muß leiden hier.

32.

Vom Mitleiden Mariä.

Als bey dem Kreuz Maria stand,
Weh über Weh ihr Herz empfand,
Und Schmerzen über Schmerzen;
Das ganze Leiden Christi stand
Gedruckt in ihrem Herzen.

Sie ihren Sohn muß bleich und todt,
Und überall von Wunden roth
Am Kreuze leiden sehen.
Gedenk, wie dieser bittre Tod
Zu Herzen ihr mußt gehen!

In Christi Haupt durch Bein und Hirn,
Durch Augen, Ohren, durch die Stirn
Viel scharfe Dornen stachen;
Dem Sohn die Dornen Haupt und Hirn,
Das Herz der Mutter brachen.

33.

Mariä Klaglied unter dem Kreuze.

Mariä Klag war schwer und groß,
Als sie ihr Kind sah also bloß
Genagelt an das Kreuz mit Schmerz;
Was Leid litt da ihr trauriges Herz!

Freylich drang da das Schwert hinein
Gar durch die Seel mit harter Pein,
Wie Simeon ihr weissagt,
Wenn Kreuz fand sie noch unverzagt.

Hie, Salemon, findst ein starkes Weib,
Die tragen hat in ihrem Leib
Die werthe Frucht, die sie ansicht,
Ihr Herz jedoch vor Angst nicht bricht.

Ihr Pein, ihr Marter und ihr Qual
Hat sie umringet überall,
Ihr Schmerz ist wie das hohe Meer,
Die Wellen schlagen hin und her.

Sie hub auch ihre Augen klar
Gleich mitten in der Juden Schaar,
Und sah an mit betrübtem Muth
Ihr Kind vergießen sein theures Blut.

„Mein Sohn, sprach sie, mein Herr,
mein Gott,
Muß ich dich sehen im bittern Tod?
Dein Leib ist um und um verkehrt
Dein schön Gestalt ist ganz verkehrt.

Sind das die Händ, durch deren Macht
Himmel und Erde sind gemacht?
Sind das die Füß, die man sah gan
Im Meer, wie auf dem festen Plan?

Ist das der Mund, durch dessen Stimm
Dem Tod gebrochen wird sein Grimm?

Dem die Wind und das Meer gehorcht,
Der Teufel und sein Anhang forcht?

Ach süßer Mund, wie bist so bleich,
Die Zung so dürr, die vorher weich,
Dein liebreichs Herz vor Liebe brinnt,
Ein Tröpflein Wassers dir zerrinnt.

Neig dich, neig dich, du heiligs Kreuz,
Und tretet allzumal herfeits,
Daß ich mein Kind noch einmal lab,
Eh man es leget in das Grab.

O Herr, ich ring mit Todes Zwang,
Vergönne mir, daß ich mein Mund
Auf dein Wang lege, und verein
Meinen Mund mit dem Munde dein.

Ach, ach, das Kreuz hört nicht mein Wort,
Und du mein allerhöchster Hort
Hast in deinem Leiden gar kein Trost:
Betracht, Mensch, was dein Seel hat kost!"

Ey, laßt uns ihr zur Seiten stehn,
Mit ihr vergießen unsre Thrän,
Das laßt sie g'wiß nicht unbelohnt,
Man ist's an ihr ja nicht gewohnt.

O Jungfrau hoch im Himmel droh,
Dieß sey deinem Sohn und dir zu Lob

Gesungen von uns Sündern arm,
Damit er sich unser erbarm.

Maria, Mutter Gottes rein,
Durch allen Schmerz des Herzens dein
Bitt deinen Sohn, daß er uns mittheil
Seine Gnad und ewigs Heil.

54.

Himmelfahrt Mariä.

Die Engel singen süßen Sang,
Daß es im Himmel hoch erklang:

Sie singen: Ave Jungfrau rein!
Du sollt des Himmels Königinn seyn.

Dir ist bereit ein herrlich Thron
Mitten im Himmel bey deinem Sohn.

Ein königliche güldne Kron
Gibt die Dreyfaltigkeit zu Lohn.

All Völker sprechen selig dich
Auf Erd, im Himmel, ewiglich.

55.

Morgenstern.

Maria, du lichter Morgenstern,
Wir sehen dich von Herzen gern,
Wo dieser Stern erscheint und leucht't,
All Unglück, alles Uebel weicht.

Kein Stern ist in dem Himmelreich,
Kein Mensch, kein Engel, der dir gleich,
All Creatur sind nicht so rein,
Als du, o Jungfrau, nur allein.

Der Sonnenglanz umscheinet dich,
Der Mond legt zu den Füßen sich,
Zwölf klare Stern stehn um dein Kron,
Gott hat dich gesetzt auf deinen Thron.

Nach Gott hast du den größten Schein,
Die höchste Glorie, die ist dein,
Die höchste Ehr, die größte Freud,
O Jungfrau rein, ist dir bereit.

O Morgenstern, o Jungfrau zart,
Wie lang hat man auf dich gewart't,

Bis Gott durch dich den Sohn geſchickt,
Der nun die ganze Welt erquickt.

O Morgenſtern, ſey du gegrüßt,
Dein Licht die ganze Welt genießt,
Mit deinem Schein bey uns verbleib,
Erleucht uns all an Seel und Leib.

36.

Von der heiligen Maria.

Ein Jungfrau zart von edler Art,
Ihrs gleichen nie geboren ward,
Mein Herz hat ganz umfangen,
Und mich behafft mit Liebes Kraft,
Zu ihr ſteht mein Verlangen.

Kein weiblich Bild iſt ihr nicht gleich,
So hoch iſt ſie und tugendreich,
In Sitten und Geberden
Von Tugend ſchön die höchſte Kron,
Sie iſt mein Troſt auf Erden.

Sie iſt der heilig Tempel ſchön
Den ihm der ewig Gottes Sohn

Für allen auserkoren,
Der in Geduld für unsre Schuld
Ist wahrer Mensch geboren.

Sie ist die Sonn und grüner Zweig,
Wie uns die heilig Schrift bezeugt,
Aus Israel entsprossen:
Das recht Erbtheil, des Himmels Freud,
Von ihr ist hergeflossen.

Sie ist die auserwählte Zucht,
Die uns hat bracht des Lebens Frucht,
Das himmlisch Brod zur Speise,
Den wahren Weg und rechten Steg
Zum grünen Paradeise.

Vor Gott ist ihr kein Engel gleich;
Das himmlisch Heer in seinem Reich,
Die Auserwählten alle
Sind ihr bereit mit Dienstbarkeit,
Zu loben sie mit Schalle.

Sie siehet als ein Spiegel klar
Das göttlich Wesen immerdar
In Ewigkeit ohn Enden;
Ihr liebster Sohn auf seinem Thron
Thut sich von ihr nicht wenden.

Sie ist ein' Königinn, ein Kron
Des Himmels und der Erde schon,

Ein Hülf und Troſt der Armen;
Wer in Geduld begehrt ihr' Huld,
Deſſen will ſie ſich erbarmen.

Drum laufen will ich auch zu ihr
Ein armer Sünder, daß ſie mir
Im Leben und im Sterben
Bey ihrem Sohn im Himmels Thron
Woll helfen Gnad erwerben.

57.

Bitte zu Maria.

O Maria, voll der Gnaden,
Mutter der Barmherzigkeit!
Sieh, wie ich mit Sünd beladen
Seufz' in harter Dienſtbarkeit.
Ach! über mich
Erbarme dich,
O Mutter Jeſu! bitt für mich.

Viele Jahr ſind ſchon verſtrichen,
Daß ich alle G'ſetz veracht,

Daß ich von Gott abgewichen,
Mich zum Sklav der Höll gemacht
Ach! über mich
Erbarme dich,
O Mutter Jesu! bitt für mich.

Ach! ich elend armer Sünder,
Wo bin ich gekommen hin?
Nimm mich unter deine Kinder,
Wenn ich schon nicht würdig bin:

Denn es reuet mich von Herzen,
Daß ich Gott beleidigt hab',
Und bekenn' mein Sünd mit Schmerzen,
Will vom Bösen stehen ab.

Will hinfort die Sünde hassen,
Ja die kleinste Missethat;
Will ins Künftig alles lassen,
Was mich so verführet hat.

Eines ist, was mich betrübet,
Nemlich der unb'ständig Will,
Der ganz blind gleich wieder liebet,
Was er vor gehasset viel.

Und dieß ist, was ich dir sage,
O Maria, hör mich an;

Das iſt's, was ich dir jetzt klage;
Du biſts, die mir helfen kann.

Mach denn, daß ich los von Sünden,
In dem Guten b'ſtändig ſey,
Laß den Feind nicht überwinden,
Steh mir allzeit treulich bey.

Von den Sünden mich behüte,
Weil zu dir mein Hoffnung iſt,
Denn du, voll der Lieb und Güte,
Aller Sünder Zuflucht biſt.

Ey ſo wolleſt Jeſum bitten,
Dein gebenedeyten Sohn,
Der für uns ſo viel gelitten,
Daß er gnädig uns verſchon.

Wenn es endlich kommt zum Sterben,
Und zur langen Ewigkeit,
Wolleſt mir bey Gott erwerben
Die erwünſchte Seligkeit.

58.

Der goldene Rosenkranz.

Der goldene Rosenkranz,
Versetzt mit Perlen ganz,
Versetzt mit lauter Edelgestein,
Gehört zu einer Jungfrau rein.

Maria ist ihr Nam',
Von königlichem Stamm,
Sie ist die Jungfrau wohl geziert,
Der dieser Kranz gebührt.

Die Blümlein in dem Kranz
Sind alle frisch und ganz,
Ihr Farb ist roth, blau und weiß,
Ihr Nam' heißt Ehrenpreiß.

Die weiß Farb ist die Freud,
Die roth ihr Schmerzen und Leid,
Die blau bedeut ihr Herrlichkeit,
Die ihr im Himmel ist bereit.

So groß nun ihre Freud,
So groß ihr Schmerzen und Leid,

Noch gröſser iſt ihr Heiligkeit
Dort in der ewigen Freud.

Sie ſitzt auf Gottes Thron,
Und ſcheint über Sonn und Mon,
Sie iſt die gröſst im Himmelreich,
Kein Engel iſt ihr gleich.

Wer dieſe Ding betracht,
Und fleiſsig darauf acht't,
Der macht den gulden Roſenkranz,
Und ziert die Jungfrau ganz.

O Jungfrau mild und ſüſs,
Wir fallen dir zu Füſs,
Wir bitten dich ganz inniglich,
Erhöre uns genädiglich.

59.

Lob Mariä.

Dich edle Königinn wir ehren,
Frau vom Himmel, dein Lob wir mehren.
Dich loben und ehren mit Rechte
Aller Creaturen Geschlechte.
Gott Vater dich hat auserkoren,
Gott Sohn von dir ist Mensch geboren.
Der heilig Geist dich hat erhaben,
Und schön geziert mit allen Gaben.
Dein Thron ist nächst bey Gottes Throne,
Die Sonn dein Kleid, zwölf Stern dein Krone.
Der Mond ist unter deinen Füßen,
Die Stern dir alle dienen müssen.
Um deinen Thron die Engel schweben,
Sehr dienstbaft alle dich umgeben.
Die Seraphim sich vor dir neigen,
Die Cherubim all Ehr dir erzeigen.
Die Heiligen dich loben alle,
Dich preisen sie mit großem Schalle.
Du bist ein Zier der ganzen Erden,
Durch dich geziert die Himmel werden.
Du bist ein Mutter auserlesen,
Dir gleich kein Mutter nie gewesen.

O Mutter! o Troſt der Armen!
Wöllſt dich über uns erbarmen.
Hilf uns die Gnad von Gott erlangen,
Daß wir hernach die Kron empfangen.
Hilf, daß wir dich ſehen in Gloria,
O gnädigſte Jungfrau Maria!

60.

Von der Mutter Gottes.

Die Königinn von edler Art,
Die Frau im Himmel oben,
Maria zart,
Die Jungfrau rein wir loben.
Die Königinn im Himmel iſt,
Mutter des Sohnes Jeſu Chriſt,
In Schmerzen
Troſt der Herzen.

Sie ſitzt auf einem hohen Thron,
Mit Sonnenſchein umgeben,
Zwölf Stern ihr Kron,
Ihr Kleid von Gold geweben.

Sie iſt der ſchöne Morgenſtern,
Davon die Sonn geboren,
Sie glanzt gar fern,
Vom Glanz wird nichts verloren.

Sie iſt der Tharm von Helfenbein,
Der Salamonis Throne,
Von Silber rein,
Von klarem Gold gar ſchone.

Sie iſt die Arch von rothem Gold,
Darin Gotts Sohn geſchloſſen
Selbſt wohnen wollt
Neun Monath unverdroſſen.

Sie iſt das wahre Paradeis,
Von Gott gepflanzt auf Erden
Mit großem Fleiß,
Darin Gott Menſch ſollt werden.

Sie iſt der göttlich ſchöne Saal,
Da Gottes Sohn hier unten
Im Jammerthal
Sein Wohnung in gefunden.

Wohlauf, o liebe Chriſtenheit,
Die Königinn laßt preiſen
In Ewigkeit,
Gnad wird ſie uns beweiſen;

Sie Königinn im Himmel iſt,
Mutter des Sohnes Jeſu Chriſt,
In Schmerzen
Troſt der Herzen.

61.

Von den heiligen Engeln.

Herr Gott dich loben alle wir,
Und ſollen billig danken dir
Für dein Geſchöpf der Engel ſchon,
Die um dich ſchweben in deinem Thron.

Sie glänzen hell und leuchten klar,
Und ſehen dich ganz offenbar,
Dein Stimm ſie hören allezeit
Und ſind voll göttlicher Weisheit.

Sie ſeyren auch und ſchlafen nicht,
Ihr Fleiß iſt gar dahin gericht,
Daß ſie, Herr Chriſte, um dich ſeyn
Und um dein armes Häufelein.

Der alte Drach, der böſe Feind,
Der Neide, Haß und Zorne trinkt,
Und die er vor hat bracht in Noth,
Die Welt, die führt er noch in Tod.

Sein Datum ſteht alles darauf
Wie von ihm werd zertrennt dein Hauf,
Kirch, Wort, Geſetz, all Ehrbarkeit
Zu tilgen iſt er ſtets bereit.

Darum kein Raſt noch Ruh er hat,
Brüllt wie ein Löw, tracht früh und ſpat,
Legt Garn und Strick, braucht falſche Liſt,
Daß er verderb, was chriſtlich iſt.

Indem wachet der Engel Schaar,
Die Chriſto folget immerdar,
Und ſchützet deine Chriſtenheit,
Wehret des Teufels Liſtigkeit.

Am Daniel wir lernen das
Da er unter den Löwen ſaß,
Dergleichen auch am frommen Loth
Half der Engel aus aller Noth.

Dermaßen auch des Feuers Glut
Den Knaben keinen Schaden thut,
Die ſaßen in der heißen Flamm,
Der Engel ihnen zu Hilfe kam.

Alſo ſchützt Gott noch heutigen Tag
Vorm Uebel und gar mancher Plag

Uns durch die lieben Engelein,
Die uns zu Wächtern geben seyn.

Darum wir billig loben dich,
Und danken dir Gott ewiglich,
Wie auch der lieben Engel Schaar
Dich preiset heut und immerdar.

Und bitten dich wohl allezeit,
Dieselben heisse seyn bereit,
Zu schützen deine Christenheerd,
So hält dein Wort und Kirch in Werth.

Lob, Ehr sey Gott im höchsten Thron,
Deßgleichen Christo, seinem Sohn,
Und auch dem Tröster in der Noth,
Sind drey Person und nur Ein Gott. Amen.

62.

Von den unschuldigen Kindern.

Gott grüß euch Marter-Blümelein,
Die ihr so zarte Kinderlein

Erlanget habt die Marter-Kron,
Weil Christ geboren, Gottes Sohn.

Ihr seyd das erste Opfer zart,
Das Christo blutig Opfer ward,
In Unschuld und Einfältigkeit
Habt ihr erlangt die ewig Freud.

Gelobt sey die Dreyfaltigkeit,
Kraft, Ehr und Sieg hat sie bereit,
Sie gibt die Kron, den Zeugen schon,
In Ewigkeit im Himmels Thron.

63.

Am Feste St. Johannis Evangelistae.

Wo werd ich heut Blumen finden
Bey so kaltem Schnee und Eis,
Einen Jungfrau-Kranz zu binden
Von den Blumen roth und weiß?
Wer wird mir die Rosen geben,
Wer bringt mir die Lilgen dar,
Zu entwerfen nach dem Leben
Ein jungfräulichs Formular?

Eine Lilge unverſehret,
Eine Jungfrau rein und keuſch
In Johanne wird verehret,
Und ein Engel in dem Fleiſch.
Darum hat ihn Gott erwählet,
Und am Kreuz vor ſeinem End
Seine Mutter zugeſellet
Und vermacht im Teſtament.

Ach dich liebreich zu uns wende,
Chriſti liebſter Benjamin,
Reich uns deine Gnaden-Hände,
Nimm von uns all Uebel hin;
Du haſt Chriſti Tod geſehen,
Und gehört ſein Teſtament,
Darum wolleſt uns beyſtehen
Mit Maria an dem End.

64.

Die heiligen Jungfrauen.

Es iſt ins Himmels Throne
Ein wunderſchön Geſtalt,

Ein groß Procession
Von Heilgen jung und alt,
Die haben überwunden
Ihr Fleisch und Blut all Stunden,
Den Himmel mit Gewalt.

Herrlich thut voran ziehen
Ihr Gott, ein Lämmlein weiß,
Dem thun sie all nachgehen
Mit schönem Lob und Preis,
Es kann auch Niemand singen
Noch solch Gesang erklingen
Als die so fromm und weiß.

Das Lämmlein nächst zur Seiten
Die himmlisch Königinn
Sehr herrlich thut begleiten,
Wo es auch gehet hin;
Jeder thut da beschauen
Die Kron aller Jungfrauen
Mit Augen und mit Sinn.

Darnach kommen gegangen
Fein ordentlicher Weis
Die Jungfraun mit Verlangen,
Ein' jede nach dem Preis,
Darnach sie hat gelitten
Und auf Erden gestritten
Im Feur, in Blut und Schweiß.

O Gott, wollst uns verleihen
Genad und Stärke dein,
Daß uns auch mög gedeihen,
Jesu, bey dir zu seyn,
Dir folgen und dich loben
Im Himmel hoch dort oben
Mit allen Heilgen dein. Amen.

65.

Von den Heiligen Gottes.

O ihr Heiligen, Gottes Freund',
Wie hoch hat euch der Herr geehrt,
Daß ihr im Himmel alle Stund
Habt alles, was das Herz begehrt;
Ihr habt bei euch das höchste Gut,
Das allzeit erfreuet euren Muth,
Kein Trauren euch begreifen thut.

Ihr leuchtet als der Sonnen Glanz
In Gottes, unsers Vaters, Reich,
Eur Klarheit, die ist voll und ganz,
Auf Erden hat sie gar nichts gleich;
Selig seyd ihr zu aller Zeit,
Weil ihr im Haus des Herren seyd
Und preiset ihn in Ewigkeit.

Chriſtus hat euch das Reich bereit
Daß ihr eſſet an ſeinem Tiſch,
Und trinket in der Seligkeit
Die Gnaden Gottes neu und friſch;
An Wolluſt, die ihr dort genießt,
Ein Tag bey euch viel reicher iſt,
Denn tauſend hie in dieſer Friſt.

Ihr ſeht allzeit Gotts Angeſicht,
Das auch die Engel gerne ſchaun,
Davon euch ſolche Freud geſchicht,
Dergleichen hat geſehn kein Aug',
Noch auch kein Ohr hat je gehört,
Wie uns bezeugt das göttlich Wort,
Dem wir vertrauen immerfort.

Nun bitten wir euch alle gleich,
Erflehet uns Gnad bey unſerm Gott,
Daß wir kommen ins Himmelreich,
Wann uns von hinnen ſcheidt der Tod,
Für uns rufet den Herren an,
Daß er nicht wölle uns verlan,
Daß wir nicht ins Verderben gan.

Ach lieber Herre, unſer Gott!
Durch die Fürbitt der Heilgen dein
Komm uns zu Hilf, es thut uns Noth,
Hilf uns zu deinem Reich hinein,
Zu der ewigen Seligkeit,

Die du den Deinen haſt bereit,
Durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn.

66.

Armer Seelen Ruf.

O ſchwere Gotteshand,
Wie biſt allhie zu Land
So ſchmerzlich zu gedulden!
Ach wie muß man ſo theur
In dieſem ſtrengen Feur
Bezahlen alle Schulden?

Hätt ich mir dieſe Pein
Zuvor gebildet ein,
Die man allhier muß leiden:
So hätt ich alſo ſehr
Gewißlich nimmermehr
Getracht nach ſchnöden Freuden.

O weh der Eitelkeit!
O weh der kurzen Zeit!
O weh der ſchnöden Freuden!
Ach wie ſo große Pein
Nehm ich dafür jetzt ein!
Ach wie viel muß ich leiden!

Ach hätt ich jetzt die Zeit,
Die ich in Eitelkeit
So unnütz thät verzehren!
Ach hätt ich nur ein Stund,
Leicht wollt ich mich jetzund
All dieser Pein erwehren.

Zuvor war es die Zeit
Der Gnad und Gütigkeit,
Sie iſt jetzt ſchon vergangen;
Jetzt ſtraft die Gerechtigkeit
Scharf, ohne Barmherzigkeit,
Kein Gnad laßt ſie erlangen.

Ihr, meine liebe Freund,
Zu helfen mir erſcheint,
Ach thut mein Noth betrachten!
Erbarmt euch über mich,
Ich bitt euch herziglich,
Mein Bitt' thut nicht verachten.

O bethet all für mich,
Daß Gott erbarme ſich,
Daß er mir Gnad woll' geben!
O helft mir all dazu,
Daß ich komm in die Ruh,
Und in das ewig Leben.

Dritte Abtheilung.

Christliche Gesänge verschiedenen Inhalts.

67.

Ermunterung.

Jesus ruft dir, o Sünder mein,
Mit ausgespannten Armen,
Wenn du schon wärst aus Marmelstein,
So sollt's dich doch erbarmen.
Wein, ach wein, mein frommer Christ!
Denk, daß dieß dein Heiland ist,
Dein höchster Schatz auf Erden.

Hat Gottes Sohn auf solche Weis
Den Himmel müssen kaufen,
Meinst du, du wollst ins Paradeis
Ohn Müh und Arbeit laufen?
Nein, ach nein, mein frommer Christ!
Denk, wie eng das Thürlein ist;
Wer weiß, wie's möcht gelingen.

Drum eil herzu, schau Jesum an,
Von Haupt an bis zun Füßen,
Gedenke wohl, es geh dich an,
Was du noch hast zu büßen.
Wein, ach wein, mein frommer Christ!
Denk, daß dieß dein Richter ist,
Dem alle Herzen offen.

Obwohl die Seel in Gottes Händ
Des Schächers iſt gefahren,
Wollſt du darum bis zum End
In deiner Sünd verharren?
Nein, ach nein, mein frommer Chriſt!
Denk, daß gar gefährlich iſt,
Ich fürcht, es möcht dir fehlen.

Schau an das Kreuz und große Lieb,
Die Gott dir hat erwieſen,
Daß Gottes Sohn, gleichwie ein Dieb,
Für dich hat ſterben müſſen.
Wein, ach wein, mein frommer Chriſt!
Denk, was für ein Wunder iſt,
Daß Jeſus für dich leide.

Durch Kreuz und Leiden Jedermann
Der Himmel ſtehet offen,
Gewiß es dir wohl fehlen kann,
Wenn du wollſt anders hoffen.
Nein, mein Chriſt, es muß doch ſeyn,
Gib dich nur geduldig drein,
Mit Jeſu mußt du leiden.

Verleih mir denn, o höchſtes Gut,
Verzeihung meiner Sünden,
Und durch dein roſenfarbnes Blut
Bey dir Genad zu finden.

Denn mit dir, Herr Jesu Christ,
Meine Lust und Freude ist
Zu leben und zu sterben.

68.

Ein anderer Bußgesang.

O edle Seel! o theurer Werth,
Wie Wen'ge dich betrachten?
O schönstes Gut auf dieser Erd,
Wer soll dich nicht hochachten?
Die ganze Welt ist dir zu klein,
Kein Ruh hier findst auf Erden,
In Gott allein dein Ruh soll seyn,
Gott will dein Erbtheil werden.

O schöne Seel! durch Gottes Hand
Mit Gaben reich gezieret,
Ach weh, wer dich, o edles Pfand,
Durch Sünd um nichts verlieret;
O Mensch, was nützt all Geld und Gut,
All Ehr und kurze Freuden,
Wenn deine Seel zur Höllenglut
Verdammt soll ewig leiden?

O theure Seel, durch Christi Blut
Aus Satans Reich erkaufet!
Schau, was für dich dein Heiland thut!
Im Blutbad er dich kaufet!
O Seel, dich ruft der treue Hirt,
Zu ihm sollst wiederkehren,
Dich Jesus sonst verlassen wird,
Wann nicht sein Stimm willt hören.

O arme Seel, was denkst du doch?
Fang an, die Sünd zu meiden;
So schwere Last und Sünden-Joch
Willst du noch länger leiden?
Durch wahre Buß nun mach dich frey,
Zerreiß die Laster-Ketten;
Dir helfen kann allein die Reu,
Sonst niemand kann dich retten.

69.

Das verlorne Schaf.

Große Sorgen, große Schmerzen
Stehen auf in meinem Gemüth,

So mich quälen in dem Herzen,
Daß ich doch, o Jesu, nit
Alle Stunde, wie ich konnte,
Hab' bedient mich deiner Güt'.

Wie ein Schatten ist mein Leben
Gangen hin ohn' Tugendlicht,
Mit der finstern Nacht umgeben;
Der ich war so hoch verpflicht,
Hab vermessen, dein vergessen:
Sollte das mich kränken nicht?

Wie ein Schiff durch Ungewitter
In dem ungestümen Meer,
Wann die Winde sausen bitter,
Wird getrieben hin und her:
Also eben ist mein Leben
Durch die Sünd geängstigt schwer.

Hab die schöne Tugend-Straßen,
Die mein Heiland mich geführt,
Als ein irrend Schaf verlassen:
Wer ist, der mich weisen wird?
Wollte gern wiederkehren
Zu dem treuen Seelenhirt.

Hör mein Seufzen, hör mein Klagen,
Jesu, du so guter Hirt,

Laß dein Schäflein nicht verzagen,
Welches zu dir kehren wird;
Durch mein Schreyen thue bereuen,
Daß ich mich so oft verirrt.

70.

Rückkehr.

Wild, frech und stolz, und ungezwungen
Pflegt ich zu leben vor dieser Zeit,
Jetzt aber, da Jesus mein Herz durchdrungen,
Hab ich verlassen all Ueppigkeit.

Ich war so wild, man hats gespüret,
Gleichwie ein Vögelein fliegt ins Feld,
Jetzt hat mich Jesus ins Netz geführet,
Und seinen Freunden mich zugesellt.

Frey, ledig, los und ungebunden,
Nach meinem Willen hab ich gelebt;
Drum will ich weinen zu allen Stunden,
Daß ich bishero in Sünd geschwebt.

Mein Herr mich lehrt, doch nicht ohn' Schmerzen,
Wie eigner Wille zu brechen sey,
Damit ich ihm folge mit Ruh des Herzen,
Und sey vom Sünden-Wandel frey.

Auf dich, o Jesu, steht mein Hoffen,
Laß mich genieſſen nur diesen Lohn,
Daß wann nun mein Leben zu End geloffen,
Du mich wollst führen ins Himmels Thron.

71.

Von der Demuth.

Wer Ohren hat zu hören,
Der merk, was ich hie sag,
Mein Mensch, ich will dich lehren,
Was dir viel helfen mag:
Ein theuren Schatz trag ich dir an,
Doch kann ihn kaufen jedermann,
Gieb nur dein Willen drein,
So ist er eigen dein.

Der Schatz, so ich thn meinen,
Ist köstlich überaus,

Seins gleichen findst du keinen
In eines Königs Haus,
Gar seltsam ist er hie auf Erd,
Ganz unerschätzlich ist sein Werth,
Man kann ihn allzeit han,
Doch nimmt ihn niemand an.

Demuth heißt er mit Nahmen,
Ein edles Perlein gut,
Du magst es wohlfeil kramen,
Doch halt es wohl in Hut,
Die listig Schlang bey Tag und Nacht,
Die stets nach diesem Perlein tracht,
Gar sehr sie dieß anficht,
Und kaufts doch selber nicht.

Die Demuth ist die Pforten
Wohl zu des Himmels Saal;
Der Weg, nach Christi Worten,
So dort hinführt, ist schmal;
Wer durch ihn will, muß Demuth han,
Sonst stößt er allzeit oben an,
Das Thürlein ist gar klein:
Duck dich, willst du hinein.

Dein Herr hat auch gelitten
Viel Schmachwort, Hohn und Spott,
Dazu mannlich gestritten,
Gekämpft bis in den Tod;

So leid mit ihm, und ſey verſchmächt,
So biſt du dann des Herren Knecht;
Gib nur den Willen drein,
Es muß gelitten ſeyn.

Bey mir hab ich beſchloſſen,
Jeſu, mein höchſter Troſt!
Ich will ganz unverdroſſen
— Gott geb, wie viel es koſt! —
Allhie deinem Leben folgen nach,
Von deinetwegen leiden Schmach,
Und ſtets verachtet ſeyn
Bis in mein Grab hinein.

Den Weg biſt du ſelbſt gangen,
Ob er ſchon hart und rauh,
Drum will ich mit Verlangen
Denſelben wandlen auch;
Sollſt du für mich geſtorben ſeyn,
Und ich ſollt mich nicht geben drein?
Es ſtünd mir übel an;
Den Weg will ich auch gan.

O Schmachwort, Angſt und Leiden,
Kommt alle her zu mir,
Ich wart auf euch mit Freuden,
Mit herzlicher Begier,

Ihr ſeyd geſegnet all von Gott
In Chriſti meines Herren Tod,
Ihr machet mich ihm gleich,
Führt mich ins Himmelreich.

72.

Von der Geduld.

All Tugend ſchon viel Ehr und Lohn
Verheiſſen und auch bringen,
Drum mit Begier gefällt jetzt mir
Von einer was zu ſingen:
Geduld genannt, gar wohl bekannt,
Aber nicht allzeit geliebet,
Wird oft gepreiſt, doch ſelten geleiſt,
Von Wenigen geübet.

Geduld macht ring gar ſchwere Ding,
Die man ſonſt nicht kann tragen,
Drum ſollen wir mit Freud zu ihr
Im Kreuze fliehn ohn Zagen;
Geduld macht Huld, zahlt manche Schuld,
Iſt gar ein große Tugend,

Und ziemt zugleich auch Arm und Reich,
Dem Alter als der Jugend.

Den engen Weg und ſchmalen Steg
Lehrt uns der Seligmacher,
Und ſchreyt uns zu: „Wollt ihr in die Ruh,
So kommt mir fröhlich nacher;
Den engen Weg und ſchmalen Steg
Bin ich euch ſelbſt vorgangen,
Gelitten viel, ohn Maß und Ziel;
Was wollt dann ihr anfangen?“

O wenn man wüßt, was Leiden iſt,
Viel Kreuz von Chriſti wegen,
So würden wir mit großer Begier
Das Kreuz auf die Achſel legen.
Durch Angſt und Noth kamen zu Gott,
Die jetzt das Reich beſitzen;
All traten ein, durch Kreuz und Pein,
Durch Trübſal, Angſt und Schwitzen.

Nur weidlich dran! das iſt die Fahn,
Auf die wir müſſen ſchauen,
Die hilft aus Noth, macht gefällig Gott,
In Angſt und Noth ihm trauen;
Das Holz ſchau an, der Herr hängt dran,
Das iſt der Baum des Lebens,

Drum folg, den lieb, Geduld ſtets üb,
Sonſt iſt alles vergebens.

Denn Gut und Geld, Wolluſt der Welt
Wird in die Läng nicht währen,
Die viel gelitten, mannlich geſtritten,
Die wird Gott dort verehren;
Die beſtändig Ehr gibt Gott der Herr,
Die wird uns recht gefallen,
Dort werden wir all nach Gebühr
Gott loben mit großem Schalle.

73.

Des Chriſten Weg und Ziel.

Ich muß die Kreaturen fliehen
Und ſuchen Herzens-Innigkeit,
Soll ich den Geiſt zu Gotte ziehen,
Auf daß er bleib in Reinheit.

Ich muß die äußern Sinne zwingen,
Soll ich empfahn das oberſt Gut,
Und ſtetigs nach der Tugend ringen,
Soll werden mir der Liebe Glut.

Ich muß die ſchnelle Zunge binden,
Und was ſie krümmt, nun machen ſchlecht,
Soll ich von Gott den Frieden finden,
Und mir in allem werden recht.

74.

Glaub, Hoffnung und Liebe.

Der du die Wahrheit ſelber biſt,
Ich glaub an dich, Herr Jeſu Chriſt!
Ich glaube, was der heilge Geiſt
Mich durch die Kirche glauben heißt;
In dieſem Glauben rühm ich mich,
In dieſem Glauben ſterbe ich,
Für dieſen Glauben, feſt und rein,
Will leiden ich all Qual und Pein.

Der du die Treue ſelber biſt,
Auf dich hoff ich, Herr Jeſu Chriſt!
Zu jeder Hilf biſt du bereit,
Hilfſt gütiglich zu jeder Zeit;
Ich hoffe, daß dein heil'ges Blut
Zum Seelen-Heil mir helfen thut;

Und daß du nach des Lebens Streit;
Mir geben wirst die Seligkeit.

Der du die Liebe selber bist,
Ich liebe dich, Herr Jesu Christ!
O süße Müh! o großer Lohn!
Dich lieben, dich, o Gottes Sohn!
Du bist mein Gott, du bist mein All!
Was du nicht bist, ist leerer Schall.
Ach, möcht ich sterben zu der Stund,
Jesu! von deiner Lieb verwundt!

75.

Das Liebesband.

Ich wollt um meines Herren Haupt,
Das ganz von Dornen war umschraubt,
Ein Kronenband von Golde binden;
Das sollte meine Liebe seyn,
Da braucht ich nun ein Schmelzwerk drein,
Das wußt ich nirgends aufzufinden;
Doch traf mein Geist auf guter Bahn
Noch endlich einen Goldschmid an.

Der legte mir zu dieſer Zier
Der Muſter eine Menge für;
Ich wählt und weiß es noch zu nennen,
Ein Haupt, darauf man Balſam goß,
Der auch davon herunter floß,
Doch, daß der Leib nicht wohl zu kennen;
Dabey war dies die Nebenſchrift:
Wohl dem, den dieſer Balſam trift.

Zur andern ward mir vorgelegt
Ein Oehlbaum, den man abgeſägt,
Und friſch mit Reiſern überſetzet;
Dabei ein alter Gärtner ſtund,
Von dem der ungehackte Grund
Mit Waſſer ward umher benetzet;
Und ſchiens, als ſagte dieſer Greis:
Wohl dem, der hier ſteht, wie ein Reis.

Darauf legt er einen Weinſtock dar,
Der voller grüner Reben war,
Die theils mit Trauben angefüllet,
Theils aber ſtunden nur zum Schein,
Und ſchnitt der Gärtner friſch darein,
Wo ſolches Laub den Stock verhüllet;
Sein Wort ſchien dies zu jeder Friſt:
Weg, was kein fruchtbar Reben iſt.

Das vierte war ein weißes Kleid,
Ein Sinnbild der Gerechtigkeit,

Mit Christi Werken ausgeflicket;
Das gab ein Vater anzuziehn,
Der Sohn warf seinen Kittel hin,
Der ganz mit Flicken zugestücket;
Und wie es schien, fieng dieser an:
Wohl, wenn ich mich so kleiden kann.

Drauf kam mir vor ein Waizenfeld,
Das große Bild der Christenwelt,
Mit Unkraut hin und her besprenget;
Da stand ein hurtger Ackermann,
Und schlug mit seiner Sichel an,
Wiewohl der Acker so gemenget;
Doch schiens, als sprach er dies darein:
Wohl dem, der hier kann Waizen sä'n.

Und was zum sechsten vor uns kam,
Das war ein edler Bräutigam,
Mit Hochzeitkleidern ausgeschmücket;
Der bot der Braut die Liebeshand,
Die war in reiner Lieb entbrannt,
Und schaut auf ihn, wie halb entzücket;
Vom Himmel gab es diesen Laut:
Wie selig ist des Höchsten Braut.

Darauf kam mir ein Schäfer für,
Zwar schlecht von Kleid und sonder Zier,

Doch lag ein Schaf auf seinem Rücken;
Das schien, als hätt ers aus der Nacht
Und aus der Irr auch heimgebracht,
Und wollt es bey der Heerd erquicken;
Dabey dieß Wort gelesen ward:
Wohl, wenn man hat des Schäfleins Art.

Zum achten zog in einem Kahn
Ein Schiffer seinen Zug heran,
Als wollt er nun das Netz ausleeren;
Da sah man Fisch und Koth und Stein
In einem Garn ergriffen seyn,
Das fing er gleich an umzukehren;
Und mischte diesen Spruch darein:
Wohl dem, der wie ein Fisch kann seyn.

Drauf sah ich, wie Metall da floß,
Das einer in die Forme goß,
Ein Crucifix darauf zu giessen,
Das im Metall darneben stund;
Wie da der Herr für unsern Bund
Sein Blut ließ, wie die Ströme, fliessen;
Darüber stand dieß Wort erhöht:
Wohl, wer in dieser Forme steht.

Zum zehnten war da ein Spital,
Und Kranken drinnen ohne Zahl,

Und wollt ein Arzt zu ihnen treten,
Den ließen viel von ferne flehen,
Zu einem schien er hinzugehen,
Der ihn zuvor mit Ernst gebeten;
Dabey ward dies mit angefügt:
Wohl dem, den dieser Arzt kurirt.

Daraus mach ich mein Liebespfand,
Und bring es als mein Seelenpfand,
Und ehre mit diesem Namen:
Herr, dessen Schrift dieß selbst erdacht,
Sey dieß für mich, was ich dir bracht,
Und sprich zu allem selbst das Amen;
So werd ich sonder Bild und Schein
In dir wahrhaftig selig seyn.

76.

St. Franzisci Liebesseufzer.

Mit Zähren-angefeuchten Wangen,
O Jesu, seufze ich nach dir,
Zu dir steht meiner Seel Verlangen,
O Herr, sättige mich, und erfüll mein Begier.

Ohn dich begehr ich nichts zu haben,
Denn du allein, Herr, bist mein Trost,
Die Lieblichkeiten deiner Gaben,
Kein Mensch kann prüfen, als der deine Lieb
verkost.

In meinem Schlaf, in meinem Wachen
Bist mein Gedanke immerhin,
In meinem Thun, in meinen Sachen
Schwebst du mir immerdar in meinem Herz
und Sinn.

Du bist die Hoffnung meines Lebens,
Du bist mein Helfer in der Noth,
Allein du hast mir alles geben,
Du bist mein Trost, mein Schatz, und aller-
liebster Gott.

Mein Herz ist von dir eingenommen,
Von deiner Liebe ganz entzündt,
Es ist mit mir so weit nun kommen,
Daß mein Gemüth und Herz vor lauter Lieb
zerbrinnt.

Der Trost, die Freude meiner Seelen
Vermehren sich durch Lieb so sehr,
Daß sie sich allzu hoch thut quälen,
Daß sie sich nicht begreifet in sich selbsten mehr.

77.

Bitte.

Von deinetwegen bin ich hier,
Herr Gott, vernimm mein Wort,
Mein Hoffnung all setz ich zu dir,
Du bist mein höchster Hort!
Du bist mein Trost ob allen,
Du bist der Heiland mein!
Ich wünsch zu tausend Malen,
Daß ich bey dir mög seyn.

Du wohnest in der Höhe dort,
Mit Licht bist du bekleidt,
Viel leid ich hier an diesem Ort,
Hilf mir aus allem Leid;
Hilf mir aus dem Elende,
Das bitt ich, Herre Gott!
So hat mein Traur ein Ende,
Bin selig im Leben und Tod.

78.

Vertrauen.

Auf meinen lieben Gott
Trau ich in Angst und Noth,
Er kann mich allzeit retten,
Aus Trübsal, Angst und Nöthen,
Mein Unglück kann er wenden,
Steht alles in seinen Händen.

Ob mich der Tod anficht,
Will ich verzagen nicht,
Auf Christum will ich bauen,
Und ihm allein vertrauen,
Ihm thu ich mich ergeben,
Im Tod und auch im Leben.

Wann mich der Tod nimmt hin,
Sterben ist mein Gewinn,
Und Christus ist mein Leben,
Dem thu ich mich ergeben,
Ich sterb heut oder morgen,
Mein Seel wird er versorgen.

Ach mein Herr Jesu Christ,
Der du so geduldig bist

Für mich am Kreuz gestorben,
Hast mir das Heil erworben,
Und uns allen zugleiche
Das ewig Himmelreiche.

Amen zu aller Stund,
Sprich ich aus Herzensgrund!
Du wöllest uns recht leiten
Herr Christ, zu allen Zeiten,
Auf daß wir deinen Namen
Ewiglich preisen, Amen.

79.

Ergebung.

Solls sein, so sey's, wie mein Gott will,
Ich hab mich ihm ergeben,
Wann ich sein Will allzeit erfüll,
So kann ich sicher leben;
Hab ich sein Gnad, und folg seim Rath
So kann mich nichts betrüben;

Solls ſeyn, ſo ſeys, ich mich befleiß,
Mein Gott allein zu lieben.

Wie mein Gott will, bin ich bereit,
Er iſt mir lieb vor allen,
Auf dieſer Welt mich nichts erfreut,
Als ihm allein zu gefallen;
Kein Freud noch Leid mich von ihm ſcheidt,
Kein Trübſal, Angſt und Schmerzen;
Solls ſeyn, ſo ſeys, mein Gott der weiß,
Daß ich ihn lieb von Herzen.

Wie mein Gott will, ich geb mich drein,
Will ſtandhaft bey ihm bleiben,
Kein Kreuz noch Marter oder Pein
Soll mich von Gott vertreiben,
Will ſeiner Müh, ſpat oder früh
Zu Gottes Ehr verſchonen;
Solls ſeyn, ſo ſeys, es wird mein Schweiß
Mir hie und dort belohnt.

Solls ſeyn, ſo ſeys, wie mein Gott will,
Im hohen Himmel oben,
Er geb mir wenig oder viel,
Will ich ihn darum loben;

Blind, krumm und lahm, in Gottes Nahm!
Er läßt mich nicht verderben;
Sollt's seyn, so sprech' Gott ist mein Speis,
Läßt mich nicht Hunger sterben.

Wie mein Gott will, es mir gefällt
In allen meinen Sachen,
Ich hab ihm alles heimgestellt,
Er kanns zum Besten machen;
Es ist umsonst, kein Witz noch Kunst
Hilft wider Gottes Willen;
Sollt's seyn, so sprech', er doch wohl weiß
Sein Willen zu erfüllen.

Sollt's seyn, so sprech', wie mein Gott will,
Er kanns zum besten richten,
Nehms an von ihm, schweig dazu still,
Thu mich ihm ganz verpflichten;
Wann Freund und Feind mir widrig seynd,
So will ich nicht verzagen;
Sollt's seyn, so sprech; leicht Gott das Eis,
So kann ich alls ertragen.

Wie mein Gott will, bis in den Tod
Soll mich von ihm nichts scheiden,
Gern will ich Trübsal, Angst und Noth
Von seinetwegen leiden;

Allein ich bitt, daß er mich nit
Dort laß zu Schanden werden;
Solls seyn, so seys, ins Paradeis
Fahr ich von dieser Erden.

Solls seyn, so seys, wie mein Gott will,
Sein Will, der ist der beste,
Er hat mir schon gesetzt ein Ziel,
Daran halt ich mich feste;
In Lieb und Leid, zu aller Zeit
Will ich sein Will vollbringen;
Solls seyn, so seys! Lob, Ehr und Preis
Will ich ihm ewig singen.

30.

Gottergebenheit.

Ich hab mein Sach zu Gott gestellt,
Der machts alles, wie es ihm gefällt;
Dem thu ich mich ergeben.
Mein Seel, mein Leib, mein Ehr und Gut

Erhält Gott ſtets in ſeiner Hut
Hie und dort zum ewigen Leben.

Was alle Welt verloren acht,
Das erhält Gott ſtets in ſeiner Macht,
Wenns ihm gefällt zu wenden;
Ich befehl mich in den Willen ſein,
Er wird mich, als der Vater mein,
Ausführen zu einem ſeligen Ende.

Was kann mich dann ankommen für Noth,
Wenn du mir beyſtehſt, du mein gewaltig
Gott!
Was kann mir dann gebrechen?
Gieb mir Geduld, den Willen dein,
Zu verachten, die mir zuwider ſeyn,
Mein Unſchuld wirſt du wohl rechnen.

O du mein lieber Herre Gott!
Erhalt mich ſtets bey deinem Gebeth,
Darwider nit zu ſtreben.
Du kannſt wohl helfen aus aller Noth,
Was mir zur Seel und Leib iſt noth,
Kannſt du mir alles geben.

O Jeſu Chriſt, mein höchſte Zier!
Laß mich kein Glück noch Unglück von dir

In dieser Welt abwenden!
Stärk meinen Glauben; durch deine Gnad
Erlös mich von der Sünden Schad,
Gib mir ein seliges Ende.

•

Der uns dieß Liedlein neu gesang,
Ein arme Sünderinn ist sie genannt;
Gott wird sie nit verlassen.
Wer sein Vertrauen stellt auf dich, Herr,
Dem wird sein Unglück nit zu schwer,
Gott weiß wohl Zeit und Maßen,
Der wird dich nicht verlassen.

81.

Sehnsucht und Hoffnung.

Banges Hoffen, stilles Sehnen,
Ach wie lange quält ihr mich!
Wann soll endlich meinen Thränen
Jenes Glück ergeben sich,
Worauf Herze und Gedanken
Sind gerichtet jederzeit?

Ach wie lang soll ich noch wanken
In dem Meer der Sterblichkeit!

Wie ein Schifflein ist mein Leben,
So sich in der wilden Fluth
Muß der Winde Macht ergeben;
Ach es schwindet Herz und Muth!
Mancher Sturm der Eitelkeiten,
Manche Well der schnöden Lust
Drohet mir von allen Seiten
Und beängstigt meine Brust.

Mancher Blitz, und Ungewitter
Schlagen in das Schifflein ein,
Daß das Leben immer bitter,
Immer nur in Furcht muß seyn.
Ach es stehet zu besorgen,
Daß von meinem Schifflein
Kaum das Wrack noch wird geborgen
Und geführt zum Hafen ein.

Doch so will ich mit den Schmerzen,
Mit der Qual, so mich umringt,
Voll von Hoffnung immer scherzen,
Wenn sie endlich Ruhe bringt;
Wenn nur, Jesu, mein Verlangen!
Meine Lust, mein Ziel und End!

Ich dich endlich kann erlangen,
Daß mich niemand von dir trennt.

Nun ich stecke auf die Segel,
Nur dein Will mein Nordstern ist,
Meine Richtschnur, meine Regel,
Der ich folg zu jeder Frist;
Lasse deines Geistes Winde
Meine Segel wehen an,
Daß mein Seele nur geschwinde
Bey dir, Jesu, länden kann!

Blas't geschwinde, blas't, ihr Winde,
Schwellet meine Segel auf,
Daß ich meinen Jesum finde
Mit uneingestelltem Lauf;
O daß dich ich doch erwerbe!
Mein Verlangen nimmet zu!
Ach, ich sterbe, eh ich sterbe!
Jesu! Jesu! meine Ruh!

82.

Verachtung der Welt wegen künftiger Ewigkeit.

Sag, was hilft alle Welt
Mit allem Gut und Geld?
Alles verſchwindt geſchwind
Gleichwie der Rauch im Wind.

Was hilft der hohe Thron?
Der Scepter und die Kron?
Scepter und Regiment
Hat alles bald ein End.

Was hilft ſeyn hübſch und fein,
Schön wie die Engel ſeyn?
Schönheit vergeht im Grab,
Die Roſen fallen ab.

Was hilft ein goldgelbs Haar?
Cryſtall die Augen klar?
Lefftzen, Corallen-roth,
Alles vergeht im Tod.

Was iſt das gulden Stuck
Von Gold, Zier und Geſchmuck?

Geld iſt nur rothe Erd,
Die Erd iſt nit viel werth.

Was iſt das roth Gewand,
Das Purpur wird genannt?
Von Schnecken aus dem Meer
Kommt alle Purpur her.

Was iſt der Seidenpracht?
Wer hat den Pracht gemacht?
Es haben Würm gemacht
Den ganzen Seidenpracht.

Was ſind dann ſolche Ding,
Die wir nicht ſchätzen gering?
Erd, Würmer, Schneckenblut
Iſt, das uns zieren thut.

Fahr hin, o Welt, fahr hin,
Bey dir ſind' ich kein Gewinn,
Was ewig, achtſt du nit,
Hin haſt dein Aernt' und Schnitt.

Fahr hin, leb, wie du willt,
Haſt gnug mit mir geſpielt;
Die Ewigkeit iſt nah,
Fromms Leben ich anfah.

83.

Vom Tode.

Es iſt ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott,
Heut wetzt er das Meſſer,
Es geht ſchon viel beſſer,
Bald wird er drein ſchneiden,
Wir müſſens nur leiden.
Hüt dich, ſchöns Blümelein!

Was heut noch grün und friſch daſteht,
Wird Morgens weg gemäht,
Roth Roſen, weiß Lilgen,
Bevd pflegt er austilgen,
Und ihr Kaiſerkronen,
Man wird euch nicht ſchonen.
Hüt dich, ſchöns Blümelein!

Viel tauſend iſt, das ungezählt,
Da unter der Sichel hinfällt,
Die edle Narciſſel,
Die engliſche Schlüſſel,
Die ſchöne Hyacinthen,
Die türkiſche Binden.
Hüt dich, ſchöns Blümelein!

Das himmelfarbe Ehrenpreiß,
Die Tulipan, gelb und weiß,
Die ſilberne Bleden,
Die guldene Fleden,
Sinkt alles zur Erden,
Was wird nur draus werden?
Hüt dich, ſchöns Blümelein!

So viel Maßlieb und Roſmarin
Schwelkt unter der Sichel hin,
Vergißmeinnit,
Du mußt auch mit,
Und du Tauſendſchön,
Man laſt dich nit ſtehn.
Hüt dich, ſchöns Blümelein!

Ihr geſprengte Morgen-Röſelein,
Ihr Pappeln groß und klein,
Ihr ſtolze Schwert-Lilien,
Ihr krauſe Baſilien,
Ihr zarte Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüt dich, ſchöns Blümelein!

Er macht ſo gar kein Unterſchied,
Geht alles in Einem Schnitt,
Der ſtolz Ritterſporn,
Und Blumen im Korn,

Da liegens beyſammen,
Man weiß kaum den Namen.
Hüt dich, ſchöns Blümelein!

Truß, Tod! komm her, ich förcht dich nit,
Truß! komm und thu' ein Schnitt;
Wann er mich wegfretzet,
So werd ich verſetzet,
Ich will es erwarten,
In himmliſchen Garten.
Freu dich, ſchöns Blümelein!

84.

Ein Lied vom grimmigen Tod.

Der grimmig Tod mit ſeinem Pfeil
Thut nach dem Leben zielen,
Sein Bogen ſchießt er ab mit Eil,
Und läßt mit ſich nicht ſpielen;
Das Leben verſchwindt,
Wie Rauch im Wind,

Kein Fleiſch mag ihm entrinnen;
Kein Gut noch Schatz
Beym Tod findt Platz,
Du mußt mit ihm von hinnen.

Vielleicht iſt heut der letzte Tag,
Den du noch haſt zu leben,
O Menſch, veracht nicht, was ich ſag,
Nach Tugend ſollſt du ſtreben;
Wie mancher Mann
Wird müſſen dran,
So hofft noch viel der Jahren,
Und muß doch heut,
Weil die Sonne ſcheint
Zur Höll' hinunter fahren.

Darum, mein Seel, biß ſtets bereit,
Thu allzeit männlich wachen,
Wann der Tod kommt zu jeder Zeit,
Will dir den Garaus machen,
So kannſt du dich,
Frey ritterlich,
Mit ihm in Kampf begeben;
Ein' große Kron
Trägſt du davon,
Wann er dir nimmt das Leben.

All Creatur laß fahren hin,
Den Schöpfer sollt du lieben,
Was du hier verlierst, ist dort Gewinn,
Kein Schad laß dich betrüben:
Mit Seel und Leib
Dich ihm verschreib,
Alsdann so laß ihn walten:
So wird er dich,
Glaubs sicherlich,
In seinem Schutz erhalten.

Der dieses Liedlein hat gemacht,
Von neuem hat gesungen,
Der hat gar oft den Tod betracht,
Und letztlich mit ihm gerungen.
Liegt jetzt im Hohl,
Es thut ihm wohl,
Tief in der Erd verborgen;
Sieh auf dein Sach,
Du mußt hernach,
Es sey heut oder morgen.

85.

In Todes Nöthen.

Herr Jesu Christ, mein Trost du bist,
In allen meinen Nöthen,
Gib Lebens Frist, wie dein Will ist,
Kein Sünder willt du tödten,
Der sich bekehrt, wie dein Wort lehrt,
Wer fest darauf thut bauen,
Findt Guad allhier, deß will ich dir
Ganz festiglich vertrauen.

O Herr, mein Gott, durch deinen Tod
Hab ich groß Heil befunden,
Dein Blut so roth, der Welet *) noth
Hat kräftig überwunden;
So ich umkehr, folg deiner Lehr,
Halt mich nach deinem Willen,
Kann ich und mag, nach deiner Sag,
Tod, Höll und Teufel stillen.

Deß tröst ich mich, darum will ich
In deiner Furcht stets bleiben,

*) Welt.

Erzeig du dich mir väterlich,
Dein Kind will ich mich ſchreiben,
Vertrauen dir, du werdeſt mir
Dein Gnad und Hülf beweiſen,
Ich hie zeitlich, dort ewiglich
Dein Lob und Ehr mag preiſen.

86.

Um ein ſeliges Ende.

Wann mein Verſtand ſich nicht beſinnt,
Und mir all menſchlich Hülf zerrinnt,
So komm, o Herr Chriſt, mir behend
Zu Hülf an meinem letzten End,
Und führ mich aus dem Jammerthal,
Verkürz mir auch des Todes Qual.

Die böſen Geiſter von mir treib,
Mit deinem Geiſt ſtets bey mir bleib,
Bis ſich die Seel vom Leib abwendt,
So nimm ſie, Herr, in deine Händ,
Der Leib hat in der Erd ſein Ruh,
Bis ſich der jüngſt Tag naht herzu.

Ein fröhlich Urſtänd mir verleih,
Am jüngſten Tag leiſt Hülf und Treu,
Und meiner Sünd nicht mehr gedenk,
Aus Gnaden mir das Leben ſchenk,
Wie du haſt zugeſaget mir,
In deinem Wort, das trau ich dir.

Fürwahr, fürwahr, euch ſage ich,
Wer mein Wort hält und glaubt an mich,
Der wird nicht kommen in's Gericht,
Den Tod auch ewig ſchmecken nicht,
Und ob er gleich hie zeitlich ſtirbt,
Mit nichten er drum gar verdirbt.

Ihn reiſſen will mit ſtarker Hand
Von Feindes und von Todes Band,
Und zu mir nehmen in mein Reich,
Da ſoll er dann mit mir zugleich
In Freuden leben ewiglich,
Dazu helf uns Gott gnädiglich.

Ach Gott, vergib all unſre Schuld,
Hilf, daß wir warten mit Geduld,
Bis unſer Stündlein kommt herbey,
Auch unſer Glaub ſtets wacker ſey,
Dein Wort zu trauen feſtiglich,
Bis wir entſchlafen ſeliglich.

87.

Inbrünſtige Reſignation zu leben und zu ſterben.

Wir mitten in dem Leben ſeyn
Vom bittern Tod umfangen;
Dich ſuchen wir, o Gott, allein;
Laß uns dein Hülf erlangen.
Zwar dein Geboth gar oft mit Spott
Wir haben übertreten,
Doch wolleſt uns, o lieber Gott,
Aus dieſer Noth erretten.

Der Sünden jetzt gereuet mich,
Viel lieber wollt ich ſterben,
Als jemals mehr erzürnen dich,
Und meine Seel verderben.
Ey dann, all meine Miſſethat
Barmherziglich verzeihe,
Und deine väterliche Gnad
Für dießmal mir verleihe.

Vom Vater du, o Jeſu mein,
Für mich thu Gnad begehren,

Wann du ihm zeigest dich allein,
Kann er dir nichts verwehren.
Du hast mein Bruder wollen seyn,
Mich, Bruder, nicht verlasse,
Du hast mein Vater wollen seyn,
Ich, Kind, dein Herz umfasse.

Wann ich, o Jesu, bin bey dir,
Ich nimmer kann verzagen,
Wann du, o Jesu, bist bey mir,
Will alles übertragen.
Dieß ist mein einzige Begierd;
Also verbind uns beyde,
Daß, wann's, o Jesu, Abend wird,
Keiner vom andern scheide.

Es muß einmal gestorben seyn;
Ach möcht ich also sterben,
Daß ich, o Jesu, dich allein
Durchs Sterben mögt erwerben!
Gern auch alsbald wollt sterben hin,
Jesu, in deinem Namen;
In dir ist Sterben mein Gewinn,
Ich sprech dann, Jesu, Amen!

88.

Von den vier letzten Dingen.

O bittrer Tod! ich muß ins Grab;
Wem bleibet das, was ich jetzt hab?
Was bleibet mir? — was fiel mir ein,
Wenn ich jetzt sollt im Tods-Bett seyn?
Es fiel mir ein: o weh der Zeit,
Daß ich mich nicht zum Tod bereit!
Die Zeit ist aus, das Grab bestellt,
Was hilft mir jetzt die ganze Welt?

O strengs Gericht! ich muß doch hin;
Was folgt, wenn ich gestorben bin?
Die Rechenschaft; — was fiel mir ein,
Wenn ich jetzt sollt gerichtet seyn?
Es fiel mir ein: o späte Buß!
Mein Urtheil ich anhören muß,
Was ich gethan, geredt, gedacht,
Wie ich die Zeit hab zugebracht.

O Höllen-Pein! o Bitterkeit!
Geh hin, du bist vermaledeyt!
O harter Spruch! — was fiel mir ein,
Wenn ich sollte verstoßen seyn?

Es fiel mir ein: Ach, weh, und ach!
Jetzt spür ich erst die schwere Nach;
Das höchste Gut hab ich verscherzt,
Das hölliſch Feur mich ewig schmerzt.

O Himmels-Licht! o Süßigkeit!
Komm her, du biſt gebenedeyt!
O liebe Stimm! — was fiel mir ein,
Wann ich jetzt sollt im Himmel seyn?
Es fiel mir ein: o großer Lohn!
O schlechter Dienst! o schöne Kron!
Das Kreuz iſt aus, das Leid iſt hin,
Mit Gott ich ewig selig bin.

O letzte Ding! o großes Buch!
Da steht das Heil, dort steht der Fluch;
O Ewigkeit, ich muß von dir,
Heil' oder Fluch — das steht bey mir.
O Ewigkeit, o festes Haus!
Man kommt hinein, und nicht heraus,
Dort iſt die Freud, dort iſt die Pein,
In Einem muß ich ewig seyn.

In Einem: weh, ach, ewig weh!
Wenn ich von Gott zur Linken geh;
In Einem: wohl, ach, ewig wohl,
Wenn ich von Gott zur Rechten soll.

Gott scherzet nicht, jetzt hab ich Zeit;
O Tod! Gericht! o Ewigkeit!
Was thu ich denn? die Wahl ist mein:
So will ich fromm und selig seyn.

30.

Ewigkeit.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit! *)
Doch eilt zu dir schnell unsre Zeit,
Gleichwie das Heerpferd zu dem Streit,
Wie Haus der Noth, das Schiff zum G'stad,
Der schnelle Pfeil vom Bogen ab.

Gleichwie an einer Kugel rund,
Kein Anfang und kein End ist kund;
Also, o Ewigkeit, an dir,
Noch Ein- noch Ausgang finden wir.

Du bist ein Ring unendlich weit,
Dein Mittelpunkt heißt Allezeit,

*) Die ersten zwey Verse in Anfang jeder Strophe wie derholen.

Niemal der weite Umkreis dein,
Weil deiner nie kein End wird ſeyn.

Hinnehmen könnt ein Vöglein klein
All ganzer Welt Sandkörnlein ein:
Wenn's nur eins nähm all tauſend Jahr,
Nach dem wär nichts von ihr fürwahr.

In dir, wenn nur all tauſend Jahr
Ein Aug vergöß ein kleine Zähr,
Wird wachſen Waſſer ſolche Menq,
Daß Erd und Himmel wär zu eng.

Den Sand im Meer und Tropfen all
Sind nur ein Bruch der einen Zahl;
Allein ſchweigt über dir umſonſt
Die tiefſte Meß- und Rechenkunſt.

Ein Augenblick wird alle Freud,
Dadurch man kommt ins ewig Leid:
Ein Augenblick wird alles Leid,
Dadurch man kommt in die ewge Freud.

Zwey Wort, die findt man in der Schrift,
Durch die Gott alle Menſchen trifft:
Kommt her! geht hin! Was ich ausſprich,
Bey dem muß ich bleiben ewiglich.

Hör' Mensch: So lange Gott wird seyn,
So lang wird seyn der Höllen Pein,
So lang wird seyn des Himmels Freud:
O lange Freud! o langes Leid!

90.

Der Posaunenschall.

Ein Garten ist gebauet,
Nach königlicher Art,
Wer ihn begehrt zu schauen,
Der mach sich auf die Fahrt,
Thu sich nicht lang hie saumen,
Sey fertig alle Stund;
Ich hör schon die Posaunen,
Auf, auf! der Herre kommt.

Im Garten da thut wohnen
Ein König der Ewigkeit,
Er trägt der Ehren Krone,
Und ein unsterblichs Kleid;
Wer sich ihm thut ergeben,
Und trauet ihm allein,
Wird ewig bey ihm leben,
Und mit ihm haben gemein.

In den Garten thut fließen
Ein Brünnlein schön und zart,
Ist lauter, klar und süße,
Schmeckt nach göttlicher Art,
Der dieses Wassers trinket,
Dem wird sein Seel gesund,
Das Brünnlein gar schön blinket,
Fleußt gen Aufgang der Sonn.

Bey diesem Brünnlein klare
Stehn Blümlein grün und jung,
Die blühen durch göttliche Gnaden,
Und befeuchtet's der Ursprung,
Das ist der Geist des Herren,
Der reichlich rinnen thut,
Vom hohen Himmel here,
Dem allerhöchsten Gut.

Die Blümlein gar sehr blühen
Mit Lust der Fruchtbarkeit,
Als Glaub, Hoffnung und Liebe,
Gnad, Gunst und Seligkeit;
All Früchte thun da grünen
Vor allem Volk herfür;
Merk eben, wie ichs meine,
Der Sommer ist vor der Thür.

Von dir will ich mich scheiden,
O Welt, merk eben mich,

Du ſiehſt in groſſen Leiden,
Unglück kommt über dich,
Kein du nicht magſt entrinnen,
Darum ſeuch ich vor dir,
Ich hör meins Liebes Stimme,
Er iſt ſchon vor der Thür.

Darum merket allhiere,
Die ihr Weltkinder ſeyd,
Und laßt euch nicht verführen,
Die weltlich Eitelkeit,
Die gar bald thut verſchwinden,
Und bringet endlich Leid,
Und laßt euch vielmehr finden,
Das ewig euch erfreut.

O Gott, laß mich nicht wanken,
Führ mich auf die rechte Bahn,
Daß ich dir darum danke,
Und lieb ohn Unterlan,
Daß ich mein Leben bringe
Durch dieſe Wüſte hin —
Ich hör meins Liebes Stimme,
Ade, ich fahr dahin.

Nachlese

und

Zugabe.

91.

Weihnachtslied.

In Hitze, in Kält,
In offenem Feld,
Im schüchteren Wald
Mein Horn erschallt,
In Kummer, in Plage
Dem Wild ich nachjage,
Und bleibe dabey,
Diana, dir treu.

Echo: Neu.

Wer spricht mir von Neu?
Ich sage es frey:
Es findet das Herz
Doch Freud im Schmerz:
Wie? soll in den Wäldern
Und munteren Feldern
Kein Anmuth denn seyn?
Sag ja, oder nein.

Echo: nein!

Wer ist, der die Jagd
So trutzig veracht?

Sag, Echo, sag an
Bist du es dann?
Geschwätzige Nymphe,
Fahr weiter, und schimpfe,
Unsichtbare Eul'!
Ich warte ein Weil.

Echo: eil!

Sag, wilde Göttinn,
Wo eil ich denn hin?
Ist etwa ein Wild,
Worauf ich zielt?
Ich seh nichts dergleichen,
So weit ich kann reichen;
Sprich, Echo, ein Wort,
Ists hier oder dort?

Echo: dort!

Dort seh ich ein Hütt,
Was willt du damit?
Ich folg deinem Sinn,
Und geh dahin;
Ein Kindlein ich finde
Beym Esel und Rinde,
In Jammer und Noth;
Was ist das, mein Gott!

Echo: Gott!

Ja, recht! ich das Kind
Ganz götterhaft sind;
Sein himmlischer Glanz
Verwöhnt es ganz.
Was mag dich doch zwingen
So elender Dingen,
Daß dir in der Krip
Zu liegen beliebt?

Echo: Lieb!

O himmlischer Trieb
Der göttlichen Lieb!
Hat denn deine Macht
Gott Mensch gemacht,
Die Welt zu entbinden
Vom Bande der Sünden?
Was gibt dieser Lieb
Die Erde zu Lieb?

Echo: Lieb!

All Liebe dir weicht,
Der deinen nicht gleicht,
Kein irdischer Geist
Gnug Dank erweis't.
Der Schöpfer der Erden
Zum Knecht will werden

In der Sterblichkeit,
In Jammer und Leid.

Echo: Leid!

Ich hab es gehört,
Mein Schöpfer begehrt
Nur Lieb und Geduld
Für seine Huld.
Nichts soll mich jetzt scheiden
Vom Lieben und Leiden;
O daß ich nur möcht
Dich lieben zu recht.

Echo: Recht!

Nun höchste Gewalt
In kleiner Gestalt,
Nimm Herze und Sinn
Zum Opfer hin.
Von dir ist mein Wesen,
Du willt mich erlösen,
Was immer ist mein,
Ist zweyfach jetzt dein.

Echo: dein!

92.

Der geiſtliche Mayen.

Wer ſich des Mayen freuet,
Zu dieſer heiligen Zeit,
Der geh zu Jeſu Chriſto,
Da der Mayen leit (liegt);
So empfindt er wahre Freud.

Den Mayen, den ich meine,
Das iſt der liebe Gott,
Er hat um unſertwillen
Gelitten Schimpf und Spott,
Dazu den bittern Tod.

So gehn wir zu dem Kreuze,
Und ſehn den Mayen an,
Er ſteht in voller Blüthe,
Den uns Maria gebar,
Ohn allen Wandel zwar.

So gehn wir zu den Füßen,
Die Nägel drein geſchlagen,
Wir ſollen das Leiden Chriſti

In unsern Herzen tragen,
Wie uns die Priester sagen.

So gehn wir zu der Seiten,
Die sich weit aufgethan,
Die sollen die liebe Seelen
Des Morgens beten an,
Den heiligen Geist empfahn.

So gehn wir zu den Händen,
Die sey'n gar sehr verwundt,
Wir sollen das Leiden Christi
Schließen ins Herzens Grund,
So wird die Seel gesund.

So gehn wir zu dem Haupte,
Die Kron gedrudt darein,
Wir sollen dem Herren danken
Für seine Marter und Pein,
Und grüßen die Mutter sein.

Wir sollen dem Herren danken
Seiner Marter mit Innigkeit,
Er will uns gern mittheilen
Seine Barmherzigkeit,
Wenn uns die Sünd ist leid.

Maria ging in den Garten,
Sie sucht ihren lieben Sohn

Sie fand ihn unter den Juden,
Wohl unter den Juden stan,
Drauf an ein Kreuz geschlan.

Das Kreuz das war sehr lange,
Das Kreuz das war sehr breit,
Da Christus der edle Herre
Sein Marter ane leidt
Für alle Christenheit.

Sie nahmen ihn von dem Kreuze,
Und legten ihn auf Marià Schooß,
Da lag der edle Herre
Ganz nackend und ganz bloß,
Der Jammer der war groß.

Sie nahmen ihn von Marien Schooß
Und legten ihn in ein Grab,
Da lag der edle Herre
Bis an den dritten Tag,
Der alle Ding vermag.

Wohl an dem dritten Tage,
Da Christus auferstund,
Erlöst er die lieben Seelen
Wohl aus der Höllen Schlund,
Und machet sie gesund.

Mit diesem Lobgesange
Sey Gott geloben sey,
Maria, Gottes Mutter,
Die Himmel = Königinn,
Die liebste Mutter sein.

Die wir diesen Lobgesang
Mit Freuden gesungen han,
Gott wird uns selber lohnen
Zur letzten Himmelfahrt,
Der Himmel = Königinn zart.

97.

Mayenlied.

Einsmals ging ich spazieren,
Es war im Mayen = Lust,
Zu einem Brunnen kühle,
Da löscht ich meinen Durst;
Dabey ich ganz betrübet
Hin und wieder denken,
Mein Gemüth ganz tief versenken
In Gottes Güttigkeit.

In einem grünen Walde
War dieser kühle Brunn,
Es war gar lustig Wetter,
Scheint auch die liebe Sonn;
Viel Thier sah ich in Eil
Frisch hin und wieder springen,
Die Nachtigallen singen
Auf manchem grünen Zweig.

Die Vögel insgemeine
Sangen mit lautem Schall,
Mit wunderlichen Stimmen,
Es gab ein Wiederhall.
Da hört ich zu mit Fleiß,
Weil auch dieselben loben
Ihr'n Schöpfer hoch dort oben
Auf sonderbare Weis.

Allda sah ich auch stehen
Der Bäum so mancherley,
Mit Blättern schön umfangen,
Wie's dann mitbringt der May;
Darzu der Kräuter viel,
Ein jedes war gezieret,
Fein adelich formieret
In gewisser Maß und Ziel.

Ich thät bald weiter gehen,
Kam auf ein Wiesen grün,
Da mir sah ich da stehen
Gar viel der Blumen schön.
Sie riechen also wohl,
Dieselb thät ich betrachten,
Für Gottes Wunder achten,
Mein Herz war Freuden voll.

Ein jede war formieret
Auf ihr gewisse Weis,
Zierlich sie allda stehet
Zu ihres Schöpfers Preis.
Der Farben mancherley,
Weiß, roth, gelb, braun und blauen,
Gemenget wie die Pfauen —
O schön liebreicher May!

Da ich dieß all betrachtet,
Durchdrang es mein Gemüth,
Daß Gott alles erschaffen
Durch sein mildreiche Güt,
Uns Menschen all zu Nutz,
Darvon wir sollten leben,
Ihm Ehr und Dank drum geben,
Weil er ist unser Schutz.

Ich hätt noch viel zu singen
Von Gottes Gütigkeit,
Weil er in allen Nöthen
Zu helfen ist bereit;
Durch Christum seinen Sohn
Läßt er uns Huld erwerben,
So lang wir hie auf Erden —
O tiefer Gnadenbronn!

64.

Das geistliche Vogelgesang.

Wohlauf, ihr klein Waldvögelein,
Alls, was in Lüften schwebt,
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein,
Singt, all die Stimm erhebt!
Denn Gott hat euch erschaffen
Zu seinem Lob und Ehr,
Sang, Feder, Schnabel, Waffen,
Kommt alles von ihm her.

O Nachtigall, dein edler Schall
Bringt uns sehr große Freud,

Dein Stimm durchstreicht all Berg und Thal
Zu schöner Sommerszeit;
Wann du fangst an zu zicken,
All Vögel schweigen still,
Keiner läßt sich mehr blicken,
Keiner mehr singen will.

Die Lerche in den Lüften schwebt,
Und singt den Himmel an,
Vom grünen Feld sie sich erhebt,
Und tröst den Ackermann.
Gar hoch thut es sich schwingen,
Daß man's kaum sehen mag,
Im Zirkel rum thuts singen,
ehrt Gott den ganzen Tag.

Das honigsüße Immelein
Bemüht sich spat und früh,
Es sitzt auf alle Blumelein,
Verkostet alle Blüh.
Sehr emsig fliegts herumer,
Tragt ein mit großem Fleiß,
Es sucht den ganzen Sommer
Auch für den Winter Speis.

Komm her, du schönes Zeiselein,
Komm schwind, flieg her behend,

Sing und spring auf dein Reiselein,
Und mach dem Lied ein End;
Lob Gott, mein und dein Herren,
Thu fröhlich singen ihm,
Den die Vögel all verehren
Mit ihrem Gesang und Stimm.

Wohin geht dieses Dichten,
Da edles Federspiel?
Als daß wir uns auch richten
Nach unserm End und Ziel.
Wie mag der Mensch viel sorgen,
Dem selber machen bang?
Vielleicht heut oder morgen
Hört er zuletzt den Vogelsang.

Sagt an, ihr liebe Vögelein,
Wer ist, der euch erhalt?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
Wann Schnee im Winter fallt?
Wo nehmt ihr eure Nahrung,
So viel ihr all begehrt,
Es bringts ja die Erfahrung,
Daß Gott euch all ernährt.

Ihr habt kein Feld, kein Häller Geld,
Nichts, das die Taschen fullt,

Der Tannenbaum ist eur Gezelt,
Trau dem, der euch was stiehlt!
Eur Pfuna ist, lustig singen,
Stets loben Gott den Herrn, —
Das Herz möcht ein'm zerspringen —
Bis zu dem Abendstern.

Wer ist eur Koch und Keller,
Daß ihr so wohlgemuth?
Ihr trinkt kein Muscateller,
Und habt so freudigs Blut.
Nichts haben, nichts begehren
Ist euer Liverey,
Ihr habt ein guten Herren,
Der halt euch all kostfrey.

*

Gott sey mein Sach frey heimgestellt,
Was er thut, ist gethan,
Wann Sonn und Mond vom Himmel fällt,
Er ist, ders machen kann.
Was auf Erden lebt, was in Lüften schwebt,
Was sich im Wasser rührt,
Gott alls mit einem Finger bebt,
Ohn alle Müh regiert.

Ein jeder seh, wo er zuländ',
Das Leben währt nicht lang,

Gar geſchwind und bebend hat alles ein End,
Gleichwie das Vogelgeſang.
Der den Storch ruft zu ſeiner Zeit,
Die Lerch, die Nachtigall,
Der führ uns all in die ewig Freud
Aus dieſem Jammerthal.

Dort ſingt die rechte Nachtigall
Das rechte Vogelgeſang,
Den ganzen weiten Himmelsſaal
Durchſtreift ihr Freudenklang:
Mit Freud dort ewig ſingen
Die Engel auf neun Chör,
Vor Freud thut ewig ſpringen
Das ganze himmliſch Heer.

Die Muſik ewig währet,
Zu lang doch keinem wird,
Je mehr ſie wird gehöret,
Je mehr ſie wird begehrt.
Der Gott hie thut verehren,
Ihm dient ſein Leben lang,
Der wird dort ewig hören
Das himmliſch Vogelgeſang.

95.

Der geistliche Tannebaum.

O Tannebaum, o Tannebaum!
Holdselig ist dein Nam,
Im ganzen Wald wird wachsen kaum
Ein selber edler Stamm;
Die Äst gehn weit herunter,
Gar zierlich ausgebreit,
Du grünst im Winter und Sommer,
Im Herbst und Frühlingszeit.

Von unten an bis oben auf
Ein Ast am andern steht,
Es wächset auf ein Gipfel drauf
Bis an die Wolken geht.
Allgemach thut sich verlieren
Die Äste in ein Spitz,
Gar schön thut er dich zieren,
Ist aller Vögel Sitz.

Die Wurzel tief in die Erd sich legt,
Breit't sich gar weit herum,
Bis zwanzig Klafter, wenn es währt,
Im Zirkel um und um,

Gar steif thut sie dich gründen,
Verwickelt hin und her,
Beschützt dich vor den Winden,
Die dich bestürmen sehr.

Der Stamm als wie ein grade Saul
Steht da, schön dick und rund,
Er ist ganz frisch, nichts ist dran faul,
Zu Mark und Kern gesund:
Gar schön die Aest sich senken,
Gar wohl steht es ihm an,
All so voll Zapfen hängen,
Als hätt man's geschlagen dran.

Die Vögel fliegen haufenweis
Auf deine grüne Aest,
Sie finden bey dir gute Speis,
Du nährst sie auf das best;
Sie springen, hupfen, singen,
Man hörts im ganzen Wald,
Sind allzeit guter Dingen,
Bis daß die Nacht anfallt.

Ein ganzes Jahr vergeht dir nie
Dein Zier und schöne Gestalt,
Der andern Bäume Frucht und Laub
All fallen ab gar bald.

Die Linden, Buchen, Weiden
All grunen kurze Zeit,
Wind, Regen, Schnee sie leiden
Am Winter unbekleidt.

Wann kommt die schöne Morenzeit,
Erzeigt man dir viel Ehr,
An allen Orten weit und breit
Siecht man dich hin und her;
Der hat die höchste Stangen,
Der meint, er sey der best,
Es thun all mit dir prangen
Und halten Freudenfest.

O Tannebaum, o Tannebaum!
Du bist ein schönes Zweig;
Doch ist dein Schönheit nur ein Traum,
Wann ich in Himmel steig.
Dort steht der Baum des Leben
Und grünt in Ewigkeit,
Ich hoff, Gott werd mir geben
Bey ihm die ewig Freud.

96.

Sehnsucht.

Ach daß ein Mensch mir sagen künnt,
Wo ich mein liebsten Jesum find,
Mein schönen Gott, mein süßen Gott,
Den höchsten Trost in aller Noth!

Dir ruf ich, Jesu, überall,
Dir schrey ich laut durch Berg und Thal,
Dieß Rufen, Schreyen jämmerlich
Die große Liebe lehret mich.

Jesus, mein liebste Freundlichkeit
Jesus, mein höchste Süßigkeit,
Jesus, mein schönste Zierlichkeit,
Jesus, mein Hoffnung, Lieb und Freud.

Ich will dich suchen auf dem Feld,
Wo sich der Hirt zum Schäflein stellt,
Will schreyen laut: Wo bist du doch,
Mein Hoffnung und Verlangen hoch.

Ihr Bäum und Blätter mancher Art
Das grüne Gras und Kräutlein zart,

Ihr Brünnlein kühl und Bächlein klein,
Helft leben den Geliebten mein.

In Stein und Felsen will ich mich
Verschliessen hie ganz traurigklich,
Will [illegible] beweinen mein Elend
Als einer, den die Liebe brennt.

Die holdselige Vöglein
Mit ihren süßen Stimmelein
Will laden ich zu mir herein
Zu leben den Geliebten mein.

Ihr Stimm soll klingen süßiglich,
Drein will ich singen traurigklich,
Daß es erschalle mannigfalt,
Und es erschall im ganzen Wald.

Wann ich dann also bin umringt,
Und manches Thierlein mit mir singt:
Habt Dank ihr lieben Thierlein klein,
Ihr holdselige Singerlein!

Durch solchen schönen Musik-Klang,
Darein misch ich mein traurigs Gesang,
Möcht etwa mein Geliebter wöllen
Sich widerum zu mir gesellen.

97.

Mariä Psalter.

Ich weiß ein schön Lustgärtelein,
Darin thu ich spazieren,
Wohlriechend da die Blümlein sein,
Himmel und Erden zieren.
Der Rosengarten schön und ganz
Mariä Psalter heisset,
Daraus ich bind viel Rosenkränz,
Gelbfarbe, roth und weiße.
Die Röslein riechen also wohl,
Thun mir viel Ding bedeuten:
Sie sind aller Geheimniß voll
Christi Lebens und Leidens.

I. Der freudenreiche Rosenkranz.

Fünfzig der weißen Röslein sammt
Das erste Kränzlein binden,
Der freudenreiche wird genannt,
Fünf Geheimniß thut verkünden:

1. Erstlich gar große Freud empfing
Maria Jungfrau reine,
Als ihr das ewig Wort verkündt
Der Engel klar alleine.

2. Uebers Gebirg sie eilt geschwind,
Elisabeth zu empfangen,
Sobald Johannes das vernimmt,
In Mutter Leib aufsprange.

3. Man bracht den Hirten neue Mähr
Mitten zu Nacht im Felde,
Wie uns sämmtlich geboren wär
Der Heiland aller Welte.

4. Ihr Söhnlein zart die Mutter rein
In Tempel thät einbringen,
Simeon der alt empfings gar fein,
In Freuden schied von hinnen.

5. Maria sucht im zwölften Jahr
Ihr Kind mit vielen Zähren,
Nach dreyen Tagen funden ward
Mitten im Tempel lehren.

Hiemit endt sich der erste Kranz
Der weißen Blämlein feine,
Daraus gleich wie der Sonnen Glanz
Maria Reinheit scheinet.

II. Der schmerzliche Rosenkranz.

Mit fünfzig der Röslein blutroth
Den andern thu bereiten,
Betracht Christi Marter und Tod
Zum Geheimniß seines Leidens.

1. Der rothe Schweiß von ihm ablief
Am Oelberg, als er bettet,
Redt an sein Jünger traurigklich,
Grüßt den, der ihn verriethe.

2. Das Lämmlein zart gebunden ward
An eine Säul mit Grimmen,
Gegeißelt und geschlagen hart,
Sein Blut von ihm thut rinnen.

3. Ein dörne Cron trug auf seim Haupt
Der König aller Ehren,
In Purpur-Mantel ward verlacht
Mit einem Rohre leere.

4. Der alles trägt mit seinem Wort
Unter dem Kreuz ward sinken,
Simeon halfs Jesu tragen fort,
Jesus Gall, Essig trinket.

5. Mariä Herz ein Schwert durchdrang,
Vergosse viel der Zähren,
Vor ihr als am Kreuz-Stammen hang
Ihr liebster Sohn und Herre.

Also weißt du die andre Kron
Mit schöner Zier bereiten,
Solche Blümlein die tragen thun
Christi Wunden und Leiden.

III. Der glorwürdige Rosenkranz

Goldfarben Rosen gleichet wohl,
Glorwürdig man ihn heißet,
Der dritte Kranz ist freudenvoll
Fünf Geheimniß dir ausweiset.

1. O Glorie groß! o Freud, o Wonn!
Christus vom Tod erstanden,
Sein Leib glorificiret schon
Mariä zeigt zur Stunde.

2. Nach vierzig Tag gen Himmel fuhr
Mit engelischen Schalle,
Mit aufgereckter Hand zuvor
Sein' Jünger gesegnet alle.

3. Der heilig Geist gesendet ward,
Als die Jünger beysammen,
All Sprachen reden sie fürwahr,
Brannten mit Liebesflammen.

4. Fahr auf, fahr auf, o Jungfrau schon,
Groß Freud ist dir bereitet,
Dein Leib und Seel aufnimmt dein Sohn
Das himmlisch Heer dich bekleidet.

5. Jetzt trägst du auf deim Haupt ein Kron,
leuchtend wie Morgensterne:

O himmlisch Zier! o Engel-Wonn!
Dein Lob soll ewig währen.

Also hast du drey Rosenkränz
Des schönen Rosengarten,
Mariä Haupt mit zieren kannst,
Ihr Gunst gewiß erwarten.
Christo deim Gespons nichts liebers ist,
Denn oft hierin spazieren,
Viel Gnad und Freud empfinden wirst,
Folg mir und thu's probiren.

98.

Von dem heiligen Ritter und Martyrer Georgie.

So heben wir nun zu loben an
Den Ritter St. Georgen den heiligen Mann.
Gott hat ihn selber sehr begnadt,
Tugend und Stärk gar hoch begabt.
In Libien bey einer Stadt
Ein Drachen er umgebracht hat.

In einem See gar groß und tief
Ein grausam Drach sich schon ließ.
Ein' ganze Gegend er verheert,
Viel Menschen und viel Vieh ermördt.
Mit seinem schädlichen bösen Gift
Verwüst er Wasser und die Lüft'.
Zwey Schaf' must man ihm geben all Tag,
Damit abzuwenden solche Plag.
Und da die Schaf' all waren dahin,
Mußten sie geben ein Menschen ihm.
Welcher war durch das Loos getroffen,
Der ward dem Drachen vorgeworfen.
Das Loos auf des Königs Tochter fiel,
Die sollt dem Drachen werden zu Theil.
Der König sprach zum Burgern gleich:
Ich geb euch mein halbes Königreich;
Ich geb euch Silber und rothes Gold,
Und alles, was ihr haben welt:
Laß nur mein Tochter, mein Erb,
Mög leben, und nicht so schädlich sterb.
Das Volk ein groß Geschrey anhieb:
Einem andern ist sein Kind auch lieb;
Hältst du dann das Gesatz selbst nicht,
Das du selber hast aufgericht
So verderben und verbrennen wir jetzund
Dein ganzen Hof bis auf den Grund.
Da nun der König den Ernst ersah,

Sprach er: Gebt mir nur Frist acht Tag.
Da nun die Zeit erschienen war,
Lief 's Volk mit Haufen zum König dar:
Willst du von deiner Tochter wegen
Dein ganzes Volk dem Drachen geben?
Da gab der König die Tochter fein,
Weil es doch anders nicht konnt seyn.
Er kleidt sein Tochter in königlich Gewand,
Mit Weinen und Klagen er sie umfangt:
Ich hab dich wollen vermählen schon,
In Freuden wollen Hochzeit han;
So muß ich mich dein gar verwegen,
Und dich dem wilden Drachen geben.
Mit Weinen gab er ihr den Kuß,
Da fiel sein Tochter ihm zu Fuß.
Man führt sie zu des Sees Gestätt;
In großen Trauern sie sitzen thät.
Da ritt der Ritter St. Georg daher,
Er fragt die Jungfrau, wer sie wär?
Er sprach: Jungfrau, gebt mir Bescheid,
Was ist euer Trauern und großes Leid?
Da sagt die Jungfrau ihm bald her,
Wie es alles ergangen wär.
Da sprach der edle Ritter gut:
Seyd getröst und habt einen guten Muth.
Ich will euch durch Hilf Gottes Sohn
Ein ritterlichen Beystand thun.

Die Jungfrau sprach: Das kann nicht seyn,
Ich will viel lieber sterben allein.
Sollt ich Schuld haben an eurem Tod,
Viel lieber leid ich solche Noth.
Drum flicht bald und rettet euer Leben,
Ihr müßt sonst euren Leib drum geben.
Als sie das redt in Schrecken schwer,
Da kam der grausam Drach daher.
Der Ritter setzt sich geschwind zu Roß,
Und eilet zu dem Drachen groß.
Das heilig Kreuz macht er für sich,
Und stritt gar christlich ritterlich;
Rennt auf den Drachen mit seinem Spieß,
Den er gar tief in Rachen stieß,
Daß er gähling zur Erde sank,
Drum sagt er Gott dem Herren Dank.
Da zog der Ritter aus sein Schwert,
Und schlug den Drachen todt zur Erd.
Der König beth dem heiligen Mann,
Viel Silber und Gold zu Ehren an.
Das schlug der Ritter alles aus,
Man sollt's den Armen theilen aus.
Als er nun schier wollt ziehen ab,
Wer schöner Lehren er dem König gab:
Die Kirch Gottes des Herren dein
Laß dir allzeit befohlen seyn.
Zum andern gib auch fleißig acht,

Daß du hoch ehrest die Priesterschaft.
Zum dritten, sagt er ihm auch frey,
Zu Gottesdienst wohn fleißig bey.
Zum vierten sollst du im Leben dein
Der Wittwen und Waisen Vater seyn.
Der König kam nach dieser Lehr,
Er baut ein Kirch zu Gottes Ehr.
Daraus da rinnt ein kleiner Brunn,
Der macht der Kranken viel gesund.

96.

Der heil. Agnes Brautlied.

Den meine Seele liebt,
Hat gar nicht seines gleichen,
Drum muß auch seiner Lieb
All andre Liebe weichen.
Denn was von Anderen
Geliebt wird oft und viel,
Besitzt mein Bräutigam
Ohn alles Maß und Ziel.

Liebt man, was wohlgefällt:
Mein Freund ist hochgeboren,

Ein wahrer Gott von Gott,
Obwohl dazu erkoren,
Daß er um seine Braut,
Die arme Sclavinn, warb
In schlechter Knechtsgestalt,
Und schmählich für sie starb.

Liebt man, was mächtig ist:
Mein Bräutgam ist allmächtig;
Er kann das, was er will,
Er ist von Thaten prächtig,
Mir fehlt bey ihm nicht Rath,
Nicht Verstand oder Schutz.
Mit ihm kann ich getrost
Den Feinden bieten Trutz.

Liebt man des Reichthums Schein:
Mein Schatz hat wahre Güter,
Die schaffen sichre Freud'
Und Ruhe der Gemüther.
Ihr Abgrund wird niemals
Durch Gaben ausgeleert;
Je mehr die Braut verbraucht,
Je mehr wird ihr beschert.

Liebt man, was tugendreich:
Mein Liebster ist die Quelle

Da Tugend aus entſpringt,
Und ſich gar rein und helle
Ohn alles Maß mittheilt
Der Seel, die ihm vertraut,
Die in dem Glauben feſt
Auf ihn iſt wohlgebaut.

Liebt man der Schönheit Schmuck,
So kann ich kühnlich ſagen,
Daß ſelbſt der Himmel nichts
So ſchön hat je getragen,
Als ſchön mein Bräutgam iſt:
Er iſt blutroth und weiß.
Trotz, wer ihm nehmen wollt
Der Schönheit höchſten Preis.

Liebt man die Gegenwart:
Die iſt nicht ſtets zu haben
Von einem Menſchenkind.
Damit will aber laben
Mein allerbeſter Freund,
Als der ſtets bey mir bleibt,
Und allen Kummer ſo
Von meinem Herzen treibt.

Liebt man auch große Ehr:
Seht, die mein Liebſter giebet,
Iſt unausſprechlich groß
Der Seele, die ihn liebet.

Sie, als die werthe Braut,
Wird Gottes liebſtes Kind;
Sie iſts, die ihren Sitz
Auf Chriſti Throne findt.

Man ſieht ſie in dem Schmuck,
Den er ihr ſchenket, gehen,
Und in dem feinſten Gold
Zu ſeiner Rechten ſtehen.
Die Engel ehren ſie,
Sie ſchützen ihre Ruh,
All Creatur ruft ihr
Viel Tauſend Segen zu.

Ein ſolcher iſt mein Freund,
Und doch ſind ſeine Gaben,
Mit welchen er ohn End
Mich inniglich will laben;
So ich was davon weiß,
Das iſt gewiß gering,
Ein mehrers werd ich ſehn,
Wenn ich zu ihm eindring.

Indeß iſt mirs genug,
Daß ich hab ſolche Schätze,
Die ſich in mir vermehrn,
Je mehr ich mich erquicke
An meinem Bräutigam,
Der noch viel lieber ſchenkt,

Als mein Gemüth und Sinn
Zu nehmen jetzt gedenkt.

Drum soll die Liebesflamm
Sich mehr und mehr vermehren,
Ihr stete Glut soll dich,
Mein Schönster, allzeit ehren,
Es soll mein ganzes Thun,
Mein Reden, Gehn und Stehn,
Ja das Gedenken selbst
Aus reiner Brunst geschehn.

So, Jesu, will ich stets
Mit dir einher spazieren,
Und fröhlich mit der Zung
Dir rühmend jubiliren.
Wie wird mein Mund so voll
Von deinem Ruhme seyn,
Wenn du dereinst mich führst
In deinen Himmel ein.

100.

Ein gar schönes Lied von der heiligen Jungfrauen Regina.

Es war eines Heiden Tochter,
Die Gott berufen hätt

Zu dem christlichen Glauben,
Sein Gnad er an ihr thät:
Sie thät sich hoch verwundern,
Wer all Ding macht so schön,
Ihr Vater das nicht konnte,
Wiewohl er König war.

Sie dacht in ihrem Herzen:
Ach wer ist nur der Mann,
Der all Ding hat gemachet,
Es ist gar wohl gethan;
Könnt ich den Meister kennen,
Der all Ding macht so schön,
Gar gern wollt ich ihm dienen:
All Ding müssen ein Anfang han.

Sie ging in ihren Garten,
Der war gar wohlgethan,
Darin thät sie betrachten,
Von wem all Ding herkäm:
Und wer doch hätt gemachet
Die Blümlein mancherley,
Die Bäumlein und all Saaten,
Der Vöglein ihr Geschrey.

Wohl zu derselben Stunde
Ein Jüngling in Garten kam,
Er grüßt sie mit züchtigem Munde,
Sie fragt ihn, wer er wär?

Wer hat dich eingelaſſen
Wol in den Garten mein?
Iſt er doch wol beſchloſſen,
Du muſt behende ſeyn.

Iſt dein Gart wol beſchloſſen,
Das acht ich ſchlecht und klein,
All Ding die ſeynd mir offen,
Auch gar die harten Stein:
Kein Schloß kann mich beſchlieſſen,
Kein Stein iſt mir zu hart,
Mit meinen freyen Künſten
Bin ich in allem ſtark.

Was betrachſt du, Jungfrau edel,
Wol in dem Herzen dein?
Von dieſen ſchönen Blümeln,
Die all mein eigen ſeyn;
All Ding hab ich gemachet,
Die jetzt das Weſen han,
Dazu die ſchönen Blümlein,
Die in der Blüthe ſtan.

Biſt du der Blümleinmacher,
Und den mein Herz beachrt,
Dank hab ſo ſchöner Sachen,
Du biſt aller Ehren werth:
Groß Lob will ich dir ſagen
Wol um die Blümelein:

Sag mir, o lieber Herre,
Wie heißt der Name dein?

Jesus, der Blümleinmacher,
Also bin ich genannt,
All reine, lautre Herze
Send mir gar wohl bekannt:
Und die sich mir vertrauen,
Die führ ich in mein Reich,
Ewig thun sie sich freuen,
Sie werden den Engeln gleich.

Hast du ein Königreiche,
O Jüngling auserkorn,
So ist mir deines gleichen,
Gewiß bist du hochgeborn;
Ich schenk mich dir zu eigen,
Mein Reich theil ich mit dir,
Thu mir die Lieb erzeigen,
Und bleib allhie bey mir.

Der Jüngling schaut mich an,
Das Herz gefiel ihm wohl;
O Jungfrau edel und frohne,
Es kann nit seyn dießmal:
Deines Reichs thue ich nicht achten,
Aber eins rath ich dir:
Thue du das dein verachten,
So erbst das mein mit mir.

So steh du, Jüngling, stille,
Und wart ein kleine Zeit,
Bis ich her mit mir bringe
Mein Zier, und mich bereit;
Mein Schätz die will ich holen
Und alls Geschmeide mein,
Wo wir miteinander hinkommen,
Daß wir geehret seyn.

Der Jüngling thät sich wenden,
Und macht sich auf die Fahrt;
Des Königs liebste Tochter
Die eilt ihm hinten nach;
Er eilet also sehre,
Sie konnt nit folgen nach:
Wart mein, du edler Herre,
Wie laufst du mir so gach!

Du mußt all Ding verlassen,
Willst du weiter mit mir,
Gehn über Berg und Straßen,
Nichts Zergängliches nimm mit dir;
Wirf von dir alls Geschmeide,
Dein Silber und rothes Gold,
Mit Armuth mußt dich kleiden,
Willst du mich haben hold.

Die Jungfrau thät hinwerfen
Ihr Geschmeid und auch ihr Kron,

Deß mußt sie sich alls verwegen,
Wann sie wollt Jesum han.
Er eilet also sehre,
Sie könnt ihm folgen nicht:
Wart mein, du lieber Herre,
Deins Namens weiß ich nicht.

Er nahm sie bey der Hande,
Er führts wohl über das Feld,
Zu einem Jungfraun-Kloster,
Das war gar wohl bestellt;
Darinnen war'n Jungfrauen,
Die dienten Gott mit Fleiß,
Jhm waren sie vertrauet
Auf englische Weis.

Da sie zum Kloster kamen,
Ihr Herz war Freuden voll:
Sag mir, o liebster Herre,
Jst es die Wohnung dar?
Bey dir da will ich bleiben
Bis an das Ende mein. —
Der Knab drang durch die Porten,
Die Jungfrau blieb allein.

Sie klopfet an die Porten,
Ihr Klag und die war groß:
Gebt mir ihn wieder herausse
Meins Herzens einzigen Trost;

Gebt mir ihn bald herwieder
Den liebsten Herren mein;
Wäre alle Ding mein eigen,
Ich wollts eh lassen seyn.

Den Frauen in dem Kloster
Verschmaht die Red gar sehr:
Du redst gar unverdrossen,
Greifst uns an unsrer Ehr;
Unser Kloster ist verschlossen,
Kein Mann darein nicht kann;
Hast du deinen Herrn verlassen,
Den Schaden must du han.

Ich sah ihn mit mein Augen
Wol durch die Porten gan,
Gebt mir ihn wieder heraußer,
Ich will ihn von euch han,
Gebt mir ihn wieder here,
Den liebsten Jüngling mein,
Sonst losts euch eure Ehre,
Ich sags dem Vater mein.

Die Frauen in dem Kloster
Sie sprachen zorniglich:
Was ist dein großes Klagen,
Du redst gar thöriglich;
Unser Kloster ist verschlossen,
Kein Mann darein nicht kann;

Jesus, der liebste Herre,
Der weiß die Wahrheit schon.

Wie wann ihr ihn nicht kennet,
Saget die Jungfrau fein,
Sein Namen habt ihr genennet,
Er ist der recht, den ich meyn,
Er wohnt bey euch darinnen,
Und ist euch wohl bekannt;
Jesus, der Blümleinmacher,
Also ist er genannt.

Da dieß die Frauen hörten,
Daß sie ein Heydinn war,
Verwunderten sie sich sehre,
Gaben ihr Antwort klar:
Jesus, der liebste Herre,
Der wohnt uns allzeit bey,
Wir geloben ihm an unser Ehre,
Die wir im Kloster seyn.

Habt ihr ihm angelobet,
Die in dem Kloster sein,
So will ich bey euch bleiben,
Bis an das Ende mein:
Mein Treu will ich ihm halten,
Die ich ihm versprochen hab,
Von meiner ersten Liebe
Will ich nit lassen ab.

Die Frauen in dem Kloſter
Thätens dem Biſchof kund,
Wie ſie Gott hätt begabet
Mit einem heydniſchen Kind:
Das ſoll er ihn'n thun taufen,
Gott dem Herrn zu Lob und Ehr:
Regina iſt ſie genennet,
Aller Jungfrauen Zier.

Alſo blieb ſie im Kloſter
Viel Jahr und manchen Tag,
Sie dienet Gott von Herzen
Mit Luſt ohn alle Klag;
Ihr Leben hat ſie geendet
In großer Heiligkeit,
Darum ſie wird geehret
Wohl von der Chriſtenheit.

Ein ſchönes Blümlein weiſſe
Trägt ſie in ihrer Hand,
Darinnen hat ſie ſitzen,
Jeſum, unſern Heiland.
Darbey wird erkennet,
Daß ſie geheiligt ſey
Wohl von dem Blümleinmacher:
Der wohn uns allzeit bey!

Das Lied ſey itzt geſungen
Gott dem Herrn zu Lob und Ehr,

Der laß uns wohl gelingen
Sein Lob allzeit zu mehre:
Maria die Jungfreue,
Und andre Jungfrauen zart,
Seynd bey dem Blümleinmacher;
Sie seynd gar wohl bewahrt.

Verzeichniß.

Seite

Ach daß ein Mensch mir sagen könnt.
Fliegendes Blatt (Ausztg.) 203

Ach wie ein süßer Namen.
Fliegendes Blatt. 20

All Tugend schon viel Ehr und Lohn.
Würzburger Gesangbuch. 180

Als bey dem Kreuz Maria stand.
Aelteres Bamberger Gb. (Ausztg. Es beginnt: „O Herz, o du betrubtes Herz!) Vergl. Fr. Schlegels poetisches Taschenbuch 1806. . . . 104

Am Weihnachts-Abend in der Still.
Bey Corner u. a. (Ausztg.) Vergl. die Bearbeitung dieses Liedes durch Fr. Schlegel im poet. Taschenbuch. 96

Auf meinen lieben Gott.
Fliegendes Blatt. 137

Aus hartem Weh.
Münchner Gb. Bey Corner heißt d. Aufschrift: Ein altes Gesang von der Menschwerdung Christi, vor die Einfaltigen. 10

Seite

Banges Hoffen, stilles Sehnen.
Tochter Sion. 1741. 163

Christ, der du bist der helle Tag.
Leisentrit. (Nach dem Lat. Christe, qui lux es et dies.) 92

Christ ist erstanden.
Leisentrit u. a. Neuere Lesart: Katholisches Gebetbuch 1819. 51

Christ fuhr gen Himmel.
Leisentrit, Corner u. a. 71

Da Gott der Herr in Garten ging.
Fliegendes Blatt. Eine andere Lesart hat das ältere Bamb. Gb., und das Wunderhorn. Dort beginnt das Lied: „Da Jesus in den Garten ging." 37

Den meine Seele liebt.
Mainzer Gb. Vergl. Kosegarten Legenden I. 52. 215

Der du die Wahrheit selber bist.
Mainzer Gb. (Nachgebildet.) 149

Der goldne Rosenkranz.
Fliegendes Blatt. 120

Der grimmig Tod mit seinem Pfeil.
„Dir letzte Ding des Menschen, von zween Priestern der Gesellschaft Jesu. Aus dem Latein übersetzt." München, 1655. — Das erste „vom Tod" hat zum Uebersetzer Peter Franck, und beginnt mit den Worten: „O Sonnen schön, edler Planet." Die 2te Strophe ist der Anfang

Seite

unſers Liedes, welches in mehrere Geſangbücher aufgenommen worden. Das Original hat 25 Strophen. 170

Der Herr und Gott von Ewigkeit.
Bey Corner. 79

Dich edle Königinn wir ehren.
Würzb. Gb. Vergl. Fr. Schlegels poetiſches Taſchenbuch. 122

Dich Jeſum, mein König.
Mainzer Gb. 96

Die Engel ſingen ſüßen Sang.
Cölner Gb. 113

Die Königinn von edler Art.
Würzb. Gb. Vergl. Fr. Schlegels poetiſches Taſchenbuch. 123

Du Lenze biſt, des Jahres theuerſte Quarte.
Bey Corner: „Ein bekanntes Oſtergeſang, der Lenz oder Frühling genannt.“ Rambach, der dieſen Geſang (in ſeiner Anthologie) ebenfalls mittheilt, bemerkt: Corner nenne als Verfaſſer deſſelben den Conrad von Schweinfurt (geſt. 1382). In unſerer Ausgabe iſt dieſe Thatſache nicht berührt. Nach Inhalt und Ton des Liedes zu urtheilen, unterliegt es jedoch wohl keinem Zweifel, daß es einem frühern Jahrhundert angehört. 53

Ein Garten iſt gebauet.
Fliegendes Blatt. 182

Ein Jungfrau zart von edler Art.
Pladerium (die letzten 3 Strophen ſind weggelaſſen). 11.

Seite

Einsmals ging ich spazieren.
Fliegendes Blatt. 191

Es fuhrt dren König Gottes Hand.
Cornet u. a. 31

Es sangen drey heilige Frauen.
Wunderh. Gb. 38

Es sangen drey Frauen also früh.
Aus J. Görres altteutschen Volks- und Meisterliedern. (S. 317.) Die drey letzten Strophen sind weggelassen, als solche, die nicht zu diesem Liede selbst, sondern andern Festliedern angehören; woraus aber zugleich erhellet, daß dieser Gesang wirklich als ein Kirchenlied gesungen hat, obwohl die später gedruckten Sammlungen desselben nicht erwähnen. 60

Es ist ein Ros entsprungen.
Wunderh. Gb. (Aufzug). 59

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod.
Fliegendes Blatt. (16 Strophen.) Vergl. das Wunderhorn, und Mohnike Kirchen- und litt. hist. Studien. Anderswo führt es schlechtweg den Titel: „das Schnitterlied", oder „Bimmleingesang" (mit eigener Weise). 168

Es ist in's Himmels Throne.
Cölner Gb. (Abgekürzt.) 179

Es kam ein Engel hell und klar.
Peisenrit u. a. 10

Es kommt ein Schiff geladen.

Seite

Von Lauter. Aus Daniel Sudermann's Sammlung „hoher geiſtlicher Geſange.“ Vergl. Rambach's Anthologie Bd. I. S. 405. 21

Es war eines Herden Tochter.
Bey Corner. „Ex pia sed incerta traditione, vel potius pius Apologus de attractione mentis per creaturas ad agnitionem Dei. 219

Freu dich, du werthe Chriſtenheit.
Leiſentrit, Corner u. a. Unſer Abdruck iſt aus dem „Pſälterlein,“ worin das alte Lied am überarbeitet iſt. 56

Freut euch ihr lieben Seelen.
Corner, Wurzb. Gb. u. a. 82

Gegrüßt ſeyſt, heiliges Opfer rein.
Kathol. geiſtliche Geſänge. Cölln, 1608. . . . 81

Gelobet ſeyſt du, Jeſu Chriſt.
Bey Leiſentrit, Corner u. a. 11

Gelobt ſey Gott der Vater.
Bamberger Gb. Bey Corner hat das Lied 24 Strophen. 31

Gott grüß euch, Marter-Blumelein.
Kathol. geiſtl. Geſange. Cölln, 1608. Vergl. Fr. Schlegels poetiſches Taſchenbuch. 1806. . . . 127

Große Sorgen, große Schmerzen.
Bamb. Gb. 119

Herr Gott, dich loben alle wir.
Leiſentrit u. a. 125

Seite

Herr Jein Chriſt, mein Troſt du biſt.
Leiſentrit u. a. 173

Ich hab mein Sach zu Gott geſtellt.
Aus Görres Volks- und Meiſterliedern. . . . 161

Ich muß die Kreaturen fliehen.
„Ein geiſtlich Liedlein, ſo D. Tauleruß ſelbs gemacht hat.“ 118

Ich weiß ein ſchön Luſtgärtelein.
Bamb. Gb. 207

Ich wollt um meines Herren Haupt.
Chr. Fende Anleitung für eine gottſuchende Seele. Grüß, 1752. S. des Knaben Wunderhorn. III. 150

In Gottes Nahmen fahren wir.
Leiſentrit u. a. 66

In Hitze, in Kält.
Tochter Sion, 1741. (vergl. Fr. Schlegels poetiſches Taſchenbuch.) 187

In Mitten unſres Lebens Zeit.
Münchner Gb. v. 1586. u. a. Neue Lesart: Kath. Gebetbuch. 1810. 63

Jeſu, du ſüßer Heiland mein.
Verfaſſer: Corner. 89

Jeſus das ganz unſchuldig Lamm.
Fliegendes Blatt. 39

Jeſus in unſrer Seele Grund.
Von H. Suſo. S. deſſen Leben und Schriften. 29

Jeſus iſt uns geboren.
Mainzer Gb. — Pſalterlein. 23

Seite

Jesus ruft dir, o Sunder mein.
Bey Corner, W. Gb. u. a. 137

Komm, heiliger Geist, mit deiner Gnad.
Himmelglocklein, 1606. 75

Kommt Töchter all von Zions Stadt.
Mainzer Gb. (abgekürzt). 44

Maria, du lichter Morgenstern.
Fliegendes Blatt. 113

Maria ging hinaus.
Würzburger Gb. 105

Maria ist geboren.
Psalterlein. 101

Maria jung und zart.
Würzb. Gb. 102

Mariä Klag war schwer und groß.
Bey Corner (35 Strophen). 110

Merk auf, mein Herz! Des Höchsten Sohn.
Bamb. Gb. (21 Strophen). 19

Mit was Trauren und Bedauren.
Bamb. Gb. (17 Strophen). 107

Mit Zähren-anbefeuchten Wangen.
Mainzer Gb. Es führt die Aufschrift: Italiänische Nachtigall des hl. Seraphischen Franzisci. 76

Mitten wir im Leben sind.
S. In Mitten unsers Lebens Zeit.

Nicht ruhen Magdalena kunt.
Psalterlein. 62

Seite

Nun bitten wir den heiligen Geist.
Bey Leisentrit, Corner u. a. 73

Nun singet Lob mit Innigkeit.
Bey Leisentrit. 85

Nun wollen wir aber heben an.
Bey Corner: „Ein altes andachtiges Gesang vom Ostersamm und hl. Sacrament.“ 77

Nun wollt ihr hören ein süßes Gesang.
Bey Corner: „Der Passion Christi, in einem gar alten Gesang verfaßt.“ 34

O bittrer Tod, ich muß ins Grab.
Geistliche Gesänger und Gebether. Cöln, 1736. . 174

O Christ hie merk.
Bey Corner u. a. 79

O christlichs Herz, bedenk den Schmerz.
Pfauerlein. 56

O edle Seel, o theurer Werth.
Geistliche Gesänger und Gebether. (6 Strophen). 139

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Kath. Kirchengesänge. Köln, 1625. Wamb. Gb. (Vergl. G. Chr. Fr. Mohnike, Kirchens u. hist. Studien. I. Bds. 1 Heft. 150

O Heiland, reiß die Himmel auf.
Wurzb. Gb. 5

O himmlisch Speis, o Engel-Brod.
Wurzb. Gb. 21

O hochheiliges Kreuze.
Corner u. a. 37

Seite

O ihr Heiligen, Gottes Freund.
Leisentrit u. a. 131

O Jesu Christ, mein Gott und Herr.
Verfasser: Corner. 91

O Jungfrau auserkoren.
Mainzer Gb. Abgekürzt und abgeändert. . . . 7

O Maria, voll der Gnaden.
Katholisches Gebethbuch für wahre Christen. . 117

O schwere Gottes-Hand.
Fliegendes Blatt (Auszug). 133

O Tannebaum, o Tannebaum!
Fliegendes Blatt (das Original hat 46 Strophen). 207

O Traurigkeit, o Herzenleid.
Wurtb. Gb. 49

O Wunder groß, aus Vaters Schooß.
Himmelglöcklein Abgekürzt 95

Reich und Arm sollen fröhlich seyn.
Himmelglöcklein. 24

Sag, was hilft alle Welt.
Zimmer und Nimmer. München, 1663. . . . 166

So heben wir nun zu loben an.
Bey Corner. („Ein alter gemeiner Ruf, ex traditione partim scripta et certa, partim dubia.“) Es ist hier nur die erste Hälfte mitgetheilt; die zweyte Hälfte erzählt des Heiligen Martyrthum. 211

Soll's seyn, so seys, was mein Gott will.
Bey Corner u. a. 156

Seite

Von deinet wegen bin ich hier.
Fliegendes Blatt (Auszug). 134

Von Jesse kommt ein Wurzel zart.
Bamb. Gb. 5

Wenn mein Verlobt sich nicht besinnt.
Bamb. Gb. 174

Wer Ohren hat zu hören.
Wurzb. Gb. (Auszug) 143

Wer sich des Mayen freuet.
Würzburger Gb. Ohne Zweifel wurde dieses Volkslied gesungen, wann, nach alter Sitte, der sogenannte Mayenbaum aufgerichtet wurde. Noch heut zu Tage sind in mancher süddeutschen Dorfgemeinde die Mayenbäume mit den Leidens-Werkzeugen geschmückt. 121

Wild, frech und stolz, und ungezwungen.
Bamb. Gb. (8 Strophen). 142

Wir mitten in dem Leben seyn.
„Kurzer Begriff des himmlischen Palmgärtleins. Cöln, 1701." 176

Wo werd ich heut Blumen finden.
Alex. Haken's musikalisch marianische Schatzkammer. Augsburg, 1695. (5 Strophen). 128

Wohlauf, nun laßt uns singen all.
Bey Leisentrit u. a. 3

Wohlauf, ihr klein Waldvögelein.
Fliegendes Blatt (die erste Hälfte abgekürzt). . 197

Ein

Volksbüchlein.

Enthaltend:

Die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe für Volksfreunde.

München,
in der literarisch-artistischen Anstalt
1835.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite

I. Geschichte des ewigen Juden . . . 1

II. Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.

1. Legende von dem Ritter St. Georg 31
2. Die blauen Berge 46
3. Der Name Gottes 49
4. Die Wunder 51
5. Das Vögelein 56
6. Schule der Weisheit 59
7. Von der Selbsterkenntniß 65
8. Der Weisen Sprüche 66
9. Die Fabel geht dich an 67
10. Unsers Herrgotts Affe 68
11. Das Grömlein 70
12. Die Thiere und der Mensch . . . 73
13. Hans Pfriem 74
14. Der Einsiedler 76
15. Ei so beiß! 78
16. Die Ehen werden im Himmel geschlossen 82
17. Die Geschenke 84
18. Ehelicher Gehorsam 87
19. Der Talisman 89
20. Von einem eifersüchtigen Mann . . 92
21. Hauszucht 95
22. Eine häusliche Scene; oder: Der alte Gott lebt noch 97
23. Probates Mittel, die Kinder zu erziehen 100
24. Die Kinderprozession 103
25. Eine Desperations-Kur 104
26. Das Testament des Vaters . . . 106
27. Der Wahrheit Lohn 112
28. Sanct Peter mit der Geige . . . 115
29. Die Verwalter 118
30. Muth über Gut 116
31. Ein braver Kaufherr 119
32. Ein braver Hausknecht 120

		Seite
45.	Sagen aus Südbayern.	
	1. Die verwüstete Alpe	122
	2. Der König Watzmann	123
54.	König Bauer	125
56.	Von der Ungleichheit der Stände	129
56.	Von dem Handel zwischen den Edelleuten und den Bauern	131
57.	Vom Rathgeben	134
58.	Wie Eulenspiegel gute Räthe gibt, die aber übel ausschlagen	136
59.	Ueber den Umgang mit Bauern	139
60.	Ueber den Umgang mit Herren	141
61.	Nachtwächter Thomas	142
62.	Die sieben Zuchten	145
63.	Die Faulheit und der Klemme	146
64.	Die guten Tage	147
65.	Schalk wird mit Schalk gefangen	149
66.	Seltsames Kostfutter	151
67.	Seltsame Jagdpacht	152
68.	Der redliche Hans und die schlaue Grete	154
69.	Kaspar der Kutscher; oder: wie gewonnen, so zerronnen	159
70.	Die Meisterstücke	165
71.	Gevatter Tod	167
72.	Die Räthsel	170
73.	Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte	174
74.	Eine Lection für die Weiber	176
75.	Von einer dienstfertigen Frau	178
76.	Von der Weiber Lieb' und Treu'. Ein Schwank	181
77.	Das Brautkränzlein	185
78.	Das Vetterlestament	184
79.	Wie lustige Gesellen einen Müller foppen, und wie er's ihnen eintränkt	186
80.	Oi, so lüg'	190
III.	Abenteuer der sieben Schwaben	193
	Bemerkungen	265
	Worterklärungen	299

Geschichte des ewigen Juden.

Erstes Capitel.

Als der Herr Jesus — dessen Name hochgelobt sey! — durch die Strassen von Jerusalem sein schweres Kreuz trug nach Golgatha, da ward er matt und müde ob der schweren Last; und, um eine Weile zu ruhen, wollte er sich auf eine Bank setzen vor dem Hause Ahasveri, eines Juden aus dem Stamme Nephthali. Dieser aber wehrte es ihm, sagend, ein Gotteslängner und Sabbathsschänder und Verführer des Volkes solle keine Gemeinschaft haben mit ihm noch mit Allem, was sein sey. Da blickte ihn der Herr an mit dem zürnenden Blicke des Richters, und sagte: Ahasvere, weil du denn des Menschen Sohne keine Rast vergönnst, so sey auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wieder kommen werde. Mit diesen Worten ging der Herr weiter; und die Schergen, die ihn führten, zwangen einen gewissen Simeon aus Cyrene, daß er ihm das Kreuz tragen helfe. Ahasverus aber folgte dem Zuge von ferne nach, und es däuchte ihm, als höre er eine Stimme sagen: Und

wenn dieser Mensch auch ein Gotteslästerer gewesen wäre, und ein Sabbathschänder und ein Volksverführer, so leidet er ja jetzt die Strafe für seine Schuld, und du hättest ihm nicht den Liebesdienst verweigern sollen. Er aber dachte bei sich: Wie hätte er verdient, daß ich Mitleid mit ihm haben sollte! Hat er ja doch den Fluch über mich ausgesprochen! — Und er folgte dem Zuge weiter, und stand unfern dem Hügel Golgatha, wo der Herr ans Kreuz geschlagen und am Kreuze erhöht wurde. Und er sah, wie die Mutter des Gekreuzigten, und andere fromme Frauen und viele gerechte Männer um den Sterbenden trauerten und weinten, und eine Stimme sagte, daß er es hören mochte: Wahrhaftig, dieser Mann ist gerecht. Er aber dachte bei sich: War dieser Mensch gerecht vor Gott, und ein Wohlthäter des Volkes, warum hat er die Rache nicht Gott überlassen und mich mit Fluch belegt und Strafe? — Und um die neunte Stunde neigte der Herr Jesus das Haupt, und verschied. Und die Sonne und der Mond wurden verfinstert, die Erde erbebte, die Todten stiegen aus ihren Gräbern, und der Vorhang des Tempels riß entzwei von oben bis nach unten. Da erbleichte Ahasverus, und ein Schreck durchzuckte seine Glieder, daß er erzitterte, und ein furchtbarer Gedanke stieg auf in seinem Innern, und er glaubte,

und rief: Wahrhaftig, mich hat Gottes Fluch getroffen. Und verzweifelnd an der Gnade rannte er von dannen, und ward nicht mehr gesehen in der Nähe der Gottesstadt.

Zweites Capitel.

Als man zählte das fünfzigste Jahr nach unserm Heil, da kroch ein fremder, wilder Mensch hervor aus einer Höhle des Libanon. — Ein Jünger des Herrn, der des Weges vorbei zog, sah ihn. — Lange Haare deckten das Gesicht und die Brust; zerlumpte Kleider hingen an seinem Leibe; Haupt und Füße waren unbedeckt; und, wie er aus der Höhle getreten war, ballte er seine Fäuste, und schlug sie gewaltig auf seine Brust, daß es klang, wie von einem geschlagenen Erz; und der Mensch ächzte und stöhnte und rief: „O! nicht sterben können! nicht sterben können!“ Dann sah er mit verstörtem Blick auf die Gegend umher, die schön geschmückt war, wie eine Braut, im Frühlingsschmucke, und überall war fröhliches Leben und lauter Jubel, wie an einem Hochzeitfest. Der arme Mensch aber freute sich nicht, sondern ächzte und stöhnte wieder und rief: „Nicht sterben können! O! und nicht leben wol-

sey!" — Dann wankte er wieder weiter, und stand nun vor dem Jünger des Herrn. Der redete ihn an mit dem Gruße des Christen: Gelobt sey Jesus Christus! Da sah ihn der Fremde mit starrem Auge an, und, indem er die Faust drohend erhob, rief er: „Verflucht!" daß der Berg widerhallte von dem schrecklichen Worte. Der Jünger wandte sich von ihm ab, voll des Entsetzens, und der Fremde brach in ein gräßliches Hohngelächter aus, als lachte die Hölle aus ihm! — Es war Ahasverus, der ewige Jude. Seit jener Zeit, als er, wie Kain vor dem Angesichte Gottes, von der heiligen Schädelstätte weggeflohen, hatte er sich in den Schluchten und Höhlen des Libanon aufgehalten; er aß und trank nicht, und lebte doch fort; er quälte und marterte sich, und stieß das Haupt an den Felsen, und stürzte sich in den Abgrund, und konnte doch nicht sterben; er wollte wenigstens das Angedenken an das frühere Leben auslöschen, und floh die Welt und die Menschen, aber seine Schuld schwebte doch immer vor seinem Gedächtniß, und er fühlte, daß er lebe, leben müsse zu seiner Qual und Strafe. Und die vielen Jahre und die langen Tage waren ihm so dahin geflossen in banger Verzweiflung; und er sah immer noch vor sich kein Ende, keine Erlösung. So stand der Unglückselige in der weiten Gotteswelt

allem, und er sah die Frommen fliehen vor ihm, wie vor einem Verpesteten, wie vor Kain, den Gott gezeichnet. Da lachte er voll Hohn und Spott, und er rief: „Nicht sterben können? Wohlan! so will ich denn leben, — dem Nazarener zum Trotz!“ Und er lief von dannen, wie ein gescheuchtes Wild, das vom Pfeil des Jägers getroffen ist.

Drittes Capitel.

In Rom, der Stadt, die damals den ganzen Erdkreis beherrschte, war so eben eine unzählbare Menge Volkes versammelt, um den blutigen Spielen zuzusehen, welche der Kaiser gab zur Feier seiner Erhebung auf den Thron. Unter den hundert und tausend Fechtern, welche auf den Wahlplatz traten, und mit einander kämpften auf Leben und Tod, war einer, der die Augen Aller auf sich zog. Obgleich er nur von mittelmäßigem Wuchse war, und in der Fechtkunst, wie man wohl sah, nicht erfahren, so überwand er doch alle seine Gegner; und alle ihre Faustschläge und ihre Dolchstöße prallten ab von seinem Körper, als wäre er von gediegenem Erz. So wurde er denn zuletzt im Triumph in den Palast des Kaisers geführt, und dort mit allem versehen in

Kleidung und Nahrung, was nur Kostbares gedacht werden kann. Aber Ahasverus — denn dieß war der unbezwingliche Fechter — konnte keine Freude empfinden an allen diesen Herrlichkeiten. Denn wie einer, der ein Fehl an seinem Auge hat, den schwarzen Fleck überall sieht, auch an dem schönsten Gegenstand, wo er nur hinschauen mag: so sah auch er immer seine Schuld vor sich, und er konnte sich seines Lebens nicht freuen. Und als drei Tage vergangen waren, so trieb es ihn fort aus Rom, er mochte wollen oder nicht. So durchwanderte er nun viele Jahre lang Italien von Ort zu Ort; er sah Städte und Menschen, aber ihr Getümmel und Getreibe wollten ihm nicht behagen; er suchte Freuden überall, aber es däuchte ihm, daß sich ihr Antlitz, wenn er's näher besah, in scheußliche Gestalt verwandelte; er soff die Wollust ein wie Wasser, aber das Andenken an seine Schuld und an seine Strafe mischte sich wie Galle in jeden Genuß, und er war unglücklich mitten im Glücke. — Da kam eines Tages das Gerücht zu seinen Ohren, daß Jerusalem von den Römern belagert werden solle; und an die heilige Stadt gedenkend und an die Gräber seiner Väter, beschloß er dahin zu gehen, und für das Gesetz zu streiten und zu sterben. „Zu sterben?" rief's in seinem Innern. Er aber nährte die Hoffnung, daß Juda obsiegen

werde über Heiden und Christen, und daß mit der Vernichtung des Namens dessen, den er nicht auszusprechen wagte, auch der Zauber schwinden werde, womit er umstrickt war.

Viertes Capitel.

In Jerusalem, der heiligen Stadt, war Elend, Jammer und Noth, wie's nie erhört worden war, und nie wird erhört werden. Denn sie war verworfen von dem Herrn, seit sie des Gerechten Blut vergossen. Die Heiden umlagerten sie bereits schon zwei Jahre lang, und drängten sie immer mehr, und warfen ihre Mauern darnieder, und tödteten ihr Volk, das auserwählte, das der Herr verworfen. Und es war Wehgeschrei und lautes Jammern in den Häusern und auf den Gassen; und der Hunger wüthete so sehr in ihren Eingeweiden, daß die Mutter ihr eigenes Kind schlachtete und es aufzehrte.... Ahasverus sah den Jammer, aber er rührte sein Herz nicht. Er sah Tausende zu seiner Linken hinsinken, und Tausende zu seiner Rechten; aber er schritt über die Erschlagenen hin, und zwischen die Schwerter der Feinde, wie ein Gespenst, das weder dem Leben noch dem Tode angehört. Er suchte den

Tod, und fand ihn nicht; er suchte sich vom Leben zu befreien, und er konnte es nicht von sich schleudern; denn wie eine Schlange umwand es ihn, und er fühlte es nur an dem Schmerz seiner giftigen Bisse. Als nun die Zeit der Rache vollendet war, und die Heiden bis in das Innerste der Stadt gedrungen, und an das Allerheiligste, den Tempel, Feuer angelegt, das ihn verzehrte; und als nun Ahasverus auf den Trümmern der eingeäscherten Stadt stand und zwischen Leichenhügeln seiner erschlagenen Brüder: da raufte er sich die Haare aus, und er jammerte und fluchte, daß er allein nur übrig bleiben mußte in der allgemeinen Verwüstung, und daß er nicht sterben könne!... Und wie die heidnischen Kriegsknechte ihn dann ergriffen und banden, ließ er sich ohne Widerstand abführen; und so ward er denn nebst einigen Tausenden, die vom Gemetzel verschont geblieben, gefangen nach Rom geschleppt.

Fünftes Capitel.

Ahasverus lebte nun mehrere Jahre lang als Sklave in Rom, und mußte sich zu den schwersten Arbeiten und zu den niedrigsten Verrichtungen gebrauchen lassen. Er aber that und duldete alles, als

wenn es ihn nicht anginge; wie vordem die Freude, so machte jetzt das Leid keinen Eindruck auf ihn; denn er kannte schon kein anderes Unglück mehr, als das Leben, und sehnte sich nach keinem andern Glück, als nach dem Tod. Er trotzte dem Schicksal, das ihn verfolgte, und nichts in der Welt berührte ihn mehr, als der Gedanke an seine Schuld und Strafe. Er war wie ein Mensch, der an der Starrsucht krank liegt; der sieht und hört, als sähe und hörte er nicht, und empfindet keinen andern Schmerz, als den Schmerz des Daseyns und dieses furchtbaren Zustandes eines Scheinlebens und Scheintodes. — Um jene Zeit brach in Rom eine grausame Verfolgung der Christen aus, und Richter und Henker ersannen alle nur erdenklichen Martern, um die Gläubigen von Christo abwendig zu machen, und sie zu zwingen, daß sie den Götzen opferten. Ahasverus sah mit boshafter Freude, wie die Anhänger Dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartert wurden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkerdienste. Und manches unschuldige Opfer wurde von seinen Händen erwürgt mit gedoppelter Qual. Er aber konnte sich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er schlug, durchschnitt seine eigene Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in seinem eigenen Herzen, und das

Feuer, das er schürte, brannte in seinen eigenen Eingeweiden; und er sah sie ja sterben, die Martyrer, freudig sterben, und er mußte leben, qualvoll leben!... Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greises, der, Gott lobend und dankend, seinen Geist aufgegeben, aus der Menge der Zuschauer sich mehrere Christen hervordrängten, und immer mehrere, rufend: Auch sie seyen Christen, und wollten für Christo sterben; und als der weite Platz erscholl von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die Zeugen auf der Stätte umher lagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat: da wurde Ahasverus von dem Geiste ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg, und stellte sich unter die Christen, die noch des Todes harrten, und rief lobend: Auch ich glaube an Christum. Da packten ihn die Schergen, und, ergrimmt über das böse Beispiel, das er vor allem Volke gegeben, sparten sie ihn zu den letzten und grausamsten Martern auf. Er aber in der freudigen Hoffnung, daß er nun den Tod erleiden werde, den er vor allem wünschte, empfand keine Schmerzen; und das glühende Erz, das sie ihm in den Mund gossen, floß ihm hinab, wie kühlender Trank, und die Wunden, die sie ihm am Leibe schlugen, dauchten ihm Rosen, als aus denen ihm der Tod erblühen würde. Und so ließen ihn

die Henker für todt auf der Stätte liegen. Er aber war nicht todt, sondern er schlummerte nur, zum ersten Male seit jenem schrecklichen Tage, ruhig, ohne böse Träume, in seliger Vergessenheit seiner selbst...

Sechstes Capitel.

In der folgenden Nacht kamen die Gläubigen, um in aller Stille die Leichname der Heiligen hinweg zu tragen und zu begraben. Und ein frommer Mann nahm auch Ahasverum auf seine Schulter, und trug ihn von dannen in eine der unterirdischen Grüfte von Rom, wo die Gläubigen ihre Todten begruben, und bei den Gräbern der Martyrer ihren Gottesdienst hielten. Und das versammelte Volk stimmte heilige Gesänge an, und sie lobten Gott und den er zum Heile der Welt gesandt, Jesum Christum, und sie priesen selig Alle, die für seinen Namen gestorben und die Krone der Zeugschaft erhalten haben. Unter den Gebeten und Lobgesängen erwachte Ahasverus; er richtete sich auf unter den Todten, die umher lagen, und er rief mit herzzerschneidendem Jammer: „Ja wohl selig die, welche gestorben sind in dem Herrn! Aber, ach, mich Unglücklichen verfolgt das Leben, denn es ist Sein Fluch!“

Die Gläubigen erbebten vor seiner Stimme, und jener fromme Mann, der ihn dahin getragen — es war der Priester der Gemeine, und sein Angesicht leuchtete, wie das Angesicht eines Engels — der trat zu ihm, und tröstete ihn, und fragte ihn, als ob er ihn kennete: „Ahasvere, glaubst du an Christum?“ Ahasverus verbarg sein Antlitz, und antwortete mit dumpfer Stimme: „Ich glaube und — zittere.“ Der fromme Priester aber ließ nicht ab, ihn zu trösten, und er sagte: „Ahasvere, hast du eine schwere Sünde begangen an dem Herrn, so verzweifle nicht an seiner Gnade. Er hat verziehen der Sünderin Magdalena, und dem Jünger, der ihn verläugnet. Und als er auf Golgatha am Kreuze sterbend hing, bat er noch für seine Peiniger, sagend: Herr, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Und zu dem Mörder, der neben ihm am Kreuze hing, und der vertrauend an ihn glaubte, sagte er: Heute wirst du noch mit mir im Paradiese sein!“ Ahasverus aber sagte: „So hat er denn Allen verziehen, nur mir nicht; auf mir allein ruht sein Fluch, seine Strafe; drum so muß ja meine Schuld größer sein, als die Schuld Aller, und für mich ist kein Erbarmen, kein Tod, bis daß Er kommen wird.“ Bei diesen Worten verließ er die Versammlung der Gläubigen, und ver-

schwand aus Rom, und sieh alle Gegenden, wo das Kreuz gepredigt wurde.

Siebentes Capitel.

Wollte ich dir, christlicher Leser, alles erzählen, was sich ferner in den folgenden Jahren und Jahrhunderten mit dem ewigen Juden zugetragen, und dir auch nur alle die Länder nennen, die er durchzogen, ohne irgendwo Ruhe zu finden: ich müßte ein Buch schreiben, wozu ein ganzes Menschenleben nicht zureichen würde. Ich will dir daher hievon nur so viel sagen, daß es kein Land in der Welt gibt, in das er nicht gekommen — denn es war ihm zuwider, einen und denselben Weg zu machen — und daß keine Widerwärtigkeiten zu gedenken, denen er nicht ausgesetzt worden, oder sich selbst ausgesetzt hat aus Haß gegen sich und sein Leben. Einmal durchzog er die unwirthbaren Wälder und Sümpfe des alten Deutschlands, und drang hinauf bis in die Länder, wo ewiger Schnee die Erde deckt, und eine lange, lange Nacht alljährig die Menschen umfängt; und die Decke von Eis dünchte ihm ein kühlendes Pfühl für sein brennendes Herz, und die Nacht stimmte zur Finsterniß, von der sein Geist umhüllt war. Ein

mal wanderte er über die langen Steppen von Asien, und hinunter gen Arabien, und die Wüsten von Afrika hindurch; und sein Gehirn wurde versengt von dem heißen Sonnenstrahl, und die Zunge klebte am Gaumen vor brennendem Durst, und kein Schatten, keine Quelle, keine Nahrung erquickte den Wanderer. Und er konnte doch nicht sterben. Er mengte sich in halbem Wahnsinn in die blutigen Kriege wilder Horden, und warf sich mitten unter die feindlichen Schaaren, und verbreitete Tod und Verderben, hoffend, daß der gereizte Feind ihn tödten würde. Die feindliche Waffe verletzte ihn nicht. Er suchte die unglückseligen Oerter auf, wo die Pest wüthete, und gesellte sich zu den Kranken, und lekte an ihren Beulen, und sog den Tod in sich. Der Tod schadete ihm nicht. Er stürzte sich in das Meer, in die brausende Brandung, in die tiefsten Wirbel; das Wasser warf ihn wieder aus. Er konnte nicht sterben. — Jedoch gab es nur hie und da Zeiten, wo er sich so unsinniger Dinge erdreiste, dann nämlich, wenn der alte Stolz und Muth wieder in seinem Herzen aufstiegen, als hätte ihn der Herr unbarmherzig und grausam an ihm gehandelt durch die Strafe, die er über ihn verhängt. In der übrigen Zeit aber, seit jenem Tage an, wo die Marter erlitten von wegen des Bekenntnisses,

und

und in der Gemeinde der Christen erwachte vor dem frommen Mann, deß Angesicht geleuchtet, wie das eines Engels: seitdem war er meistens ruhig bei all seiner Unruhe, und still bei all seinen Leiden. Denn er dachte an die schwere Schuld, die er verschuldet an dem Herrn, als er ihm verweigert, auszuruhen auf seinem schweren Gange zu seinem Tode, und er fühlte wohl, daß ihm Recht widerfahre, wenn er deßhalb nirgends Ruhe finden würde sein ganzes Leben lang. So zog denn allmählig Demuth in sein Herz ein, und mit Demuth jene Ergebung, die den vergeblichen und unrühmlichen Kampf aufgibt gegen eine höhere, gerechte Macht.

Achtes Capitel.

Es waren ungefähr vierhundert Jahre nach Christi Geburt verflossen — beinahe in der ganzen damals bekannten Welt war schon das Zeichen des schmählichen Kreuzes als Triumphzeichen des Heiles aufgerichtet — da kehrte Ahasverus, der ewige Jude, wieder zurück aus fernen Welttheilen über Jerusalem gen Rom zu. Hundert Geschlechter der Menschen waren indessen dahin gegangen; viele Städte, der Stolz und die Pracht ihrer Zeit, waren verschwun-

den, und nur Trümmer davon waren noch sichtbar, als Zeichen ihrer ehemaligen Größe; ganze Nationen von anderer Herkunft bewohnten nun jene Länder, worin die alten Heiden hausten, und er stand allein da unter ihnen, der einzige Mensch aus einer uralten Zeit; aber die Zeit hatte nichts vermocht über ihn, denn er war noch in der Kraft des Mannesalters, wie damals, wo der schreckliche Fluch über ihn ergangen. Wie er nun so das Land durchwanderte und die Inseln des Mittelmeeres, und alles verändert sah, nur sich selbst nicht; und als er die Christo geweihten Tempel vorbei zog, und die Gräber der Christen, die nun ausruhten von den Mühen des Lebens, der Früchte ihres Glaubens theilhaftig; und wie er sah und hörte, daß der Name Dessen, den er von seiner Schwelle weggestoßen, von allen Verhaßten wurde als der Heiland der Welt: da ergriff ihn eine unendliche Wehmuth, und er versank schier in Verzweiflung wegen seiner Schuld, ob sie ihm je vergeben werden könne. Und er rief aus: „Ist denn keine Sühne für mich, Herr des Lebens und des Todes? Soll ich noch länger umher wandeln, wie Kain, als ein von Gottes Fluch getroffener Sünder? Er, der erste Mörder, ist doch gestorben; und ich soll fortleben zu meiner Qual und zum Aergerniß Anderer? Ich will die Welt befreien von meiner ver-

haßten Gegenwart, und Gott genade mir, wenn ich mich in die Arme seiner Barmherzigkeit werfe.“ So sprach er, und er stieg den Aetna hinan, der so eben aus seinem weiten und tiefen Schlunde Feuer auswarf, das wie Blitze Gottes durch das Rauchgewölke leuchtete, während der Donner furchtbar aus seiner Tiefe herauf scholl. Und er stand am Schlund, und sah hinab, und Grausen packte ihn. Aber er faßte Muth, und rief: „Wenn noch ein Himmel für mich ist, so ist er nur in der Hölle!“ und stürzte sich hinab.

Neuntes Capitel.

Aber der feuerspeiende Berg behielt ihn nicht, sondern warf ihn wieder aus mit seinen Flammenwirbeln. Und Ahasverus lag am Fuße des Berges, besinnungslos, am ganzen Körper voller Brandmale und röchelnd und stöhnend, wie einer, in dessen Eingeweiden der Tod wüthet. So traf ihn ein frommer Einsiedler, der am Fuße des Aetna seine Klause hatte; der trug ihn in seine Wohnung, und pflegte und heilte seine Wunden, bis dem Unglücklichen mit der Genesung die Besinnung wieder kam. „O — rief Ahasverus, als er aus seinem langen Schlafe wieder erwachte — warum rufest du mich wieder ins

Leben zurück, in dieses mir so verhaßte Leben? Wenn mich der Berg wieder ausgeworfen hat aus seinen brennenden Eingeweiden, warum hast du meinen Körper nicht der Fäulniß überlassen, und dem Fraße wilder Thiere? So haben sich denn nicht nur alle Elemente gegen mich verschworen, sondern auch die Menschen, um mich zur Qual des Lebens aufzusparen für immer! Ach, leben! — leben müssen! — zur Strafe leben müssen! — O ihr Glücklichen, die ihr euch Sterbliche nennt, sterblich seyd! Ihr wißt nicht, was das heißt: leben müssen, im Bewußtseyn seiner Schuld! Was euch Segen zu seyn scheint, das ist mir Fluch!" — So klagte der Unglückliche. Der fromme Einsiedler sprach ihm Trost zu, und redete mit ihm, als mit einem, dessen Person und Schicksale ihm genau bekannt waren. „Ahasvere, sagte er, war des Herrn Strafe schwer, so war deine Schuld noch schwerer; und ist aber auch deine Schuld groß, so ist des Herrn Gnade noch größer! Darum habe Geduld, und trage mit Ergebung die Bürde des Lebens, bis der Herr kommen und sie dir abnehmen wird." Dann redete er zu ihm weiter von der Huld und Gnade des Herrn, und daß er, der Welt Heiland, vom Himmel hernieder gestiegen sey, um alle Menschen selig zu machen, deren Sünde er auf sich genommen, und für sie gestorben am

Stamme des heiligen Kreuzes.“ Ahasverus hörte dem frommen Einsiedler mit Aufmerksamkeit zu; und wie jener ihm die schönen Gleichnisse von dem verlornen Schafe und von dem verlornen Sohne erzählte, und das liebevolle Wort des Erlösers hinzusetzte: daß mehr Freude sey im Himmel über einen bußfertigen Sünder, als über neun und neunzig Gerechte: da weinte Ahasverus die erste Thräne der Reue, der Freude und des Dankes; denn seine Augen waren vertrocknet seit jenem unseligen Tage seiner Schuld und seiner Strafe. — Nachdem er wieder gesund geworden, verließ er den frommen Einsiedler, und begab sich auf dessen Rath in die Wüste von Thebais in Ober-Aegypten.

Zehntes Capitel.

Die Wüste von Thebais war zur damaligen Zeit bewohnt von vielen Tausenden frommer Eremiten, welche hier, in gänzlicher Entfernung von der Welt und ihren Freuden, Gott dienten in Gebeth und in Betrachtung. Dahin kam Ahasverus, und da sein Inneres reiner und stiller geworden war, so fand er sogleich Behagen in dieser äußern Umgebung. Denn er sah, wie diese gottesfürchtigen Männer auf der

Welt lebten, ohne in der Welt zu leben; daß sie das Leben selbst nur als eine schwere Bürde ansahen, die ihnen Gott zu tragen auferlegt, bis daß Er komme — als eine immerwährende Vorbereitung zum Tode, ja als den Tod selbst, um des höhern, des ewigen Lebens sich würdig zu machen; und daß sie endlich dessen ungeachtet mit Geduld in diesem Elend ausharrten, und voll Hoffnung lebten auf die Zukunft des Herrn. Das Beispiel dieser frommen Männer, ihre stille Lebensweise und ihre einfältige Denkungsart wirkten wohlthätig auf ihn ein, und er wurde von Jahr zu Jahr ergebener in sein Schicksal. Er diente den Brüdern, die weit und breit zerstreut lebten in abgesonderten Hütten, besonders den Altvätern, die der Aufsicht pflegten über die jüngern Brüder, und befliß sich in allen Dingen der treuesten Ausrichtung. Doch ließ er sich nie mit jemand in eine Unterredung ein; auch ihre Versammlungen vermied er, und nahm keinen Theil an ihrem Gottesdienste. Er verhehlte den Obern nicht, die ihn deßhalb zur Rede stellten, daß er ein Jude sey, und daß er keine Gemeinschaft haben könne mit den Christen. Denn, obwohl Ahasverus allmählich durch die Gnade Gottes, die ihn bei so vielfältigen wunderbaren Ereignissen ergriffen und getrieben hatte, von seinem tropigen Stolze geheilt, und zur Erkenntniß seiner

selbst, zur Demuth geführt worden war: so fehlte es ihm doch noch am Glauben — an dem lebendigen Glauben an Jesum Christum, in dem allein das wahre Heil, der wahre Friede zu finden ist.

Eilftes Capitel.

So waren wieder ein paar Jahrhunderte verflossen, und sie däuchten Ahasvero, wenn er auf sie zurückblickte, wie ein paar Jahre; denn für den Menschen ist nur die Zukunft eine Zeit, die Gegenwart vergeht ihm, ohne daß er sie bemerkt, und die Vergangenheit ist ihm verflossen, als habe er sie nicht gelebt... Da erscholl bis in die Wüste von Thebais das Gerücht: es sey in dem fernen Arabien ein neuer Prophet auferstanden, der sich über Christum erhebe, und das Christenthum als Abgötterei verdamme und ausrotte. Seine Losung sey: „Allah ist Gott, und kein anderer Prophet, als Mahoma." Wie das Ahasverus vernahm, da erwachte plötzlich in seinem Innern wieder der Gedanke, der lange in ihm geschlafen: daß Jesus nicht Gott sey, sondern nur ein Gottgesandter, ein Prophet; und daß sein Reich jetzt zu Ende gehen werde bei der Erscheinung eines neuen Propheten und Wunderthäters. In diesem Wahn

und in der Hoffnung, daß die Zeit auch seiner Erlösung gekommen sey, verließ er noch an demselbigen Tage die Wüste, um den neuen Propheten aufzusuchen, und sich unter sein Volk zu stellen. Die Heiden, welche von ihrem Afterpropheten Muhamedaner hießen, hatten aber bereits Arabia in ganzen Heerschaaren verlassen, und zogen gen Palästina und Syrien hinauf, um dort die neue Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Ahasverus begegnete den wilden Horden unfern Jerusalem, und er zog mit ihnen in die Stadt ein, unter dem Rufe: Allah ist Gott, und kein anderer Prophet, als Mahoma. Und während die Heiden die christlichen Tempel plünderten, und auf ihnen statt des Kreuzes den Halbmond aufsteckten, ging Ahasverus in der wilden Freudigkeit seines Herzens hinaus zum heiligen Grabe, wo einst des Erlösers Leichnam geruht, und wo der Herr von den Todten auferstanden ist. Und vermeinend, er werde sich um den neuen Propheten dadurch ein groſses Verdienst erwerben, daß er mit eigener Hand die heilige Stätte verwüste, ergriff er im Wahnsinn des Aberglaubens eine brennende Fackel, und lief in den Tempel, um ihn anzuzünden. Sieh! da stand der Herr vor ihm, wie er glorreich aus dem Grabe erstanden; und wie damals die Wächter des heiligen Grabes plötzlicher Schrecken ergriff, so packte

auch jetzt den Frevler ein heiliger Schauer, und er fiel anbetend auf die Erde nieder, und rief: Mein Herr und mein Gott! — So fanden ihn auf dem Boden liegend die Mönche, die das heilige Grab bewachten; und da sie erkannten, daß er an Christum glaube, den lebendigen Gott, so gaben sie ihm die Taufe noch zu derselbigen Stunde und an demselbigen Orte. Des andern Tags aber zog er mit ihnen fort in das Gebirge des Libanon, wohin sie sich vor den Heiden flüchteten.

Zwölftes Capitel.

Von dieser Zeit an, als er des Heils gewürdigt worden, fühlte Ahasverus sein Innerstes ganz verwandelt. Durch seinen Glauben war ihm Gnade widerfahren und die Vergebung seiner Sünde geworden; und obwohl die Folge jener Sünde, die Strafe, nicht aufgehoben werden konnte, weil das Wort erfüllt werden mußte, so hat er doch von Stund an selige Ruhe und heiligen Frieden empfunden, wie ein Kind, das an der Folge einer schweren Krankheit leidet und langsam zum Tode reif wird, das aber im Schoße der mütterlichen Barmherzigkeit ruht, und daher willig und geduldig das unheilbare Weh erträgt unter der Pflege eines liebenden Herzens. So

lebte Ahasverus in seliger Abgeschiedenheit von der Welt unter den frommen Mönchen in den Höhlen und auf den Felsen von Libanon, bis es ihnen durch die wunderbare Fügung Gottes vergönnt ward, wieder zurück zu kehren ins heilige Land, und am Grabe des Erlösers sich wieder anzusiedeln. Denn, um die Schmach des Kreuzes zu rächen, und die geweihte Erde, allwo Christus selbst gewandelt, zu reinigen von dem Unrath der Heiden, beschlossen die Völker des Abendlandes einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, und sie verjagten die Anhänger der Lehre Mahomeds, und pflanzten wieder statt des gotteslästerischen Halbmondes das heilige Kreuz auf. Ahasverus war unter den heldenmüthigen Kriegern, welche die heilige Stadt Jerusalem eroberten, und es war ihm unter der Fahne Christi ganz anders zu Muthe, als damals, als er dieselbe Stadt vertheidigte gegen die alten Heiden mit dem Volke, das Gott verworfen. Er diente auch in allen folgenden Kriegen, die ein paar Jahrhunderte lang gegen den Erbfeind in diesen Landen geführt wurden; und als zuletzt doch, aus unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes, die Heiden die Oberhand behielten, doch aber so, daß das heilige Grab den Christen erhalten wurde, so ergab er sich ganz dem frommen Dienste des Herrn und seiner Gläubigen. Von der Zeit an ist er der beständige Geleitsmann derer,

welche von fernen Gegenden herkommen, um das heilige Land zu besuchen, und ihre Andacht zu verrichten bei dem heiligen Grabe; und er dient ihnen als treuer Dolmetsch alles dessen, was Jesus Christus auf Erden gethan, gelehrt und gelitten hat, und führt sie umher an alle die heiligen Oerter, wo der Heiland eine Spur hinterlassen hat seiner wunderthätigen Gnade und Barmherzigkeit. Auch seine eigene Geschichte verschweigt er nicht, obwohl er sich nur sehr wenigen und sehr frommen Seelen entdeckt; und welche von heiliger Wißbegierde getrieben, ihn um die Schicksale befragen, die seit so vielen Jahrhunderten über ihn ergangen und vor ihm vorübergegangen am Menschengeschlechte, denen erzählt er sie mit anmuthiger Ausführlichkeit und überfließender Salbung, so daß keiner von ihm hinweggeht ohne wahre Stärkung im Glauben, in der Liebe und Hoffnung... Ahasverus aber sieht, wie ein Jahrhundert nach dem andern vorüberzieht wie ein Jahr, und die Menschengeschlechter wie Geschöpfe eines Tages; und er harret in frommer Geduld und treuer Hingebung, voll des Glaubens und unter den Werken der Liebe, auf die Zukunft des Herrn — auf den heiligen, großen, ewigen Sabbath, der anbricht nach den sechs Tagen, die wir Jahrtausende nennen.

II.

Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.

I.

Legende von dem Ritter Sankt Georg.

Im Reiche Libya liegt eine Stadt, genannt Selene. Unfern der Thore befindet sich ein großer See, zwischen welchem aus dem daran stoßenden Gebirge der einzige Zugang zur Stadt und zu dem übrigen Lande ist. Nun begab sich's, daß einstens ein erschrecklicher Lindwurm in dem See seinen Aufenthalt nahm, und jeden, welcher des Weges ging, tödtete und verschlang. Und wenn er des Fraßes ermangelte, so schleppte er sich bis an die Mauern der Stadt, und blies seinen vergifteten Athem in die Stadt hinein. Das hatte der alte Feind, der Satan, so veranstaltet, auf daß nicht die erfreuliche Botschaft des Christenthums in diese Lande kommen möchte; und es geschah wohl auch mit Gottes Zulassung und zur Strafe, weil die Einwohner der Stadt und des ganzen Landes die schändlichsten Götzen anbeteten und ihnen sogar Menschenopfer brachten. Um nun den Lindwurm fern zu halten, be-

schlossen die Einwohner, ihm täglich zwei Schafe an das Ufer des Sees zu bringen zu seiner Nahrung; und als sich aber die Zahl der Schafe mit jedem Tage verminderte, kamen sie nach gepflogenem Rathe überein, dem Wurm täglich nur Ein Schaf zu geben, und neben dem Schafe noch ein Kind; und welches Kind durch das Loos getroffen würde, das sollte man ihm geben. Da begab sich's, daß letzthin auch des Königs einzige und ausbündige Tochter durch das Loos getroffen wurde. Darüber gehub sich der König sehr übel, und sprach zum Volke: Nehmt all mein Gold und Silber und die Hälfte meines Reiches, und lasst mir meine Tochter. Das Volk aber ward zornig, und sprach: Du selbst, König, hast diese Weise geordnet; also geziemt dir auch, derselben zu gehorchen. Unsere Söhne und Töchter sind uns auch lieb gewesen, gleichwohl haben wir sie hergegeben, als die Loose es über sie verhängten. Thue, was das Gesetz verlangt, oder wir wollen dich und dein Haus mit Feuer verbrennen. Der König mochte wollen oder nicht, er musste sein Kind hergeben. Die Tochter zog königliche Kleider an, schmückte sich mit Perlen und dem köstlichsten Geschmeide. Dann fiel sie dem Vater zu Füssen und bat um seinen Segen. Der Vater umhalsete sie mit tausend Thränen. Weh mir, rief er, mein herzliebes Kind! Bist du zu

solchem

solchem grausamen Verhängniß so groß und schön geworden? Ist das die Hochzeit, die ich dir bereitete? Ist das der Bräutigam, dem du gespart wurdest? Muß ich mein einziges Kind dem Drachen zur Speise geben! Wollten die Götter, ich wäre gestorben, ehe ich ein solches Herzeleid erlebte. Die fromme Tochter tröstete den Vater, und sprach: Gebt Euch zufrieden, lieber Vater. Sterbe ich doch für Euer und des Reiches Bestes. Nachdem der Vater ihr hierauf seinen Segen gegeben, entwand sie sich seinen Armen, ging getrost zu den Stadtthoren hinaus, und begab sich an das Gestade des Sees. Das Volk aber sah zu aus der Ferne.

Während nun die Jungfrau des Drachen Ankunft weinend erwartete, kam gerade durch Gottes Fügung ein stattlicher Ritter daher gesprengt auf einem schneeweißen Rosse, sein Schild war mit einem blutrothen Kreuze verziert, und eine goldene Taube schwebte mit ausgebreiteten Schwingen über seinem Helm. Der Ritter nahte sich der Jungfrau, saß ab, trat zu ihr mit adeligem Anstande, und sprach: Ich beschwöre Euch, edles Fräulein, daß Ihr mir entdecket, weßhalb Ihr hier wartet, und seyd traurig. Sie sprach: Wackerer Ritter, setzet Euch eilends wieder auf Euer Roß, und fliehet von dannen, auf daß Ihr nicht eines schmählichen Todes sterbet.

Der Ritter sprach: Seyd meinethalb unbesorgt; nur entdeckt mir die Ursache Eures Kummers. Die Jungfrau erwiederte: Ich sehe, daß Ihr eines hohen Gemüthes seyd. Eben darum sollt Ihr nicht mit mir umkommen. Ich bitte Euch, fliehet eilends. Der Ritter versetzte: Ich werde nicht von dannen weichen, bis ich erfahre, was Euch fehle, und worin ich Euch dienen könne. Als die Jungfrau hierauf ihm den ganzen Vorgang entdeckte, sprach er: Seyd gutes Muthes! ich will mit Gottes Hülfe dem Landwurm schon obsiegen. Ach nein, rief die Jungfrau, edler Ritter, ihr würdet umkommen, und mich nicht retten; darum bitte ich, fliehet, und laßt mich alleine sterben. Während sie noch redete, bewegte sich das Wasser, und der Drache hob mitten aus dem Strudel sein erschreckliches Haupt empor. Als die Jungfrau den Drachen erblickte, zitterte sie über und über. Sanct Georg aber schwang sich behend auf sein Roß, schlug ein Kreuz, und rannte auf den Drachen ein. Der Drache schoß auf ihn los mit grimmiger Gebärde. St. Georg befahl seine Seele Gott, legte die Lanze ein, und traf den Wurm so hart und gewaltig in den Nacken, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. Der Ritter sprach zu der Jungfrau: Tretet eilend herzu, werft dem Drachen Euren Gürtel um den Hals, und fürchtet Euch nicht. Die

Jungfrau that, wie ihr der Ritter geheißen. Sie legte dem Ungeheuer den Gürtel um den Hals, und der Drache folgte ihr, gleich einem zahmen Händlein.

Als das zuschauende Volk wahrnahm, daß diese beiden mit dem Drachen daher kamen, flohen sie in die Berge und Wälder, rufend: Laßt uns fliehen, oder wir müssen alle sterben. Der Ritter aber winkte, rief und sprach: Fürchtet euch nicht. Gott hat mich zu euch gesandt, euch von dem Drachen zu befreien. Glaubet an Christum, so will ich den Drachen tödten. Als nun der König und das Volk erklärten, daß sie mit Freuden glauben wollten, zog der Ritter sein Schwert, tödtete den Drachen, und befahl, ihn aus der Stadt zu bringen, da dann kaum vier Paar Ochsen vermögend waren, das Ungeheuer auf das Feld zu schleppen, wo es mit Feuer verbrannt wurde. Es wurden aber diesen Tag mehr denn zwanzig tausend Menschen getauft, ohne Weiber und Kinder. Der König war gar froh, daß er seine Tochter lebendig hätte, und er sprach zu St. Georg: Wir haben viel Gemachs und Guts von dir; darum wollen wir thun, was du willt. Und er wollte ihm viel Goldes und Silbers geben aus der Schatzkammer. Da sprach St. Georg: Wollt Ihr mir Geld und Gut geben, so gebt's den Armen an meiner Statt; damit dienet Ihr Gott. Da ließ der König ein schönes Münster ma-

chen Unserer Frauen zu Ehren, und machte einen Altar in dem Münster, und ehrete auch St. Georgen mit dem Münster. Da that Gott ein großes Zeichen, seiner lieben Mutter zu Ehren; denn es entsprang gar ein klares Wasser auf dem Altar, und das Wasser hatte die Kraft, welcher Mensch siech war und des Wassers trank, der ward davon gesund. Von den Zeichen ward der christliche Glaube sehr gestärket an dem Volke, und was sie St. Georg lehrte, das behielten sie mit allem Fleiße. Und sie hatten ihn sehr lieb, und ehreten ihn gar hoch. Dieß fiel dem heiligen Ritter schwer, und er gedachte, nicht länger da zu bleiben. Also nahm er Urlaub bei dem König und seiner Tochter, und schied von dannen.

Es war aber dieser Ritter St. Georg ein Markgraf von Palästina, und der Sohn christlicher Eltern. Er hatte von ihnen groß Land und Gut geerbt; sein ganzes Erbe aber hatte er seinen Brüdern überlassen, und war in die Fremde gezogen, um wider die Feinde Jesu Christi zu streiten und Gottes Kirche auszubreiten auf Erden. Manches Land hatte er gesehen, manches Reich erobert; und von seiner Thaten Ruf erscholl die Welt von einem Ende zum andern. Nachdem er zuletzt den Drachen zu Selene erlegt, zog er endlich gen Hof, wo der Sitz des heidnischen Gräuels war, und er nahm sich

vor, mit Gottes Gnade hier dem Unglauben gleichſam den Herzſtoß zu geben. Es hielt aber der Kaiſer ſo eben einen großen Ring vor der Stadt, und es waren viele Könige und Fürſten und Grafen verſammelt im Lager, die ſich mit Waffenſpiel und anderer ritterlicher Kurzweil ergötzten. Da ſchlug der Ritter Georg ſein Zelt neben dem Lager auf, und hing ſeinen Schild aus mit dem rothen Kreuz im Felde. Es kannte den Ritter aber niemand. Als der Kaiſer nun vernommen, daß ein chriſtlicher Ritter angekommen, ließ er ausrufen: Wer da an Chriſtum glaubet und an ſeine Mutter, der ſoll es öffentlich ſagen, und er werde deßhalb viel leiden müſſen. Da ging der Ritter Georg vor den Kaiſer, und ſprach: Herr, ich bin auf Gnade hergekommen, ſo gewährt mir denn, daß ich mich als Ritter gebaren dürfe. Der Kaiſer ſprach: Es ſey. Da trat St. Georg in den Ring vor allen Herren, die da waren, und er ſprach: Wer wider Chriſtum iſt und ſeine Mutter, mit dem will ich ſtreiten. Denn ich bin ein Chriſt. Will mich deß Jemand beſtehen? Da ſprach der Kaiſer: Hätte dieſe Rede der Markgraf von Paläſtina gethan, ſie wäre kühn genug. Der Ritter ſprach: Ich bin der Markgraf von Paläſtina. Da ſprang der Kaiſer auf, und empfing den Ritter höflich; denn er hoffte, daß er denſelben

von seinem Glauben abbrächte. Er lud ihn ein, in seinem Palaste zu wohnen, und versprach ihm, er wolle ihn mit Land und Leuten begaben, und ihn halten, wie seinen eigenen Sohn; aber seinem Gotte müsse er abschwören, und des Kaisers und des Reiches Gotte ein Opfer bringen. St. Georg fragte: Wer ist denn dein Gott? Der Kaiser sprach: Apollo, welcher ist ein Gott der Sonne. Der Ritter erwiederte: Die Sonne ist aller Ehren werth; jetzt aber ist es Abendzeit, und sie scheinet nicht mehr. Gib mir Frist bis morgen, ich werde dann sehen, was ich zu thun habe.

Es nahm aber St. Georg der Ritter jene Nacht Einkehr bei einer armen Wittwe. Als er in ihre Hütte trat und sie um Herberg ansprach, da fiel das Weib ihm zu Füßen — denn er war ihr wie ein Gott erschienen — und sie sprach: Ach, Herr! wie möcht Ihr Herberg nehmen bei einer armen Wittwe? Diese Hütte schützet Euch nicht wohl. Auch habe ich kein Brod, das ich Euch reichen könnte. Und, wollt' ich Euch auch von Herzen gern Dienste erweisen, so vermöcht' ich's nicht; denn seht, dieß mein Knäblein ist blind von Geburt aus und gelähmt am ganzen Leibe, und ich muß seiner warten bei Tag und bei Nacht. St. Georg sprach: Sey getrost! Dem Gott, an den ich glaube, ist kein Ding un-

möglich. Willst du an Christum glauben, wenn er dein Knäblein gesund macht durch mich, seinen Diener? Die Wittwe sagte: Ach ja, Herr! Der Ritter küßte das Kind, und es genas alsogleich von allen seinen Gebrechen. Voll Freuden nahm die Mutter das Kind, lief hinaus, zeigte es allen Nachbarn, und erzählte, welche große Barmherzigkeit ihr widerfahren wäre. Als sie wieder zurückgekommen, und Brod und Wein für den Gast mitgebracht hatte, da zeigte sich vor ihren Augen ein noch größeres Wunder. Die hölzerne Säule, auf der die Hütte ruhte, war zu einem grünen Baume geworden, der hoch über das Haus gewachsen war; die Aeste breiteten sich aus und hatten schöne große Blätter, und aus den Blättern trieben Blumen empor; auch bedeckte der Baum das Haus ganz und gar mit seinen Zweigen, und viel tausend Vögel saßen in den Zweigen und sangen auf das allerlieblichste, und die Blumen brachen auf und rochen wie lauter Rosen und Violen. Die Wittwe erstaunte bei diesem Anblick. Was ist dieß? sprach sie; draußen liegt der Schnee vor allen Thüren, und hie innen ist Maitag. Der Ritter sprach: Laßt uns essen, denn mich hungert. Die Frau wollte decken. Siehe, da stand eine Tafel von Rubin unter dem Baume, und ein Tischtuch, wie von Lilien gewoben, war darüber gebreitet.

Mittlerweile hatten die Blüthen Früchte angesetzt, die Früchte waren reif geworden, und fielen auf die Tafel. Der Geschmack der Aepfel war sehr wunderbar; man durfte nur irgend eine Speise sich gelüsten lassen, sofort hatten sie den Geschmack. Und so aßen denn St. Georg und die Wittwe sammt dem Knäblein, und sie waren fröhlich im Herrn. Inzwischen hat sich der Ruf des Wunders, was in der Wittwe Haus geschehen, in der ganzen Stadt verbreitet, und ist bis in den kaiserlichen Palast gekommen. Des Kaisers Gemahlin machte sich alsbald auf mit ihren Kammerfrauen, um das Wunder zu besehen. Und als sie es nun anstaunte, wurde sie vom Geiste ergriffen, und sie sagte: Edler Ritter, ich glaube an Jesum Christum, und ich bitte Euch, daß Ihr mich der heiligen Taufe theilhaftig machet. Als sie die Worte gesprochen, schwebte eine leichte Thauwolke zum Fenster herein, und hing über dem Haupte der Kaiserin. St. Georg erkannte den Willen Gottes. Und während er nun die weihenden Worte aussprach, ließ die Wolke sich auf die Kaiserin herab, und sie ward getauft in der Wolke. Nach vollzogener Taufe schied die Kaiserin voll Freuden von dannen. Der Ritter aber begab sich zur Ruhe.

Am folgenden Tage versammelte der Kaiser alle Fürsten und Großen seines Hofes, damit sie zusehen

möchten, wie der fremde Ritter seinem Gotte opferte. Und er ließ den Markgrafen von Palästina zu sich entbieten, und sandte ihm ein großes Geleite von Rittern, die ihn herbeiführen sollten. Eine Menge Volkes geleitete ihn zum Palaste des Kaisers. Als sie aber auf den Markt kamen, sah St. Georg einen steinernen Sarg stehen; der Sarg war wohl verschlossen, und auf dem Deckel waren eingegraben diese Worte: Wer mich anrührt, er sey Mann oder Weib, der ist des Todes. St. Georg fragte, was es mit dem Sarge für eine Bewandtniß habe. Das wissen wir nicht, sagten die Umstehenden; denn wegen der drohenden Inschrift wagte es noch kein Mensch, den Inhalt zu untersuchen. Der Ritter St. Georg trat näher, und klopfte auf den Deckel des Sarges; augenblicklich borst der Deckel aus einander, und man sah den Sarg angefüllt mit Menschengebeinen. Da sprach St. Georg zu der Menge, die ihn begleitete: Ihr habt gesehen, wie die Natur Zeugniß gegeben von der Macht dessen, dem ich diene und den ich anbete; so möge denn auch der Tod selbst Zeugniß geben von Christo, welcher der Herr ist des Lebens und des Todes. Und er trat zum Sarg, und sprach mit lauter Stimme: Ich gebiete euch, ihr dürren Gebeine, im Namen dessen, der euch schuf und erlöste, daß ihr wieder lebendig werdet

und aus dem Sarge hervorgehet. Augenblicklich ward ein Gewimmel im Sarg; die Gebeine wurden wieder lebendig, und es stiegen viele Männer hervor, welche sofort niederfielen vor des Ritters Füßen, und die Taufe begehrten. Der Ritter zeichnete mit dem Schwert ein Kreuz auf die Erde, und alsbald entsprang ein Brunn an der Stelle. Aus diesem Brunn taufte er die Männer im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Darnach sprach er zu ihnen: Der Hölle seyd ihr quitt und ledig. Eilet nun und bettet euch wieder in den Sarg, und fahret in das Paradies, und grüßet mir meine liebe Mutter Alexandra, wie auch die Jungfrau Maria und den Herrn Christum. Willig stiegen die Männer wieder in den Sarg. Der Sarg schloß sich über ihnen zu, und der Deckel war heil und ganz wie zuvor. Von diesem großen Wunder wurden wieder unzählig Viele gläubig in ihrem Herzen, doch verhehlten sie es aus Furcht vor dem Kaiser.

Als nun der Ritter St. Georg in den Palast kam, und in den Saal trat, wo der Kaiser, die Fürsten und Großen versammelt waren, so sprach der Kaiser zu ihm: Wohlan, tapfrer Ritter, Ihr habt gestern versprochen, unserm Gotte zu opfern. Sehet nur, wie lieblich die Sonne scheint. So thut nun, wie Ihr gelobt habt. St. Georg antwortete: Die

Sonne ist aller Ehren werth, und noch gröſserer Ehren der, welcher sie erschaffen. Wo ist aber der Abgott, dem Ihr mir zumuthet zu opfern? Der Kaiser antwortete: Er steht draußen in seinem Tempel. Der Ritter sprach: Er mag sich her bemühen, wenn ich ihm opfern soll. Der Kaiser sprach: Kommt, wir wollen zu ihm gehen. St. Georg antwortete: Mir ist nicht gemüthlich, zu ihm zu gehen. Sollen wir ihm eine Ehre erzeigen, so mag er sich einmal zu uns bemühen. Nun stand unter dem Haufen der Zuschauer auch die Wittwe sammt dem Söhnlein, das er geheilt hatte. Da ging St. Georg auf sie zu, und er sprach zum Knäblein, indem er ihm eine Ruthe gab: Gehe eilend in den Tempel des Apollo, und sage dem Abgott: Sanct Georg der Ritter befehle ihm, augenblicklich dir zu folgen; weigert er sich dessen, so schlage ihn mit der Ruthe, und treibe ihn vor dir her, bis du ihn uns bringest. Der Knabe sprach: Es soll geschehen, wie Ihr befohlen habt, nahm die Ruthe und ging. Er hatte einen schönen weißen Leibrock an, und ein Kränzlein zierte seine Stirn. Als er ohne einigen Unfall in den Tempel gekommen, trat er vor den Göthen, und sprach: Sanct Georg der Ritter gebeut dir, im Namen des allmächtigen Gottes, daß du zur Stunde zu ihm kommest in den Saal des Kaisers. Diese

Worte wiederholte er zu dreien Malen, und da sich der Götze noch nicht rühren wollte, so schlug er denselben mit der Ruthe, und trieb ihn also vor sich her, mitten durch die Stadt, bis in den kaiserlichen Palast. Als St. Georg den Götzen kommen sah, so sprach er mit lauter Stimme zum Kaiser und zu denen, die ihn umgaben: Weil ihr denn weder meinen Worten glaubt, noch den Zeichen, die ich thue in der Kraft des alleinigen Gottes, so mögt ihr das Zeugniß vernehmen aus dem eigenen Munde dessen, den ihr als euern Gott, den allsehenden, anbetet. Und er wandte sich zu dem Götzen: Ich beschwöre dich, sprach er, daß du bekennest, wer du seyst. Der Abgott hub an gräßlich zu brüllen, dann sprach er: Christus ist wahrhaftiger Gott und des lebendigen Gottes Sohn. Ich aber und meine Brüder sind vom Himmel in den Abgrund verstoßen. Darum suchen wir die Menschen Gott abtrünnig zu machen, und verführen sie, uns anzubeten, und bereiten ihnen das ewige Feuer. Da sprach der Ritter: Fahre in den Abgrund, du Verfluchter. Alsbald verschwand der Teufel, und die Bildsäule zersprang in unzählige kleine Stücke.

Als der Kaiser sah, daß sein Abgott zu Schanden geworden und gar vertilgt sey, gerieth er in einen wüthenden Zorn, und befahl, den Ritter zu

greifen. Er hatte ein Rad zurichten lassen, das mit zweischneidigen Schwertern nach innen und nach außen wohl versehen war. In dessen Speichen ließ er den Ritter flechten. Als aber das Rad in Schwung gekommen, fuhr es mit großer Gewalt aus einander, und beschädigte viel Heiden, der Ritter aber stand unverletzt auf dem Boden. Der Tyrann ließ einen Kessel füllen mit geschmolzenem Blei, und den Martyrer hineinwerfen; allein das glühende Blei umfloß seine Glieder gleich einem erfrischenden Quellwasser. Der Kaiser nahm seine Zuflucht zu den Zauberern, die aus Natterngift und Schierlingssaft einen der tödtlichsten Tränke bereiteten; aber St. Georg, wie er den Becher nahm, schlug ein Kreuz darüber, und trank ihn rein aus; und als nun das Gift ihm keinen Schaden that, bekannten die Zauberer sich überwunden, und nahmen selbst den christlichen Glauben an. Sofort befahl der Kaiser, sie hinzurichten. Zu seiner Gemahlin aber sprach er: Ich muß sterben vor Unmuth, wofern es mir nicht gelingt, dieses Lästerers mächtig zu werden. Die Kaiserin antwortete: Höre einmal auf zu wüthen, Wütherich. Siehest du nicht, daß dieser Ritter dir zu mächtig ist, und daß die Kraft Jesu Christi durch ihn wirket. Als der Kaiser hörte, daß auch seine Gemahlin eine Christin geworden,

schäumte er vor Grimm, und befahl, sie so lange zu geißeln, bis sie den Geist aufgäbe. Den heiligen Georg aber ließ er durch alle Straßen der Stadt schleifen, und hierauf in seiner Gegenwart dem Martyrer das Haupt abschlagen. Indem er aber von der Richtstätte zurück zu seinem Palaste fuhr, fiel Feuer vom Himmel, das verzehrte ihn und seine Diener.

2.

Die blauen Berge.

Unfern vom Gebirge lebte eine stille, fromme Gemeinde. Die Menschen nährten sich von den Früchten der Erde, die sie bauten, und von der Milch der Thiere, deren sie pflegten; und was sie aßen und tranken, das geschah in Zufriedenheit und mit Danksagung. Jeden Morgen besonders zogen sie hinaus ins Freie; und, mit dem Antlitz gen Osten gewandt, beteten sie zu dem unsichtbaren Gott, der ihnen aus den schönen, blauen Bergen die Sonne herauf führte, und die Wasserströme darnieder stürzen ließ, um ihre Aecker und Weiden zu tränken, und dessen Wetterstürme donnerten und leuchteten voll majestätischer Pracht.

Es war aber ein Mann in der Gemeinde, den es gelüſtete, ſich näher umzuſehen in den Bergen, und die Geheimniſſe des Sonnenſcheines, und der Waſſerſtröme, und der Winde und Wetter zu erforſchen. Und er ging eines Tages fort, und that, wie ihm ſein Geiſt zu gebieten ſchien. Nach einiger Zeit kehrte er wieder zurück, und er ſprach vor der verſammelten Gemeinde: Was ihr, liebe Leute, bisher von den blauen Bergen dort und dem Gotte oben gemeint und geglaubt habt, dem iſt nicht alſo, und ihr ſeyd in großem Irrthum. Ich habe Alles in der Nähe beſehen, und ganz anders befunden. Die Berge, die euch ſo ſchön blau her ſcheinen, ſind eitel ſchroffiges, unfruchtbares Geſtein; und die Gewäſſer, die aus ihren Schluchten herabſchießen, ſind wilde, verheerende Gießbäche, und die Winde und Wetter ſind natürliche Lufterſcheinungen, die ſich von ſelbſt erzeugen und wieder zerſtören. Und die Sonne, die geht weit, weit hinter jenem Gebirge auf; und von einem Gott, wie man gefabelt, iſt nirgends nichts zu ſehen in den blauen Bergen.

Die Gemeinde ſtutzte ob der Rede des Mannes, den ſie als einen Wiſſenden verehrten. Und einige ſagten voll Unmuth: So haben uns denn unſere Väter bethört, daß wir Mährlein glaubten als wahrhaftige Dinge! Und ſie gingen ſeit der Zeit nicht

mehr hinaus, daß sie zu Gott beteten, der die Wunder verrichtete in den blauen Bergen; und sie arbeiteten von nun an verdrossen, und lebten unter einander in Unfrieden. Viele unter ihnen aber gingen nun selbst in die Berge, um zu schauen, was zu glauben wäre; und sie müdeten sich vergebens ab im Auf- und Niedersteigen, und manche fielen in die Abgründe, oder verirrten sich in dem weiten Gebirge, wo sie vor Hunger umkamen. Nur ein alter Mann in der Gemeinde achtete nicht der Rede des Wissenden, sondern glaubte an das, was seine Väter ihm gesagt von den blauen Bergen und dem Gotte, der darin wohne; und er ging täglich, nach- wie vorher, hinaus ins Freie und betete da, mit dem Antlitz gen Osten gewandt, zu dem Unsichtbaren, der ihm die Sonne heraufführte, und die Wasserströme niederstürzen ließ, und dessen Wetterstürme donnerten und leuchteten in den blauen Bergen. Und wenn er also gebetet hatte voll der Andacht und des Glaubens, da ging er jederzeit gestärkt an sein Tagwerk, und die Arbeit seiner Hände war gesegnet und jeder Wunsch seines Herzens gestillt.

3.

Der Name Gottes.

Es traten zu einer Zeit die Weiſeſten des Landes zuſammen, um zu berathen und zu entſcheiden, mit welchem Namen Gott am meiſten geehrt und am würdigſten dargeſtellt würde. Einige meinten, man ſollte ihn den Gott der Macht nennen, weil er der Bewältiger des Meeres und der Gebieter der Stürme und der Lenker der Schlachten ſey. Andere ſagten, er ſolle der Gott des Reichthums heißen, weil die Erde voll ſey von ſeinen Schätzen, und Alles, was da lebt und webt, Leben und Gedeihen von ihm habe. Wieder Andere ſchlugen vor, man ſolle ihn den Gott der Weisheit nennen; denn Reichthum und Macht ſeyen ja in der Hand Gottes nur darum heilſam und ſegenbringend, weil er ſie zum Nutzen und Frommen zu gebrauchen wiſſe. Zuletzt, als alle übrigen ihre Aeußerung gethan, wurde noch der älteſte unter ihnen, der bisher ſtill geſchwiegen, um ſeine Meinung gefragt. Dieſer aber bat ſich Zeit aus bis auf den folgenden Tag, um der Sache weiter nachſinnen zu können. Des andern Tags, als er wieder gefragt wurde, ſprach er: Je mehr ich nachdenke, was Gott ſey, und welcher Name ihm vor Allem gebühre, deſto

weniger kann ich es erforschen. Man verwilligte ihm noch einen Tag zu weiterem Bedenken, und der Alte unterzog sich demüthig dem Auftrage. Als nun am dritten Tage die Versammlung wieder gehalten wurde, trat der Greis mit verklärtem Angesicht unter sie, und öffnete den Mund und sprach: Vernehmet, was mir in einer heiligen Stunde veroffenbaret wurde. Indem ich die Nacht wieder der Betrachtung obliegen wollte, wie ich seit zwei Nächten gethan, kam mir der Gedanke in den Sinn, daß doch Gott nur allein wissen könne, was er sey, und der Mensch nur so weit, als es ihm Gott offenbare. Dieses bedenkend, warf ich mich auf die Kniee, und harrte in brünstigem Gebete wohl drei Stunden lang. Und Gott erhörte mein Flehen. Denn es erschien mir ein Jüngling, in schneeweissem Gewande, mit Strahlen um sein Haupt, und mit einem Bildniß auf seiner Brust. Und er deutete auf das Bildniß. Erlasst mir die Beschreibung; denn mein Mund kann nicht aussprechen, was mein Auge gesehen. Dieß Eine vernehmet: Die Gestalt streckte die Rechte aus, als verheisse sie; und sie hielt die Linke dar, als erwarte sie; und, wo das Herz schlägt, da war die Brust offen und frei, und aus dem milden Antlitz, welches gegen das bewegte Herz sich senkte, sprach es in einer, nur dem Herzen verständlichen Sprache: Ich verzeihe!

Da ward es mir mit Einem Male klar und gewiß, mit welchem Namen Gott am würdigsten genannt werden solle. Denn indem ich mein und der Menschen Leben vor den Augen meines Geistes vorübergehen ließ, gewahrte ich überall Spuren und Zeichen, wie Gott den Frommen Glück und Segen verheiße, die Sünder zur Buße und Bekehrung erwarte, und die Unbild und den Undank, den ihm die Menschen erweisen, gern verzeihe. Und darum — schloß der Greis seine Rede — ist und sey sein Name: Der Gott der Gnaden. Die Versammlung gab Beifall, und faßte den Beschluß, daß alsbald dem ganzen Volke verkündet werde: Es gäbe keinen Namen, der Gott mehr ehrte und Gottes würdiger wäre, als der Name: Gott der Gnaden!

4.

Die Wunder.

Es hielten zwei Männer der Gemeinde vertrauliche Zwiesprache über die Irren und Wirren ihrer Zeit. Der eine, ein Mann in rüstigen Jahren, nach allen Seiten hin umsichtig und rührig, der sich aber überall gehemmt sah in seiner Wirksamkeit, und betrogen in seinen besten Erwartungen, blickte mit

Kummer auf die Gegenwart hin, und ohne Hoffnung in die nahe und ferne Zukunft. Er klagte dieß seinem Nachbarn, einem bejahrten, vielgeprüften Manne, der nach mannichfaltigen Erfahrungen eines langen Lebens eine Ruhe, Sicherheit und Klarheit in Geist und Gemüth errungen hatte, wie wir sie an dem Spiegel unsers Innern, an dem Himmel wahrnehmen, wenn er nach stürmischen Gewittertagen wieder seine Heiterkeit gewinnt, und rein und mild auf die Erde niederschaut. Es drängt sich mir — sagte jener — mit jedem Tage mehr der furchtbare Gedanke auf, als sey die Welt aus ihrem Fundamente gerissen und als Spielball preisgegeben den bösen Mächten, welche ein zürnender und strafender Gott losgelassen zur Züchtigung eines verderbten Geschlechtes. Wohin wir die Augen wenden, wir sehen überall nur Zerrüttung und Verkehrung menschlicher Verhältnisse. Alte Throne stürzen ein, die auf Granitvesten erbaut zu seyn schienen; neue erheben sich auf Sandhügeln, welche der Wind des nächsten Tages wieder verwehen wird. Die Völker sind, und — sind nicht mehr; denn die Satzungen und Rechte der Väter wurden verworfen, und es haben sich neue eingeschlichen und eingedrängt, welche die Auflösung schon in ihrem Entstehen an sich trugen. Ueber den Formen, um welche man streitet,

wird das Wesen, der Bestand und Gehalt des Volkslebens bloßgestellt; und indem man vorgibt, immer nur das Bessere zu suchen, verliert man vollends das Gute. Und in Allem, was sie satzen, treiben und thun, ist es überall nur auf das Irdische, das Vergängliche abgesehen, und Eigennutz regiert die Welt. Was sonst als der Anfang der Weisheit gegolten hat, und als das Ende alles Lebens und Strebens, und als der Mittelpunkt, an den sich das Wohl und Wehe ganzer Völker, so wie Einzelner, angeknüpft und gehalten hat: das Einige, Göttliche, es ist aus dem öffentlichen Leben, von dem unheiligen Markte verschwunden, und mit ihm Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Und die wenigen, die ihr Herz dem Heiligen noch erschlossen und geweiht, retteten sich und ihr Geheimniß aus dem Marktgetümmel, und verbleiben einsam und stumm; denn ihre Stimme, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, würde doch nur eitel verhallen an den Ohren und Herzen eines thörichten Geschlechtes. O Freund! — schloß der Bewegte — wer soll in diese Irren und Wirren Ordnung und Licht und Frieden bringen? Wenn hier kein Wunder geschieht, so steht der Welt Auflösung nahe in Blut und Feuer. — Der Nachbar sah ihn mild lächelnd an, und indem er seine Hand ergriff, sprach er mit dem Tone der

Zuversicht und des Glaubens: Wahrlich! es geschehen noch Wunder; und wenn wir sie auch mit unsern Augen nicht schauen können, sie geschehen doch — wie das Licht die Nacht des Gewölkes durchdringt und die Luft den Verschluß des Abgrunds, obgleich wir den Quell nicht gewahren, aus dem sie strömen. Es geschehen noch Wunder! Erst noch neulich habe ich deren zwei gesehen, die mir ein eben so großes Vertrauen gegeben, als sie mich in Erstaunen gesetzt haben. Es war in einer Nacht, als ich vor Kummer nicht schlafen konnte; da trat ich ins Freie, und ich erblickte nun ein hohes, weites, unermeßliches Gewölbe über meinem Haupte, und unzählige Sterne funkelten an dessen Decke, und die schlummernde Erde ruhte sicher, wie ein Menschenkind, unter dem schützenden Obdach. Und nirgends sah ich doch Pfeiler, darauf der Meister das Gewölbe gesetzt hätte, und es fiel dennoch der Himmel nicht ein, und er stand fest, auch ohne jene Pfeiler. Da sprach ich zu mir: Sollen wir arme Menschen drum zappeln und zittern, den Einfall und Sturz des Himmels befürchtend, weil wir die Stützen nicht greifen noch sehen, die ihn halten? Und soll es uns nicht genügen, zu wissen, daß Gottes wunderbare Hand den Bau gebildet, und daß ihn dieselbe Hand in der sichern Schwebe trägt und erhält?

Und ich ging beruhigt in meine Hütte zurück, und überließ mich getrost dem Ruheschlummer, da ich wußte, daß ein Wächter wacht über die Welten, und über die Hütten der Menschen. — Und ein anderes Mal, als ich an einem Tage von schwerer Trübsal niedergedrückt war, blickte ich zum Fenster hinaus, und da sah ich große dicke Wolken über mir schweben, und sie zogen einher, wie Meereswogen vom Sturme fortgetragen, und die Gewässer drohten herabzustürzen, und schier den Erdball zu ersäufen. Aber es floß der Regen gar sänftiglich nieder, und erquickte Feld, Wald und Flur, und das Gewölke zog fort, um den Segen weiter zu verbreiten in die Länder der Menschen. Da sprach ich zu mir selbst: Wo ist denn der Boden, auf dem die Wolken ruheten oder fußeten? oder wo die Kufen, darein die Gewässer gefasset wären? Und wessen Hand leitet diese gewaltigen Massen in den Lüften hin, und wessen Arm stützet die hohen, schweren Wassersäulen, daß sie nicht mit all ihrer Wucht auf uns zumal herab stürzen? Und sieh! indem ich mich noch so fragte, da erbaute sich in der Ferne ein lichtglänzender Bogen mitten in die Wolkennacht hinein, und ich erkannte ihn sogleich als jenes Zeichen, das Gott unsern Vätern gesetzt hat zum Bunde zwischen ihm und uns, daß er das Menschengeschlecht nimmer vertilgen werde

auf Erden. — Seit jenen Tagen, als mir dieſe Geſichte geworden, kann kein Zweifel mehr mein Gemüth beſchleichen, und aller Kummer verſchwindet vor dem Lichtblicke, der in mein Innerſtes gefallen. — Der Freund verſtand und würdigte die Worte des Freundes. Und er klagte nicht mehr über die Irren und Wirren der Zeit; wohl aber trug er, nach deſſen weiſem Rathe, deſto mehr Sorge für den engern Kreis ſeiner Familie und der Gemeinde, daß ſie ſo viel möglich geſichert ſtünden gegen den Ungeſtüm des Verhängniſſes, welches die Völker und Länder zu bedrohen ſchien.

5.

Das Vögelein.

Ein frommer Ordensmann las eines Morgens in der Bibel: Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag. Dieſe Worte und ihr Sinn wollten ſeinem blöden Verſtande nicht eingehen, und je mehr er darüber nachdachte, deſto unklarer und verworrener wurden ſeine Gedanken.

Da ging er, um ſich zu zerſtreuen, in den Garten; und indem er die Blumen und die Bäume und den blauen Himmel und alle die Werke Gottes mit

Wonne und Andacht betrachtete, gewahrte er auf dem Wipfel eines Baumes ein seltsames, überaus schönes Vögelein; und wie dasselbe nun seine buntfarbigen Flügel ausbreitete und seine wunderschöne Stimme hören ließ, da durchzuckte den Mann ein nie gehabtes, innerstes Wonnegefühl, so daß er wie außer sich dastand, und Ohren und Augen nicht abwenden konnte von der überaus lieblichen Gestalt und dem seelenvollen Gesang des Vögeleins. Dieses aber hüpfte von Zweig zu Zweig, und flog von Baum zu Baum, und schüttelte die Farben aus dem bewegten Gefieder und strömte melodische Töne aus der sangreichen Kehle; und so flog es, immer singend, aus dem Garten in den angränzenden Wald; und der Ordensmann, seiner selbst nicht mehr bewußt, folgte ihm nach, und wendete weder Aug' noch Ohr ab, und stand zuletzt wie bezaubert mitten im Walde, daß er die Wildniß nicht sah ob der Regenbogenpracht, die ihn umfloß, und den Wasserfall nicht hörte ob dem Wundergesang, der ihn entzückte. Doch mit welchen Worten wäre so etwas zu beschreiben! Wie wenn am frühen Morgen, bei der ersten Dämmerung, über dem höchsten Gipfel eines Berges sich plötzlich ein Punkt von einem Wölklein zeigt, das nun allmählich in zarten Wollenstreifen auseinanderfließt; der erste Strahl der aufgehenden Sonne ver-

wandelt es zauberisch in lauteres Gold; dann erweitert und verdichtet sich die Wolke immer mehr, und Goldstreife durchzucken sie, wie Blitze, und verbrämen sie um und um, wie mit leuchtenden Rubinen; und es lösen sich dann Wolken von der Wolke ab, und verschwimmen in dem Meere des azurnen Firmamentes, und Lichter und Farben wechseln und spielen in unendlichen Abstufungen in und aus einander, und das Auge vermag schon nicht mehr alle die herrlichen Gestaltungen zu überschauen, und den Glanz und die Fülle und die Mannichfaltigkeit der himmlischen Erscheinung zu fassen und zu begreifen: — so mannichfaltig, so reizend und bezaubernd war der Gesang des Vögeleins; es legten sich die Melodien wie ein Duftgewebe um des Hörers Herz, und umstrickten es ganz und gar, wie mit einem Zaubernetze, und durchdrangen und erfüllten es, daß es ganz trunken wurde in überseliger Empfindung. — Endlich verstummte das Vögelein, und ward plötzlich nicht mehr gesehen; und der Ordensmann, voll des genossenen Glückes, kehrte zu seinem Kloster zurück.

Es mochte nach seiner Berechnung eine Stunde verflossen seyn, seit ihm die Erscheinung geworden; und er stand, noch am frühen Morgen, vor der Pforte und läutete an. Der Pförtner erschien. Sie erkannten sich einander nicht. Der Ordensmann

nannte seinen Namen; der Pförtner sagte: es befinde sich kein Mönch dieses Namens im Kloster. Man ging zum Abte; auch dieser kannte weder den Mann noch dessen Namen; wohl aber setzte er bei: Wie die Chronik melde, so sey vor hundert Jahren ein Mönch dieses Namens plötzlich aus dem Kloster verschwunden, und man habe seit der Zeit nichts mehr von demselben vernommen. Da erkannte der Ordensmann, daß er eines großen Wunders von Gott gewürdiget worden, und er fiel dem Abte zu Füßen, und bekannte und beichtete und erzählte, was sich mit ihm begeben.

Und nachdem er noch in derselben Stunde das Sakrament empfangen, that er gegen niemanden mehr den Mund auf, sondern verharrte in stillem Gebete bis gen Mitternacht, wo er selig in dem Herrn entschlief.

6.

Schule der Weisheit.

Zu jener Zeit, als es noch Schulen der Weisheit gab, kam ein Jüngling von schöner Gestalt und guten Sitten zu einem Meister, und bat, daß er ihn in Lehre und Zucht nehmen möge. Der Meister,

der ihn vom Ruf kannte, sprach zu ihm: Wie soll ich dich lehren und ziehen, da, wie ich höre, dein Betragen unter den Menschen und vor der Welt rein und tadellos, schlecht und gerecht ist? Der Jüngling antwortete: Mein Ruf ist wohl besser, als ich selbst bin. Ich weiß gar wohl, daß mir noch vieles fehlt zur Weisheit, und darunter das Erste und Nothwendigste. Und was ist das? fragte der Meister. Könnt' ich es sagen, antwortete der Jüngling, ich würde wohl nicht bei dir zusprechen. Ich fühle wohl meine Gebrechen, aber ich kenne sie nicht, und weiß sie drum auch nicht zu heilen und zu verbessern. Der Meister betrachtete den Jüngling mit Wohlgefallen; dann sprach er: Du erzeigest dich fähig und würdig, um in die Schule der Weisheit zu gehen. Denn die erste Stufe dazu ist die Selbsterkenntniß, die zweite die Demuth, die dritte die Zuversicht und der Glaube. Dieß aber bedenke: daß die Kunst der Weisheit schwer, und die Zeit der Schule lang sey. Du mußt vorerst lernen schweigen und hören, dann fragen und antworten, endlich handeln und leiden. Der Jüngling versprach, daß er's an gutem Willen nicht werde fehlen lassen, um des Meisters Kunst zu erlernen. Also ward er als Schüler und Jünger der Weisheit aufgenommen. Er erfüllte auch und übertraf beinahe die Hoffnungen

des Meisters während der drei Jahre, die er unter seiner Lehre und Zucht gestanden. Er wurde schweigsam, beredsam und handsam; er lieh sein Ohr guten Räthen und weisen Sprüchen, er öffnete den Mund nur zu verständigen Reden, und Hand und Herz waren immer bereit, um Gutes zu spenden, Widriges zu ertragen, und das Beste zu wollen und zu thun. Da, nach Verfluß der drei Jahre, trat eines Tages der Meister zu ihm, und sprach: Ich gebe dir Urlaub, mein Sohn! Du bist nun bereits auf dem rechten Wege, der zur Weisheit führt. Es ist freilich nur der Anfang des Weges, nicht das Ende; aber weiter vermag dich kein anderer zu geleiten; du mußt dich nun selbst führen, auf daß du endlich das Ziel erreichest. Ueber diesen Worten wurde der Jüngling schier traurig, zumal darüber, daß er erst am Anfang der Weisheit stehe, und nicht schon am Ende, da er sich doch bewußt war, daß er das Vollkommenste erstrebt habe in Gedanken, Worten und Werken. Das klagte er dem Meister in der Sprache eines zuversichtlichen, obwohl noch demüthigen Bewußtseyns. Der Meister versetzte: Was ich an deinen Worten und Handlungen wahrgenommen, es ist Alles löblich, und ich bin gewiß, daß sie ein treuer, unverfälschter Ausdruck deiner Gesinnungen waren. Aber dieß merke: Des Menschen Herz ist unergründ-

lich, wie das Meer, und was dasselbe verbirgt in seinem dunkeln Abgrund, das hat noch niemand erforscht. Dieß dein Herz erkenne ich noch nicht; es ist dir selbst noch verborgen; die Ungeheuer, die da noch in der Tiefe sich umthun, und von Zeit zu Zeit aufsteigen, sind furchtbar und verderblich; und wer sie nicht wahrnimmt und sich ihrer wehrt, den ziehen sie in ihren Abgrund. Der Jüngling betrübte sich noch mehr über diese Rede, und er bat den Meister, ihm diese Ungeheuer zu bezeichnen, die in des Herzens verborgener Tiefe hausen, damit er ihrer achten und sich erwehren könne. Der Meister antwortete: Das ist vergeblich; ich müßte dir alle Laster nennen; denn sie alle gleichen jener Hyder, aus deren gefällten Häuptern immer neue und verjüngte erwachsen. Doch vor drei lasterhaften Gelüsten will ich dich besonders warnen, welche dem Menschen am meisten gefährlich, weil am meisten hintertückisch sind. Es ist die Schadenfreude ob fremdem Unglück, der Neid ob fremdem Glück, und die Rachelust bei erlittener Beleidigung. Diese sterben nie aus in des Menschen Herzen, so lange es fühlt und schlägt. Der Jüngling verhüllte sein Angesicht, und sprach dann: Ach, wer ist dann weise unter den Menschen? Niemand, antwortete der Meister, nur Gott ist weise; wir arme Menschen können wohl die Weisheit lieben,

aber nicht haben. Drum sey die dieß noch zum Trost und zur Ermuthigung. Den Keim des Guten hat Gott in uns gelegt, und den Keim des Bösen der Satan. Pflegen wir darum der guten Saat, und reuten wir zumeist das Unkraut aus, so wird auch Gott das Gedeihen geben. Denn Er ist der Anfang und das Ende der Weisheit. Der Jüngling dankte, und entfernte sich mit denselben Gefühlen, mit denen er gekommen war: mit erweiterter Selbsterkenntniß, noch größerer Demuth, und mit befestigter Zuversicht und unerschütterlichem Glauben an Den, der der Anfang und das Ende der Weisheit ist.

7.

Von der Selbsterkenntniß.

Meister! — redete ein Jüngling einen weisen Mann an — es geht die gemeine Lehre, daß Selbstkenntniß der Anfang sey zur Weisheit. Nun aber sage mir, wie man zur wahren Selbstkenntniß gelangen könne? Der Meister erwiederte: Doch wohl dadurch, daß du dich, deine Gedanken, Begierden und Neigungen beobachtest, und sonach dir ein Bild deiner ganzen Sinnes- und Gemüthsart zusammen setzest. Denn, sage, wer wäre

dir näher, als du dir ſelbſt, und wer könnte dein Inneres beſſer erkennen, als eben dein Innerſtes, das Gewiſſen? Aber, verſetzte der Jüngling, das Gewiſſen iſt parteiiſch in der eigenen Sache, und, wie ich täglich erfahre, mindeſtens bald zu ſtreng, bald zu milde in ſeinen Urtheilen, ſo daß es mich vollends irre macht an mir ſelbſt. Wohlan, ſagte der Meiſter, ſo richte dich denn nach den Urtheilen der Menſchen. Ihre Meinung von dir diene dir als ein Spiegel, darin du deine Gebrechen, wie deine Tugenden, klar erkennen magſt. Wahrlich! verſetzte der Jüngling, da wäre ich noch übler daran, wenn ich meinen Werth oder Unwerth nach dem Urtheile der Welt ermeſſen ſollte. Sie kennt ja an mir nur, was ich ſcheine, und nicht, was ich bin; und in dieſem Schein und Widerſchein ſelbſt flimmert alles, Licht und Schatten, ſo durch einander, daß ſich nur ein verzerrtes, geſpenſtiſches Bild geſtalten will. Der Meiſter ſchwieg, als wäre er um weitern Rath verlegen. Nach einer Weile, gleichſam als ob er nachgeſonnen, ſprach er: Weil du denn meineſt und erkenneſt, daß weder dein eigenes, noch der Menſchen Urtheil dir zur wahren Selbſterkenntniß verhelfen könne, ſo kann und muß wohl die Quelle dieſer Erkenntniß anderswo zu ſuchen und zu finden ſeyn, dort, wo die Wahrheit und die

Weisheit selbst ist: in Gott. Der Jüngling sagte: Freilich wohl! aber wer hat den Muth, an Ihn diese Frage zu stellen, und von Ihm Antwort zu erhalten? Der Demüthige, antwortete jener. Er spricht zu Gott: Herr, wer bin ich? und wer bist du? Und so nahet er denn im Bewußtseyn der Schwäche und der Schuld, die ihm inne wohnt, und er entfernt sich im Bewußtseyn seiner Kraft und seiner Würde, die von Oben kommt. Er weiß, daß er nichts sey ohne Gott, und alles durch Gott. Und das ist jeder Mensch. Der Jüngling fühlte sich durchdrungen von der Wahrheit dieser Worte, und er sprach: Also ist die Selbstkenntniß, wie sie jene anpreisen, zu nichts nütze? Nein, antwortete jener; denn das Wissen, das aus sich selbst ausgeht, blähet auf. All unser wahres Erkennen und rechtes Wollen aber kommt aus Gott; und es ist darum kein anderer Weg, der da zur Weisheit führt, als die Gottesfurcht.

8.

Der Weisen Sprüche.

Ein König berief die sechs weisesten Männer seines Landes zu sich, und sagte: es sollte ein jeder von

ihnen eine Frage stellen, die der andere zu beantworten habe, welche Antwort aber jener selbst durch eine noch weisere Antwort übertreffen sollte. Wer von ihnen hierin die Meisterschaft über alle übrigen beweisen würde, der sollte fortan sein Rath bleiben für immerdar. — Der erste fragte: Was ist schwerer als die Erde? Dem antwortete der zweite: Der Menschen Bosheit. Nein, sagte jener; der Zorn Gottes ist schwerer zu ertragen als der Menschen Bosheit. — Der zweite fragte entgegen: Was ist das Beste in der Welt? Der erste antwortete: Ein guter Freund. Nein, sagte er, ein gutes Gewissen ist noch besser. — Der dritte fragte den folgenden: Wer ist der Klügste? Antwort: Der viel Bücher gelesen hat. Nein, der nur zwei Bücher studirt, die Bibel und das Buch der Natur. — Der vierte: Wer ist der Reichste? A. Derjenige, welcher am meisten Geld hat. Nein, der sich mit dem wenigen genügen läßt. — Der fünfte: Welches ist die größte Ehre in dieser Welt? Antw. Ein tapferer Soldat und ein gelehrter Mann seyn. Nein, die Demuth und die Friedfertigkeit. — Der sechste: Welche Kunst ist die größte? Antw. Die Welt regieren. Nein, sich selbst regieren. — Der König lobte sie alle wegen ihrer weisen Antworten; dem sechsten aber gab der König den Vorzug; denn, sagte er, daß sich selbst regieren die schwerste Kunst

sey, das erfahre er selbst täglich an sich; und also habe jener nicht nur eine Wahrheit gesagt, sondern zugleich auch eine königliche Wahrheit.

9.

Die Fabel geht dich an.

Die alten Weisen haben eine gute Art erfunden, wie man den Menschen die Wahrheit fein zeigen mag, ohne sie ihnen grob ins Gesicht zu sagen. Sie hielten ihnen nämlich einen wunderbarlichen Spiegel vor, darin allerlei Gethier und seltsame Dinge vor das Auge kamen, und ein eben so ergötzliches als erbauliches Spiel machten. Das nannten sie eine Fabel; und was nun die Thiere Thörichtes oder Kluges darin verrichteten, das mochten die Menschen auf sich beziehen, und bei sich denken: Die Fabel geht dich an. Und also konnte es niemand für unrecht nehmen. Als zum Exempel: Da waren zwei Berge, und auf jedem Berge stand ein Schloß, und ein Hund durchlief das Thal, und schnüffelte vor sich hin, als suche er Rebhühner oder Mäuse, um seinen Hunger zu stillen. Da erklingt auf Einmal die Trompete auf dem einen Schloß, wie dieß in derselbigen Zeit zu geschehen pflegte, wenn zum Essen

gerufen wurde, und der Hund läuft sogleich den Berg hinauf, um hier etwas zu erschnappen. Wie er aber auf der Mitte des Berges ist, da hört der Trompeter auf zu blasen, und es fängt der Trompeter auf dem andern Schlosse an. Da denkt der Hund: Hier hat man schon gegessen, und dort wird man essen; und springt wieder herab, und den andern Berg hinauf. Jetzt aber fängt der erste wieder zu trompeten an, und der andere hört auf; und der Hund läuft nun wieder herab und wieder hinauf, und macht so fort, bis endlich alle beiden Trompeter stillschweigen, und die Mahlzeit da und dort vorüber ist. — Nun rathe einmal, günstiger Leser, was der Weise mit diesem vorstellen will, und wer der Narr sey, der sich müde läuft hin und her, und nichts erhascht, weder hier noch dort?

10.

Unsers Herrgotts Affe.

Als Gott der Herr den Menschen erschaffen hatte nach seinem Ebenbild, daß er auf Erden erkannt und angebetet werde: da soll, wie eine alte Sage meldet, auch Satan, der Widersacher Gottes, sich vorgenommen haben, ein Wesen zu schaffen nach seinem

Ebenbilde, das ihn anbete und ihm diene. Und er nahm einen Letten, und knetete daraus ein Ding, das darnach war. Es glich dessen Haupt schier einem Menschenhaupte, und es schien, als ob das Geschöpf in Haltung und Handlung dem Menschen es gleich zu thun vermöchte. Aber sein Schädel war so klein und spitzig, daß nur gar wenig Hirn darin Raum hatte, und der Mund ragte hervor, gleich einem Rüssel, mit seinen gefräßigen Zähnen; und das Wesen hatte gar viele und lange Finger, mehr zum Nehmen als zum Geben, und es mochte gehen auf seinen vier Händen, gleich den Thieren; und, statt der feinen, glatten Haut, war dessen Leib mit einem schäbigen Fell überzogen, und nur der häßlichste Theil war nackt geblieben, der Steiß. Zuletzt, nachdem das Gemächte vollendet war, blies Satan der Creatur auch seinen Athem ein, und sprach: Pfuat!*) und — der Affe war fertig. Satan erwartete nun, daß das Geschöpf ihn alsogleich anbete, wie der Mensch seinen Schöpfer. Aber der Affe fletschte die Zähne gegen ihn, und kehrte ihm den Rücken, und kletterte den nächsten Baum hinan, um da dem Fraße obzuliegen.

Diese Geschichte ist lustig, aber auch erbaulich.

---

*) Fiat! Es werde!

Denn wir können dabei die Bemerkung machen, daß und wie, leider! der Mensch selbst oft Unsers Herrgotts Affe an sich werde, — dann nämlich, wenn er das Ebenbild Gottes an sich verunstaltet zu einem Ebenbilde Satans, voll der Tücke, des Hasses und des Neides und aller sinnlichen Gelüste.

11.

Das Grömlein.

Ein Mann hatte vier Rosse, ein Bräunlein, einen Schecken, einen Schimmel und ein Grömlein, ein altes, schwaches Rößlein, das vor Last der Jahre und der Arbeit den Kopf hängen ließ, und die Füße mühsam nachschleppte. Diesen vier Rossen lud er jeglichem eine Bürde auf zum Tragen; wie er aber des Wegs weiter zog, dachte er sich: Warum soll ich das junge und das starke und das gute Roß lange scheren und plagen? Und er nahm die Bündel von den dreien, und lud sie alle zumal mit einander auf das Grömlein; und die drei starken Rosse ließ er ganz ledig dahin laufen, das Grömlein aber trieb er heftig an, daß es bald unter der Last erlegen ist. — Merk: dieser Narr bist du, wenn du die Buße aufschiebst bis in dein hohes Alter. Das will ich dir

in Kürze erklären. Die vier Rosse sind die vier Zeiten der Menschen. Das erste Pferd ist die Kindheit von zehn Jahren bis in das zwanzigste. Da heißt es — und die Mutter hilft auch dazu — was soll ein Kind von zwölf oder vierzehn Jahren thun? es weiß noch nicht, was die Sünde ist. Man findet doch manchen Alten, der nicht Buße thut. Und hiermit entschuldigt sich das Bräunlein. Das andere Pferd ist die Jugend oder das blühende Alter, von dem ein und zwanzigsten bis ins dreißigste. Da sagt man: Ich bin jetzt in meiner besten und blühenden Zeit, ich muß gut leben haben, da es mir gedeihet, denn, komm' ich nun in die Ehe, so ist nichts denn Ach und Wehe. Hiemit entschuldigt sich der Scheck auch. Das dritte Pferd, der Schimmel, ist das männliche Alter von dem dreißigsten Jahre bis ins sechzigste. Das wirst auch die Bürde von sich, und sagt: Wenn ich nun gar alt werde, alsdann will ich Buße thun; es ist noch Zeit genug dazu, wenn ich ein Bettrisi oder sonst ein alter Greis werde. Also werden diese Bürden alle gespart bis in das Alter, und sie werden alle dem Brömlein auf den Rücken geworfen, das muß dann tragen, daß es darunter erliegt.

12.

Die Thiere und der Mensch.

Eine heidnische Fabel erzählt: Nachdem der höchste Gott Jupiter die Thiere und zuletzt den Menschen erschaffen, so trat der Esel vor dessen Thron, und fragte ihn: Wie lange er zu leben und was er zu thun habe? Darauf versetzte Jupiter: Dein Leben wird dreißig Jahre währen, und dein Thun wird seyn, daß du Lasten tragest, Hunger und Durst leidest, und, falls du lässig bist, noch Prügel kriegst obendrein. Da seufzte der Esel tief auf und sagte: Ach, gerechter Gott! wenn es doch also beschlossen ist, daß ich ein so elendes Leben führen muß, so kürze mindestens meine Jahre um zwanzig ab bis auf zehn. Das bewilligte ihm Jupiter, und der Esel ging zufrieden von dannen. — Hierauf erschien der Hund und fragte gleichfalls, wie lang er zu leben und was er zu thun habe. Jupiter antwortete: Dein Leben wird dreißig Jahre währen, und dein Thun wird seyn, daß du den Menschen und sein Habe bewachest Tag und Nacht, und die Diebe verscheuchest durch Knurren, Bellen und Beißen. Das gefiel dem Hunde nicht, der gern der Freiheit genossen hätte, und er bat den Jupiter, daß wenn er doch zur

Sclaverei geboren, die Jahre ihm abgekürzt werden bis auf zehn. Jupiter willfahrte seiner Bitte, und der Hund entfernte sich dankbar. — Nach diesem erschien der Affe, der gleichfalls fragte, wie lang er zu leben und was er zu thun habe? Dem antwortete Jupiter: Dein Leben wird dreißig Jahre währen, und dein Thun wird seyn, daß du in deiner Mißgestalt den Menschen als Schauspiel dienest und zum Gespötte der Kinder. Darob erbos'te sich schier der Affe, und er sagte: Wenn ich doch zu weiter nichts nutz seyn soll auf dieser Welt, so kürze mir mindestens meine Jahre ab bis auf zehn. Das ward ihm auch zugesagt. — Zuletzt erschien auch der Mensch vor dem Throne Jupiters, und er fragte den Gott: Wie lange er zu leben habe? Jupiter antwortete: Dein Leben wird dreißig Jahre währen. Wie, fragte der Mensch, nur dreißig Jahre? Ist diese kurze Lebenszeit würdig des vollkommensten Wesens, das aus deiner Hand hervorgegangen? Da sagte Jupiter: Wohlan, so will ich dir denn noch die zwanzig Jahre zulegen, die ich dem Esel, und die zwanzig, die ich dem Hunde, und die zwanzig, die ich dem Affen abgenommen habe. Dann sey aber auch dein Thun und Leiden: daß du von deinem dreißigsten Jahre an bis zum fünfzigsten Lasten tragest, und schwitzest, und entbehrest, und duldest, wie der

Esel; und daß du von deinem fünfzigsten bis zum siebenzigsten dich und dein Habe ängstlich hütest, wie der Hund, knurrend und murrend; und endlich, daß du die weitern zwanzig Jahre, bis zu deinem neunzigsten, zu nichts mehr dienest, als wie der Affe, zum Gespötte der Kinder. — Und also ist es auch geschehen, sagt die heidnische Fabel; und wir erfahren es auch täglich an Menschen, die den Thieren gleich nur das Irdische wägen und suchen.

13.

Hans Pfriem.

Hans Pfriem, der Fuhrmann, hatte die böse Gewohnheit an sich, daß er alles an andern beschnarchte, und daß ihm niemand etwas recht thun konnte. Wenn er die Straße fuhr, und ihm ein Wagen begegnete, so blieb er jederzeit stehen, und musterte die Pferde, das Fuhrwerk, den Mann, und hatte immer was auszustellen; bald waren ihm die Pferde zu kurz angespannt, bald schien ihm der Wagen nicht gut beladen zu seyn; und er schüttelte dabei den Kopf, oder sagte es laut, so daß der andere den Tadel wohl merken oder hören mochte. So machte er's in allen Sachen, auch in denen, die nicht

zu seinem Gewerbe gehörten; und die Wirthsleute, bei denen er einkehrte, hatten schwere Noth mit ihm, und sie sagten oft: Dem Hans Pfriem könnte es nicht einmal ein Engel im Himmel recht machen.

Einstmals träumte ihm, er sey gestorben. Er kommt vor die Himmelsthür, und St. Peter läßt ihn hinein, jedoch mit Verwarnung, daß er zu allem stillschweigen und ja nichts beschnarchen und tadeln solle, was er auch sehen möge. Hans Pfriem verspricht's. Wie er nun so im Himmel sich befand unter den lieben Engeln und Heiligen, und vor sich hinschaute: da sah er zwei Engel vorbeigehen, welche einen Balken in der Quere trugen, daß sie allenthalben damit anstießen. Hans Pfriem war schon Willens zu tadeln; doch besann er sich noch und dachte: Wenn man nur durchkommt, so ist's zuletzt gleichviel, ob man den Balken so oder so trägt. — Nach einer Weile, als er wieder aufschaute, bemerkte er zwei Engel, welche aus einem Brunnen Wasser schöpften in ein durchlöchertes Faß. Hans Pfriem dachte bei sich, der Warnung eingedenk: Hm! wer eben nichts Besseres zu schaffen hat, der mag so etwas auch thun, wenn's ihm Plaisir macht. — Bald darauf, als er sich umsah, gewahrte er einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war; und es kam ein Engel herbei, und spannte zwei Pferde vornen und

zwei hinten an. Da das Hans Pfriem sah, kam er ganz auſser sich, und sagte: Talk! was machst du denn? Und er wollte den Engel zurecht weisen. Es hatte ihn aber schon ein anderer gepackt, der ihn nun zur Himmelsthür hinaus trillte. Unter der Thür blickte Hans Pfriem nochmals hinein, zu sehen, was aus dem Wagen geworden. Und sieh da! der Wagen ging in die Höhe, von den vier geflügelten Pferden getragen. — Hiemit erwachte Hans Pfriem. — Und nun, was glaubt ihr, liebe Zuhörer, was zu lernen sey aus der Geschichte von Hans Pfriem?

14.

Der Einsiedler.

Wer der Welt Ade sagt, und in die Wüste zieht, wird darum nicht schon ein Heiliger; denn so lange die Neigung zum Bösen im Innern ist, so findet sie auch leicht einen Reiz von Aussen, und die Sünde ist vollbracht. Das erfuhr Jener, von dem eine alte Geschichte Meldung thut. Dieser Mann war von einer sehr zornigen Natur; statt aber den Grund davon in sich zu suchen, schob er die Schuld auf die Menschen, die ihn zum Zorn reizten, und er dachte: Ist's also, so schadet mir die Welt, und es ist

beſſer, daß ich ſie verlaſſe, als daß ich meine Seele verliere. Er begab ſich daher in die Wüſte, und baute ſich eine Hütte mitten im Walde, nahe bei einer Quelle, und das Brod, das er genoß, ließ er ſich täglich durch einen Knaben bringen, der es fern von der Hütte auf einen Felſen hinlegen mußte. Und ſo ging es einige Tage ganz gut, und er ſchien ſich ſelbſt der friedfertigſte und ſanftmüthigſte Menſch geworden zu ſeyn. Eines Tags ging er, wie gewöhnlich, mit dem Krug zur Quelle, und er ſtellte ihn hin, damit das Waſſer hineinlaufe. Da aber der Boden ſteinig und uneben war, ſo fiel der Krug um. Er ſtellte ihn wieder hin, und behutſamer; aber das Waſſer, das ungleich hervorſprudelte, ſchlug ihn wieder um. Da ergriff er zornig das Gefäß, und ſtieß es gewaltſam gegen den Boden, daß es in Scherben zerſprang. Nun merkte er, daß der alte Zornmuth wieder ausgebrochen ſey, und er dachte: Iſt's alſo, ſo frommt mir die Einöde nicht, und es iſt beſſer, daß ich ſogleich in der Welt meine Seele zu retten ſuche, dadurch, daß ich das Böſe meide, und das Gute übe. Und er kehrte wieder in die Welt zurück. — Merk: Es gibt böſe Neigungen, die man durch Flucht der Gelegenheit bezwingen kann; und es gibt andere, die man durch Widerſtand bezwingen muß. Um aber das eine wie das andere zu

vollbringen, braucht man eben nicht die Welt zu verlassen, sondern nur sich selbst.

15.

Ei so beiss!

Ein Holzhacker hatte die Gewohnheit, daß er bei jedem Hieb, den er that, keuchend sagte: Ei so beiß! Das hörte einmal der Graf, in dessen Wald jener arbeitete; und der Herr setzte ihn darüber zur Rede, warum er denn immer so sagte: Ei so beiß! Der Holzhacker antwortete: Mit Verlaub, gnädiger Herr! Hätte Adam nicht in den Apfel gebissen, so stünd' es wohl mit uns armen Leuten besser, und ich brauchte nicht im Schweiß meines Angesichts das wenige schwarze Brod zu verdienen, wie ich leider! thun muß. Und darum zürne ich billiger Weise auf den alten Sünder, und sage unwillig: Ei so beiß! Als der Graf, der ein leutseliger Mann war, solche Worte gehört hatte, sagte er zum Holzhacker: Wäret Ihr an Adams Stelle gewesen, Ihr hättet wohl eben so gethan. Straf mich der Himmel, wenn ich nur daran denken könnte, so etwas zu thun! — sagte der Holzhacker. Vollauf zu haben im ganzen großen herrlichen Garten, und nur sagen dürfen: Maul,

was willst? Nein, Herr! Da könnte mir gar nicht einfallen, von dem verbotenen Baum zu kosten. Nun, sagte der Graf, weil Ihr denn gar so ein kluger, rechtschaffener Mann seyd, so will ich Euch ein besseres Loos bereiten, ein so gutes, als Ihr nur wünschen möget. Kommt mit mir, holt Euer Weib; ich will Euch von nun an in meinem Schlosse also traktiren, daß Ihr es im Paradies nicht besser haben möchtet. Und also ist es geschehen. Der Holzhacker und sein Weib wurden auf das Kostbarlichste ganz neu gekleidet: es wurden ihnen schön gezierte große Zimmer eingeräumt, wo sie bequem schlafen, essen und wohnen konnten; und Mittags setzten ihnen eigens bestellte Diener ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs Schüsseln vor, voll der feinsten, schmackhaftesten Speisen. Zuletzt, nachdem sie schon lange gesättigt waren, brachte ihnen noch ein Diener eine siebente, von gediegenem Silber, mit schönen, goldenen Zierrathen, die mit einem Deckel verschlossen war. Diese setzte der Diener gleichfalls auf den Tisch sagte aber: Es sey des Herrn strengster Befehl, daß sie dieselbe nicht öffnen, viel weniger davon verkosten dürften. Der Mann sagte: Sie hätten ohnehin schon genug, er solle sie nur gleich wieder forttragen. Das Weib aber wollte sie etwas näher betrachten, und konnte nicht genug die Zierrathen

bewundern; trug aber sonst kein Gelüste, und die Schüssel wurde wieder unberührt weggetragen. Des andern Mittags wurde zuletzt auch wieder die silberne, bedeckte Schüssel vom Diener gebracht und auf dem Tisch zurück gelassen. Die Frau betrachtete sie mit noch größerem Wohlgefallen, als gestern, und auch der Mann schien Vergnügen zu haben an der wunderschönen Gestalt des Gefäßes. Curios! sagte die Frau, was doch der Graf für eine Absicht damit haben mag? Um das Ding bloß so zu unserer Lust zu betrachten, das kann's wohl nicht seyn. Denn da dürften wir doch auch wohl hinein schauen, wo es sonder Zweifel noch viel schöner ist, als von außen. Laß das Geschwätz, sagte der Mann; sey's, was es sey, du rührst mal nicht an. Und mit diesen Worten ging er vom Tisch, und legte sich auf das Polster. Die Schüssel wurde wieder unberührt abgetragen. — Bei all dieser Herrlichkeit war es kein Wunder, daß der Holzhacker seine Arbeit vergaß, und den Adam, und das: Ei so heiß! und er war vollkommen zufrieden mit Gott und seinem gnädigen Herrn. Die Frau aber konnte fast die ganze folgende Nacht nicht schlafen. Die Schüssel ging ihr immer im Kopfe herum, und sie träumte, es sey darin weiß Gott was Wunderschönes enthalten; es däuchte ihr, als sey sie mit lauterem Gold und kostbarem Edelgestein ausgelegt,

und

und ein groſser, reiner Kryſtall funkelte dazwiſchen, aus deſſen Spiegel ihr die ganze Zukunft in die Seele leuchtete. Als daher Mittags die verbotene Schüſſel wieder auf den Tiſch kam, ſo konnte ſie ihr Gelüſte nicht mehr verſchweigen. Sie erzählte ihrem Manne zuerſt den Traum, und ſchilderte ihm die Koſtbarkeiten, die ſie geſehen. Dann meinte ſie: ſehen koſte ja nichts, und es ſey keine Gefahr dabei, da ſie niemand bemerkte. Dann ſagte ſie, es ſolle nichts berührt oder gar genommen werden; nur in den Kryſtall wolle ſie ſchauen, und die Zukunft darin leſen. Der Mann ſchüttelte anfangs den Kopf, und ſagte: Nein. Als ſie aber wiederum von Neuem anfing, und nicht aufhörte zu bitten und zu betteln: nur ein wenig den Deckel zu heben, um wenigſtens zu ſehen, ob was drinnen ſey; da, nachdem er ſich vorher überall umgeſehen, ob niemand ſie belauſchte, gab er ihr nach, und ſagte: Ins Teufels Namen! ſo lug, damit ich Ruhe habe. Sie lupfte den Deckel, und ſieh da, — ein Mäuslein ſprang heraus und davon, und ins nächſte Loch hinein. Die beiden Leute ſahen ſich einander ganz erſchrocken an; und wie ſie noch ſtumm und ſtill, wie leblos, da ſaſſen, kam der Graf herbei, und fragte ſie, was ſie hätten? Nichts! ſagte die Frau zitternd. Der Herr, wohl merkend, was geſchehen, hob den Deckel auf, und

sagte dann: Also habt ihr mein Verbot nicht geachtet? Mein Weib da! sagte zornig der Mann. Dein Weib, versetzte der Herr, ist eine Eva, und du ein Adam. Lüsternheit hat euch, wie die Schlange unsere Stammeltern, in Versuchung geführt, der ihr nicht habt widerstehen können. Darum sollt ihr büßen gleich ihnen, und wiederum das Brod im Schweiße eures Angesichtes essen. Und so mußten denn er und sie sogleich die kostbaren Kleider wieder ablegen, und die schöne Wohnung verlassen, und zu ihrer Hütte und zur Arbeit zurück kehren. Seit der Zeit hat der Holzhacker nicht mehr auf den Adam, den alten Sünder, gezürnt, und sein Lebenlang nicht mehr gesagt: Ei so beiß!

16.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Als der Herr noch auf Erden wandelte, ging er einstmals mit seinen Jüngern über eine weite und lange Haide; und sie verirrten sich. Es war aber ein schwüler Sommertag; und es gingen keine Menschen des Weges, daß man sie fragen konnte. Endlich sah St. Peter unter einem Baum einen Menschen liegen, der schlief. Er ging auf ihn zu, und

fragte nach dem rechten Wege. Der aber that unwillig, und war so faul, daß er nicht einmal das Maul aufthat, sondern er streckte nur seinen rechten Fuß aus, wie der Meilenzeiger den Arm, und St. Peter mußte errathen, was er damit sagen wollte. Der Herr und seine Jünger gingen also des Weges weiter. Nach einer Weile sah St. Peter ein Mägdlein, die abseits vom Wege das wenige Gras mähete, welches auf der Haide wuchs, und emsig arbeitete. St. Peter rief dem Mägdlein; die verließ sogleich die Arbeit und kam herbei; und als sie um den rechten Weg befragt wurde, zeigte sie ihn nicht nur willig-lich, sondern ging auch eine große Strecke mit, bis dahin, wo sie des Weges nicht mehr verfehlen konnten; dann nahm sie Abschied, und ging zurück zur Arbeit. Ueber diese Bereitwilligkeit war St. Peter hoch verwundert, und er sagte zum Herrn: Er solle dem wackern Mägdlein für den geleisteten Dienst Gnade erweisen, und ihr einen braven Mann zubringen. Der Herr sprach: Das wolle er thun; und jener faule Mensch sey es eben, den das Mägdlein zum Manne bekommen werde. Darob wurde St. Peter schier erzürnt, und vermaß sich, den Herrn zu tadeln. Der Herr aber sagte in seiner Milde: Petre, du verstehst nicht, was in den göttlichen Fügungen Weises liegt. Diese beiden gehören allwege

zusammen; denn das fleißige Weib läßt den faulen Mann nicht ganz und gar zu Grunde gehen, und der Faule wird die Fleißige zur Arbeit anhalten und zur Geduld und Frömmigkeit. Und also ist jedem mit dem andern geholfen hier und dort.

17.

Die Geschenke.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter. Da kamen nun aus allen Landen viele Freier herbei, die sich um die Hand der Prinzessin bewarben; denn sie war reich und schön. Aber sie hatte zur Bedingniß gesetzt, daß sie nur denjenigen zum Manne haben wollte, der sie im Wettlauf besiegt hätte; wer aber von ihr besiegt würde, der sollte an seinem Leben bestraft werden. Da standen nun die meisten von ihrer Bewerbung ab; denn die Prinzessin war so behend im Laufe, daß sie ein Reh auf freiem Felde einholte. Andere, welche den Versuch machten, und die Wette eingingen, mußten es mit ihrem Leben büßen. Nun lebte nicht weit vom Hofe ein armer Mann, der bekam Lust, um die schöne und reiche Königstochter zu werben, und mit ihr den Wettlauf zu bestehen. Er hatte aber oft

gehört, daß ein artiger Freier Geschenke mitzubringen habe für die künftige Braut; und da er ohne Mittel war, aber geschickt in jeder Handarbeit, so flocht er erstlich einen schönen Kranz aus Blumen; sodann wob er einen kunstreichen Gürtel aus Damast; endlich strickte er einen seidenen Beutel, und that die wenigen Münzen hinein, die er besaß, und die er recht fein schliff, daß sie gar schön glänzten und glitzerten. Mit diesen Geschenken ging er nun nach Hof, und meldete sich als einen, der um die Prinzessin freien wollte. Als die Königstochter den armen Mann sah, ward sie schier zornig über dessen Frechheit; ihrem gegebenen Worte aber getreu, ließ sie sich alsogleich mit ihm in einen Wettlauf ein. Der arme Mann strengte sich sehr an, aber er blieb gleich anfangs zurück. Da warf er der Prinzessin den Blumenkranz vor den Weg, und diese, wie denn Mägdlein Freude haben an Blumen, hob ihn sogleich auf, setzte ihn auf ihr Haupt, und besah sich wohlgefällig in dem Bache, der vorbeirann. Indem überholte der Mann die Königstochter im Laufe; aber sobald sie es bemerkt hatte, lief sie behenden Fußes nach, und als sie ihn wieder eingeholt, gab sie ihm eine Maulschelle, und sprach: Das nimm vorerst für deine Frechheit, daß du um eine Königstochter zu werben dich unterstehest. Dann lief sie

fort, und ließ den Mann wieder weit zurück. Dieser aber warf ihr alsbald den schön gewobenen damastenen Gürtel vor den Weg, und als diesen die Prinzessin gewahrte, konnte sie der Lust nicht widerstehen, ihn aufzuheben; sie betrachtete das künstliche Gewebe aufmerksam, und band sich dann den Gürtel um den Leib, zu sehen, wie er ihr anstünde. Indessen hatte der Mann schon eine weite Strecke voraus gewonnen; als dieß aber die Prinzessin gewahrte, verdoppelte sie ihre Schritte, und holte den Läufer bald wieder ein. Sie gab ihm wieder eine Maulschelle, und rannte hohnlachend weiter. Sie war schon nahe am Ziele, während der Mann mühsam nachkeuchte; da warf er ihr den offenen Beutel vor den Weg hin, so daß die glühenden Münzen zerstreut umher fielen. Er wußte, daß Mädchen an allem, was glänzt, ihre besondere Lust haben; und so geschah es denn auch, daß die Prinzessin sogleich den Beutel aufhob, und die schönen Münzen zusammenlas, und jedes Stück mit Vergnügen betrachtete. Indem sie damit noch beschäftigt war, hatte der Mann, von ihr unbemerkt, den Vorlauf gewonnen und das Ziel erreicht. Also mußte sich die Prinzessin gefangen geben, und sie ist des armen Mannes Frau geworden.

Geliebteste! Die Prinzessin ist jedes Mädchen; der arme Mann ist jeder Mann. Der Wettlauf be-

deutet die Bewerbung; die Behendigkeit zeigt an die Sprödigkeit der Jungfrauen; die Maulschelle ist das Schmollen; die Todesstrafe endlich die abschlägige Antwort, um deren willen schon mancher junge Mensch in Verzweiflung gerathen ist. Ein kluger Mann nimmt daher zu Geschenken seine Zuflucht; denn Mädchen lieben Geschenke, als da sind: Ohrenringe, Halsketten, Shawls. Solche Dinge erproben sich als wahre Zaubermittel, und es gibt kein Beispiel, daß ein Mann damit nicht den Sieg davon getragen hätte.

15.

Ehelicher Gehorsam.

Ein Mann heirathete eine Wittwe, welche, wie er wohl wußte, mit ihrem vorigen Manne nicht zum friedlichsten gelebt hat. Er aber dachte sich: Entweder hat sie's nicht recht verstanden, das Wort bei der Einsegnung, oder sie hat's wieder vergessen. Daß es nicht mehr geschehe, dafür will ich schon sorgen, so oder so — sagte er, und führte sie getrosten Muthes zum Altar. Als nun der Pfarrer bei der Copulation zu den Worten der Bibel kam: Und er sey dein Herr! da unterbrach ihn der Mann, und

sagte: Hochwürdiger Herr, seyd so gut und leset doch die Worte noch einmal, und langsamer und stärker, damit sie es recht vernehme, daß in der Bibel stehe: Dein Herr, und nicht: Dein Narr. Der günstige Leser, wäre er dabei gestanden, hätte wohl über den Eifer dieses Ehemannes gelacht und bei sich gedacht: Schaden könne es für keinen Fall, wenn man's den Weibern recht an's Herz legt, was ihre Pflicht ist. Der Pfarrer hat auch so gedacht, und, ohne jedoch zu lachen, sondern in vollem heiligen Ernst, sagte er nochmals zur Frau: Gott sagte zur Mutter aller Lebendigen, zu Eva: Sey unterthan dem Mann, und er sey dein Herr. — Und zu Abraham sagte er — mit diesen Worten wendete er sich an den Ehemann, der begierig war, was denn Gott zu Abraham gesagt habe — und zu Abraham, dem Vater aller Gläubigen, sagte Gott: Alles, was Sara dir gesagt hat, dem gehorche.... Also will der Herr, fuhr der Pfarrer fort, daß das Weib dem Manne, und der Mann hinwiederum dem Weibe gehorche in vernünftigen und billigen Dingen. Und wenn ihr dieß thut, so werdet ihr, nach des Apostels Mahnung, Eine Seele in zwei Leibern seyn.

19.

Der Talisman.

Prinz und Prinzessin lebten noch in ihren Honigmonaten. Sie fühlten sich überaus glücklich und zufrieden; nur Eines beunruhigte sie zu Zeiten, der Gedanke, ob es wohl immer so bleiben werde. Daher wünschten sie wohl, sie möchten einen Talisman erhalten, der sie sicher stellen könnte gegen jegliche Unzufriedenheit in der Ehe. — Nun hatten sie oft von einem Einsiedler gehört, der als ein Wissender galt unter dem Volke, und der jedermänniglich gern zu Rathe stand in den Nöthen und Angelegenheiten des Lebens. Zu dem begaben sich nun Prinz und Prinzessin, und trugen ihm ihr Anliegen vor. Der Einsiedler, als er ihr Ansuchen vernommen, sagte zu ihnen: Ziehet durch nahe und ferne Lande, und wo ihr irgend ein zufriedenes Ehepaar findet, da bittet Euch ein Stücklein aus von ihrem Hemde, und so Ihr dieß erhaltet, so tragt es bei Euch immerdar. Das ist ein probates Mittel. — Prinz und Prinzessin ritten fort, und bald ward ihnen ein Rittersmann genannt, der mit seiner Frau in überaus glücklicher Ehe lebe. Sie kamen auf das Schloß und befragten dieselben, ob sie so ganz zu-

frieden seyen in ihrer Ehe, wie die Rede von ihnen gehe. Da ward ihnen die Antwort: Ja, bis auf das Eine, daß wir keine Kinder haben. Es war also der Talisman bei diesen nicht zu finden, und Prinz und Prinzessin mußten weiter ziehen, um nach ganz zufriedenen Eheleuten zu forschen. — Sie kamen darauf in eine Stadt, wo sie vernahmen, es sey ein Bürgersmann daselbst, der mit seinem Weibe in großer Eintracht und Zufriedenheit lebe. Zu dem gingen sie und befragten ihn gleichfalls, ob er wirklich so zufrieden sey in seiner Ehe, wie die Leute sagen. Der Mann antwortete: Ei ja wohl! wir leben glücklich mit einander und sind auch zufrieden, bis auf das Eine, daß wir so viele Kinder haben, die uns freilich viel Sorge und Kummer machen. Von diesen war also der Talisman auch nicht zu erwarten, und Prinz und Prinzessin zogen weiter durch das Land, und erkundigten sich überall nach zufriedenen Eheleuten; es geschah aber weiter keine Meldung davon. — Eines Tages, wie sie Felder und Wiesen entlang ritten, bemerkten sie einen Hirten unfern des Weges, der gar lustig auf seiner Schalmei blies. Und sie sahen, wie so eben ein Weib zu ihm herbeikam, das ein Kind auf dem Arme trug und einen Knaben an der Hand führte. Und der Hirt, als er sie sah, ging ihnen entgegen

und begrüßte sie, und er nahm der Frau das Kind ab, das er küßte und herzte; und an den Knaben kam der Phylax heran, der ihn liebkoſete, bellend und frohlockend. Das Weib aber ſtellte indeß den Topf zurecht, den ſie mitgebracht, und ſagte: Vater, jetzt komm und iß! Und der Mann ſetzte ſich und langte zu; das erſte Bißlein bekam aber das Kind, und die andern theilte er mit dem Büblein und dem Phylax. Das alles ſahen und hörten Prinz und Prinzeſſin; und ſie kamen herbei und redeten die Leute an, und ſagten: Ihr ſeyd ja doch wohl Eheleute, und zwar recht glückliche und zufriedene Eheleute? Ja, ſagte der Mann, das ſind wir. Gott ſey Dank, und Prinzen und Prinzeſſinnen können es nicht mehr ſeyn. — Nun, ſo vernehmt und gewährt uns, ſagte der Prinz, ein kleines Anſuchen. Es ſoll euch nicht gereuen, wenn ihr uns willfahret. Gebt uns ein Stücklein von euren Hemden. Hirt und Hirtin ſahen wunderlich drein bei dieſer Anrede; zuletzt ſagte der Mann: Ei wie gern wollten wir euch nicht nur ein Stücklein geben, ſondern das ganze Hemd. Aber, leider! haben wir keins. — Alſo mußten Prinz und Prinzeſſin unverrichteter Dinge weiter ziehen; und da ſie des langen, eitlen Herumfahrens müde geworden, ſo kehrten ſie wieder ihres Weges zurück. Als ſie nun wieder zur Hütte

des Einsiedlers kamen, schalten sie ihn, daß er sie so übel berathen habe, und erzählten ihm die Geschichte. Der Einsiedler lächelte und sprach: Seyd Ihr denn umsonst des Weges gezogen, und kommt Ihr nicht reicher zurück an Erfahrung? Ja, sagte der Prinz, ich habe erfahren, daß die Zufriedenheit ein gar seltenes Gut auf Erden sey. Und ich habe gelernt, sagte darauf die Prinzessin, daß man, um zufrieden zu seyn, eben nichts brauche, als — zufrieden zu seyn. Drauf gaben sich Prinz und Prinzessin die Hand, und sahen sich mit liebreichen Blicken an. Und der Einsiedler segnete sie und sprach: Ihr habt ihn gefunden, den rechten Talisman, in Eurem Herzen. Bewahret ihn sorgfältig, und der böse Geist der Unzufriedenheit wird Euch nichts anhaben können auf ewige Zeiten.

20.

Von einem eifersüchtigen Mann.

Es schreibt ein hochgelehrter weiser Mann: Der hütet Heuschrecken in der Benne *), und schüttet Wasser in den Brunnen, der sein Weib hütet, daß

*) Wagenkorb.

es fromm und treu bleibe. Damit will er zu verstehen geben, daß solche Hut ganz unnöthig und vergeblich sey; unnöthig bei den braven, und vergeblich bei den bösen Weibern. Davon merke einen guten Schwank. Es war auf eine Zeit ein solcher eifersüchtiger Ehemann in einem Flecken, der hatte ein sehr hübsches Weib. Er hatte aber ihretwegen große Besorgniß, und mochte nicht leiden, daß andere Männer oder auch Gesellen mit ihr redeten und guter Dinge wären. Er ließ sie auch nur selten und ungern zu andern Nachbarn, wenn sie zur Sommerszeit an der Gasse saßen. Auch kamen sie fast niemals zu Hochzeiten und andern Lustbarkeiten. Der Phantast sorgte allezeit, sie möchte ihm gefressen werden aus Liebe. Dieß nahmen einige Spottvögel und Speikatzen mit Fleiß wahr, und sie gingen nun desto mehr um das Haus spazieren, darin die Frau war. Und wann das gute Weib bei ihren Nachbarn saß, stunden sie hinzu, und trieben gute Schwänke und Possen mit ihnen. Dieß und dergleichen wollte den Tüpel schier unsinnig machen. Er durfte es auch gegen sein Weib nicht merken lassen; denn es war ihm unverborgen: was man den Weibern untersiehet zu verleiden oder zu verbieten, darnach belanget sie erst. Die Frau aber, die an allen seinen Geberden wohl abnahm, weß er gesinnet sey, ließ sich's je länger je weniger bekümmern,

und trieb ihre Kurzweil mit jedermann deſto offener und freier. Als nun der dumme Eiferer dieß wahrnahm, dacht' er auf Mittel und Wege, wie dem Uebel abzuhelfen wäre. Er beſann ſich kurz, und kaufte ein Haus in einem andern Flecken, und raffte ſeine Siebenſachen zuſammen, lud ſie auf Karren und Wägen, und machte Anſtalten zum Abfahren. Die gute Frau, die mehr Witz hatte, als ihr Mann, ließ ſich die Sache wohl gefallen, und ſtellte ſich, als wenn es ihr faſt lieb wäre; denn ſo erfuhr ſie fein ſittlich von ihrem Mann, was die Urſache wäre ſeines Aufbrechens. Dieſer geſtand ihr und ſagte: Wie es ihm ſo gar zuwider wäre, daß ihm ſolche Geſellen täglich um das Haus gingen; und wiewohl er ihr nichts Arges gönne noch vertraue, möchte er es dennoch nicht ſehen; ſonſt hätte er gar keine Urſache, warum er hinweg zöge, als eben dieſe. Die Frau faßte dieſe Worte in ihre Ohren. Als ſie nun mit ihrem Hausrath aus dem Flecken fuhren, und weit hinaus in das Feld kamen, ſpringt die Frau vom Wagen, und ſagt: O weh, Hans! ich habe das Allernothwendigſte dahinten gelaſſen. Halt ein wenig ſtill! Der Mann fragt, was ſie denn vergeſſen habe? Ei, ſagt ſie, ich habe kein Feuer mit mir genommen. Du groſſe Närrin, ſprach er, meinſt du denn, wir ziehen an ein feuerloſes Ort? Du

wirst Feuer, Holz und Stroh gleich sowohl dort finden, als da wir her kommen. Wenn dem so ist, sagt die Frau, so bist du viel närrischer, als ich. Finden wir Feuer dort, so werden wir ohne Zweifel auch solche Leute finden, die deine Eifersucht merken, und dir zum Trotz und Spott um das Haus gehen. Darum wäre mein Rath, du ließest uns bei dem Unsern bleiben, und an dem Ort, da die Leute uns, und wir die Leute kennen. Also ging der Narr in sich, erkannte seiner Frauen Rath für gut, und zog wieder zurück in seine alte Herberg. Auch ließ er von nun an seinen Eifer fahren, und ward ein rechtschaffener Hausmann.

21.

Hauszucht.

Mann und Weib müssen nicht nur ihre Kinder in Zucht halten und ihre Dienstboten, sondern auch sich selbst unter einander, und das letzte ist sogar das Nothwendigste — und auch das Schwerste. Mit guten Worten und gutem Beispiel geht's aber doch, es müßte denn nur der Mann ein ganz ausgemachter Bruder Liederlich seyn, und das Weib eine überjährige Schwester Schlampampe. — Eine Frau hatte

einen Mann, bei dem das Liederlichseyn so eben im Anfang war. Der saß manchen lieben Tag im Wirthshaus bei einem Krug Wein und einem Kapaunen, und spielte, statt daß er zu Haus gearbeitet, und mit dem Habermuß und mit einem Krug Wasser vorlieb genommen hätte. Die Frau ertrug's lange Zeit mit Stillschweigen und Geduld; sie lag nachwie vorher fleißig ihrer Arbeit ob, und nach verrichtetem Tagwerk aß sie mit ihren Leuten das Habermuß und trank das Wasser; und es hätte ihr noch besser geschmeckt, wenn der Mann mitgehalten hätte. Endlich, wie sie sah, daß es immer noch schlimmer wurde, statt besser, beschloß sie, den liederlichen Mann zur Rede zu stellen, und ihm frei von der Leber weg zu sagen: Willst? oder willst nicht? Und das war recht; denn Stillschweigen hätte in diesem Falle nicht geholfen, und Zanken die Sache gar verderben. Wie denn ihr Mann eines Abends spät wieder nach Haus kam, und hatte nichts gethan den ganzen Tag, aber viel verthan, so fand er den gedeckten Tisch zu Haus; auf der einen Seite stand das Habermuß und ein Krug mit Wasser, auf der andern ein gebratener Kapaun, weißes Brod und eine Kanne Wein. Und der Mann, wie er das sah, dachte bei sich: So ein Bißlein und ein Schlücklein kannst du noch mitnehmen vor dem Schlafengehen. Die Frau aber sagte:

Haus-

Hauswirth, nun setze dich, an welchem Eck du willst, an den Tisch. Willst du dich zum Habermuß setzen, so will ich dir helfen mitarbeiten, daß mir das Blut zu den Nägeln ausgeht, falls du anders auch mitarbeitest. Willst du dich aber zum Kapaunen setzen, so mußt du mich gehen lassen an Ort und Ende, daß ich sehe, wo ich sie her bekomme. Der Mann bekam Respect vor der Rede, vielmehr vor seiner Frau, und er sagte: Appetit habe ich heute keinen mehr zum Habermuß, aber an die Arbeit will ich morgen mit dir, und ins Wirthshaus nimmer. Er hielt Wort, und des andern Tags war er schon mit dem frühesten Morgen auf dem Felde; und Mittags aßen die beiden Leute den Kapaunen, und tranken die Kanne Wein in Frieden und Einigkeit zusammen; und es war ein so fröhliches Fest, wie an ihrem Hochzeittag.

22.

Eine häusliche Scene; oder: Der alte Gott lebt noch.

Es war eines Sonntags Morgen. Die Sonne schien hell und warm in die Stube; linde, erquickliche Lüfte zogen durch die offenen Fenster, im Freien unter dem blauen Himmel jubilirten die Vögel; und

die ganze Landschaft, in Grün gekleidet und mit Blumen geschmückt, stand da, wie eine Braut an ihrem Ehrentage. Aber während nun draußen überall Freude herrschte, brütete im Hause, in jener Stube, nur Trübsal und Trauer. Selbst die Hausfrau, die sonst immer eines heitern und guten Muthes war, saß heute mit umwölktem Antlitz und mit niedergeschlagenem Blicke da beim Morgenimbiß, und sie erhob sich zuletzt, ohne etwas zu essen, vom Sitze, und eine Thräne aus dem Auge wischend, eilte sie gegen die Thür zu. — Es schien aber auch in der That, als wenn der Fluch auf diesem Hause lastete. Es war Theurung im Lande; das Gewerbe ging schlecht; die Auflagen wurden immer drückender; das Hauswesen verfiel von Jahr zu Jahr mehr, und es war am Ende nichts abzusehen, als Armuth und Verachtung. Das hatte den Mann, der sonst ein fleißiger und ordentlicher Bürger war, schon seit langer Zeit trübsinnig gemacht, dergestalt, daß er an seinem fernern Fortkommen verzweifelte, und manchmal sogar äußerte, er wolle sich selbst Leids anthun, und seinem elenden, trostlosen Leben ein Ende machen. Da half denn auch kein Zureden von Seiten seiner Frau, die sonst immer aufgeräumten Sinnes war, und alle Trostgründe seiner Freunde, weltliche und geistliche, verschlugen nichts, und machten ihn

nur schweigsamer und trübseliger. — Der geneigte Leser wird denken, da sey es kein Wunder gewesen, daß denn zuletzt auch die Frau all ihren Muth und Freude verloren hat. Es hatte aber mit ihrer Traurigkeit eine ganz eigene Bewandtniß, wie wir bald hören werden. Als der Mann sah, daß auch sein Weib trauerte und nun forteilte, hielt er sie an, und sprach: Ich laß dich nicht aus der Stube, bis du mir sagst, was dir fehle. Sie schwieg noch eine Weile, dann aber that sie den Mund auf, und indem sie einen tiefen Seufzer holte, sprach sie: Ach, lieber Mann! es hat mir heute Nacht geträumt, unser lieber Herrgott sey gestorben, und die lieben Engelein seyen ihm zur Leiche gegangen. „Einfalt! sagte der Mann, wie kannst du denn so etwas Albernes für wahr halten oder auch nur denken? Herzlieb! bedenk doch, Gott kann ja nicht sterben.“ Da erheiterte sich plötzlich das Gesicht der guten Frau, und indem sie des Mannes beide Hände erfaßte und zärtlich drückte, sagte sie: Also lebt er noch, der alte Gott? Ja freilich! sprach der Mann. Wer wollte denn daran zweifeln? Da umfing sie ihn, und sah ihn an mit ihren holdseligen Augen, aus denen Zuversicht und Friede und Freudigkeit strahlte, und sie sprach: Ei nun, Herzensmann, wenn der alte Gott noch lebt, warum glauben und vertrauen wir denn

nicht auf Ihn — Er, der unsere Haare gezählt hat, und nicht zuläßt, daß eines ohne sein Wissen ausfalle, der die Lilien des Feldes bekleidet, und die Sperlinge ernährt, und die jungen Raben, die nach Futter schreien? — Bei diesen Worten geschah es dem Manne, als fielen ihm plötzlich Schuppen vom Auge, und als löfete sich das Eis, das sich um sein Herz gelegt hatte. Und er lächelte zum ersten Male wieder nach langer Zeit; und er dankte seinem frommen, lieben Weibe für die List, die sie angewandt, um seinen todten Glauben an Gott zu beleben, und das Zutrauen zu ihm hervorzurufen. Und die Sonne schien nun noch freundlicher in die Stube auf das Antlitz zufriedener Menschen, und die Lüfte wehten ergötzlicher um ihre verklärten Wangen, und die Vögel jubilirten noch lauter in den Dank ihrer Herzen gegen Gott.

23.

Probates Mittel, die Kinder zu erziehen.

Das Recept ist von keinem Doctor der Erziehungskunst erfunden und angewendet worden, sondern von einem einfältigen Tyroler Landmann, der im Jahre 1825 zu Gries, im Thale Sellrain,

seine goldene Hochzeit hielt, und die Freude erlebte, zwölf große wohlerzogene Kinder um sich zu sehen, nebst einem zahlreichen Nachwuchs von Enkeln. Als ihn nämlich einer, der bei seinem Ehrenmahl zu Gast saß, über Tisch fragte, wie er's angefangen habe, so viele Kinder zu erziehen, ohne daß eines von ihnen aus der Art geschlagen wäre: antwortete er: „das ist eine leichte Sache; man darf nur das erste gut erziehen, die andern erziehen sich von selbst.“ „Wie verstehst du das, Alter?“ fragte der Schulmeister. „Ich meine, versetzte der Landmann, daß dann die Kinder einander selbst erziehen, und die Eltern dabei nur das Nachsehen haben.“ „Erkläre dich deutlicher, sage der Schulmeister, wir jüngern können von euch Alten immer was lernen.“ Ja — sprach jener — wie soll ich's euch erklären? So etwas läßt sich wohl machen, aber nicht sagen. Kurz und gut: der Hansel dort war der erste Bub, und die Lenel das erste Mädel, die wir kriegten; und wie man nun die ersten und die letzten Kinder am liebsten hat — die mittlern hat man freilich auch gern — so haben wir uns, mein Weib und ich, allerdings viele Mühe gegeben, um sie rechtschaffen zu erziehen und in Gottesfurcht. Das Erziehen aber erlernet sich nicht, wie unsere Schreiber sagen, sondern man muß es eben schon wissen,

und das Herz thut dabei mehr, als der Kopf. Wir beide hielten uns aber an die Art und Weise, wie wir selbst erzogen worden sind von unsern frommen Eltern — Gott hab' sie selig! — und wir sind dabei gut gefahren. Hansel und Lenel — ich sollt' sie nicht loben in ihrer Gegenwart — sind schon als Kinder so brav gewesen, daß alle Leute ihre Freude an ihnen gehabt haben, und wir beide am meisten. Nun ist drauf die kleinere Zucht nachgekommen, Buben und Mädeln unter einander. Da hat's denn geheißen: Hansel, gib Acht auf dein Brüderl! und: Lenel, gib Acht auf das Dienl! und sie haben's gethan, besser als wir selbst gekonnt hätten. Die Kinder sind nämlich, müßt ihr wissen — Gott verzeih mir den Ausdruck! — wahre Affen, und was eins am andern sieht, das macht es nach, Gutes und Böses. Und darin, seht, liebe Nachbarn, liegt das Geheimniß, wie Kinder durch Kinder erzogen werden. Aber das zweyte Geheimniß ist: daß die Eltern selbst überall mit gutem Beispiele voran gehen — denn Worte machen's nicht. — Und das dritte und größte Geheimniß ist (und dabei lüpfte er seine Kappe), daß Gott seinen Segen gibt; der uns aber nicht fehlen kann, wenn wir das Unserige gethan haben. Das ist alles — schloß er — was ich euch sagen kann, liebe Nachbarn!" —

Die Nachbarn tranken auf seine und der Frau Gesundheit, und die Kinder und Kindeskinder kamen herbei und gaben den Eltern die Hand, und ihr Herz war auch dabei!

24.

Die Kinderprozession.

Am dritten December 1800 Morgens haben die Bewohner in der Gegend von St. Wolfgang bei Hohenlinden nicht vermuthen können, daß es Mittags um ihre ruhigen Hütten herum so stürmisch hergehen werde zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen, und sie schickten daher, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher von ihren Einödhöfen zwei bis drei Stunden Wegs entfernt, im Walde wohnte. Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder Mittags ganz ruhig in der Stube, und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagbrod, das sie von Hause mitgenommen hatten, und dachten an nichts. Da hörte man auf einmal in der Nähe Piff, Paff! und aus der Ferne Pumm, Pumm! Und der Klausner, der gleich vermuthete, was das bedeute, ging hinaus, und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das

Treffen schon nahe sey, und daß die Kinder nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren könnten. In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der wohl der beste war, den er in dieser bedrängten Lage fassen konnte. Er holte das Kruzifix aus dem Kirchlein, und stellte die Kinder Paar und Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, über das Schlachtfeld, Panduren und Sankülotten vorbei, und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zu Leide, und ließen sie fürder ziehen in Frieden. Und so kamen sie glücklich in St. Wolfgang an, wo die armen Waislein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis gegen Abend ihre Eltern kamen und sie heimführten. Und die Eltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude, daß Keines von ihren Lieben verloren gegangen sey.

25.

Eine Desperations-Kur.

Ein braver, ehrlicher Mann hatte einen Sohn, der ein Lump war, ein Fall, der eben nicht selten vorkommt in der Weltgeschichte. Als jener nun zu

seiner Tage Ende gekommen, so ließ er den Sohn zuletzt noch vor sein Bett rufen, und sprach zu ihm: Erwarte nicht, daß ich noch vergebliche Worte an dich richte, weder im Guten noch im Bösen. Ich habe beiderlei nicht gespart zu seiner Zeit; es ist aber alles umsonst gewesen. Ich sehe auch deines Lebens Lauf und Ablauf voraus. Du wirst in kurzer Zeit all mein Geld und Gut verdemmen und verschlemmen, und es wird dir zuletzt nichts übrig bleiben, als Armuth und Schande. Dann aber stehen dir nur zwei Wege offen: entweder zu rauben oder zu verzweifeln; und das Ende wird seyn, daß du gehenkt wirst, oder dich selbst henkest. Für den ersten Fall wird nun schon die Obrigkeit sorgen, für den andern Fall — sieh, lieber Sohn! — hab' ich gesorgt. In der hintern Kammer droben, wo der Plunder liegt, da habe ich noch in den jüngsten Tagen, um dir Mühe und Geld zu ersparen, einen Strick befestigt an einem Nagel, der hält. An diesem magst du dich dann aufhängen; es sieht dich da kein Mensch und es kräht dir kein Hahn nach. Erwäge denn die Sorgfalt deines Vaters, und erfülle seine letzte Willensmeinung." Nach diesen Worten starb der Vater. Der Sohn that, wie der Vater gesagt. Er verschlemmte und verdemmte in kurzer Zeit all dessen Geld, Hab' und Gut, und es blieb ihm zu-

letzt nichts übrig, als Armuth und Schande. Und wie er nun bedachte, was weiter zu thun wäre, so hielt er's noch für's beste, daß er sich selbst aufknüpfe, wie es des Vaters Wille gewesen. Also eilte er zur dunkeln Kammer hinauf, und legte sich den Strang um den Hals. Aber in dem Augenblicke, als er anzog, sieh! da löfete sich die Falle an der Decke, und es überrieselte ihn alsbald mit Gold- und Silberstücken. So hatte es der gute Mann veranstaltet, und er hat sich auch in seiner Hoffnung nicht betrogen. Der Sohn erwägte die Sorgfalt seines Vaters, und erfüllte nun seine rechte letzte Willensmeinung. — Merk: eine solche Desperations-Kur ist ein Fall, der gar selten vorkommt in der Weltgeschichte.

26.

Das Testament des Vaters.

Ein Vater hatte drei lasterhafte Söhne. Der eine war ein Buhler, der andere ein Spieler, der dritte ein Säufer. Als er nun zum Sterben kam, verordnete er in seinem Testamente: daß derjenige, der unter ihnen als lasterhaft befunden würde, von den andern enterbt werden sollte. Da entstand denn

groſser Streit unter ihnen. Jeder warf dem andern ſein Laſter vor, und jeder entſchuldigte das ſeinige, und keiner wollte am wenigſten vom Erbtheil laſſen, das ihm ohnedieß zugeſtanden wäre. Endlich, als ſie auf dieſe Art kein Ende des Streites vor Augen ſahen, ſo beſchloſſen ſie, das Urtheil einem Manne zu übertragen, der als ein weiſer und unbeſcholtener Schiedsrichter in der Stadt bekannt war. Dieſer, nachdem er ihren Vortrag angehört, erklärte rundweg: er wiſſe nicht, welches Laſter gröſſer, vor Gott ſündhafter und des Menſchen Seele und Leib verderblicher wäre, ob die Buhlerei, oder die Spielſucht oder die Betrunkenheit. Und er ſuchte ihnen nun, einem jeden, das Schändliche und Schädliche ſeines Thuns und Treibens vorzuſtellen. Der Buhler und der Spieler ließen ſich auch bald berichten, und ſie vermochten zuletzt zur Entſchuldigung nichts vorzubringen, als ihre Jugend und ihren Leichtſinn. Nur der Säufer ſuchte allerlei Einreden zu machen, und hängte ſeinem Laſter ein Mäntelein um, daß es ein ganz unſchuldiges Anſehen gewann. Da nahm der Richter das Wort und ſprach zu demſelben: Ich will dir eine Geſchichte erzählen, woraus erhellt, wie ein gar groſses Laſter die Trunkenheit ſey. Es lebte zu einer Zeit ein Mann, der Haus und Hof verlaſſen hatte, und

in die Einöde gekommen war, um da Gott zu dienen in Armuth, bei Arbeit und Gebet. Und er brachte es auch gar bald zu einem solch heiligen Sinne und Leben, daß er sich keiner unlautern Regung, keines sündhaften Gedankens mehr bewußt war. Aber der alte Feind, der nie ruhet, beschlich zuletzt doch sein Herz, das freilich nicht leer war von Stolz und Dünkel. Er erschien ihm im Gewande eines Engels des Lichts, und sagte: „du dünkest dich hoch in Gnaden bei Gott, aber du fühlest nicht, wie tief du stehest, tiefer noch als jene, deren Sünden du meidest. Weißt du nicht, daß einer, der in eine Sünde fällt und wieder aufsteht, vor Gott angenehmer ist, als neun und neunzig Gerechte? Willst du also das höchste Heil erwerben, so mußt du eine schwere Sünde begehen. Ich nenne dir aber deren drei, die von Belang sind: den Todtschlag, den Diebstahl und die Betrunkenheit.“ Der fromme Mann, als er dieß gehört, entsetzte sich über den Antrag, und schlug ihn, so viel er vermochte, aus dem Sinne. Aber von der Zeit an empfand er Unruhe, und er konnte sie nicht bewältigen; denn der lüsterne Gedanke, durch die Sünde zur höchsten Gnade zu gelangen, stak in seinem Herzen wie ein Stachel, der ihn peinigte. — Nun geschah es eines Tags, daß bei finsterer Nacht, wäh-

rend es draußen stürmte und regnete, ein Wanderer zu der einsamen Zelle kam, und um Obdach bat. Es war ein Kaufherr, der sich in dem Walde verirrt hatte, und mit seinem ermüdeten Pferde nicht mehr des Weges weiter konnte. Der Einsiedler öffnete, und der fremde Mann trug Sack und Pack in die Stube, nachdem er das Roß versorgt hatte. Indem nun beide einander gegenüber saßen, langte der Kaufherr ein Paar Flaschen guten alten Weines hervor, und lud den Einsiedler ein, an dem köstlichen Labsal Theil zu nehmen. Der Waldbruder weigerte sich anfangs dessen; als aber der Kaufherr weiter in ihn drang, so nahm er ein Gläslein an, das ihm wohl schmeckte. Der Kaufherr erzählte nun von seinen Reisen und den Abenteuern, die er bestanden, und er schenkte dem Einsiedler von Zeit zu Zeit wieder ein, das sich dieser gefallen ließ. Allgemach merkte er jedoch, daß ihm der Wein zu Kopfe stieg, und er wollte sich noch zu rechter Zeit zurückziehen. Er hatte aber so viel Wohlgefallen an den Geschichten und Schwänken seines Gastes, daß er sich von seiner Gesellschaft nicht zu trennen vermochte. Und indem ihm der Kaufherr noch immer zusetzte, er sollte als guter Wirth Bescheid thun, da fiel ihm jener Gedanke und der Rath ein, durch eine böse That Gott zu versuchen, und er dachte sich:

ein Räuschlein sey doch unter allem Schuldigen das Unschuldigste. Und er trank, und trank, bis er schier von Sinnen kam. Dann entfernte er sich, und legte sich auf sein Lager. Aber er konnte nicht schlafen. Die Geister des Weins regten alle Geister auf. Es traten die Freuden der Welt vor sein Auge, und die sinnlichen Gelüste, die bisher geruht, wachten auf in seinem Herzen. Und es überkam ihn ein unaussprechlicher Ekel an seinem, von Welt und Menschen entfernten, lieb- und freudlosen Leben in der Einsamkeit, und er faßte den Entschluß, mit dem Kaufherrn des andern Tags wegzuziehen und zur menschlichen Gesellschaft zurückzukehren. Aber indem er nun in Traurigkeit seiner Armuth und seines Ungeschickes gedachte, um in der Welt fortkommen zu können, da fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn zu jeder andern Zeit mit Entsetzen erfüllt hätte, jetzt aber mit Hoffnung und Freude erfüllte. Und er führte ihn sogleich aus; denn er erschlug den Mann, und raubte ihm sein Geld und Gut. Also ward er aus einem Trunkenbold zugleich ein Räuber und ein Mörder. — Siehst du nun — sagte der Richter, indem er sich wieder an den Jüngling wandte — wie groß das Laster der Trunkenheit sey, da es der Anfang und die Ursache aller andern und der größten Laster ist.“ Der junge Mensch stand

beschämt da, und er erwartete schon das strenge Urtheil, das ihn, als den Lasterhaftesten, enterben sollte. Da nahm der Richter wieder das Wort, und sprach: „Und so seyd ihr denn alle drei gleich verdammenswerth, und keiner hat Ursache, sich über den andern zu stellen. Nun aber vernehmt, was, wie ich glaube, euren Vater zu dieser seiner letzten Willensmeinung bestimmt haben mag. Er wollte wohl nichts Anderes damit, als daß einer den anderen table, drohe und bestrafe, und daß jeder von euch in sich gehe, damit er nicht in die angedrohte Strafe verfalle. Und dieses Testament seiner Liebe und Vorsorge erfüllet nun denn, und jeder thue es dem andern zuvor in einem löblichen Lebenswandel vor Gott und den Menschen.“ Mit diesen Worten entließ er die drei Brüder, und jeder hütete sich nun wohl, daß er nicht in das alte Unwesen verfiele, aus Furcht, es möchten ihn die beiden andern enterben. Und so war der Anfang zu ihrer Besserung gemacht; wie es denn des Vaters Absicht gewesen bei seinem Testament.

27.

Der Wahrheit Lohn.

An einem Abend spät saß noch vor eines Bauern Haus ein Wandersmann auf einem Block. Da der Bauer vom Feld kam, sprach er zu ihm: Guter Geſell, was ſitzeſt du da? warum gehſt du nicht in eine Herberg, daß du nicht da unter dem Himmel die Nacht weilen müſſeſt? Der Wandersmann ſagte: Lieber, guter Freund, ich habe eine Gewohnheit an mir, die mich unleidentlich macht allen Leuten, ſo daß ſie mich nirgendswo vertragen mögen. Der Bauer fragte: Was iſt das für eine Gewohnheit? Er antwortete: Ich ſage jedermann die Wahrheit. Ei, ſprach der Bauer, das iſt eine gute Gewohnheit. Komm zu mir herein; du biſt mir ein werther Gaſt. Der Geſ'll ging mit dem Bauern in das Haus. Der Bauer rief ſeiner Hausfrau, und ſprach: Grete, back' Küchlein; ich habe einen Gaſt überkommen. Da ſie alſo aſen, da nahm der gute Geſell alles wahr, wie man Haus hielt. Und es war niemand in dem Haus, als der Bauer, der hatte ein Blehlein vor dem Auge, und deſſen Hausfrau Grete, die hatte nur Ein Auge, und ihre Katze, die hatte ein Auge, das troff. Als man nun am beſten Eſſen war, ſo

ſprach

sprach der Bauer: Lieber Gesell, du sprichst: du sagest allwegen die Wahrheit? Sag mir nun auch die Wahrheit. Der Gesell antwortet: Lieber Wirth, ihr werdet zornig und bös über mich. Der Bauer sagte: Nein. Da betrachtete der Gesell nochmal die Katze, den Mann und sein Weib, und sprach dann: Wenn ich recht sehe und ich mich anders nicht irre, so habt ihr alle drei, du, deine Frau und deine Katze, weger! nicht mehr als drei Augen. Was geschieht? Die Katze kratzt ihn, das Weib schilt ihn, und der Mann jagt ihn mit der Ofengabel zum Loch hinaus.

28.

Sanct Peter mit der Geige.

Als unser Herr einstmals mit Sanct Peter über Land gegangen, kamen sie vor einem Wirthshaus vorbei, wo eben eine Hochzeit gehalten wurde. Wie nun Sanct Peter hörte, daß es drinnen so gar lustig zugehe, so gelüstete es ihn, da Einkehr zu nehmen, und er sagte das dem Herrn. Der aber sprach: Es ziemt sich das nicht; und wer sich unter die Kleien mischt, den fressen die Schweine. Petrus aber ließ von seinem Begehren nicht ab, sondern ging in das Haus, gegen die Warnung des Herrn. Als er nun

in die Stube trat, und ihn die Gäste von hinten und vorne besahen, da sagte einer: Juchhe! jetzt haben wir auch einen Spielmann. Und zu Petrus gewendet, sprach er: Spielmann, mach' auf! Es hatte nämlich dieser Gast eine Geige auf dessen Rücken gesehen, die freilich nur gemalt war — was der Herr insgeheim so veranstaltet hatte. Petrus, als er die Rede des Gesellen vernommen, wendete ein: daß er kein Spielmann sey und auch nicht aufspielen möge, sondern daß er ein Trünklein und ein Bißlein zu sich nehmen wolle als freundlicher Gast. Der Geselle, darüber erbos't, sagte: Wozu trägst du denn eine Geige auf deinem Rücken, wenn du kein Spielmann bist und nicht aufspielen willst? Sind wir keine ehrlichen Leute für dich? Petrus verlor jetzt auch die Geduld, und er sagte keck: Wenn er eine Geige hätte, so würde er ihm den Fidelbogen um den Kopf schlagen. Dieß gesagt, packte ihn der halbtrunkene Geselle und wies ihn zur Thür hinaus. Nachdem Petrus so seine Lust gebüßt, ging er des Weges und traf gar bald den Herrn, der, unter Palmen ausruhend, seiner harrte. Petrus erzählte nun, wie es ihm ergangen; worauf der Herr erwiderte: Wer nicht hört, der mag fühlen.

29.

Die Verwalter.

Ein reicher Herr, der ein groſses Landgut beſaſs, beſtellte ſich einen geſchickten Schaffner oder Rentmeiſter, der mit Leſen und Rechnen und Schreiben gut umzugehen mußte. Denn er dachte: geſchickte Leute wiſſen das Ding beſſer anzugreifen, als ungeſchickte; und er hatte ſoweit nicht unrecht. Aber es ſchlug ihm dieſsmal doch fehl; denn der beſtallte Rentmeiſter war ein Schalk, und er hatte immer ſchmierige Hände, woran des Herrn Geld zur Hälfte hängen blieb; und ob er zwar ſeine Rechnung auf dem Papier ganz richtig und nett ſtellte, und am Ende mit deutlichen Buchſtaben geſchrieben war: Das thut, ſo war nach Verlauf eines Jahres doch nichts gethan; denn im Beutel war kein Geld. Da dachte der Herr: Ich will es einmal mit einem recht ungeſchickten Schaffner verſuchen; und ſoweit hatte er unrecht; aber es ſchlug dieſsmal doch ein. Der neue Schaffner konnte zwar weder leſen, noch ſchreiben, noch rechnen; aber er war ein ehrlicher Mann, zudem verſtand er den Landbau und was dahin gehört, und ſah überall ſelbſt nach und legte die Hand dazu, wo es nöthig war. Wie nun das Jahr herum

war, sprach der Herr zum Schaffner: Wir wollen mit einander rechnen. Der Schaffner war gleich bereit dazu, und brachte eine große Tasche herbei, die zwei Beutel hatte, und sagte: In diesen Beutel hier habe ich das Geld gethan, was ich eingenommen und wieder ausgegeben habe, und der ist leer, wie Ihr seht; und in den andern habe ich gethan, was ich erübriget habe, und der ist voll. Nun rechnet selbst mit der Tasche. Der Herr strich das Geld ein, ohne es zu zählen, gab aber auch dem Schaffner eine Hand voll, ohne es zu zählen. Zwischen ehrlichen Leuten, dachte er, braucht's keine Rechnung.

30.

Muth über Gut.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, ein Leinenweber, der fast täglich schon in aller Früh in seiner Werkstatt und arbeitete. Und, wie er denn allezeit fröhlichen Muthes war, so sang er zum Zeitvertreib nebenbei manch schönes weltliches oder geistliches Liedlein, je nachdem es ihm just ums Herz war; und er hatte eine so klare und volle Stimme, daß die Nachbarn keines Hanshahns bedurften, der

sie aufweckte. Dieß war aber eben dem reichen Kaufherrn nicht recht, der neben ihm wohnte; denn wenn der vor Mitternacht nicht schlafen konnte wegen Geldsorgen, so mußte er nach Mitternacht noch wach bleiben wegen des vermaledeiten Singsangs des Nachbars. Er dachte daher ernstlich darauf, dem Unfug ein Ende zu machen. Verbieten konnte er's ihm nicht; denn das Singen gehört, wie das Bethen und Arbeiten, zum Hausrecht, darin niemand gestört werden kann. Also mußte er andere Mittel gebrauchen. Er ließ den Handwerker kommen, und fragte ihn: wie hoch er sein Singen anschlage? Der meinte, einen Taglohn sey es sicherlich werth, da es ihm das Tagwerk selbst so leicht mache. Jener fragte weiter: wie viel das betrage? Der antwortete: „so viel und so viel," und es war doch noch nicht viel. Darauf sagte der Kaufherr: er wolle ihn einen Monat lang zum voraus bezahlen, nicht für das Singen, sondern daß er still sey und das Maul halte. Und er legte ihm das Geld wirklich hin. Der Leinenweber dachte bei sich: leichter könne man sich's nicht verdienen; und er nahm das Geld und versprach, daß er still seyn wolle wie ein Mäusle in seiner Werkstatt. Als er mit dem Gelde nach Hause gekommen, überzählte er es voller Freuden, und es war lauter gute Münze, und so viel, als er noch niemals zugleich bei-

sammen hatte. Abends ehe er schlafen ging, liebäugelte er noch ein gutes Stündlein mit seinem Schatze, und Nachts legte er es unter sein Kissen, damit es ihm nicht etwa ein Dieb rauben könnte; und um Mitternacht hatte er es noch im Kopfe, und sann nach, was er damit anfangen und wie viel er gewinnen könne an Kapital und Zinsen; und Morgens, wie er aufstand, lag es ihm in allen Gliedern, wie Blei; sein Kopf war wüst von Nachtwachen und Sorgen, seine Hand schwer und lässig und versagte ihm den Dienst; und er durfte nicht singen. Die Zeit ging langsam und träg vorüber, so daß er den Tag kaum erwarten konnte. Inzwischen hatte er es bei sich bedacht, und er war kurz entschlossen. Denn wer schon um acht Uhr in des Kaufherrn Laden stand, das war unser Leinenweber „Herr, mit Vergunst — sagte er, und warf das Geld hin — da habt Ihr Euern Plunder wieder; der Kobold läßt mich nicht schlafen.“ Und ehe noch der Kaufherr eine Widerrede thun konnte, war der Weber schon vor der Thür, und sang:

Ein frischer, froher Muth
Geht über Geld und Gut.
Trillirum, tralarum!

31.

Ein braver Kaufherr.

Ein armer Taglöhner arbeitete bei einem reichen Kaufherrn in München; und der Kaufherr lebt noch. Zu dem trat er eines Tages ins Schreibzimmer, und sagte: „Herr, ich habe ein großes Anliegen. Mein Weib ist volle acht Wochen krank gewest, und Doctor und Apotheker kosten Geld. Und das brauche ich jetzt nun. Geschenkt will ich's nicht, sondern geliehen — so'n vier bis sechs Kronenthaler." — — Der Kaufherr sah ihn eine Weile an, und sagte dann ganz ernst: „Hansel, wer von mir Geld leihen will, der ist mein Feind, oder will es werden." Das verstand zwar Hans nicht, aber so viel merkte er, daß der Kaufherr ihm kein Geld geben wolle. Also ging er, hinter den Ohren sich kratzend, wieder zur Thüre hinaus. Als der Mann fort war, ließ der Kaufherr den Hausknecht kommen, und sagte zu ihm: „Weißt du, wo der Hansel wohnt?" Der Hausknecht sagte: „Ja Herr, hinter den Sauställen, nicht weit von der Reiterkaserne." „Da — sagte der Kaufherr, und gab ihm acht Kronenthaler — trag's ihm ins Haus, und gib's seinem Weib, und du brauchst eben nicht zu sagen, von wem es

komme. Hast's verstanden?" Der Hausknecht brachte richtig das Geld an seinen Ort, und sagte nicht, von Wem es komme, sondern bloß, er sey Der und Der und diene bei Dem und Dem. Und also wußte der Taglöhner, als ihm's die Frau erzählte, wie er dran war. Und des andern Tags, an einem Sonntag, kam er mit sammt dem Weibe zum Kaufherrn, und sagte: „Herr, wir kommen so eben aus der Kirche, und — — Gott vergelt's Euch zu hunderttausend Malen!" Mehr sagte er nicht. Der Kaufherr nahm den Wechsel auf unsern Herrgott in Empfang, und dieser zahlt's ihm auch reichlich an Gut und Ehre, und an seinen vielen lieben Enkeln. —

32.

Ein braver Hausknecht.

Ein Christenmensch darf wohl auch von seinem sauern Wochenlohn an Sonn- und Feiertagen oder sonstigen Festen sich eine ehrliche Lustbarkeit verschaffen, das wissen wir alle. Aber wenn er Gelegenheit hat, damit einem Elenden seine Noth zu erleichtern, so soll er sich lieber die Lustbarkeit versagen, und Gutes thun; das wissen wir auch alle, thun's aber nicht alle. Ein Hausknecht aber hat's gethan. Der war

so eben drum und dran, auf eine Hochzeit zu gehen; und er hatte sein schönstes Kleid angelegt, und wie er sich so in seinem Schmuck von Kopf bis zu'n Füßen besehen, hat er bei sich gedacht: „Ein schöner Kerl bist du, das ist wahr, und dein Mädel muß ihre Freud' an dir haben, wenn sie dich so geputzt sieht, wie ich an meinem Mädel desgleichen." — Und er drehte seinen Hut auf dem Kopf herum, und wollte schier in seines Herzens Freude einen Juchezer thun zum voraus: Da trat ein fremder Mann in die Stube, der bat um einen christlich barmherzigen Beitrag für Abgebrannte. Das war nun so einer von den Augenblicken, wo es die Probe gilt, ob's mit der Frömmigkeit und der Nächstenliebe beim Menschen so oder so stehe. Bei unserm Hausknecht ist's gut gestanden. Er besann sich nicht lange, sondern dachte bloß: „Ei was! geh' ich zur Hochzeit, so sind erstlich drei Gulden zum Henker; zweitens bring' ich einen matten und müden Leichnam nach Haus, und drittens — mein Mädel denkt christlich, und wenn ich ihr's sage, so krieg ich ein schiefes Aug' von ihr. Und kurz, ich lasse Hochzeit Hochzeit seyn, und gebe das Geld den Unglücklichen!" Und das that er denn auch. Und wie er auf seine Kammer ging, und die Kleidungsstücke wieder ablegte, wollte ihm freilich die Hochzeit nicht recht aus dem

Kopf, und, daß er ein schöner Kerl sey. Aber noch stärker und süßer war der Gedanke: Du hast als ein braver Kerl gehandelt, und Gott wird dir's vergelten im Himmel droben. — Das ist geschehen in Tyrol, im Jahr 1824. Der Name des braven Hausknechts ist in den Zeitungen nicht gestanden, aber in dem Buche des Vaters der Armen ist er aufgezeichnet.

33.

Sagen aus Südbayern.

1.

Die verwüstete Alpe.

An der Gränze des bayrischen Oberlandes, unfern des Wendelsteins, ragen die Kaiserer empor, sehr hohe und schroffe Felsenwände, die einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. In alten Zeiten sollen am nördlichen Abhang dieses Gebirges fruchtbare Alpen gewesen seyn, und zahlreiche Heerden auf den fetten Matten geweidet haben, so daß die Menschen Ueberfluß hatten an Milch und Butter und Käs, und an allen zeitlichen Gütern.

Aber wie das Sprüchwort sagt: Reichthum gebiert Uebermuth, und Uebermuth gebiert Armuth:

also geschah es auch hier. In Hülle und Fülle, wie diese Leute lebten, arteten sie immer mehr aus, und trieben es zuletzt so arg, daß sie Gottes Gabe, statt dafür zu danken, zu eitlem, freventlichem Spiele mißbrauchten. Sie erbauten sich eine Kegelstätte von lauter Käslaiben; dazu formten sie Kegel aus Butter, und schossen darauf mit Kugeln aus Brod, und hatten ihren Jubel dabei, — das ruchlose Geschlecht! Da endlich ergrimmte der Himmel über sie, und es ereilte sie plötzlich Gottes schwere Rache. Denn in einer Nacht brach ein furchtbares Gewitter aus; Regenströme schwemmten von den Alpen alles fruchtbare Erdreich hinweg; die Felsen erbebten und stürzten über ihren Häuptern und Hütten zusammen. Und so ist es denn geschehen, daß von der Zeit an da, wo ehedem grüne Matten von Fett troffen, nur kahle, gähstotzige Felsenwände emporstarren, an denen kein Gras wächst, kein Gesträuch wuchert, kein Leben gedeiht, — eine große, menschenleere Wüste!

7.

Der König Watzmann.

Vor langen Zeiten lebte ein König Watzmann; der hatte ein Weib und sieben Kinder. Er selbst aber war ein gewaltiger Jäger, dabei stolz und grausam; und seine größte Lust war es, begleitet von Weib

und Kindern, und im Gefolge von Hunden und Knechten, auf den Gebirgen umher zu schweifen, die Gemsen und Hirsche zu hetzen, und an ihrem Blut sich zu weiden und an dem Aechzen und Stöhnen der Kreatur. Eines Tages geschah es, daß König Waxmann, der wilde Jäger, vor die Hütte einer armen Hirtin kam; diese saß vor der Thür, ihr kleines Kindlein wiegend in ihren Armen, und neben ihr lag ihr getreuer Hund, der ihre Heerde und Hütte beschützte. Flugs stürzen die wilden Rüden des Königs auf den Schäferhund los, einer von ihnen zerfleischt das Kind, der andere streckt die erschrockene Mutter nieder. Der König aber sieht dabei, und sieht mit Lust das furchtbare Schauspiel an. Auf der Mutter Geschrei kommt der Vater aus der Hütte, mit dem Bogen in der Hand; und wie er das Entsetzliche gewahrt, da streckt er eine der wüthenden Rüden mit dem Pfeile nieder. Nun aber ergrimmt in Zorn der grausame König ob dem Fall seiner Rüde, und er hetzt Knechte und Hunde auf den Hirten und die Hirtin, die nun, von den Wüthenden zerfleischt, auf den Leichnam ihres Kindes niedersinken. König Waxmann aber, und sein Weib und seine Kinder schauen mit Hohnlachen und Frohlocken auf die unschuldigen Opfer der Wuth. Da erhebt sich aus der Erde Schoß ein Brausen, der Sturmwind bricht los; eine Feuer-

säule steigt empor, sie umwirbelt den Wütherich und seine Brut, und verwandelt ihre Riesenleiber in Stein. — Und noch stehen sie da, der Watzmann und sein Weib nebst ihren sieben Kindern, als ungeheure Felsenberge, zum Andenken und warnenden Beispiel, daß Gottes Rache alle diejenigen ereilet, welche den Schwachen zertreten und den Unschuldigen morden.

34.

König Bauer.

Ein König, der keine Leibeserben hatte, verordnete in seinem Testamente, daß derjenige sein Nachfolger im Reiche seyn sollte, welcher nach seinem erfolgten Hinscheiden am ersten zum Thore herein käme. Der Zufall traf, daß dieß ein schlichter Landmann war, der seines Gewerbes wegen die Stadt besuchte. Alsogleich umringte und ergriff ihn das Volk, und führte ihn im Jubel zum Palast. Und der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Dort angekommen, wurde er in ein Prunkzimmer geführt und mit kostbaren Kleidern angethan, und mit dem Schwert umgürtet, und mit Scepter und Krone geschmückt. Das war ihm recht. Drauf geleitete man

ihn, unter Trompeten- und Paukenschall, in einen reich verzierten großen Saal, und man setzte ihn auf den Thron, und alle die, welche ihn umstanden, huldigten ihm in Ehrfurcht als ihrem König und Herrn. Das war ihm noch lieber. Endlich brachte man ihn in den Speisesaal, wo die Tafel mit dem Kostbarsten gedeckt war, was man nur finden konnte, an schmackhaften Speisen und Getränken aller Art. Das war ihm am allerliebsten. Und so hielt er denn Hof wie ein König, und aß und trank wie ein König, und schlief zuletzt in einem schönen großen Gemache wie ein König. — Des andern Tages aber bekam die Sache eine andere Gestalt; er sollte nun auch amtiren wie ein König. Und es standen auch schon früh Morgens, ehe er noch aufgewacht, des Reiches Beamten im Vorzimmer, und ließen sich melden: es möge Seine Majestät geruhen, ihre An- und Vorträge allergnädigst zu vernehmen. Da deckte denn der Eine viele Mängel in der Verwaltung des Staates auf, und legte weitläuftige Plane vor zur Verbesserung derselben in den verschiedenen Zweigen; der Andere schilderte den schlechten Zustand der Finanzen, und zeigte die Nothwendigkeit, die Staatseinnahmen zu vermehren, ohne den Unterthanen neue Lasten aufzulegen; der Dritte brachte Beschwerden und Bitten und Klagen und nichts als Klagen vor

von Unterthanen, die sich durch Lasten bedrückt, in ihren Rechten gekränkt, in ihrem Fortkommen gehindert hielten. Und so kam Einer nach dem Andern, mit dem und jenem, und jeder wollte von Seiner Majestät Entscheidung und Unterschrift haben. König Bauer that sein Möglichstes, wie er denn von gutem Verstande und noch besserem Willen war; aber was er da alles hören und thun mußte, war ihm einmal zu viel, und er wünschte sich in sein enges Stüblein zurück, wo ihm niemand zur Last gefallen. Mittags schmeckte ihm das Essen nicht mehr recht, trotz allem Gesottenen und Gebratenen, zumal auch, da er vor und nach Tisch die Aufwartung vornehmer Herren und anderer Höflinge annehmen mußte, deren Gesellschaft ihm zwar sehr glänzend däuchte, aber auch sehr langweilig. Und er sehnte sich abermals zurück an seinen ärmlichen Tisch, zum schwarzen Brode, das er mindestens in Ruhe und Frieden zu verzehren gewohnt war. Nachmittags sollte große Heerschau seyn derer, die sogleich in den Krieg ziehen mußten gegen einen trotzigen und mächtigen Nachbar; und König Bauer, indem er die Reihen der Krieger durchritt, bedachte bei sich den Tod und Verlust so vieler junger, kräftiger Männer, und das Elend, das über Tausende hereinzubrechen drohte, und daß er, der König, die Verantwort-

lichkeit auf sich lade für das Blut, das vergossen, und für all den Jammer, der verbreitet werden sollte. Und Abends legte er sich mit kummervollem Herzen nieder, und wälzte sich in peinlicher Unruhe auf dem Lager umher, und er konnte nicht schlafen. O, wie wünschte er sich da zurück in sein stilles Kämmerlein, wo es ihm vergönnt war, obgleich auf hartem Lager, in erquicklicher Ruhe die Nächte zu verschlummern! — Da war sein Entschluß gefaßt. Des andern Morgens in aller Frühe ließ er sich seine Bauernkleidung vor sein Bett bringen, die er sogleich anzog; und als die Beamten sich melden ließen, trat er unter sie, und sprach: „Sey König, wer da will; ich einmal will es nicht seyn. Als Landmann habe ich bloß meine Lasten zu tragen; als König sollte ich des ganzen Volkes Lasten tragen. Drum sey König, wer da will!“ Mit diesen Worten verließ er den Palast, und ließ sich seit der Zeit nicht mehr in der Stadt sehen. — — Das ist in fernen Landen und vor undenklichen Zeiten geschehen. In unsern Landen aber und zu unserer Zeit ist es freilich anders; da will fast jeder regieren und keiner gehorchen.

Von

35.

Von der Ungleichheit der Stände.

Unter der Dorflinde, nach dem Gottesdienſt, wurde den Bauern ein herrſchaftliches Mandat verleſen, des Inhalts, daß ſie zahlen ſollten. Das war den Bauern nicht lieb; doch einige, die geſcheidtern und bravern, fügten ſich, und dachten, es ſey einmal Recht und Herkommen, und ſteuern und ſterben müſſe man überall; andere aber murmelten und murrten durch einander, und ſprachen von gemeiner Leute Laſten, und von vornehmer Herren Wohlleben, und vom Unterſchied der Stände, und von der Gleichheit aller Menſchen; und der Keſſelflicker, der am wenigſten zu bezahlen hatte, that das Maul am weiteſten auf. Indem kam der Pfarrer aus der Kirche und die Linde vorbei, und der Keſſelflicker, der ärgſte und der keckeſte, ging ihn an, und ſprach: Herr Pfarrer, ſeyd ſo gut, und erklärt uns das Sprüchwort: Da Adam reutete und Eva ſpann, wo war da wohl der Edelmann? und ſagt uns, wie es zuletzt gekommen, daß die Menſchen ſo gar ungleich geworden ſind nach Anſehen, Vermögen, Rechten und Pflichten. Der Pfarrer, der ſeinen Mann kannte und ſeine Abſicht verſtand,

ſprach: Das will ich euch ſagen. Und die Bauern traten näher herbei. „Da Adam reutete und Eva ſpann — fing der Pfarrer an — da gewann Eva viele Kinder. Auf eine Zeit wollte unſer Herr Gott zu Eva gehen und beſehen, wie ſie Haus hielt. Nun hatte ſie eben alle ihre Kinder auf ein Mal bei einander, und wuſch ſie und ſchmückte ſie. Da aber Eva unſern Herr Gott ſah kommen zu ihr, verſteckte ſie etliche ins Stroh, etliche ins Heu, etliche ins Ofenloch, die allerhübſcheſten aber behielt ſie bei ſich. Unſer Herr Gott ſah die geputzten Kinderle an, und ſprach zu einem alſo: Du ſollt ein König ſeyn; zum andern: Du ſollt ein Fürſt ſeyn; zum dritten ſprach er: Du ſollt ein Edelmann ſeyn; zum vierten: Du ſollt ein Burgermeiſter ſeyn; zum fünften: Du ſollt Schultheiß, Vogt oder Amtmann ſeyn. Da nun Eva ſiehet, daß ihre Kinder, die ſo hervorn waren, ſo reichlich begabt waren, ſprach ſie: Herr! ich hab noch mehr Kinder; ich will ſie auch herbringen. Da ſie nun kamen, waren ſie ungeputzet, ſchwarz und ungeſtalt; die Haare hingen ihnen voller Stroh und Heu. Da ſah ſie unſer Herr Gott an, und ſprach zu ihnen: Ihr ſollt Bauern bleiben, Küh- und Säuhirten, Ackerleute; etliche von euch ſollen in Städten Handwerk treiben, bräuen, bachen und den erſten Herren dienen. Zuletzt kam noch einer herfür,

der hinter dem Ofen geflackt, der allerwüſteſte; zu dem ſprach unſer Herr Gott: Du ſollt ein Keſſelflicker werden.“ Die Rede des Pfarrers ergötzte die Bauern, und ſie lachten den Keſſelflicker aus. Dann wandte ſich der Pfarrer an einen alten, ehrlichen Mann, und ſagte: Das iſt ein Mährlein, was ich euch erzählt habe, und ſteht nicht in der Bibel; aber wohl ſteht in der Bibel, daß alle Stände von Gott ſeyen, und daß man ſie in Ehren halten ſoll; wie geſchrieben ſteht: „Gebet jedermann, was ihr ſchuldig ſeyd: Steuer, dem Steuer gebühret; Zoll, dem Zoll gebühret; Ehrfurcht, dem Ehrfurcht gebühret; Ehre, dem Ehre gebühret“ (Röm. 13, 7.)

36.

Von dem Handel zwiſchen den Edelleuten und den Bauern.

In einem alten Buch lieſet man einen guten Schwank von dem Handel zwiſchen den Edelleuten und den Bauern. Die Edelleute, ihres Standes und ihrer Ehren eingedenk, wollten zu mehr Einkommen gelangen; und ſie beſchloſſen daher, ſich deßhalb an den rechten Mann zu wenden, an St. Peter, dem, wie ſie wußten, die Schlüſſel zu allen

Herrlichkeiten des Himmels und der Erde vom Herrn gegeben waren. Der Himmels-Fürst nahm sie auch auf in allen Ehren, als solche, die von Gott selbst schon der Geburt nach ausgezeichnet sind vor den übrigen Menschen; und er bewilligte ihnen alles, was sie verlangten: Auf- und Abfahrtsgeld, Besthaupt, Frohnen, Gilten, Heimfall, Küchendienst, Laudemien, Leibreicht, Scharwerk, Stift, Vogteihaber, Todtheil, Zehenten, Groß- und Kleinzehenten, Blut- und Naturalzehenten, und noch viele andere Steuern und Abgaben, wie sie des Namens heißen mögen. So nahmen sie denn mit Dank Abschied, und kamen, mit ihren Rechten und Gewalten, zufrieden in ihre Heimath zurück. Alsbald empfanden auch die Bauern die Noth, und sie ersenfzten schwer und erlagen schier unter den Lasten, die ihnen von den Edelleuten auferlegt wurden. Und wenn sie sich nun bei ihren Herren beklagten, so bekamen sie im gelindesten Falle die Weisung, daß es also im Himmel beschlossen sey, den Handel zwischen Edelleuten und Bauern betreffend. Da geriethen endlich die geplagten Bauern auf den Einfall, daß sie ebenfalls gen Himmel, zu St. Peter, zögen, und von ihm Wohlthaten ausbitten möchten; und sie setzten sogleich den Entschluß ins Werk. St. Peter nahm sie auch in Gnaden auf, und hörte ihr Gesuch

in Geduld an; und nach angehörter Bitte übergab er ihnen einen langen Zettel, worauf alles verzeichnet war, was er zu verschenken und zu vergeben in der Macht hatte. Die Bauern durchsahen das Register fleißig und genau, von vorn und von hinten, aber sie fanden alles durchgestrichen von dem, was die Menschen sich wünschen mögen für dieses Erdenleben. Nur der Himmel war übrig und stand noch offen. Also baten sich die betrübten Bauern von St. Peter mindestens den Himmel aus, als absonderliche Wohlthat und Bauern-Privilegium; wogegen den Edelleuten, den Bauernschindern, die Hölle zum Erbtheil werden solle. Das ward ihnen denn auch bewilliget, und sie gingen fröhlich zurück in ihre Heimath. Als nun die Edelleute vernommen, daß die Bauern also lustig heimgekehrt seyen, so fragten sie nach der Ursache solcher Freude, und was ihnen denn Gutes zugefallen seyn möge, da doch St. Peter nichts mehr zu vergeben gehabt hätte. Diesen antworteten die Bauern: Sollen wir denn nicht fröhlich seyn, da wir von St. Peter den Himmel erhalten haben? Da sagten die Edelleute: Hol uns der Teufel! Wir haben nicht an den Himmel gedacht. — Merk: Dieß ist ein Schwank, und nichts weiter; aber die Bauern können daraus etwas lernen, und die Edelleute auch.

37.

Vom Rathgeben.

Gib Acht, daß es dir nicht gehe, wie dem Spatzen, der andern Vögeln Rath gab, aber sich selbst nicht zu rathen wußte und vor Gefahr zu hüten. Es hat sich nämlich begeben, daß die Holztauben ein Nest mit Jungen auf einem hohen Baum gehabt haben; da ist der Fuchs gekommen, und hat gedrohet, er wolle hinauf steigen und die Jungen mit dem Neste nehmen, wenn sie ihm nicht ein Junges herabwerfen. Da sind die Tauben erschrocken, und haben sich heftig gefürchtet. Zuletzt haben sie ihm ein Junges herabgeworfen; das hat der Fuchs genommen, und ist mit davon gezogen. Als er aber hinweg gewesen, hat der Spatz die Holztauben unterwiesen und gelehret: wenn er schon wieder käme, sollten sie ihm nichts geben, sondern sprechen, sie wären in ihrem Nest; wenn er kühn wäre, sollte er heraufsteigen. Da nun der Fuchs wieder gekommen, haben sie ihm nichts mehr geben wollen. Alsbald hat der Fuchs gemerkt, daß sie der Spatz gewarnt habe, der so eben auf einer nahen Dornhecke saß. Der Fuchs kehrte sich zu ihm, und schaute, wie er ihn möchte mit List hintergehen. Er sprach:

„Es ist doch ein freies Ding um einen Vogel! er kann hinfliegen, wo er will, und ist überall sicher vor dem Jäger. Allein das ist bös, daß ihr euch im Winter vor Kälte und Wind nicht könnt beschirmen.“ Darauf sprach der Spatz mit großem Rühmen: „O es schadet uns der Wind nicht, denn wenn er auf der rechten Seite herwehet, so stecken wir den Kopf unter den linken Flügel; wehet er aber von der linken Seite her, so stecken wir den Kopf unter den rechten Flügel; und so können wir uns also vor allem Wind und Frost erretten.“ Da er nun ein langes und ein breites Geschwätz machet, spricht der Fuchs: „Du sitzest zu hoch oben; ich kann dich nicht verstehen, denn ich höre sonst nicht recht wohl; und beredete also den Spatzen, daß er weiter herab saß.“ Da fragte ihn der Fuchs: „Wie er denn thäte, wenn der Wind von vornen herwehete?“ Da stieß der Spatz den Kopf zwischen die Beine in die Federn, und wollt' es ihm zeigen. Der Fuchs aber, nicht unbehändt, erwischte den Spatzen und fraß ihn. Also kam der Spatz um, der andern gerathen hat, sich selber aber wußte er nicht zu rathen.

38.

Wie Eulenspiegel gute Räthe gibt, die aber übel ausschlagen.

Als Eulenspiegel eines Tages über Land ging, holte er mehrere wandernde Bursche ein, die des Weges waren; und er gesellte sich sogleich zu ihnen, und belustigte sie mit seinen sinnreichen Einfällen und schalkhaften Schwänken. Nach einer Strecke wollten sie zukehren, und einen Imbiß einnehmen in einem Wirthshause. Da trat ein junger Geselle zu ihm, der zum ersten Male seiner Mutter Nest verlassen hatte, und er redete ihn an, sprechend: „Meister, nach Euren Reden dünkt Ihr mir ein kluger Mann zu seyn. So seyd denn so gut, und rathet mir, wie ich es anzufangen habe in Reden und Gebärden, daß ich nicht die Zeche zu theuer zu bezahlen habe; denn ich bin arm und noch jung und unerfahren.“ Da sagte Eulenspiegel: „Du darfst nur den Wirth loben, sammt allem, was er aufsetzt.“ Das that denn der Geselle in reichlichem Maße; und, indem sie zusammen aßen und tranken, sprach er ganz laut, daß es der Wirth wohl hören mochte: „Wie ist dieß Brod so schmackhaft! und wie ist dieses Bier so köstlich! Das nenne ich mir einmal ein Wirthshaus.“ Der Wirth hatte drob Gefallen; und als

der Geſelle die Zeche zuletzt bezahlen wollte, erhielt er den guten Groſchen wieder zurück, und noch einen ſchlechten dazu. Aber draußen vor dem Wirthshaus ſchalten und tadelten ihn die Kameraden wegen der Lobreden, die er dem Wirthe gemacht, und ſie ſagten: man ſolle vor den Wirthen auch das Beſte nicht gut nennen; und einer gab ihm eine derbe Kopfnuß zum Gedenken, damit er in Zukunft klüger ſey in Reden. — Um Mittag, ehe ſie wieder zukehrten, wendete ſich der gute Geſelle wieder an Eulenſpiegel, und ſprach: „Meiſter, Euer Rath iſt mir ſchlecht bekommen; gebt mir einen andern und beſſern.“ Da ſagte Eulenſpiegel: „So magſt du denn lieber den Wirth tadeln, ſammt dem, was er aufſetzt.“ Das that denn der einfältige Geſelle; und, als die Suppe kam, ſprach er laut, daß es der Wirth hören konnte: „Wie iſt dieſe Suppe verſalzen und überſtändig!“ Und als das Fleiſch aufgeſetzt wurde, hielt er ſich die Naſe zu, und ſagte: „Pfui! wie iſt das Fleiſch übelrüchig! Da ſind wir in ein ſchönes Wirthshaus gerathen!“ Dieſe Reden gefielen den Kameraden; aber der Wirth machte ein böſes Geſicht, und ſagte: „Wenn dir mein Eſſen nicht ſchmeckt, ſo ſuch' dir's anderswo.“ Und er zeigte ihm das Loch, das der Zimmermann gemacht hat. So mußte er denn ungegeſſen abziehen. Die Kame-

raden aber, als sie nachgekommen, lobten ihn wegen seines Muthes; aber sein Magen wurde davon nicht satt. — Des Abends, wie sie wieder in einem Wirthshause zukehren und da übernachten wollten, ging der Geselle wieder den Eulenspiegel an, und sprach: „Meister, Euer Rath hat zu zweyen Malen links ausgeschlagen; so wollet mir doch endlich den rechten Rath geben.“ Da sagte Eulenspiegel: „Was ist da weiter zu rathen? Weil denn weder Loben noch Tadeln frommet bei den Leuten, so wird es wohl am besten seyn, gar zu schweigen.“ Das nahm jener sich auch vor, und hielt darauf fest. Als ihnen nun der Wirth, bei dem sie eingekehrt, Käse aufsetzte, und sie davon kosteten, fragte ihn der Wirth, der ihm zunächst saß: „Wie schmeckt der Käs?“ Der Geselle schwieg, und kaute fort, wie ein Esel, der Teig seißt; denn der Käs war über die Maßen schlecht. Da sagte einer der Kameraden: „Nun, so red' doch!“ vermeinend, er werde, wie der Affe, die Käse aus den Kohlen langen. Der Geselle aber schwieg. Das legten sie ihm als Trotz aus, die Kameraden und der Wirth. Und, als er auf wiederholte Aufforderung den Mund dennoch nicht aufthat, so jagten sie ihn vom Tische fort, und warfen ihn zur Thür hinaus. — Des andern Morgens, als die Gesellen des Weges vor-

bei gingen, an welchem er die Nacht im Freien zugebracht, hielt er den Eulenspiegel an, und schalt ihn, daß er ihn nun schon zum dritten Male zum Besten gehabt habe mit seinem Rathe. Eulenspiegel aber antwortete: „Wem nicht zu helfen ist, dem ist auch nicht zu rathen.“ Mit diesen Worten ließ er ihn stehen, und zog seines Weges weiter. — „Was ist aber aus dem Gesellen geworden?“ Wenn's ihr nicht wißt, ich weiß es nicht.

39.

Ueber den Umgang mit Bauern.

Man kann mit den Bauern schon zurecht kommen, wenn man's eben nur versteht . . . In Leipheim (ist ein Städtle nicht weit von Ulm) fiel der Jahrmarkt gerade auf den Tag, wo auch Holzmarkt war. Wie nun die Krämer ankamen mit ihren Waaren, und wollten ihre Stände aufrichten, da fanden sie die besten Plätze schon von den Holzwägen besetzt, und die Bauern machten eben keine Miene, daß sie weiter fahren wollten. Da trat ein Krämer unter sie, und sagte in höflicher Weise: „Liebe Leute, seyd so gut, und macht uns hier Platz.“ Die Bauern schwiegen und hielten

aber still. Drauf ging ein anderer zu ihnen, und schrie: Ihr donnerschlächtigen Kerle! wollt ihr weichen, oder nicht? Die Bauern lachten, sie wichen aber nicht. Zuletzt kam ein dritter, ein stattlicher Mann, aus dem nächsten Wirthshause; der verstand die rechte Weise. Er fragte den nächsten Bauern, wie theuer er seine Fuhr gebe bis vor das Haus? Der sagte ihm den Preis, und sie wurden sogleich eins; und der Mann sagte, er solle nur einsweilen vor das Thor hinaus fahren; er werde gleich nachkommen und ihm den Platz bezeichnen, wo er's abladen solle. Desgleichen handelte er einem zweiten, dritten, und allen übrigen ihre Fuhren ab, und er bestellte sie sämmtlich vor das Thor. Die Bauern dankten, und fuhren mit Freuden ab, und sie dachten: die grosse Bestellung sey gewiß für einen reichen Bräu in dessen Märzenkeller, und es könnte noch ein und das andre Mäßle gutes Bier statt des Trinkgeldes abfehen. — Als nun indessen die Marktstände alle geordnet und aufgeschlagen waren, kam der Käufer zu den Bauern die vor dem Thor seiner harrten, und er sagte: „So, liebe Leute! Jetzt könnt ihr gemächlich fortfahren bis nach Höchstädt vor mein Haus. Es ist das dritte, links, wenn man zum Thor hinein fährt. Ihr könnt nicht irren.“ Wenn ich dann Abends nach Hause komm',

werd' ich euch richtig bezahlen." Die Bauern schimpften; aber sie hielten vor dem Thor, bis andere Käufer kamen, denen sie das Holz nicht so weit führen durften vor das Haus.

40.

Ueber den Umgang mit Herren.

Ein schwäbischer Bauer sollte zum gestrengen Herrn, dem Amtmann, gehen, vor dem er noch nie gestanden war. Im Wirthshaus, wo er eingekehrt, um ein Gläslein Kuraschi zu trinken, erzählte er dem Wirth, was er vorhabe, und daß es ihm bang sey, indem er nicht wisse, wie er mit dem gestrengen Herrn zu Wort kommen könne. Da sagte der Wirth: „Laß dir drum kein graues Haar wachsen. Mach's du nur, wie das Männle von Oesingen." Der Bauer sagte: Das wisse er nicht, und er soll ihm's verzählen. „Recht gern, sagte der Wirth, und erzählte, wie folgt: Das Männle von Oesingen lag im Sterben. Er hatte aber dabei keine andere Noth, als wie er, wenn er nun in den Himmel käme, an unsern Herrgott das Wort richten sollte. Das vertraute er seinem Weib an. Diese sprach: „Was braucht's da viel Bedenken?

Sag du nur: Grüß Gott, Herr! dann gibt Ein Wort das andre.“ Das ging dem Männle von Oeſingen ein, und er ſagte, daß er nun ruhig ſterben könne. — Als der Bauer ſpäter wieder aus dem Amthaus gekommen, fragte ihn der Wirth, ob er ſeinen Rath befolgt und gut befunden habe? Ja wohl, antwortete der Bauer. Ich habe zum Herrn geſagt: Grüß Gott, Herr! und der Herr hat denn zu mir geſagt: Was willſt, Lump? Und ſo hat denn Ein Wort das andere gegeben.

41.

Nachtwächter Thomas.

Nachtwächter Thomas, als er Alters halber ſeinen Dienſt aufgeben mußte, erbat ſich's vom Bürgermeiſter als eine beſondere Gnade aus, daß er fortan wenigſtens die Stadtuhr aufziehen dürfe. „Es ſey,“ ſagte er, „ein ganz eigenes Verdienſt, den Leuten zu zeigen, woran ſie ſind.“ Das wurde ihm denn geſtattet, und er zog auch fleißig alle Tage nach dem Kirchgang die Uhr auf und richtete ſie. Es dauerte aber nicht volle vier Wochen, als Thomas den Bürgermeiſter bat, er möchte ihm den Dienſt, den verdrießlichen, wieder abnehmen. „Man könne

es, sagte er, den Leuten nimmermehr Recht machen. Wenn ich auch, fuhr er fort, die Stadtuhr genau auf Gottes Weltuhr richte, so sagen doch die Einen, sie gehe zu spät, die Andern, sie gehe zu früh; zu spät, z. B., sagen die faulen Schüler; zu früh die kargen Gewerbsmeister. Und so, schloß er, mag's ihnen der Teufel Recht machen, ich nicht.“ Hierauf versetzte der Bürgermeister: „Ich will Euch einen guten Rath geben, wie Ihr alle Theile zufrieden stellen möget. Beklagen sich die Gewerbsmeister, daß die Uhr zu früh gehe, so saget nur recht freundlich: Ich will mir alle Mühe geben und dafür sorgen, daß die Uhr ganz richtig zeigt. Und beklagen sich die Schüler, so saget deßgleichen: Liebe Kinder, ich will allen Fleiß anwenden, die Uhr so zu richten, daß sie ganz genau zeigt. Lasset aber, fuhr der Bürgermeister fort, bei dem allem die Uhr ruhig ihren Gang gehen; nur gebet den Leuten gute und freundliche Worte, und alle werden zufrieden seyn und Euch in Ruhe lassen.“

42.

Die sieben Züchten.

In einer ehemaligen Reichsstadt war ein Gericht von sieben ehrlichen Bürgern gesetzt, die man die sieben Züchten nannte, in welchem allerhand geringe Schmach- und Zankhändel erörtert und geschlichtet wurden. Nun begab es sich einmal, daß zwei Bürger auf offener Gasse in Streit geriethen; und als sie nach langem Gezänk von einander gingen, sagte der eine zum andern: Man kennt dich wohl, was du für ein Vogel bist. Der andere legte ihm diese Worte übel aus, ließ ihn vor die sieben Züchten bieten, und klagte ihn deßwegen an. Der Beklagte gab zur Antwort: er könne nicht in Abrede seyn, daß er die Worte geredet; vermeine auch nicht, daß er übel geredet; denn sein Kläger heiße Finck; nun wisse aber jedermann, was Finck für ein Vogel sey. Ungeachtet dieser Entschuldigung wurde er um einen Schilling (6 Kreuzer) gestraft. Er erlegte die Strafe willig, sagte aber beineben: ob er etwas fragen dürfte? Die Herren sagten: ja wohl. Darauf sprach er: Meine günstigen Herren, ich bitte euch um Verzeihung: da ihr euer sieben seyd, so möcht' ich wohl wissen, wie ihr diese 6 Kreuzer mit einander

ander theilet? Die Herren hielten dieß für ein Gespött, und straften ihn abermal um einen Schilling. Nachdem er das Geld erlegt, ging er fort, und schlug die Thür aus Unwillen etwas hart hinter sich zu. Die Richter ließen ihn wiederum holen, und straften ihn wegen dieses Trotzes abermal um einen Schilling. Er zahlte und ging seines Weges fort, that auch die Thür gar sanft zu, öffnete sie aber bald wieder und sagte: Ihr Herren, ist es so recht? Die Richter hielten es für einen spitzigen Stich, und straften ihn deßhalb wieder um einen Schilling, worauf er denn fein still hinaus ging. Als er draußen war, sagte er: Ich glaube, wenn unser Herr Gott vor die sieben Züchten käme, er würde von ihnen gestraft. Dieß hörte ungefähr ein Stadtknecht, und zeigte es seinen Herren an. Die ließen ihn wieder zurück rufen, gaben ihm einen scharfen Verweis, und straften ihn abermal um einen Schilling. Hierauf ist er gar bescheiden hinweg gegangen.

43.

Die Faulheit in der Klemme.

Die Faulheit weiß immer eine Ausrede; hat ſie keine, ſo macht ſie eine.... Ein junger Herr von Adel hatte die Gewohnheit, daß er jeden Morgen im Bett liegen blieb bis in den Tag hinein. Seine Freunde machten ihm deßhalb oft Vorwürfe, und ſchalten ihn ſeiner Faulheit halber. Da ſprach er einſtmals zu ihnen: Wie mögt ihr nur ſo reden? Ihr wiſt nicht, was ich ſo lange zu ſchaffen habe im Bette. Jeden Morgen, wie ich die Augen aufthue, treten zwei Geſtalten vor das Bett, die Strenge zur Rechten, die Milde zur Linken. Da nimmt nun die erſtere das Wort, und ſpricht: Stehe auf, fauler Knabe! Es iſt ſchon hoch an der Zeit. Du haſt der Ruhe genug gepflegt. Auf! die Arbeit harret dein. Drauf ſpricht die andere: Bleibe liegen, lieber Knabe! Es iſt noch zu guter Zeit. Die Arbeit kann warten; ſie läuft dir nicht davon. Gönne dir immerhin noch einige Ruhe, Beſter! Wiederum nimmt die Strenge das Wort, und ſagt: Das Leben des Menſchen iſt kurz, und die Kunſt iſt lang. Sey ein Mann, und geh' freudig an dein Tagwerk. Hierauf die andere: Die Ruhe iſt ſüß.

und die Arbeit ist sauer. Sey kein Narr, sondern wiege dich noch, wie ein Gott, auf dem flaumenen Pfühle. So reden denn beide lange hin und her; und ich, was soll ich thun? Ich versehe das Amt eines Richters, der beiden Parteien sein Ohr leiht, und sich weder zur Rechten noch zur Linken neigt, sondern eben sich ruhig verhält, bis der Streit zu Ende ist. Dann stehe ich auf. — Nun sage mir noch Einer, daß ich faul sey!

44.

Die guten Tage.

Eine Wittwe hatte einen Sohn, der war dumm und faul zugleich. Oft, wenn er noch im Bette lag, trat sie zu ihm hin, und sagte: Hans, steh auf! Nur wer früh aufsteht, bekommt einen guten Tag. Aber Hans dachte sich dabei: Mir ist der Tag so gut genug, und blieb liegen. Endlich, nach oftmaligem Bitten und Mahnen, ließ er sich einstmals bewegen, und stand früh auf, und ging hinaus vor das Thor, wie ihm die Mutter geheißen hatte. Vor dem Thor aber legte er sich sogleich wieder nieder, so daß er seine Beine über den Weg hinaus streckte, den die Aus- und Eingehenden passiren mußten.

Nun hat es sich in jener Nacht ereignet, daß drei Räuber eines Reichen Haus geplündert hatten, und sie wollten nun ihre Beute vor das Thor ins Sichere bringen. Wie nun der erste Räuber des Weges ging, stolperte er über des Schlafenden Beine, und, um nicht verrathen zu werden, grüßte er den Hans, den er sogleich erkannte, und sagte: Guten Tag, Hans. Hans, ohne sich zu rühren, sprach für sich, aber laut, daß es jener hören mochte: Das wäre der erste. Er meinte, der gute Tag, den er bekommen. Gleich darauf kam der zweite Räuber, wohl beladen, und er stolperte ebenfalls, und sagte wie der erste: Guten Tag, Hans! Und Hans sprach: Das wäre der zweite. Endlich kam der dritte, und fiel über die ausgereckten Beine, und, als er aufgestanden und die Waare wieder aufgeladen, sprach er gar freundlich: Guten Tag, Hans! Worauf Hans sagte: Gottlob, das wäre der dritte. Und er wollte nun aufstehen und davon gehen. Die Räuber aber, welche glaubten, daß er sie vermeint und ihren Raub entdeckt habe, gingen auf ihn zu, und verhandelten in Güte mit ihm, und sagten: er solle Theil haben an ihrer Beute, wenn er sie nicht verrathen würde. Das ließ sich Hans gefallen; und er ging mit dem eroberten Schatze heim, und warf ihn auf den Tisch, und sagte zur Mutter:

Nun hab' ich einen guten Tag bekommen. Drauf legte er sich wieder ins Bett, und schlief fort bis auf den Abend, wo er aufwachte, um wieder einschlafen zu können.

45.

Schalk wird mit Schalk gefangen.

Ein abgedankter Soldat, der ein lustiger Geselle war, kam eines Tages in ein Wirthshaus, und wie er sah, daß man eben den Gästen das Essen auftrug, setzte er sich auch ohne Umstände an den Tisch; denn er dachte: Kann ich auch nicht zahlen, wie andere, so kann ich doch essen, wie sie, und das Uebrige will ich schon mit dem Wirthe abmachen. Die Gäste, welche vornehme Leute waren, Schreiber, Musterreiter und dergleichen, sahen den Soldaten nicht gern bei sich, und wollten ihn auf eine höfliche oder grobe Art auf die Seite schieben. Als daher die Suppe auf den Tisch kam, griff ein jeder nach einem Löffel, deren eben so viele auf dem Tische waren, als der Gäste; und sie sagten: Ein Schelm, der keinen Löffel hat. Der Soldat wurde nicht verlegen, sondern er machte geschwind einen Löffel von Brodkruste, die er an

die Gabel ſteckte, und fuhr damit in die Schüſſel und ins Maul. Und als die Suppe gegeſſen war, ſagte er: Ein Schelm, der ſeinen Löffel nicht ißt. Was denn die andern bleiben ließen, und ſie hatten den Schelm wieder, den ſie ausgegeben. — Die Gäſte hätten ihm wieder gern eins angehängt, und ſie nahmen zuletzt einen Becher mit Wein, und ließen den herumgehen, mit dem Beſcheid: Wer den Wein im Becher fett oder ſchmutzig machen würde, der ſollte die Zeche bezahlen. Das thaten ſie aber darum, weil der Soldat einen großen Schnauzbart hatte, der lange nicht geſchoren war, und ſie meinten daher, es würde nicht fehlen können, daß er den Wein ſchmutzig machte. Aber als es an ihn kam, blies er dem Becher das Geſicht alſo aus, daß der Staub faſt aus dem Becher gefahren, und nicht ſo viel darin geblieben, daß eine Mücke ihren Durſt hätte löſchen können. Worauf er den Becher den Gäſten wies, und ſie fragte, ob der Wein ſchmutzig ſey oder nicht. Alſo mußten ſie für ihn die Zeche bezahlen, was ſie auch gern thaten, um des Spaßes willen, den ihnen der Soldat gemacht hat.

46.

Seltsames Rossfutter.

Der Müller von Knorringen war weit und breit in der Gegend als ein kurioser Mann bekannt, der allerhand seltsame Streiche machte. Und also wunderten sich die Bauern nicht, die zu Grünwiesen im Wirthshaus um den Ofen herum saßen, daß er noch spät Abends bei grimmiger Kälte zu Pferd ankam; wohl aber darüber, was er weiter that. Nachdem er nämlich in die Stube getreten, und sich drin umgesehen hatte, sagte er zur Kellnerin, sie solle eine Schüssel voll Salat mit Essig und Oel und harte Eier darauf zurichten lassen für sein Roß. Die Bauern dachten bei sich, das gibt wieder so einen Spaß, von dem man erzählen kann. Als der Salat fertig war, ließ er ihn wirklich in den Stall tragen für sein Roß; und die Bauern folgten alle neugierig der Kellnerin, zu sehen, wie es dem Vieh schmecke. Inzwischen setzte sich der Müller gemächlich auf die Ofenbank, breitete seinen Mantel aus, und ließ sich wohl seyn. Nach einer Zeit kam die Kellnerin zurück mit den Bauern, und sagte: Das Roß frißt den Salat nicht. Nicht? sagte der Müller; nun, so freß ich ihn; und setzte sich an den Tisch und aß. Darauf, nachdem

er die Zeche bezahlt, holte er sich den Mantel vom Ofen, und sagte höflich zu den Bauern: Habt Dank, daß ihr mir Platz gemacht! und ging weiter. Jetzt merkten erst die Bauern, daß er sie gefoppt habe, der vermaledeite Müller. Und wenn der günstige Leser das Stücklein nicht glauben mag, so geh' er nach Grünwiesen und verlange nur im Wirthshaus, so laut, daß es die Bauern hören mögen, Salat mit Essig und Oel und harte Eier drauf; er gebe aber Acht, daß ihm die Speise nicht versalzen werde.

17.

Seltsame Jagdpacht.

Ein böser Streich, den man einem andern spielt, ist ein böser Streich, und wenn er gleich eine lustige Jacke trägt, wie ein Hanswurst. Aber lachen muß man. — Solch ein lustiges Stücklein erzählt man von einem Franzosen, der, wie der Leser merken wird, ein rechter Filu war. Der war bei einem Bauern im Quartier. Nachmittags, wie er hinter dem Ofen lag — die Fliegen ließen ihm nicht Ruh und Rast — dachte er aus langer Weile daran, wie er seinem Wirthe einen Possen spielen und ihm auf gute Manier einen dicken Thaler oder zwei aus der

Tasche praktiziren könnte. Auf böse Einfälle kommt man leichter, als auf gute, absonderlich bei dem Müssiggang. Nun sagte er zum Bauern: Wirth, ick will dir abkauf die Fliegen in der Stube. Der Bauer meinte, der Soldat wolle ihn foppen, und sagte, er gebe sie ihm umsonst, und er solle sie nur alle todt schlagen, es geschehe ihm damit ein Gefallen. Nein, sagte der Soldat, umsonst ick nit mag, aber ick will kaufen sie, wenn sie will, um einen dicken Thaler. Der Bauer dachte sich: Ist der Soldat ein Narr, so ist er's in meinen Sack; und sagte, wenn er so wolle, ihm sey's ganz recht. Der Soldat gab ihm den Thaler, und der Bauer steckte ihn lachend ein. Er hatte aber bald Ursache, mehr zu weinen, als zu lachen. Denn der Soldat holte jetzt seine Muskete hinter dem Ofen hervor, lud sie mit Schrot, und schoß, mir nichts dir nichts, auf das Getäfel, wo die meisten Fliegen hockten, daß es krachte, und die Fenster davon klirrten. Um's Himmels willen, was macht Ihr? rief der erschrockene Bauer. Ick schieß todt die Fliegen, die ick hab Euch abgekauft, — sagte der Franzose ganz ernsthaft, als ob sich das so von selbst verstünde; und er lud wiederum, und legte nochmal an. Da fiel der Bauer ihm in die Arme und auf die Kniee, und bat ihn bei allen Heiligen, er sollte doch sein Haus verschonen, und ihn nicht

unglücklich machen. Der Soldat gab ihm zu verstehen: Solle er auf sein Recht Verzicht leisten, so müsse er Entschädigung haben, und Gewinn obendrein; und er verlangte nochmal so viel, als er dem Bauern gegeben hatte. Dem mochte es lieb seyn, oder nicht, er mußte sich den Handel gefallen lassen, und bezahlen, was jener wollte. Und so merkte er denn zu spät, daß der Franzose kein Narr sey, oder wenn auch ein Narr, doch in seinen Sack. — Lustig ist der Streich, und man muß lachen. Aber der redliche Leser denkt sich dabei: Ein Fitu war er doch, der Franzose, und ich denk's auch.

48.

Der redliche Hans und die schlaue Grete.

Es waren zwei Brüder, die hatten jeder einen gar stattlichen Maierhof. Sie wohnten nicht weit von einander, und besuchten sich auch oft, wo sie dann über ihren Haushalt und ihr Fortkommen sprachen; und der eine konnte nicht genug die Redlichkeit seines Knechtes rühmen, und der andere die Schlauheit seiner Magd. Nun hatte der ältere Bruder einen prächtigen Hengst im Stalle, und der jüngere eine eben so schöne Stute, beide von gleicher Farbe

und Größe. Da kamen ſie denn zu wiederholten Malen darüber zur Rede, und der eine wollte dem jüngern die Stute abhandeln, der andere dem ältern den Hengſt; aber ſie wurden nie des Handels eins, und jeder erklärte, es ſey ihm ſein Stück um keinen Preis feil. Einſtmals, als ſie eben wieder über die Sache redeten, ſagte zuletzt der jüngere: Ich wette, daß ich doch noch deinen Hengſt kriege, ohne daß du es erfährſt; und dein Knecht führt mir ihn ſelbſt zu. Drauf ſprach der ältere: Und ich wette Hengſt gegen Stute, daß dieß nicht geſchieht; denn wenn auch er ſelbſt ihn ſtehlen wollte, er würde mir's ſagen; ſo ſehr vertraue ich auf ihn und ſeine Redlichkeit. Alſo war die Wette gemacht, und die Brüder ſchieden von einander.

Des andern Morgens ließ jener die Magd zu ſich rufen, und erzählte ihr, was zwiſchen ihm und ſeinem Bruder verhandelt worden, und daß er nun auf ihre Klugheit und Verſchlagenheit vertraue. Grete ſagte: Laßt mich nur machen. Und ſie ging noch deſſelben Abends hinüber in den Hof, und ſuchte den Knecht, den Hans, auf. — „Guten Abend, Hans!" „Schönen Dank, Grete!" „Immer noch unmüßig?" „Muß wohl ſeyn!" „Ich hab' mich auch einmal um dein Weſen umſehen wollen, und wie du's mit dem Stalle hält'ſt. Man rühmt deine Ordnung." Hans

fand sich geschmeichelt; er lud sie ein; sie half ihm zur Arbeit; Hans bemerkte, daß Grete ein schönes Mädel sey. — Den Tag darauf — es war Samstag — kam Grete wieder. „Guten Abend, Hans!" „Schönen Dank, Grete!" „Ist's dir recht, daß ich wieder komme?" „Ei ja wohl!" „Hast du schon Feierabend?" „Es ist schon alles gethan; ich habe gedacht, daß du kommen mögest." Sie setzten sich zusammen, und plauderten ein Stündlein, und Hans bemerkte, daß die Grete, die Her', ein gescheidtes Mädel sey. Und er lud sie ein auf den nächsten Sonntag, wo er sie zum Tanz führen wollte. Grete kam, und Hans ging mit ihr, und sie tanzten bis spät in den Abend. Da sagte Grete mit Einemmal: Es ist spät geworden! Ich sollt' schon zu Haus seyn. Was wird der Herr sagen? Geh, sattle den Hengst, und reit' mit mir heim!" Hans ließ sich nicht zweimal bitten, und er nahm sie zu sich aufs Roß, und ritt fort in der Dunkelheit. Sie hielt ihn mit ihren Armen fest umschlungen. Und nun glaubte sie, es sey der Augenblick gekommen, um mit ihrem Anliegen heraus zu rücken, und sie eröffnete ihm: Daß ihr Herr den Hengst gern haben möchte, daß er ihr eine große Belohnung versprochen habe, und daß sie dann den Hans heirathen wolle. Willst, lieber Hans? fragte sie, und gab

ihm einen Schmatz. Hans mochte wollen oder nicht, er mußte wohl, und es war nur noch zu bedenken, wie er seinem Herrn etwas Blaues vor die Augen machen könnte, daß er den Diebstahl nicht merkte. Du lügst, sagte Grete: auf dem Heimweg wärest du verirrt, da hätten dich Wölfe angefallen, und das Roß, das du ihnen überlassen, aufgefressen. Für die Knochen laß nur mich sorgen; der Schinder hat deren im Ueberfluß und nach Auswahl. Sie sollen morgen an Ort und Stelle liegen. — Also war die Sache abgemacht, und Hans ließ den Hengst zurück, und kehrte zu Fuß heim.

Hans konnte aber nicht schlafen. Es ging ihm immer im Kopf herum, was und wie er's dem Herrn beibringen sollte den andern Morgen von wegen des Hengstes. Er wollte sich sogleich noch auf den schweren Gang vorbereiten und gleichsam einprobiren, ging zur Thür hinaus, klopfte an, trat ein, und kehrte sich an einen Besen in der Ecke, der seinen Herrn vorstellen sollte. „Guten Morgen, Hans!" „Schönen Dank, Herr!" „Was macht mein Rappe, der Hengst?" „Ach Herr, der Hengst — — —" Da blieb er in der Rede stecken, und konnte nicht weiter fahren. Er ging nochmal zur Thür hinaus, und that, wie das erstemal. „Guten Tag, Hans!" „Schönen Dank, Herr!" „Was macht mein Rappe,

der Hengst?" „Ach, lieber Herr, der Hengst — — —" Da blieb er wieder stecken, und die Lüge konnte ihm nicht aus dem Hals heraus, und sie fiel ihm aufs Herz, wie ein Zentnerstein. — Des andern Morgens trat er frühe ins Zimmer seines Herrn. „Guten Morgen, Hans!" „Schönen Dank, Herr!" „Was macht mein Hengst, der Rappe?" „Ach, Herr, sagte Hans, der Hengst, der Rappe — — — hier stockte er; er faßte sich aber, und sprach: Der Hengst ist gestohlen, und ich habe selbst den Dieb gemacht. Nun laßt mich nur gleich aufhenken." Er erzählte hierauf, was vorgegangen sey, und wie ihn die Grete beschwatzt habe, die Blitzher', und wo der Rappe stehe, nämlich im Stall seines Bruders. Der Herr freute sich über die erprobte Redlichkeit seines Knechtes, und er verzieh ihm und versprach ihm noch dazu dieselbe Belohnung, wie sein Bruder der Magd gethan. Und, setzte er hinzu, ist's dir noch Ernst mit dem Heirathen, so nimm die Grete, und führ' sie in mein Haus. So habe ich dann zu einem redlichen Knecht auch eine schlaue Dirne. Das war dem Hans recht; und so hatte denn die Redlichkeit die Wette gewonnen, und der andere, der auf Schlauheit gerechnet, hat Magd und Stute eingebüßt, und ist ihm ganz recht geschehen.

49.

Kaspar der Kutscher; oder: wie gewonnen, so zerronnen.

Kaspar, der Kutscher, trat eines Morgens in das Zimmer seines Herrn, des Grafen: und sagte: Er bitte Seine Gnaden auf ein Jahr um Urlaub. Auf die Frage des Grafen: warum. und wohin? antwortete Kaspar: Ew. Gnaden müssen wissen, daß ich in der Lotterie 20,000 Gulden gewonnen habe; und da ist's mir denn in den Sinn gekommen, ich möchte auch einmal einen großen Herren spielen; und so will ich mir denn vorerst eine Kutsche kaufen mit einem paar Rappen, und einen Kutscher dingen, der mich und die Rosse bediene, und dann nacher Wien in Oestreich fahren, und dort vollauf leben, so lang der Beutel reicht. Und wenn's aus und gar ist, dann komm ich aber wieder, und werde Ew. Gnaden bitten, daß mich Ew. Gnaden wieder in Ihren Dienst an- und aufnehmen." Der Graf schüttelte verwundert den Kopf, und er wollte ihm seinen thörichten Entschluß ausreden, und ihn dazu bewegen: er sollte lieber das Geld auf Zinsen anlegen, und sich sein Leben bequemer machen,

und für sein Alter sorgen. Aber Kaspar blieb fest bei seinem Entschluß, und er sagte: „Er sey einmal lang genug auf dem Bock gesessen; er wolle es nun einmal versuchen, wie es sich sitzet in der Kutsche selbst. Und der Herr Graf soll es ihm nicht für ungut nehmen.“ Der Graf, wie er sah, daß Kaspar sich nicht anders bereden lasse, gab ihm Urlaub, und da er ihn als eine ehrliche Haut kannte, und ihn auch sonst wohl leiden mochte, so setzte er gnädig hiezu: Wenn er über Jahr und Tag wieder komme, so wolle er ihn wieder in seinen Dienst aufnehmen.

Also fuhr nach einigen Tagen Kaspar, der Kutscher, in seiner eigenen Ekipasch ab, und gen Wien zu. Als er dort angekommen, loschierte er sich in einem der vornehmsten Gasthäuser ein, wo nur Grafen und Barone und reiche Kaufleute wohnen. Da hieß es denn immer: Was schaffen Ew. Gnaden? Beliebt es Ew. Gnaden? Befehlen Ew. Gnaden! Und so meinte denn Kaspar zuletzt wirklich, er sey ein gemachter, vornehmer Herr, und er aß und trank und lebte auch, wie ein vornehmer Herr. Die Bedienten im Haus aber merkten bald, wen sie vor sich hätten, und sie mischten darnach ihr Spiel. „Seine Gnaden, sagten sie, sollten doch auch Parthien machen, Gesellschaften geben, auf gro-

großem Fuße leben.“ Das ließ sich Kaspar, der sich geschmeichelt fand, nicht zweimal sagen; und es aßen und tranken und lebten nun zwanzig Menschen, wie vornehme Herren, auf seine Kosten, in Hüll' und in Füll'. Noch war nicht ein halbes Jahr verflossen, als schon die Hälfte des gewonnenen Geldes verpraßt und verlumpt war. Das vornehme Leben war ihm ohnehin schon halb und halb verleidet, und er fing nun an, über sich und seine Lage nachzudenken, und beschloß, sich ein wenig einzuschränken, damit er nach Verlauf eines Jahrs doch noch ein kleines Sümmchen übrig behielte für seine alten Tage. Aber die lockern Gesellen hatten ihn schon zu sehr in ihrem Netze gefangen, daß er ihnen nimmer so leicht auskommen konnte; und da er selbst nicht mehr Haar lassen wollte, so sannen sie darauf, ihm auf andere Weise die Federn auszurupfen. Einmal wurden Seine Gnaden gebeten: Sie möchten dem und dem aus groser Noth helfen, und Geld borgen; was denn auch Seine Gnaden in der Milde Ihres Herzens thaten. Ein ander Mal wurden Seine Gnaden auch gelegentlich bestohlen; und da dieß Seine Gnaden gar übel aufnahmen, und Lärmen machten, und einen Bedienten gar als Dieb bezeichneten, so wurde mit einer

Injurienklage gedroht, der er sich nur durch eine freiwillige Gabe einer nicht unbedeutenden Summe entzog. Und die Zechen selbst wurden mit jedem Monate in dem Maße größer, als sein Essen und Trinken und sein Appetit geringer wurde. Endlich am Ende des eilften Monats, da er sah, daß es mit seinem Gelde auf die Neige gehe, beschloß er, Wien zu verlassen, und mit dem kleinen Reste seines Vermögens, gemächlich, und auf Umwegen in die Heimath zurückkehren. Aber am Morgen, der zu seiner Abreise bestimmt war, wurden ihm noch von seinem Kutscher, der ein Spitzbub war und der's mit den übrigen gehalten hatte, eine Menge Scheine von angeblich nicht bezahlten Trinkgelagen außer dem Hause, und falsche Conto's von Sattlern, Schmieden, Schneidern, Schustern und Kaufleuten gebracht, so daß er, um diese Schulden zu tilgen, und um nicht, womit man ihm drohte, in Unannehmlichkeiten zu kommen, seine Equipage, Wagen und Rosse, verkaufen mußte. Der Erlös war so gering, daß er kaum so viel Gulden übrig behielt, als er Tausende gehabt hatte. Also trat er zu Fuß seine Rückreise an.

Nachdem er in der Stadt angekommen, wo sein Herr, der Graf, wohnte, ging er sogleich des andern Tags zu ihm, fröhlichen Muthes, und

in der sichern Hoffnung, daß er werde bei demselben wieder einstehen dürfen. „Da bin ich wieder, Ew. Gnaden — sagte er beim Eintritt ins Zimmer — ich, Kaspar, der Kutscher; und ich bitte nun Ew. Gnaden, daß mich Ew. Gnaden wiederum in Dienst an- und aufnehmen. Der Graf, als ein freundlicher Herr, lächelte, und sagte: Nun, Kaspar, weil Er Wort gehalten, so will ich das meine auch halten. Nun aber sage Er mir vorerst, wie ist's Ihm ergangen? und wie hat Ihm das Herrenleben gefallen?" Kaspar antwortete: Das Herrenleben, Ew. Gnaden, ist eben kein herrliches Leben. Ich hab's nun auch probirt, und es reut mich just nicht; aber zum zweiten Mal möcht' ich es nicht mehr versuchen; denn was kriegt man zuletzt davon, als Finnen im Gesicht, Säure im Magen, und einen halben Schalk im Herzen? Das wird sich aber alles wieder machen, wenn ich erst wieder in die Ordnung komme und zu den Rossen und auf den Bock." Der Graf lachte, und er sagte: Er solle nur an seine Arbeit gehen, wie vordem, und seine Sache gut verrichten. Das that er denn auch, und er blieb, bis an sein hohes Alter, wo ihm sein Herr eine gute Versorgung ausgeworfen, Kaspar der Kutscher.

50.

Die Meisterstücke.

Ein Zimmermann, ein Tischler und ein Drechsler sollten ihr Meisterstück machen. Da machte der Zimmermann ein Zimmer, das konnte sich selbst bewegen und auf- und zusammenthun, wie man es verlangte. Und der Tischler machte einen Tisch; der konnte sich auch selbst bewegen, und aus- und ineinanderschieben, wie man's wünschte. Der Drechsler endlich machte Flügel, mit denen man fliegen konnte. Und jedermann lobte die drei Meisterstücke, und man wußte nicht, welchem der Vorzug zu geben wäre. Aber kaufen konnte sie niemand; denn sie standen so hoch an Preis, daß sie nicht zu bezahlen waren.

Also zogen die Meister gen Hof, wo sie ihre Werke an den Mann zu bringen hofften. Es waren aber da drei Prinzen, Söhne des alten Königs. Diese hatten große Lust, die Stücke zu kaufen: der eine das Zimmer, denn er saß gern im Trocknen und pflegte der Ruhe; der andere den Tisch, denn er liebte das Schlemmen und Demmen mit guten Zechbrüdern; der dritte die Flügel, denn er wünschte die weite Welt zu sehen.

Es erstand nun jeder das Meisterstück, das ihm zusagte, gegen das Versprechen, er werde die Arbeit bezahlen königlich, wenn er einst König werden sollte; worauf denn die Handwerker eingegangen sind, jeder in der besten Hoffnung.

Nun hatte aber der alte König die Verordnung gemacht, daß von seinen drei Söhnen, ohne Unterschied des Alters, derjenige die Krone erhalten werde, welcher zuerst ihm eine Königstochter ins Haus brächte. Das wußten die drei Prinzen, und darum sann jeder auf Weg und Mittel, sich recht bald eine Prinzessin zu holen. Und so waren ihnen denn die kunstreichen Werke sehr willkommen. Und sie begaben sich auf die Reise, alle drei. Aber der, welcher das Zimmer gekauft hatte, stand spät auf und legte sich früh nieder, und so kam er nicht weit. Und der, welcher den Tisch hatte, hielt täglich lange Mahlzeit, so Mittags als Abends, und kam auch nicht weit. Aber der, welcher die Flügel gekauft hatte, der flog lustig fort über Felder und Wälder, weit in die Welt hinein.

Eines Tags, am späten Abend, kam er zu einem Thurm, von vielen Lichtern erleuchtet; da senkte er sich zur Erde, fragte, und hörte nun, daß hier die allerschönste Prinzessin der Welt

wohnte. Das vernahm er gern, und, da er ein offenes Fenster sah, so flog er hinein, und sie! der Prinzessin zu Füßen, und bekannte, daß er ein Prinz sey. Die Prinzessin nahm ihn freundlich auf, und war froh, einen jungen, schönen Prinzen vor sich zu sehen. Denn ihr Vater hatte sie eingesperrt, weil sie sich geweigert, einen alten König, dessen Nachbar, zum Manne zu nehmen. Es ward alsbald Abrede getroffen zur Flucht; der Prinz band sich wieder die Flügel um, und entfloh mit der Prinzessin bis in sein Land, wo er sie dem König, seinem Vater, vorstellte als seine Gemahlin. Der alte König vermachte ihm also sein Reich, und der junge König, seinem Versprechen getreu, belohnte den Drechsler königlich. Die beiden andern aber, sowohl Prinzen als Handwerker, hatten das Nachsehen. Man erzählt jedoch, es sey dem Drechsler ergangen, wie das Sprüchwort sagt: Reichthum gebiert Uebermuth, Uebermuth gebiert Armuth. Und dem Tischler und dem Zimmermann sey es ergangen, wie ein anderes Sprüchwort lautet: Ein Handwerk ist ein goldener Boden.

51.

Gevatter Tod.

Ein armer Mann hatte schon zwölf Kinder, und als ihm nun das dreizehnte geboren wurde, wußte er sich nicht mehr zu helfen, und lief in seiner Noth hinaus in den Wald. Da begegnete ihm der liebe Gott, und sagte: Ich will der Gött deines Kindes werden, und ich will einen Doctor der heiligen Schrift aus ihm machen, und er soll ein Heiliger werden im Himmel. Der Mann antwortete: Ich will dich nicht zum Götten meines Kindes; denn so müßte er ein Martyrer und Kreuzträger seyn auf Erden, sein Leben lang. Bald darauf begegnete ihm der Teufel, und sprach: Ich will dein Gevatter seyn; und ich will dein Kind zum Doctor der Rechte machen, und er soll Geld und Gut haben und alles Vergnügen auf der Welt. Der Mann versetzte: Ich will dich nicht zum Gevattermann; denn so würde mein Kind durch Unrecht ins Verderben kommen in alle Ewigkeit. Zuletzt begegnete ihm der Tod, der zu ihm sprach: Ich will der Gott deines Kindes seyn, und ich will einen Doctor der Arznei aus ihm machen, und er soll reich werden an Ehren und Würden. Der Mann sagte: Du bist

mir der rechte Gevatter, wie ich ihn wünsche; denn du machst keinen Unterschied zwischen den Menschen, und wie wir uns hier betten, so liegen wir dort, ohne dein Zuthun. — Zur festgesetzten Stunde kam auch der Tod, und hielt das Kind über die Taufe. Nachdem es groß geworden, kam er einmal wieder, und führte seinen Pathen in den Wald, und sprach zu ihm: „Jetzt will ich dich zum Doctor machen. Nun ist zwar für den Tod kein Kräutlein gewachsen, und du magst's damit halten, wie du willst. Aber dieses Zeichen geb' ich dir, und wenn du es recht gebrauchest, so wirst du zu großen Ehren und Würden gelangen, wie ich deinem Vater versprochen. Drum merke: Wenn ein Mensch, der am Sterben liegt, durch den Priester die Oelung empfängt, da bin ich auch dabei; siehst du mich nun zu den Häupten des Kranken stehen, so wird er genesen; siehst du mich aber zu den Füßen desselben stehen, so wird er sterben. So kannst du denn allzeit zum voraus sagen, ob er wieder gesund werde oder sterben müsse. Und so wird es denn nicht fehlen, daß du in den bedenklichsten Fällen zu Rathe gezogen, und um deiner Wissenschaft willen mit großen Ehren und reichlichen Geschenken wirst überhäuft werden." Das hat denn auch der Doctor gethan, wie ihm der Tod gerathen; und es ist so geschehen, wie ihm sein Dot

gesagt hat. Sein Ruf ging weit hinaus in die Länder; und was reich und vornehm war, ließ ihn holen, und er gewann an Gütern, Ehren und Würden so viel, daß er's kaum zu rechnen und zu schätzen wußte. Endlich aber, als er zu hohen Jahren gekommen, verfiel auch er in Krankheit. Da, wie ihm nun der Priester das Sakrament ertheilte, schaute er sich um, und er sah, daß ihm der Tod zu den Häupten stand. Also prophezeyte er den Umstehenden, daß er an der Krankheit nicht sterben werde, worüber sich alle verwunderten. Nach einem Jahre aber wurde er wiederum schwer krank, und in derselben Zeit sah er, zu seinem Schrecken, den Tod zu seinen Füßen stehen. Er faßte sich aber sogleich, und raffte seine letzten Kräfte zusammen, und legte sich verkehrt, so daß der Tod ihm nun an seinem Haupte zu stehen kam; und er wurde wiederum gesund. Nach Verlauf eines Jahres befiel ihn dieselbe Krankheit, und er lag sterbensmatt im Bette. Während nun der Priester die Gebete las, und der Kranke die Sterbkerze in der Hand hielt, da wollte immer noch kein Tod erscheinen; aber plötzlich strich ein kalter Luftzug durch das Zimmer und löschte die Kerze aus, und in demselben Augenblicke war auch der Kranke todt.

52.

Die Räthsel.

Es saßen eines Tags im Wirthshause zum goldnen Kreuz etliche Handwerksburschen an einem Tische, und zechten lustig zusammen. Da kam auch ein Schneiderlein in die Zechstube, dem man's aber ansah, daß er sein Handwerk nicht leidenschaftlich treibe, denn er hatte einen alten abgeschabten Rock an, welchen er wohl auf einem Täntelmarkt gekauft haben mochte, und die übrige Kleidung paßte ganz gut dazu. Der setzte sich ohne Umstände an den Tisch zu den Gesellen, und er langte seinen Beutel heraus, und verlangte von der Kellnerin um das Geld, das er drinnen hatte, eine Maß Bier und zwei Kreuzer Brod; thut sechs Kreuzer. Die Burschen sahen sich einander an, als wollten sie sagen: Der sieht uns nicht an, und wir wollen ihn vom Tisch vertreiben. Sie verabredeten sich, und schlugen vor: „sie wollten sich der Reihe nach Räthsel aufgeben, und wessen Räthsel errathen würde, der müßte einen Zwanziger geben; wessen Räthsel aber nicht errathen würde, dem falle das eingelegte Geld zu. Und, sagten sie, wer nicht daran Theil nehme, der sey nicht ihr guter Kamerad, und müßte vom

Zechtisch weg.“ Die Schelme dachten, das Schneiderlein, in dessen Beutel es ganz helle sey, werde sich sogleich auf und davon machen. Der aber sagte: „Mir auch recht,“ und that mit einem guten Schluck den Kameraden Bescheid. Der Bruder Danziger nahm zuerst das Wort, und sagte: „Bruder Wiener, wie viel Wege gehen von andern Orten nacher Wien?“ Der Wiener antwortete: „Keiner, denn alle Wege muß man selber gehen, reiten oder fahren.“ Jener mußte einen Zwanziger in die Büchse legen. Nun fragte der Bruder Wiener den Bruder Danziger: „Wenn man zu Danzig durch das Olivaer Thor hinaus geht, was ist an der rechten Hand?“ Der Bruder Danziger sagte: „er wisse das nicht, weil er nie zu jenem Thor hinaus gekommen sey.“ Da sagte das Schneiderlein: Die fünf Finger sind an der rechten Hand; und der Wiener mußte bezahlen. Nun kam die Reihe an den Bruder Schlesinger; der sagte zum Schneider: „Weil du doch weißt, was fünf sey, so sag mir einmal: „Wenn fünf Vögel auf einem Baum sitzen, und der Jäger schießt einen herunter, wie viel bleiben?“ „Keiner, antwortete der Schneider, denn die übrigen fliegen davon.“ Der Vierte fragte: Warum schabt man den Käs? Man antwortete: Wenn er Federn hätte, so würde man ihn rupfen.

Der Fünfte fragte: welche Speise kann man nicht essen? Antwort: die Glockenspeise. Der Sechste: Was ist das Beste am Salat? Antwort: Daß er sich biegen läßt, sonst könnte man ihn nicht ins Maul schieben. Der Siebente fragte: Warum lauft der Haas über den Berg? Antwort: Wenn der Berg unten ein Loch hätte, so würde er durch das Loch laufen. Der Achte: Wer sieht mehr, der ein, oder der zwei Augen hat? Antwort: Der nur ein Auge hat; denn dieser sieht an dem andern zwei Augen, der andere aber nur eines. Der Neunte fragte: Welches ist der mittlere Buchstab im ABC? Einer, nachdem er lange nachgezählt, antwortete: Das N. Nein, sagte der Schneider, das B. Der neunte mußte bezahlen, wie die vorhergehenden. Der Zehnte fragte: Wo sind die höchsten Berge? Man sagte: Wo die tiefsten Thäler sind. Der Eilfte: Welche Kerze brennet länger, eine Wachskerze, oder eine Unschlittkerze? Die Antwort war: Keine brennt länger, sondern beide kürzer. — Jetzt kam die Reihe an den Schneider. Die Schelme hatten das Ding insgeheim unter sich abgekartet, daß sie die Bußgelder unter sich wieder vertheilen wollten, und drum haben sie sich lauter solche Räthsel aufgegeben, die der günstige Leser und jedermann weiß, der das Hans- oder Reisebüchlein

von Odilo Schreger gelesen hat. Der Schneider, dachten sie, werde sein Räthsel auch nicht weiter herholen, und, wenn sie's errieten, hätten sie doch einen Zwanziger gefischt, der in die Zeche gehen sollte. Das Schneiderlein aber nahm, mir nichts dir nichts, die Büchse, und steckte die Zwanziger ein. „Ihr errathet es doch nicht, sagte er; und ich möchte nicht, daß ihr euch den Kopf zerbrechet.“ Die Gesellen aber fuhren auf, und verlangten das Geld heraus, und das Räthsel. „Nun, weil ihr denn so wollt,“ sagte der Schneider. „Was ist das? das erste weiß ich allein; das zweite wisset ihr, aber ich nicht; das dritte ist sowohl mir als euch unbekannt.“ Die Bursche dachten hin und her, aber keiner konnte es errathen. Da stand endlich das Schneiderlein auf, trank aus, und wollte mit dem Geld fortgehen. Jene sagten, sie wollten sich gefangen geben; aber er sollte ihnen das Räthsel auflösen. Der Schneider sagte, er wolle das thun, es koste aber noch einen Zwanziger, damit das Dutzend voll wäre. Aus groser Neugierde willfahrten sie ihm. Da sagte der Schneider: „Daß meine Hosen zerrissen sind, das weiß ich, aber ihr nicht.“ Und damit wies er ihnen das Hintertheil, und sie fanden es so, wie er gesagt. Dann nahm er den Hut ab, und sagte, als ob er betteln wolle: „Das

andere weiß ich nicht, aber ihr: ob ihr mir nämlich wollet Tuch zu einem Paar neuen Hosen verehren." Die Gesellen mußten nun selbst lachen; sagten aber, nein. „Und das dritte, sagte der Schneider, wissen wir alle nicht, ob, wenn ich auch Tuch dazu hätte, mein Meister sie mir umsonst wollte machen lassen." Und mit diesen Worten ging er, sich höflichst verbeugend, zur Thür hinaus.

53.

Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte.

Die Hausregeln machen noch kein gutes Hausregiment, sondern der gute Wille, der die Regeln befolgt. Ein junger Ehemann wollte seine Hausfrau also schul- und schriftgerecht machen, daß sie ihr ganzes Thun einrichten sollte nach den Lehren, die er ihr gab; und damit sie's desto besser merken könnte, schrieb er ihr alles auf, und legte ein ganzes Buch an, und setzte auf das Buch den Titel: Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte. Und das war gut. Die Hausfrau, um Frieden zu haben mit ihrem eigensinnigen Herrn, befolgte seine Vorschriften genau, und kochte z. B. nach dem Koch-

buch, das er ihr empfohlen hatte, und versalzte die Suppe damit, wie's drinnen stand im Buch. — Eines Tages gingen sie mit einander auf eine Kirchweih in ein Dorf zu ihren Freunden, und sie waren fröhlicher Dinge, und aßen und tranken, voraus der Mann. Der nahm ein Quärtlein oder Mäßlein Wein mehr zu sich, als er ertragen mochte, und wurde betrunken. Da sie nun heimgehen wollten, mußten sie über einen schmalen Steg gehen über ein Bächlein, und da der Steg nicht in die Kreuz und Quer lief, wie der Mann, sondern geradaus, so fiel dieser über den Steg hinab, und schrie: „Hausfrau, komm mir zu Hülf." Die Frau sprach: Ich will zuvor heim gehen, und will sehen, ob „Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte," dir helfen soll. Da ihm nun das Wasser in das Maul ging, so kroch er selber heraus. Und als sie heim kamen, warf er das Buch in das Feuer, und sprach zur Hausfrau, „Thu selbst, was du meinst, das recht sey." Und das war noch besser. Auch lebten sie von der Zeit an recht friedlich mit einander, und waren, ohne Vorschriften, Mann und Weib, wie sie seyn sollten.

51.

Eine Lection für die Weiber.

„Weib, mach' keinen solchen Staub in die Stube! Spritz erst auf, eh' du kehrst.“ So sagte der Mann. Aber: lange Röck', kurzer Sinn! Es vergingen wenige Tage, daß die Frau wieder auskehrte, ohne aufzusprützen. Indem kam der Mann in die Stube, und, als er den grosen Staub sah, schalt er die Frau ob ihrer Vergessenheit und ihres Eigensinns. Die aber sagte, kurz angebunden: Magst einstweilen spazieren gehen, bis der Staub vergeht. Der Mann liess sich das nicht zwei Mal sagen, sondern zog seinen Feiertagsrock an, nahm Stock und Hut und ging spazieren ins Wirthshaus. Dort traf er einen guten Nachbarn, den der Rauch aus dem Hause vertrieben hatte, und sie zechten und waren guter Dinge bis in die tiefe Nacht hinein. Dieß lustige Leben setzten sie fort an dem andern Tage, und, weil aller guter Dinge drei sind, auch noch am dritten Tage bis gegen Abend; und es gesellten sich inzwischen noch andere gute Nachbarn zu ihnen, die zwar nicht Staub und Rauch, aber der Durst ins Wirthshaus getrieben hatte. — Inzwischen hatte die Frau Zeit genug gehabt, ihre Betrachtungen an-

anzustellen, und es waren sehr heilsame und fruchtbringende Betrachtungen. Denn des andern Tags spritzte sie über die Maßen auf, ehe sie auskehrte; und am dritten Tage wusch und fegte sie sogar den Boden, nachdem sie erst noch sorgfältig Tisch und Bänke abgestaubt und die Fenster gereinigt hatte. — Endlich am Abend des dritten Tages machte sich der Mann, mit seinen guten Nachbaren, auf den Weg nach Hause. Er ließ es aber auch jetzt nicht an Vorsicht fehlen, sondern klopfte vorerst an's Fenster, und als die Frau geöffnet hatte, fragte er: „Frau, ist der Staub nun vergangen? Die Frau lachte, und sagte: „Ja; aber der Besen steht noch hinter der Thür.“ Das ließ sich der Mann gefallen; und die Frau merkte sich aber ihr Theil, und kehrte seit der Zeit nicht mehr aus, ohne aufzuspritzen. — Dieß bedenket, ihr Weiber! Machet und leidet keinen Staub und Rauch im Hause, und schaffet die Männer nicht fort; denn sie bleiben ohnehin nicht gern daheim.

55.

Von einer dienstfertigen Frau.

„Mach uns ein Abendessen zurecht, für mich und meinen Freund. Aber geschwind! In einer Stunde muß es fertig seyn.“ So rief der Hausherr seiner Frau zu, im Vorbeigehen, zum Fenster hinein; und ging dann mit seinem Freunde weiter. Die Hausfrau dachte bei sich: „Heute ist mein Mann kurz angebunden. Es ist doch sonst dieß seine Art nicht. Aber weiß Gott, welche Gedanken verdrießlicher Art seinen Kopf einnehmen! Vielleicht hat er auch Mittags bei seinem Freunde ein Gläslein zu viel getrunken. Sey's, wie es will! Er soll seinen gedeckten Tisch finden.“ Und sie legte das Kind in die Wiege, und machte sich in die Küche, um ein Süpplein zu kochen und ein Pfanzel zuzubereiten, die Lieblingsspeise ihres Mannes. — Die beiden Freunde waren indessen fortgegangen, um den Verdruß zu verdauen, den sie Mittags gehabt. Der Hausherr hatte bei seinem Freunde gespeis't. Das Essen wäre gut, und der Wein nicht schlecht gewesen; aber die Frau, welcher die Einladung mißfallen, machte ein so saures Gesicht, daß alles nach Essig schmeckte, was sie aufsetzte. Darob gingen beide

verdrießlich hinweg; und unser Freund sagte: „Willst du vorlieb nehmen mit Wenigem, so speise heut Abends bei mir. Du wirst wenigstens ein fröhliches Gesicht sehen und eine freundliche Rede hören von meiner Hausfrau, so ungelegen ihr auch die Gäste kommen mögen.“ — Die festgesetzte Stunde war indessen verflossen. Die Hausfrau deckte den Tisch. Das Kind ward unruhig. Sie setzte es auf den Tisch, und gab ihm die glänzenden Löffel hin, damit es damit spielen möge. Dann ging sie wieder in die Küche, um die Suppe anzurichten. Die Männer sprachen schon vor der Hausthür. Da, wie sie nun die Suppe auftrug, und das Kind wegnahm, bemerkte sie, daß es etwas auf dem Tische hinterlassen hatte, was nicht dahin gehörte. Die Männer öffneten schon die Stubenthür, und traten ein. Sie hatte aber Geistesgegenwart genug, und setzte den Leuchter auf das Ding, und empfing die Männer mit freundlicher Gebärde. Der Hausherr fragte, mit verstelltem Ernst: Ob das Essen fertig, und ob genug da sey? Die Hausfrau sagte: Sie denke, mehr als genug. Nachdem die Suppe eingenommen war, trug sie das Pfanzel auf, die Lieblingsspeise des Mannes. Der aber schalt sie, und sagte: Das sey ein Alltagsessen, und keine Speise für einen Gast. Der Gast aber ließ sich's wohl schmecken,

mehr der freundlichen Hausfrau zu Lieb' und Ehren, als um des Hungers willen. Auch schmeckte das Pfanzel gut. Nachher brachte sie Schinken, und geräucherte Zunge, und kalten Braten und Käs. Der Mann machte zu allem dem ein böses, trutziges Gesicht, und zuletzt fragte er: ob sie nichts weiteres mehr habe? „Ja, was willst du denn noch mehr, Herz!" fragte die Frau. „Einen Dr . . ," sagte der Mann. „Da hast ihn, Schatz!" sagte die Frau, ganz wohlgemuth, und hob den Leuchter hinweg. Die Freunde lachten hellauf, als sie diese Bescherung sahen. „Nun mußt du mir aber schon das Kind halten, sagte die Frau, damit ich das Zeug da bei Seite schaffen kann." Und nun erzählte sie, wie es geschehen sey. Und der Hausherr erzählte sodann auch ihr, wie er zu dem Einfall gekommen, ein Abendessen zu bestellen. Und der Freund war voll des Lobes über ihre Güte und Milde und Dienstfertigkeit. Also saßen die drei bis in die späte Nacht beisammen unter freundlichen Gesprächen. Sodann begleitete der Hausherr den Freund nach Haus. Da vernahmen sie denn, daß dessen Frau noch auf war, und beisammen saß mit mehreren Nachbarinnen und Gevatterinnen bei Thee und Punsch und Wein; und es war ein großes Geschwätze und Gelächter und Geschwirre im Zimmer. Die beiden

Freunde schieden von einander, wobei jeder sich sein Theil dachte.

56.

Von der Weiber Lieb' und Treu'. Ein Schwank.

Wenn die Weiber sich ihrer Lieb' und Treue gegen ihre Männer gar zu sehr überheben wollen, so erzählt man ihnen wohl auch folgenden guten, alten Schwank: Eine Frau verlor ihren Mann durch frühen Tod. Sie hatten in großem Frieden mit einander gelebt, und nun, da er gestorben, schien ihres Jammerns und Klagens kein Maß und Ende zu seyn. Sie wich nicht von dem Grabe weder bei Tag noch bei Nacht, und selbst der Pfarrherr konnte sie nicht ihres Leides getrösten. Nun stand nicht fern von dem Freythof der Galgen. Daran hatten sie jüngst einen gehenkt, und aus Furcht, es möchte der Leichnam von dessen Verwandten gestohlen werden, hatten sie zu Nacht einen Schergenknecht hingestellt, daß er den Leichnam in Hut hielte. Als dieser nun des Weibes Weinen und Wimmern vernahm, wollte er zusehen, was das wäre; und da er die Ursache ihrer Trauer vernommen, so sprach er ihr freundlichen

Troſt zu, und gemahnte ſie, des Todes zu vergeſſen und das Leben wieder lieb zu gewinnen. Das wiederholte er ſo oft, und trieb es ſo lange, bis ſie des Handels eins wurden. Inzwiſchen ward ihm der Dieb vom Galgen geſtohlen. Darüber hatte er groſſen Schrecken, denn es ſtund ihm ſein Leben darauf. Er kam eilends zur Frau, und klagte ihr ſein Leid, und bat ſie um einen treuen Rath. Die Frau ſprach: Spare deinen Kummer; ich habe einen Einfall, wie dir geholfen werden könne. Sie hieſs ihn drauf den Strick vom Galgen holen; ſie ſelbſt inzwiſchen grub ihren Mann aus dem Grabe, und übergab ihn dem Schergenknecht, daſs er ihn an den Galgen henken ſollte an des Diebes Statt. Der Knecht ſprach: O liebe Frau! es iſt umſonſt; denn der Dieb hatte einen kahlen Kopf. Dem iſt leicht abzuhelfen, ſagte die Frau; und ſie rupfte ihrem Mann eilends alle Haare aus, und half alſo dem Schergen ihn an den Galgen henken. Drauf nahm ſie der Knecht zur Ehe, und lieſs ſie der Lieb' und Treu' genieſſen, die ſie an ihrem Herrn begangen hatte. — Dieſe Geſchichte ſteht in alten Büchern geſchrieben; und darum muſs ſie wohl wahr ſeyn, ihr lieben, treuen Weiber!

57.

Das Brauttänzlein.

Zwei arme, alte Leute, Mann und Weib, arbeiteten eines Tages in ihrem Aeckerlein, das an der Straße lag. Und sie spateten und hackten von früh Morgens bis Mittag in Einem fort; und wie es Mittag war, hatten sie wohl viel Hunger, aber wenig Brod. Da sagte das Weib und seufzte: Ach Gott, was haben wir doch verschuldet, daß es uns so elend geht! Der Mann, der eines immer heitern Sinnes war, sagte: Es muß denn wohl seyn, daß wir unser Brauttänzlein zu machen vergessen haben. Was meinst, Annamarie, wenn wir es jetzt nachholten? Und er packte sogleich das Weib um die Mitte und drehte sie, und sie mußte selbst dazu lachen. Und weil es gar uneben auf dem Acker war, so gingen sie auf die Straße, und sie tanzten hier auf und ab und hin und her, bis sie endlich schwindlicht wurden und beide in den Straßengraben hinab fielen. Da lagen sie...; und der Mann lachte, und das Weib schimpfte über das tolle Brauttänzlein. Wie sie aber nun aufstanden, da bemerkte der Mann eine Geldkatze daneben liegen, und sie war auch voll von Geld. Da schrie der Mann: Juhey! als ob's auf der Hochzeit

wäre. — Jedoch bald darauf kam ein Kaufherr des Wegs, und er fragte die beiden, die nun wieder an der Arbeit waren, ob sie keine Geldkatze gefunden hätten. Der Mann war gleich beschlagen und sagte: O ja! damals, als wir das Brauttänzlein gemacht haben. Hierauf sagte der Mann: So lang ist's nicht her, daß ich sie verloren habe, und ging weiter. — In dem, was folgt, weichen nun die Erzähler von einander ab. Einige sagen, die Geschichte habe sich in Ober-Ehrlingen zugetragen, und der arme Mann habe die Katze dem Kaufherrn zugestellt, wofür er denn auch ein schönes Geschenk zu seinem Brauttänzlein erhalten habe. Andere dagegen behaupten, es sey in Unter-Ehrlingen geschehen, und der Mann habe das Geld behalten und die Katze obendrein. Und der günstige Leser mag nun glauben, was ihm das Beste zu seyn dünkt.

38.

Das Bettlertestament.

Vor nicht gar langen Zeiten zogen die armen Leute Land aus, Land ein, und nährten sich vom Bettel in unsern Tagen muß jede Gemeinde ihre Armen selbst ernähren. Und dieses ist auch recht, wenn's nur ge-

ſchieht. Jene Bettlerfamilien hatten nun zwar weder Haus noch Gut, und von den Kindern hat's wohl geheißen: Der iſt in Staufen geboren, und die in Vils, und das im Kempter Wald. Aber zu Haus waren ſie überall in der Welt, und ſie kriegten in der ganzen Chriſtenheit zu Salz noch Schmalz, zu Brod noch Mehl; und ſie mochten Tafel halten im grünen Waldrevier und unter dem blauen Himmelszelt; und Fürſten waren nicht reicher, als ſie. Das bewies denn auch die Bettelmutter, des Zundlers Weib, von deren Teſtament die Sage geht. Als ſie in Todesnöthen lag, ließ ſie noch ihre acht Kinder zu ſich kommen, um ihnen ihre letzte Willensmeinung zu ſagen. Und ſie ſprach: Seyd friedlich und einig, und ſtöret einander nicht in eurem Gewerbe. Darauf, als ob ſie, wie eine Herzogin, Land und Leute vergeben und vertheilen könnte, fuhr ſie fort: Du, Toni, ziehſt durchs Konſtanzer Thal; du, Käther, gehſt ins Walſer Thal; du, Jörg, bleibſt im Hindelanger Thal. Und ſo wies ſie den folgenden jedem ſein Theil an; dem vierten das Rettenberger Thal, dem fünften das Oberſtorfer Thal, dem ſechsten den Bregenzer Wald, dem ſiebenten das Lechthal, dem achten den Schüttentobel. Dann, nach geſchehener Austheilung, ließ ſie ſich von jedem die Hand reichen, zur Gewähr, daß ſie ihr Teſtament ehren und erfüllen wollen, und ver-

ſchied, in der ruhigen Ueberzeugung, daß ihre Kinder alle verſorgt ſeyen, und ihr Geſchlecht fortblühen werde bis auf ewige Zeiten.

59.

Wie luſtige Geſellen einen Müller foppen, und wie er's ihnen eintränkt.

Es kamen einſtmals einige luſtige Geſellen, die ſich auf dem Wege verirrt hatten, ſpät Abends in einer einſam gelegenen Mühle an, wo ſie um Herberg nachſuchten. Der Müller, ein leutſeliger Mann, nahm ſie freundlich auf, und verſah ſie aufs beſte mit Brod, Käſ und Bier genug. Alſo aßen und tranken ſie bis in die ſpäte Nacht hinein, und trieben dazu allerlei Kurzweil mit guten Schwänken, an denen auch der Müller groſſen Gefallen hatte. Da konnte es denn nicht fehlen, daß es zuletzt auch über die Müller herging, welchen freilich vieles Böſe nachgeſagt wird, nicht mit Unrecht. So fragte denn der erſte den Müller, ob er wohl wiſſe, was das Beſte ſey in der Mühle? Der Müller antwortete: Nun ja wohl, die vollen Säcke. Nein, ſagte jener, ſondern daß die Säcke nicht reden können; denn —— Schon gut, ſagte der Müller, ich verſteh's, wo's

hinaus will. Ein zweiter fragte den Müller, ob er wisse, warum die Störche auf keiner Mühle ihr Nest bauen? Der Müller sagte: Nun ja, weil die klappernden Störche die klappernden Mühlen nicht leiden mögen. Schlecht errathen, sagte jener, sondern weil die Störche wissen, daß nicht einmal ihre Eier vor den Müllern sicher seyen. Oho! sagte der Müller und lachte, aufs Dach gehen wir doch nicht hinauf, so lang es was zu fischen gibt in der Mühle.— Ein dritter nahm das Wort und sprach: Welcher Müller versteht am besten sein Handwerk? Der Müller sagte: Wohl derjenige, der aus dem wenigsten Korn das meiste Mehl macht. Mit nichten, sagte jener, sondern der das Korn und das Mehl so fein mahlt, daß die Leute kaum wieder die Säcke finden. — Der vierte sagte: Ich verstehe auch etwas vom Handwerk, und habe oft auf der Mühle zugeschaut, wie's da zugeht. Wenn man das erste Wasser in der Mühle anläßt, so geht sie anfangs gar langsam, und sagt gleichsam: Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da. Wenn man das zweite laufen läßt, so geht sie schon etwas geschwinder, und spricht gleichsam: Wer ist er? wer ist er? Endlich, wenn das dritte Wasser dazu kommt, so geht sie gar geschwind, und antwortet: Der Müller, der Müller, der Müller.— Es sagte drauf der fünfte: Wenn denn alle

Müller Diebe sind, wie kommt es denn, daß man sie nicht alle aushenkt, gleich andern Dieben? Narr, sagte der sechste, da würde ja das ganze Handwerk in Abgang kommen, und man kann es doch nicht missen. Zuletzt langte der siebente seine Fiedel hervor, und sprach: „Ich will dem Müller lieber eins aufgeigen," und er sang:

Müller, Müller, Metzendieb,
Hast die jungen Mädle lieb,
Eile, Müller, schütte drauf,
Gib der Mühle schnellen Lauf,
Nimm fein recht das Beutelgeld,
Daß kein Heller neben fällt.

So ging's denn fort, und die Gesellen hatten ihr Gespött mit dem Müller, und der Müller machte auch kein schiefes Maul dazu. Er dachte aber bei sich: Warter, ich will's euch schon eintränken. — Als sie nun schlafen gehen wollten, sprach der Müller: Er habe nur eine einzige Kammer leer, unter dem Taubenschlag droben, und zu der müsse man auf schlechter Stiege unter freiem Himmel hinauf steigen. Den Gesellen war das gleichviel. Und sie brachen auf, und stiegen die Staffeln hinan, und sie merkten wohl, daß sie steil und schlecht seyen zum Halsbrechen. Und als sie nun alle auf der Stiege standen — es war aber das grose Wasserrad — so zog der Müller unversehens den Schluß auf, und,

hopps! purzelte einer nach dem andern in den Gumpen hinab, wie Frösche, und sie zwatzelten und plätscherten drinn herum, wie Pudelhunde, die das Schwimmen lernen. Ersoffen ist jedoch keiner, und das kalte Bad hat ihnen weiter auch nicht geschadet. Der Müller sagte: Es thue ihm leid, daß die Stiege eingebrochen, und sie müßten nun schon in der Stube vorlieb nehmen. Das thaten sie denn auch, und sie schliefen gar wohl. — Des andern Tags sahen sie nun freilich, was das für eine Bewandtniß gehabt habe mit der Stiege; und der Müller lachte sie brav aus, und sagte: Da habt ihr nun ein Stücklein mehr zu erzählen von den Müllern. Der Fiedler aber stimmte seine Geige, und spielte ihnen was auf, und sang:

Die Mühlen die klappen,
Die Knappen die schnappen,
Die Beutel die stroßen,
Die Müller die trohen —

und so weiter. —

Als sie endlich aufbrechen wollten, und nach der Zeche fragten, sagte der Müller: Sie hätten dieselbe schon gestern bezahlt; sie sollten nur damit vorlieb, und nichts für ungut nehmen. Also sind sie als gute Freunde von einander gegangen.

60.

Ei, so lüg'!

Die Nachbarn saßen Sonntags Abend im Wirthshause beisammen, und der Schmied, der die letzten Kriege mitgemacht hatte, erzählte ihnen Langes und Breites von seinen Feldzügen, und sie hörten ihm gern zu, obgleich er mitunter log, daß die Balken hätten krachen mögen; denn es war ihnen etwas Neues. Unter andern erzählte er ihnen ein Stücklein aus dem Feldzug in Rußland. „Eines Tags, sagte er, mußte ich weit über Feld reiten, um zu sehen, wo die feindlichen Posten ständen. Es hatte unmenschlich geschneit, und ich fiel oft so tief hinein, daß ich mit genauer Noth die Ohren meines Pferdes aus dem Schnee hervorgucken sah. Endlich komme ich an eine finstere Höhle. Ich konnte nicht rechts, nicht links ausweichen; ich mußte hinein. Ich reite in der Finsterniß fort, eine, zwei, ich reite sechs Stunden. Nun wird's wieder hell. Ich komme heraus, und sehe nun, daß ich in einem Fluß geritten bin, in dem aber kein Tropfen Wasser mehr war. Der Frost hatte das Wasser in die Höhe gehoben, und das war über mir zu einer dicken Eisdecke zusammen gefroren." Ei, so lüg!" riefen die Nachbarn alle, bis auf den Ammann.

„Nun, sagte dieser, ich möchte es doch nicht sogleich für gelogen halten, weil oft eine Erzählung klingt wie eine Lüge, und ist doch keine.“ „Gib ein Exempel, Alter!“ riefen die Bauern. „Das will ich thun. Ihr kennt doch alle den Gemeind-Backofen unten am Dorf? Es werden nunmehr fünf Jahr seyn, daß nicht mehr darin gebacken wird, weil der hintere Theil ziemlich zusammen gefallen ist. Es ist Jammerschade, daß ihn die Gemeinde nicht wieder bestellen läßt. Wie ich noch ein kleiner Bub war, spielten wir immer Versteckens in dem Backofenhaus. Fünf Jahre, sage ich, sind's, seit er nicht mehr geheizt war. Gestern will ich daran vorbei, bleibe stehen, und habe so meine wehmüthigen Gedanken über das Zusammenfallen aller menschlichen Dinge und Backöfen. Ich weiß nicht warum, ich greife in Gedanken in die Oeffnung des Ofens, und — ihr mögt's glauben, oder nicht — es brennt mich an die Finger.“ „Ei, so lüg!“ riefen die Nachbarn alle, bis auf den Schulmeister.

„Nun, nun, da könnte ich euch doch was Aehnliches aus meiner Praxis erzählen,“ sagte der Bader. „Eine kranke Frau war unwissenden Quacksalbern in die Hände gefallen, die ihr Theriak und andern Quark in Menge eingaben. Die Frau wurde immer kränker, und beschloß, nun keinen Tropfen mehr zu ge-

brauchen. Fünf Jahre, eben so lange, als der Backofen nicht mehr geheizt worden, hielt sie Wort, und keine Arznei kam in dieser Zeit mehr über ihre Zunge. Da sie aber immer elender wurde, so ließ sie mich endlich rufen. Ich merkte gleich, wo der Hund begraben liege. Die falschen Mittel müssen erst alle wieder heraus, dachte ich, und gab ihr ein tüchtiges Brechpulver. Was geschieht? Die Frau erbricht sich fürchterlich, und gibt den Theriak und den andern Quark wieder von sich, und wird von der Stunde an frisch und gesund.“ „Ei, so lüg, ei so lüg!“ riefen die Nachbarn alle, sammt dem Ammann und dem Schulmeister.

„Hör, Nachbar Bader, sagte der Schulmeister, an dir ist man das Aufschneiden gewohnt, und setz dich nur sogleich zu dem hin, der sechs Stunden unter dem Eis fortgeritten ist. Aber du, Ammann, wie ist's mit deinem Backofen? Du hast gesagt: deine Erzählung würde wie eine Lüge klingen, und wäre doch keine. Hat es dich wirklich nach fünf Jahren an die Finger gebrannt? „Wie ich euch gesagt; es hat mich wahrlich an die Finger gebrannt. — — Es sind Brennesseln im Backofen gewachsen.“

III.

Abenteuer der sieben Schwaben.

Wie die sieben Schwaben nach Augsburg kommen, und sich allda Waffen holen.

Als man zählte nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahr, da begab sich's, daß die sieben Schwaben in die weltberühmte Stadt Augsburg einzogen; und sie gingen sogleich zu dem geschicktesten Meister allda, um sich Waffen machen zu lassen; denn sie gedachten das Ungeheuer zu erlegen, welches zur selbigen Zeit in der Gegend des Bodensee's übel hauf'te, und das ganze Schwabenland in Furcht und Schrecken setzte. Der Meister führte sie in seine Waffenkammer, wo sich jeder einen Spieß oder sonst was auswählen könnte, was ihm anstand. Bygost! sagte der Allgäuer, sind das auch Spieße? So einer wär mir just recht zu einem Zahnstürer. Meister, nehmt für mich nur gleich einen Wiesbaum von sieben Mannslängen. Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, Allgäuer, progle dich nicht allzusehr. Der Allgäuer sah den mit grimmigen Augen an, als wollte er ihn

damit durchbohren. Eigentlich haſt du Recht, Männle! ſagte der Blitzſchwab und ſtreichelte ihm den Kautzen; und ich merke deine Meinung, ſagte er: Wie alle Sieben für Einen, ſo für alle Sieben nur Einen. Der Allgäuer verſtand ihn nicht, ſagte aber: Ja; und den andern war's auch recht. Und ſo ward denn ein Spieß von ſieben Mannslängen beſtellt, und in einer Stunde war er fertig. — Ehe ſie aber die Werkſtatt verließen, kaufte ſich jeder noch etwas Apartes, der Knöpfleſchwab einen Bratſpieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler Sporen für ſeine Stiefel — ſie ſeyen nicht nur gut zum Reiten, ſagte er, ſondern auch zum Hintenausſchlagen. — Der Seehaas aber wählte einen Harniſch, ſagend: Vorſicht ſey zu allen Dingen nütz; des Guten könne man nicht zu viel thun; und nutze es nichts, ſo ſchade es auch nichts. Der Spiegelſchwab gab ihm Recht, und ſagte: Auch er wolle einen tragen, aber nicht vorn auf der Bruſt, ſondern hinten auf dem Hintern. Der Seehaas meinte, der Geſelle wolle ihn foppen; jener aber ſagte: Merk's: Hab' ich Muth und geh' ich vorwärts, ſo brauch' ich keinen Harniſch; geht's aber rückwärts, und fällt mir der Muth anderswohin, ſo iſt dann der Harniſch am rechten Platz. Und ſo ließ er ſich denn den Harniſch zurecht machen, der,

recht zu ſagen, ein Balbiererbecken war aus der Rumpelkammer des Meiſters. Und nachdem die ſieben Schwaben, wie ehrliche Leute, alles richtig bis auf Heller und Pfenning bezahlt, auch als gute Chriſten bei St. Ulrich eine heilige Meſſe gehört, und zuletzt noch beim Metzger am Göggінger Thor gute Augsburger Würſte eingekauft hatten, ſo zogen ſie zum Thor hinaus und ihres Weges weiter.

Wie die ſieben Schwaben weiter ziehen, und welchen Weg ſie einſchlagen.

Der Allgäuer, der an der Spitze ging, ſtimmte ſein Poſthörnle an und blies ein Trompeterſtückle; hinter ihm kam der Seehaas und dann der Neſtelſchwab, der ihm ſeinen Bünkel auf dem Buckel trug; drauf folgte der Blitzſchwab, der ſang: Es geht ein Bußemann im Reich herum, Didum, Bidi, Bum. Dann kam der Spiegelſchwab, und ganz hintennach grattelte und pfnauſ'te der Knöpfleſchwab mit ſeinen Häfen und Pfannen. Und ſie trugen zuſammen, Mann für Mann, den Spieß, und ſahen ſchier aus, wie ein Widle geſpießter Lerchen. — Sie waren aber ſchon eine ziemliche Weile gegangen, da fiel's ihnen erſt ein, zu überlegen, welchen Weg ſie einſchlagen

sollten nach dem Bodensee, wo das Ungeheuer hauste, das zu erlegen war. Der Allgäuer meinte, sie sollten der Wertach nachgehen, dann kämen sie ans Gebirg, und dann könnten sie nimmer fehlen. Der Gelbfüßler aber sagte: Ueber das Gebirg sey es ein Umweg; sie sollten ihm folgen bis an den Neckar; der Neckar fließe in den Rhein, und der Rhein in den Bodensee. Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, ein braver Mann geht gradaus. Und die andern lobten ihn deßhalb, und sie beschlossen, gradaus zu gehen, zwischen Göggingen und Pfersen durch, und weiter. Und so wateten sie denn durch die Wertach, weil die Brücke abseiten lag, und gingen weiter über Stock und Stein, über Wiesen und Felder, durch Wüsten und Wälder, Berg auf Berg ab, bis sie an Ort und Stelle kamen.

Wie die sieben Schwaben von einer Zigeunerin sich wahrsagen lassen.

Die sieben Schwaben hatten aber auf dem Wege dahin noch viele Abenteuer zu bestehen, woran sicher die Zigeunerin schuld war, die alte Her'. Die saß nämlich außerhalb Kriegshaber an einer Staude am Weg, und kochte ein wunderliches Zeug durch ein-

ander. — Knöpfle sind's einmal nicht, sagte der Knöpfleschwab, als er in den Kessel hinein guckte; und der Blitzschwab meinte gar, er sehe auf der schwarzbraunen Brüh statt Pfeffer und Schmalz Mausdreck und Krötenaugen schwimmen, so daß es ihm fast den Magen im Leibe umkehrte. Der Spiegelschwab aber ging auf die Zigeunerin zu, und sagte: Alte Trampel! du mußt mir wahrsagen. Die besah ihm die Hand, und sagte:

Wer Weiberfleck auf sich muß tragen,
Hat wohl von großer Noth zu sagen.

Die Blitzhex redet wahr, sagte der Spiegelschwab, und schob den Gelbfüßler hin. Dem lugte sie auch in die Hand, und sagte:

Einem, der ist übermannt,
Dem ist das Fliehen keine Schand'.

Die stichelt auf meine Stiefele, dachte er, und sie weiß, daß ich laufen kann. Da die beiden Gesellen mit der Wahrsagerin zufrieden zu seyn schienen, so folgten auch die andern. Und zum Seehaasen sagte sie:

Ein Ding man leact manchem vor,
Wenn man es thät, der wär ein Thor.

Zum Knöpfleschwaben sagte sie:

Was man erspart an seinem Mund,
Das frißt die Katz oder Hund.

Zum Neſtelſchwaben ſagte ſie:

Den Eſel kennt man an den Ohren,
An der Red' Weiſe und Thoren.

Zum Allgäuer ſagte ſie:

Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Ochſen ungleich angeſchirrt.

Bygoſt! ſagte der Allgäuer, das hab' ich ſelber ſchon oft erfahren, wenn ich hab' Miſt ausgeführt. Die Her' ſieht einem, wägerle! durch das Herz. Der Blitzſchwab aber, der tiefer in den Hafen geguckt, wollte mit der Heidin nichts zu ſchaffen haben, ſondern ſtieß ihr vielmehr den Keſſel um und ins Feuer, ſo daß dieſes mit Praſſeln auseinander gefahren und ausgeloſchen iſt. Die Zigeunerin aber, voller Zorn, rief ihm mit ſchätternder Stimme nach:

Jungfrau Lieb' iſt fahrend Hab',
Heut „Herzliebſter," morgen „Schabab."

Und ſo konnten denn die ſieben Schwaben ihrem Schickſal nicht entgehen.

In diesen und den andern Kapiteln wird erzählt, was sich vor der Hand mit den sieben Schwaben zugetragen hat.

Es ist aber an der Zeit, daß ich dich, günstiger Leser! mit den Helden dieser Geschichte näher bekannt mache, und was dir sonst zu wissen nöthig ist, aufrichtig erzähle. Vernimm also, daß der Seehaas ausgegangen ist ——— Du mußt aber wissen, daß dieß ein Schimpfname für ihn geworden seit der Zeit, als die sieben Schwaben ihr Abenteuer gehabt, von welchem du, wenn du Geduld hast, am Ende hören wirst; er ist aber zu Ueberlingen am Bodensee zuerst Eschhay, dann Bannwart gewesen. Der traf unweit Freiburg im Breisgau den Nestelschwaben an, hinter einem Zaun, wo er etwas zu thun hatte, was der so eben gethan hatte. Und sie machten sogleich Bekanntschaft, wie ehrliche Schwaben zu thun pflegen. Der Seehaas fragte ihn, was er für ein Landsmann sey. Jener sagte, er sey kein Landsmann, sondern nur ein Menbub bei jenem Bauern, der dort den Acker pflüge. Da merkte der Seehaas sogleich, mit wem er's zu thun habe; und so ein Dummrian war ihm gerad recht. Er that ihm daher den Vorschlag, er solle mit ihm kommen als sein Knecht, der ihm den Bünkel trage; und wenn er etwas erzähle,

so solle er nichts sagen, als daß es wahr sey. Jener sagte, er wisse aber nicht, was wahr sey oder nicht wahr. Drauf der Seehaas: Merk, Bauernlümmel, Gott bedeutet wahr, Hüst nicht wahr. So verstehe er's, sagte jener, und er wolle mit ihm gehen und ihm um einen Batzen Wochenlohn seinen Bünkel tragen durch die ganze Welt und weiter. — Und die Geschichte weiß noch bis heutig's Tags nicht anzugeben, was dieser Mensch für ein Landsmann gewesen, ob ein Schwab oder ein Schweizer oder ein Pfälzer, oder sonst einer aus dem deutschen Reich; denn er redete in allen Landssprachen, und in keiner recht. Er wird aber der Nestelschwab darum genannt, weil er, statt der Knöpfe, Nesteln hatte an Jaquet und Hosen; und da die meiste Zeit eine und die andere zerrissen war, besonders an den Hosen, so mußte er immer nachhelfen mit der einen Hand, was ihm dann so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er auch dann so that, wann er nicht also hätte thun dürfen. Beide zogen aber weiter, und kamen zum Gelbfüßler, der in Bopfingen ansäßig war.

Vom Gelbfüßler, und was sich weiter begeben.

Man erzählt, daß als die von Bopfingen ihrem Herzog die jährliche Abgabe, die in Eiern bestanden, einstmals geben wollten, hätten sie die Eier in einen Krättenwagen gethan, und damit recht viele hinein gingen, mit den Füßen eingetreten, was denn ihrer Ehrlichkeit keine Schande macht. — Daher haben sie denn alle, die aus jener Gegend sind, in böser Leute Mund den Namen Gelbfüßler erhalten. Zu einem von diesen, der Bopfinger Bot war, kam nun der Seehaas, und erzählte ihm: Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thue. Beschreiben könne er es ihm gar nicht; aber es sey so groß wie eine wilde Katz, doch weit scheußlicher und grauerlicher anzusehen; und Augen habe es im Kopf, so groß, wie Goldgulden, die funkelten nicht anders, als wie das höllische Feuer; und Ohren habe es — — Nicht wahr, Landsmann? Hüst! sagte der Nestelschwab. Hott! sagte der Seehaas. 's ist wägerle wahr, sagte der Nestelschwab. Und jener fuhr fort: Er beschwöre daher den Landsmann um des gemeinen Besten willen, er möge ihm zu Rath und That seyn, und ihm getreuliche Gespanen zu werben suchen

aus allen schwäbischen Gauen.“ Der Gelbfüßler sagte: „Fechten könne er zwar nicht; aber sey's mit dem Laufen gethan, so könne er den Teufel auf dem freien Feld fangen.“ Da der Seehaas sagte, so einen Mann könne er brauchen, so schlug der Gelbfüßler ein, und sagte: „Er müsse nur noch seine Stiefele anziehn, und sein Ränzle packen.“ Als dieß geschehen, so zogen sie weiter. Anfangs waren sie uneins, wohin sie sich wenden sollten, ob gegen das Ries oder die Donau. Im Ries, sagte der Gelbfüßler, gebe es wohl viele Gänse, hab' er gehört, aber er wisse nicht, ob es auch Menschen dort gebe. Der Seehaas aber meinte: „Das Sehen koste nichts; und erfahren wir's nicht neu, sagte er, so erfahren wir's doch alt.“ Und damit gingen sie nach dem Ries.

Vom Knöpfleschwaben, und was sich weiter zugetragen.

In dem gesegneten Schwabenland, besonders in jener Gegend, wovon so eben Meldung geschehen, besteht die löbliche Gewohnheit, daß man täglichs Tags fünf Mal ißt, und zwar fünf Mal Suppe, und zwei Mal dazu Knöpfle oder Spätzle, daher denn die Leute dort in der Umgegend auch Suppen-

oder Knöpfleschwaben genannt werden; und man sagt, daß sie zwei Mägen hätten, aber kein Herz. — Der Seehaas brachte also seine Werbung an, und sagte: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Augen habe es im Kopf, feurige, die so groß wären, wie ein Salzbüchsle.“ „Hott!“ sagte der Nestelschwab; aber der Gelbfüßler stieß dem Seehaasen in die Rippen, vermeinend, er solle nicht so lügen. Der aber ließ sich nicht irr machen, sondern fuhr fort zu erzählen: „Das Ungeheuer wachse zusehends, je länger man es anluge, und werde so groß, wie ein Pudelhund. Er bitte ihn also um der Landsmannschaft willen, er möchte ihm zu Rath und That seyn, und ihm beihelfen tüchtige Gesellen zu werben.“ Der Knöpfleschwab sagte: „Fechten sey zwar seine Leidenschaft nicht; aber wenn sie einen brauchten, um ihnen Knöpfle zu kochen, so gehe er mit los auf das Abenteuer.“ Als sie Handels eins wurden, packte der Knöpfleschwab Häfen und Pfannen auf, und zog mit ihnen weiter. Und sie wendeten sich nun nach dem Lechfeld zum Blitzschwaben, den sie zu Meitingen im Wirthshaus bei einem Mäßle weißen Gerstenbiers trafen.

Vom Blutschwaben, und was sich sonst ereignet.

Nachdem sich die Landsleute das „G'segn' Gott!“ und „Dank Gott!“ zugetrunken hatten, fing der Seehaas an zu erzählen, sagend: Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Es sey so groß wie ein Mastochs, und habe Augen im Kopf wie die Mondscheibe; und das Thier wachse zusehends, je länger man es anluge.“ „Pot Blitz, sagte der Blutschwab, das möcht' ich einmal sehen; ich ließe mir, beim Teufel! einen Dreibätzner kosten.“ Der Seehaas sagte: „Er könne es umsonst sehen, er solle nur mitkommen, und ihm und seinen Gesellen zu Rath und That stehen beim Abenteuer.“ Darauf der Blutschwab: „Fechten sey zwar sein Handwerk nicht, aber schimpfen könne er, wie ein Rohrspatz, und fluchen, wie ein Heid.“ Der Seehaas meinte, man wisse nicht, wozu ein Ding gut seyn könne, und er solle nur mitkommen. Jener schlug ein, nachdem er noch ein Kämtle Branntwein zu sich genommen, um, wie er sagte, die Magenwinde zu vertheilen, die das vermaledeite Bier mache. Dabei sang er — denn er war ein lustiger Vogel, was man ihm sogleich abmerkte — das Liedlein:

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein,
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein;
Wie wir ein Wesen hon,
So muß ich bald daran,
Was ich heut soll verzehren
Ist gestern schon getan.

Und drauf zogen die Gesellen weiter, und kamen zum Spiegelschwaben, der in Memmingen zu Haus war.

Vom Spiegelschwaben und dem Allgäuer, und was ferner geschehen.

Zu derselbigen Zeit waren die Fazinetle noch nicht im Brauch, und daher schienzten einige das Ding gleich von sich weg, was jetzt die vornehmen Leute in den Sack stecken; andere schmierten es unter die Uechse oder zwischen die Grattel, wo es sich wieder von selbst abwetzte; andere dagegen, wie der Spiegelschwab, putzten es an den Vorderärmel, wo es sich zum Spiegel ansetzte, und beim Sonnenschein glitzte. Zu diesem kam der Seehaas mit seinen Gespanen, und stellte ihm das Anliegen vor, erzählend, „wie daß am See droben ein Ungeheuer hause, so groß wie ein Trampelthier, mit Augen, wie Mühlsteine;

und er bitte daher, er möge um des gemeinen Besten willen zu Rath und That stehen.“ Der Spiegelschwab sagte: „Rath könne er geben, aber mit der That sehe es schlecht aus, indem er nicht einmal sein Weib meistern könne, die freilich sieben Häute habe, wie ein Memminger Zwiefel.“ (Und hat also die Zigeunerin Recht gehabt.) „Er wisse aber einen, der es mit dem Teufel selbst aufnehme: das sey der Allgäuer. — Zu dem gingen sie nun miteinander, und der war gleich bereit, obwohl der Seehaas ihm das Ungeheuer noch viel schrecklicher vorstellte, als den andern, indem er sagte: „Es sey so groß wie ein Haus, und habe Augen im Kopf, wie Mühlräder, die im Um- und Umgehen Feuer auswürfen.“ — „Bygost! sagte der Allgäuer, es wird halt dennest nur ein Vieh seyn; und der Mensch ist stärker mit Gottes Hülfe, als alles Gethier auf Erden.“ „Ja, sagte der Seehaas, und es geht ein Sprüchwort: „Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben nicht.“ Durch diese Reden bekamen die übrigen noch einmal so viel Muth, und sie gaben sich alle getreulich die Hand, daß sie einander beistehen wollten als Freunde und Landsleute in allen Gefahren und Nöthen Leibs und der Seele. Und so beschlossen denn die sieben Schwaben mit einander zuerst nach Augsburg zu gehen, wie schon oben erzählt

zählt worden, um, wie es tapfern Christenmenschen geziemt, sich vor allem mit Streitzeug zu versehen.

Wie die sieben Schwaben auf einen Bären stoßen, und was sie dazu sagen.

Wir wollen aber die sieben Schwaben auf ihrem Weg einholen, und da treffen wir sie, vier bis fünf Stunden außer Augsburg, in einem Hohlweg, den sie eben durchziehen. Und sieh da! ein großmächtiger Bär liegt da am Weg, und der Allgäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fällt. Der schreit, was er kann: „Ein Bär! ein Bär!“ und stößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Thier. Doch das rührte sich nicht mehr, denn es war maustodt. Drob erfreut, schaut der Allgäuer um, und sieht die Gesellen alle auf dem Boden liegen, und, vermeinend, sie seyen auch todt, und er habe sie hinterrucks mit dem Spieß erstochen, fing er laut an zu lamentiren. Die aber waren, man weiß nicht, ob aus Schrecken, oder weil sie den Spieß zu fest gehalten, zu Boden gefallen; und, als sie hörten, daß der Bär todt sey, standen sie frisch und gesund wieder auf, und stellten sich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz, und der andere steckte gar seine Hand in den

Rachen, und kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Und als sie den Bären näher untersuchten und kein Loch an ihm fanden, als das, was er schon bei seinen Lebzeiten gehabt, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sey, sondern verreckt; und der Spiegelschwab warf die Frage auf: woran er wohl gestorben seyn mag. Der Knöpfleschwab sagte: „woran denn sonst als am Hunger.“ „Nein, sagte der Gelbfüßler, aus Kälte.“ Und so hatte denn jeder seine aparte Meinung, wie die Schildbürger ob des todten Wolfes. Errathen aber hat's wohl nur der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, welcher sagte: „er sey, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod gestorben.“ Hierauf hielten sie Rath, was sie mit dem Luder anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie, ihm die Haut abzuziehen; die sollte einst demjenigen zu Theil werden, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten werde. Das Aas wollten sie liegen lassen. „So mögen ihn die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen,“ sagte einer, ich weiß nicht mehr, was für einer.

Wie die sieben Schwaben in den Stauden stecken bleiben.

Als die sieben Schwaben tiefer in die Stauden kamen, blieben sie darin stecken. Der Wald wurde nämlich immer dichter und dichter; und einstmals, als der Allgäuer vor einem Baum stand, sagte er: „Bygost! durch muß ich;“ und druckte und beugte den Spieß so gewaltig seitwärts, daß der Knöpfleschwab zwischen einem Baum und dem Spieß eingeklemmt wurde, und sie alle weder vor- noch rückwärts konnten. Und ist also wahr geworden, was die Zigeunerin prophezeit hatte: „Der Wagen wird nicht wohl geführt, wenn ungleich Ochsen angeschirrt.“ Die Gesellen wollten zwar ihren Kumpan wieder losmachen; da sie aber aus allzugroßem Eifer an dem Leichnam zogen, der eine nach oben, der andere nach unten, und links und rechts zu gleicher Zeit, so ging eben das Ding nicht vorwärts, und sie hätten ihn fast geviertheilt. Endlich besann sich der Allgäuer, und rief: „Bygost! ich müßte des Teufels seyn, wenn mir Gott nicht hülfe!“ Und er sagte: „Hy Ochs!“ und packte den Baum, der den armen Schächer einzwängte, und riß ihn mit Einem Riß, daß es krachte, wurzelaus, so daß der Knöpfleschwab, halb entseelt, losschnellte, und hin-

pflumfte, als wär er in den Boden eingerammelt. Da bekamen die Gesellen erst rechten Respekt vor dem Allgäuer, den sie sonst für tappet und talket halten mochten. Und der günstige Leser, welcher das Stücklein nicht glauben will, kann selbst nachsehen auf dem Platz, wo der Baum noch liegt bis auf den heutigen Tag.

Wie die sieben Schwaben einem Mägdlein begegnen, und wie der Blitzschwab von ihr auf die Kirbe*) geladen wird.

In der Gegend von Schwabeck begegnete den sieben Schwaben auf dem Feld eine schöne Bauerntochter, die ihnen allen sogleich ins Aug' stach, dem Blitzschwaben aber am meisten. Das Töchterle sagte züchtiglich und andächtiglich: „Gelobt sey Jesus Christus" und sie antworteten allesammt: „In Ewigkeit, Amen." Wie man denn zur selbigen Zeit in ganz Schwabenland nichts als gute Christenmenschen antraf, und noch keine Freimaurer, wovon nun alle Stauden voll stecken, wie in der ganzen übrigen Welt. „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab; das Mädle muß ich stellen und anreden."

*) Kirbe, verderbt aus Kirchweih; wie Kirte aus Kirchtag, Kirmes aus Kirchmesse.

Und er ging auf sie zu, und fragte sie: wie sie heiße? Sie antwortete: „Käther, und sie sey aus der Grafschaft Schwabeck.“ Und dabei lugte sie ihm freundlich ins Gesicht; denn der Blitzschwab war kein unübler Kerl. Der fragte: „ob sie ihn nicht heuren möchte?“ Das Mädle lachte, und sagte: „Ja, wenn einmal die Mannsleute so fäsig wären, wie die Pfeffernüsse.“ Jener sagte: „Sie sollte ihm nur gleich ein Schmätzle geben statt dem Dranggeld.“ Die Jungfer aber sagte: „Eine Ohrfeige sey ihr feil, aber kein Kuß.“ Mein Schwab merkte wohl, daß das nicht ihr Ernst sey, und er nahm sie bei der Hand, was jene zuließ, und er fragte, „ob er denn gar keine Hoffnung habe, wenn er wieder käme?“ und er schmeichelte ihr und streichelte sie, und nannte sie Schatzhauser, und Herzkäferle, und Skapulierläusle, und schwätzte allerhand närrisches Zeug, wie denn verliebte Leute zu thun pflegen. Das Mädle hatte aber endlich genug, und sie sagte: „Er soll ihr auf die Kirbe kommen,“ und ging fort, lugte aber nochmal um, und sagte: „Nichts für ungut.“ Und so wurde denn der Blitzschwab brav heimgeschickt, und es war zwar grob, was sie gesagt, aber gut. Und die Gesellen stimmten darin alle überein, daß sie eine wunderschöne Tochter sey, wie es denn die schwäbischen Mädle alle sind, ausgenommen die wil-

ſten. Der Allgäuer ſelbſt ſagte: „Bygoſt! wenn die Föhl aus dem Allgäu wäre, ich wüßt nicht, was ich thät.“ Dem Blitzſchwaben aber wollte ſeit der Zeit die Käther aus der Grafſchaft Schwabeck nicht mehr aus dem Kopf, und er nahm ſich feſtiglich vor, er wolle ihr auf die Kirbe kommen.

Wart e biſſele,
Beit e biſſele,
Sitz e biſſele nieder,
Und wenn du e biſſele a'ſeſſen biſt,
So komm und ſag's dann wieder.

Wie die ſieben Schwaben einem Bayern begegnen, und wie ſie ihn heimſchicken.

Auſerhalb Mindelheim — das Neſt ließen ſie abſeiten liegen, fürchtend, die Mindelheimer möchten Furcht vor ihnen bekommen, wie vor dem feindlichen Reiter, der ganz allein ihre Stadt eingenommen — bei Aurbach begegnete ihnen ein Bayer, dem ſie's ſogleich an ſeinem Häs anſahen, was er für ein Landsmann ſey. Er war ein Bräu aus München, und hatte Säu ins Reich getrieben, und dafür Hopfen eingehandelt in Memmingen. Der blieb am Weg ſtehen, und ließ die Spießmänner an ſich vorbei gehen, und hatte Luſt, ſie auszulachen. Der Blitzſchwab fragte ihn: „Was er ſo luge? ob er nie

einen Schwaben gesehen habe?" „O ja, sagte der Bayer, bei mir daheim in der Kuchel gibt's zu Tausende." „Polz Blitz, Malefiz!" sagte der Blitzschwab, und ging auf den Bayern zu, der ein Fetzenkerl war, und dem der Blitzschwab kümmerlich bis an den Nabel reichte. Und eh' sich's der Bayer versah, sprang der Schwab an ihm in die Höh', und gab ihm eine solche wetterliche Ohrfeige, daß ihm das Feuer aus den Augen schoß, und die Ohren vom Schlag sausten. Der Bayer aber, nicht faul, langte mit dem Arm weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu versetzen; und es wär auch eine Watsche gewesen, an die er sein Lebtag gedacht hätte. Aber weil der Schwab eben so geschwind wieder auf dem Boden war, wie in der Luft, so schlug jener in den Wind hinein, so daß er sich umdrehte, wie ein Triller, und stolperte und fiel. Jetzt ging's über ihn her; der Blitzschwab packte ihn an der Gurgel; die andern hielten ihn an Händen und Füßen, und trommelten auf ihn los. Er wäre aber doch ihrer Herr geworden, und hätte sie sämmtlich in die Höhe geschupft, wie Pfulben, wenn nicht endlich auch der Allgäuer, wie ein Maltersack, auf ihn gefallen wäre, der ihm drohte, er werde ihm das Licht ausblasen, wenn er ihnen den Schimpf nicht abbitten thät. Der Bayer mußte es denn wohl thun, und so ließen

sie ihn gehen. Als er aber nach München zurück gekommen, ließ er an sein Haus, auf dem Anger, die sieben Schwaben malen zum ewigen Gedächtniß, allwo sie noch heutiges Tags zu sehen sind.

Das Kapitel vom Waldbruder.

Wie sie denn weiter gezogen in die Kreuz und Quer, so kamen sie von Ungefähr zur Klause eines Waldbruders. Der saß so eben vor seiner Zelle, in einem Buche lesend. Sie riefen ihn an, und baten ihn, mit herabgezogenem Käpple, wie's Christenmenschen geziemt, er möchte ihnen den rechten Weg weisen. Das Buch aber, worin der Klausner las, war ein Traktätlein contra facetias, das heißt zu Deutsch: gegen die Fachsen. Und so wird sich denn der christliche Leser nicht wundern über die Rede, womit der fromme Mann die guten Sieben anließ; denn vor ihm stand nun ja, wie ihm däuchte, das lebendige Konterfey von Fachsenmachern. „Den Weg soll ich euch weisen, ihr Landfahrer? (hub er an) Wartet! die Schellen will ich euch stimmen, ihr Schalksnarren! die Federn will ich euch beschneiden, ihr Fatzvögel! den Grind will ich euch eindschern, ihr Fasnachtsbutzen!" — Der Seehaas unterbrach

seine Rede, sprechend: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Ungeheuer hause...“ Der Klausner ließ ihn aber nicht ausreden, sondern rief: „Herrgott im Himmel! was für Höll-Lumpen hast du auf Erden! Da ziehen sieben Kalfakter mit Einmal herum im Reich, zu Schand und Spott des Schwabenlandes und der Christenheit! Gibts denn nichts Nützliches mehr zu thun in der Welt für solche Schlingel, die ihr seyd? Gibts keine Hasen mehr zu binden, keine Pfannen zu flicken, keine Scheeren zu schleifen? Schert euch fort, ihr Scheurenburzler! In den Stock mit euch, in die Geige, an den Galgenbaum, ihr Vaganten, ihr Lyranten, ihr Komödianten!“ „Pox Blitz!“ sagte der Allgäuer, und „Bygost“ der Blitzschwab, vor lauter Staunen und Starren. Jener aber machte Rechtsum mit dem Wiesbaum und zog die Sechse nach; und der Blitzschwab stimmte seine Fiedel, und fing an, ein Liedlein zu singen, so daß von dem weitern Schelten des Waldbruders nichts mehr zu vernehmen war.

Nutzanwendung des Autors.

Vielleicht, günstiger Leser, wird es meinem Büchlein von den Abenteuern der sieben Schwaben auch also ergehen, wie es den sieben Schwaben selbst ergangen; und daß irgend ein Sitten- und Splitterrichter es anschnurren möchte und verdammen als ein eitles Gedicht voller nichtsnutziger, ja ehrenrühriger Fachsen... Günstiger Leser! sag' ihm dann: es gebe in der weiten Gotteswelt nicht nur fleißige Immen und geschäftige Aemsen, sondern auch Maivögelein, lustige; und man wisse nicht, ob und wozu die letztern nicht auch nutz seyen. Mein Büchlein aber — sag' ihm das — wolle Niemanden ärgern, sondern vielmehr Jedermann ergötzen; und wem es nicht gefallen wolle, der könne es ja abweisen von seiner Thür. Die Schwalbe ziehe auch lustig durch die Welt, und heime sich ein, wo man sie eben dulde, und bringe kein Unglück den Leuten ins Haus. Sie irre nicht einmal die Meise, die geschäftig das Rädlein treibt am Käfig, achte aber auch nicht der Nachteule, die in dem finstern Loche sitzt mit ihren glotzenden Augen.

Welches Lied der Blitzſchwab geſungen.

„Guten Morgen, Spielmann,
Wo bleibſt du ſo lang?“
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da kommen die Weiber
Mit Sichel und Scheiben,
Und wollen den Schwaben
Das Tanzen vertreiben,
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben
Und fallen in Graben,
Da ſprechen die Schwaben:
Liegt ein Spielmann begraben,
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben,
Die Weiber nachtraben,
Bis über die Gränze,
Mit Sichel und Senſe:
„Guten Morgen Spielleut,
Nun ſchneidet das Korn.“

Wie der Blitzschwab Händel bekommt mit dem Spiegelschwaben und wie sie wieder gut Freund geworden.

Es war schon Nacht, als die sieben Schwaben ins Freie und auf die Landstraße kamen. Und der Mond ging so eben auf. Da sagte der Spiegelschwab: „Jetzt haben wir's gewonnen, Memmingen ist nicht mehr weit.“ Der Blitzschwab fragte ihn: „wie er das wissen könne?“ „Werd' ja doch den Memminger Maun (Mond) kennen?“ „Potz Blitz, wie blitzdumm!“ sagte der Blitzschwab. Dieß kaum gesagt, hatte er schon seine Dachtel vom Spiegelschwaben, der alles leiden mochte, nur nicht daß man ihn für dumm halten sollte. „Daß dir der Blitz ins Maul platz, schrie der Blitzschwab, du Lalle, du Gunkel, du Tokel, du Kog“ und so ging's eine ganze Litaney durch. Der Spiegelschwab wurde auch immer wilder, und so kamen sie denn einander in die Haare, und rauften sich ab, wie zwei Metzgerhunde. Da bat der Seehaas den Allgäuer, er sollte Frieden machen. Der ließ sich nicht lang bitten, sondern packte sogleich den Blitzschwaben am Hosenbändel, und hielt ihn in der Luft, wie einen Frosch, und er mochte zappeln, wie er wollte. Inzwischen ließ der Spiegelschwab nicht nach, dem

Blitzschwaben aufs Brät zu klopfen; und daher packte denn der Allgäuer ihn auch mit der Linken, und hielt ihn am Leible, unter der Gurgel, so keif und fest, daß er bockstärr da stand und nicht muksen konnte. „Bygest! sagte er, ich will euch Hores Mores lernen, ihr donnerschlächtige Strolkerle.“ Und er schüttelte den einen, und drosselte den andern immer ärger und ärger, bis sie endlich einander das Wort gegeben, daß sie wieder gut Freund seyn wollten. Und das sind sie denn auch geblieben von der Zeit an bis in ihren Tod.

Was für eine Gefahr dem Spiegelschwaben gedroht, und wie er sich daraus errettet.

„Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl drinn gute digene Würste zu haben sind,“ sagte der Spiegelschwab. Und als man ihn fragte: warum? so sagte er: „darum; und er müsse sich doch wohl am besten auswissen.“ „Sey's, sagte der Nestelschwab, wir können ja um die Mauern herum, und dann zum andern Thor hinaus.“ Die sieben Schwaben gingen also um die Mauer herum durch die Hopfengärten. Aber da hat sich's denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schick-

sal nicht entgehen könne. Denn ehe sichs der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Bist du endlich wiederum da, du Schlingel? Wo bist du so lange Zeit herum kalfaktert, du Galgenstrick?“ Der Spiegelschwab erkannte in ihr sogleich seine liebe Ehhälfte, und er rief: „Helft mir alle Heiligen! der Teufel ist los!“ und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell; das that ihm nun guten Dienst. Er warf's in Eile über den Kopf, schloss in die Pratzen, und kreis'te nun auf allen Vieren, wie ein leibhafter Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er sich auf, und trappelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären, als sie laut aufschrie, und über Hals und Kopf davon rannte. Der Bär aber holte sie ein, und drückte und herzte sie, daß ihr fast die Sinnen vergingen. Dann ließ er sie los und ging den Gesellen nach. Seit der Zeit, als dieser Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die bösen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Wie sie gegen Wissen und Willen in die Stadt Memmingen kommen, und dorten Bierbeschau halten.

Die sechs andern Schwaben aber waren weiter gegangen, und standen jetzt vor einem Thor, welches man ihnen, auf ihr Befragen, wie es heiße, Leutkircher-Thor nannte. „Da müssen wir also hinaus," sagte der Nestelschwab, oder ein anderer, gleichviel welcher. Sie gingen also durch das Thor, und kamen in die Stadt, ohne es zu wissen und zu wollen. Wie aber kein Unglück ohne Glück ist, so hat sich's hier auch begeben. Denn das erste Haus, das ihnen auffiel, war ein Wirthshaus, vor dem ein Maienbaum stand, und ober der Thür war zu lesen: Hier schenkt man Märzenbier aus. Als das unsere Schwaben sahen, dachten sie, umsonst sey das Märzenbier mitzunehmen. Der Wirth, der sie kommen sah mit dem großen Spieß, kam ihnen erschrocken entgegen, und fragte: was sie schafften. „Sie möchten ein wenig sein Bier kosten," sagte der Allgäuer, und er ging mit den Gesellen in die Zechstube. Der Wirth, vermeinend, sie seyen abgesandt von der schwäbischen Kreisregierung, um in Schwabenland das Bier zu beschauen, und zu schätzen, ob es pfennigvergeltig sey — was wohl noth thäte auch

zu unſern Zeiten — der holte das beſte, das er im Keller hatte, und es war noch nicht gut. Doch tranken die Geſellen eine Bütſche um die andere aus; und wie ſie's bis auf einen halben Eimer gebracht hatten, ſagte der Wirth: er ſehe mit Freuden, daß es ihnen wohl ſchmecke. Der Blitzſchwab meinte, es könnte beſſer ſeyn, und es ſey zu wenig Malz und Hopfen drin. „Mit Verlaub, ſagt der Wirth, der ein Schalk war; Hopfen und Malz iſt nicht zu wenig drin, aber zu viel Waſſer.“ Drob lachten die Geſellen; und dem Blitzſchwab fiel der Spruch ein, und er ſagte ihn:

Zu Langenſalz

könnte eben ſo gut Memmingen heißen, ſagte er —

Zu Langenſalz
Braut man drei Bier aus einem Malz;
Das erſte heißet man den Kern,
Das trinken die Bürgermeiſter gern;
Das andere heißt das Mittelbier,
Das ſetzt man gemeinen Leuten für;
Das dritte heißt Convent,
Trink dich voll Sakrament.

Drauf ſpielte er ein Paar luſtige Stücklein auf, dem Wirth zu Ehren. — Nachdem nun die Geſellen vollauf getrunken, ſo ſtanden ſie auf und gingen davon, als wären ſie niemanden etwas ſchuldig. Der Wirth ließ ſie gehen, in der obgedachten Meinung; und er ſag-

sagte, daß es ihm eine große Ehre gewesen, und sie sollten nur das Beste reden von seinem Bier. Das thaten sie denn auch, und sie konnten sich nicht genug verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier ausschenke. Und so ward denn der Wirth gefoppt von seinen Landsleuten, ohne deren Wissen und Willen. Man sagt aber, daß ihm der freie Trunk wohl bezahlt worden sey von andern Landsleuten; wie man denn den Wirthen gern viel Böses nachsagt.

Wie unsere Schwaben durch das blaue Meer schwimmen, ohne zu ersaufen.

Obwohl sonst ein wackerer Schwab, wenn es seyn muß, seine fünf Mäßle Bier trinken mag auf einem Sitz, und er findet doch noch seine Wege und Stege: so haben doch unsere Schwaben zu tief in den Krug geguckt, und ist ihnen nicht recht just gewesen im Kopf, wie sich aus Folgendem zu ergeben scheint, was eine wahrhaftige Geschichte ist. Denn sie waren kaum ausser dem Thor, so verirrten sie sich in den Hopfengärten, und verloren die Landstraße, und der Spiegelschwab suchte sie vergebens einzuholen auf dem Weg nach Leutkirch. Wie sie auf's freie Feld

kamen, sagte der Allgäuer: „Bygost! es ist Ein Ding; haben wir keinen Weg, so machen wir uns einen; die Iller werden wir doch finden, und dann kann die Brücke auch nicht weit davon seyn. Und so ging es denn fort über das Brachfeld hopp, hopp! und der Allgäuer blies, der Blitzschwab sang: Ich saß ein klein Waldvögelein ꝛc., der Knöpfleschwab keuchte und stolperte und fiel ein um das andere Mal, und mußte gleichwohl wieder aufstehen. Inzwischen fing es an dunkel zu werden, und sie irrten umher, obwohl der Allgäuer von fern noch den Grinden sehen mochte. Da standen sie auf einmal an einem Abhang, und unten, so däucht's ihnen, lag ein See, der Wellen schlug. Es war aber ein Feld voll Flachses, der in der Blüthe war, und da der Wind heftig blies, so wallte und wogte es wohl; aber es war kein Wasser. „Poz Blitz! rief der Blitzschwab, was ist da zu machen? Durch müssen wir, sonst kommen wir nicht an Ort und Stelle. Allgäuer, mach den großen Christoph, und trag uns hinüber." „Bygost! sagte der Allgäuer, ins Wasser mag ich wohl gehen, aber weiter nicht, als bis an den Hals." Der Nestelschwab lamentirte, er könne nur mit Einer Hand rudern, indem er mit der andern die Hosen zu halten habe: und der Knöpfleschwab stand betrübt da, und lugte ins Wasser hinab,

um zu schauen, ob keine Wallfische drinn seyen. Das sah der Blitzschwab, und er ging ganz stät hinterrücks auf ihn zu, und sagte: „Frisch gewagt, ist halb geschwommen," und gab ihm einen Stoß, daß er, plumpf! drunten lag. „Der sinkt nicht, sagte der Gelbfüßler, es muß doch nicht tief seyn, da kann man's wagen," und hupfte flink und frisch hinunter, wie ein Laubfrosch. Dem folgte der Blitzschwab, nachdem er sich vorher in die Hände gespieen, und einen tüchtigen Anlauf genommen hatte. „Bygost! sagte der Allgäuer, der letzte will ich auch nicht seyn," und warf den Spieß voraus, und hupfte nach. Der Nestelschwab aber hatte sich in dessen Hosenbändel gehängt, und fiel darum etwas gemächlicher auf, als die übrigen; und war dieß das einzige Mal, daß er gescheidt gethan. Da lagen sie nun alle, anfangs unbeweglich wie Holzklötze, dann rührten und streckten sie ihre Glieder, wie halb zerstampfte Würmer, dann krochen sie allmählich heraus, wie Schnecken aus ihrem Häusle, endlich standen sie wiederum da, wie andere Menschen, und sagten kein Wörtle, sondern griffen bloß nach ihren Rippen, ob sie noch ganz seyen. Und nachdem sie den Spieß aufgefischt hatten, zogen sie miteinander weiter.

Wie der Allgäuer die Landstraße findet, aber bald erſoffen wäre.

Es war ſchon finſtere Nacht, und ſie hatten die Landſtraße immer noch nicht gefunden. Endlich rief der Allgäuer: Bygoſt! nun haben wir die Straße, und ſind auf dem rechten Weg. Sie ſtanden aber an der Iller, und der Allgäuer hatte den hellen Waſſerſtreif für die Landſtraße angeſehen. Und er ſchritt friſch vorwärts, und die andern blindlings nach. Pflumpf! lag er im Waſſer. „Bygoſt! ich erſauf!“ Mehr konnte er nicht ſagen, denn er war ſchon über den Hals darin. Die andern ſprangen alle weidlich davon; nur der Knöpfleſchwab blieb und half. Denn, um nicht immer zu ſtolpern und zu fallen, hatte er ſich mit einem Bändel an den Wiesbaum angeſchirrt, und konnte darum nicht loskommen, und blieb, ſo dick und breit er war, auf demſelben Flecken. So mochte denn der Allgäuer ſich wieder gemächlich heraus arbeiten. Ohne den Knöpfleſchwab wäre er ſicherlich hin geweſen ſammt dem Spieß. Und war dieß das einzige Heldenſtück, das der Knöpfleſchwab gethan auf der ganzen Fahrt; was aber drum um ſo weniger verſchwiegen werden durfte, um den Schwaben aus jeglichem Gau Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. — Auf das mörderiſche Geſchrei, das die Ge-

sellen erhoben, kam auch der Spiegelschwab herbei, der an der Brücke auf sie gewartet hatte; und da er alle Wege und Stege in der Gegend wußte, so führte er sie auf die rechte Straße; und im nächsten Haus, wo unser Herrgott den Arm herausstreckte, kehrten sie ein, und hielten ihr Nachtquartier.

Einige Stückle vom Nestelschwaben, woraus hervorzugehen scheint, daß er kein Schwab gewesen.

Es geht die Sage, daß einmal ein Schwab gebeichtet habe; und nachdem er einige Sünden bekannt, habe er plötzlich inne gehalten. Auf die Frage des Beichtvaters, ob ihm noch etwas auf dem Herzen liege, habe der Schwab gesagt: Ja, Eins drücke ihn noch, aber er schäme sich, es zu sagen. Der Beichtvater; Er solle nur frei von der Brust weg reden. Hierauf der Schwab: Ich bekenne, daß ich — — ein Schwab bin. Darob habe ihn der Beichtvater getröstet, und gesagt: Nun, eine Sünde ist's eben nicht, aber schön ist es freilich auch nicht. — Ist's nicht ein anderer Schwab gewesen, der also gebeichtet, so ist's sicherlich der Nestelschwab gewesen. Denn der war wirklich sünddumm, wie ein Schaf; aber

auch — zu seinen Ehren sey's gesagt — eben so geduldig und von gutmüthiger Art. Darum hatten auch die andern ihre Fuhr mit ihm, und er mochte es auch wohl leiden. — Einstmals sollte er mit dem Gelbfüßler wettlaufen. Das konnte er nicht. Da sagte er: Ich glaub es wohl, daß ich dir nicht nachkomme; du hast Stiefele an, mit denen langt man weiter, als mit den Schuhen. — Ein andermal fragte ihn der Spiegelschwab: Wenn er den Hut gäbisch aufsetze, was dann das Vordertheil, und was das Hintertheil wäre? Das konnte er nicht herausbringen, obwohl er den Hut hin und her rückte auf dem Kopf, und ihn von vorn und hinten besah. — Wieder ein andermal fragten sie ihn, wie sein Name sey. Er antwortete: Meine Mutter hat gesagt, ich heiße wie mein Vater. Wie aber denn sein Vater geheißen? Antwort: Wie ich, hat meine Mutter gesagt. Man fragte weiter: Wie sie miteinander geheißen? Da bedachte er sich, und sagte endlich: Einer wie der andere. — Die Zigeunerin mochte ihn wohl gekannt haben, als sie sagte: Den Esel kennt man an den Ohren; und sie hat gewußt, daß Ratzen auf seinen Hirnkasten gekommen. Aber was er für ein Landsmann gewesen, das hat sie doch nicht errathen, sonst hätte sie's gewiß gesagt, und wir wüßten nun auch, was wir nicht wissen.

Wie die sieben Schwaben aufgefangen und eingesetzt werden.

Des andern Morgens zogen die sieben Schwaben in guter Laune weiter, und unterhielten sich mit den Abenteuern von nächten, und lachten sich einander wacker aus. Als sie vor Kronburg vorbei kamen, guckte eben der Junker von und auf Kronburg aus dem Fenster, und sah die Gespanen vorbeiziehen. Da rief er seinem Schergen, und sagte: Lug einmal, was das für Leute sind; es mögen wohl Landfahrer seyn oder sonst so eine Bagasche. Der Scherg nahm sieben Bullenbeißer mit, und stieg den Berg hinab, den Schwaben entgegen. Sie sollten ihm folgen, ohne Umschweif, sagte er, und die Hunde bleckten die Zähne. Man muß wohl der Obrigkeit Gehorsam leisten, dachten die sieben Schwaben, und folgten ihm ohne Umschweif. Der Knöpfleschwab allein war saumselig, und er mußte ein paarmal zur Pflicht gehetzt werden. Wie sie vor dem Junker erschienen, fragte der sie: woher? und wohin? und wie? und warum? Und der Seehaas erzählte getreulich: Wie daß in der Gegend am Bodensee ein schreckliches Thier hause, und da hätten sie sich denn als brave Landsleute und biedere Männer zusammen gethan aus allen schwäbischen Gauen, um das Land vom Unge-

heuer zu befreien. Das glaubte aber der Junker nicht, sondern blieb bei seiner Meinung, sie seyen Strolchen und Diebsgesindel, und ließ sie in die Reiche stecken.

So geht es in Schnitzlebuy Häusle,
Da singen und tanzen die Mäusle,
Und vellen die Schnecken im Häusle —

hat der Blitzschwab in der Reiche gesungen, aber ganz still, wie ein Mäusle.

Wie die sieben Schwaben sich aus der Gefangenschaft befreien.

Es sagt aber die Geschichte, daß der Junker von Kronburg Tags zuvor, als ihn eben das Zipperlein plagte, den patriotischen Entschluß gefaßt, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im schwäbischen Kreis und zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter dem gemeinen Volk, ein Zuchthaus zu stiften und in seinem Schloß anzulegen; woher es denn kam, daß er, den Kopf noch voll von diesem Plan, die sieben ehrlichen Schwaben als Spitzbuben ansah und einstecken ließ. Denn sonst war er ein gar niederträchtiger, frommer und milder Herr, der sogar seinen eigenen Bauern nicht mehr Wolle abschor, als er eben nöthig hatte, um sich selbst warm

zu kleiden. Und ſo befahl er denn, daß man den Gefangenen Nahrung reichen ſollte, ſo weit ſie deß bedürften. Der Spiegelſchwab, der ihn wohl kannte, und wußte, daß Schmalhans in deſſen Küche und Keller hauſte, legte ſeinen Plan drauf an, welchen er den Geſpanen mittheilte. Wie alſo der Scherg Mittags eine große Pfanne voll Milchſpätzle brachte, ſagte der Blitzſchwab zum Knöpfleſchwaben: Die gehört wohl für dich. Der Scherg meinte, das ſey für alle genug. Der Knöpfleſchwab aber ſagte: Er wolle lugen, ob's für ihn lange. Und er aß die Pfanne allein aus, ſo daß er kein gottiges Spätzle leibte, und die Schubet noch zuſammen ſchärrte, als hätt's ein Hund ausgeſchleckt. Das hinterbrachte der Scherg ſeinem Herrn und ſagte: Man müßte nur gleich eine Brente voll Spätzle auf einmal kochen, und er wette, es ſey noch nicht genug. Da ging der Junker von und auf Kronburg in ſich, und meinte, er ſey dem ſchwäbiſchen Kreis und der Menſchheit kein ſo großes Opfer ſchuldig, daß er ſich aushungern laſſen ſollte in ſeinem Schloß um einiger weniger Strolchen willen. Und er befahl, die Sieben ſollten ſogleich in Freiheit geſetzt werden. Der Amtsherr aber gab ihnen wohlweislich noch einen Steckbrief mit, um andere Leute vor ihnen pflichtſchuldigſt zu warnen.

Wie die sieben Schwaben einer Heerde Vieh begegnen, und wie der Allgäuer ein Stiergefecht hält.

Bei Leutkirch (ist ein Nest, halb städtisch, halb bäurisch) mußten die sieben Schwaben mitten durch eine Heerde Ochsen und Küh' und Kälber und Roß und Huischele und Schaf' und Böck', war alles durch einander, schier wie die schwäbischen Herrschaften. Da, beim Vieh, war der Allgäuer so recht zu Haus, und er zog die Gespanen, sie mochten nun wollen oder nicht, mitten durch, und hüst und hott, und hinter sich und für sich. Dieß mochte den Gemeind-Hag verdrießen, und er ging brummend und schwänzend auf die sieben Schwaben los. Die nahmen sogleich Reißaus, und liefen, was sie laufen konnten, nach dem nahen Zaun, wo sie sich hinaufschwenkten, und sich festhielten an den Stauden, so daß es aussah, als nisteten Wiedhöpfe drauf. Nur der Allgäuer räumte das Feld nicht; und wie er denn als ein ganzer Kerl beim Zeug war, wenn er's mit Ochsen zu thun hatte, so ließ er den Mollen ganz geruhig auf sich zukommen, und mir nichts dir nichts hatte er ihn bald beim Kragen, bald beim Schwanz, und zog und wurde gezogen, je nachdem er oder der Stier Herr und Meister war. Dieß Spektakel dauerte eine

ziemliche Weile, und die Wiedhöpfe auf dem Zaun lugten der Unfuhr zu, und hatten ihre Gaudi an dem Muth und der Geschicklichkeit des Allgäuers. Das Gefecht kam aber näher gegen den Zaun hin, und der Ochs ersah sich seines Vortheils, so daß der Allgäuer Zeit hatte, sich zu ducken und durch den Zaun zu schliefen, sonst wäre er gespießt worden. Der Stier aber, voller Zorn, rannte hier und dort gegen den Zaun an, und hier und dort, wo er anrannte, fiel ein Schwab um den andern herunter. Die schrien Eines Schreiens um Schutz und Hülfe; und der Allgäuer, der sich ihrer erbarmen wollte, hupfte über einen Stiegel, und ging wieder auf den Brummer los, und schimpfelte mit ihm so lang, bis die Gespanen sich hinter den Zaun gerettet hatten, und nun aussahen wie Haasen, die über ihren Jungen hocken. Dann nahm auch der Allgäuer wieder Reißaus; und der Hag und er sahen sich noch lang über den Zaun an, bis jener endlich den Gescheidtern machte, und davon ging. Dann holte der Allgäuer den Spieß, und die sieben Schwaben zogen wieder fürbaß. Der Seehaas aber dachte in seinem Herzen: Wenn's der allein mit einem Ochsen aufnimmt, so kann's uns gar nicht fehlen, da wir unserer sieben sind.

Noch ein paar Stückle vom Neſtelſchwaben.

Da den ſieben Schwaben eben jetzt nichts begegnet, indem ſie Mittagzeit halten, ſo habe ich Zeit, noch ein paar Stückle vom Neſtelſchwaben zu erzählen. Eines Tags kamen ſie vor einem Weiher vorbei, drinn abgeſtandene Fiſche lagen. Da ſagte er: Es ſey doch ſchade, daß man die ſchönen Fiſche habe verſaufen laſſen. — Wie ſie einmal durch ein Dorf gingen, ſchlug es gerade drei. Da zählte er die Schläge, ſagend: Eins, eins, eins. Als die Uhr ausgeſchlagen, fragten ſie ihn: Wie viel es ſey? worauf er antwortete: Er wiſſe es nicht, denn er habe es nicht zuſammengerechnet. — Einſtmals fragte ihn der Blitzſchwab, ob er auch ſchwören könne? und er ſoll mal einen recht hölliſchen Fluch thun. Da nahm er die Kappe ab, und ſagte: Mit Verlaub, daß dich das Mäuste beiß! Und war dieß ſein größter Fluch, den er wußte. Der Blitzſchwab hätte ihm ſchon kräftigere Stoßſeufzer dieſer Art lehren können, denn der konnte fluchen, was der Brief vermag; und es wären Beiſpiele genug anzuführen, wenn nicht zu befürchten wäre, ein chriſtliches Ohr zu ärgern. — Noch ein Stückle: Eines Tages gingen ſie vor einem groſſen herrſchaftlichen Weiher vorbei, und ein Schiff war vom Winde losgeriſſen, und zwei klei-

nere neben dem größern schaukelten hin und her auf dem Wasser. Da schüttelte er den Kopf, und sagte: Kurios, daß doch alles, was klein ist, gern schimpfelt und spielt; vermeinte, daß die kleinen Schiffe neugeboren, und das große ihre Mutter wäre. — Diese und andere Stückle erzählt man von ihm; ich kann aber nicht gut stehen, daß sie wahr seyen; denn es ist böser Leute Gewohnheit, daß sie einem, der einmal ein Klápperle hat, zehn und hundert anhängen.

Von einem fahrenden Schüler, und was er von Schwabenstreichen erfahren.

In der Herberg, wo die sieben Schwaben dießmal übernachteten, trafen sie einen fahrenden Schüler an, und als sie ihn fragten, was er für ein Landsmann sey, und was er auf Reisen thue, antwortete er: Er heiße Adolphus, und sey ein geborner Schwab; er habe aber viele Jahre im Norden studirt, und ziehe nun im Süden umher, um Geschichten von den bekannten Schwabenstreichen zu sammeln, welche er dann im Druck ausgehen lassen wolle. Der Seehaas sagte: Er solle nur mit ihnen gehen, da könne er mehr als genug erfahren. Der Spiegelschwab aber raunte dem Allgäuer ins Ohr, er solle ihm nur gleich

die Streiche fühlen laſſen; der aber meinte, man müſſe die Gelegenheit nicht vom Zaun brechen, ſie werde ſich ſchon finden. Und ſie fand ſich bald. Nachdem ſie nämlich zu Nacht gegeſſen, legten ſie ſich auf die Streu, und der Allgäuer kam neben dem Studenten Adolphus zu liegen. Der ſagte zu ihm, ehe ſie einſchliefen: Er ſolle nicht erſchrecken, wenn er des Nachts umher ſchlage mit der Fauſt; es ſey bloß eine Disputation, und habe nichts zu bedeuten. Der Allgäuer ſagte: Disputiren ſey ja nichts Unrechtes; er thue es auch oft im Traum mit ſeinen Ochſen, wenn ſie nicht vorwärts wollten. In der Nacht kam wirklich dem Studenten Adolphus das Disputiren in den Kopf und in die Fauſt, und er gebärdete ſich ſo hitzig, daß er dem Allgäuer auf die Naſe ſchlug, der darob erwachte. Bygoſt! dachte er, der hat ſchwere Träume, die muß ich ihm wohl vertreiben, wenn ich Ruhe haben ſoll. Und er nahm eine Geißel, die an der Wand hing, und ſchnalzte luſtig auf den Studenten Adolphus los, ſchreiend: Hott, Bräunle! Wiſt, Bläßle! jhi, hott, wiſt! und hieb dabei in die Kreuz und Quer. Der Student Adolphus ſchrie Zeter Mordjo. Aber der Allgäuer that, als ob er fortträume, und trieb die Ochſen noch mehr an, indem er den Geißelſtecken umkehrte, und drein ſchlug, was er konnte. In der Höllenangſt wußte der Stu-

dem Adolphus nicht, woan und woaus; da riß er ein Fenſter auf, und der Allgäuer half ihm nach, und gab ihm noch eine Schlappe auf den Weg mit. — Und ſo hatte denn der Student Adolphus von den Schwabenſtreichen genug erfahren am eignen Leib; weiß aber nicht, ob er ſie auch eingetragen habe in ſein Buch.

Du Stupfer, du Hauſer,
Du Rupfer, du Zauſer,
Du Leuſer, du Lauſer,
Du Schlecker, du Mauſer,
So ſoll es dir gehn.
Recht iſt dir geſchehn.
So ſoll es dir gehn.

Wie der Spiegelſchwab einen Tyroler foppt, und von ihm wieder gefoppt wird.

In der Herberg, wo ſie übernachtet, war auch ein Tyroler zugegen, der mit Theriak und Schneeberger handelte. Nun ſind, wie bekanntlich, die Tyroler nicht ſo dumm, als wofür ſie ſich ausgeben wollen, ſondern ſie haben's fauſtdick hinter den Ohren. Und darum, wenn andere Schimpf und Glimpf mit ihnen ſpielen, und Trumpf ſagen, ſo ſagen ſie Stich. Und ſo geſchah es denn auch, als der Spiegelſchwab

ihn aufziehen wollte, und ihn fragte: Welche Sprache die feinere sey, die schwäbische oder die tyroler? da antwortete jener: Die tyroler sey von Loden, und die schwäbische von grobem Tuch. — Weiter fragte ihn der Spiegelschwab: Wenn ein Schwab und ein Tyroler beisammen seyen, wer von ihnen wohl der dümmste seyn möge? Einer um den andern, sagte der Tyroler. — Drauf fragte der Spiegelschwab: Wann denn die Tyroler anfangen thäten, gescheidt zu werden? Der Tyroler sagte: Die Schwaben, sagt man, werden halter im vierzigsten Jahr gescheidt, und die Tyroler im fünfzigsten; aber, sagt man, die Tyroler holen die Schwaben bald wieder ein. — Und so foppten sie denn einander, und blieben demungeachtet beide gut Freund. Woraus hervorgeht, daß die Schwaben wohl Spaß leiden mögen, wenn's mit guter Meinung geschieht. — Vor dem Abschied sagte noch der Spiegelschwab zum Tyroler: Laß dir meinethalb noch ein Käntle Branntwein einschenken. Das that der Tyroler, und er trank ihm Gesundheit zu, und sagte: Dank für die Bezahlung! Und so mußte denn wohl der Spiegelschwab Ehren halber bezahlen, und war wiederum der Gefoppte.

Wie die sieben Schwaben einem Juden begegnen, der sich mit ihnen in einen Handel einläßt.

Zwischen Weingarten und Ravensburg begegneten die sieben Schwaben einem Juden. Wie der Spiegelschwab dessen ansichtig wurde, sagte er: Den wollen wir schröpfen. Sie gingen daher auf ihn zu, und hielten ihm den Spieß vor; und der Blitzschwab schrie: Zahle oder zable. Jener sagte: Bin ein armer Jud; hab nir bei mir, als wenig Lumpengeld; das ist nit für ehrliche Leut. Bygosi! das sind wir, sagte der Allgäuer; aber beiten mußt du uns; und mach nur nicht viel Umständ. Na, sagte der Jud, ich beite nicht heute, muß sonst borgen auf morgen, und der Morgen schiebt's auf Uebermorgen. Hat den Spruch, denk ich, sicher von der alten Her', der Zigeunerin, gelernt. Poh Blitz, sagte der Blitzschwab, hältst du uns für Lumpen, die nicht bezahlen wollen? Drauf der Jud: Ehrlich wollen wir alleweil seyn; wir können's aber nicht alleweil seyn. Und so hielt er denn allen ihren Reden Stich; und wenn sie ihm gleich drohten, er müsse sonst marriren, so sahen sie ihm nicht darnach aus, daß sie mit dem Spieß Ernst machen wollten. Und er blechte nicht aus. Da nahm ihn der Spiegelschwab auf die Seite,

und sagte zu ihm: Mauschele, weißt was? wenn du doch nicht anders willst, so laß uns einen Handel machen; ich will dir die Bärenhaut da geben. Der Jud riß die Augen angelweit auf, und spitzte das Mäule, und redete gar freundlich, und sagte: Na, was mag sie wohl werth seyn? Sechs Batzen geb ich drum. Und sie wurden des Handels eins um einen Thaler. Der Jud gab das Geld hin, aber der Spiegelschwab die Haut nicht; denn, sagte er, er habe wohl vorher gesagt, daß er ihm die Bärenhaut geben wolle; jetzt aber sey er eines andern Sinnes geworden. Der Jud mußte sich's wohl gefallen lassen, denn es waren ihrer Sieben gegen Einen. Auch hatte er keine sonderliche Ursache, sich um den Thaler zu balgen, wie sich's bald darauf gezeigt hat.

Wie die sieben Schwaben sich die Ravensburger Würste schmecken lassen, und wie sie ihnen bekommen.

Als die sieben Schwaben in Ravensburg angekommen, kehrten sie sogleich im nächsten besten Wirthshaus ein, und verlangten sieben Ellen Ravensburger Würste. Und nachdem der Wirth sie gebracht, sagte der Knöpfleschwab: Um keine Händel zu bekommen

während dem Essen, wäre es am besten, ein jeder nähme das Maß nach seinem eigenen Leib, und die Länge der Wurst darnach. Der Allgäuer gab ihm Recht; und wenn der einem Recht gab, so galt's. Also vertheilten sie die Würste, und dem Nestelschwaben, an den zuletzt das Messen kam, blieb nur ein kleines Zipfele übrig; das steckte er ein, denkend: Wenn die andern nichts haben werden, so werde doch ich etwas haben. Der Spiegelschwab — denn so hatten sie's ausgemacht — gab den Thaler hin, um den er den Juden beschissen, und verlangte gute gangbare Münz heraus. Als aber der Wirth den Thaler genauer ansah, merkte er, daß er falsch sey; und er schickte insgeheim nach den Stadtknechten, welche kamen, und die sieben Schwaben auf das Rathhaus führten. Da wurden sie angeklagt als Falschmünzer und Gaudiebe, und es war drum und dran, daß sie gehenkt werden sollten. Und da hätte kein Bygost! des Allgäuers geholfen, und kein Potz Blitz! des Blitzschwaben, und kein Lamentiren der Uebrigen — wenn nicht der Jud für sie eingestanden wäre. Das ist aber so zugegangen. Der Jud hatte ihnen den Rang abgelaufen, und war mit ihnen zu gleicher Zeit in die Stadt gekommen, und er klagte sie bei der Obrigkeit an als Straßenräuber. Den bemerkte nun in einem Eck der Spiegelschwab, und er sagte: Der ist der

Falschmünzer. Der Jud mochte läugnen, wie er wollte, er wurde beim Schopf genommen, und in Eisen geschlagen; denn zur damaligen Zeit hatten sieben Christenmenschen noch mehr Credit, als ein Jud, wogegen es in unsern Zeiten der umgekehrte Fall zu seyn scheint. Da aber einmal die Gerechtigkeit im Gang war, und überdieß noch der Steckbrief bei ihnen gefunden wurde, so ward im Rath beschlossen, daß jeder von ihnen dreißig Prügel minder einen bekommen solle, und das von Rechts wegen. Darauf wurden sie frank und frei gelassen. Und die Zech für dieses Tractament sind die sieben Schwaben und ihre Landsleute den Ravensburgern noch schuldig. Was aber den Juden anbelangt, so weiß ich nicht, was die Zigeunerin ihm prophezeit hat; ich denk aber, er lebe noch, wenn er nicht gehenkt worden.

Wie die sieben Schwaben vor einem Galgen vorbei gehen, und einen Gehenkten befreien.

Auser Ravensburg kamen die sieben Schwaben vor einem Galgen vorbei. Du mußt aber wissen, wenn du es nicht schon weißt, günstiger Leser! daß es nirgends mehr Galgen gibt im ganzen deutschen

Reich, als im Schwabenland; woraus du jedoch nicht den Schluß machen darfſt, daß dort die Spitzbuben zu Haus ſeyen, ſondern ſie laufen eben aus allen übrigen Gegenden Deutſchlands zuſammen, wo ſie wiſſen, daß ſie niemand fängt und hängt. Der Ravensburger Galgen ſtand aber nur ſelten leer, und war zu derſelbigen Zeit der berühmteſte nach dem Buchloer, an dem meiſtens ein halb Dutzend zugleich hingen. Und ſo pampelte denn auch einer an jenem Galgen, und er ſchien noch ein Friſchling und nicht über einen Monat alt zu ſeyn. Da fiel dem Spiegelſchwaben ein, daß ein Diebsfinger geheime Kräfte habe, und man könne zu Geld kommen, ohne daß man es, was man ſo nennt, ſtehle. Er wollte daher dem Patron einen Finger abſchneiden, vermeinend, daß er ihm doch nimmer weh thue; er krächſelte den Galgen hinauf, und ſetzte ſich grattlings auf die Schultern des armen Sünders. Da brach der Strick, und er fiel mit ſammt dem Todten herunter, der, weil er ganz ſtärr war, aufrecht an das Lander ſich hinlehnte, als wollte er drüber ſteigen; und der Spiegelſchwab ſaß noch auf ihm. Das ſahen die andern Geſellen; und im erſten Schrecken vermeinten ſie, der Schächer ſey lebendig geworden, und wolle ihnen nachlaufen. Und ſie rannten davon, wie Spitzbuben, ohne umzuſchauen, und rannten

immer mehr, da sie hörten, daß wirklich einer hinter ihnen her trotte — es war aber der Spiegelschwab, der auch nicht säumte — und sie wären vielleicht fortgerannt bis ans Ende der Welt, wenn ihnen nicht endlich der Schnaufer ausgegangen wäre. Da sahen sie nun wohl, daß niemand hinter ihnen her sey; aber nehmen liesen sie sichs nicht, es sey dem wirklich so gewesen, und der Spiegelschwab war derselben Meinung. „Der hat sich den Gescheidtern gemacht, und ist nach Haus gelaufen; und die Ravensburger mögen sehen, wie sie ihn wieder bekommen" — so sagte einer; ich sag's aber nicht, wer es gesagt hat.

Wie der Blitzschwab das Heimweh bekommt, und wie ihn der Spiegelschwab davon kurirt.

Sey's, daß die letzten Abenteuer, besonders die Stockprügel in Ravensburg, unseren Helden in die Glieder gefahren, oder haben sie's zu Gemüth genommen, daß Zeit und Ort, wo sie das halsbrechende Abenteuer bestehen sollten, immer näher kämen, oder was es sonst gewesen seyn mag: kurz, sie wurden von Stund zu Stund bäsiger, und ließen den Kopf hangen, wie Schafe, die man zum Metzgen führt.

Besonders aber gebarte sich der Blitzschwab ganz traurig, und ächzte und wehleidete, als hätte er das Bauchgrimmen. Es war aber eine Herzenssache, und er hätte wohl singen dürfen, wenn er gemocht hätte:

Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich bin nit krank und bin nit g'sund.
Ich bin blessirt und hab kein Wund.

Denn er dachte an das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck, und daß er ihr nicht auf die Kirbe kommen könnte. Ob diesen Gedanken wurde ihm das Herz ganz sehr, und er kriegte das Heimweh. Und wie die andern den Imbiß zu sich nahmen, aß er nichts; und als sie aufstanden und weiter gehen wollte, blieb er hocken, und legte den Kopf in die Hände, und heinte. Als dieß der Spiegelschwab sah, der sein Freund war, fragte er ihn: was ihm fehle. „Laß mich ung'heit!" sagte jener, und fing an laut zu flarren. Sein Freund aber setzte sich zu ihm, und tröstete ihn, und ließ nicht ab vom Fragen. Jener konnte aber vor lauter Schluchzen nichts vorbringen, als: „'s Kätherle!" Nun wußte der Spiegelschwab, wie er dran war, und er redete ihm freundlich zu, und sagte: „Sey kein Fotzenhut!" — Indem ging so eben der Augsburger Bot vorbei, der die Moy'sche Ordinari-Postzeitung durch das

Reich trug. Wie den der Blitzschwab sah, sagte er: „Mit dem geh ich, und ich laß mich nicht halten, und ich will und muß fort.“ Da rief der Spiegelschwab den Boten an: „Landsmann!“ Der Bot: „He!“ Der Spiegelschwab: „Kennst du das Kätherle aus der Grafschaft Schwaben?“ Der Bot: „Mein' wohl; sie ist ja das schönste Mädle im ganzen Reich.“ Der Spiegelschwab; „Nu so sag ihr, ich laß sie grüßen, und wenn sie einen Rotzer zum Mann haben will, so soll sie den da nehmen.“ „Potz Blitz!“ rief der Blitzschwab und sprang auf; „Bot, halts Maul und lüg nicht, oder daß dich die Ritt schütt! du — du —.“ Und er hatte den Boten schon an der Gurgel gepackt, der sich seiner genug zu wehren hatte. „Um aller Heiligen willen, sagte der Bot, ich will ja gern das Maul halten, sagt mir nur, was ich ihr sagen soll.“ Erstlich, sagte der Blitzschwab, sag ihr, daß ich ein braver, rechtschaffener Kerl bin; und zweitens, sagte er, sag ihr, daß ich ihr gewiß auf die Kirbe kommen werde; und drittens, sagte er, sag ihr, daß ich sie grüßen lasse.“ Und drauf druckte er dem Boten einen Albus in die Hand, und der Bot versprach gute Ausrichtung.

Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich hab erst heut den Doctor gefragt.
Der hat mir's unter's Gesicht gesagt.

Ich weiß wohl, was dir iſt.
Ein Narr biſt du gewiß;
Nun weiß ich, wie mir iſt.

Hiermit endet das Liedlein.

Wie der Neſtelſchwab ſeine Mutter findet, aber ſeinen Vater nicht.

Vor Markdorf am Weg beim Brunnen ſaß ein altes Mütterle, die hatte Brillen auf, und lugte ſo vor ſich hin, als ſuchte ſie etwas. Und wie die ſieben Schwaben vorbei gingen, glaubten ſie, es ſey die Zigeunerin, und gingen auf ſie zu. Die ſah auf, und als ſie einen nach dem andern angelugt, rief ſie plötzlich: „Rudeli, liebs Sühnli!“ Der Neſtelſchwab merkte, daß dieß ſeine Mutter ſey, und ſagte: „Männmeli, do bini jo!“ Jene ſagte: „Chetzer! wo biſch denn ſo lange Zit g'ſin?“ „In der Welt“ ſagte der; und er griff in den Sack, und gab ihr das Zipfele Wurſt hin, das er ſeinem Maul abgeſpart hatte in Ravensburg, und ſagte: „Gott g'ſegnis!“ Die Mutter ſagte: „Luſer, wie ſieht's auf dinem Grind us? laß lugen.“ Und Rudeli legte ſich demüthig nieder, und that ſeinen Kopf in ihren Schooß, und die Mutter ſtrehlte ihm ſein Haar,

und ſuchte, was ſie ſuchen konnte. — Als die Mutter mit Rudelis Grind fertig geweſen, ſagte ſie: „Jetzt ſoll' er bei ihr bleiben.“ Der aber fragte den Seehaaſen insgeheim; und als dieſer ihm zugeredet, ſagte er zur Mutter: „Er müſſe vorerſt noch Thaten thun, und die Mutter ſolle nur hier auf ihn warten, dann wolle er mit ihr zurück ins Schwyzerland.“ Die Mutter bat: „Rudeli, liebs Rudeli!“ Rudeli aber blieb dabei, er müſſe Thaten thun. Und er ging zu den Geſellen, und mit ihnen weiter. Unterwegs fragte ihn der Seehaas: „ob er denn alſo ein Schweizer ſey?“ Er antwortete: „ſeine Mutter ſey aus der Schweiz, und habe als Marketenderin gedient unter den Rothmäntlern. — Und ſo wiſſen wir denn bis heutigs Tags noch nicht, was der Neſtelſchwab für ein Landsmann geweſen, und ob er ſchon aus der Schweiz keinen Verſtand mitgebracht, oder ihn erſt in Schwaben verloren habe.

Wie die ſieben Schwaben des Sees anſichtig werden, und was ſie dazu ſagen.

Als die ſieben Schwaben des Sees anſichtig wurden, ſagte der Seehaas: „Das iſt der Bodenſee.“

Die blieben ſtehen, und riſſen Aug und Maul auf, und lugten Eines Lugens. Bygoſt!" ſagte der Allgäuer, „das iſt eine Lache, ſo groß, man könnte den Grindten drinn verſäufen." Und der Spiegelſchwab fragte den Seehaaſen: „ob das Wildenten ſeyen, ſo man dort in der Ferne ſehe?" Es waren aber Schiffe. Und der Gelbfüßler: „Ob jenſeits drüben auch Leute wohnen, wie dießſeits?" Und einer um den andern fragte dieß und jenes, und der Seehaas erzählte, und ſagte: „Es ſey dieß das deutſche Meer — müßten ſie wiſſen — und es habe einen Umfang von wenigſtens hundert Meilen — er lüge nicht, ſagte er. — Und der See, ſagte er, habe gar keinen Grund und Boden; darum heiße er eben auch der Bodenſee, wie leicht zu begreifen ſey. Und bei ſtillem, hellem Wetter, ſagte er, ſehe man verſunkene Städte und Schlöſſer drinn, und ganze Landſchaften — er ſag' es, ſagte er. — Und Fiſche geb' es drinn, ſagte er, ſo groß, wie das Koſtnitzer Münſter, — er laſſe nichts abmarkten, ſagte er. — Auch Niren geb' es die Menge, zu Land und zu Waſſer — ſehen müßt ihr's, ſagte er. Und wenn der See aber ſtürmiſch ſey, ſo werfe er Wellen — er übertreibe nicht — ſo hoch, wie der Sentis (iſt ein Berg). Und er könnte der Wunderdinge noch viel erzählen, ſagte er; aber wer's nicht ſelbſt ſehe,

der glaub' es nicht." „Potz Blitz!" sagte der Blitzschwab ein um das andere Mal; die andern aber sagten kein Wörtle. — Nachdem sie sich nun schier die Augen ausgelugt, so zogen sie fürder, Ueberlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das Ungeheuer haus'te. Um sich aber auf dem Weg dahin die lange Weile zu vertreiben, und die bösen Gedanken, sang der Blitzschwab das schwäbische Wallfahrtslied, und die andern stimmten mit ein, wie folgt:

Jetzt stellen die Bauren ein'n Kreuzgang an,
Zu dem muß kommen Jedermann.

Es läuten schon die Glocken ein,
Der Pfarrer will nicht der letzte seyn.

Der legt ein zottlets Hemat an,
Unten und e'n Zwickele dran.

Nacher tragt man ein' große Stang voraus,
Z'oberst hangt ein Fahnen heraus.

Man sagt uns viel vom ewigen Leben,
Und noch viel mehr vom Stuiren-geben.

Da geht man um den Altar h'rum,
Daß keiner z'spät zum Opfer kumm.

Beim rothen Bären kehrt man ein,
Da muß es auch recht g'soffen seyn.

Der Pfarrer der geht da hinten drein,
Und schenkt mit dem Weihwedel ein.

Der Kreuzgang sich dem Dorf zuwendt,
Jetzt hat die Procession ein End.

Wie die sieben Schwaben zum letzten Mal Mittag halten, und dabei Todesbetrachtungen anstellen.

Ehe sie aber in den Strauß gingen, wollten sie noch eine Herz- und Magenstärkung zu sich nehmen, und der Knöpfleschwab sparte weder Schmalz noch Salz, um das Henkermahl recht appetitlich zu machen. Als sie nun so um die Pfanne herum saßen, und sich die gerösteten Spätzle schmecken ließen, sagte der Allgäuer, indem er einen Seufzer holte, bis vom untersten Zehen herauf: „'s ist ein' Sach, wenn man bei sich so recht bedenkt, daß man zum letzten Mal in seinem Leben zu Mittag ißt.“ Das Wort fiel dem Blitzschwaben auf das Herz, und er that auch einen Seufzer, und sagte: „O Kätherle!“ und sang gar kläglich und beweglich für sich hin:

Soll ich denn sterben,
Bin noch so jung, so jung!
Wenn es mein Mädle wüßt,
Daß ich schon sterben müßt,
Sie thät sich grämen
Mit mir ins Grab.

Der Seehaas redete ihnen Muth zu, sagend: „Liebe Leute, denkt: Tod hilft aus aller Noth. Wer im Grab liegt, dem ist wohl gebettet“ („Aber nicht, wer im Rachen liegt des vermaledeiten Thiers,“

ſagte der Geldſäckler.) „Doch wir wiſſen ja noch nicht, ob unſer Stündle gekommen iſt.“ Der Meſtelſchwab ſagte: „Meine Mutter hat mir oft geſagt, daß mein Stündle gar nie kommen werde.“ Und war noch der einzige, der ſich das Sterben nicht zu Herzen hat gehen laſſen. Aber der Allgäuer lugte immer noch finſterer drein, und ließ den Kopf immer tiefer hangen, und holte wieder einen Seufzer, und ſagte: „'s iſt e Sach!“ und der Knöpfleſchwab fing an ſtill vor ſich hin zu heinen. Dann holte der Allgäuer zum dritten Mal einen Seufzer, und ſagte: „'s iſt e Sach!“ in ſo herzbrechender Weiſe, daß alle zu ſtarren anfingen und zu röhren. Nur der Spiegelſchwab wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen ſollte, weil er ſah, wie ſich der Knöpfleſchwab anſtrengte, zugleich das Herz zu leeren und das Maul zu ſtopfen, ſo daß er ein Gefriß machte, wäre gut geweſen für einen, der die Kinder erſchrecken wollte, daß ſie die Fraiß bekämen.

Wie die ſieben Schwaben ſich in Schlachtordnung ſtellen.

Es war nun an der Zeit, daß ſich die ſieben Schwaben in Schlachtordnung ſtellten. Der See-

haas meinte, sie sollten alle sogleich in der Reihe losziehen, wie bis hieher; und der Knöpfleschwab gab ihm Recht, und meinte, man solle keine Neuerung machen. Aber der Allgäuer sagte: „Er wolle jetzt einmal der letzte seyn, denn er sey lang genug der erste gewesen.“ „Kuraſche, sagte der Blitzschwab, habe ich genug im Leib, das könnt ihr mir glauben, aber ich hab nicht genug Leib für die Kuraſche und die Bestie.“ Der Nestelschwab meinte: „Warum denn gerad einer der erste seyn, und einer der letzte? sie sollten sich nur alle in der Mitte halten, so geschehe keinem kein Weh.“ „Und ich meine, sagte der Spiegelschwab, es sey am allerbesten, daß Einer für alle sterbe. Knöpfleschwab, sagte er, was meinst? wie ist dir? Du wärst so der rechte Bissen.“ Der aber schrie und stampfte und zappelte mit allen Vieren, als wenn er schon an dem Spieß steckte. Nun nahm der Seehaas das Wort und sagte: „Liebe Freunde und Landsleute! Frisch gezuckt ist halb gefochten. Es ist nichts besser, denn ein guter Muth in bösen Sachen. Das gute Herz sieget in allem Uebel. Verzagt Mann kam mit Ehren nie vom Plan.“ Drauf wandte er sich an den Gelbfüßler, und sagte zu ihm: Gang Jackele, gang du voran, du hast Sporen und Stiefele an, daß dich der Haas nicht beißen kann.“ Und der Gelbfüßler ließ sich

dazu bewegen; denn er dachte an das Wort der Zigeunerin, und er ſagte zu ſich ſelbſt: entweder lauft das Thier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es lauft mir nach, dann lauf ich davon, und ſo kriegen wir uns beide nicht unſer Leben lang.

Wie die ſieben Schwaben den Strauß beſtehen.

Da es nun aber an dem iſt, daß ich dir, günſtiger Leſer, das gröſte und gefährlichſte Abenteuer erzählen ſoll, welches die ſieben Schwaben beſtanden: ſo befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darſtellen ſoll. Denn weil ich die That, leider! nicht ſelbſt mitgethan, ſo muſte ich ſie eben von jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei geweſen; abſonderlich von dem Seehaaſen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldenthums. Der aber, wie du weiſt, iſt ein Erzlügner geweſen, ein Windbeutel, ein Ploderer, ein Mährenſager von Haus aus. Und die übrigen, mit Reſpect zu melden! verdienen wohl eben ſo wenig Glauben; denn jeder, wie leicht zu vermuthen, wird nur zu eignen Gunſten erzählet, und ſeinen Part am Abenteuer heraus geſtrichen haben.

ben. In ſolcher Noth, was ſoll der Geſchichtsſchreiber thun? Ohne Zweifel das Beſte. Und ſo will ich denn die Hiſtorie alſo nehmen und geben, wie ſie mir als die natürlichſte und wahrhaftigſte erſcheint. Andere machen es auch nicht anders im andern. — Es ſey alſo kund und zu wiſſen, wie daß die ſieben Schwaben in den Strauß zogen, hübſch langſam voran, gegen den Buſch zu, wo, wie der Seehaas ſagte, der Drach ſein Neſt hatte. Als ſie ſchon ganz nahe waren, ſagte der Spiegelſchwab: „Mich grimmt's im Bauch, und ich muß abſeiten.“ Das wollte der Allgäuer nicht leiden, und er ſagte: „er ſollte mit den andern mitmachen, und nicht apart thun.“ Der Spiegelſchwab verſetzte: „er wolle ja nur ſpioniren gehen, wo das Thier ſtecke.“ „Laß es ſtecken, ſagte der Allgäuer, wo es ſteckt, und bleib, ſag ich.“ „Jetzt ſeyd ſtät, und haltet's Maul, rief der Seehaas; und lugt und loſt.“ Und wie ſie nun gegen den Buſch weiter vordringen, und lugen und loſen, ſiehe, da liegt ein Haas im Buſch, der lugt und loſt auch, und macht ein Männle, und erſchrickt, und lauft davon. Die ſieben Schwaben aber blieben ſtehen ganz erſtaunt und erſtarrt. „Haſt's geſehn? haſt's geſehn?“ rief einer um den andern; und „es war ſo groß wie ein Pudelhund — wie ein Maſtochs — wie ein Tram-

pelthier" sagte einer um den andern. „Bygost!" sagte zuletzt der Allgäuer, wenn das kein Haas gewesen, so weiß ich den Grindten von keinem Büchel zu unterscheiden." „Nun ja, Haas hin, Haas her!" sagte der Seehaas; ein Seehaas ist halt größer und grimmiger, als alle Haasen im heiligen deutschen Reich." Und das hat er gut gemacht. — Dieses Thiergeschlecht aber, mein' ich, wird seit der Zeit wohl ausgestorben seyn, wie die Mammuth.

Wie die sieben Schwaben ein Siegeszeichen errichten, und in Frieden und Freuden in Ueberlingen einziehen.

Nachdem die sieben Schwaben das Abenteuer glücklich überstanden, wären sie bald einander selbst in die Haare gekommen. Der Seehaas nämlich that Meldung von. Bärenfell, und sagte, daß es abgeredtermaßen billig ihm gehöre, denn er sey es doch, der sie alle angeführt habe (worauf auch die Zigeunerin bildlich angespielt). Das wollten die andern nicht zugeben, und der Gelbfüßler sagte: Ob er ihn verdiene oder nicht, darüber wollte er nicht streiten; aber er sey einmal an der Spitze gestanden, und mithin —" „Und ich bin an der Spitze gegangen, sagte

der Allgäuer, und: Bygoſt! ſagte er, ich will den ſehen, der mir ihn nimmt.“ Nachdem ſie lange Zeit ſo fort gehadert, nahm der Seehaas das Wort und ſagte: „Liebe Landsleute und Freunde, ich will euch was ſagen: Die Welt wird einmal voll ſeyn von unſerer That, und es thut darum Noth, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir nun aber dem Seehaaſen ſelbſt nicht die Haut abziehen konnten, ſintemal wir ihn nicht erwiſcht, ſondern fortgejagt haben über den Rhein hinum ins Franzoſenland, wo er um ſich beiſſen ſoll, ſo viel er mag, ſo wollen wir ſtatt deſſen die Bärenhaut — iſt Ein Ding, ſagte er — ſammt dem Spieß ausſtellen in meiner Vaterſtadt Ueberlingen, in deren Nähe die That vollbracht worden. Iſt's euch recht, ſo hebt den Finger auf, und ſaget ja.“ Die andern hoben den Finger auf, und ſagten, ja; und der Allgäuer ſagte: „Ich ſage nicht nein,“ und gab die Bärenhaut her, die ſie dann an den Spieß ſteckten. Und ſo kamen denn die ſieben Schwaben zu Frieden und Freuden, und zogen ſodann in Ueberlingen ein, unter dem Jubelruf: Viktoria in Schwabenland! Drauf begaben ſie ſich alſogleich in die Kirche, wo ſie Gott lobten und dankten für den glücklich errungenen Sieg. Nachher aber gingen ſie ins Wirthshaus zum goldenen Kreuz, um auch ihren Leib zu laben

mit Seewein. Und der Blitzschwab stimmte seine Fidel, und sang:

Nur närrisch sein, ist mein Manier.
Nichts erhalten ich begehre.
So trink ich lieber Wein als Bier.
Der Narren findt man mehre.

Dies Kapitel handelt von den Seeweinen, und was für einen die sieben Schwaben zu guter Letz getrunken.

Man erzählt von einem Schwaben, der nach Rom gegangen, daß, als ihm ein wälscher Wirth einen guten Wein vorgestellt, er ihn gefragt habe: was das für ein Saft wäre? Der Wirth sagte: „Das sind Christi Thränen.“ Drauf soll der Schwab die Augen aufgehoben haben gen Himmel, sprechend: „O Gott, warum hast du nicht auch in unserm Land geweint! —“ Der hatte wohl nie einen andern Wein getrunken, als Seewein, der füglich „Petri Thränen“ heißen mag. — Es gibt aber drei Gattungen von Seeweinen: die erste und beste Gattung heißt der Sauerampfer, schmeckt etwas besser, als Essig, und verzieht einem das Maul nur ein bißle und um's Merken; die zweite Gattung heißt der Dreimännerwein, ist schon räßer und saurer als

Essig, und heißt so, weil es dabei Noth thäte, daß den, der ihn trinkt, zwei Männer fest hielten, und ein dritter ihm den Trank eingießen thäte; die dritte Gattung ist der Rachenputzer, hat die gute Eigenschaft, daß er Schleim und alles abführt; thut aber dabei Noth, daß, wer sich mit dem Wein im Leib schlafen legt, in der Nacht sich wecken lasse, damit er sich umkehren möge, sonst möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen fressen. — Wie nun die Gesellen in die Wirthsstube kamen, und sieben Schöpple Wein verlangten, fragte der Wirth, was sie für einen wollten, und nannte ihnen die Weine bei ihren Namen. „Poh Blitz! sagte der Blitzschwab; ehrlichen Schwaben setzt man keinen Sauerampfer auf; und sieht Er nicht, Gispel, daß wir unserer sieben sind?“ Der Wirth brachte also sieben Schöpple Rachenputzer, vom extrafeinen (er war aber Schlissel genug, um sich ihn als Sauerampfer bezahlen zu lassen); und die sieben Schwaben zechten redliches Dings, und gingen fleissig ab und zu, und tranken lustig fort bis in die späte Nacht hinein. Und der Blitzschwab sang noch zu guter Letz ein Liedlein, das endet:

Mein Gesang will nicht mehr klingen.
Hapus, Hapus, gute Nacht!

Von der Kappel zum schwäbischen Heiland.

Die Ueberlinger, als sie die That ihres Landmanns vernommen, und das erbeutete Siegeszeichen gesehen, beschlossen einmüthiglich, eine fromme Stiftung zu machen und sie erbauten eine Feld-Kappel am See, wo der Spieß aufgehängt werden sollte zum ewigen Andenken. Die Kappel aber wurde erbaut zur Ehre des Erlösers, und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu machen, sieben Ellen hoch; das that er, und auf das Gestell schrieb er mit vergoldeten Buchstaben: Heiland der Welt. Aber die Ueberlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen, sondern, da der Herrgott den sieben Schwaben geholfen hätte aus ihren Aengsten und Nöthen, so solle er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es denn auch. Der Sechaas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein, und wurde ein Klausner; und es kamen viele Pilgrime nach Ueberlingen, denen der Klausner die Geschichte der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weßhalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Und der schwäbische Heiland war zu derselbigen Zeit so berühmt, als der grose Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg aber wurde die Kappel zerstört, und die Schweden haben das Siegeszeichen mit sich fortgenommen.

Das letzte Kapitel, womit aber die Geschichte von den sieben Schwaben noch nicht aus ist.

Was aus den andern Gespanen geworden, und welche Abenteuer insbesondere der Spiegelschwab noch weiter gehabt, davon handelt ein eigenes Büchlein. Hier sey nur vom Blitzschwaben in Kürze gemeldet, wie daß der Spruch der Zigeunerin an ihm nicht wahr geworden sey, sondern es ist gerade das Gegentheil geschehen, denn er hatte ihren bösen Zauber zerstört. Und er ist, versprochenermaßen, dem Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck auf die Kirbe gekommen, und sie sind Mann und Weib geworden, und haben viele Kinder erzeugt, und ein langes, langes Leben geführt in Fried und Einigkeit. Und der dieß schreibt, stammt von ihnen her, und sie sind seine Guk-Guk-Aehnle gewesen.

Bemerkungen.

I.

Bemerkungen zur Geschichte des ewigen Juden.

Wenn die Geschichte des ewigen Juden, eine der ältesten Volkssagen, *) die vielleicht an volksthümlicher Celebrität keine ihres Gleichen hat, außer etwa die Volkssage von Faust, dessen ungeachtet ungleich seltener poetisch aufgegriffen und behandelt worden ist, als die letztere: so müssen wir wohl den Grund zunächst in dem Umstande suchen, daß die Idee eines Faust von Anfang schon einen historischen Leib erhalten, und durch reichliche Nahrung an romantischen Abenteuern sich groß gebildet hat, während die Legende von dem ewigen Juden eben nur einfältige Legende geblieben ist, und als eine beinahe heilige Ueberlieferung zu jenen frommgläubigen Zeiten jede poetische Erweiterung und Ausschmückung als profanirend zurückgewiesen hat.

Doch hat diese Sage (so viel uns bekannt) bereits schon im 16ten Jahrhundert einen Bearbeiter gefunden (s. Rochs Compendium), und ist als Volksbuch, nebst so vie-

*) Laut der Notiz vor einer altenglischen Romanze in den Reliques of ancient english Poetry. Francfort 1805. Vol. II. p. 245 war diese Sage z. B. in England schon im Jahre 1228 bekannt.

len andern, bekannt und beliebt geworden. Originale hiervon werden heutiges Tags wohl nur sehr wenig mehr aufzutreiben seyn, da das Buch bei weitem nicht das Glück gemacht zu haben scheint, wie andere, besonders komischen Inhalts. *) Reinhardt, in seiner Romanenbibliothek (Bd. 8 — 12) hat hievon einen verhochdeutschten Auszug geliefert; und wenn nun freilich diese Copie dem Original auch nur in den wesentlichsten Zügen getreu geblieben ist, so war jene Arbeit nichts weniger, als eine volksthümliche, sondern vielmehr das Gegentheil — einerseits ohne reges Leben und tiefen Geist, anderseits prunkend mit historischen Daten, um die, als solche, das Volk sich am wenigsten bekümmert, sondern sie vielmehr als lastig von sich weis't. Kurz, man findet darin ein historisches Compendium, das noch überdieß mehr als ein zufällig zusammengeflicktes Aggregat, denn als ein, auf die Personalität des beobachtenden Helden Bezug habendes, und seine außerordentliche Individualität heraushebendes System genommen werden kann.

*) Man darf mit diesem Volksroman nicht ein anderes Büchlein verwechseln, das den Titel führt: „Bericht von einem Juden aus Jerusalem, mit Namen Ahasverus, welcher vorgibt, er sey bei der Kreuzigung Christi gewesen, und bis hieher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden" — was noch vor nicht gar vielen Jahren in unsern Landen als Volksbuch Umlauf hatte, mit Recht aber, weil es auf historische Wahrheit Anspruch machen wollte, und anderer unziemender Beilagen wegen, als dumm abergläubisch verboten wurde.

Und doch möchten wir dieses alte Volksbuch, auch in dem dürftigen, verhochdeutschten Auszug, noch ungleich höher stellen, als das jüngste Product, das freilich auf wälschem Boden gewachsen ist. Es ist die „Geschichte des ewigen Juden, von ihm selbst beschrieben.“ (Aus dem Französischen, Gotha 1821.) Das Werk enthält nur einen kurzen, magern Abriß seiner Reisen von Anno 33 nach Christi Geburt bis auf das Normaljahr 1789, und man glaubt eben nur einen Pariser roué zu hören, der die Welt aus langer Weile durchwandert hat, um sich mit flüchtigem Beobachten zu amüsiren, und um andere, bei guter Gelegenheit, mit leichtfertigem Erzählen zu amüsiren. Dessen ungeachtet wurde das schlechte Product für würdig befunden, ins Deutsche übersetzt zu werden. Denn was wird nicht ins Deutsche übersetzt?

Praamatischer, als die beiden angezeigten, aber nicht bloß unpoetisch, sondern sogar antipoetisch sind die „Briefe des ewigen Juden,“ 3 Thle. 1791. (Utopia, gedruckt mit scharfen Lettern.) Man findet darin eine Sammlung aller der gemeinen Vorurtheile und aberglaubischen Meinungen, aus der Krambude der wohlfeilen Aufklärung jener Zeit. Das Werk würde hier deßhalb keine Erwähnung verdienen, wenn es nicht vielleicht einst einem künftigen geistreichen Bearbeiter der Sage dienen könnte, zur Fundgrube von Meinungen, die, Gottlob, schon heutiges Tags wieder zu den obsoleten gehören — einem Bearbeiter, meinen wir, der den ewigen Juden (nach Goethe's bekannter Andeutung) im Gegensatz der Begeisterung und himmlischen Ver-

läugnung des Heilandes, als eine kalt prüfende, nur den augenblicklichen Vortheil berechnende, prosaische Person nehmen, und nach dieser Muster-Idee dessen Charakter durchführen würde. Ja, wenn man diese Idee, — freilich gegen den Willen und ohne Verdienst des Verfassers — nämlich den Geist der gemeinhin verneinenden Prosa, in das, übrigens ganz geistlose Buch hineinlegt, so mag der Charakter — hier der Autor — als ein gemeiner Stock- und Schacher-Jude, der mit dem Trödel aus der gesammten heiligen und Profan Geschichte Handel treibt, immer noch zu nicht geringer Ergötzlichkeit dienen.

Außer diesen romanhaften (nicht romantischen) Bearbeitungen wären wohl noch viele andere aufzuzählen, worin jene Sage unter verschiedenen Ansichten aufgegriffen und in besondern Formen dargestellt wurde. So kennen wir alle Schubarts Gedicht; und als ein Dithyrambus aus dem Munde dieses antichristlichen Prometheus verdient es sicherlich große Beachtung, wenn auch die Anschauung eines solchen wildverzerrten Gegenstandes, einer so zermarterten, ohnmächtig leidenden sittlichen Natur eher Abscheu (vor dem Richter) als Mitleid (gegen den Verurtheilten) erwecken, und darum alles rein poetische Gefühl vernichten möchte. — Wahrhaft poetisch und zugleich sittlich- und religiös-bedeutend erscheint diese Gestalt in A. W. Schlegels Romanze, welche die Aufschrift „die Warnung" führt (Gedichte Th. 1. S. 196). Obgleich nur als eine vorübergehende Erscheinung macht sie, mit ihrem tiefen und feierlichen Ernst, als Gegenstück zur frivolen Ansicht und Hand-

lung des gemeinen Lebens, eine groſse Wirkung, so wie denn auch die einfache und doch groſsartige Schilderung des ewigen Juden in den zwei Versen:

Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben,

von einer erschütternden Wahrheit ist. —

Befriedigend, besonders für das sittlich religiöse Gefühl ist auch die Novelle von Franz Horn. Obwohl hier der ewige Jude als eine beinahe gespenstische Erscheinung in die Mitte einer stillen, glücklichen Familie tritt, und (dem Anscheine nach) durch seine Anwesenheit den Tod, wie eine verpestende Person, hineinbringt, so weiß doch der Dichter über die ganze düstere Erzählung eine milde Wehmuth zu verbreiten, die sich zuletzt wohl gar in ein sanftes, schönes Himmelblau auflöset, wiefern der Schrecken aller Schrecken als eine wahrhafte Wohlthat erscheinet. — Von Klingemanns dramatischer Behandlung des ewigen Juden wollen wir nicht reden, da unsere Leser, wenn sie zugleich Theaterliebhaber sind, den Geist dieses Autors schon aus dessen „Faust" kennen werden.

Was nun endlich die von uns mitgetheilte Geschichte anbelangt, so wird wohl ein strenge kritisches Urtheil nur dann erst zu fällen seyn, wenn wir uns vorläufig über den Standpunkt verständiget haben werden, unter welchem man die Legende vom ewigen Juden zu betrachten habe.

Diese Sage steht, gegen die übrigen zusammen gehalten, in dem doppelten Nachtheil: erstlich in der Armuth des durch die Ueberlieferung gegebenen Stoffes,

sodann aber auch, wenn der Stoff selbst zu erfinden steht, in dem großen Umfang des historischen Rahmens, der diesen Charakter einschließen soll. Wir haben bereits an den Beispielen gesehen, wie weit sich einige Bearbeiter dieser Sage in letzterer Hinsicht von ihrer ungeregelten Phantasie haben irre führen lassen, indem sie eben nur den Rahmen ausschmückten mit historischen Fragmenten, aber das Bild selbst, den Charakter bedeutungslos hinstellten, und mehr eine Geschichte lieferten, als ein Gedicht, ohne eine die Data befruchtende Idee, und eine durch Handlungen sich charakterisirende Person . . . Auf der andern Seite aber liefert die Legende, als gegebene Sage, keinen Stoff, den der Dichter bearbeiten und in ein großes Gemälde ausbreiten konnte. Sie hat sich nie recht lebendig gestalten wollen, hat nie (poetisch) Leib und Leben angenommen, und steht bloß da, als der, zwar unverwesliche, Leichnam einer uralten Tradition. Und gerade die historischen Data, welche man zu verschiedenen Zeiten von der Erscheinung dieses sonderbaren Wesens haben und geltend machen wollte, trugen zur Bereicherung des poetischen Materials nicht nur nichts bei, sondern schadeten vielmehr wesentlich und hinderten jede Gestaltung innerhalb eines beliebigen Umrisses, der nun nothwendig, um das Volk für die Wahrheit zu gewinnen, sich bis auf die Gegenwart herauf ausdehnen mußte.

Dessen ungeachtet muß man doch gestehen, daß die einfaltige Legende, wie sie uns überliefert worden, ein fruchtbares Samenkorn ist, aus dem ein großes, kraftiges poetisches Gewächs sich entwickeln kann, sogar in

man

mannichfaltiger Form. Nur müßte es für die Dichter allererſt Grundregel ſeyn: die chriſtliche Idee obwalten zu laſſen, und den Charakter des Juden in ſteter Beziehung zu jener Handlung, wovon die Legende Meldung thut, zu erhalten. Ob nun der Charakter in dieſer Beziehung abſtoßend, und im Gegenſatze zur chriſtlichen Geſinnung (wie Goethe vorſchlägt), oder ſich allmählich annähernd zu derſelben, und zuletzt ſich ausgleichend gedacht werde, wie in der von uns mitgetheilten Geſchichte, das mochte gleich viel gelten, weil das Motiv zu dieſer wie zu jener Verfahrungsweiſe ſchon in der Grundidee liegt. In dem (oben in der Note angezeigten) „Bericht von einem Juden aus Jeruſalem," wird Ahasverus wirklich als recht chriſtlich geſinnt bezeichnet; er beſucht die Kirche, hört der Predigt zu, erbittert ſich heftig, wenn er fluchen hört, und iſt überhaupt fromm und gottesfürchtig. *) Das Volk, ſcheint es, hat ſich daher für die anti-Goethe'ſche Vorſtellungsart entſchieden. Dagegen aber möchte für die gelehrte und gebildete Claſſe die Goethe'ſche Vorſtellungsart angemeſſener und eindringlicher ſeyn, wie denn wirklich auch

*) So auch in der von Weſtenrieder (Beiträge X. S. 161) mitgetheilten Notiz, welche beſaget: der ewige Jude ſey im Jahre 1721 nach München gekommen, und habe gar andächtig vor dem Crucifix am Gaſteig gebetet. — Deſgleichen in andern ältern Sagen: S. Reliques of ancient english Poetry. Laut der vorausgeſchickten Notiz legt ihm die Sage in der Taufe den Namen Joſeph bei.

bereits ein geistreicher Mann *) in der Form einer Parodie jenes „Berichtes" eine eindringliche Satyre auf die ewigen Juden unter uns gemacht hat, die „immer nur fortschreiten, fortschreiten wollen — wohin? darauf kommt's nicht an, wenn nur nie stille gestanden wird;" und „die nun nahe daran sind, den Grundsatz aller Wissenschaft ein- und durchzuführen: Man kann nicht wissen, ob man nicht wissen könne, man wisse nichts" — Wie gesagt: für das gemeine Volk paßt mehr der poetische, christlich gesinnte, für die gebildete Classe aber der prosaische ewige Jude.

Nach dieser vorläufigen Erörterung wird es den Lesern leicht seyn, ohne daß es ihnen erst noch gesagt zu werden braucht, über die mitgetheilte Erzählung das richtige Urtheil zu fällen. Ich habe ihnen einzig nur noch von der Quelle zu referiren, woraus ich sie, wie sie vielleicht, geschöpft habe. Es war meine Amme, welche sie mir erzählt hat. Hat die Geschichte daher einiges Verdienst, so muß man es lediglich jener Mährchen-Erzählerin (outrix poetica) auf die Rechnung schreiben: aber dann bitte ich, auch die Unrichtigkeiten, Anachronismen, und andere dergleichen Fehler, die in der Erzählung vorkommen. Ich halte es für meine Pflicht, sie so zu geben, wie ich sie empfangen habe; und das Einzige muß ich nur bedauern, daß ich sie, zu allgemeiner Verständlichkeit, in die hochdeutsche Mundart übersetzen mußte, als in welcher sie nicht erzählt worden ist, son

*) Gesammelte Blätter von Johannes Nariskus. Sulzbach 1838.

dern in der gemeinen oberdeutschen Mundart, voller volksthümlichen Idiotismen.

II.

Bemerkungen zu den erbaulichen und ergötzlichen Historien.

„Der gemeine Mann fordert auch seine Schriftsteller, und zwar solche, die sich seinen Vorurtheilen bequemen," sagt J. G. Hamann (sämmtliche Werke Th. III. S. 103). Die Worte des nordischen Magus sind bekanntlich geflügelte Pfeile, die tief eindringen in Herz und Haupt, so daß man ihrer nicht mehr so leicht los wird. Seine Sprüche haben die geheimnißvolle Kraft und Tiefe der Orakelsprüche; sie erregen eben so sehr das Gelüste des Gemüthes, als sie die Thätigkeit des Verstandes in Anspruch nehmen. — Ich beschloß sogleich, ein Volksschriftsteller zu werden. Denn sprach ich zu mir selbst, und glaubte mir sehr — es gibt Bücher, die ich zu schreiben im Stande bin; und ein Volksbuch kann niemand schreiben, als — meinesgleichen.

Indem ich nun aber des Hamannischen Satzes zweiten Satz näher ins Auge faßte, fand ich ihn je dunkler und zweifelhafter, als ich ihn genauer erwog und tiefer in ihn einzudringen versuchte. „Er, der Volksschriftsteller, soll sich den Vorurtheilen des gemeinen Mannes bequemen?" Das ist ja, dachte ich, eine esoterische und wahrhaft ketzerische Lehre, in theoria und

in praxi gleich verdammlich und verderblich. Ich schlug sämmtliche Pädagogiken des aufklärenden und aufgeklärten Jahrhunderts nach, und ich traf in allen das Kapitel de exstirpandis praejudiciis als einen stehenden Artikel. Ich durchblätterte nochmal, im Geiste, die belletristischen Volksschriften; da fand darin wohl seiten- und hegenlange Steppen, aber kein einziges, noch so winziges oder auch unschuldiges Unkräutlein der Art. Bei solchen Widersprüchen, was soll da der Mensch denken? Ohne Zweifel nichts, sondern lediglich dem Zuge seines Herzens folgen. Ich liebte den Mann sehr, darum glaubte ich ihm. Vielleicht, dachte ich hinterher, vielleicht hat der Magus auch hierin, wie in so vielen andern Dingen, Recht gehabt gegen sein Jahrhundert. Kurz, der Autoritätsglaube hob mich auch über diesen Stein des Anstoßes hinweg. Allein — wie es bei tief eingreifenden Verdrehungen zu geschehen pflegt — es ergab sich alsbald ein weiterer, noch größerer Anstand. „Ich, der Volksschriftsteller, soll mich also den Vorurtheilen des gemeinen Mannes" bequemen! Recht! Wie aber, wenn nun der „gemeine Mann," der Mann unserer Zeit, seine Vorurtheile mehr hätte, denen man sich bequemen könnte? Die Zeiten sind vorbei, wo Hexen und Gespenster, Träume, Zeichen und Anmeldungen, hundert andere Dinge unter dem gemeinen Volke als patentirte Glaubensobjecte galten, und welche folglich dem Volksschriftsteller zu seinen Dichtungen und Täuschungen willkommenen Stoff boten. In unsern Tagen aber, wer glaubt noch an solche Albernheiten? Nicht einmal ein Kind, geschweige ein Mann, höchstens nur hie und

da alte Weiber, die aber, als „weise Frauen", eben ein Volksbuch nicht lesen mögen. Woher also, bei solchen aufgeklärten Aspecten, das Element des Aberglaubens holen? wie sich den Vorurtheilen bequemen, wo überall keine sind? So fragte ich den Autor, und — beschwor ihn. Der Magus erschien, im bekannten Negligé, mit der Schlafmütze auf dem Haupte, und in buntgestreiftem Schlafrocke. Nach dem gewöhnlichen Geistergruße fragte er mich: was ich wolle? „Vorurtheile", antwortete ich, indem ich zugleich auf die Stelle im Buche hinwies. Da lächelte er und sprach: „Was brauchst du da lange zu suchen? Es steckt ja deine eigene Haut voll von Vorurtheilen; greif nur darnach." Diese Rede verdroß mich schier; doch faßte ich mich als ein Mann von feiner Lebensart. Er aber fing nun an mit mir förmlich den Katechismus durchzunehmen, den kirchlichen und den politischen (ältern Stils), und fragte bei jedem Punkte: Glaubst du u. s. w. „Ja, ich glaube u. s. w.," antwortete ich zu allem. „Sieh nun (schloß er endlich seine Katechese), dies alles und noch mehr gilt bei einem verehrlichen gebildeten Publicum aus allen Ständen als Vorurtheile des „gemeinen Mannes." Engel und Teufel, Himmel und Hölle, mitunter Gott selbst, werden in jenem aufgeklärten Kreise nur noch als seltsame Antiquitäten geachtet, als historische Reminiscenzen geduldet, als poetische Fictionen gebraucht und benützt." „Ei! — rief ich aus und rieb mir vor Freuden die Hände — so hat denn heutzutage ein Volksschriftsteller noch leichteres Spiel, als je zu einer andern Zeit?" „So ist's, antwortete er; alles positive Element,

was ehedem als wahr, hehr und heilig gegolten, es hat sich in den Augen derer, die nicht gemeine Leute sind oder sein wollen, zu einem vom Erdichteten, Abergläubischen, Poetischen umgewandelt, und der religiöse und politische Codex der ältern Zeit ist zu einer reichen, unerschöpflichen Fundgrube geworden, von Mährchen, Fabeln und Parabeln, von Gedichten aller Art." Ich wollte den Mann voll Dank und Freudengefühl umarmen; er aber, ein Feind aller Complimente, ließ es nicht zu, sondern verschwand.

Das „Volksbüchlein" war fertig, noch ehe ich eine Feder angesetzt hatte. Ich durchlas nur einige Folianten und einige Dutzend alter, bestaubter Octav- und Duodezbände, und excerpirte sie. Denn ich dachte so: Willst du volksthümlich, d. h. den Vorurtheilen des Volks gemäß schreiben, so mußt du eben den Stoff sowohl aus einer Zeit nehmen, wo die Vorurtheile noch in voller Blüthe waren. Und ich täuschte mich auch nicht; ja ich selbst verfiel mich allmählich und unbewußt so sehr in diese alterthümliche, obsolete und crude Art- und Darstellungsweise unserer schlichten und steif und festgläubigen Aeltervväter, daß ich Gefahr lief, ein gut Theil meines gebildeten Geschmacks mit sammt dem Reste meiner Denkgläubigkeit einzubüßen. Und wahrlich — ich spreche in vollem Ernste, meine gebildeten Damen und Herren! — in den Schriften jener Männer aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, zumal auch in den ihrem Lehrvortrage eingestreuten Historien und Fabeln herrscht eine Frische und eine Jugend, die, wie die Linamente und Farben auf altdeutschen Gemäl

den, keine Zeit verwischen kann, während so viele neuere Erzählungen der Art beim Volke keine Aufnahme finden, oder doch bald wieder in Vergessenheit kommen. Der Grund dieser Erscheinung ist derselbe, wie in Ansehung der Sprüchwörter, welche von den Moralien und Sentenzen der neuern Volkslehrer, ungeachtet der Feinheit des Sinnes und der Glätte des Ausdrucks, nicht verdrängt werden können. Sie sind nämlich aus dem Volke hervorgegangen, und darum bleiben sie auch beim Volke in Gunsten; als ächten Kindern des Volksgeistes ist ihnen die Heimath für immer zugesichert. Ueberhaupt standen die Männer, denen die Volksbildung anvertraut war, und von denen auch wohl jene tiefsinnigen und doch einfach lautenden Sprüche und Historien erfunden und verbreitet worden sind, dem Volke ungleich näher, als die heutigen Schul- und Kanzelleute; ja sie gehörten selbst zum Volke, und verkündeten in der einfältigen Weise des gemeinen Mannes die hohen Gedanken ihres Geistes. Und eben darum fanden ihre Lehren und Gleichnisse auch sogleich Anklang in den Herzen jener Leute, und blieben ihnen lieb und unvergeßlich; so wie es wohl auch uns selbst erzeht, daß z. B. eine innig erdachte und einfach gesetzte Tonweise sich unserm Gemüthe sogleich für immer einprägt, während andere künstlich durchgeführte und verzierte Melodien unserm Gedächtnisse bald wieder entschwinden. — Dasselbe Lob verdient auch der Vortrag in den besiern Schriften jener Zeit. Es spricht uns ein so gesunder Menschenverstand in einem so einfachen Ausdrucke daraus an, daß man sie, je näher man sie betrachtet,

deſto mehr lieb gewinnen muß. Wir gewahren an ihnen (um unſere Meinung bildlich zu bezeichnen) eine Dürer'ſche Manier, zwar das Eckige und Schroffe, aber zugleich auch das Einfach-Kräftige und Mild-Starke, das in den Werken jenes Meiſters liegt. Und wie dieſer Künſtler ſich mit Recht rühmte, daß er mit wenigen Farben ein ſchönes Bild zu malen verſtünde, ſo auch die Meiſter im Styl, die ſeine Zeit hatte. Auch ihre Schriften waren und ſind noch claſſiſch, in ihrer Art. Wer dieſe Behauptung übertrieben findet, der verſuche es einmal, eine jener alten Hiſtorien, in der einfachen alten Sprachweiſe erzählt, in das heutige vornehme hochdeutſch zu überſetzen, und ſehe dann, wie unbeholfen und geſchmacklos ſich das Ding ausnimmt. Oder er wage — ich ſetze aber voraus, er ſey ein ſehr geleſener Schriftſteller — jene alterthümliche Manier in irgend einer Erzählung oder Abhandlung nachzuahmen, und er wird erfahren, daß es eines ganz eigenen Geiſtes, nicht bloß alter Wörter und Satzformen, bedürfe, um gemein deutſch und wahrhaft populär zu ſchreiben.

Philologen kommender Jahrhunderte mögen übrigens entſcheiden, und daran eben ſo ſehr ihre Beleſenheit, als ihren Geſchmack erproben: welche von den mitgetheilten Hiſtorien wörtlich aus jenen alten Büchern entnommen worden ſeyen. Geſtehen will und muß ich jedoch, daß ich die meiſten, in denen ſich eben ein poetiſcher Keim vorefunden, in meinen Garten verpflanzt, und (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt) zu veredeln verſucht habe. Einige wenige ſind auch darunter, die, meines Wiſſens, von mir ſelbſt erfunden, erdacht und gedichtet

worden. *) In diesen, wie in jenen Erzählungen, die offenbar das Gepräge eines neuern Styls an sich tragen, wird denn freilich dem Leser sogleich ein uns allen bekanntes und beliebtes Vorbild einfallen, das sich der Herausgeber bei seinen Nachbildungen vorgesetzt zu haben scheint. Die Nachahmung eines solchen Musters könnte ihm auch nicht zum Tadel, und die glückliche Nachahmung müßte ihm sogar zum größten Lobe gereichen. Denn er hätte dann die Natur selbst nachgeahmt. So muß ein Volksschriftsteller schreiben, wo der Inhalt und die Absicht nicht geradezu simple Prosa verlangt, sondern auch poetische Ausschmückung erfordert oder doch zuläßt. Und wahrlich, diese Classicität in Anlegung und Ausführung der Vorträge, daß sie den Verstand und das Gemüth des Naturmenschen lebendig ansprechen, diese Popularität des Ausdruckes besitzt Hebel in einem außerordentlichen Grade. Er trifft immer und sicher den rechten Ton, der in dieser oder jener Erzählung vorherrschend seyn sollte, und weiß hier liebliche Heiterkeit zu verbreiten, dort zarte Empfindung fürs Schöne und Gute. Er scherzet überaus gern, und die neckischen Einfälle mengen sich überall in die Unterhaltung, wie liebe Kindlein gern drein plaudern in das Gespräch des Großvaters, und durch ihre Naivetät gefallen. Nur wo es Noth thut, lehrt er, und dann allzeit kurz und gut. Sein Witz ist natürlich, seine Laune fröhlich, seine Satyre gutmüthig, und

*) Nro. 60. „Ei so lüg" ist ein Plagiat aus der Torfzeitung" Anm. des Setzers.

seine Empfindung wahr. Bei aller Mannichfaltigkeit der Materien tritt ein stehender Charakter hervor — der zum gemeinen Manne sich freundlich herablassende, mit dessen ganzer Denkweise vertraute, bei Scherz und Ernst sich gleichbleibende, achtungswerthe Hausfreund. Und so denn auch die Sprache. Man hört einen Gebildeten reden, aber mit Beziehung auf den Leser, der ihn verstehen und liebgewinnen soll. Seine Worte sind ungesucht, und seine Sätze einfach und kurz, auf daß sie dem Geistesauge des gemeinen Mannes übersichtlich seyen, der in periodis sich nicht geübt hat, und nicht einmal an periodos gewöhnt ist. Er ist reich an Bildern und Figuren; aber er wählt Bilder, die aus dem gemeinen Leben entnommen sind, und Figuren, wie sie wohl der gemeine Mann selbst — denn auch der ist ein Redekünstler in seiner Sprache — natürlich gebraucht. Wie der gemeine Mann, ist er ausführlich, wo das Interesse der Handlung steigt, und redselig bei guten Thaten und lustigen Schwänken. Die Fehler des Ausdruckes selbst benutzt er meist zu Tugenden. Bei aller äußern, scheinbaren Lockerheit in den Sätzen und Satzreihen, die keine künstliche Fügung zulassen, herrscht doch der bündigste innere Zusammenhang; der aufmerksame Geist wird sanft über die vorbereitenden Stellen hinweggehoben, leicht und sicher in die Mitte der Erzählung eingeführt, und mit dem Schlusse ganz befriedigt gelassen. So kommt es denn, daß seine Erzählungen — ich rede immer nur von den mehr ausführlichen, die einer poetischen Darstellung fähig waren — von dem Gebildeten, wie von dem Ungebildeten mit gleicher Zu-

friedenheit geleſen werden. Wenn dieſer die Rede eines Mannes gern vernimmt, der ihm etwas Trauliches in ſeiner Art ſagt, und nicht ſatt werden kann in der Anſchauung des lieben, vornehmen Herrn, der ſich herabläßt zu ſeinem bl[illegible]n Verſtande und harten Gemüthe, ja ſogar zu ſeine[illegible] kindlichen Neigungen und gemeinen Späßen: ſo leiht ihm dagegen auch der andere gern ſein Ohr, weil er ſich auf eine wunderbare Art, gleich einem ſanft Träumenden, in eine Region des Denkens und Sinnens verſetzt fühlt, die ihn anheimelt und ſehnſüchtig macht, wie die verlorne Jugend in Stunden glücklicher Erinnerung.

III.

Bemerkungen zu den Abenteuern der ſieben Schwaben.

Die Geſchichte von den ſieben Schwaben, welche zuſammt mit einem Spieß auf einen Haſen losgehen, hat ſeit undenklichen Zeiten in ganz Deutſchland eine Berühmtheit bekommen, wie kaum eine andere Sage. Das drollige Abenteuer ging nicht nur, im Gedächtniß des Volkes, von Mund zu Mund bis auf unſere Zeiten herauf*), ſondern es wurde auch durch die Schrift, den

*) Das, unſers Wiſſens älteſte, hieher bezügliche, ſchriftliche Document ſteht in Wilhelm Kirchhof's Wendunmuth d. i. 450 züchtige Hiſtorien Frankf. 1589. —

Pinsel und den Grabstichel*) vielfältig dargestellt, und gleichsam verewigt. Ja, ich wüßte kein ähnliches Abenteuer, das eine so poetische und philosophische Bedeutung unter uns erhalten hätte, als der Kampf des ehrlichen Ritters aus der Mancha gegen die Windmühlen; wie denn (um nur Ein Beispiel der Art anzuführen) selbst der tiefsinnige Hamann Gelegenheit fand, in einem Briefe an Fr. H. Jacobi **) diese Sage unter seine divertissements philosophiques einzumengen.

Die Veranlassung zu dieser Erdichtung — denn dafür müssen wir sie doch gelten lassen — mag, wie bei ähnlichen Fällen, in dem Charakter des Volkes selbst zu suchen seyn. Die Männlichkeit der Schwaben einerseits, anderseits ihre Treuherzigkeit mochten wohl irgend einem „Fatzvogel" den Einfall gegeben haben, das Uebermaß der erstern, den Hang zu eiteln Abenteuern, und den Adel der letztern, einen guten Grad von Verstandesbeschränktheit, dem Spotte Preis zu geben, und den Ruhm der tapfern und ehrlichen Schwaben dadurch zu läutern und zu reinigen, daß er nicht in Ei-

---

den Schwank hat auch die Volkspoesie unter ihre Possenspiele aufgenommen. Siehe „des Knaben Wunderhorn" Th. II. S. 443.

*) Das Gemälde auf dem Rathe zu München, dessen in unserer Geschichte Meldung geschieht, datirt sich v. J. 1574. — Eines Holzschnittes v. J. 1488 erwähnt von der Hagen in seinem „Narrenbuch" S. 494.

**) Jacobi's S. W. IV. 3. S. 214.

teikeit ausarte *). Ja, wenn man den Urſprung und die Fortleitung ähnlicher Geſchichten von ſogenannten Schwabenſtreichen bedenkt, ſo kann man ſogar mit der

*) Ueber den Muth und die Tapferkeit der Schwaben war von jeher, im Ernſte, nur Eine Meinung unter ihren deutſchen Genoſſen. Es iſt bekannt, daß ſie von Alters her das Recht beſaßen und ehrenfeſt behaupteten, in den Schlachten des deutſchen Reiches den Kampfreihen zu eröffnen, und noch bei der Krönung Friedrichs des Dritten zu Rom übten ſie dieß ihr altes Recht aus, die St. Georgs-Fahne voraus tragend (Epitome laudum Suevorum bei Goldaſt). — Aber auch ſonſt galten die Schwaben als kampfgerechte und kampffertige Männer. Johann Agricola nennt ſie irgendwo „Kaufbolde und große Hanſen, als die nahe bei der Schweiz wohnen.“ Auch von ihrer Weisheit und Wiſſenſchaft muß man ſchon zu jenen Zeiten große Meinung gehabt haben. Sebaſtian Frank ſagt von ihnen: „Die hungrigen und dürre Schwaben, und die nüchternen Itali und Saraceni ſind ſubtil und hohe Künſtler in allen Künſten, und nit die vollen matten Wein- und Bierzapfen.“ Und anderswo: „Das hungrig Schwabenland, item das arbeitſelig Niderland gibt mehr Künſtler, dann alle volle Lande und Leute.“ (Sprichwörter, Frankf. 1601 pag. 210 u. 216). — Wie Schwaben damals als „Hungerland“ gelten mochte, iſt ſchwer zuſammen zu reimen mit jener Stelle aus „Reineke Fuchs“ VI. Geſang (nach Goethe'ſcher Ueberſetzung):

Laßt uns nach Schwaben entfliehn! — —
— — — Hilf Himmel! es findet
Suße Speiſe ſich da und alles Guten die Fülle!

größten Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß diese Sage auf schwäbischem Boden selbst gewachsen, und ursprünglich vielleicht nur irgend einer Gemeinde oder einem Gau zum Trutz erdacht worden sey. So viel ist gewiß, daß noch im Verlauf des vorigen Jahrhunderts der beliebte schwäbische Volksdichter Sebastian Sailer *), nicht nur diese, sondern auch andere, den Muth und Verstand seines Volkes eben nicht besonders rühmende Sagen zur Ergötzlichkeit seiner eignen Landsleute dichterisch (in seiner Art) bearbeitete und zum Theil in Druck ausgehen ließ **). Diese Erscheinung kann wenigstens demjenigen nicht auffallend seyn, welcher weiß,

---

*) S. dessen „Schriften im schwäbischen Dialekte," gesammelt und mit einer Vorrede versehen von Sixt Bachmann. Buchau 1819.

**) Eine andere Bearbeitung dieser Sage, in gereimten Versen, erschien im J. 1783 zu Nördlingen, unter dem Titel: Heldenmäßige und weitberühmte Haasenjagd der sieben ehrlichen Schwaben, beschrieben von einem unwürdigen Landsmann schwäbischer Nation." (1 Bog. in 8°). Am Schlusse heißt es:

Willst wissen, wer ich sey.
Ein Schwab bin aus dem Ries,
Mein Nam steht auch hierbei,
Ich schreib mich Kiamgis.

Auch Heinrich Bebel, ein Würtemberger, spielte seine Facetien damit. Ueberhaupt sind alle älteren Geschichtbücher voll von solchen ähnlichen drolligen Begebenheiten, welche die pinselhafte Schwabeneinfalt (freilich auch anderer Nationalen) darstellen.

daß gerade ein Volk, wie ein Individuum, welches der eigenen Tüchtigkeit und Würdigkeit sich ganz bewußt ist, am wenigsten Anstand nimmt, sich selbst gutmüthigem Spotte Preis zu geben, während der, dessen Tugend und Einsicht von zweideutiger Art ist, mit Eifersucht für die Ehre bis auf den kleinsten Punkt wacht, und leicht in seiner Eitelkeit verletzt werden kann.

Für jeden Fall ist diese Sage von einer sinnvollen Bedeutung und einer sehr ergötzlichen Art, so daß es wohl der Mühe lohnte, wenn der Herausgeber die Spur derselben nach allen Seiten hin verfolgte, und, was er in schriftlichen Denkmalen davon fand, oder in mündlichen Ueberlieferungen vernahm, aufzeichnete. Da ward es ihm aber bald wahrscheinlich, daß jene Thatsache nicht so isolirt dastehen könne, sondern wohl nur die Haupthandlung in einer Reihe von Abenteuern bilde. Diese Muthmaßung rechtfertigte sich schon dadurch, daß die sieben Helden, wie sie gewöhnlich nach ihren Spitznamen bezeichnet werden, aus verschiedenen Gegenden Schwabenlands zusammen kommen, das wohl erst nach langen Umschweifen, vorgängigen Einleitungen und gelegentlichen Zwischenacten geschehen mochte. Sodann dichtet die mündliche Volkssage wirklich den sieben Schwaben noch so manches andere Abenteuer an, z. B. wie sie durch das blaue Meer schwimmen, u. a. Auch ist jene Handlung selbst poetisch großartig genug, daß sich gar noch viele andere an sie anknüpfen lassen, ohne ihrer Originalität und ihrer äußern und innern Bedeutsamkeit Schaden zu thun.

Die Hoffnung, einen solchen Fund zu machen, war

freilich gering: wenigstens mußte auf die Meinung Verzicht gethan werden, daß irgend einmal ein solches Volksbuch vorhanden gewesen sey, da selbst Görres in seiner Literaturgeschichte „deutscher Volksbücher" davon nicht eine Silbe Meldung thut. Der Zufall war jedoch günstig. Es fand sich unter vielen andern Manuscripten unbedeutenden Inhalts, welche wahrscheinlich aus irgend einer aufgelöst'ten schwäbischen Reichsabtei in die dritte und vierte Hand gekommen waren, ein Manuscript vor, des Titels und Inhalts, wie es nun dem geehrten Leser gedruckt vorliegt.

Leider ist aber die Handschrift, wie sie auf uns gekommen, unvollständig, und die Geschichte bleibt daher so lange mangelhaft, bis der Zufall etwa ein anderes Exemplar dem Herausgeber in die Hände spielt *). Auch, scheint es, ist das Manuscript aus einer neuern Zeit, die Copie einer andern fehlerhaften Copie, und man be-

*) In weitern Nachforschungen des Herausgebers seit d. J. 1827, wo die erste Auflage des „Volksbüchleins" erschien, ist es wirklich gelungen, ein anderes, dem Anschein nach vollständiges Exemplar dieser abenteuerlichen Geschichte zu entdecken, und es wurde nach diesem Texte bereits i. J. 1832 eine „Ausgabe zunächst für Kunstfreunde" mit zehn lithographirten Abbildungen, nach Zeichnungen von J. Fellner, veranstaltet. Seit der Zeit — wie es den emsigen Forschern zu geschehen pflegt — haben sich noch Fragmente eines dritten Exemplars vorgefunden; und wir entsagen nicht aller Hoffnung zu fernern Entdeckungen, die wir denn zu seiner Zeit mitzutheilen nicht ermangeln werden.

bemerkt beinahe auf jeder Seite Spuren einer modernen Ueberarbeitung in der Wahl der Wörter und in der Folge der Sätze *). Dessen ungeachtet, und obgleich diese volksthümliche Sage in dieser unvollkommenen Gestalt für die Wissenschaft der Sprache und für die Geschichte der Sitten nur einen sehr untergeordneten Werth haben mag: so hielt man die Bekanntmachung derselben doch ihres hohen Alters und ihrer unstreitbaren Aechtheit wegen auch aus sonstigen Gründen für nützlich und verdienstlich.

---

*) Ueberhaupt scheint es, daß diese Geschichte zu verschiedenen Zeiten mit Zusätzen vermehrt worden sey. Gewiß ist, daß der Eingang zum Kap. S. 214 unsers Volksbuches eine Anspielung ist auf ein historisches Factum, das sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges begeben hat. Die Geschichte, worauf der Scherz hindeutet, ist diese: Das Städtchen Mindelheim, das Dominium der Freundsberge, wurde im Schwedenkriege einstmals von einem schwedischen Detachement heimgesucht. Es rückte an einem nebeligen Morgen, unbeachtet, bis an das Thor, und die zwei Bürger, welche Wache hielten, wurden sogleich niedergestoßen. Da die Feinde jedoch keine Bewegung im Städtchen sahen, so befürchteten sie einen Hinterhalt, und begaben sich wieder unverrichteter Dinge von dannen. Nur ein einziger Schwede wagte es, und eilte in die Stadt, um sich bei dem nächsten Bäckerladen mit Proviant zu versehen. — Um dieses unbedeutenden Umstands willen werden die wackern Städter noch heut zu Tage, mit einer Variante, von ihren lieben Landsleuten geneckt.

An und für sich schon müssen gute Volksbücher — die es in der That, nicht bloß dem Namen nach sind — als willkommene Gaben geachtet werden, und gerade solche am meisten, welche die Erbauung der ehrbaren Menge, und nichts als Erbauung zum Zwecke haben. Alle Welt sammelt und schreibt für den Müßiggang der sogenannten hohern, gebildeten Stände, und sucht ihnen die lange Weile, welche ihnen übrig bleibt zwischen ihren vielen andern Verrichtungen, durch allerlei kurzweilige Schriften zu vertreiben. Nur die größte, ehrwürdigste Classe von Menschen geht bei dem jährlichen Leipziger Markte leer aus an vernünftigen Dingen; denn was dem gemeinen Manne sonst geboten wird an Moralien und landwirthschaftlichen Kalendern, das ist wohl nicht gemeint, sein Gemüth zu erheitern, und ihn, durch Ausruhen seines Geistes von Sorgen und Gedanken aller Art, tüchtig zu machen zu freudiger Fortsetzung an sein Werk. Mancher Volksfreund glaubt viel, ja alles gethan zu haben, wenn er lehren hört und nichts als lehren; er bedenkt aber nicht, daß die Bildung des Menschen ebenfalls eine Art von Dreifelderwirthschaft seyn solle, und daß der Geist manche Zeit darunter brach liegen müsse, auf daß er Kraft gewinne, wiederum Samen aufzunehmen und Früchte zu tragen.

Von einer ächten Volksschrift, die diesen Nutzen, nämlich Erquickung, hervorbringen soll, darf man darum auch nichts anders fordern, als daß es eine „lustige oder doch anmuthige Historie" sey, ohne alle Moralien und Nutzanwendungen. Die tiefere Bedeutung

zu erforschen, welche gemeiniglich solchen Erzählungen mit oder ohne Bewußtseyn des Verfassers zu Grunde liegt, ist zwar lediglich nur Aufgabe für den müßigen Gelehrtenwitz; eine Ahnung desselben entgeht aber wohl auch dem gesunden Menschenverstand des gemeinen Mannes nicht, obwohl er es nicht in deutliche Begriffe zu fassen oder in Worten auszudrücken vermag. Ueberhaupt abstrahirt ein ächtes Volksbuch, wie die ächte Poesie, zunächst von allem Stoffe, und will nur durch seine Form gefallen. Darum kann man ihm auch nicht gewisse Unanständigkeiten zum Vorwurfe machen, die es eben nur in Beziehung auf die sogenannten gebildeten Classen sind, und den Geschmack des gemeinen Mannes nicht im fernsten beleidigen. Unanständig sind nur, hier, wie überall, die Unsittlichkeiten, wohin eben nicht bloß die Zoten zu rechnen sind, sondern überhaupt alles und noch mehr, was das, jedem Menschen eingeborne Gefühl für Unschuld, Recht und Wahrheit beleidiget. Die Sitten- und Splitterrichter, welche ein so hartes Urtheil über so manches Volksbuch ergehen lassen, mögen daher lieber den nächsten besten moralischen Roman vernehmen, und daran ihren kritischen Scharfsinn versuchen, um unter der sehr decenten Form das wahrhaft Verderbliche, Unmoralische in Gesinnung und Handlung auszuspüren, was in solchen Büchern „für Gebildete" verborgen liegt. Ich wenigstens kenne z. B. keine so gemeine Gaunergeschichte (von Eulenspiegel und den Schildbürgern zu schweigen), welche so unsittlich wäre, wie so manche hochgepriesene Schicksals-Tragödie der neuesten Zeit.

Daß die vorliegende Geschichte der sieben Schwaben von aller Unsittlichkeit der Art frei ist, kann ihr, als Poesie, natürlich zu keinem Lobe gereichen. Indessen wird man ihr, so weit bei ihrer Unvollständigkeit ein Urtheil möglich ist, doch auch nicht allen dichterischen Werth absprechen können. Der Anfang und der Schluß wenigstens ist nach einer wahrhaft epischen Form angelegt; und wenn die folgenden Reise-Abenteuer mit der Haupthandlung selbst in keinem oder doch nur entfernten Zusammenhang stehen, so dienen sie wenigstens zur Entwickelung der verschiedenen Charaktere, und gewinnen wohl auch dadurch einigermaßen Zusammenhalt, daß sie theilweise mit der Prophezeiung der Zigeunerin in Einklang treten. Abgesehen aber auch von allem poetischen Charakter, dürfte diese Geschichte, in ihrer anspruchlosen Einfalt, immerhin noch Reiz genug haben, für das Volk, und jene, die das Volkes Sitte kennen und lieben. Sie empfiehlt sich schon, unsers Bedünkens durch die gutmüthige Laune, die im Ganzen herrscht, und die nicht nur uns mit den sieben Schwaben, sondern auch die Landsleute der Sieben selbst mit dem Dichter aussöhnen müßte. In der That, wenn man die grundehrlichen Menschen auf ihrer Wanderung so allgemach verfolgt, und ihre Gesinnungen und Handlungen vor sich so nackt ausbreitet sieht, so bekommt man beinahe Lust, von der Partie zu seyn, und das drollige Abenteuer mit ihnen zu bestehen. Sodann versöhnet mit der Schalkheit, die in der Sage liegt, so mancher gutmüthige, ja edle Zug in dem Charakter der Gesellen; und wenn einerseits der Spießschwab das, dem

Schwaben inwohnende Princip der Klugheit sehr wohl repräsentirt, so kann der Thersites unter den Helden, der Nestelschwab, dessen Herkunft, nach der Sage, unbekannt ist, füglich als der Repräsentant der Dummheit unter den andern Deutschen gelten, und ihnen, falls sie sich ihrer Gescheidtheit zu sehr rühmen, diese Personnage vorgerückt werden. Denn Gott verhüte, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme; es wäre dieß ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben unter ihnen abgekommen sey.

Es sey erlaubt, noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen, welcher dem Sprachliebhaber von einiger Wichtigkeit seyn dürfte. Das Buch ist, möchte man sagen, in einem schwäbischen Hochdeutsch geschrieben, das heißt, in der Art und Weise, wie ein Schwabe, der sich gewöhnlich des Hochdeutschen bedient, inmitten seiner Landleute mitunter eine provinzielle Form unter die hochdeutsche einmengt, was nicht nur für das, einigermaßen daran gewohnte Ohr sehr gut läßt, sondern auch dem Gemüthe wohl thut, welchem das Einheimische, wo es sich nur findet, lieb und werth ist. Darum hielt es der Herausgeber für seine Pflicht, in dieser, wie in jeder andern Hinsicht, gewissenhaft zu verfahren, und das Buch seiner Materie und Form nach so zu lassen, wie er es gefunden. Der Sprachliebhaber, denken wir, wird so manches schöne, bedeutsame Wort finden, von dem er wünschen möchte, daß es ins Schriftdeutsche übertragen würde, welches oft gar arm ist, besonders an solchen Ausdrücken, die zur Bezeichnung gemeiner Gegenstände nnd niedrig komischer Zustände er-

forderlich sind. Wenigstens nehmen sich gar viele dieser Wörter in dem Zusammenhang der Rede und auf dem Rasen, wo sie gewachsen, ungleich schöner und lebendiger aus, als wenn man sie nur, mit Stumpf und Stiel ausgerissen, in den Herbarien gelehrter Sammler kennen lernt.

Zum Schlusse wollen wir hier noch ein, von uns erst jüngsthin entdecktes, wichtiges Document mittheilen. Es fand sich unter dem hinterlassenen Trödel eines geistlichen Herrn als Handschrift vor, die zwar selbst, den Charakteren nach, dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts anzugehören scheint, aber zugleich durch den Beisatz am Schlusse „ex antiquo Mscr." das höhere Alter des Gedichts bekundet. Denn Gedicht müssen wir doch wohl dieses opus nennen, nicht nur weil es in zierlichen lateinischen Hexametern abgefaßt ist, sondern noch mehr wegen dessen wahrhaft epischer Anlage und Ausführung. Den Namen des Verfassers aufzumitteln, wird wohl unmöglich seyn; daß er aber ein Schwabe gewesen, steht außer Zweifel; es ergibt sich dieß aus der Tendenz des Gedichtes, das als eine förmliche Ehrenrettung der sieben Schwaben und ihres heldenmüthig bestandenen Straußes gelten mag, und schon darum der Mittheilung werth ist.

Septem Suevorum bellum cum lepore gestum.

Insignes Suevorum animos et proelia campis
Teutonicis commissa cano, celebremque triumphum,
Quem dederat Suevis leporum devicta propago,
Carminibus celebrare meis mens conscia gestit.
Alma Diana! fave coeptis, quia proxima sylvis
Arva rei seriem proponent: dexter adesto
Tuque, Gradive Pater, dum fortia proelia canto.

Forte per apricos timidus spatiatus agellos
Gramina carpebat nunquam ante lepusculus oris
Teutonicis visus. Pecus est, si corpora spectes,
Exiguum: huic celeresque pedes et dentis acuti
Ordo stat, ore minax, bifidum os, oculique micantes
Ingentes pandunt orbes, tum barba colorque
Glaucus et Arcadio nil concessurus Asello,
Auribus erectis hostes formidine complet.
Talis erat: sic ille oculos, sic ora pedesque,
Sic aures dentesque illi, sic cetera membra.

Vix ita Germanis timidus lepus appulit oris,
Extimuere omnes, gentem nova cura fatigat
Sollicitam; pars una trucem putat esse leonem,
Aeturum praedas pecorique hominique nocivas;
Pars timet una ferum Lybico superesse Draconem;
Ex antro Herculeam credit pars sanior Hydram.
Ergo omnes commune malum communibus armis
Propulsare student, totamque in proelia gentem
Accersunt et adesse jubent juvenesque senesque,

Quos illic vel Rhenus alit, vel parte sinistra
Moenus et Albis habet, rapidi quos Savus et Ister,
Quos Lycus aut Ilarus nutrit. Mox Franconos omnes
Westphaliaeque viri, Saxo, Helvetus, Alsata, Bojus,
Austria dumque chorus properat, strumosa Tyrolis
Arma virosque suos legat, mox Suevia mittit
Algoios Lycioisque feros, et Norica pubem
Terra suam, Nicarusque suam Tuburusque ministrat;
Convolat ex nigris feve tota Hercynia sylvis.
Ingens turba virûm concordi in proelia mente
Se parat, et veris leporem oppugnare sagittis
Quisque studet, patriaeque petit reparare decorem.

Jam prope funestis turba innumerabilis agris
Constitit, arma micant, jaculis, audibusque praeustis
Bella parant, altisque animos hortatibus augent.
At lepus, interea generoso percitus oestro,
Nunc quatit arva pede, et nunc ambas arrigit aures.
Mox oculis, mox ore minas intentat et ungues.
Jactatis mox France armis velocior Euro
Aufugit et timidis implens clamoribus auram:
Huc, ait, huc socii, me saeva pericula terrent;
Qua, data porta, sequi jubes — mors certa manenti est!
Praevius ibo prior, ne vos discrimina mortis
Tanta premant. Fugite! Oh, est alea plena periclis!
Westphalus arma jacit trepidus, certamque salutem
Franconis exemplo pedibus vestigat anhelis:
Anxius, ah pernas! pernas, inclamat, edaces
Huc date, nam miserum cruciaverat ardor edendi
Et furibunda fames. Sequitur dein Alsata, panem
Esuriens, vitaeque timens, vineta petebat.
Helvetus ad vaccas, stimulatus amore mamillae,
Pergit et esse domi, nolensque volensque coactus,

(Patrius arsit amor) vaccarum jam ubera mulget,
Cocta Ceres lupulo placuit Saxo tibi! Suillam
Esuriens Bavarus, formidine captus uterque
Terga dat. Austriacum gelidus tremor opprimit, atque
Accelerare fugam reliquos jubet: horridus illi
Marcescit cruor in venis! *flascone* rigentem
Conatur revocare animum, quem terror ademit.
Struma Tyrolenses, morsu ne forte periret,
Quem daret auritus mordace lepusculus ore,
Sollicitos fecit, timidique recessibus altis
Montanisque jugis cupidi se condere, jactant
Sercinulas collo carnosas. Sola timorem
Exemit fuga, sola manet generosa juventus
Suevorumque senes: et septem ex omnibus aptos
Elegere viros, queis texerat ocrea flavas
Pirma suras: caligis sunt visa ex ordine pulchro
Dependere suis formosa ligamina nodis.
Corpore proceros major sed corpore virtus
Dicitur exornasse viros, laudisque cupido
Arma dedit, jaculoque manus instruxit acuto.
Tum reliquos inter barba senioque decorus
Dextra hastam quatiens *Jaculus* (sic nomen habebat)
Alloquitur socios: Animoso Marte premamus
Invisum terris monstrum! tu praevius ito
Veitle, sequar propiore gradu: tu proximus esto
Michel (sic proprio compellat nomine quemque),
Vosque alii unanimes generosum claudite coetum;
Alter ego Alcides Hydra mucrone necata
Nobile depulso referam super hoste tropaeum.
Dixit et audaci nisu conversus in hostem
Praetendit manibus jaculum, vulnusque minatur.
Conclamant omnes avidi certare: Petamus
Has partes, *has, has:!* Subitis terroribus actus

Parvulus exiliit timidus lepusculus, atque
Saltu agili nemora alta petit quaeritque salutem.
Insequitur generosa cohors, impune volantem
Per sylvas leporem, tandemque labore peracto
Atque fatigati reduces risere vicinos,
Quos animos confregit iners vecordia. Franco
Erubuit, fremuere alii, quos pectora livor
Exitiale furens rosit: victoria Suevos
Nobilitat: semper generosa propago triumphat.

Eja age, Suevigenas quisquis colis accola terras,
Admirare viros, animosaque facta per orbem
Decanta. Aeterno scribatur marmore dignum:
Suevia nobilium genitrix est sola virorum!

Worterklärungen.

Albus, m., eine (nun abgewürdigte) rheinländische Münze, die, wie so viele andere, in Schwaben gäng und gebe war.

Allgäu, n., die oberländische Gegend zwischen dem Lech und der Iller. Wohl richtiger Alpgäu.

Ammann, m., der Amtmann, Schulze.

Die Amse, verkürzt aus Ameise.

Apart, adj. und adv., besonders, eigen, (a parte). Der gemeine Mann verschmäht nicht fremde Wörter, doch macht er sie sich sogleich mundgerecht, bieg- und fügsam. Vergl. Extra.

Balgen, v., zanken, mit Worten streiten. Alt belgen, zürnen.

Bannwart, m., der Wärter, Hüter eines Gebietes, z. B. Gehölzes (Bannholzes), dessen Benutzung nur der Herrschaft zusteht. Vergl. Eschhab.

Beiten, v., warten, harren; auch leihen, borgen.

Brät, n., Fleisch, das Fleischige, das Mett; insbesondere das fleischige Hintertheil.

Bräu, m., der Brauer (wie Bäck st. Bäcker, Wart st. Wärter u. a.).

Brente, f, der Bottich, die Kufe, das Schaff.

Brieggen, v., weinen. Ueber die verschiedenen Ausdrucksarten für „weinen" s. m. philologische Beilagungen. II. 52. (München, 1821.)

Büchel, Bühel, m., kleine Anhöhe.

Bünkel (Pünkel), m., erhobener, vorragender Theil; bauschige Masse, Bund, Bündel.

Bunkes, m., kleiner dicker Mensch; Knirps. Verwandt mit Bünkel, Buckel.

Bütsche, f., ein größeres, hölzernes Trinkgefäß. Verw. mit Butte.

Butzemann, m., vermummte Person (Fasnachtsbutz), Kobold, Knecht Ruprecht.

Bygost! Ausrufformel; verderbt aus: by (bey) Gott! Das Schibolet der Allgäuer, deren Dialekt sich schon der oberrheinischen, schweizerischen Mundart annähert.

Dachtel, f., Ohrfeige. S. phil. Belustigungen II, 25.

Däsig, adj. und adv., kleinlaut, zahm, unterwürfig.

Dennest, adv. gem., st. dennoch.

Digen, gedigen, part. von deihen, dichter werden, austrocknen; geräuchert.

Donnerschlächtig, adj., werth, daß einen der Donner erschlage; nichtswürdig, verrucht. — Wieland gebraucht dieß sein landsmännisches Wort irgendwo in seiner Uebersetzung des Lucian.

Drangeld, n., das Angeld, das Handgeld, arrha.

Dreibätzner, m., ein Viergroschenstück. Der Schwabe zählt, wie der Schweizer, meistens nach Batzen.

Ein Ding (es ist), gleich viel.

Eisen, plur., Fesseln, Gefängniß.

Eschhay, m., der Flurschütz; aus Esch, Zelg, Flur, und Hay, Hüter (dieses von haijen, haigen,

Extrafein, überaus (extra) fein. Etwas Extraeres, Außergewöhnliches. Vergl. Apart.

Fachſen (ſpr. Faren), plur., ſpaßhafte Einfälle, Scherzreden, Poſſen. S. phil. Beluſt. I, 74.

Fäſig, adj. und adv., dünn ſtehend, ſelten, rar; zunächſt vom Getreide.

Faſnachtsbutz, m., S. Butzemann. Ueber Faſnacht vergl. Schmeller's bayeriſches Wörterbuch I, 568.

Fatzvogel, m., der Poſſenreißer, (wie Spaßvogel, alt, Spötter). Vergl. Fachſen.

Fazinetle, Diminutiv von Fazinet, und dieß vom Ital. fazzoletto, das Naſentuch. — Der Süddeutſche hat ſo manches Wort, mit der Sache, von dem Italiäner entlehnt, ſo wie dagegen der Nord-Italiäner vom Deutſchen ſein bierra, crauti u. a.

Fetzenkerl, m., großer, unförmlicher Menſch; ſonſt auch Enz-Kerl.

Flarren, laut und heftig weinen. Vgl. brieggen.

Föhl, f., (Allgäu), Mädchen, Tochter. S. Schmeller v. Födel.

Fraiß, f., convulſiviſcher Zuſtand.

Fuhr, f., das Benehmen, das Betragen, die Aufführung. Die Unfuhr, üble Aufführung, Scandal.

Gäbiſch, adj. und adv., verkehrt, von äbiſch, äbicht, mit dem Präfix.

Gaudi, f., luſtige Unterhaltung, ein Jucks. Vom Latein. gaudium?

Gefriß, n., niedrig, Mund, Geſicht, Miene. Von Freſſen.

Gispel, m., ein flatterhafter, unachtsamer Mensch. Vergl. Schliffel.

Glitzen, glitzern, glänzen, schimmern.

Gött, m., der Pathe; Engl. god-father. Vgl. Tott.

Gottig, gotzig, adj. und adv., einzig. Vielleicht elliptisch aus der Formel gottseinzig entstanden.

Grattel, f., die Scheide der Beine. Daher gratteln, verb., die Beine auseinander sperren, schwerfällig gehen. Grattlings, adv., wie rittlings, kehlings, gehlings, d. h. im Zustande des Reitens u. s. w.

Grind, m., verächtlich f. Kopf, Schedel.

Grindten, m., ein hoher Vorberg im Allgäu.

Guck-Aehnle, pl., die Urgroßältern. Vergl. Schmeller v. die An.

Gumpen, tiefe Stelle in Flüssen und Seen.

Halt, ein in den oberdeutschen Dialekten sehr gewöhnliches Wörtlein, das für gewisse Nebenbeziehungen des Satzes gebraucht wird. S. Schmeller's Wörterbuch, und vergl. phil. Beluſt. I, 69.

Hag, m., Stier, Zuchtstier. Hievon, in dem Sinne des Befruchtenden, Erzeugenden überhaupt, unser hochdeutsches Hecken, Intensiv von Hägen.

Hapus (verstümmelt aus Habemus?), eine der vielen Bezeichnungen, welche die Mundart für „Rausch" aufzuweisen hat. S. phil. Beluſt. I, 82—88.

Häß, n., die Kleidung. Alt Heze. Verwandt mit Hosen, in weiterer Bedeutung, Hülle.

Heimen, ſich einheimen, heimiſch machen.

Heim ſchicken, eigentl., nach Hauſe ſenden; fig. und ironiſch: abfertigen, mit Spott und Schande entlaſſen.

Heinen, weinen. Anderswo hienen, zumal von Hunden. Vergl. brieggen.

Hemat, n., das Hemd (wie im Hochdeut. Zierat und Zierde).

Heuren, verb., (das Stammwort von Heurath), heurathen.

Hirnkaſten, fig. ſ. Schedel. Kaſten heißt im Oberdeutſchen auch der Raum unter dem Dach (ſonſt auch Boden genannt), meiſtens zur Aufbewahrung des Getreides beſtimmt.

Hores Mores; das erſte Wort wohl nur eine toniſche Duplication zu mores, Sitten, und dieſes aus der Schulſprache ins gemeine Leben übergetragen, (wie Hokus pokus).

Huiſchel, m., Heuſchel, das Füllen oder Fohlen. (Die Form ui ſt. eu häufig, wie im Althochdeutſchen, noch im gemeinen Leben, z. B. Fuir, Tuifel und ähnlichen).

Hüſt! (anderswo wiſt!) ein Lenkwort für Zugvieh, um es nach der linken Seite zu leiten; im Gegenſatze zu hott!

Hy! Treibwort für Zugvieh.

Imme, f., die Biene.

Janker, m., kurzes Oberkleid, Jacke.

Juſt (juste), eben, genau, recht.

Kalfakter, m., Müßiggänger, Taugenichts (ur-

ſprünglich wohl calefactor, Ofenheizer). Daher kalfaktern, müßig gehn.

Känntle, Diminutiv. von Kanten, ſt. Kanne, Kännchen.

Kappel, f., die Kapelle (wie Spittel ſt. Spital).

Käſte, f., die Kaſtanie.

Käther, weiblicher Taufname für Katharina.

Kauzen, m., (Bayeriſch: Küenzen) Fettanſatz unter dem Kinn. Den Kauzen einem ſtreichen, ihm ſchmeicheln, zärtlich thun.

Keiche, f., finſteres Gemach, Kerker.

Keif, adj. und adv., nachdrücklich, ſtark, heftig. Auch keib, gehiebig.

Kirbe, f., verderbt aus Kirchweih. S. a. ſ. D. Auch eine andere Ausſprache für Kerbe.

Kläpperle, Diminut. von Klapper. Einem ein Kläpperle anhängen, ihn dem Spotte Preis geben. Anſpielung auf die Klapper der Narren.

Knöpfle, Diminut. von Knopf, kleine Mehlklöſe.

Kog, m., eig. Aas; fig. ein niedriges Schimpfwort.

Krechſeln, klettern. Vergl. kreiſen.

Der Krätten, der Korb; alt *cratto*. Der Krättenwagen, m., ein Korbwagen. Anderswo die Benne.

Kreiſen, v., kriechen; alt chreſan, repere, niti.

Kuchel, f., die Küche.

Lalle, m., niedrig, unausrichtſame Perſon (Schweiz. Löli). — Man wird übrigens dem Erklärer die unangenehme und oft ſchwierige Pflicht gern erlaſſen, jedes

solcher Schimpfwörter, an denen die Mundart so reich ist, zu interpretiren.

Lander, n., das Geländer.

Landssprache, Mundart, Dialekt. Im Gegensatz zur Schriftsprache.

—Le, Diminutiv-Form, contrahirt aus lein (Schweiz. lin, li, Bayerisch 'l). Der Schwabe hängt es nicht bloß gern an Hauptwörter, sondern auch, zumal in der Kindersprache an andere an; z. B. achele! st. ach; wägerle st. wäger, wahrhaftig.

Leiben, verb. act., übrig lassen, vom Munde sparen. Das Primitiv von bleiben u. a.

Leible, n., das Leibchen, die Weste.

Leh, f., Ergetzung. Zu guter Leh, pour la bonne bouche.

Loden, m., grobes Tuch, hochd. die Loke.

Losen, horchen, lauschen. Alt.

Lugen, sehen, schauen, lauern. Lugen und losen gelten insgemein als Schibolet der Schwaben.

Luser, m., Schweiz. Lauser. Die Zärtlichkeit gemeiner Leute bedient sich oft der umgekehrten Ironie, so daß ihnen Schimpfwörter als Euphemismen gelten.

Lyrant, m., Leyermann, Spielmann.

Mämmeli, Schweiz. Mütterchen. Mämme und Aette, Vater und Mutter.

Der Mayenbaum, auch der Mayen schlechtweg, die grünende Birke, auch wohl die Tanne, die, abgehauen, zur Zierde aufgepflanzt werden.

Mayvögelein, der Schmetterling; sonst Milmahler.

Menbub, m., der, welcher das Zugvieh vor dem Pfluge leitet. Von menen (Franz. mener), leiten, führen.

Metzger, m., Fleischhauer, Schlächter, von metzigen, metzgen, schlachten, und dieß vom alten metzen, welches noch im Hochd. Steinmetz übrig ist.

Mir nichts, dir nichts, ohne Rücksichten, ohne Umstände.

Morireln, gem., sterben, mori.

Mollen, m., Stier, Ochs; durch welche Bezeichnung zunächst das Fleischige, Fette, das Mollige am Thier angedeutet wird. Daher fig. Schmerbauch. Vergl. Hag.

Mütterle, ein altes Weibchen. (Für Mutter in engerer Bedeutung lautet das Diminutiv Mutterle; so wie auch zwischen Väterle und Vaterle u. dgl. unterschieden wird).

Nächten, adv., gestern; vornächten, vorgestern. Unsere Vorältern haben bekanntlich die Tage nach Nächten bestimmt.

Niederträchtig, adj. und adv., herablassend, leutselig. Im Gegensatz zu hochfahrend, hoffärtig.

Pampeln, hängend sich bewegen, bammeln.

Pfanzel, n., contrahirt aus Pfannzelten, eine Art Pfannkuchen.

Pfnausen, schnauben, schwer athmen. Onomatopoie.

Pfulben, m., das Pfühl, Kissen.

Ploderer, m., Schwätzer, Plauderer, Lügner.

Plodergment, n., das Geschwätze.

Poz Blitz! eine Fluchformel, verderbt aus Gott's Blitz! Der gemeine Mann, der solcher Formeln nicht entrathen mag, hütet sich jedoch wohl, heilige Wörter, in ihrer Reinheit und Nacktheit, zu entweihen. Vergl. Bygost!

Progeln, verb. rec., groß thun, prahlen. Verwandt mit dem letztern und mit prangen.

Räß, adj. und adv., dem Geschmacke nach beißend, scharf.

Raz, m., die Ratte.

Reich, n., im eingeschränktern Sinn: Schwabenland. Daher ein Reichler, ein Schwabe.

Ries, n., die weite, flache, fruchtbare Gegend um Nördlingen.

Rumpelkammer, — wo Gerümpel aufbewahrt wird.

Ritt, f., auch der Ritten, das kalte Fieber. Daß dich die Ritt schütt'! daß dich das kalte Fieber anwandle, schüttele!

Röhren, überlaut und heftig weinen.

Runkunkel, f., dickes, häßliches Weib. Vergl. Runks bei Adelung.

Schaffen, verlangen, befehlen. Anschaffen, anbefehlen.

Salveni (salva venia), mit Erlaubniß zu melden.

Schazhauser, m., (wie das einfache Schaz, Schäzle), der und die Geliebte. Wofür auch, doch nur im Scherze, der Holderstock.

Schettern, Onomatopoie, schallen, wie z. B. ein gespaltener Topf.

Scheuerunburzler, m., niedriges Schimpfwort; Landſtreicherkind, Hurenſohn.

Schimpf, m., (in der ältern Bedeutung und im Gegenſatze zu Ernſt) Scherz. Daher ſchimpfeln, ſcherzen, ſpielen, tändeln.

Schlenzen, wegſchlenzen, ſchleudern, wegwerfen.

Schliffel, m., ein ſchlauer, abgeſchliffener Menſch. S. phil. Beluſt. I, 75.

Schnaufer, m., der Athem.

Schubet, f., die Rinde, die Kruſte von Speiſen, die ſich am Kochgefäß anſetzt.

Schupfen, v., ſchuppen, in die Höhe ſchnellen.

Schwabe, f., verderbt aus Schabe (ein Inſect). Der Volkswitz verwechſelt das genus, und unterſtellt ſchimpflicherweiſe Schwabe, m.

Sehr, adj. und adv., wund, ſchmerzlich. Das Wurzelwort vom Hochd. verſehren.

Spätzle, Mehlklöschen von der kleinſten Art.

Spepen, ſpucken, Speichel auswerfen.

Stät, adj. und adv., ſachte, leiſe, langſam, ſanft, ſtill. Goethe bedient ſich des Wortes in dieſer Bedeutung in ſeiner „neuen Meluſine.“

Staude, f., Strauch. Im Plural ein mit Gehölz bewachſenes Hügelland (wie Wald, z. B. in Schwarzwald, ein waldichtes Gebirgsland).

Stiegel, m., eine Stufe über den Zaun zu ſteigen. In Meißen (nach Adelung) die Stieglitze.

Strählen, kämmen. Von Strähl, der Kamm;

und dieß, wie Adelung meint, von Strahlen, den Zähnen eines Kammes.

Strolch, m., Landfahrer, Landſtreicher. Von ſtrolen (ſtraulen), herum ſtreichen.

Stuir, f., Steuer, Abgabe. Vergl. Huiſchel.

Talket, adj. und adv., von talken, verb. unreinlich, ungeſchickt verfahren, und dieß von Talken, m., teigige, klebrige Maſſe. Der Talk, ungeſchickter Menſch.

Täntelmarkt, der Trödelmarkt. Von täntelu, trödeln.

Tappet, adj. und adv., für täppiſch. Die Endſylbe –et an Adjectiven, ſtatt ig, icht, iſch, im Oberdeutſchen ſehr gebräuchlich, z. B. ecket, halbet, narret, zottlet u. a. m. Vergl. das Hochdeutſche nacket, nackt.

Teurel, euphemiſche Verſtümmelung des Wortes: Teufel. Der gemeine Mann ſucht dieſes ominöſe Wort, wenn es ihm ja doch auf die Lippen kommt, ſogar in ſeines Volkes Namen zu radebrechen, und ſagt: Pfuy Teu–tſch!

Tobel, m. und n., Waldthal, Schlucht.

Tochter, f., überhaupt für Mädchen, Jungfrau. Vergl. Mutter.

Tott, m., der Pathe. Alt toto. Anderswo Gött. S. d. W.

Trampel, f., plumpe Perſon. Das Trampelthier, das Kameel, Dromedar.

Trappeln, in kurzen Schritten ſtark auftreten. Intenſ. von trippeln.

Triller, m., ein auf einem Pflocke horizontal anfliegendes Drehkreuz. Von trillen, drehen.

Ung'heit (von heyen, ſtoßen, choquer), ungeſchoren.

Üchſe, f., die Höhlung unter dem Arm.

Wägerlei wäger! Bekräftigungsformel: wahr! wahrhaftig!

Watſche, f., Maulſchelle. Vergl. Dachtel.

Wehleiden, v. reg., wehklagen, jammern.

Wehtag, m., Schmerz. (So auch Saumtag, Verſäumniß, Siechtag, Krankheit. S. Schmeller v. Tag.)

Wetterlich, adj., gleich einem Donner- und Blitzſchlag.

Widel, Widle, n., eine beſtimmte Anzahl (aus einer Wiede, Weide, Weidenzweig, angereihter) Vögel, Fröſche u. ä.

Wild, adj. und adv., wie hochd.; insbeſondere: zornig, aufgebracht.

Wüſt, adj. und adv., garſtig, ſchmutzig. Von Wuſt, Schmutz.

Zabeln, verb. neutr., wovon das Intenſiv zapeln, beſonders in Todesſchmerzen.

Zahnſtürer, m., Zahnſtocher. Stüren, eine andere Ausſprache v. ſtören.

Zwifel, m., Zwiebel (wie umgekehrt Haber ſt. Hafer).

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Ein

Volksbüchlein.

Zweiter Theil.

Enthaltend:

Die Geschichte des Doctor Faustus, die Abenteuer des Spiegelschwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe für Volksfreunde.

München,
in der literarisch-artistischen Anstalt
1839.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Seite

I. Geschichte des Doctor Faustus . . . 1

II. Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.

1. Offerus. Eine christliche Mythe. . . 53
2. Sanct Augustin und das Knäblein . . 63
3. Von der Versuchung im Glauben . . 64
4. Die drei Blicke 67
5. Die Tugenden 68
6. Die Laster 76
7. Arm Elend 77
8. Trost im Leiden 79
9. Die Weisheit auf der Gasse 80
10. Triumph der Religion 82
11. Der Antichrist 85
12. Das Gericht 88
13. Abbas der Weise 92
14. Das Mährlein von der Wahrheit . . 97
15. Von der Menschen Urtheilen. . . . 98
16. Glück und Unglück 101
17. Von Zank und Streit 101
18. Ulysses und seine Gefährten 106
19. Volkssagen aus Nieder-Bayern . . 111
20. Die Nachbarn 115
21. Die Freunde in der Noth 116
22. Von Recht und Freiheit 118
23. Die Uhren 119
24. Die Adelsprobe 123
25. Die Sänfte 125
26. Der Hausgeist 128
27. Die Hausräthe 131
28. Volkssagen aus Ober-Bayern . . . 133
29. Ein braver Pfarrer 135
30. Der letzte Sauß 138
31. Das jüdische Darleben 141

		Seite
52.	Der Herr und der Diener	144
53.	Das goldbordierte Hütlein	148
54.	Der Fruchtbaum	150
55.	Ehrn Steffen	152
56.	Die Raben	158
57.	Meister und Lehrling	160
58.	Der Schneider im Mond	162
59.	Die Meisterproben	163
60.	Die Standeswahl	167
61.	Die Hausfrauen	169
62.	Der Korbmacher und seine Frau	172
63.	Der Hausfreund	174
64.	Das Schloßfräulein	176
65.	Volkssagen aus Oberschwaben	178
66.	Der Bärenhäuter	179
67.	Der Spielmann und sein Wohlthäter	185
68.	Grausamer Scherz	188
69.	Hans, blas 's Licht aus	190
70.	Die Meisterschaft	193
71.	Volkssagen aus Franken	194
72.	Die Hasenjagd	197
73.	Der Hahn im Korb	198
74.	Der lustige Schuster	200
75.	Schutzschrift für die Bauern	202
76.	Der fromme Müller	204
77.	Hier lernt man Französisch	205
78.	Der bayerische Diogenes	206
79.	Der schwäbische Diogenes	210
80.	Der schwäbische Sonn- und Mondsanz	212

III. Abenteuer des Spiegelschwaben. . 219

I. Bemerkungen zur Geschichte des Doctor Faustus 299

II. Bemerkungen zu den erbaulichen und ergötzlichen Historien 309

III. Bemerkungen zu den Abenteuern des Spiegelschwaben 317

IV. Worterklärungen 335

I.

Geſchichte des Doctor Fauſtus.

Volksſage.

Erstes Capitel.

Es war der Samstag in der stillen Woche. Die Gläubigen rüsteten sich, bei Arbeit und Gebet, in wehmüthigem Rückblick auf des Erlösers Tod, und in sehnsüchtigem Hinblick auf dessen Urstände, zum kommenden Feste, zu den fröhlichen Ostern. — Indessen saß zu Hause in seiner Arbeitsstube Doctor Faustus zu Wittenberg, in schwermüthigen Gedanken versunken. Die heilige Woche, die Gnadenzeit, hatte er auf eine unheilige Weise zugebracht. Statt frommen Betrachtungen und andern Geistesübungen obzuliegen, vertiefte er sich in weltlichen Büchern und Dingen, und brütete über zauberischen Worten und Zeichen. Zerfallen mit seinem Gott, dem Schöpfer und Erlöser, wandte er sich an die Natur und an den Fürsten dieser Welt, der ihn mit dem alten Lockworte: „Ihr werdet seyn, wie die Götter," ganz und gar bezaubert hielt. In dieser Verblendung, ohne Beicht und Buße, hatte er sich von dem Liebesmahle der Christen, und sohin von der christlichen Gemeinde selbst ausgeschlossen.

Und der Tag der Erinnerung an den Verſöhnungstod des Gottmenſchen, er war in ſeiner Seele vorüber gegangen, wie eine geſpenſtiſche Erſcheinung, die nur Grauen erregt und Entſetzen. So traf ihn der ſtille Sabbathstag über ſeinen Büchern, in deren Erforſchung er Ruhe und Heil zu finden hoffte. Aber bald verwirrten die Zauberformeln ſeine Sinne; das Bewußtſeyn ſeiner ſchweren Schuld umnachtete wieder die Seele; es litt ihn nicht mehr in der engen dumpfen Stube. Er raffte ſich auf, und eilte fort, auf das Feld, in den Wald. Die Luft wehte erquicklich; der Himmel prangte im ſchönſten Blau. Lerchen jubilirten in den freien, friſchen Lüften; Rehe ſcherzten im blühenden Geſträuche; Fiſchlein ſchwammen gar wohlig im naſſen Grunde; die ganze Natur feierte ihre Hochzeit, den Lenz. Inmitten dieſer Freudigkeit, die alle Creaturen durchdrang, fühlte ſich Fauſtus allein troſt- und freudenleer. Wenn er aufſchaute zum Himmel, ſo ſah er nur ſeine Sündhaftigkeit und Verworfenheit; und wenn er um ſich ſchaute, ſo gewahrte er nur ſeine Armuth und ſeine Verlaſſenheit. Er ſeufzte tief auf, und ſprach: Armes Menſchenkind! wie klein, wie ſchwächlich und ärmlich biſt du, der ſich den Herrn der Welt nennt, gegen dieſe Welt ſelbſt und gegen Jegliches, was ſie beſchließt und

hervorbringt! Sicher ruhet des Himmels Veſte auf dem ewigen Grunde. Ungehemmten Laufes ziehen die Geſtirne herauf und hinab, und kehren wieder zu ihrer Stunde. Wolken entſtehen und vergehen in immer wechſelnden und immer neuen Geſtalten. Die Berge wurzeln unerſchütterlich in den Tiefen der Erde, und die Flüſſe finden ihre Bahn in die Länder hinaus. Die Sperlinge haben ihr Futter, und die jungen Raben ihre Aetzung. Die Lilien, ſie nähen, ſie weben nicht, und doch prangen ſie ſchöner in ihrem Kleide, als der König auf ſeinem Throne. Nur du, o Menſch, biſt verwahrloſet, verkürzt in Allem, was du wünſcheſt, was du bedarfſt. Nackt und bloß kommſt du in die Welt, und zermartert und gebrochen ſinkſt du in die Grube. Das Wild des Waldes hat mehr Freiheit und Freude, und der Wurm, der getretene, weniger Schmerz, als du. Dein Leben iſt kein Leben; es iſt nur ein kümmerliches Daſeyn. Das Brod, das du genießeſt, trieft vom Schweiße deines Angeſichtes, und der Trank, der dich erquicken ſoll, er iſt getrübt von den Thränen des Jammers. Was du beſitzeſt, iſt ein Darlehen der Natur; ein Darlehen, das du ihr gewaltſam entreißen oder liſtig entwenden mußt. So biſt du, armes Menſchenkind, auf deine eigene Unmacht angewieſen, und

dein Elend ist um so grösser, da du es so ganz fühlen und erkennen magst mit deinem Geiste. Denn dieser dein Geist, welchen Ersatz bietet er dir für das, was du vermissest, gegen die Geschöpfe, die du vernunftlos nennest? Eine Freiheit, welche dir deine Gebundenheit erst recht fühlbar macht; eine Vernunft, die dich mit ewigen Zweifeln peiniget und mit unauflösbaren Räthseln abmühet; eine Sehnsucht, die nie befriediget wird; eine Hoffnung, wofür keine Bürgschaft gegeben ist; eine Liebe, die keinen Gegenstand findet, der würdig genug wäre, zu empfangen, und kräftig genug, um nach Verdienst zu erwiedern. Unglücklicher! wer du immer Mensch heißest! Armseliges Kind der Wüste, das der Vater verstoßen und die Mutter nicht aufgenommen hat!" — Also klagte und frevelte der verblendete Faustus. Und wie einer, der an Rettung verzweifelt, gegen seine eigenen Eingeweide wüthet, und sein Leben zerstört, nur um des Lebens unerträgliche Qual zu enden, so zermarterte er mit grausamer Lust seine Seele mit finstern, der Hölle entstiegenen Gedanken.

Zweites Capitel.

Nach einem wild durchschwärmten Tage kam Doctor Faustus spät, bei finsterer Nacht, in seine einsame Wohnung zurück. Die Bücher mit jenen zauberischen Worten und Zeichen lagen noch aufgeschlagen, wie er sie verlassen hatte. In ihrer Erforschung und Anwendung war ihm das Mittel aufgeschlossen, die tiefste und innerste Macht der Natur zu beschwören, daß sie ihm zu Willen sey in Allem, was er zu wissen oder zu thun wünschte. Er stellte sich in stolzer Freiheit zwischen Gott und die Natur; und er entschied. Er sprach: „Ich habe mich eifrig bestrebt, dich zu suchen und zu finden, von Jugend an bis auf diese Tage. Aber je mehr ich dich gesucht, desto weiter hast du dich entfernt; und indem ich dich zu finden, zu halten geglaubt, da hielt und umarmte ich ein Gemächte meines Gehirns und ein Trugbild meines Herzens. Willst du, erhabener Geist, dem Geiste nicht erscheinen, so bleibe mir denn unbekannt und ungeliebt. In Demuth und Glauben naht sich kein Geist dem Geiste, und ich bin dir gleich.“ Nach diesen Worten frechen Uebermuthes hinterlegte er die Bibel in die hinterste Ecke seiner Bücherei, und er nahm das Zauberbuch Zoroasters hervor. Ein

geheimer Schauder durchzuckte ihn, als ob die Seele sich losreißen wollte von der Seele. Er aber verharrte in seinem Frevelmuthe, und sprach: „Nein! ich will nicht länger mich peinlichen Täuschungen hingeben. Was frommen mir jene Verheißungen, die mich auf eine Zeit getrösten, wo ich nicht mehr bin? Ich will leben, so lange ich lebe; und die Welt, die meine Behausung ist, sie sey mir auch eine Wohnung der Lust und der Freude. Alles Angenehme, was mein Fleisch begehrt, alles Schöne, was meine Sinne verlangen, Alles, was das kurze Leben sich wünschen mag an Schätzen, an Ehre und Macht, das sey mein Antheil fürderhin.“ Er schloß das Zauberbuch jenes Magiers auf, und sagte: „Hier, in diesen geheimnißvollen Blättern wird mir ein anderes Reich aufgethan, als jenes erträumte; und der Fürst der Welt, auf den mich dieses Wort anweiset, er stellt seine Gewalt unter die Macht meines Willens; und, um mich mit seiner Nothwendigkeit zu beglücken, verlangt er kein anderes Opfer, als meine arme, unmächtige Freiheit.“ — Alsbald verließ Dr. Faustus seine Wohnung und ging ins Freie; hier zog er auf einem Kreuzwege die Zauberkreise, und bereitete Alles zum furchtbaren Höllenzwange. — Indem er noch mit dem Werke der Finsterniß be-

schäftigt war, schlug die Mitternachtsstunde. Es ertönten die Glocken zur Ostermette, und aus dem Munde der versammelten Christengemeinde erscholl weithin der fröhliche Ostergesang: „Christ ist erstanden," und in die Herzen von Tausenden fiel erquicklich der Himmelsthau der Freude ob der vollendeten Erlösung und der Hoffnung auf eine lohnende Unsterblichkeit. — Dr. Faustus vernahm von allem dem nichts, was außerhalb seiner Zauberkreise vorging. Einzelne Töne schlugen wohl an sein betäubtes Ohr, aber sie klangen wie Töne einer gespalteten Krystallglocke, wie die verlorenen Seufzer einer verlassenen Braut, wie das letzte Gewimmer einer gemordeten Unschuld. — Nun that er seine fürchterliche Beschwörung, wobei er Gottes heiligen Namen selbst mißbrauchte; und alsbald erschien ihm, unter Sturmgebrause und der Elemente Aufruhr, der Fürst der Welt, gräulichen Ansehens, der ihm versprach, er wolle ihm einen seiner Knechte senden, daß derselbe einen Pact mit ihm abschließen, und ihm, Fausto, sodann zu Diensten stehen solle auf Leben lang. Das ist denn auch geschehen. Denn als Dr. Faustus in seiner Wohnung angekommen, meldete sich alsogleich der dienstbare Geist, der sich Mephistopheles nannte, und er schlug ihm einen Pact vor, des Inhalts:

„Faustus solle versprechen und schwören, daß er sein, des Geistes, eigen seyn wolle, und daß er solches zu mehrerer Bekräftigung mit seinem eigenen Blute gegen ihn verschreiben solle; dagegen wolle der Geist ihm, Fausto, vier und zwanzig Jahre zum Ziel setzen, und er sollte inzwischen alles das haben, was sein Herz gelüstete und begehrte; nach Verlauf jener Zeit aber solle er der Gewalt des Satans verfallen seyn.“ Dr. Faustus willigte sofort ein, und schickte sich sogleich an, eine Ader in der linken Hand zu öffnen. Da däuchte es ihm, als sehe er eine Schrift eingegraben, mit blutrothen Buchstaben: HOMO FUGE, das ist: Mensch, fliehe! Aber Faustus kehrte sich nicht daran, sondern schrieb den Pact nieder, und unterzeichnete zuletzt mit eigenem Blute: Johannes Faustus.

Drittes Capitel.

Es war aber dieser Doctor Faustus der Sohn armer, jedoch frommer Bauersleute in Sachsen. Noch als kleiner Knabe kam er nach Wittenberg, wo ihn ein Vetter, der keine Leibeserben hatte, an Sohnes Statt annahm, und ihn fleißig zur Schule und zur Kirche hielt. Der junge Faust war auch eines so gelernigen Kopfes, daß er allen

seinen Mitschülern den Vorrang ablief. Auf Anrathen seiner Lehrer widmete er sich daher der Gottesgelahrtheit, und er brachte es in dieser Wissenschaft so weit, daß er in öffentlichem Verhöre zehn Magistris obsiegte, weßhalb er die Ehre und Würde eines Doctors der Theologie erhielt. Allein, wie gar Vielen geschieht: die Wissenschaft blähte ihn auf; er hatte Gefallen an eitlem Geschwätz und an Fabeln, vor welchen der Apostel warnt; und er vergaß oder erwägte nicht, daß der Anfang der Weisheit die Furcht Gottes sey. Kein Wunder daher, daß die heilige Schrift, die den Einfältigen im Geiste eine Quelle des Trostes ist, ihm bald zur wasserlosen Cisterne geworden, aus welcher er seinen Wissensdurst vergebens zu stillen trachtete. Er legte sie darum mißmuthig bei Seite, und wandte sich zu den weltlichen Wissenschaften, und forschte in den Sternen, in den Kräutern, Metallen und Steinen, in Allem, was die Natur in großen Erscheinungen aufweiset, und an geheimen Kräften verbirgt. Es sagte ihm dieß Alles von Tag zu Tag immer mehr zu; denn während sein unsinniger und hoffärtiger Kopf seine Lust hierin fand, entdeckte sein begehrliches Herz zugleich die Mittel, um seine Gelüste zu befriedigen in diesen weltlichen Dingen.— Man lieset in alten Chroniken, daß in denselben

Tagen viele Männer, die der Wiſſenſchaften pflegten, auf verderbliche Irrwege gerathen ſeyen, und zuletzt ein jämmerliches Ende gefunden haben. Es war nämlich ſchon ſeit langer Zeit das Heidenthum eingedrungen in die Chriſtenheit, und hatte die Wißbegierde feiner Köpfe auf ſich gezogen, und ihre Neigung gewonnen. Wahrhaft fromme und verſtändige Männer ließen ſich zwar freilich nicht bethören durch die verführeriſchen Zeichen der Zeit, ſondern ſie benützten ſie vielmehr gar wohl zu guten und löblichen Zwecken. So jener Albertus, der Große genannt, welcher, die heidniſche Wiſſenſchaft mit der chriſtlichen Weisheit verſöhnend, die Kräfte der Natur zu erforſchen und anzuwenden ſuchte zur Verherrlichung Gottes und Erbauung der Menſchheit. Oder wie Theophraſtus Paracelſus, der Meiſter in den natürlichen Wiſſenſchaften; denn, indem ihm einleuchtete, daß der Menſch, als eine kleine Welt, an das große Weltall gebunden ſey, ſo ſuchte er auszukundſchaften, wie unſer ſterblicher Theil ſich frei erhalten könnte von der Elemente böſen Einflüſſen, und ſich wieder herſtellen möge von Unglück, Krankheit und Siechthum aller Art. Die meiſten aber kannten in ihren Forſchungen weder Maaß noch Ziel; denn in geiſtlichen Dingen verleitete die einen Hochmuth und Stolz, daß ſie mit frevelm Witze

Gottes Wort und Kraft eine Deutung und Anwendung gaben, welche den heiligen Ueberlieferungen und den Satzungen der Väter zuwider liefen; und in den weltlichen Dingen trieb die andern gemeine Begierde und sinnliche Luſt an, in die geheimſte Werkſtätte der Natur einzudringen, und zu erforſchen, wie das eitle, gleißende Gold erzeugt werden könne, und der ewig verjüngende Lebenstrank. Ja, einige, wie jener Agrippa von Nettesheim, gingen in ihrer Verblendung und Verruchtheit ſo weit, daß ſie das Wort Gottes und die Kraft des Himmels ſelbſt dazu mißbrauchten, um den Satan, in deſſen Macht die Natur ſeit dem Sündenfalle gegeben iſt, zu zwingen, daß er ihnen die Schätze der Unterwelt und der Hölle aufthue. Sie trieben — wovor Gott alle Chriſtenmenſchen gnädiglich bewahren wolle! — die ſchwarze Kunſt, die finſtern Werke der Zauberei, und ergaben ſich, auf daß ihnen der Böſe dienſtbar ſey in der Zeit, der Dienſtbarkeit des Böſen in alle Ewigkeit. — Dieß war und iſt auch die Geſchichte von Dr. Fauſtus, und ſie ſchwebt uns als ein trauriges Exempel vor unſern Augen. Aber weder er, noch die ihm folgen, verdienen Entſchuldigung. Denn es ſteht geſchrieben: „Niemand kann zwei Herren dienen.“ Und: „Du ſollſt Gott deinen Herrn nicht verſuchen.“ Wiederum: „Was nutzt

es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an ſeiner Seele Schaden litte?" — „Wer aber des Herrn Willen kennt und nicht thut, der wird zwiefach gezüchtiget werden."

Viertes Capitel.

Seit Doctor Fauſtus den Bund mit dem Teufel gemacht, gewann er alles erdenkliche Vergnügen, Ehre und Anſehen vor der Welt und den Menſchen. Sein dienſtbarer Geiſt Mephiſtopheles erfüllte jeden ſeiner Wünſche; ja, er wußte es ſo zu machen und zu ordnen, daß ein Gelüſte das andere hervor rief, und daß das Labſal, welches den Hunger und Durſt des Leibes und der Seele ſtillte, einen Hunger und Durſt nach größern und fernern Genüſſen in ihm erregte. Am liebſten hielt ſich Dr. Fauſtus zu Hauſe, und in Geſellſchaft von gleichgeſinnten Genoſſen. Seine Wohnung war reich an Schmuck von Silber und Gold, wie der Palaſt eines Fürſten. Sein Garten trug Jahr aus, Jahr ein, die ſeltenſten Früchte jeder Art; es herrſchte darin, zur Verwunderung Aller, ein ewiger Frühling. Wenn er zu Tiſche ſaß mit ſeinen Freunden, ſo ſtanden die auserleſenſten Speiſen und Getränke in Bereitſchaft; und, ſo

viel sie zechen mochten, der Vorrath konnte doch nicht erschöpft werden an cyprischen und albanischen Weinen und an kostbaren ausländischen Früchten jeder Art. Dieß Alles hat der dienstbare Geist herbei zu schaffen gewußt. Mit Hülfe dieses Geistes unterhielt auch Dr. Faustus seine Gesellen, die er um sich versammelt hatte zu eitler Lust, mit allerhand Gaukel- und Mummenspiel. Einmal war der Saal voll von Vögeln, welche das lieblichste Concert sangen, daß man glaubte, ins Paradies selbst versetzt zu seyn. Ein anderes Mal gestaltete sich vor ihren Augen gleichsam ein lebendiger Garten von buntfarbigen und wohlduftenden Blumen, die sich in gar mannichfaltigen Weisen verwickelten und wieder auflösten, und wie in einem künstlichen Reihen hin und her bewegten zu sonderheitlicher Ergötzung des Auges. Die Zeit aber, welche sie nicht mit Bankettiren zubrachten, verkürzten sie sich mit Disputiren über allerlei Materien göttlicher und weltlicher Wissenschaften: Himmel, Hölle, Welt, Gott, Teufel, Ewigkeit, Seele und Seligkeit. Wie es jedoch zu geschehen pflegt, wenn ein Blinder den Blinden führt, so fallen beide in die Grube. Und da sie das göttliche Wort, darin allein Wahrheit zu finden ist, bei Seite gethan und verachtet, ja

verſpottet haben, ſo waren es lauter Trugbilder ihrer verkehrten Einbildungskraft, und eitle Götzen ihres verderbten Herzens, welche ſie in dem ſelbſtgemachten, unheiligen Tempel aufſtellten, und allda verehrten und anbeteten. — So verübten ſie denn ſo manches Jahr in einem fortwährenden Rauſche von Vergnügungen. Dr. Fauſtus war der Einzige, der noch einige Augenblicke gewann zu nüchterner Ueberlegung. In ſolchen Zeiten erkannte er das Eitle, das Nichtswürdige ſeines Thuns und Treibens; aber er vermochte nicht, ſich loszureißen von Geſellen, die er verachten mußte, und von Genüſſen, die ihn nimmermehr erſättigen konnten. So fühlte er ſich denn unglücklich mitten im Glücke. Vor den Menſchen aber und in der Welt galt er allgemein als ein gelehrter, wohlerfahrner, hochbeglückter Mann. Arme drängten ſich herzei; Kranke ſuchten Hülfe bei ihm; Reiche buhlten um ſeine Gunſt. Er half überall, und tröſtete, und rieth aufs beſte, während er ſelbſt ohne Rath und Troſt und Hülfe war. — Soll ich noch Meldung thun, daß es bei dem wüſten Leben dieſer Leute nicht an leichtfertigen Dirnen gemangelt habe? Wo Raben ſich verſammeln, da liegt auch Aas. Aber Gemeines wird auch bald gemein. Es geht die Sage:

Dr. Fauſtus habe um dieſe Zeit einem ſchönen und ſittſamen Töchterlein ehrbarer Leute nachgeſtellt, und er habe dieſelbe, durch Hülfe einer Kupplerin und durch reiche Geſchenke und betrügeriſche Verſprechungen, bethört und zu Fall gebracht; darauf, als ſie Mutter geworden, ſey ſie von dem Treuloſen verlaſſen worden, und in der Verzweiflung habe nun das arme Mädchen ihr eigenes Kind getödtet, wofür ſie die Strafe einer Kindesmörderin habe erleiden müſſen. Es iſt dieſe Geſchichte ganz glaubwürdig. Denn der Teufel wird ſchon geſorgt haben, daß jenes Wort, das Fauſtus gegeben, durch eine That beſiegelt werde. Wer aber auch nur Eine Seele auf ſeiner Seele hat, der trägt ſchon den Keim in ſich zur endlichen Verdammniß.

Fünftes Capitel.

Endlich war Doctor Fauſtus dieſes Lebens und Lärmens ganz müde und ſatt. Seine Seele glich ſchier einer wildſchauerlichen Höhle, die, während ſie einen friſchen, für Nahes und Fernes erquicklichen Quell ergießt, ſelbſt öde und dumpf bleibt, ohne befruchtenden Keim und ohne belebendes Licht. Er entſchloß ſich daher, der Menſchen Geſellſchaft zu fliehen, und er verließ plötzlich und in aller Stille

Wittenberg, nachdem er seine Behausung und Alles, was sie beschloß, seinem Famulus Wagner zur Obhut übergeben hatte. Von nun an durchstreifte er die Länder, auf Wegen, die fernab führten von Städten und Dörfern. Am liebsten hielt er sich in Wäldern und Wildnissen auf, wo er keine Stimme vernahm, als die Stimme der zürnenden Natur in den Wasserfällen und im herabstürzenden Gerölle und in dem Gebrause des Sturms und im Aechzen brechender Bäume und im Verblühen und Modern und Verwittern der Pflanzen und der Gesteine. Solche Umgebung stimmte zu seinem Innern. Was er gelebt, geliebt und genossen, es däuchte ihm nur ein Gaukelspiel äffender Freuden, ein Traum, aus dem ihn das tiefere Bewußtseyn aufgeschreckt, ein Rausch, dessen bittere Folgen der Nüchterne nun schmecken sollte. — Eines Tages gelangte er auf einen Vorhügel, von welchem aus ein weites Steppen- und Dünen-Land sich ausdehnte, bis zum Meere hin, das den tiefen Hintergrund begränzte. Er lagerte sich, müde von rastlosem Wandern, unter dem Schatten einer mächtigen Linde, und sah mit düsterm Blick in die Ferne hinaus. „Das ist so recht das Bild unseres Lebens, sagte er mit Bitterkeit; hier ein kleines Plätzchen für kurze Ruhe nach langen und bangen Mühen;

vor uns eine freud- und troſtloſe Zukunft, und am Ende der Abgrund, der uns alle verſchlingt, und den ſie Ewigkeit nennen.“ Er ſaß ſo einige Zeit da, vertieft in ſchwermüthige Gedanken; die alte Luſt der Selbſtvernichtung erwachte in ihm wiederum. — Da gewahrte er erſt, daß ein Mann neben ihm ſtand, und eine Frau, die ein Kindlein auf den Armen wiegte. Sein Ekel an Menſchen wollte ihn anfangs weiter treiben, doch der treuherzige Gruß der beiden Leute und die engelgleiche Geſtalt des ſchlummernden Knaben hielten ihn noch zurück. Er ließ ſich in ein Geſpräch ein; er erfuhr ihre Herkunft, ihre Armuth, ihre Hülfloſigkeit. „Und in dieſem Elend könnt und wollt ihr noch leben?“ fragte Dr. Fauſtus. Der Mann ſtutzte ob dieſer Rede; ſie erſchien ihm wie eine Gotteslästerung; er ſchwieg, aber aus ſeinem Stillſchweigen ſprach Trauer und Vorwurf. Fauſtus verſtand die Meinung, und, ſeine Rede verbeſſernd, ſprach er: „Ich wollte damit nur fragen, ob ihr zufrieden ſeyd, zufrieden ſeyn könnt in dieſem eurem Elend?“ Des Mannes Blick erheiterte ſich wieder, und er antwortete: „Zufrieden auf Erden kann doch wohl jeder ſeyn, der ein gutes Gewiſſen hat. Elend aber bin ich nicht, denn ich bin geſund und kann arbeiten.“ Der Doctor ſtand vor dem Manne, wie ein

Bettler, welcher einen Reichen um Almosen anfleht. „Aber, fragte er weiter, habt ihr denn gar nichts zu wünschen mehr auf Erden?" Der Mann antwortete lächelnd: „Der Mensch wünscht ja freilich gern, und darf und soll es wohl, wenn er sein Fortkommen haben will; es sey denn, daß seine Wünsche gerecht und mäßig seyen. Und so laßt mich Euch nur gleich gestehen, daß ich seit der Zeit, als mir dieser Knabe geboren worden, wohl auch einen Wunsch im Herzen trage, einen großen. Ich habe gedacht: baut sich ja doch jeder Vogel sein Nest, und das Thier im Walde sein Lager, darin die säugende Mutter ruhig und sicher seine Jungen hegt! Und so möchte denn auch ich gar zu gerne ein Plätzchen mein eigen nennen, auf dem ich mir meine Hütte bauen und meinen Kohl pflanzen könnte mit eigenen Händen. Hier, zum Beispiel, unter dieser schönen Linde, ei! wie stände ein Haus so sicher gegen den Sturmwind, und wie bald würde der öde Boden umher Früchte tragen zu meiner und der Meinigen Nahrung und Unterhalt! Ich wäre, traun! der glücklichste Mensch auf Erden." Indessen war das Kind erwacht; die Mutter reichte ihm die Brust, der Vater sah dem Werke der Liebe mit stiller, froher Theilnahme zu. — Dr. Faustus hatte sich nie unglücklicher gefühlt, als beim Anblick dieser Glückli-

chen. Es däuchte ihn, als trete eine Thräne in sein Auge. Er wendete sich ab, stand auf, und im Weggehen warf er einen Säckel voll Geld hin, und sagte: „Kauft euch dieses Plätzchen, bauet euch eine Hütte, und lebt wohl, mit Weib und Kind.“ Der Mann rief ihm Gottes Dank nach; aber ein Sturmwind, der plötzlich durch die Linde fuhr, verwehte die Worte, daß sie unverständlich verhallten.

Sechstes Capitel.

Eines Tages trat Mephistopheles zu Dr. Faustus hin, und sprach: „Was nistet Ihr denn in Einöden, wie ein Käuzlein, und verkümmert Euer Daseyn in trostloser Einsamkeit? Der Mensch ist einmal an den Menschen gewiesen, will er anders des Lebens froh seyn. Kommt, ich bring' Euch wieder unter die Leute, aber unter Leute von rechtem Schlage. Die Ihr früher erwählt habt zu Euren Genossen, das waren übermüthige Thoren, die sich weise dünkten, und alberne Schwätzer, die ihre eitlen Träume für Wahrheit ausgaben. Mich wundert's, wie Ihr, als ein weiser Mann, so lange dieses Gelichter in Eurer Nähe habt dulden mögen. Ganz anders sind die, in deren Mitte ich Euch nun führen will. Zwar begreift man diese

Classe Menschen unter dem Namen: Pöbel, und man will damit das Gemeinste und Niedrigste bezeichnen. Recht und genau genommen ist aber dieser Pöbel eben der Kern und das Mark des Volkes. Diese Menschen sind doch, was sie scheinen wollen, und sind es ganz. Sie haben Charakter. Und das entscheidet. Der Weise, wenn er nicht seines Gleichen findet — und wo mag er sie finden? — suchet sich geradezu den Gegenpart auf. Die Narrheit ist das Spielzeug der Klugheit, und die Thorheit die Folie der Weisheit.“ So sprach Mephistopheles, der sich sofort als seinen Gesellen und fahrenden Schüler kleiden und gebärden wollte. „Es sey! sagte Dr. Faustus. Ich will einmal das Leben als ein gemeines Possenspiel ansehen, und darin die Rolle des Hanswursts spielen. Vielleicht daß mir die Schellenkappe besser behagt und frommt als der Doctorhut.“ — Sie kamen zuerst in die Stadt Leipzig. Als sie die Straßen durchwandelten, bot sich dem Doctor sogleich eine Gelegenheit dar zu einem lustigen Schwank, von dessen Ruf auch bald die ganze Stadt voll wurde. Es waren eben in einem Weinkeller Schröter beschäftigt, ein großes Faß heraus zu schaffen. Das sah Faustus und er schalt ihre Unmacht, und sagte: ein solches Faß könnte er allein von der Stelle bringen, wenn

er wollte. Das verdroß die Schröter, und der Weinherr sagte: wenn er das könnte, so sollte das Faß Wein ihm gehören. Alsobald setzte sich Faustus auf das Faß, und, als ritte er ein Pferd, trieb er das Faß des Weges in die Straße hinaus, zu großem Jubel der Studenten, die umher standen. Faustus gab sogleich den Wein den Musensöhnen Preis, die ihn zu Ehren ihres Patrons fein lustig austranken. — Bald hatte Dr. Faustus an solchen Possen und Schwänken Gefallen, denn er verachtete die Menschen, und vermeinte, daß sie weder der Liebe, noch des Hasses werth seyen, sondern nur des Spottes und des Hohnes. Also trieb er sich überall umher unter gemeinem Volke, und neckte die Leute allwärts, wie ein Kobold. Man erzählt sich wunderliche Geschichten, von denen hier nur eine und die andere zu melden ist. Eines Mals — wie er denn am liebsten mit dem lockern Studentenvölklein Umgang hatte — führte er die ganze Burs auf einer Leiter nach Salzburg in den Weinkeller des Bischofs, wo sie sich's wohl schmecken ließen; und als sie inzwischen der Kellermeister überraschte, so entführte ihn Dr. Faustus auf eine hohe Tanne, wo er ihn bis zu Tagesanbruch zappeln ließ. — Ein anderes Mal thaten drei vornehme junge Grafen gegen ihn den Wunsch, daß sie gar

zu gern auf des Bayerfürsten Sohns Hochzeit zu München anwesend seyn möchten. Dr. Faustus wollte ihnen willfahren, jedoch unter der Bedingniß, daß sie während der ganzen Zeit kein Wort reden sollten, was sie ihm auch zusagten. Da spreitete er seinen Mantel aus, und hieß die drei Grafen sich darauf setzen, er selbst stellte sich zwischen sie. Auf Fausti Beschwörung erhob sich ein Sturmwind, der sie hinweg trug durch die Lüfte, daß sie zu rechter Zeit in des Bayerfürsten Hof kamen. Nachdem sie den ganzen Tag der Herrlichkeit zugesehen hatten, selbst unsichtbar allen Gästen, da gelüstete es am Abend einen der jungen Herren, ein überaus schönes Fräulein zum Tanz zu führen, und sprach sie deßhalb an. In demselben Augenblicke rief Dr. Faustus „Wohlauf!“ und er entschwand mit den beiden andern, die sich, wie er befohlen, an seinem Mantel fest gehalten hatten. Der dritte aber wurde als ein fremder, eingedrungener Gast alsogleich bemerkt, und ins Gefängniß geworfen. Doch befreite ihn des andern Tages Dr. Faustus, nachdem er die Wächter dermaßen verzaubert, daß sie in tiefen Schlaf fielen, und brachte den Grafen zeitlich nach Leipzig zurück.

Siebentes Capitel.

So hatte denn Doctor Fauſtus wiederum ſo manches Jahr zugebracht in leichtfertiger Geſellſchaft, deren er aber nun auch ganz überdrüſſig worden. Das verhub er dem Mephiſtopheles, ſeinem dienſtbaren Geiſte; dieſer aber ſprach: „Wohlan! gefällt's dir nimmermehr unter gemeinem Volke, ſo ſuche das vornehme auf, und zieh gen Hof. Du biſt von ſo einnehmenden Sitten und von ſo ſchöner Geſtalt, dabei wohlerfahren in jeglicher Kunſt und Wiſſenſchaft, daß du dort überall ein willkommener Gaſt ſeyn wirſt.“ Um der tödtenden Langeweile und dem innern Mißmuthe zu entrinnen, nahm Dr. Fauſtus den Vorſchlag an, verhoffend, der Glanz und das Geräuſch des Hofes werde mindeſtens ſeinen Geiſt betäuben, daß er unfähig ſich fühle, in ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Gräuel hinein zu ſchauen, und drob zu verzweifeln. Er begab ſich zuerſt an den Hof des Fürſten von Anhalt, der ihn auch gar gnädig aufnahm als einen Mann, den der Ruf als geſchickten Heilkünſtler und als einen Wohlerfahrenen in der ſchwarzen Kunſt bezeichnet hat. Hier lebte er lange Zeit, im Kreiſe gebildeter Frauen und in lebhaftem Verkehr mit den Männern, die er an Curteſie überbot. An-

fangs hatte er auch großes Wohlbehagen an den süßen Worten und den geschmeidigen Gebärden; aber je länger er davon kostete, desto mehr Widerwillen empfand er; denn er hatte gar bald gemerkt, daß alle die Höflichkeit nur feine Verstellung sey und eitles Gepränge. Um das täuschende Schauspiel, das sie ihm bei Hofe gegeben, dienstfreundlich zu erwiedern, beschloß Dr. Faustus, ehe er Abschied nahm, dem Herzog und allem Hofgesinde noch ein Fest zu bereiten. Er ließ während der Nacht durch seinen Diener Mephistopheles ein schönes Schloß erbauen auf dem Berge gegenüber, und dasselbe mit aller nur möglichen Pracht ausstatten und mit kostbaren Speisen und Getränken bestellen. Dahin lud er des andern Tages den Fürsten ein mit sammt seinem Gefolge, und Alle gestanden, daß sie noch nie ein so schönes Schloß gesehen, noch Köstlicheres genossen hätten. Als sie aber des Abends zurückkehrten, war es ihnen freilich im Magen so eitel und öde, wie früh Morgens; und das Schloß selbst ging in Feuer und Rauch auf. Dessen ungeachtet wurde Dr. Faustus höflich bedankt. — Von dem Hofe zu Anhalt aus wandte sich Dr. Faustus nach Innsbruck, wo so eben Kaiser Carolus der Fünfte Hof hielt, von zahlreicher und vornehmer Ritterschaft umgeben. Der Kaiser nahm ihn in allen Hulden

und Gnaden auf, und erlaubte ihm, daß er, so lange es ihm beliebte, an seinem Hofe verweilen dürfte und Theil nehmen an allen Feierlichkeiten und Ergötzlichkeiten. Es war aber seit langer Zeit kein so prächtiger Hof mehr gehalten worden in der ganzen Christenheit; Turniere, Festgelage, Jagden und andere ritterliche Spiele wechselten Tag für Tag ab, und Alle, die Theil daran nahmen, verblieben in einem fortwährenden Rausche von Vergnügungen. Nur Dr. Faustus lebte in peinlicher Nüchternheit; es däuchte ihn, als sitze er vor einer Schaubühne, wo Puppen unter bunten Verwandlungen ein mannichfaltiges Spiel aufführen, und wo inmitten die lustige Person, das Schicksal, Hohn und Spott treibt. Eines Tages ließ ihn der Kaiser in sein Gemach rufen, und sprach dann zu ihm: „Es däucht mich, daß Euch die Herrlichkeit meines Hofes so wenig genug thue, als mir selbst. Wer des Großen und Prächtigen so viel erlebt und genossen hat, wie ich, dem erscheint selbst der Raum zweier Welten nur wie eine Spanne, und die Zeit, obgleich fruchtbar an Thaten und Ereignissen, nur wie ein Augenblick. Drum so thut mir den Gefallen, und hebt mich, als ein weiser Mann, eine Weile hinweg über die Gegenwart, und laßt mich einen Blick thun in die Vergangenheit und in die

Zukunft. Besonders wünschte ich, den großen Kaiser Alexander zu sehen, und jenen noch größern Kaiser, von dem die Prophezeyung geht, auf daß ich mich an ihrer beiden Größe messen könne.“ Doctor Faustus erwiederte: „Die Geister der Vergangenheit vermöge er nicht herbei zu zaubern, sondern nur ihre Schemen, und eben so stehe es nicht in seiner Macht, die Zukunft anders vor Augen zu stellen, als nur in Zeichen und Symbolen.“ Auch damit war der Kaiser zufrieden, und sie begaben sich hierauf in das entlegenste Gemach der Burg, wo sie die ganze Nacht hindurch verblieben. Was sie jedoch dort vorgenommen, geschaut und gedeutet haben, das ist zu keines Menschen Ohren gekommen. Wohl aber hat man bemerkt, daß mit dem Kaiser eine gänzliche Umwandlung des Innern vorgegangen; denn seit der Zeit an zeigte er sich still und düster und in sich gekehrt, bis er endlich von der Welt Abschied nahm, und im fernen Hispanien in ein Kloster ging, wo er starb.

Achtes Capitel.

Bei solchem unstäten Lebenswandel hatte Doctor Faustus nun bereits die Hälfte der Jahre verbracht, die er sich durch den Pact ausbedungen.

Er konnte ſich wohl vieler luſtigen Stunden und Tage erinnern, aber keines einzigen zufriedenen Augenblicks. Er machte deßhalb dem Mephiſtopheles bittere Vorwürfe, und ſchalt ihn einen Betrüger und einen Verführer von Anbeginn. Der aber lachte höhniſch, und ſagte: „Was können denn wir dafür, wenn dein Herz unerſättlich iſt, wie ein durchlöcherter Schlauch? Hat dir je unſer Dienſt gefehlt, noch irgend etwas, das uns zu Gebote ſteht auf dieſer Welt? Verlange was du willſt, wir geben dir's. Aber freilich, wenn du über dein Verlangen verlangeſt, und das Unendliche im Endlichen erſtrebeſt, da hört unſere Macht auf, und unſer beſter Wille reicht nicht mehr hin. Doch getroſt! es ſteht dir noch eine Fülle von Freuden, es ſteht dir die Welt offen. Dieſes Deutſchland macht die Menſchen melancholiſch; das ewige Schlemmen und Demmen kocht dickes Blut, und das eitle Speculiren und Disputiren verrückt den beſten Kopf. Komm, wir führen dich in andere Gegenden, wo die Lüfte milder, die Früchte ſüßer, die Mägdlein reizender ſind! Auf, nach Wälſchland!“ Kaum daß er das Wort ausgeſprochen, ſtand ſchon draußen ein mit zwei geflügelten Drachen beſpannter Wagen, welchen nun Dr. Fauſtus mit dem Mephiſtopheles beſtieg. — Die alten Geſchichten erzählen

ausführlich, wie sofort Faustus durch alle Länder gefahren, alle Städte besehen, alle Weltwunder beschaut habe; ja, jenen Geschichten zufolge, sollte er sogar, unter Leitung seines dienstbaren Geistes, zur Hölle niedergestiegen, und zu den Gestirnen hinauf geflogen seyn. Wir melden hier nur Folgendes in Kürze. Zuerst kam er gen Rom, die heilige Stadt, und besuchte und besah Sanct Peters wunderbaren Dom und den hohen Vatican. Auch näherte er sich dem Papst, aber freilich nicht als frommer Pilgrim, der den Ablaß begehrt, sondern als Schalk, unsichtbar, der dem heiligen Vater bei Tische die besten Bißlein vor dem Munde wegschnappte. Sodann fuhr er über See nach Konstantinopolis, wo der türkische Sultan Hof hält, und er schlich sich, ebenfalls unsichtbar, in seiner Frauen Gemach, und verübte da viel Ungebühr. Dann begab er sich nach Asia, und besuchte Bagdad, oder das alte Babylon, und verweilte unter den Ruinen, den mächtigen Zeugen einer großen Vergangenheit, aber auch zugleich der irdischen Vergänglichkeit, und des strengen Gerichtes, das über Gottlose hereinbricht. Jerusalem, die heilige Stadt, und das gelobte Land berührte er nicht. Mephistopheles sagte: Die Blutstropfen, die Jener vergossen, schlügen auf unter

den Tritten deſſen, der nicht an Ihn glaubt, als Schwefelflammen, die in ſein Innerſtes hineinleckten und das Herz verzehrten. — Was ſollen wir weiter erzählen von ſeinen Fahrten durch die Welt? Je mehr er ſah und erfuhr und genoß, deſto ſchaler und fader und nichtiger erſchien ihm Alles, deſto weniger überraſchte und befriedigte ihn, was ſonſt des Menſchen Augenluſt und Lebensmuth zuſagen mag. Er zog weiter nach Süden, zum Ganges, und erging ſich im Schatten der Platanen- und Palmen-Wälder, und zwiſchen den Blumenbeeten dieſes unermeßlichen Gartens, um ſein ausgetrocknetes Inneres zu erfriſchen, und ſeine Sinne zu ſtärken an dem ewig friſchen Grün und an dem balſamiſchen Geruche der Kräuter und Pflanzen. Er fühlte keine Erquickung. Er zog dann hinauf gen Norden, und ſtreifte über die Schneefelder hin, und ſchlief zwiſchen den ſtarren Eisbergen, um die innere Hitze zu dämpfen und des Blutes feurigen Strom zu löſchen. Er fand keine Linderung. Er ſaß an den Katarakten des Nils, und leckte mit der Zunge den Waſſerſtaub weg von ſeinen Lippen, um den Durſt zu ſtillen, der ſeine innerſte Seele quälte. Er fand keine Linderung, keine Erquickung. Bei all den Herrlichkeiten, die er ſah und genoß, war es ſo weit mit ihm gekommen, daß er die gemeinſten

Genüsse der gemeinsten Menschen entbehren mußte; so sehr waren seine Sinne überfeinert und abgestumpft. In einer Anwandlung von Verzweiflung verdingte er sich zu der schweren Arbeit des Pflugs, um nur zu erfahren, wessen er sich noch von seiner Jugendzeit her erinnerte, wie lieblich das tägliche Brod schmecke dem Hungernden. Und ein ander Mal verkaufte er sich als Sklaven an eine Karawane, und durchzog die Wüste Wochen und Monate lang, auf daß er erfahre, wie köstlich ein Trunk Wassers schmecke dem Durstigen. So mußte der Unglückselige zuletzt sich durch selbstauferlegte Qualen Genüsse bereiten, welche der Dürftigste in seiner armseligen Hütte, und der heimathlose Bettler auf der Gemeinstraße findet. — Mephistopheles that alles Mögliche, um ihn bei gutem Muthe zu erhalten, befürchtend, es möchte bei der Dürre und Leere seiner Seele eine Ahnung und eine Sehnsucht in ihm aufkommen nach dem Urquell, der allein erquicken, lindern und ersättigen kann. Dr. Faustus folgte zuletzt dem zudringlichen Geiste bewußtlos und willenlos, wohin er ihn führte. Er sah nicht mit offenen Augen, er hörte nicht mit offenen Ohren, es war ihm, wie einem, dessen Gehirn von fieberhaften Träumen beunruhigt und gequält wird. Seltsame Gestalten umgaukeln seine Sinne in wilder

Unordnung; glänzende Erſcheinungen verlocken ihn; doch wie er ſie zu erhaſchen wähnt, grinſen ihn geſpenſtiſche Larven an; er keuchet Berge hinan, und verſinket in Abgründe; er durchfliegt die Lüfte, und die Wogen des Meeres begraben ihn; der Schacht erſchließt ſich mit ſeinem glänzenden Metall und Geſtein, aber plötzlich zuckt eine Flamme auf, und verwandelt all den Glanz in Moder und Staub; und wenn er erwachet, iſt ihm von allem dem nichts geblieben, als eine verworrene Erinnerung und eine Ermattung bis zur Ohnmacht des Todes.

Neuntes Capitel.

Nach einem zehnjährigen wüſten Umhertreiben in fremden Gegenden kehrte Doctor Fauſtus wieder in die deutſchen Lande zurück. Die ſüßen Laute der Mutterſprache, die heimathlichen reinlichen Städte, die einfältigen Sitten des Volkes, ſie erweckten in ihm eine mit Wehmuth gemiſchte Freudigkeit, und ſeine Seele holte zum erſten Male wieder Athem. Es däuchte ihm, als ob er von einer langwierigen, ſchmerzhaften Krankheit geneſete. Doch dauerte dieſer Zuſtand nur kurze Zeit. Der Siechthum ſeiner Seele hatte die edelſten Theile verdorben und verzehrt, und er konnte ſich ſchon der unangeneh-

men Empfindungen nicht anders erwehren, als daß er sich neue und immer gesteigerte Genüsse bereitete und sich damit betäubte. Aber wo diese suchen und finden? Er hatte ja Alles erfahren, Alles durchgenossen, was die ganze weite Welt an Freuden darbietet, und es war ihm nichts Neues, nichts Wünschenswerthes mehr unter der Sonne. In diesen mißmuthigen Gedanken durchschweifte er wiederum, wie ehemals, die Einöden, die Wälder, die Gebirge, und vermied die Gesellschaft der Menschen, ja selbst seines dienstbaren Geistes. — Eines Tages befand er sich an der Küste des Meeres. Weite unfruchtbare Steppen und Sandhügel zogen sich landabwärts. Keines Menschen Tritt hatte sich je noch dahin verirrt; nur Schlangen und andere Gewürme nährten sich in den einzelnen Pfützen, und Möven und Raubvögel der Wüste flatterten kreischend drüber hinweg. Da hatte er den Einfall, zu wünschen, daß diese wüste, weite Gegend in ein Zaubergelände verwandelt werde, mit dem Ausbund aller Herrlichkeiten versehen, welche die Welt in sich begreifet, an seltenen Bäumen, kostbaren Früchten, an Blüthen und Gesträuchen von den feinsten Düften und buntesten Farben; und mitten inne sollte ein Palast stehen, der an Kostbarkeiten, an Gold und Edelgestein, an Statuen und Gemäl-

den Alles vereinige, was das große Rom und das ſchöne Griechenland je aufgewieſen hat. Und es geſchah. Der Fürſt dieſer Welt, zu deſſen Dienſt er geſchworen, ſchien alle ſeine Schätze erſchöpfen zu wollen, um dieſes irdiſche Paradies zu ſchaffen für ſeinen Diener. Es war das Galgenmal, das er ihm bereiten wollte. Dr. Fauſtus fühlte ſich auch in dieſer neuen, überraſchenden Umgebung ſo glücklich, daß er mindeſtens ſeines Unglückes auf Stunden vergaß. Sogar die Sehnſucht nach einer Lebensgefährtin erwachte in ihm. Indem er jedoch unter den ſchönen Töchtern der Erde, deren er ſich erinnerte, Muſterung hielt, konnte er keine unter allen finden, die ſeinem Geſchmacke Genüge gethan hätte. Nun befand ſich aber unter den Statuen, die ſeinen Palaſt zierten, auch die der Helena aus Griechenland, der ſchönſten aller Frauen, um derentwillen das mächtige Troja zerſtört worden. Mit Wohlgefallen betrachtete er oft das liebliche Bild; er bewunderte die Schönheit der Glieder, die Anmuth der Formen; er entbrannte ſo ſehr in Liebe gegen die zauberiſche Geſtalt, daß er wünſchte, ſie möchte Leben gewinnen und in ſeine Umarmung ſinken. Und es geſchah abermal, was er gewünſcht hatte. — Uebergehen wir die folgenden Tage, in welchen Dr. Fauſtus, von ſinnlichem Taumel hin-

gerissen, Feste der Hölle feierte. Wir treffen ihn wieder, wie er einsam wandelt durch die Gebüsche des Zaubergartens, Blumen zerpflückend und Schmetterlinge zerstampfend. Er schreitet zuletzt einen Vorhügel hinan, von dem aus er sich eine schöne Aussicht versprach über sein reizendes Gelände bis ins weite Meer hinaus. Eine ärmliche, aber reinliche Hütte stand hier, und umher lag ein kleines, aber wohl bebautes Feld. Kaum hatte sich Dr. Faustus niedergelassen auf der Bank, als ein betagter Mann herbeikam aus der Hütte, und gleich darauf sein Weib. Sie begrüßten ihn, und boten ihm Erquickung an, Milch und Brod. Auf Faustus' Befragen nach ihren Umständen, erzählte der Mann, daß vor ungefähr zwanzig Jahren ein fremder Herr, den sie hier, nach Gottes wunderbarer Fügung, getroffen, ihnen so viel Geld geschenkt habe, daß sie diesen Platz hätten an sich kaufen und eine Hütte darauf erbauen können. — Dr. Faustus erinnerte sich hier jenes Auftrittes, den er in seinem wüsten Weltleben längst vergessen hatte. — „Sie hätten dann, fuhr der Mann fort, in Gottes Namen zu wirthschaften angefangen, und der Himmel habe ihre Arbeit so gesegnet, daß sie nie mit Sorgen zu Bette gegangen und nie ohne Hoffnung aufgestanden seyen." — Dr. Faustus faßte den Mann und das

Weib näher ins Auge, und ihr gesundes frisches Aussehen und ihr zufriedener Blick bestätigten die Aussage des Mannes. — Indessen kam auch ihr Sohn herbei, mit der Karste auf der Schulter, ein blühender Jüngling; mit ihm eine Jungfrau von lieblichem Ansehen. — „So haben wir denn, erzählte weiter der Mann, unser Leben mit Gottes Gnade in Frieden und Freuden zugebracht, und nun gedenken wir das Gütlein diesem unserm Sohne abzutreten, damit er sich seine Braut heimführen könne. Die Hütte hat schon Platz für uns Alle, und der Boden wird uns fortan ernähren, so lange Eintracht und Genügsamkeit in unserer Mitte herrschen." — Der Jüngling hatte seinen Arm um das Mädchen gelegt, und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihrem lieblich erröthenden Antlitz. Dr. Faustus fühlte sich seltsam bewegt; seine Brust ward ihm beklommen, sein Auge feucht; er konnte vor innerer Unruhe nicht mehr bleiben, und ging fort ohne Abschiedsgruß. Am Abhange des Hügels blieb er stehen; er überschaute hier nochmal sein Zauberegelände; es trat wunderbar groß und herrlich hervor in der goldenen Beleuchtung der Abendsonne. Da stieg in ihm, fast unbewußt, der Gedanke auf: wie so gar wohlgelegen wäre mein Schloß dort oben an der Stelle der schmutzigen Hütte! Und in demsel-

den Augenblicke, kaum daß er's gedacht, praſſelte es hinter ſeinem Rücken wie eine Feuersbrunſt, und als er ſich umwandte, ſah er die Hütte in vollen Flammen, und er ſah jene armen Menſchen ſich flüchten, wie erſchreckt durch ein Gottesgericht, händeringend und laut jammernd. Nachdem Dr. Fauſtus einige Zeit lang in dumpfer Bewußtloſigkeit geſtanden, und nun aufſchaute, da erblickte er, wie er's gewünſcht hatte, an jener Stelle ſeinen Palaſt. Er betrat ihn nicht wieder.

Zehntes Capitel.

Durch das letzte Ereigniß wurde Dr. Fauſtus in ſeiner innerſten Seele erſchüttert. Ein Glück, das er guten Menſchen bereitet, hatte er ſelbſt zerſtört, und die ihm gedankt, die für ihn gebetet, ſind durch ſeinen frevelhaften Wunſch in die äußerſte Armuth, in namenloſes Elend gebracht worden. Er fühlte, daß ſein Athem Peſt ſey und ſein Wort Fluch jedem Menſchen, der ſich ihm näherte in Zutrauen und in Liebe. Er ſah ein, daß er mit der Welt abſchließen müſſe. Der Becher der Wolluſt war ausgeleert, und es blieb ihm nur noch die Neige über, die bittere Hefe. Er wollte ſie allein ausſchlürfen in Abgeſchiedenheit, damit nicht ein Tro-

pfen verschüttet werde, der vielleicht, als Naphtha, verzehrende Gluth verbreitete über die Hütte des Gerechten und das Hochzeitkleid der Brautleute. Er begab sich zurück nach Wittenberg in seine Behausung, die inzwischen von seinem Famulus Wagner unter Beschluß gehalten worden, und er nahm sich vor, sie nie wieder zu verlassen, und der Menschen Umgang auf immer zu meiden. Er fand seine Werkstätte und seine Bücherei, wie er sie vor Jahren verlassen hatte. Welche Erinnerungen stiegen in ihm auf! Jener jugendliche Hochmuth und Frevelmuth, wie erschienen sie ihm nun so thöricht, so verdammlich! Wie bitter fühlte und beklagte er's, daß er sich um sein ganzes Leben, um seines Lebens Glück betrogen habe! Ach, wäre es bloß um ein Leben, um eines Lebens Glück gewesen! Aber vor seinem Auge, das bisher von der Hoffart des Geistes und von der Weltlust verblendet war, fielen nun die Schuppen ab, und es that sich vor seinen enttäuschten Sinnen die Ewigkeit auf mit ihren lichten Bergeszinnen und ihrem finstern, schauerlichen Abgrund. „Es ist ein Gott!" rief er aus, und bebte. „Es ist eine ewige Vergeltung!" seufzte er und zitterte. Alle jene Zweifel an das Ewige und den Ewigen, die ihm früher der hochmüthige Verstand vorgegaukelt und die sinnliche Neigung gut-

geheißen, sie verschwanden, wie ein nächtliches Blendwerk verschwindet vor dem aufgehenden Lichtstrahle. Er erkannte nun die Wahrheit, und doch glaubte er nicht, denn es fehlte seinem Herzen an Reinheit, an Demuth und Vertrauen. Er glaubte, aber wie die Teufel, welche bekennen und erzittern. In einer schlaf- und trostlosen Nacht holte er die Bibel, die bestaubte, aus dem fernen Winkel hervor. Er erinnerte sich noch dunkel, daß er in seiner Jugend so manche weise Sprüche, erbauliche Gleichnisse und Geschichten voll tröstlichen Inhalts gehört und gelesen habe; er hoffte, daß sie seiner Seele voll Wunden und Beulen wenigstens Linderung verschaffen möchten, wo nicht Heilung. Aber, sieh da! wo er ein Blatt aufschlug oder eine Seite überlas, da begegneten seinem Auge überall nur Worte des Fluches gegen die Sünder und gräuelhafte Geschichten gottloser Menschen: von Cains Brudermord bis zu Iscarioths Verrath; und allorten fand er nur Spuren der Gerichte eines zürnenden und strafenden Gottes. Er stellte mit Entsetzen das Buch zurück. Dann sprach er: „Ich fühl's: Gott hat mich verlassen, und der Himmel ist mir verschlossen. Ich will, ich darf nicht rechten mit dem ewigen Richter, denn ich selbst hab's gewollt, ich hab's verdient.“ Er versank eine Weile in dumpfe

Verzweiflung; dann aber, von Stolz und Ingrimm getrieben, raffi' er ſich auf, und rief: „Wohlan! kann ich den Himmel nicht erſtürmen, ſo will ich mindeſtens die Hölle bewältigen. Der Fürſt der Welt, dieſer Lügner von Anbeginn, wie ein Wurm ſoll er ſich unter mir krümmen, bis er, durch Schmach geknechtet, mich los und ledig ſpricht des eingegangenen Pacts.“ Und er nahm alſobald ſeine Zauberbücher vor, und erſann ſich den furchtbarſten Höllenzwang. — Eine alte Sage meldet: Mephiſtopheles ſey dem Fauſt bei der erſten Beſchwörung in der Geſtalt eines Hundes erſchienen. Das iſt gar wohl glaublich, denn der Teufel, wenn er eine Seele ganz und gar bethören und verderben will, tritt anfangs in kriechender Unterthänigkeit auf; ſpäter ſetzt er ſich auf gleichen Fuß mit dem Menſchen, dem Scheine nach als guter Geſelle; zuletzt aber, nachdem er immer mehr an Macht gewonnen, ſpielt er ganz und gar den Meiſter und Herrn. Das hat Doctor Fauſtus erfahren, wie wir aus der Geſchichte erſehen. — Als er nun die Beſchwörung gethan, da erſchien nicht, wie er gehofft, ſein dienſtbarer Geiſt, ſondern unter betäubendem Feuerqualm und Donnergeroll der Fürſt der Unterwelt ſelbſt. Und als geſchähe es zum Spotte ſeinen zauberiſchen Kreiſen, es umzog ihn ſelbſt mit

Geſpinnſt, wie mit Fäden einer giftigen Spinne, daß ihm der Athem ſtockte und ſchier die Beſinnung verging. Und das Ungethüm ſprach: „Erdwurm, was erfrecheſt du dich, deinen Meiſter meiſtern zu wollen? Fühle meine Macht, und verzweifle in namenloſer Qual.“ Dr. Fauſtus rief aus: „Den Leib kannſt du mir tödten, Verfluchter! aber nicht meine Seele, die unſterbliche.“ Und es legten ſich die Kreiſe, wie Schlangen, immer enger und dichter um ſeinen Leib, und ſie brannten, wie glühende Schwefelfäden, in ſeinem Fleiſche, und er erſtickte vor Jammer, und ſein Herz brach. In dieſer Todesbetäubung fand ihn des andern Morgens ſein Famulus Wagner.

Eilftes Capitel.

Es wohnte noch zu derſelbigen Zeit in Wittenberg ein frommer Prediger, der ſeine Luſt hatte, bei Sündern einzukehren, und ſeine Freude, ihnen die frohe Botſchaft zu verkünden von den Erbarmungen Gottes in ſeinem Sohne. Als dieſer von der Ankunft des berüchtigten Schwarzkünſtlers gehört, und von dem dermaligen traurigen Zuſtande und dem baldigen, kläglichen Ende desſelben, da begab er ſich eines Morgens zu ihm, ungerufen, und trat vor ihn

hin mit der Miene und Rede des wohlwollenden Arztes, der dem Kranken Heil zu bringen ſich vermißt. Dr. Fauſtus aber empfing ihn, wie einer, der an ſeiner Rettung verzweifelt, mit niedergeſchlagenem Blicke und in dumpfem Stillſchweigen. Nachdem der Prediger eine Zeitlang ihm zugeredet, und ihn ermahnt hatte, daß er den ihm von Gott anvertrauten Schatz, die unſterbliche Seele, retten möge vor der ewigen Verdammniß, da ſeufzte Fauſtus tief auf und ſprach: „Ach, ich bin ein zu großer Sünder, als daß ich Barmherzigkeit erlangen könnte.“ Der Prediger antwortete: „Ja, ein Sünder biſt du, ein großer; und darum ſoll dir auch widerfahren, was Gott dem Sünder zugeſagt hat: Gnade und Vergebung.“ „Ich bin verflucht, auf ewig verflucht!“ rief Fauſtus. „Ja, ſprach der Prediger, du trägſt den Fluch der Sünde auf dir, aber eben darum ſuche Segen in Chriſto.“ — „Meine Schulden ſind zu groß, als daß ſie mir vergeben werden könnten,“ ſagte Fauſtus. — „Sie ſind ja freilich groß, deine Schulden, verſetzte der Prediger, aber Gottes Barmherzigkeit iſt noch größer. Drum rufe aus mit David dem Sünder: Gott! ſey mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Miſſethat nach deiner großen Barmherzigkeit.“ Dieſe Worte des frommen Mannes fielen

wie milde Sonnenstrahlen in die Seele des Zerknirschten, und schmelzten die Eisrinde, die sich um sein Herz gelegt hatte. Er fing an mit aller Aufrichtigkeit und Reumüthigkeit zu bekennen und zu beichten, wie er im Frevelmuthe Gott und Gottes Geboten Gehorsam aufgesagt, und dem Teufel und dessen Rathschlägen sich ergeben habe; wie er sodann im Dienste des Bösen und in ruchloser Gesellschaft viele Jahre ein wüstes, lasterhaftes Leben geführt und bis auf die letzte Zeit darin verharrt sey; und wie er nun, am Ende seiner Tage und am Vorabend seines Unterganges, seine große Schuld- und Sündhaftigkeit erkenne, aber auch ohne Hoffnung der Verzeihung und der Errettung an seiner Seele und Seligkeit zu verzweifeln versucht werde. Er that dieß Bekenntniß mit allen Zeichen eines bußfertigen Herzens, und nachdem er geendet, richtete er auf den Prediger einen Blick, in welchem sich die Erwartung aussprach des letzten Urtheils, der Verdammung oder der Begnadigung. Der fromme Mann nahm das Wort und sagte: „Höre! Mir ist eine ähnliche Geschichte verkündet worden von einem Jüngling, der gleichen Frevel begangen hat. Dieser trat eines Tages vor seinen Vater hin, und sagte: Gib mir mein Erbtheil. Als er das erhalten, zog er in ein fernes Land,

und verschwendete dort sein ganzes Vermögen durch ein üppiges Leben. Nun entstand aber in demselben Lande eine große Hungersnoth, und er fing an, Noth zu leiden. Da ging er hin, und verdingte sich an einen Bürger desselben Landes, und dieser sandte ihn auf sein Landgut, die Schweine zu hüten. Gern hätte er da seinen Hunger mit den Trebern gestillt, welche die Schweine fraßen, aber Niemand gab sie ihm. Da ging er in sich, und sprach: wie viele Taglöhner sind im Hause meines Vaters, die alle Brod im Ueberflusse haben; und ich muß hier vor Hunger sterben..." Faustus hörte mit steigender Aufmerksamkeit zu; es trat eine Erinnerung hervor aus alten Tagen; es waren Worte, Gefühle, die er in seiner Jugend gehört, empfunden hatte; es erwachte sein Gemüth aus der todähnlichen Betäubung, und wie mit prophetischem Geiste fiel er jenem in die Rede, und fuhr fort, die Geschichte zu erzählen mit Andacht. Und er sprach: „Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater zurückkehren, und zu ihm sagen: Vater! ich habe gesündigt wider den Himmel und an dir; ich bin nun nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen; halte mich nur wie einen Taglöhner." — In demselben Augenblicke aber, als er dieß sprach, durchfuhr ihn ein plötzlicher Schauer; seine Hände, die er gefal-

tet hatte, zuckten krampfhaft auseinander; sein Auge sah mit starrem Blicke hin in eine Ecke. „Weh mir! rief er aus; er kommt! er droht! er erwürgt mich!“ Und schon war es mit seinem Bewußtseyn geschehen. Sein Famulus eilte auf den Ruf herbei. Der Prediger selbst wurde von einer Beängstigung ergriffen, wie von einem betäubenden Qualm der Hölle, die ihn nicht mehr verweilen ließ in dem Hause des Entsetzens.

Zwölftes Capitel. *)

„Die 24 Jahre des Dr. Fausti waren verloffen, und eben an dem letzten Tage derselben Woche erschien ihm der Geist, überantwortete ihm seinen Brief oder Verschreibung, und zeigte ihm darneben an, daß er auf die andere Nacht dem Tod und Teufel verfallen sey, dessen er sich zu versehen habe. Da nun Dr. Faustus seines Lebens Ende so nahe und gewiß sah, so schickte er zu seinen Bekannten, Magistris Baccalaureis und andern Studenten mehr, die ihn zuvor besucht hatten; die bittet er, daß sie mit ihm

*) Wörtlich aus dem alten Buche.

in das Dorf Rimlich, eine halbe Meile Weges von Wittenberg gelegen, wollten spazieren und allda mit ihm Mahlzeit halten; was ihm die Gesellen auch zusagten. Nachdem nun das Nachtmahl eingenommen war, bat Dr. Faustus die Studenten, sie wollten mit ihm in eine Stube gehen, er hätte ihnen etwas zu sagen. Das geschah. Dr. Faustus sprach also zu ihnen: „Meine liebe Vertraute und ganz günstige Herren! Warum ich euch berufen habe, ist dieß, daß euch viele Jahre her an mir bewußt, was ich für ein Mann war, in vielen Künsten und Zauberei erfahren. Es sind aber diese nirgends als vom Teufel hergekommen, zu welcher teufelischen Lust mich auch Niemand gebracht, als mein Fleisch und Blut, mein halsstarriger und gottloser Willen und meine stolzen, hochfliegenden Gedanken, welche ich mir vorgesetzt. Daher ich mich habe dem Teufel versprechen müssen, nämlich, daß ich ihm nach 24 Jahren verfallen sey. Nun sind solche Jahre bis auf diese Nacht zum Ende gelaufen, und es stehet mir das Stundenglas vor Augen, das ich gewärtig seyn muß, wenn es ausläuft. Darum habe ich euch, freundliche, günstige, liebe Herren, vor meinem Ende zu mir berufen, und mit euch einen Johannis-Trunk zum Abschied nehmen wol-

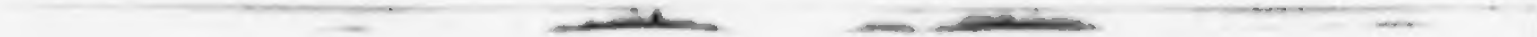
len, daß ihr meines Hinſcheidens Zeugen ſeyn möchtet. Bitte euch hierauf, ihr wollet alle die Meinen, und die meiner in Gutem gedenken, von meinetwegen brüderlich und freundlich grüßen, darneben mir nichts für übel halten, und wo ich euch jemals beleidiget, mir ſolches herzlich verzeihen. Was aber die Abenteuer belanget, die ich in ſolchen 24 Jahren getrieben, das werdet ihr Alles nach mir aufgeſchrieben finden, und laßt euch mein gräulich Ende euer Lebtag ein Fürbild und Erinnerung ſeyn: daß ihr wollet Gott vor Augen haben, nicht von ihm ablaſſen, und von ihm abfallen, wie ich gottloſer und verdammter Menſch, der ich abgeſagt habe der Taufe, den Sacramenten, Gott ſelbſt, einem ſolchen Gott, der nicht will, daß einer ſollt verloren werden. — Endlich nun und zum Beſchluß iſt meine freundliche Bitte: ihr wollet euch zu Bette begeben, mit Ruhe ſchlafen und euch nichts anfechten laſſen, auch wenn ihr ein Gepolter und Ungeſtüm im Hauſe höret. Und ſo ihr meinen Leib todt findet, ſo laſſet ihn zur Erden beſtatten. Denn ich ſterbe als ein böſer und guter Chriſt; als ein guter Chriſt, darum daß ich eine herzliche Reue habe, und im Herzen immer um Gnade bitte, damit meine Seele errettet werden möge; als ein böſer Chriſt, was ich gar wohl

weiß; und ich will ja gern dem Teufel Leib und Leben laſſen; er möge nur, Gott geb'! mir die Seele zufrieden laſſen. Und nun verfüget euch dann zu Bette, und habt eine gute Nacht." Dieſe Studenten und gute Herren, als ſie Fauſtum geſegneten, weineten ſie und umfingen einander. Dr. Fauſtus aber blieb in der Stube, und da die Herren ſich zu Bette begeben, konnte keiner recht ſchlafen; denn ſie den Ausgang wollten hören. Es geſchah aber zwiſchen zwölf und ein Uhr in der Nacht, daß gegen das Haus her ein großer ungeſtümer Wind ging, ſo das Haus an allen Orten umgab, als ob Alles zu Grunde gehen, und das Haus zu Boden reißen wollte. Die Studenten lagen nahe bei der Stube, da Dr. Fauſtus inne war. Sie hörten ein gräuliches Pfeifen und Ziſchen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer ſchädlicher Würme wäre. Indem hub an Dr. Fauſtus um Hülfe zu ſchreien, aber kaum mit halber Stimme. Bald hernach hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag ward, und die Studenten die ganze Nacht nicht geſchlafen hatten, ſind ſie in die Stube gegangen, darin Dr. Fauſtus geweſen war. Sie ſahen aber keinen Fauſtum mehr. Letztlich aber funden ſie ſeinen Leib draußen auf dem Miſt liegen, welcher gräu-

lich anzusehen war. Diese gemeldte Magistri und Studenten, welche bei des Fausti Tod gewesen, haben so viel erlangt, daß man ihn in diesem Dorf begraben hat. Darnach sind sie wiederum hinein gen Wittenberg, und in Dr. Fausti Behausung gegangen, allda sie seinen Famulum, den Wagner, gefunden, der sich seines Herrn halber übel gehub. Sie funden auch diese, des Fausti Historiam aufgezeichnet, und von ihm beschrieben, wie hievor gemeldet, alles außer sein Ende, welches von obgenannten Studenten und Magistris hinzugethan. — Also endet sich die ganze wahrhaftige Historia und Zauberei Dr. Fausti, daraus jeder Christ zu lernen, sonderlich aber diejenigen, welche eines hoffärtigen, stolzen, fürwitzigen und trotzigen Sinnes und Kopfes sind, der Welt, dem Teufel und seinen Werken abzusagen, Gott dem Herrn aber allein zu dienen, und ihn zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, damit sie Christi Verdienste theilhaftig, und mit ihm endlich ewig selig werden mögen. Amen!"

II.

Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.



1.

Offerus.

Eine chriſtliche Mythe.

Es lebte im Lande Kanaan ein Heide, Namens Offerus; der war eines überaus großen und ſtarken Leibes, und eines kühnen und luſtigen Gemüthes; daher er ſeine Freude daran hatte, gewaltige Abenteuer aufzuſuchen an allen Orten und Enden. Und er zog anfangs umher in Wüſten und Wäldern, und ſäuberte das Land von Drachen und andern ſchädlichen Ungeheuern. Dann, wo er einen Räuber traf, den erſchlug er, und wer ihm keck entgegen trat, den warf er zu Boden. Zuletzt, nachdem er keinen Widerſtand mehr gefunden im ganzen Lande, ließ er ſich als König ausrufen, und Alle kamen herbei und beugten ſich vor ihm und empfingen ſeine Befehle. Es dauerte aber nicht lange Zeit, ſo wurde er des Regiments überdrüſſig, und derer, die er regieren ſollte; denn die Ehre, die ſie ihm

gaben, war erheuchelt, und die Furcht, die ſie vor ihm hatten, war knechtiſch, und für die Gnade, die er erwies, erhielt er Undank, und für die Gerechtigkeit, die er übte, Fluch. Das erfuhr er; und er lernte das Gezücht verachten, das ihn ſeinen Herrn nannte; und der Weihrauch, den ſie ihm ſpendeten, und die Opfergaben, die ſie ihm brachten, ekelten ihn an; und er erkannte die Nichtigkeit aller Herrſchaft. Da dachte er bei ſich, es ſey ehrſamer, einem großen Herrn getreulich zu dienen, als über ein verächtliches Geſchlecht zu herrſchen. Und er verließ das Land zur Stunde, und er beſchloß, den größten Herrn der Welt aufzuſuchen und ihm fortan zu Dienſten zu ſeyn.

Im fernen Mohrenland herrſchte zu denſelben Zeiten ein Kaiſer, von deſſen Macht und Reichthum der Ruf in alle Ende der Welt ausgegangen. Zu dieſem begab ſich der Rieſe, und bot ihm ſeine Dienſte an. Der Kaiſer ſah den Geſellen gern bei ſich, und er ſagte: Willt du mir dienen, ſo theile ich mein Reich zwiſchen mir und dir, und du ſollt mir ſeyn, gleich einem Bruder. Er gedachte aber ſogleich, ſeinen Muth und ſeine Treue auf die Probe zu ſtellen. Es regierten an den Gränzen ſeines Reichs drei Königlein, die ſich ſeiner Herrſchaft nicht unterwerfen wollten, ſondern ſie ſaßen auf

ihren hohen Burgen, wohlverwahrt, und trotzten den Kriegsschaaren, welche der Kaiser gegen sie entsendet. Deren Burgen sollte er brechen, und sie selbst gefangen nehmen. Das that der Riese in wenigen Wochen, und er führte die Königlein gefangen seinem Herrn zu. Hierauf befahl ihm der Kaiser, er sollte deren Burgen abtragen, und einen großen Thurm erbauen aus dem Gesteine. Und er vollendete das Werk in wenig Wochen. Endlich befahl er ihm, den einen König mit den Eingeweiden des andern zu erdrosseln, und den dritten in den Thurm zu sperren, daß er da sich selbst verzehre, und verhungere. Der Riese entsetzte sich ob dem Befehl; aber, da er dem Kaiser Treue zugeschworen in Allem, so vollbrachte er's, wie ihm befohlen. Und als das letzte Röcheln des Sterbenden im Hungerthurm vernommen wurde, da ließ der Kaiser ein großes Gastmahl bereiten in seinem Palaste, und der Riese bediente ihn, wie immer. Und sieh! unter den Gästen erschien einer von fremder, grauerlicher Gestalt; der setzte sich unten an den Tisch, und heftete den Basiliskenblick auf den Kaiser, und ließ nicht mehr von ihm ab. Der Kaiser erblaßte bei seinem Anblick, und zitterte, und er wollte fort, und konnte doch nicht; er sah sich um nach seinem treuen Diener, und rief in voller

Herzensangſt: Schütze mich vor dem da unten! — Im nämlichen Augenblicke aber erhob ſich die Geſtalt, und wie eine Rieſenſchlange ſich entfaltend, beugte ſie ſich über die Tafel hin, und packte den Tyrannen, daß ihm die Knochen im Leibe zerbrachen, und das ſchwarze Blut aus ſeinem Munde ſtrömte. Der Palaſt aber borſt die Mitte durch, und ſtürzte zuſammen in Trümmer.

Offerus allein war dem Verderben entronnen; und wie er da ſtand auf dem gräulichen Schutte, und bei ſich reuig bedachte, daß er dem Unrecht gedient habe und der Gewaltthat, da beſchloß er den furchtbaren Rächer aufzuſuchen, und ihm zu dienen als dem größten Herrn der Welt. Indem er den Gedanken hatte, ſtand der Teufel vor ihm da, und er ſagte: Willt du mir dienen, ſo theile ich mit dir alle Schätze der Welt; und du ſollt mir ſeyn, wie ein Freund. Der Geſelle aber war ihm ganz willkommen bei ſeiner Einfalt und Ehrlichkeit. Denn ſeine Herrſchaft war, ſeit der Herr erſchienen, zerſtört, und er vermochte Menſchen nur durch Menſchen verderben, die ſich ihm ergäben. Es geſchah aber um dieſelbe Zeit, daß die erſte Capelle errichtet werden ſollte zum Dienſte des wahren Gottes. Das fromme Werk ſuchte nun der Teufel auf alle mögliche Weiſe zu hindern: allein er

ſelbſt konnte nicht Hand anlegen zur Zerſtörung der Mauer; denn es wehrte ihm ein guter Geiſt, der ihm dräuend gegenüber ſtand. Da befahl er dem Heiden, das Werk zu hindern. Dieſer war flugs zur Hand; und er trug in der Nacht ab, was die Arbeiter bei Tage erbaut. Endlich muthmaßte der fromme Biſchof, auf deſſen Geheiß die Capelle erbaut werden ſollte, daß die Argliſt des böſen Feindes dahinter ſtecke. Und er ſprach die Weihe aus über das Gebäude; und von der Zeit an, ſo viel ſich auch der Heide abmühte, dem Werke Einhalt zu thun, hatte es immer mehr Fortgang, und kam, dem Teufel zum Trotz, zur Vollendung. Nun dachte der böſe Feind daran, wenigſtens die Leute zu verführen, die zur Capelle wallfahrteten; und er befahl dem Heiden, neben der Kirche ein Häuslein zu bauen zu weltlichen Vergnügungen. Das geſchah; und die Leute ſprachen häufig zu, und ergötzten ſich bei Soff und Fraß, bei Tanz und Spiel; und der Teufel hatte eben ſo viel Einkehr, als unſer Herrgott. Der war ihm aber doch immer zuwider als Nachbar; und er ſagte eines Tages zum Heiden: „Geh in die Capelle insgeheim, und raube das Bild, das drinnen ausgeſtellt iſt zur Verehrung, und verbrenne es.“ Der Heide ging in die Capelle, worin das Bild unſers Herrn, wie er am Kreuze

hing, aufgestellt war. Wie er aber Hand anlegen wollte, siehe! da zuckte ein Blitz herab, daß der Heide betäubt zu Boden fiel. Es ergriff aber die Flamme die Herberg und verzehrte sie, sammt denen, die darinnen waren.

Als Offerus aus seiner Betäubung erwachte, stand vor ihm der fromme Bischof, und sagte: Unglückseliger! wie hast du es wagen können, dich zu vergreifen an dem Herrn des Himmels und der Erde? Offerus bat den Greis: Sage mir, wo ich ihn treffe, daß ich ihm dienen möge mein Lebelang. Der fromme Bischof sagte: „Er ist nahe allen denen, die ihn suchen. Und wer ihm dienet in Einfalt und Treue, dem thut er das Reich seiner Gnaden auf, und der ist ihm fortan wie ein Sohn.“ Und der Heid schlug an seine Brust und beichtete, sagend: „Ach, ich habe schwer gesündigt an dem Herrn; ich bin nicht würdig, daß er mich aufnehme zu seinem Sohn.“ Der fromme Bischof aber sagte: „Thue Buße, um des Heiles würdig zu werden.“ Und er fuhr fort, ihn weiter zu belehren, und sagte: „Siehe, du hast dich dreifach versündigt an dem Herrn: so mußt du denn auch dreifach dafür büßen voll Ergebung. Und zwar erstlich, weil du dich freventlich aufgeworfen hast zum alleinigen Herrn, so ist vonnöthen, daß du von

Stund an demüthig seyest von Herzen, und dich als den geringsten unter den Menschen achtest. So dann, weil du dem Gewaltigen geholfen, Gewaltthat zu üben, so geziemt es sich, daß du von Stund an mildthätig seyest gegen Jedermann, und deßhalb weder Ehre noch Lohn verlangest. Endlich da du der Argliſt beigeſtanden, um die Kirche zu zerſtören und das Reich Gottes; wohlan! ſo ſey denn fortan gottesfürchtig, und fördere auch andere Menſchen zu ſeinem Dienſte. Darum, ſo geh denn hin, und baue dir am Strom eine Hütte; und, wenn Pilger von dannen kommen, um zur Capelle zu wallen, ſo mach dich auf, in Gottes Namen, und trage ſie durch die Fluthen. Allda harre des Herrn, bis er kommet, in Gebet und in Arbeit.

Offerus that, wie ihm der fromme Biſchof befohlen. Er trug die Pilger, welche zu und von der Capelle wallten, durch den Strom, und, um ſich gegen die Fluth zu ſtemmen, und den Grund zu erforſchen, bediente er ſich eines verdorrten Fichtenſtammes; und er harrte des Herrn, bis daß er käme, in Arbeit und Gebet. So verging ein Jahr. Da beſuchte ihn der fromme Biſchof, um zu ſehen, ob er ſeinem Herrn treu anhänge, und beharrlich ſey in deſſen Dienſt. Offerus aber klagte: wie daß er vergebens ſich ſehne, das Antlitz ſeines Herrn zu

ſchauen, dem er diene. Der fromme Biſchof ermahnte ihn zur Langmuth, und ſagte ihm das Wort: „Selig, die da glauben, und nicht ſehen.“— Nach einem Jahre beſuchte er ihn wieder, um zu ſehen, wie er ſeines Berufes pflege zum Beſten der Menſchen. Offerus aber klagte: wie daß er ſich vergebens ſo viel bemühe, und keines Lohnes gewärtig ſeyn könne von ſeinem Herrn, dem er diene. Der fromme Biſchof ſprach ihm Muth ein, und er ſagte ihm das Wort: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Und nach einem Jahre beſuchte er ihn wieder, um zu ſehen, ob er nicht in Unmuth erliege, ſondern in Geduld ausharre. Offerus aber klagte: Ach, ſchon drei lange Jahre habe ich gebetet und gearbeitet, und noch iſt mir kein Wort des Troſtes zugekommen von meinem Herrn, dem ich diene. Da ſprach ihm der fromme Biſchof Troſt zu, und er ſagte ihm das Wort: „Selig ſind, die da trauern, denn ſie werden getröſtet werden.“ Dieſe drei Worte bewahrte Offerus in ſeinem Herzen, und von Stund an klagte er nicht mehr, ſondern harrte geduldig und getreulich in Arbeit und Gebet der Zukunft des Herrn.

Mitten in einer Nacht däuchte es ihm, als höre er von jenſeits dem Ufer rufen: „Offere!

wach auf! hol über!" Es klang aber, wie die Stimme eines Kindes. Und er wollte schier daran zweifeln, ob Jemand seines Dienstes bedürfe; aber da gedachte er des Wortes, welches der Bischof gesprochen, und voll des Glaubens stand er auf, und schritt durch den Strom, um den Pilger zu holen. Es war aber ein Knäblein, das ihn bat, er möchte es hinüber tragen. Er wollte schier dem kleinen Pilger, der so zur Unzeit gekommen, den Dienst versagen; da gedachte er jedoch des Wortes, welches der Bischof gesprochen; und voll der Liebe setzte er das Kindlein auf seine Schulter und trat den Rückweg an. Aber das Kindlein wurde immer schwerer; es lastete zuletzt auf ihm, wie eine Welt; und der Strom wurde immer tobender, daß er keinen sichern Tritt mehr machen konnte; und die Nacht wurde immer dunkler; und ach, die Leuchte von jenseits war erloschen, und er sah kein Ziel mehr vor sich, und nirgends eine Hülfe. Da wollte er schier verzagen; aber er gedachte des Wortes, das der fromme Bischof zu ihm gesprochen; und voll der Hoffnung schritt er vorwärts, gebeugt unter der Last, trotz der Gewalt der Fluthen und den Schrecken der Nacht. Und er erreichte endlich müde das Ufer, und setzte das Kindlein ab. Sieh! da erhob sich vor ihm eine wundergroße und

wunderliebliche Lichtgestalt; ihr Antlitz leuchtete wie die Sonne, und ein Sternenkranz umfloß ihr Haupt, und in der Rechten trug sie eine Kugel mit einem Kreuze. Und der Herr sagte: „Selig, daß du geglaubt, geliebt und gehofft hast, reines Herzens, denn du wirst Gott schauen. Siehe, Offere, du hast Christum, den Herrn der Welt, getragen. Darum sollst du fortan Christophorus heißen.“ Und der Herr taufte ihn zur Stunde. Darauf sagte er: „Weil du denn als so ein treuer Diener befunden worden bist, so soll dir auch der Lohn nicht entstehen, der da versprochen ist denen, die ausharren. Und zum Zeichen, daß ich mein Wort halte, der Getreue: siehe! da stecke ich diesen verdorrten Stamm in die Erde, und wenn er grünet und blüht, so ist die Stunde da, wo ich dich aufnehme in mein Reich. Und so geschah es denn auch. Denn so wie der erste Strahl in Osten erschien, so beleuchtete er den Wunderstamm, der grünte und blühte. Und Christophorus, voll freudigen Dankes, betete: „Nun entlässest du deinen Diener im Frieden.“ Und alsobald trugen die Engel seine Seele in den Himmel.

2.

Sanct Auguſtin und das Knäblein.

Der heilige Auguſtinus, der fromme Biſchof und erleuchtete Kirchenvater, erging ſich eines Tages am Ufer des Meeres, ſinnend und nachdenkend, wie er das große Geheimniß von dem dreieinigen Gott ergründen möge. Da, wie er einige Zeit lang in dieſen Gedanken vertieft dahin wandelte, bemerkte er am Geſtade ein Knäblein ſitzen, das emſig aus dem Meer in ein Grüblein Waſſer ſchöpfte. Der heilige Mann ſchritt ſofort auf das Knäblein zu, und fragte dasſelbe: was ſein Beginnen ſey, und warum er alſo emſiglich Waſſer ſchöpfte? Der Knabe erwiederte: Ich will das Meer ausſchöpfen in dieſes Grüblein. Darob lächelte Auguſtinus, und ſagte: Wie magſt du alſo thun und erhoffen, das ganze weite und tiefe Meer auszuſchöpfen in dieſes winzige Grüblein? Hierauf verſetzte der Knabe: Und wie magſt du ſo thöricht ſeyn und verhoffen, du werdeſt das große und tiefe Geheimniß des dreieinigen Gottes ergründen mit deinem winzigen Verſtande? Der heilige Kirchenvater ward betroffen von dieſer Antwort; und als er, wieder erwachend aus ſeinem Erſtaunen, das Knäblein nicht mehr ſah, welches verſchwunden:

so merkte er wohl, es habe ihn Gott durch einen Engel warnen und belehren lassen, daß der Mensch nicht versuchen solle, den Schleier zu lüpfen vor dem Allerheiligsten, das selbst den Engeln verdeckt bleibt zur Anbetung.

3.

Von der Versuchung im Glauben.

Wenn diejenigen selig genannt werden, welche nicht sehen und doch glauben, so sind gar wohl diejenigen heilig zu nennen, welche zweifeln und doch nicht im Zweifel verzagen. Hievon höre ein Exempel. Es kam eines Tags ein groſser Schriftgelehrter zu einem frommen Bischof, dem er beichten wollte; er konnte aber vor Weinen kein Wort vorbringen. Der Bischof sprach ihm Muth ein, und sagte: kein Mensch könne so viel sündigen, daß Gott nicht, der Barmherzige, ihm verzeihen wollte. Der Schriftgelehrte sprach: „So sag' ich denn, daß ich nicht anders kann, als weinen; denn ich halte mich für einen Irrgläubigen, weil ich's nicht über mich erhalten kann, zu glauben, daß Gott Mensch geworden; auch weiß ich wohl, daß dieses von den Versuchungen

des bösen Feindes herrührt.“ Da erwiederte der fromme Bischof: „Meister, sagt mir doch, wenn Euch der Böse eine solche Versuchung zusendet, ob sie Euch gefällt?“ „Herr, antwortete der Schriftgelehrte, sie ist mir so lästig, als sie nur seyn kann.“ „So frag' ich Euch denn weiter, fügte der Bischof hinzu, ob Ihr weder Gold noch Silber nehmen möchtet, um etwa über Euren Mund gehen zu lassen, das da wäre gegen die Gottheit Christi oder gegen die anderen göttlichen Eigenschaften?“ „Ja, Herr, versicherte der Schriftgelehrte, Ihr müßt wissen, daß nichts auf der Welt ist, das ich dafür nehmen möchte; lieber wollt' ich, man risse mir alle Glieder vom Leibe, als daß ich so etwas über den Mund kommen ließe.“ „Nun, setzte der Bischof hinzu, will ich Euch etwas Anderes sagen. Höret! Wenn Euch der König in dem Kriege, den er führt, eine Veste anvertrauen würde, welche am nächsten an der feindlichen Gränze läge, mir aber würde er eine andere anvertrauen, die mitten im Lande und in weiter Ferne von dem Schauplatze des Krieges läge: wem von uns beiden würde der König nach dem Ende des Krieges am meisten zu danken haben, Euch, wenn Ihr ihm die bedrohte Gränzveste vertheidigt hättet, oder mir, der ich ihm ein

ungefährdetes Schloß erhalten hätte?" „Bei Gott! antwortete der Schriftgelehrte, mir, der ich ihm die Gränzveſte vertheidigt haben würde." „Meiſter, verſetzte hierauf der Biſchof, ich ſag' Euch, mein Herz gleicht dem ungefährdeten, ſichern Schloſſe, das mitten im Lande liegt; mich beunruhigt keine Verſuchung und kein Zweifel wegen der Gottheit Chriſti. Ich verſichere Euch alſo: gefällt es Gott einmal in Anſehung meiner, wenn ich an Chriſtum feſt und in Ruhe glaube, ſo wird es ihm von Euch dreimal wohlgefallen, weil Ihr ihm Euer Herz in der Fehde der Anfechtung unverſehrt erhaltet, und ihm ſo zugethan ſeyd, daß Ihr um keines irdiſchen Gutes, noch um irgend eines körperlichen Leidens willen, Ihn verläugnen möget. Ich ſag' Euch daher; ſeyd ganz ruhig; denn in dieſem Stücke gefällt Euer Zuſtand dem Herrn beſſer, als der meinige." So ging der Schriftgelehrte getröſtet von hinnen, und er erfuhr nachher, daß die Verſuchung zum Unglauben ihm gedient habe zur Bewährung im Glauben.

4.

Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einſt gefragt: woher es komme, daß er, trotz allen Drangſalen des Lebens, doch ſolchen Gleichmuth in ſich bewahren könne. Der antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in Acht nehme; denn alles Böſe kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, ſagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geſchäfte und unter die Menſchen gehe, richte ich meine Augen bedachtſam auf drei Dinge: erſtens hebe ich ſie gen Himmel, und erinnere mich, daß mein Hauptgeſchäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben ſey. Zweitens ſenk' ich ſie zur Erde, und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einſt mein Grab drin zu finden. Drittens endlich ſchau ich um mich, und betrachte die Menge derer, denen es noch ſchlimmer ergeht, als mir. Auf dieſe Art getröſte ich mich alles Leides, und lebe mit Welt und Menſchen zufrieden in Gott.“

5.

Die Tugenden.

Die Tugenden lebten lange Zeit in Ehre und Frieden als Nonnen in einem Kloſter, deſſen Oberin die Frömmigkeit ſelbſt war. Die Freigebigkeit diente als Pförtnerin, die Mäßigkeit als Küchenmeiſterin; die Klugheit beſorgte Feld und Garten, und die Sparſamkeit berechnete das Einkommen; die Sanftmuth leitete die jüngern Schweſtern, und die Demuth war die Dienerin Aller. So verſah denn jede der Tugenden ein beſonderes Amt, und über Alles wachte und ſorgte, ermahnend und befehlend, die Oberin, welche, wie geſagt, die Frömmigkeit ſelbſt war.

Die Oberin ſtarb. Da beſchloſſen die Tugenden, das Kloſter zu verlaſſen, und in die Welt zu gehen, wo ſie nach ihrer Meinung mehr Gutes wirken könnten. Und ſie traten ſogleich mit einander die Reiſe an.

Wie ſie in das nächſte Dorf kamen, begegnete ihnen ein armes Weib, mit einem Kind auf dem Arm, das bettelte ſie an. Die Freigebigkeit, welche den Säckel hatte, wollte der Armen

sogleich eine große Summe geben. Darüber wurde sie aber von der Sparsamkeit ausgescholten, welche meinte, daß für Bettler ein kleines Almosen genug wäre. Worauf die Klugheit bemerkte: blindlings geben, ob viel oder wenig, sey überhaupt nicht rathsam; man müsse vorerst die Würdigkeit und die Nothdurft des Armen erforschen. Also erhielt, auf den Rath der Klugheit, die arme Frau nichts.

Die Tugenden kamen drauf in ein anderes Dorf. Da sahen sie, wie ein Vater sein Söhnlein züchtigte mit Schlägen. Alsogleich trat die Sanftmuth zu ihm, und bat ihn, abzustehen von seinem Zorneifer. Die Strenge aber lobte den Mann, sagend, es sey an der Jugend kein Streich verloren, außer der daneben geht. Die Klugheit jedoch meinte: zu viel sey einmal zu viel, und man müsse Maaß halten in allen Dingen. Also schlug der Mann drauf los, so stark und so lang es ihm gut dünkte.

Da sie weiter zogen und in einen Hohlweg kamen, sprengte eben ein Reiter daher, der sein Pferd mit der Peitsche antrieb. Und wie er so um sich hieb, traf er links und rechts mit der Peitsche die Gerechtigkeit und die Demuth. Jene rief sogleich: man solle den Reiter anhalten

und zur Strafe ziehen. Die Demuth aber sagte: er hab' es wohl nicht mit Absicht gethan, und man müsse es ihm verzeihen. Und die Klugheit sprach: Was sollen wir da Händel anfangen? Seyen wir froh, daß wir Tugenden noch frank und frei die Straße ziehen können!

Zufälle dieser Art erfuhren sie immer mehr, je weiter sie zogen, und jedes Mal ergab sich Streit unter ihnen, wie die Sache anzusehen und zu behandeln sey. Da gab eines Tages die Klugheit den Rath, es wäre am besten, daß sie sich von einander trennten, und daß jede den Weg einschlüge und die Weise befolgte, die ihr am meisten zusagten. Der Rath gefiel; sie beschlossen jedoch, daß sie nach Jahr und Tag wieder zusammen kommen wollten an einem bestimmten Orte, um sich ihre Schicksale zu erzählen, und weitere Maaßregeln zu nehmen zur Beglückung der Menschheit. Und so ist es auch geschehen. Nach Jahr und Tag kamen sie wieder zusammen an dem bezeichneten Orte, und jede erzählte nun den Freundinnen, wo sie bisher gewesen, was sie gethan, und wie es ihr ergangen.

Die Freigebigkeit nahm zuerst das Wort, und sprach: „Ich begab mich auf ein Rittergut, welches als das reichste im Lande galt. Die Edelfrau, eine Wittwe, faßte sogleich volle Zuneigung zu

mir, und folgte in Allem meinem Rath. Es wurden von nun an täglich zwei Tafeln gedeckt, die eine für fahrende Ritter und Schüler, die andere für arme Leute aus der Nähe und Ferne. Die erstern wurden überdieß bei ihrem Abschiede reichlich beehrt, und unter die letztern Geld ausgetheilt. Den Bauern, ihren Unterthanen, erließ die Edelfrau auf meine Eingebung die Steuern und Abgaben, und den Kirchen und Klöstern vermachte sie die liegenden Gründe. Da war nun freilich eine große Freude im Schlosse und im Lande. Aber bald kehrte sich leider Alles in Leid. Denn die Pfaffen fingen nun an, ein ärgerliches Wohlleben zu führen; die Bauern kümmerten sich nicht mehr um den Pflug, erlustigten sich aber desto mehr im Krug und trieben allerlei Unfug; endlich in der Burg selbst mehrte sich von Tag zu Tag das Gesindel, und da man den Leuten nicht genug mehr geben konnte, so plünderten sie aus Rache das Schloß aus, und zündeten es an. Die Edelfrau hatte zu ihrem Glücke vordem ein Hospital gestiftet, in welches sie sich nunmehr begab, um da ihr armes Leben zu enden. Ich verließ sie, den Trost ihr gebend, daß sie ihren Lohn haben möge an dem guten Bewußtseyn." —

Nachdem die Freigebigkeit also erzählt

hatte, so nahm die Gerechtigkeit das Wort, und sprach: „Ich nahm mein Quartier in der Gerichtsstube eines jungen, angehenden Richters, dem ich unsichtbar zur Seite stand, und ohne Unterlaß anlag, daß er strenges Recht üben solle nach den alten Rechten. Sein Vorgänger, ein alter Herr, fragte nicht sowohl nach den geschriebenen Rechten, als vielmehr nach den Gewohnheiten, Ueberlieferungen und den obwaltenden Umständen. Zur Ehre muß man ihm zwar nachsagen, daß er dessen ungeachtet Ordnung zu erhalten wußte, und die Zufriedenheit, ja sogar die Liebe seiner Gerichtshörigen zu gewinnen das Glück hatte. Aber das Recht, das alte, das geschriebene, litt eben Schaden durch sein Regiment, und es sollte, es mußte nun anders werden. Auf mein inständiges Anrathen durchmusterte der junge Richter vorerst alle jene alten, bestaubten Bücher und Briefe, worin die Satzungen und Verträge von Alters her verzeichnet waren. Dann begann er sein streng rechtliches Regiment, und richtete und schaltete und waltete genau nach dem Buchstaben des Gesetzes, ohne alle andern Rücksichten. Ich war vollkommen mit ihm zufrieden. Aber desto unzufriedener wurden seine Gerichtshörigen. Sie klagten laut über Härte und Unbarmherzigkeit, und als der Gerichtsherr nicht

nur ihren Klagen kein Gehör gab, sondern die Kläger sogar zu Strafen verdammte, da machten sie einen Aufstand, erstürmten das Gerichtshaus, verbrannten alle alten Bücher und Briefe, und hängten den Richter selbst an den neuen Galgen, den er errichtet hatte. Ich zog traurig hinweg, und ohne Hoffnung, daß diesem Geschlechte noch geholfen werden könne, durch Gerechtigkeit." —

Darauf erzählten die andern Tugenden ihre Schicksale, und sie wußten meistens nur Unerfreuliches zu melden. Die Arbeitsamkeit sagte: Sie habe sich bei einem armen Bauern verdingt, und habe Tag und Nacht geschafft; aber je mehr sie gearbeitet, desto mehr habe der Bauer gefaulenzt und gelumpt. Die Sparsamkeit sagte: Sie habe Wohnung genommen in der Hütte einer armen Wittwe, und habe das, was sie beide durch Spinnen und Weben erübrigt, wohl zu Rathe gehalten; aber plötzlich sey alles Geld verschwunden; denn die Wittwe habe sich ein schönes, kostbares Kleid machen lassen, um an der Kirchweih, gleich den übrigen Weibern, zu prangen. Die Sanftmuth sagte: Sie habe mit der Demuth das Land durchzogen, weil sie nirgends Herberg und Arbeit gefunden; denn die Leute hätten sie für Blödsinnige angesehen, die zu nichts zu brauchen wären.

Zuletzt wurde auch die Klugheit aufgefordert, zu erzählen, was sie gethan und was ihr begegnet; denn sie hatte bis dahin geschwiegen, wie sie denn überhaupt nicht viel Worte machte. Sie sprach: „Meine Geschichte ist kurz. Da ich die Menschen, ihr eitles und stolzes Sinnen und Treiben kenne, so vermied ich eben ihre Gesellschaft, und ging in die Wüste. Da lebte ich während der Zeit bei einem Einsiedler, und ich fand neben Gottesfurcht, die seine Hütte bewohnte und sein Herz besaß, immer noch ein Plätzchen, wo ich ruhen und wirken konnte. Zu thun für mich gab's da nur selten etwas und nur wenig; ich zeigte ihm die besten Plätze, wo es gute Beeren und heilsame Wurzeln gab; ich warnte ihn, wenn er etwa den Krug unsicher hinstellte zum Quell, daß er nicht umfiele und zerbräche; ich erinnerte und mahnte ihn, die Hütte zu decken oder zu verschließen, wenn die rauhe Jahreszeit herein brach oder ein Unwetter, Regen und Wind drohte. So lebte ich denn bei ihm so ruhig und zufrieden, daß es mir große Ueberwindung kostete, die Einsiedelei zu verlassen, um, dem gegebenen Versprechen gemäß, mit euch wieder zusammen zu kommen.“ —

„Aber, sagte die Klugheit nach einer Pause, was wollen wir nun insgesammt anfangen,

und was weiter thun?" Die Tugenden schwiegen; denn sie wußten keinen Rath. Da sprach die Klugheit weiter: „Mir scheint es am rathsamsten zu seyn, wenn wir uns wieder unter eine höhere Zucht stellen, wie dieß ehedem der Fall war. Denn wir haben nun sattsam erfahren, daß wir weder insgesammt noch insbesondere Gutes verrichten mögen, so lange wir nach eigenem Willen und Vermögen handeln wollen. Nun habe ich, indem ich des Weges gezogen, von einer frommen und gottesfürchtigen Matrone gehört, die in der Hauptstadt lebt, und sich gar zu gern der Waisen, Armen und Kranken annimmt. Zu diesem gottgefälligen Werke bedarf sie aber unser Aller sehr wohl, und wir selbst können keine bessere Gelegenheit haben, auf daß jede nach ihrer Weise schaffe und wirke zum Besten der Menschen. Und darum ist mein Rath, daß wir uns in ihren Dienst begeben, und ihr zu Willen seyen in allen gerechten und billigen Dingen!" —

Die Tugenden waren damit einverstanden, und sie zogen sogleich in die Hauptstadt, wo sie noch sind. Da thun sie bis auf den heutigen Tag unendlich viel Gutes. Wer sie aber finden will, der suchet vergebens; denn sie leben und wirken da, unter der Obhut jener Matrone, in noch größerer

Einsamkeit, als im Kloster selbst, und ihre Werke kennet nur Gott, und die er bestellt hat, die Geschichten aufzuzeichnen für das Gericht, seine Engel.

6.
Die Laster.

In einem alten Buche steht geschrieben: der Teufel habe sich einsmals vorgenommen zu freien und Kinder zu zeugen, damit er dieselben in der Welt ausstatten, und sich mit den Menschen zu ihrem Verderben um so mehr befreunden könnte. Da sey ihm vorgekommen eine Frau, die habe geheißen Gottlosigkeit. Mit derselben habe er sich vergattet und sieben Töchter gezeuget, die er zu Hause auferzogen, und endlich in die Welt ausgetheilet, und mit den Menschenkindern verehelichet habe. Die erste und älteste Tochter habe geheißen Jungfer Hoffart, dieselbe habe er denen von Adel und hohen Standespersonen verheirathet. Die andere habe geheißen Jungfer Habsucht, die habe er den Kaufleuten, Hantierern und Partierern in den Städten verehelicht. Die dritte habe geheißen Jungfer Falschheit, die habe er den Bauern und dem gemeinen Volke vermählet. Die vierte habe geheißen Jungfer

Mißgunſt, die habe er den Handwerksleuten ausgeſteuert. Die fünfte habe geheißen Jungfer Heuchelei, die habe er den Geiſtlichen zugegattet, welche in Schafskleidern aufgezogen kommen, inwendig aber ſind ſie reißende Wölfe. Die ſechste habe geheißen Jungfer Eitelkeit, die habe er dem weiblichen Geſchlecht vertrauet. Die ſiebente und jüngſte Tochter habe geheißen Jungfer Unzucht; dieſe habe er, als das jüngſte und liebſte Kind, nicht verheirathen wollen, ſondern bei ſich zu Hauſe behalten, und Jedermann in allen Ständen mit ihr zu buhlen vergünſtiget.

7.
Arm Elend.

Adam und Eva hatten nebſt vielen andern Kindern auch eines, welches von gar häßlicher Geſtalt war, und das ſie deßhalb von ſich ſtießen, und Elend nannten. Arm Elend wäre wohl in der Wüſte verkümmert; wenn ſich der liebe Gott nicht ſeiner erbarmet hätte. Der aber kam in ſeiner Milde zu Elend, und ſagte: es ſolle ſich drei Wünſche thun, die er ihm gewähren wolle. Da wünſchte ſich Elend erſtlich einen wilden Birnbaum, von deſſen Früchten es ſich zur Noth näh-

ren könne; zweitens wünschte sich Elend, daß jeder, der auf den Birnbaum steige, gegen seinen Willen nicht mehr herab kommen könne; drittens wünschte sich Elend nach dem Tode das himmlische Leben. Das Alles gewährte ihm der liebe Gott. So lebte denn Elend lange Zeit auf kümmerliche Weise. Zuletzt wurde es krank, und litt große Schmerzen. Da wollte sich der liebe Gott seiner wiederum erbarmen, und er sendete den Tod, daß er arm Elend auf immerdar erlöfete von seinen Nöthen. Als aber Elend den Tod vor Augen sah, erschrack es, und sagte zum Tod: er solle ihm nur noch einige Birnen vom Baum herab holen, daß es nochmals davon essen möge, eh' es sterben müßte. Das that der Tod; er stieg auf den Baum, hieb mit seiner Sense einen ganzen Ast ab, und warf ihn dem hungernden Elend zu. Als Elend davon genossen, ward es wieder gesund. Nun wollte der Tod vom Baum herab; Elend aber, das neue Lust zum Leben bekommen, ließ es nicht zu, sondern sagte: es werde ihn nur dann von seinem Bann befreien, wenn er verspräche, nicht mehr wieder zu kommen. Das versprach denn der Tod. Also lebt arm Elend noch heutzutage unter uns, und wird auf Erden fort leben bis zum jüngsten Tag.

8.

Troſt im Leiden.

Ein Mann, der in großem Reichthum, in Wohlleben und Müßiggang gelebt hatte, verlor all ſein Gut, und wurde darob ganz mißmuthig. Um ſich zu zerſtreuen und zu erholen, verließ er die Stadt, und ging ſo auf das Land. Er kam zuerſt in ein Dorf; da ſah er einen Bauer, der in ſeiner Scheune mit einer Schaufel das Getreide umwendete. Den fragte er, warum er das thue? Der Bauer antwortete: damit das Getreide nicht Schaden leide, und in Fäulniß übergehe. Darauf kam er auf das Feld, und ſah einen Bauer, der pflügte. Den fragte er auch: warum er das thue? Der Bauer antwortete: damit das Erdreich locker werde und Regen und Sonnenſchein aufnehmen könne. Er ging weiter, und kam in einen Weingarten; da ſah er einen Bauer, der die Reben beſchnitt. Er fragte ihn gleichfalls, warum er das thue? Der Bauer antwortete: er beſchneide die Reben, damit ſie viele und gute Früchte tragen. — Da ging der Mißmuthige in ſich, und ſagte: warum ängſtet ſich meine Seele ſo hart? Ich bin der Weizen, der geworfelt werden muß, damit er nicht faule. Ich

bin das Erdreich, das aufgerissen wird, damit es Segen empfangen könne vom Himmel. Ich bin die Rebe, die beschnitten werden muß, damit sie gute Frucht trage für die Ewigkeit. — Demüthig trug er fortan sein Ungemach, als eine Züchtigung des Himmels.

9.

Die Weisheit auf der Gasse.

Es lebte zur Zeit, da man noch die Weisheit auf der Gasse lehrte, in einer Stadt ein Mann, der wegen seiner Rechtschaffenheit im Handel und Wandel eben so geachtet, als wegen der Weisheit in seinen Reden und Räthen bewundert wurde. Seine Worte zeichneten sich aber dadurch aus, daß sie die Wahrheit gleichsam in einer Nuß enthielten, und es mußte die Schale erst gebrochen werden, ehe denn der Kern gewonnen werden konnte. — Als zum Beispiel: Eines Tages fragte ihn Jemand: was rathsamer und für das Seelenheil ersprießlicher sey, die Welt zu verlassen, oder in der Welt zu bleiben. Dem antwortete er: Es ist keines an sich selbst rathsam, wohl aber beides zugleich. Auf die weitere Frage, wie er dieß meine, sagte er: Ich meine,

daß wir in der Welt leben ſollten, als lebten wir nicht in der Welt. Willſt du wiſſen, wie? Wenn wir in die Ereigniſſe der Welt tüchtig eingreifen, ohne die Geſinnungen der Weltmenſchen anzunehmen. — Ein anderes Mal ward er befragt: was vorzuziehen ſey, um Geld und Gut ſorglich zu werben, oder ſich nicht darum zu bekümmern. Dem antwortete er: Eins iſt ſo ſchlimm, wie das Andere; löblich und recht iſt es aber, eins ums Andere zu thun. Auf die Frage, wie dieß zu machen ſey, ſagte er: Spare in der Zeit, ſo haſt du in der Noth, und verſag' dir ſelbſt den Ueberfluß, damit du dem Bedürfniß Anderer abhelfen mögeſt. — Zu einer andern Zeit ſtellte man die Frage an ihn, was zu thun ſey, um im Guten zuzunehmen und vom Böſen abzulaſſen. Da war ſeine Antwort: Nichts und Alles. Und auf die weitere Frage, wie das zu verſtehen ſey, ſagte er: der Menſch muß Alles thun; er muß reuten und pflanzen und begießen; — er thut aber damit doch nichts, denn Gott allein gibt das Gedeihen. — Auf dieſe Art pflegte er Jedem über jedes zu antworten, worüber man ihn befragte; und es war zwar nur kleine, aber gute Münze, die er zum Almoſen gab auf der Gaſſe.

10.

Triumph der Religion.

Im Jahre 1812, als die Franzosen und ihre Verbündeten sich aus Rußland zurückgezogen bei der grimmigsten Kälte und in höchstem Elende, unter immerwährenden Kämpfen, da lag ein deutscher Officier, der den Feldzug mitgemacht hatte, in einem Gasthofe zu Warschau am Fenster, und betrachtete von da aus die Menschen, die unter ihm sich hin und her bewegten, treibend und drängend, wie Ameisen; und, obgleich wohlbehalten und gerettet, fühlte er doch Mißmuth über sein ganzes Inneres ausgebreitet, und es lastete auf seiner Seele schwer und schwarz, wie eine ausgebrannte Welt. Denn er hatte ja den unendlichen Jammer selbst mit angesehen, und das Verderben, das eine halbe Million Menschen zu Grunde gerichtet. Doch nicht die Schlachten, die geschlagen worden, nicht die Seuchen, nicht Hunger, Elend und Tod waren es, die sein Herz so tief verwundet, sondern die gräßlichen Gestalten entarteter Menschen, die ohne Theilnahme für das fremde Leiden den Mitbruder hindarben, verschmachten sahen, und nur auf eigene Rettung bedacht, gleich geschreckten Thieren, fort

und fort flohen vor dem ſie verfolgenden Feinde. So war denn ſelbſt aller Glaube an die Menſchlichkeit der Menſchen aus ſeinem Herzen gewichen, und er ſah in ihrem Thun und Treiben nichts als ein Haſchen nach ſchnödem Vortheil, ein Wagen um eitlen Ruhm, nichts als Selbſtſucht, Gemeinheit und Grauſamkeit — und er fand in ſeinem Innern den Gott ſeiner Jugend ſelbſt nicht mehr in dem Schöpfer dieſes Menſchengezüchtes; und ſo ſtand er troſtlos, in kalter Verzweiflung, ohne Achtung für Andere, ohne Hoffnung für ſich ſelbſt, in das bunte, eitle Gewühl hinabſchauend.

Da ſah er von ungefähr einen kleinen, gemeinen Wagen vorbeifahren, von einer Menge aus dem Pöbel begleitet. Es lag auf Stroh, und mit einer Blahe bedeckt, ein Menſch droben; zu ſeinen Füßen ſaß eine Perſon, die er, wegen ihrer ſeltſamen Kleidung und in dieſer Umgebung nicht zu deuten wußte. Eben trat der Bediente ein. „Was gibt's da unten?“ fragte der Officier, mehr aus Neugierde als aus Theilnahme. Der Bediente antwortete: „da haben ſie draußen, eine Stunde von hier, in einem Straßengraben einen halb erfrornen Juden gefunden; und nun führt ihn eine graue Schweſter in ihr Kloſter, um ihn dort zu heilen, wenn's möglich. Das iſt Alles!“

Eine innere Unruhe trieb den Officier fort auf die Straße hinab; er folgte unwillkürlich der Menge; er trat näher zum Wagen, er ſchaute hinauf zur grauen Schweſter, die unverrückten Blickes auf den erſtarrten Juden, wie auf ihren Pflegeſohn ſah; er trat mit in das Kloſter, in die Säle der Kranken und Sterbenden.

Und nun betrachtete er die emſige Pflege der frommen Schweſtern, wie ſie die Kranken, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, mit gleicher Liebe beſorgten; und er bedachte bei ſich das große Opfer, das dieſe Mädchen gebracht, Familie, Vermögen, Freiheit, alle Freuden des Lebens, um den verlaſſenſten, ärmſten unter den Menſchen, ihren Brüdern in Chriſto, zu Hülfe zu ſeyn, Tag und Nacht, ihr ganzes Leben lang; und daß ſie für alles das gar keines irdiſchen Erſatzes gewärtig ſeyn könnten, ja für die treueſte Sorgfalt die Bitterkeit mißlungener That erfuhren und oft die noch größere des mißkennenden Undankes.

Er war geheilt. Das Bild dieſer uneigennützigen Aufopferung, dieſer gänzlichen Selbſtverläugnung, dieſes heiligen Berufs in ſtiller Einſamkeit zum Beſten der leidenden Menſchheit, und allein um Gotteswillen: dieſes zarte, fromme Bild verwiſchte mit einem Male das furchtbare Gemälde

jener Tauſende von erſtarrenden Herzen, ohne warme Theilnahme und thätige Hülfe, auf den öden, weiten Eisfeldern des Todes. Er glaubte wieder an den Menſchen — an ſeine Würde, ſein Mitgefühl, an ſein Vermögen, Großes, Edles, Heiliges zu wollen — und an einen Gott, der ihm dieſen höheren Trieb eingepflanzt und jede ſeiner guten Thaten belohnen wird.

In dieſen frommen und frohen Betrachtungen verſenkt kam er zurück in ſeinen Gaſthof. Er ſah nochmal im Geiſte den erſtarrten Juden vorbeifahren, und die chriſtliche Schweſter zu ſeinen Füßen ſitzen, unverwandten Blickes auf ihn ſehend, wie auf ihren Pflegeſohn, den ihr Gott geſandt; und eine Thräne wehmuthsvoller Freude trat in ſein Auge, und er rief aus: Das iſt der Triumph der Religion!

11.

Der Antichriſt.

(Volksſage.)

Es geht eine Sage im Volke, daß gegen das Ende der Zeiten der Widerchriſt erſtehen werde, um das Reich Gottes auf Erden, die Kirche Chriſti, zu

zerſtören. Es lautet aber die Prophezeyung alſo: Von einer Schlange mit einer Hure erzeugt, wird er zu Babylon geboren. Bei deſſen Geburt fällt Feuer vom Himmel, zum Zeichen, daß der große Widerſacher in die Zeit und die Welt gekommen. In ſeinem dreißigſten Jahre wird er ſich aufmachen, die Juden aus allen Ländern um ſich ſammeln, und dann mit großer Macht nach Jeruſalem ziehen. Hier erbaut er aufs neue die Stadt und den Tempel, in welchem er, prangend in königlichem Schmucke, auf einem Throne ſich anbeten läßt. Von da zieht er aus mit großer Macht; Wunder und Zeichen gehen ihm voran, und Gräuel und Schrecken begleiten ſeinen Zug. Die ihm folgen, tragen als Bundeszeichen ein auf die Stirn geprägtes N, das heißt: NEGO (Chriſtum). *) Dieſe alſo Bezeichneten ſtreiten Alle gegen jeden, der ihren Herrn und König nicht anerkennt. Insbeſondere wird ſeine Gewalt und Argliſt gegen die Chriſten gerichtet ſeyn. Um die Schwachen zu verlocken und die Starken zu brechen, wird er glänzende Anerbietungen machen, und grauſame Martern verhängen. Das Häuflein der Chriſten aber wird, bei dem allgemeinen Abfall, in manchem

*) Ich läugne Chriſtum.

Lande so klein werden, daß es mit einer Wanne zugedeckt werden könnte. Drei Jahre dauert seine Herrschaft auf Erden; am Ende derselben will er auf feurigem Wagen vor Aller Augen gen Himmel fahren. Da öffnen sich aber die Himmel, und St. Michael erscheint mit dem flammenden Schwerte, und schlägt den Widerchrist; und die Erde bebet und birstet, und verschlingt ihn und seinen ganzen Anhang. Nachdem dieß geschehen, beginnt das Reich Christi, das tausendjährige, in welchem die Kirche Gottes auf Erden, frei von allen Feinden, Anfechtungen und Verfolgungen, ihren zeitlichen Sabbath feiern wird. Denn Satan liegt nun gebunden in den Abgründen der Hölle. Nach Ablauf dieser Frist von einem Jahrtausend wird aber der Herr selbst erscheinen in seiner Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten; und seines Reiches wird kein Ende seyn.

Diese Prophezeyung ist wahr, und ihre Erfüllung bleibt nicht aus. Wann dieß aber geschehen werde, oder ob vielleicht schon jetzt die Zeit bevorstehe, das weiß kein Mensch; nur Gott weiß es. Du aber, der du mit Angst in die Zukunft und mit Furcht auf die Gegenwart blickest, sey vielmehr auf der Hut, daß der Widerchrist nicht in dir selbst, in deinem verderbten Herzen, von dem Hochmuth

erzeugt und von der Sinnenluſt geboren werde. Wahrlich! all der Gräuel, den jene Sage verkündet, wird da in Erfüllung gehen. Der Geiſt, der verneinet, wird allmählich alle böſen Gedanken und Neigungen verſammeln, um wider die guten zu ſtreiten. Und der Glaube wird zuletzt ſo ſehr in Abnahme kommen, daß er wie ein verdecktes Fünklein im verborgenen Herzwinkel ſchier verkümmern wird. Gebe Gott! daß am Ende der Tage nicht die ſtrafende Gerechtigkeit als verzehrendes Feuer dich verderben, ſondern die ſiegende Gnade, welche Wunder wirkt auch in dem Sünder, als reinigende Flamme dich läutern möge zur Verherrlichung Gottes und ſeines Reiches.

12.

Das Gericht.

Ein frommer Einſiedler, der großen Eifer hatte für ſein und ſeiner Nebenmenſchen Heil und Seligkeit, hatte einsmals ein ſeltſames Geſicht. Es däuchte ihm, als flöge über ſeinem Haupte eine Schaar Teufel hin, wie krächzende Raben. Da fragte er den letzten, und beſchwor ihn im Namen Gottes, ihm zu antworten: Wohin und wozu des

Weges ſie zögen? Der Teufel ſprach: Wir fliegen zur Unterwelt, um die Hölle größer zu machen; denn ſie iſt zu klein geworden für die laſterhafte Welt. Ob dieſer Nachricht entrüſtete ſich der fromme Mann, und er ſprach: Das leugſt du, hölliſcher Geiſt! denn es gibt der frommen Menſchen ungleich mehr, als der böſen, ſeit das Chriſtenthum in die Welt gekommen. Der Teufel erwiederte hohnlachend: Dem iſt nicht alſo, denn je größer die Gnade, deſto ſchwerer die Sünde, und je mehrere berufen ſind, deſto wenigere ſind auserwählt. Darüber ward der Einſiedler voll zornigen Eifers, und er berief den Teufel vor eines Engels Gericht; was ſich der Widerſacher gefallen ließ. — Und der Engel erſchien, eine Wage in der Hand haltend, und es kamen Menſchen herbei aus allen Ständen, jedes Alters und Geſchlechtes, daß ſie als Zeugen vernommen werden. Der Einſiedler rief alſogleich Geiſtliche als Zeugen auf, daß ſie zeugten über der Geiſtlichen Wandel; und es verlautete nur Lob und Preis über ihre Andacht und Eingezogenheit und ihren Eifer im Dienſte Gottes. Alsdann forderte er die Weltlichen auf, daß ſie Zeugniß gäben für ihres Gleichen, und ſie wußten nur Rühmliches zu melden von ihrer Arbeitſamkeit und Genügſamkeit, und ihrer Mühe und Sorge für Weib und Kind.

Und also verhörte denn der Einsiedler fort und fort die Männer und die Weiber, die Jünglinge und die Jungfrauen, die Leute jedes Alters, Standes und Gewerbes, nach Gebühr; und man vernahm allorts nur Ehrung und Lobpreisung. Der Engel, als angerufener Richter, legte jegliche gute That und Handlung, von der er vernommen, auf die rechte Schale, und sie sank immer tiefer und tiefer, und es lag zuletzt auf ihr so schwer, als eine ganze Welt. — Nun trat aber Satan als Widersacher vor, und er berief auch seine Zeugen, zuerst die Geistlichen, daß sie über die Weltlichen zeugten, dann die Weltlichen, daß sie von den Geistlichen redeten; und da kamen denn Berichte vor, die ganz im Widerspruche waren mit denen, die vorher geschehen. Also erging's auch mit den übrigen, indem die Männer gegen die Weiber, und hinwiederum die Weiber gegen die Männer zeugten, und es war des Tadels und des Vorwurfes, der Verleumdungen und aller Gehässigkeiten kein Maaß und Ziel. Und der Engel, vermöge seines Amtes, legte jegliche Sünde und lasterhafte Handlung, von der er gehört, auf die linke Schale, und siehe da! sie sank immer tiefer und tiefer, so daß zuletzt die rechte, als läge nur Spreu auf ihr, ganz in die Höhe ging. — Da wollte schon der Teufel trium-

phiren, und der Einſiedler vor Gram vergehen über der Welt allgemeines Verderben; aber der Engel ſprach: „Es iſt da keiner, der richten kann nach rechtem Gericht, weder im Himmel noch auf Erden noch in der Hölle, außer Er allein, der da heißt der Richter der Welt.“ Und der Engel verſchwand. Die Wage jedoch war noch ſichtbar, als hinge ſie frei in den Lüften, und alle Schuld auf der einen Schale, und alles Verdienſt auf der andern, ſie waren gelöſcht und getilgt; und die beiden Schalen hielten ſich in gleicher Schwebe, wie von Gottes Gnade und von Gottes Gerechtigkeit getragen. Da frohlockte der Einſiedler, und er ſprach: „Gelobt ſey der Herr, der uns nicht vergilt nach unſern Sünden, noch uns beſtrafet nach unſern Miſſethaten.“ — Das Geſicht war verſchwunden. Aber von der Zeit an wachte der Einſiedler noch mehr über ſein Gemüth, daß es nicht beſchlichen würde von Stolz wegen ſeiner Verdienſte, noch von Zaghaftigkeit wegen ſeiner Sünden und Schulden; und er wirkte fortan ſein Heil in aller Einfalt des Herzens, und im Vertrauen auf den, deſſen Gnade währet ewiglich.

13.

Abbas der Weiſe.

Ein König hielt bei ſich an ſeinem Hofe einen weiſen Mann, Namens Abbas, auf daß er täglich ſich ſeines Rathſchlags bedienen, auch ſonſt Nützliches von ihm erlernen möchte. Eines Tages fragte er ihn: womit dieſe Welt und des Menſchen Leben zu vergleichen wäre? Der Weiſe bat ſich Zeit aus, um darüber nachzudenken; anfangs einen Tag, dann drei, endlich ſieben. Und als er wieder vor den König trat, ſagte er: nächſt der Frage, was Gott ſey, gebe es keine ſchwerere zu beantworten; je mehr er darüber nachdenke, deſto weniger erfahre er's. Er bat daher den König um Urlaub, daß er andere Weiſe aufſuchen, und ſie darüber befragen könne.

Abbas kam zuerſt in eine ferne, große Stadt, wo, wie er gehört, ſich ein anderer weiſer Mann aufhielt. Als er ihn gefunden — er wohnte aber in einem prächtigen Palaſte, und war eines Königs Haus- und Tiſch-Freund, und lebte ſelbſt, wie ein Fürſt — da legte er ihm ſeine Frage vor. Der ſagte: die Welt iſt zu vergleichen einem großen, prächtigen Saale, wo allzeit offene Tafel gehalten wird. Da mag ſich denn jeder, wer will, hin-

ſetzen, und es leuchten ihm die Himmelsgeſtirne, und es muſiciren ihm die Vögel, und es duften ihm wohlriechende Blumen; und der Tiſch iſt gedeckt mit den mannichfaltigſten Speiſen jeder Art, und der Wein erfreuet ſein Herz, und Alles ladt ihn ein zum Sinnengenuß; und Gäſte ſitzen allweg daran, zu angenehmer Unterhaltung, und Mägdlein führen luſtige Reihen auf; und — wenn man nun dieß eine gute Weile getrieben, und endlich des Spieles und des Genuſſes ſatt geworden, nun, ſo ſteht man auf, und legt ſich nieder zur Ruhe.

Als Abbas das gehört, ſchied er traurig von dannen; denn er dachte bei ſich: es ſey dieß kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt, in der es doch ſo viel des Jammers und des Elends gebe, ohn' End'. Und er ging fort, und begab ſich in eine ferne Wüſte, wo, wie er gehört, ein Einſiedler, ein frommer, weiſer Mann wohnte. Als er ihn gefunden — er wohnte aber in einer Höhle, und war mit einem härenen Kleid angethan, und Wurzeln waren ſeine Speiſe, und Waſſer ſein Getränk — da brachte er ſeine Bitte vor. Der Einſiedler ſagte: das menſchliche Leben iſt zu vergleichen einem Engpaſſe, durch welchen ein Menſch geht. Auf der einen Seite ragen ſchroffe, unfruchtbare Felſen empor, von denen ſich von Zeit

zu Zeit Blöcke losreißen; auf der andern öffnet sich ein tiefer Abgrund, in welchem ein Gießbach von Klippe zu Klippe stürzt; und zwischen inne zieht sich ein schmaler, schlüpferiger Pfad hin, und die Sonne brennt heftig auf die Scheitel des Wanderers, und von den spitzen Steinen werden seine Füße wund, und er kann seinen Hunger nicht stillen mit den Früchten, die hoch oben an den steilen Felsen hangen, und seinen Durst nicht löschen mit dem Wasser, das tief unten im Abgrunde rauscht. Und wie er hinter sich blickt, da gewahrt er eine Schlange, die ihn verfolgt und seinen Fersen den Tod droht, und wie er vorwärts schaut, da sieht er einen Löwen mit offenem Rachen, der ihn verschlingen will. Und nirgends erscheint eine Rettung und Hülfe, sondern überall nur Verzweiflung und Tod.

Als das Abbas gehört, ging er abermal traurig von dannen; denn er wußte wohl, daß auch dieß kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt sey, in der es ja doch so viel Freudigkeit, und Gutthaten die Fülle gebe. Und er ging weiter, und suchte Land auf Land ab nach einem andern Weisen, von dem er die rechte Antwort erhalten möchte. Eines Tages begegnete ihm ein Mann, der sich zu ihm gesellte. Da er aus seinen Reden viel Klu-

ges vernahm, — er trug aber ein zerlumptes Kleid und ging barfuß, doch war er eines heitern, aufgeräumten Sinnes, und sein Bettelranzen war vollgestopft von Speisen und andern köstlichen Dingen, — da fragte er ihn, auf gut Glück: ob er ihm wohl nicht sagen könne, womit die Welt am besten zu vergleichen wäre. Der Bettler sagte: Höre folgende Geschichte an: Ein stummer Mann bat einen Blinden, wenn er einmal einen Harfenisten sähe, so möchte er ihm doch denselben weisen, damit jener seinen trübsinnigen Sohn mit Musik aufmuntern möchte. Der Blinde sagte: ich habe unlängst einen solchen stattlichen Musikanten gesehen, ich werde gleich meinen krummen Buben, der nicht gehen kann, nach ihm schicken, daß er ihn herhole. Der Bub fand den Harfenisten auch, der aber ohne Hände war; jedoch ließ er sich überreden, daß er den Melancholischen lustig mache durch stille Musik. Da schaute nun der Blinde mit Verwunderung zu, der Stumme lobte den Spielmann über alle Maßen, der Krumme tanzte herum mit dem größten Vergnügen. Wie das nun im Hause bald lautmährig geworden, so kam auch ein Narr dazu, dem diese Posse so wohl gefiel, daß er in lauten Jubel ausbrach. Währenddem ging eben die Weisheit bei dem Hause vorbei, und guckte zum Fenster hin-

ein, und, wie sie das Spektakel sah, sagte sie mit ernsthaften Worten: Seht da den wahren Entwurf der kindischen, närrischen und abgeschmackten Welt.

Abbas hörte das mit noch traurigerm Sinne; er wußte ja selbst wohl, daß, wenn auch viel Thorheit und Lüge mitunter laufe im Leben, doch tiefer Ernst drinn sey und heilige Wahrheit. Und er verließ den Bettler, und richtete seinen Weg nun heimwärts, Gott bittend, daß er ihm doch noch offenbaren möchte des Lebens Geheimniß.

Als er nun vor den König trat, freudigen Muthes, da berichtete er ihm, was er von den andern Weisen erfahren; und der König fühlte mit ihm, daß das Alles nicht das Rechte sey. Und nun, fragte der König, was hältst du davon? Abbas antwortete: Herr, laß dir vor Allem erzählen, wie es mir selbst ergangen auf der Reise. Ich habe sie angetreten, wie du weißt, auf dein Geheiß, und deine Gnade ernährte und begleitete mich. Was ich während der Zeit Gutes oder Uebles erfahren, davon schweige ich; weder das Eine, noch das Andere ist in Vergleich zu stellen mit dem Wohlgefallen, womit du deinen Diener belohnest. Darum gedachte ich nur, deinem Willen nachzukommen, daß ich die Wahrheit suche unter den Menschen, und dann heimkehre zu dir, um dir Rechenschaft zu geben von

meiner Bemühung. Urtheile nun ſelbſt, ob ich deiner Gnade würdig ſey oder nicht.

Der König ſchwieg, und reichte ihm die Rechte zum Zeichen ſeiner Gnade.

Abbas fuhr fort, gerührt, und ſagte: Alſo dachte ich bei mir ſelbſt, als ich deinen Palaſt von ferne erblickte, und mein Herz traurig ward, daß ich zu dir kommen ſollte ohne einiges Verdienſt. Und ſieh! da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich ſah nun, daß des Menſchen Leben ſelbſt nur ſo eine Reiſe ſey, eine Wanderung durch die Welt, zu thun den Willen des Herrn aller Herren.

Da umarmte ihn der König, und er ſteckte ihm einen koſtbaren Ring an den Finger, und er ſagte: Du ſollſt fortan mir ſeyn, wie ein Vater.

14.

Das Mährlein von der Wahrheit.

Es reitet der Herr zum Thor hinaus —
Juhe! nun geht's in Saus und Braus;
Die Diener han ein'n guten Tag
Bei Nichtsthun und bei Weingelag:
Se, ſe, das iſt die Wahrheit!

Der Herr, als er zurück nun kümmt,
Vom Narren all das Ding vernimmt;

Darob erboſt er ſich gar ſehr,
Und ſchilt ſie und bedraut ſie ſchwer:
Se, ſe, das iſt die Wahrheit!

„Wie weiß der Herr denn?“ fragen ſie.
„Der Narr verräth uns!“ ſagen ſie.
Sie greifen und ſie binden ihn,
Und bläuen ihn und ſchinden ihn:
„Se, ſe, das iſt die Wahrheit!“

Und wieder reitet der Ritter aus,
Und kommt vor Abend nicht nach Haus.
„Nun, Hänslein mein, wie ſteht die Sach'?“
„„Mumm! mumm!““ „'raus mit der Sprach,
Und ſage mir die Wahrheit!“

So wie der Narr das Wort vernimmt,
Ein großer Schreck ihn überkümmt;
Er machet ſich der Kleider los,
Und zeiget ihm den Rucken bloß!
„Se, ſe, das iſt die Wahrheit!“

15.

Von der Menſchen Urtheilen.

Ein Jüngling, der einige Zeit in böſer Geſellſchaft dem ſinnlichen Wohlleben nachgehangen, faßte endlich, von Gottes Gnade getrieben, den Entſchluß, ſeine Lebensweiſe zu ändern; und er ſuchte nun die Geſellſchaft derer auf, die in der Gemeinde als fromme und weiſe Männer bekannt waren.

Bald ward er auch ein ganz anderer Menſch; er bezeigte nicht nur in ſeinem äußern Leben Ordnung und Sittſamkeit, ſondern gewann auch in ſeinem Innern von Tag zu Tag mehr Frömmigkeit und Zufriedenheit. — Die plötzliche Bekehrung des jungen Mannes machte indeſſen Aufſehen, und man flüſterte leiſe oder redete auch laut von ſeinen Handlungen und Abſichten. Es konnte nicht fehlen, daß ihm die verſchiedenen Aeußerungen zu Ohr kamen. Ueber den Spott und das Gelächter derer, mit denen er gebrochen, konnte er ſich leicht hinwegſetzen; denn er betrachtete und bedauerte ſie als Blinde, die nicht wüßten, was Frömmigkeit ſey und welchen Werth ſie in ſich trage für Zeit und Ewigkeit. Aber auffallend und tief kränkend war ihm die Kunde, daß ſelbſt unter jenen Männern, die er verehrte und liebte, einige gegen ſeine Bekehrung und ihre Aufrichtigkeit Bedenken trugen und Zweifel ausſprachen. Dieſe Urtheile achtbarer Männer verletzten ihn im Tiefſten des Herzens, und er ward ſchier verſucht, an ſich ſelbſt und an Andern zu verzweifeln. — Eines Tages klagte er ſein Leid einem Manne, deſſen Weisheit und Frömmigkeit ihm von Allen gerühmt ward. Dieſer vernahm ſeine Klagen und Beſchwerden mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Dann ſprach er zu ihm: „Lieber

Sohn! laß dich durch anderer Leute Urtheile nicht trübe und irre machen. Die Menſchen können ja höchſtens nur über die That und den Schein urtheilen, nicht aber über die Geſinnung und das Weſen, darin die Tugend beſteht. Mögen ſie daher von dir denken und reden, was ſie wollen: du haſt zwei unverwerfliche Zeugen, welche genügen: Gott und dein Gewiſſen.“ Der Jüngling beruhigte ſich einigermaßen bei dieſen Worten; er konnte aber nicht umhin zu bemerken, wie ſehr ihn doch der Tadel derer ſchmerzen müſſe, die er zu achten und zu lieben Urſache habe, ſo wie ihr Lob ihn aufrichte und erfreue. Der weiſe Mann erwiederte: „Du haſt recht geredet, mein Sohn, und es iſt auch nicht meine Meinung, daß du gegen fremde Urtheile gleichgültig ſeyn ſollſt. Sie ſind wichtige Fingerzeige, um zur Erkenntniß unſerer ſelbſt zu kommen, und eindringliche Mahnungen, daß wir vom Böſen ablaſſen und nach dem Guten ſtreben ſollen. Und darum ſollen wir ſie jedenfalls recht ins Auge faſſen und wohl zu Herzen nehmen. Das Lob des Mannes, den wir achten, iſt wie ein wohlthätiger Regen, der auf trockenen, dürren Boden fällt; es erquickt die Seele, und weckt den Keim guter Geſinnung, und kräftigt den Wachsthum des Guten. Und der Tadel des Mannes, den wir achten,

ist wie eine glühende Kohle; er brennt und schmerzt zwar, aber er reinigt und erprobt zugleich unsere Tugend; die Schlacken fallen ab, und das Gold kommt um so reiner und lauterer zu Tage. Und so verbleibt es denn bei meinem Spruche: daß der Menschen Urtheile uns nicht trübe und irre machen sollen, wohl aber, daß sie uns als Mittel und Triebfedern dienen mögen zu unserer Läuterung und Vervollkommnung.“ — Der Zuspruch des weisen Mannes tröstete und beruhigte den Jüngling, und er wirkte von nun an das Werk seines Heiles in Stille und Demuth und in der Zuversicht auf den Herrn.

16.

Glück und Unglück.

Es lebte in einer Stadt ein Mann, der wegen seiner frommen Gesinnung in Wort und That von Jedermann verehrt wurde. Wer ihn auch nur Einmal sah, der mußte Hochachtung für ihn empfinden; denn sogar in seiner Miene und Haltung lag eine Ruhe, ein milder Ernst und eine stille Heiterkeit, die von der Klarheit seines Geistes und von der Friedsamkeit seines Gemüthes volles Zeugniß gab. Es zeigte sich dieser

grundfeste Charakter bei allen, auch verschiedenartigsten Verhältnissen, und nur selten bemerkten die Freunde, die ihm näher standen, einen Zug des Lächelns oder des Trauerns in seiner Miene, und auch dieser verschwand bald wieder wie ein durchbrechender Sonnenblick, wie eine vorüberfliegende Nebelwolke. — Eines Tags gewahrte einer seiner Freunde ein solches Gewölk auf dessen Stirn, und er fragte ihn deßhalb theilnehmend, was ihm begegnet sey. „Ach" — sagte jener — „es ist mir ein großes Glück widerfahren!" „Glück?" — versetzte der Freund — „und du scheinst doch zu trauern?" „Vernimm" — war seine Antwort — „was diese Betrübniß in mir erweckt. Sieh, wenn bei uns Menschen das Glück einkehrt, so kommt gleich hinten drein der böse Geist mit seinen Verlockungen zur Selbstliebe, zur Augenlust und zum Hochmuth des Lebens; und welcher Mensch fühlt sich da sogleich stark genug, um dessen Versuchung zu widerstreben und rein zu bleiben von jeder bösen Neigung und allem verderbten Gelüste? Darum, lieber Freund, traure ich." — Zu einer andern Zeit bemerkte derselbe Freund, daß sich ein Zug des Lächelns um dessen Lippen gelegt hatte, und er fragte ihn wiederum theilnehmend, was ihm begegnet sey,

daß er also fröhlich aussehe. „Ei" — sagte jener — „es ist mir ein großes Unglück widerfahren." „Ein Unglück?" — entgegnete jener — „und du scheinst doch vor Freude zu lächeln?" „Vernimm" — war die Antwort des weisen Mannes — „was meine Seele in diese frohe Stimmung versetzt. Sieh, wenn bei uns Menschen ein Unglück einkehrt, so steht auch zugleich Gott vor der Thür, der es gesandt hat; und er klopft an, und gemahnt uns an die Treue, die wir ihm gelobt, und an die Gnade, die er uns verheißen hat, und da gehen wir denn in uns, und rufen unsere bessere Kraft auf, und wir erheben uns, und fühlen uns über alles Irdische und Vergängliche frei und selig in Ihm. Darum, lieber Freund; hast du mich lächeln gesehen. — Aber freilich" — fuhr er in sanftem Ton und mit ruhiger Miene fort — „es hat der Mensch je keine Ursache weder zu jenem Trauern noch zu diesem Lächeln; denn es ist ja immer Gottes Gnade, die in ihm kämpft und in ihm siegt. Drum sey und werde Ihm in allen Dingen, Ihm allein, die Ehre und die Danksagung!"

17.

Von Zank und Streit.

Zank und Streit kommen erſtlich daher, daß der eine nur die Fehler des andern ſieht, und nicht die eigenen; und zweitens daher, daß der eine nur die eigenen Gebrechen fühlt, und nicht auch die des andern. Denn das Bedürfniß gibt dir kein Recht, wenn mir das Vermögen fehlt. Davon leſen wir ein Exempel, wie folgt: Es begegneten ſich zwei in einem engen Hausgang. Der eine rief: Platz! und der andere rief gleichfalls: Platz! Weil aber auf den Ruf keiner wich, ſo trafen ſie an einander und thaten ſich weh. Da entſtand denn unter beiden ein lautes Geſchimpf und Gehader, und ein Dritter, der zufälligerweiſe herbei kam, ſtand ſtill und ſah zu. „Du hätteſt mir ausweichen ſollen," ſagte der eine; „und du hätteſt mir ausweichen ſollen," ſagte der andere. „Ich werde dich verklagen," drohte jener, und „ich werde dich verklagen," drohte dieſer. „Und der ſoll mein Zeuge ſeyn," ſprach der letztere, indem er auf den zeigte, welcher dabei ſtand und zuſah. — Auf den Lärm kam der Spittelmeiſter herbei — denn die Ge-

schichte, müßt ihr wissen, hat sich in einem Spital zugetragen, wo lauter Gebrechliche lebten von Gottes und guter Menschen Gnade (wie in der Welt überhaupt) — und die Parteien brachten ihre Klage vor und riefen auch den Zeugen auf, daß er Zeugniß gebe der Wahrheit. Der aber schwieg und sagte kein Wörtlein; was die beiden andern ihm sehr verhielten. Nachdem der Spittelmeister Alles vernommen, sprach er zu den beiden: „Wie mögt ihr euch erzürnen ob der Unbild, die ihr euch angethan, ohne euer Wissen und Willen? Der eine von euch ist blind und der andere ist lahm, und der dritte, den ihr zum Zeugen aufgerufen, ist taubstumm.“ — Also war der Handel abgethan. Aber nicht ganz; denn es kam noch etwas Besseres. Der Lahme ergriff die Hand des Blinden und sagte: „Bruder, ist's dir lieb und recht, so leih' ich dir fortan mein Auge und du leihst mir deinen Arm; so ist uns beiden geholfen.“ Der willigte gern ein; und der Taubstumme sah vergnügt zu, wie die beiden so freundlich sich begegneten, und er half auch bei. — Gebe Gott, daß es in der Welt überall auch so geschähe!

18.

Ulysses und seine Gefährten.

(Ein Ostermährlein.)

Man lieset in alten Büchern eine schöne Fabel von einem Helden, Ulysses geheißen, welcher, nach mancherlei Ungemach und Gefahr zu Land und zur See, auch auf eine Insel gekommen, wo eine Zauberin gehauset, Namens Circe. Diese hatte die böse Gewohnheit und ihre Freude daran, alle diejenigen, welche von ungefähr auf ihr Gebiet gekommen, in unvernünftige Thiere zu verwandeln. Also ist es denn auch den Gefährten des Ulysses ergangen; nur er selbst, als ein schlauer Mann, entging der Verwandlung; ja er wußte sogar des Weibes Gunst und Freundschaft dermaßen zu gewinnen, daß sie ihm ganz nach Wunsch und Willen that, so lange er bei ihr weilte.

Eines Tages, als die beiden mit einander lustwandelten auf den grünen Wiesen, in den frischen Wäldern, an den luftigen Seekanten und andern lustigen Orten, da, unter mancherlei Gesprächen, bat der schlaue Ulysses die Zauberin: sie möchte ihm, ehe er von ihr schiede, eine besondere Gnade erzeigen; diese sey: daß sie ihm gestatten möchte, die

unvernünftigen Thiere, die seine Gesellen und Gefährten gewesen, zur Red' und Antwort stellen zu dürfen, ob sie wieder Menschen werden und mit ihm in ihre Heimath ziehen wollten. Das versprach die Zauberin, und vergönnte, daß ein jegliches Thier, welches zuvor Mensch gewesen, auf so lange wiederum seine Sprache und Vernunft erlangen sollte, bis sie auf des Ulysses Frage Antwort und Zustimmung gegeben.

Dieser Zusage eingedenk und auf Circe's Wort vertrauend, macht Ulysses, am Vorabend seiner Abreise, die Runde auf der Zauberinsel und kommt zuerst ans Meergestade. Da sieht er eine Auster an der Klippe hangen; die fragt er: Bist du wohl meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wiederum Mensch werden? — Ja, nein! spricht die Auster. Einst bin ich ein Fischer gewesen, ein armseliges Wesen! — Da hab' ich oft das Netz ausgehangen und doch nichts als den kahlen Hunger eingefangen; jetzt fällt mir meine Speise vom Himmel herab, meine Schale ist mein Kleid und mein festes Haus mein Grab, darin mich weder Kälte noch Nässe plagen, wie in den vorigen leidigen Tagen. Geh' und laß mich Auster bleiben für und für, ich ziehe nicht mit dir.

Ulysses geht und kommt in den Wald; da

kriecht eine Schlange daher, die er fragt: Bist du nicht meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht die Schlange. Einst bin ich ein Arzt gewesen — ein sorgliches Wesen! — Da hab' ich Kräuter gesucht, doch keines gefunden, daran man möchte von Krankheit und Tod gesunden; jetzt treff' ich immer das heilende Kraut, und krieg' alljährlich ein neues Leben mit einer neuen Haut. Geh' und laß mich Schlange bleiben für und für; ich tausche nicht mit dir.

Ulysses geht und kommt aufs Feld; da sieht er einen Maulwurf, den er fragt: Bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht der Maulwurf. Einst bin ich ein Ackersmann gewesen — ein mühseliges Wesen! — Da, was ich gesäet in meinem Schweiß, das haben Andere geerntet zu ihrer Speis'; jetzt, wenn ich grabe, find' ich allezeit den gedeckten Tisch bereit. Geh' und laß mich Maulwurf bleiben für und für; ich ziehe nicht mit dir.

Ulysses geht und kommt in das Schloß zurück. Da kräht ihm vom Zaun ein Hahn entgegen; den fragt er: Bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht der Hahn. Einst bin ich Wächter

auf dem Schiffsmast gewesen — ein einsames, trauriges Wesen! — da mußt' ich oben sitzen ohne Bewegen, bei Hunger und Frost, bei Wind und Regen; jetzt sitz' ich bequem und gemach mit meinem Frauenvolk unter Dach und Fach. Geh' und laß mich Hahn bleiben für und für; ich tausche nicht mit dir.

Ulysses geht, und kommt über den Vorhof; da sieht er ein Schwein im Koth sich wälzen; das fragt er: Bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! antwortet das Schwein. Einst bin ich dein Mundkoch gewesen — ein unlustiges Wesen! — Zwar hat's mir nie gemangelt an Speis' und Trank, doch hatt' ich auch genug zu leiden von Rauch und Stank; jetzt riecht und schmeckt mir Alles und Jegliches wohl, und ist's auch nicht gut, so werd ich doch voll. Geh' und laß mich Schwein bleiben für und für; ich ziehe nicht mit dir.

Ulysses geht ins Haus, und kommt, fast betrübt, in seine Kammer. Da sieht er ein Mäuslein springen und nach dem Loche laufen. He! ruft er, bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht die Maus. Einst bin ich ein Kundschafter gewesen — ein gefährliches Wesen! — Da, wenn

ich im Land umher gezogen, drohten ſie mir mit Pfeil und Bogen, ſo daß es mich oft Wunder genommen, wenn ich mit dem Leben davon gekommen. Jetzt bin ich, ohne Sorgen, in meinem Loch geborgen, und komm' ich einmal des Gelüſtes wegen hervor, ſo finde ich bei Gefahren überall Thür' und Thor. Drum geh' und laß mich Maus bleiben für und für; ich tauſche nicht mit dir.

Alſo mußte der weiſe Ulyſſes, wie die Fabel erzählt, unverrichteter Dinge von der Inſel abziehen, und allein, ohne ſeine Gefährten, in die Heimath zurückkehren.

Geliebteſte! ihr wundert euch vielleicht über die Blindheit und Verſtocktheit dieſer thiergewordenen Menſchen? Ich aber ſage euch: Wenn heutiges Tages die Weisheit ſelbſt auf Erden erſchiene und Umfrage hielte, und zu dieſem und jenem ſpräche: Biſt du nicht meiner Geſchaffenen einer und willſt du nicht wieder Menſch werden? Ja, nein! wäre die Antwort. Da ich noch Menſch geweſen, hatt' ich ein jämmerliches Weſen! es war kein Tag ohne Plag; es gab keinen Genuß ohne Verdruß; ich mußte viel leiden und meiden, und gegen Welt und Teufel ſtreiten. Jetzt führ' ich ein freies, friedliches Leben und habe Freud' in Hüll und Füll' daneben; ich mag ſchlemmen und demmen, lieben und haſſen,

geizen und praſſen, nach Herzensgelüſt', ohne Gewiſſensbiß, und kümmere mich in dieſer Zeit nicht um alle Ewigkeit. Drum geh' und laß mich bleiben, was ich bin; die Weisheit iſt nicht nach meinem Sinn.

19.

Volksſagen aus Niederbayern.

1. Das Glöcklein.

Unfern Reiſchach, im Gericht Oetting, ſteht eine einſame Capelle, der Mutter Gottes geweiht. Von deren Thurm ertönet oft das Glöcklein, man möchte meinen, als würde es von Geiſterhand gezogen; denn es iſt keine Stunde bei Tag und bei Nacht, wo man es nicht von Zeit zu Zeit läuten hört. Die Geſchichte von dieſer Capelle, und dem Glöcklein wird aber ſo erzählt: Vor vielen, vielen Jahren, als die Gegend umher weit und breit noch Wald und Wildniß war, wurde ein Pilger, der des Weges nach Oetting zum Gnadenbilde wanderte, von Räubern überfallen, die ihn des Seinen beraubten und bis zum Tode mißhandelten. In der Angſt ſeines Herzens gelobte er, an der Stelle ein Kirchlein zu erbauen, wenn er, durch

Gottes und seiner Mutter Gnade, mit dem Leben davon käme. Die Räuber ließen ihn für todt liegen; er aber genas auf eine wunderbare Weise wieder. Demnach erfüllte er sein Gelübde; er erbaute die Capelle und versah sie mit einem Glöcklein. Auf die Votivtafel aber, die er in der Capelle aufhängen ließ, stellte er die Bitte, es möge jeder Pilger, der des Weges ziehe, zu Ehren Mariä das Glöcklein läuten und für seine arme Seele beten. Das geschieht denn noch, bis auf den heutigen Tag.

2. Das Brünnlein.

Unfern Roding, im Regenthale, liegt ein Berg, auf dem eine Kirche steht, zum Brünnlein genannt. Schon in uralten Zeiten floß dort eine frische, klare Quelle, deren Wasser sich fernab in einem Becken sammelte. Der Rasen umher war so üppig und der Born so erquicklich, daß der Hirt gern seine Heerde dahin trieb, wo sie sattsame Nahrung fand und Kühlung unter Buchen und Tannen. Eines Abends, als die Dämmerung ihn zur Rückkehr mahnte, wollte er noch vorerst seinen Durst stillen am Brunnen. Da, wie er an den Rand des Beckens tritt, sieht er auf dem Wasser ein schönes Marienbild schwimmen. Mit freudiger Begierde will er es haschen; aber je länger er darnach greift, desto tiefer sinkt das Bild,

bis es zuletzt seinen Augen ganz entschwindet. Als er nach Hause gekommen, erzählte er die wundersame Erscheinung dem Pfarrer. Dieser zog des andern Tages, von vielen Gläubigen begleitet, zur Stelle, und siehe da! das Marienbild erschien wieder, wie es der Hirte berichtet, auf der Oberfläche des Wassers. Der Priester hob es ohne Mühe heraus, und trug es in die Kirche des Ortes. Von der Zeit an geschahen große Wunder an der Quelle. Viele, die an den Augen litten, oder lahme Glieder hatten, oder sonst von Kräften gekommen waren, erlangten wieder ihre Gesundheit. Es ward daher zu Ehren Mariä ein Gotteshaus zur Stelle erbaut, und das Bildniß dahin übertragen. Noch heutiges Tages fließt die Quelle inmitten der Kirche, und es finden immer noch viele Kranke Linderung und Genesung am Gnadenorte „zum Brünnlein."

20.

Die Nachbarn.

Es sind freilich wunderliche Redensarten, welche die zwei Nachbarn, der Schmied und der Wagner, im Brauch haben; und die Leute, welche eben nicht wissen, was die Männer vorher mit

einander gesprochen, können wohl keinen Sinn darin finden, wenn zuletzt der Eine spöttisch ausruft: Als ob! und der Andere drauf lachend versetzt: Ja wohl! Aber die Nachbarn wissen gar gut, was sie damit meinen; und sie führen die Redensarten nur, wie den letzten Hammerschlag, als Punktum zum Abschluß.

Als zum Beispiel: Nachbar Schmied erzählt und spricht: Hast du schon unsern neuen Schulzen angegangen auf der Rathsstube? Hör', der gibt's theuer und trägt sich hoch, wie einer, den man aus der Fremde verschrieben. Und er ist doch, mein Seel'! nur so ein Bürgersmann aus unsrer Mitte, der, sollte man meinen, für seine Person sich immer noch herablassen könnte, ohne eben seinem Amt etwas zu vergeben. Er aber gebärdet und benimmt sich, wie ein gestrenger Herr, der Gnaden austheilen möchte, wo er doch nur Recht sprechen sollte, wie's Rechtens ist. Glaubt er vielleicht, daß er sich damit einen besondern Respect verschaffen könne, so eine Reputation, wie man's nennt? — — „Als ob! —" unterbricht hier Nachbar Wagner. „Ja wohl!" versetzt drauf Nachbar Schmied.

Ein anderes Mal erzählt Meister Wagner, und fragt den Nachbar: Hast du schon von dem Braut-

handel gehört, den der Nachbar Bäcker abgeſchloſſen? Du kennſt ja die Roſine, ſeine Tochter; ſie iſt ein ſauberes Mädel, dabei häuslich, ſittſam und fromm. Die hat er nun, wie ich gehört, dem Müllersſohn, dem Criſpinus, zur Ehe verſprochen. Nun wiſſen wir aber alle, daß der Burſche nichts taugt, und daß er, ſtatt ſich um das Mahlwerk anzunehmen, ſeine Zeit und ſein Geld all verthut im Wirthshaus. Der Nachbar Bäcker aber rechnet und denkt vielleicht: Criſpinus iſt der einzige Sohn und Erbe ſeines Vaters, des reichen Müllers; es könne nicht fehlen, meint er etwa, und es ſey gar ein großes Glück für die Roſine — — „Als ob!“ „Ja wohl!“

Wieder ein anderes Mal erzählt der Eine dem Andern: „Weißt du ſchon, daß der Mayer vor einiger Zeit eine große Erbſchaft gemacht hat? Dieß Glück wäre ihm nun gar wohl zu gönnen; denn er hat Schulden an allen Enden und Orten, und in ſeinem Haushalt ſteht's auch nicht juſt, und es hapert überall. Nun denk' aber: ſtatt ſeine Gläubiger zu bezahlen, zu Stall und zu Feld alles beſſer zu beſtellen, und neues Schiff und Geſchirr anzuſchaffen: was thut er? Er läßt ſich und ſeinem Weib, die eine Zierpuppe iſt, ſtädtiſche Kleider machen, ſeine Stube und die Kammern mit Tape-

ten verzieren, und mit schönen, theuern Möbeln ausstatten. Als ihn neulich der Amtmann hierüber zur Rede stellte, sagte er: „In dem, wie der Mensch wohnet, sich kleidet und trägt, besteht seine Ehre.“ — — „Als ob!“ „Ja wohl!“

So erzählen sich denn die Nachbarn diese und ähnliche Stücklein, etwa auf der Bank, vor ihren Häusern. Dann, wenn sie dergleichen eins ab- und aufgeladen, gehen sie wieder zur Arbeit lustigen Sinnes. Oft aber, noch unter der Thür ihrer Werkstätten, sehen sich die Schälke wieder nach einander um, laut lachend, und der Eine ruft: „Als ob!“ und der Andere: „Ja wohl!“

21.

Die Freunde in der Noth.

In Noth und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn sie anders Menschen sind. Das zeigt folgende Geschichte.

In einem der letzten französischen Kriege, als nach der Schlacht Alles durcheinander ging bei Nebel und Wetter, fiel ein Franzose in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Cisterne, aus dem er sich nicht mehr heraus helfen konnte; und bald nachher

pflumpfte auch ein Deutſcher hinein, und blieb auch darin ſtecken. Der Franzoſe ſchrie: Kiwi! und der Deutſche: Wer da! und jeder merkte nun, wen er vor ſich habe, und daß ſie ſich gemächlich den Säbel durch den Leib rennen konnten, als ächte Patrioten. Sie bedachten ſich aber eines andern, beide, und ſie gaben ſich in gebrochenem Deutſch und Franzöſiſch, ſo gut es gehen mochte, zu erkennen, es ſey beſſer, einer helfe dem andern, als daß ſie ſich beide maſakrirten. Alſo ſchrie bald der Eine, bald der Andere um Hülfe, jeder in ſeiner Sprache. Endlich hörten Deutſche des Deutſchen Ruf, und ſie machten ſich ſogleich daran, den Cameraden zu retten. Als der Deutſche ans Licht gekommen war, ſagte er ganz trocken: Es ſteckt noch einer drunten, ein guter Camerad. Der wurde alſo auch herauf gezogen. Wie ſie nun ſahen, daß es ein Franzoſe ſey, wollten ſie ihn niederhauen. Das litt aber der Deutſche nicht, ſondern er ſagte: Wir haben einander verſprochen, daß einer den andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Spitzbuben, die Franzoſen, bekommen hätten. Dieſen Vertrag, welchen die Freunde geſchloſſen, reſpectirten die Feinde; und er wurde zwar als Gefangener von Kriegsrechtswegen fortgeführt, aber wie ein Camerad von den Cameraden gehalten.

22.

Von Recht und Freiheit.

Um Recht und Freiheit iſt es etwas, und du magſt dich drum mannlich wehren, und, falls es noth thut, auch todt ſchlagen laſſen. Aber zu bedenken iſt dabei, daß der Nachbar, ſey's ein niederer oder höherer oder gleicher, auch ſein Recht und ſeine Freiheit habe, und daß du Fremdes reſpectiren müſſeſt, wie Eigenes, zufolge dem Gebote: Liebe den Nächſten, wie dich ſelbſt. — Davon könnte ich dir Exempel genug vorhalten aus der Weltgeſchichte. Es thut's aber auch aus einer Stadt- und Hausgeſchichte. — Ein Herr von Adel wohnte in einem Hauſe zur Miethe im erſten Stock. Der war ein ſonderlicher Liebhaber der Jagd; und wenn er des Tags zu Feld und Wald ſich herum gethan mit ſeinen Hunden, ſo hielt er des Abends noch ein Nachſpiel der Jagd in ſeinen Zimmern, die Hunde hetzend auf einen ausgeſtopften Haſen, um ſie abzurichten. Das war denn ein Mordlärm. Nun wohnte über ihm, im zweiten Stocke, ein gelehrter Herr, der auch jagte, aber nicht nach Wild, ſondern nach Wiſſenſchaft, welche Stille und Ruhe haben will. Der ließ ſeinen Herrn Nachbar höflich bedeu-

ten, er möchte das Höllſpectakel einſtellen, oder der Teufel ſoll ihn holen. Worauf der edle Herr erwiederte: Er habe das Recht und die Freiheit, in ſeiner Wohnung zu thun, was er wolle. Was geſchieht? Des andern Tages, als der Junker eben wieder ſeine Jagd hatte mit Halloh! und Huſſah! und die Hunde ihr Möglichſtes thaten mit Gebell und Geheul: da überraſchte unſern Jagdliebhaber plötzlich ein Regen, unter Dach und Fach. Was iſt das? fragte er zuerſt ſich ſelbſt, dann den Kammerdiener, dann den gelehrten Herrn droben im obern Stock. Der ſagte, indem er ihm ſein überſchwemmtes Zimmer wies: „Herr, Sie jagen, wie ich höre, und ich, wie ſie ſehen, ich fiſche. Was nun dem Einen recht iſt, das iſt doch dem Andern billig?“ — Von der Zeit an ſtellte jener das Jagen ein, und dieſer das Fiſchen im Hauſe, und beide wohnten fortan zuſammen als freundſchaftliche Nachbarn, unbeſchadet ihres rechten Rechtes und ihrer wahren Freiheit.

23.

Die Uhren.

Zu Baſel, der Stadt, ſind vor Zeiten alle Uhren um eine Stunde zu früh gegangen, ſo daß, wenn's z. B. in Lieſtal eilf Uhr war, die Glocke

in Basel bereits alle zwölfe schlug. Diese sonderliche Gewohnheit war zur Zeit großer Noth aufgekommen, wie die Chronik erzählt. Es hatten nämlich die gemeinen Bürger von Basel einst einen Aufruhr vor, und zum Ausbruch desselben war die Stunde der nächsten Mitternacht Schlag zwölf anberaumt worden. Der Rath, hievon zu noch guter Zeit benachrichtigt, ließ hierauf in der nämlichen Nacht alle Glockenuhren der Stadt die verabredete Stunde überspringen, und statt zwölf ein Uhr schlagen. Hiedurch wurden die Empörer irre gemacht. Jeder bildete sich nämlich ein, daß er die Stunde verfehlt hätte; und weil in der verflossenen Stunde Alles still und ruhig geblieben war, so glaubte auch jeder, daß seine Mitverschwornen eines andern Sinnes geworden wären; er hielt sich also gleichfalls ruhig, und aus dem vorgehabten Aufruhr ist nichts geworden. Zum Andenken aber an diese Begebenheit, und zur Mahnung, daß die Obrigkeit immer wachsam sey, ließen die Herren vom Rath die Uhren fortan gehen, wie sie in jener Nacht gestellt worden waren.

Lange Zeit nachher — die Einwohner hatten sich an die sonderbare Einrichtung schon gewöhnt, als müßte es so seyn — da ward von dem Rathe der Beschluß gefaßt, daß, um mit dem Zeitgeist gleichen Schritt zu halten, die Baseler Uhren wieder

in Uebereinſtimmung gebracht werden ſollten mit denen in der übrigen Welt. Alſo wurden in einer Nacht alle Uhren um eine Stunde zurückgeſtellt. Da hätte man aber ſehen ſollen, welche Unordnung hiedurch in der ganzen Stadt entſtanden. Gleich des Morgens kamen die Geſellen und andere Arbeiter um eine Stunde zu ſpät zum Werk, die Käufer und Verkäufer zu ſpät zum Markt, die Kinder und andere Leute zu ſpät in die Kirche und zur Schule. Es gab Zank und Streit überall, in allen Familien. Mittags um eilf Uhr waren freilich Alle zur rechten Zeit bei Tiſche (der Hunger kennt keine Uhr); aber um ſo träger gingen ſie um zwölf Uhr zur Arbeit, die ſie erſt um Ein Uhr zu beginnen gewohnt waren. Der Nachmittag lief im Allgemeinen ruhig und ordentlich ab, außer daß einige Baſen und Gevatterinnen, die auf drei Uhr (alten Styls) geladen waren, genau um drei Uhr (neuen Styls), alſo um eine Stunde zu ſpät kamen, ſo daß der Kaffee verraucht und die Milch verdorben war, was viel Mißvergnügen machte. Aber Abends ging erſt der Spectakel recht los. Es hatten gar viele Landleute, die in der Stadt, und viele Stadtleute, die auf dem Lande waren, die Zeit der Thorſperre verabſäumt, welche früherhin auf ſieben Uhr, jetzt auf ſechs Uhr feſtgeſetzt war. Da entſtand denn großes

Gemurre ob den Strafpfennigen, welche die Pförtner einforderten. Zum vollen Ausbruche kam jedoch das Mißvergnügen um zehn Uhr, zur Stunde, wo in den Wirthshäusern ausgeboten wurde. Die Bürger, ohnehin schon erbost über die Neuerung, wie sie's nannten, und vollends erhitzt durch das genossene Getränk, weigerten sich die Trinkstuben zu verlassen. „Es sey Herkommen, sagten sie, daß erst um eilf Uhr die Wirthshäuser geschlossen und die Gäste ausgewiesen werden sollen. Also steh' es geschrieben. Löblicher Rath habe keine Befugniß, nach Willkür neue Ordnungen zu machen und die Bürgerschaft in ihren alten Rechten zu schmälern. Gehorsam sey man von unten herauf nur so lange schuldig, als von oben herab Gerechtigkeit geschehe." Als die Rathsherren das erfuhren, und später die Kunde erhielten, daß Gefahr sey zu förmlichem Aufruhr gemeiner Bürgerschaft, so versammelten sie sich noch zu derselbigen Stunde auf dem Gemeindhause, und nach kurzer Ueberlegung faßten sie den Beschluß, daß es in Ansehung der Uhren beim Alten bleiben solle. Also zur Zeit, wo es hätte zwölf schlagen sollen, schlug es eins; und die Bürger, als sie das hörten, gingen zufrieden nach Hause. Von der Zeit an war wieder Ruhe zu Basel, der Stadt.

Leſer, welche ſich aus jeglicher Geſchichte eine Lehre abſehen wollen, können ſich hier dieſe abnehmen: Erſtens, der Zweck aller Einrichtung in Haus und Stadt iſt Ordnung und Friede. Zweitens, Sitte, Gewohnheit, eigener Wille iſt der Geſellſchaft, wie den Einzelnen, ihr Himmel. Drittens und letztens: ob ein Volk ein Jahrhundert zu ſpät oder um ein Jahrhundert zu früh daran ſey, das macht nichts, — wenn nur das Volk unter den obwaltenden Umſtänden das iſt, was es ſeyn kann und ſoll: durch Ordnung gut und durch Frieden glücklich.

24.

Die Adelsprobe.

Es iſt etwas dran, wenn einer von Adel iſt; und darum darf er ſich wohl rühmen ſeines alten Stammes und Namens, wie jene vier thaten, der Baron von Riedeſel, der Baron von Gebſattel, der von Aufſeß und der von Palm. Dieſe ſaßen bei einem Gaſtmahle beiſammen, und, als ſie des Weines genug genoſſen, und darob fröhlich geworden, ſagte der von Gebſattel zu dem von Riedeſel: Ihr habt doch einen wunderlichen Namen; wer waren denn Eure Voreltern? Von

Riedesel sagte: Meine Voreltern und mein Adel sind so alt, als die christliche Zeitrechnung. Als Christus der Herr in Jerusalem glorreich einreiten wollte, gaben ihm meine Voreltern ihren Esel, weil kein Pferd vorhanden war; und um dieses Andenkens willen nennet man uns Riedesel. — Darauf sagte der von Gebsattel: Unser Stamm ist nicht jünger, und unser Verdienst nicht kleiner; denn meine Voreltern schenkten dem Herrn Christus einen Sattel, damit er desto bequemer auf dem Esel reiten könnte. Darum heißen wir Gebsattel, und rühmen uns billiger Weise deßhalb. — Nun nahm der von Aufseß das Wort: Eurer Voreltern Verdienst wäre aber zu nichte geworden, ohne die meinigen; denn, da in derselben Zeit noch keine Steigbügel üblich waren, so hoben die meinigen den Herrn Christum mit den Händen hinauf; weßhalb wir denn von demselben Tage an Aufseß heißen. — Es kam nun die Reihe an den von Palm. Der sagte: Und meine Voreltern haben unter das Volk Palmzweige ausgetheilt, um den Einzug Christi, des Herrn, recht feierlich zu machen; daher unser Name und unser Verdienst mit Recht eben so gepriesen wird, als der eurige. — So sprachen die Vier zusammen, und sie stießen die Gläser an, und tranken Gesundheit auf ihren Adel. Und das haben

ſie gut gemacht; denn es iſt, wie geſagt, etwas daran am Adel. Wiewohl freilich, wenn ein Adeliger ein Unedler iſt, dann — iſt nichts daran, an ihm und ſeinem Adel.

25.

Die Säcke.

Ein armer Bauersmann fuhr eines Tages von der Schranne aus der Stadt nach Haus, und er zählte während des Fahrens die wenigen Gulden, die er aus dem verkauften Getreide gelöst hatte, und er rechnete aus, daß wenn er die ſchuldigen Steuern abgetragen, und das Nöthigſte für das Hausweſen beſtritten, ihm nichts übrig bleibe, womit er ſich und ſeinem Weibe und ſeinen Kindern auch nur einen Tag gütlich thun könnte. Indem er ſo in traurigen Gedanken ſaß, und langſam auf der Straße dahin fuhr, raſſelten prächtige Kutſchen und ſtampften ſtattliche Roſſe vorbei; und die in den Kutſchen ſaßen und auf den Roſſen ritten, eilten nach einem nächſt gelegenen Orte hin, wo ſie die Abende in Saus und Braus verlebten; und er erkannte in ihnen ſo manchen Edelmann und Kaufmann und Gaſtgeber und Kleider- und Schuhmacher,

lauter vornehme Herren. Bei diesem Anblick regte sich in seinem Herzen Mißgunst und Aerger, und er überlegte bei sich, wie sogar ungleich und ungerecht Würden und Bürden, Freuden und Leiden auf Erden vertheilt seyen unter den Menschen. Damit legte er sich unmuthig in den Wagenkorb nieder, und, indem er von der Straße ab einen Seitenweg einschlug, so ließ er die Rößlein langsam fürbaß ziehen, und er selbst schlief ein. Da hatte er folgenden Traum. Es däuchte ihm, als käme er in einen großen, prächtigen Saal, und an den Wänden umher lagen Säcke von verschiedener Größe und Gestalt; und auf den Säcken standen verschiedene Zeichen; auf dem einen eine Krone, auf dem andern ein Wappen, auf dem dritten ein Kelch u. s. w. Indem er so voll Verwunderung umher schaute, däuchte es ihm, als hörte er von Jemanden die Worte: Lang zu! Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und er wollte sogleich den Sack hinweg tragen, der eine goldene, mit Perlen reich verzierte Krone als Zeichen führte. Aber ach! der Sack war so schwer, daß er ihn nicht heben konnte. Er versuchte es nun, den zweiten und den dritten wegzutragen; aber auch sie waren so schwer, daß er nach wenigen Schritten unter ihrer Last niedersank. Und so probirte er es auch mit den folgenden,

die ihm ebenfalls zu schwer waren. „Hm! dachte er sich; Einer wird mir doch gerecht seyn; und hat er auch weniger Kostbares in sich, so ist es doch Etwas, und ich kann immerhin zufrieden seyn.“ Er probirte und probirte weiter; und endlich fand er einen, den er leicht fortzubringen gedachte. Wie er ihn nun aber näher betrachtete, so sah er, daß er einen Pflug als Zeichen führe; und er sagte: „Der ziemt mir, einem Bauersmann, und der Herr hat ihn sicherlich für mich bestimmt.“ Und er hob ihn auf, und ging davon, des obgleich geringen Schatzes froh, den der Sack verbarg. Darob erwachte er. — Und der Wagen mit den Rößlein hielt eben an vor seiner Hütte, und Weib und Kinder kamen herbei, und grüßten ihn. Er aber rieb sich die Augen aus, und überdachte den seltsamen Traum, den er gehabt, und was in demselben für eine Bedeutung liege. Die Mutter kam indeß näher herbei und sagte: „Vater, du hast wohl ein Mäßlein zu viel getrunken, daß du so verstört drein siehst?“ Sein Angesicht erheiterte sich aber, und er langte der Mutter den Beutel zu und sagte: „Da, nimm! Schwer ist er zwar eben nicht; aber Gott sey's gedankt! es ist gerade so viel, als wir brauchen; und was will man mehr?“ Drauf stieg er vom Wagen, und er drückte seinem

Weib die Hand, und nahm die beiden kleinen Kinder auf den Arm, und trug sie in die Stube. Drauf, als die Mutter eine Schüssel voll Milch herbeigeholt, zog er den Wecken hervor, den er mitgebracht, und brockte ein, und sie alle aßen. Und er erzählte der Mutter den seltsamen Traum, und sagte, was daraus zu lernen sey; und sie genossen in ihrer armen Hütte eine Freude, wie sie jene Herren in ihren Kutschen und auf ihren Rossen und bei Bier und Wein und Schinken und Pasteten an jenem Abend wohl nicht gehabt haben.

26.

Der Hausgeist.

Es gibt Hausgeister; daran ist nicht zu zweifeln. In Untermaiers Haus, seitdem die Großmutter gestorben, ging's um bei Tag und bei Nacht, und die Leute hatten keinen Frieden vor dem Geist, außer bei Arbeit und Gebet. Morgens früh, noch ehe die Betglocke ertönte, ging der Rummel an im Hause. Bauer und Bäuerin vermeinten oft, als hörten sie einen Hahn krähen von ihrem Betthimmel herab. Lene, die Magd, die gern schlief, wurde oft geweckt durch eine eiskalte Hand, die ihr

über das Geſicht fuhr. Und Kunz, der faule Knecht, verlor die Oberdecke, die ihm das Geſpenſt wegzog, ſo daß er nackt da lag und erwachte. Während der Arbeit, wenn eines ruhete und raſtete ohne Noth, war der Geiſt gleich zur Hand, und ſpielte den Leuten allerlei Schabernack. Die Bäuerin ſaß und plauderte gern auf der Bank vor dem Hauſe mit der Nachbarin; dann fielen aber mit einem Mal Steinchen vom Dach und Gemäuer herab, die ſie fort und ins Haus trieben. Der Bauer ſuchte gern die Stube, unter der Zeit, und rauchte dabei ſein Pfeiflein aus langer Weile; aber plötzlich löste ſich ein Bein am Stuhle, daß er umfiel, oder eine Hummel umſchwirrte ihn ſo lange, und ließ ihm keine Ruhe, bis er aufſtand, und wieder zur Arbeit ging. Der Knecht, wenn er auf dem Boden Häckſel ſchnitt, und aber aus Faulheit ein um das andere Mal zur Dachlucke hinaus ſchaute, bekam etwas auf die Naſe von einem garſtigen Vogel, der vorüber flog; und die Magd, wenn ſie am Brunnen ſtand, und ihre Wäſche und ihr Gerede hatte mit andern Mägden, ward plötzlich mit Waſſer übergoſſen, ſie wußte nicht, woher. Kurz, wollten die Leute Ruhe haben vor dem Geiſte, ſo mußten ſie ſich eben Arbeit machen. Dann aber war auch der Segen erſichtlich und handgreiflich, der ihnen

zu Theil ward, sonder Zweifel auch von dem Hausgeist. Knecht und Magd konnten sich's oft nicht erklären, wie ihnen die Arbeit so leicht von der Hand ging. Hatte der Knecht z. B. Holz auf- und abzuladen, so schien's ihm schier, als wenn die Scheiter sich regten und bewegten, und von selbst sich aufhäuften. Und saß die Magd an der Kunkel, so schwirrte die Spindel, und es drehte sich der Faden, daß es eine Lust war, und sie hatte das Lob, daß sie die beste Spinnerin im Dorfe war. Am meisten aber fühlten den Segen des Hausgeistes die Bauersleute selbst. Die Scheune war alljährlich voll; das Vieh gerieth über die Maßen; und in der Truhe lag immer mehr Geld, als sie brauchten. Dabei waren und blieben die Leute gesund, das Essen und Trinken schmeckte ihnen, daß es nicht zu sagen war, und, was das Beste, sie hielten auch Frieden und Einigkeit unter einander. — So vergingen mehrere Jahre im Untermaiers Hause. Nachher aber wurde es anders und zuletzt ganz schlimm. Daran waren die Weiber schuld, die Frau und die Magd. Die Frau, als sie so viel Geld in der Truhe sah, wollte auch schönere Kleider haben, einen reichern Hof, und mehr Ansehen im Dorfe. Die Magd aber hatte ein Auge auf den Knecht, und wünschte ihn zum Manne zu krie-

gen, und mit ihm eine Heimath oben drein. Beide trafen daher ihre Verabredung. Die Männer gingen in die Falle; denn der Speck roch ihnen in die Naſe. Die Frau wurde nun Obermaierin, und die Magd Untermaierin. Aber das war eben ihr Unglück. Der Handel mochte dem Hausgeiſte nicht gefallen; er war von der Zeit an nicht mehr zu ſpüren. Da nun Niemand mehr war, der ſie mahnte und ſtrafte, ſo ergaben ſie ſich dem Müßiggang und dem Wohlleben, und geriethen bald ſo ſehr in Schulden, daß ihre Bauerngüter vergantet wurden. — Drum, wer einen Hausgeiſt hat, der danke Gott dafür; und er möge bedenken, daß man den Geiſt nicht vertreiben könne, ohne zugleich Gefahr zu laufen, auch das Haus zu verlieren.

27.

Die Hausräthe.

„Wie fangt Ihr's denn an, lieber Nachbar, daß Euer Hausweſen ſo wohl beſtellt iſt, und man ſieht doch nichts Beſonderes an Euch, und an dem, was bei Euch vorgeht. Wir Andern arbeiten doch auch, und geben Acht aufs Unſrige, und halten es zu Rath, ſo gut es gehen mag, und doch bat-

tet's nicht." Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was Schuld dran seyn sollte, es wären denn nur meine drei Hausräthe, denen ich wohl das Alles zu verdanken habe." „Eure drei Hausräthe? wer sind denn die?" „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatz." „Ihr spottet!" „Es ist mein baarer Ernst; denn seht! der Haushund bellt, wenn ein Feind herbei schleicht, und da heißt's denn: aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt's denn: aufgestanden! Und die Hauskatz putzet sich, wenn ein werther Gast sich naht, und da heißt's denn: angerichtet!" „Ich versteh', Nachbar, was Ihr damit sagen wollet! Ihr meinet, daß drei Dinge nothwendig seyen, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Fürsorge gegen alles, was schaden kann, Thätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohlthun." „Wenn Ihr's so nehmen wollt, so ist's mir Recht; aber meine Hausräthe lob' ich doch drum, daß sie mich jederzeit gemahnen, was zu thun ist; ich könnt's sonst leichtlich vergessen."

28.

Volksſagen aus Ober-Bayern.

1.

Der Müller von Pfaffendorf ging einſtmals in einer Winternacht aus dem Wirthshauſe zu Brunnen über den Freythof, den nächſten Weg nach ſeinem Dorfe. Es war aber eine grimmige Kälte, und er hatte einen Pelzrock an. Da wie er vor der unſchuldigen Kindlein Grabſtätte vorbei kam, rief er neckend ins Häuslein hinein; Kinderl, friert's enk nit? und ging dann ſeines Weges fort. Er war aber noch nicht hundert Schritte weiter, als er hinter ſich etwas raſcheln und rauſchen hörte; und wie er umſchaute, ſah er unzählige Lichtlein, die ihm nachſchwirrten. In der Angſt ſeines Herzens warf er den Pelzrock von ſich, um geſchwinder laufen zu können. So kam er ganz ermattet und erfroren in Pfaffendorf an. — Des andern Tages wollte er ſeinen Pelzrock holen; er traf ihn aber nicht mehr an der Stelle; wohl aber ſah er, als er über den Freythof ging, auf jedem Grab ein Flöcklein vom Pelz liegen, ſo daß er ſich das Seinige wohl denken mochte.

2.

Ein Bauernbube aus Pfaffendorf, der

im Wirthshause zu Brunnen bis in die spät Nacht gezecht und getanzt hatte, ging um die Mitternachtsstunde über den Freythof nach Hause. Da sah er, wie auf jedem Grabe ein Laken von einem Hemd an dem Kreuze hing, und er vermuthete gleich, was er oft von den Leuten gehört, daß die Geister aus ihren Gräbern gestiegen, um ein Tänzlein aufzuführen im Mondschein.. Nun hatte er aber auch oft vernommen: daß, wenn sich dann ein Lebendiger mit gespreizten Beinen über das Grab stellt, der Geist nicht mehr in sein Grab zurück könne. Das wollte er in seinem trunkenen Uebermuthe versuchen, und er that's. Auf den letzten Schlag zwölf Uhr verschwanden nun alle Laken auf den andern Gräbern, nur auf dem, wo er stand, blieb es hängen. Das war ihm ein Zeichen, daß er den Geist gebannt habe. Aber seine Schadenfreude dauerte nicht lange. Denn es befiel ihn eine große Angst, die immer mehr wuchs, so daß ihm schier die Sinne schwanden. Und er konnte auch nicht vom Grabe weg, so sehr er sich auch anstrengte und oftmals versuchte. Morgens früh, als der Meßner zum Gebetläuten kam, vernahm der ein Aechzen und Stöhnen vom Grabe her; er ging hinzu, und trug den halbtodten Menschen hinweg, der jedoch bald darauf, nachdem er kaum noch ge-

beichtet, des Todes verblichen iſt. Der Geiſt aber wird wohl noch vor dem Gebetläuten ins Grab gekommen ſeyn; denn es ward weiter kein Laken an dem Kreuz geſehen.

29.

Ein braver Pfarrer.

Im Jahr 1809, als es unter den Tyrolerbauern zu rumoren anfing, ließ ein Landrichter alle Pfarrer ſeines Diſtrictes zu ſich entbieten, um ihnen einzuſchärfen, daß ſie, vermöge der ihnen obliegenden Pflichten, das Volk zum Gehorſam gegen die Obrigkeit ermahnen und vor jeder Meuterei ernſtlich verwarnen ſollten. Da nahm ein Pfarrer das Wort und ſprach: „Es werde wohl unter ſeinen Amtsbrüdern keiner ſeyn, der dieſe Pflicht nicht als die ſeinige anſähe und gewiſſenhaft ausübte; ſie, die Seelſorger, könnten aber nur das Wort des Friedens und der Gerechtigkeit predigen; Nachdruck ihren Worten aber müſſe die Obkigkeit durch die That geben, hauptſächlich dadurch, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde gegen Jedermann.“ Dieſe Bemerkung mißfiel dem Landrichter, und als er zuletzt die geiſtlichen Herren entließ, ſagte er zu

jenem Pfarrer: „Auf Sie werde ich ein beſonderes Augenmerk haben.“ „Und ich auf Sie, Herr Landrichter,“ verſetzte der Pfarrer mit einem ſanften, jedoch bedeutſamen Tone. Er hatte auch bald Gelegenheit, ſein Verſprechen zu erfüllen. Denn auf dem Wege, den er nach Hauſe ging, begegneten ihm in einer Hohlſtraße mehrere Männer, die mit Stutzen verſehen waren, und die er alsbald als Leute aus ſeiner Gemeinde erkannte. Er ahnete nichts Gutes, und er fragte ſie: „Wohin noch ſo ſpät, ihr Männer?“ — „Wir wollen den Landrichter grüßen!“ antwortete einer, indem er auf ſeinen Stutzen wies. Die Rede und das Betragen der Uebrigen ließen ihn das Schlimmſte vorausſehen. „Männer,“ ſagte er, „ich bitt' euch, kehrt um; ihr ſeyd auf einem ſchlimmen Wege begriffen; der führt nicht zum Heil.“ Die Reden wurden lauter, verworrener, erboster. „Männer,“ ſprach der Pfarrer wieder, „ich gebiete euch im Namen Gottes, deſſen Wort ich zu predigen habe: kehrt um!“ Es ward anfangs ſtille, aber dann trat einer aus der hintern Reihe hervor und ſprach: „Herr Pfarrer, wenn Ihr predigen wollt, ſo thut's von der Kanzel herab; hier iſt's nicht am Ort.“ Und er wollte ihn bei Seite ſchieben. Aber der Pfarrer trat ein paar Schritte zurück, riß Rock

und Weſte auf, und rief: „Wollt ihr mir Gewalt anthun, ſo thut's! Schießt mir eine Kugel durch die Bruſt und ſchreitet dann über meinen Leichnam hinweg, ich weiche nicht.“ Die Bauern ſtutzten. „Thut's, ſag' ich, und ſchneidet mir dann die Zunge aus und nagelt ſie an die Kanzel, wo ich euch ſo oft gepredigt habe, vergebens; und hauet mir die Hand ab, die euch am Altar ſo oft geſegnet und geſpeiſet hat, vergebens! Und reißt mir das Herz aus dem Leibe — —“ Ein beifälliges Murmeln ging durch die Reihen. Da nahm der Aelteſte das Wort und ſprach: „Männer, der Herr Pfarrer hat Recht; kehren wir um.“ Das thaten ſie auch, und den Aergſten unter ihnen zogen ſie mit ſich fort. Alſo hatte der Pfarrer ſein Verſprechen gelöſet, das er dem Landrichter gethan: er wolle ein beſonderes Augenmerk auf ihn haben. Nachmals erfuhr der Landrichter, der indeſſen auf ein anderes Gericht verſetzt worden, welche Gefahr ihm gedroht, und wem er ſein Leben zu verdanken habe; und, wie der Volksfreund vernommen, ſo hat er ſeinem Retter ſchriftlich gedankt, und deſſen Frau auch, im Namen ihrer unmündigen Kindlein.

30.

Der letzte Schuß.

Am 19 Junius 1836 blitzte und krachte es aus hundert Feuerschlünden auf den Bergen unweit Kufstein von Seite der Bayern und der Tyroler. Dießmal aber galt's nicht im Ernst und zu Schutz und Trutz, wie im Jahre 1809, sondern zu einer stillen, heiligen Feier. Es wurde nämlich zu Kiefersfelden eine Capelle eingesegnet, welche von den Scherflein frommer Bayern aus allen Gauen erbaut worden war: Gott dem Allmächtigen, zu Ehren des heiligen Otto, und zum Andenken an Ort und Stelle, wo Otto, der erlauchte Sohn ihres allverehrten Königs, vor drei Jahren das Vaterland verlassen, um den Thron von Griechenland zu besteigen. — Die Religion und ein religiöses Fest nähert und verbindet die Herzen aller Menschen, sie mögen nun diese oder jene Farbe als Abzeichen ihres Vaterlandes tragen. Und so ließen sich's denn die Tyroler nicht nehmen — und man wehrte es ihnen auch nicht — nach Kräften beizutragen zur Verherrlichung des Festes, zumal da bei der nahen Verwandtschaft und innigen Freundschaft zwischen ihrem Kaiserhause und den bayerischen Für-

ſien ein ſolcher Tribut der Verehrung, unbeſchadet tyroleriſcher Treue, wohl gebracht werden konnte. Indem nun aber die Tyroler jenſeits ihre Zubereitung machten, regte ſich in ihnen der alte, vererbte Stolz, daß ſie den Bayern, ihren Nachbarn, in nichts nachſtehen wollten, wo es ihre und ihres Vaterlandes Ehre gelten mochte. Sie ſandten daher einen Boten hinüber, der insgeheim ausforſchen ſollte, wie viele Böller die andern aufpflanzen und wie viel Schüſſe ſie zu thun gedächten. Die Bayern aber, welche eben auch Ehre im Leibe haben und Hirn im Kopfe, merkten die Abſicht der Nachbarn, und ſagten darum kurzweg: ſie ſchöſſen ſo viel und ſo lange, als das Pulver reiche. Als die Tyroler dieß erfuhren, ließen ſie den Bayern freundnachbarlich zurückſagen: und ſie ihrerſeits müßten halt doch den letzten Schuß haben. Alſo fing an dem beſtimmten Tage, zur rechten Zeit auf den Bergen weit umher das Blitzen und Krachen an; und es ſtörte wahrlich nicht das ſtille Gebet der andächtigen Menge, die unten im Thale um die Capelle gelagert war, ſondern es gab vielmehr, wie ein Wetter Gottes, das friedlich über die Fluren hinwegzieht, der Weihe eine große erhabene Feierlichkeit. Die Bayern hielten übrigens ihr Wort; ſie ſchoſſen ſo lange, als ihnen das Pulver reichen mochte, und

das dauerte bis tief in die Nacht hinein. Aber auch die Tyroler hatten sich vorgesehen, um es auf das Aeußerste kommen zu lassen, und ihr Wort zu lösen. Und vielleicht würde das Schießen von beiden Seiten noch bis auf den heutigen Tag fortgedauert haben (denn an Pulver und Courage fehlt's weder dieß- noch jenseits), wenn nicht die Bayern wohlweise bedacht hätten, daß es billig und gerecht wäre, in diesem Falle den Nachbarn die Ehre des letzten Schusses zu lassen, was denn auch geschehen ist. — Des andern Tages, als jener Bote wieder auf bayerische Seite gekommen, wollte er sich dessen schier rühmen, daß die Tyroler halt doch den letzten Schuß gehabt hätten. Da wurde ihm jedoch bedeutet, was an der Sache gewesen, daß man nur Ehren halber nachgegeben habe von bayerischer Seite. „Wenn's aber einmal im Ernste wieder geschieht, und zu Schutz und Trutz — setzte ein Bayer hinzu — dann erst wollen wir sehen, wer den letzten Schuß behält." „Ja," sagte der Tyroler, „das wollen wir sehen, beim Sacre! — Jetzt aber, liebe Nachbarn, laßt uns eins mit einander trinken, auf unsers Kaisers und eures Königs Gesundheit — hoch!"

31.

Das jüdiſche Darlehen.

Wer recht und wohl thut, iſt Gott angenehm unter jedem Volke. . . Ein junger Gelehrter, ein Jude, der ſich zum Amte eines Rabbiners anſchicken wollte, trat eines Tages vor einen ſehr reichen Mann, der ſein Glaubensgenoſſe war, um von ihm ein Darlehen zu erbitten. Er wollte aber keine Gelder haben — denn deren bedurfte er nicht bei ſeiner großen Genügſamkeit — ſondern nur einige ſeltene und koſtbare Bücher, welche er zu ſeinen Studien brauchte, und die, wie er wußte, der reiche Jude nebſt andern Schätzen beſaß. — Nachdem der junge Mann ſeine Bitte in demüthiger Weiſe vorgebracht, ſprach der Alte: „Was braucht's da viel zu bitten und zu betteln? Ich bin ein Handelsmann und gebe Geld, aber nur für Waare, und mache Darlehen, aber freilich nur gegen gute Procente.“ Der Bittſteller erwiederte hierauf: „Procente könne er eben leider nicht geben; denn er ſey blutarm, und habe kaum ſo viel, um ſeines Leibes und Lebens Nothdurft zu befriedigen.“ — „Nun, was macht's? verſetzte der Alte; ich laſſe handeln. Der Herr verſchreibt mir das Drittel von

Gottes Lohn, der ihm dereinſt werden wird für ſeine Arbeiten in Gottes Dienſte.“ Der junge Gelehrte willigte ein, und der Alte führte ihn ſofort zu ſeiner Bücherei, und ließ ihn ſuchen und wählen nach Gutbedünken. Es ward hierauf ein genaues Verzeichniß der dargeliehenen Bücher gefertigt (die Rubriken der Preiſe blieben offen), ſodann vom Empfänger mit jener Clauſel unterzeichnet, und zuletzt vom Darleiher bei den Schuldbriefen hinterlegt. — Und hier wird der günſtige Leſer ohne Zweifel denken: Ein Drittel von Gottes Lohn begehren von dem künftigen Einkommen des jungen Mannes, als Rabbiners, als Gelehrten, als Hausmanns, das ſey doch wahrlich mehr als jüdiſch. So hat's auch der junge Mann verſtanden, und er hat doch den Vertrag eingegangen, weil er ſich um jeden Preis tüchtig machen wollte zu dem Amte, das er zu verdienen und zu erhalten ſuchte. — Die Sache iſt aber, wie's nun eben in der Welt geht, ganz anders gekommen. Der junge Mann ſtarb nach ein paar Jahren, ehe er noch zu Amt und Geld und Weib gelangt war. — Die koſtbaren und ſeltenen Bücher brachte der Vater des Verſtorbenen dem alten reichen Juden alsbald zurück mit höflichſtem Dank. „Er wüßte freilich wohl, ſagte er mit ſchüchtern zögerndem Tone, daß ſein Sohn

dieſe Bücher als ein Darlehen erhalten habe um ein Drittel Procent von Gottes Lohn. Aber er ſeines Theils vermöcht' es nicht, die Zinſen zu bezahlen, und der, welcher ſie entlehnt, noch weniger, da er im Leben nichts erworben hätte, und durch den Tod vollends verdorben wäre." — „Was? ſagte der alte Jude, nichts erworben? vollends verdorben? Ich weiß beſſer, wie es mit ihm geſtanden. Hat er nicht gelebt und geſtrebt, Gottes Weisheit zu erforſchen in den Büchern der Väter, um einſt Gottes Weisheit zu lehren in der Gemeinde der Auserwählten? Wahrlich! der Herr wird ihm das lohnen, und mir wird auch der Theil werden, den ich mir ausbedungen; denn Gott rechnet nach Rechten." Sofort zerriß er den Brief, und erklärte, daß er ſich bezahlt halte für Capital und Zinſen; und der Vater könne mithin die Bücher als ſein Eigenthum betrachten und aufs beſte verwerthen nach Gutdünken.

Dieſe Geſchichte hat ſich vor ungefähr fünfzig Jahren in München ereignet; und der, welcher es dem Volksfreund erzählt hat, iſt ein Enkel desjenigen, der es gethan hat. Wollt ihr wiſſen, wie der alte Jude geheißen? Gott weiß es!

32.

Der Herr und der Diener.

Der Herr saß in der Kutsche, der Diener auf dem Bock. Die Fahrt ging nach dem, etliche Stunden von München entlegenen Würmsee, wohin die vornehmen Städter an geschäftsfreien Tagen gern einen Ausflug zu machen pflegen. Anfangs, so lange sie durch die bekannte, bewegte Gegend fuhren, that der Herr manche Frage, die der Diener kurz und gut beantwortete; es erging sich die Rede über die Pferde, ihre Fehler und Tugenden, über Schiff und Geschirr, was erneuert und angeschafft werden sollte, und daß das Futter von Jahr zu Jahr theurer werde. Nun kamen sie an den kurfürstlichen Park; der Kutscher stieg ab, um das Gitter zu öffnen, und nachdem er die Rosse bedächtig durchgeführt, schloß er wieder die Schranke, wie es das Gesetz verlangte. Indem nun aber der Wagen eine weite Strecke auf dem geraden und ebenen Wege durch den Park rollte, nahm der gelehrte Herr ein Buch vor sich und las, und der Diener hing seinen Gedanken nach, die ihn seit lange gar sehr beschwerten. Der geneigte Leser soll das Geheimniß sogleich erfahren. Eine ehrbare Wittwe,

die Fuchsbräun, hatte dem wackern Burſchen ihre Hand angetragen. Die Frau gefiel ihm nicht übel; die Wirthſchaft nährte den Mann; Alles wäre recht geweſen. Dagegen aber, wenn er gedachte, daß er einen ſo guten, gnädigen Herrn verlaſſen ſollte, der mit ihm, und mit dem er ſchon ſo lange zufrieden geweſen, da fiel es ihm wie ein Stein aufs Herz, und bedrängt von dieſen Betrachtungen, ſeufzte er laut auf. Der Herr vernahm's; er bückte ſich vor, um zu ſehen, ob der Diener ſchlafe und träume; da er aber bemerkte, daß er nur in Gedanken verloren ſey, ſo ließ er Roſſe und Kutſcher gehen, ſo langſam ſie mochten. Indem nahten ſie ſich dem andern Gatter, das jenſeits den Park verſchloſſen hielt. Der Kutſcher war immer noch von ſeinen Gedanken befangen, ſo daß er die Schranke nicht bemerkte. Sieh! da kam ein Mann nach und vor, der das Gatter öffnete, während die Roſſe von ſelbſt ſtille hielten. Nun erwachte der Diener aus ſeinem Traume; und in der Vermuthung, es ſey ein Bettler, welcher herbei geeilt, um den Dienſt zu verrichten, warf er ihm wohlwollend einen Kreuzer zum Lohn hin, ohne ſich nach ihm umzuſehen. Dann fuhr er raſch durch die Oeffnung und weiter des Weges. Aber plötzlich hörte er „halt!" hinter ſich rufen, und wie er um-

ſah, erblickte er ſeinen Herrn, welcher zu Fuße nach kam. Er beſann ſich, er erſchrack. „So geht's in der verkehrten Welt, ſagte der Herr, nachdem er wieder eingeſeſſen, — der Diener bleibt ſitzen, und der Herr muß ausſteigen, um das Gatter zu öffnen.“ Alſo ſcherzte der Herr. Doch der Diener nahm's für Ernſt, und er ſagte: „Gnädiger Herr, habt nur heute noch Geduld mit mir, ich will mich zuſammen nehmen, ſo gut ich's kann; morgen aber jagt mich meinethalben aus dem Dienſt, ich verdien's nicht anders.“ „Was iſt dir?“ fragte der Herr theilnehmend. „Was mir iſt?“ erwiederte jener, „ein Narr bin ich, verliebt bin ich, zu nichts nutz bin ich!“ Und nun erzählte er den ganzen Handel, und ſchüttete ſein volles Herz aus vor dem gnädigen Herrn. Dieſer wurde nachdenklich; er liebte den Burſchen als einen treuen und fleißigen Menſchen und verlor ihn ungern; auf der andern Seite wollte er ſeinem Fortkommen nicht im Wege ſtehen, vielmehr freute es ihn, wenn er ſeinen Leuten zu ihrem Glück verhelfen konnte. Nach einigem Bedenken ſagte er: „Das wollen wir weiter überlegen, und zu ſeiner Zeit wieder davon ſprechen. Fahr' zu!“ Alſo fuhr der Diener wohlgemuth zu, und merkte nun fleißig auf Wagen und Roſſe; und Abends, als ſie desſelben Weges zurück kehrten, vergaß er

nicht das Gatter zu öffnen beide Mal. — Es waren seitdem ungefähr acht Tage verflossen, als der Herr seinen Diener zu sich berief, und ihm sagte: „Hör'! mit deiner Heirath ist's richtig, wenn's anders auch dir recht ist. Die Wittwe, die ich als eine brave, fleißige Hausfrau kennen gelernt, bringt dir Heimath und Gewerk zu, und du kannst dich sogleich in ein gemachtes Bett legen. Also hab' ich's mit ihr verabredet, und somit den Kuppelpelz verdient." Der Diener war dankbar gerührt über die Gnade des Herrn; der Vorschlag ward angenommen, und nach vier Wochen die Hochzeit vollzogen.

Das ist eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Beide Männer, der Herr und der Diener, stehen noch heutiges Tages in gutem, rühmlichem Andenken bei Hoch und Niedern. Noch, wenn in München von ehrenwerthen Bürgern die Rede ist, spricht man von dem alten Fuchsbräu als Muster von Thätigkeit, Redlichkeit und freundlichem, geselligem Umgang und Wesen. Ist aber die Rede von hohen, einsichtsvollen Beamten, gründlichen und besonnenen Gelehrten, würdigen und leutseligen adeligen Herren, so wird vor allen Ein Name genannt: der Kanzler Freiherr von Kreitmayr, der bayerische Gesetzgeber.

33.

Das goldbordirte Hütlein.

In der Rechnung des Kastenamts Burghausen v. J. 1773 hatte sich ein sonderbarer Ausgabs-Posten vorgefunden: „Item für ein goldbordiertes Hüetlein: thuet 16 fl. 25 kr.“ Den Herren von der Rechnungskammer in München, die Alles genau nahmen, fiel das auf, und sie stellten den Kastner darüber zur Rede, wie das goldbordirte Hütlein in die Kastenrechnung gekommen sey. Er antwortete: „Auf die natürlichste und rechtmäßigste Weise. Als nämlich im Mai vergangenen Jahres der gnädigste Kurfürst nach Burghausen kam, wollte und mußte ich ihm wohl besondere Ehre erweisen, und ritt ihm vor auf einem Miethgaul; und damit er mich aus Allen heraus kennete als seinen Beamten, so schaffte ich mir ein goldbordirtes Hütlein an, und paradirte damit, nicht ohne Erfolg; denn der gnädigste Herr bemerkte es in Gnaden, und erklärte nachmals, daß es mir gut angelassen, das goldbordirte Hütlein. Und da dieß nun im höchsten Dienste geschehen und zu Ehren des Landesvaters — schloß er — so möchte ich wissen, wem ich's anders auf die Rechnung schrei-

ben ſollte, als ihm ſelbſt, dem gnädigſten Kurfürſten?“ Die Herren von der Kammer aber meinten: „Es ſey zwar die patriotiſche Geſinnung, die er an den Tag gelegt, gar ſehr zu loben; aber die Unkoſten, die er dem hohen Gaſte zu Ehren freiwillig gemacht habe, müſſe natürlich er ſelbſt tragen, weil ihm keine beſondere Vollmacht dazu gegeben worden ſey.“ Alſo mußte er ſich's gefallen laſſen, daß ihm der Poſten geſtrichen wurde. „Je nun, ſagte der Kaſtner, wenn's nun ſchlechterdings nicht in der vorjährigen Rechnung ſtehen ſoll, das goldbordirte Hütlein, ſo mag's meinethalb in die Rechnung des laufenden Jahres kommen.“ — „Das wollen wir ſehen!“ ſprachen die Herren. „Das ſollen die Herren nicht ſehen!“ ſagte der Kaſtner. Alſo nahmen ſie's für Spaß und waren zufrieden. — Im folgenden Jahr, als die Hauptrechnung des Kaſtners eingelaufen war, ſpionirten die Herren ſorgfältigſt nach dem Poſten, das Hütlein betreffend; und ſie ſprachen alsdann zum Kaſtner: „Wie iſt's? wir ſuchen nach dem Hütlein vergebens.“ „Wie es ſey“? verſetzte der Kaſtner. „Drinnen ſteckt's,“ ſagte er, „aber ihr mögt ſuchen, ſo lang ihr wollt, ihr werdet's doch nimmermehr finden.“

34.

Der Fruchtbaum.

Ein König hatte einen schönen Baum in seinem Garten, der die köstlichsten Früchte trug. Nun geschah es aber von Jahr zu Jahr, daß die Früchte, sobald sie reif geworden, in einer Nacht vom Baume geholt wurden, ohne daß man des Diebes ansichtig oder habhaft werden konnte. Da gebot endlich der König seinen eigenen Söhnen, daß sie, der Reihe nach, auf die Früchte Obacht haben sollten. Der älteste, den im ersten Jahre die Reihe traf, dachte sich: Bin ich doch eines Königs Sohn und habe Macht über meine Diener, daß sie statt meiner wachen! Und er berief alsbald viele Männer, versah sie mit Waffen und stellte sie jeden Abend rings um den Garten auf, daß kein Dieb ungesehen und ungestraft heran nahen und den Baum berauben konnte. Aber dessen ungeachtet wurden in einer Nacht alle Früchte weggeholt, ohne daß von den Wächtern der Räuber bemerkt worden wäre. Im folgenden Jahre drauf wurde die Sorge für den Baum und seine Früchte dem zweiten Sohne des Königs übertragen. Dieser dachte bei sich: Warum soll ich mir lange Mühe ge-

ben, zu wachen, wo doch alle Gewalt umſonſt wäre? Liſt muß mit Liſt gefangen werden. Er berief daher kunſtreiche Männer und trug ihnen auf, eine künſtliche Hecke von Eiſen um den Baum zu machen, der Art, daß keiner hineindringen, oder, wer ſie auch überſtiege, nicht mehr herauskommen könnte. Die Hecke wurde zur rechten Zeit gefertigt. Aber in einer Nacht waren wiederum alle Früchte rein abgepflückt, ohne daß man hätte eine Spur des Räubers wahrnehmen können. Nun kam die Reihe an den jüngſten Sohn des Königs, der vor den Leuten als ein Dummling galt. Der begab ſich voll guten Willens zum Baum und ſchlief bei Tag, wo andere Leute wachten, und wachte bei Nacht, wo andere Leute ſchliefen. Als nun die entſcheidende Nacht gekommen, ſah er eine weiße Taube herbeifliegen, die einen Apfel nach dem andern pflückte und forttrug. Verſcheuchen konnte er ſie nicht, und tödten wollte er ſie nicht; aber er war doch neugierig, zu ſehen, wohin das Thierlein die Früchte trage. Er ging daher des Wegs, wohin die Taube ihren Flug nahm; und als ſie ſo eben den letzten Apfel vorbei trug, ſtand er vor einem Berge, in deſſen Ritze die Taube verſchwand. Alsbald ſtieg er hinab; und als er tiefer in die Schlucht kam, erblickte er die weiße Taube, von Spinnengewebe umſtricket, die ängſtlich

zappelte. Er riß sogleich die Fäden entzwei, und wie er den letzten abgelöset, siehe! da stand eine schöne Jungfrau vor ihm, die eine verzauberte Königstochter gewesen, und die er nun gleichfalls erlöset hatte. Er führte sie heim und vermählte sich mit ihr. Und an den Früchten, die in der Felsritze aufgehäuft lagen und lauter kostbare Edelsteine waren, besaß er einen Schatz, wie ihn kein König auf Erden hatte, weßhalb ihn auch die Brüder nicht wenig beneideten. Der Baum selbst aber im Schloßgarten blieb von jener Zeit an unfruchtbar, und ist zuletzt ganz verdorret.

35

Ehrn Steffen. *)

Ehrn Steffen, der im vorigen Jahre sein fünfundzwanzigstes Lehrer-Jubiläum feierte, kam während seiner langen Amtsführung oft auf wunder-

*) Vergleiche die Schrift: „Nachweisung, wie unsere bisherige unvernünftige und zum Theil barbarische Schulzucht endlich einmal in eine vernünftige und menschenfreundliche umgeschaffen werden könne und müsse." Von Dr. Heinrich Stephani. Erlangen 1827

liche Einfälle. Der wunderlichſte war aber ſein neueſter, der nämlich, ſeine Schule in eine conſtitutionelle umzuſchaffen. Die Lebensanſicht, welche ihn auf dieſen Gedanken brachte, war ſpecios genug. Die Schule, ſagte er, müſſe in jeglicher Beziehung auf das Leben vorbereiten, am meiſten in ſittlicher Hinſicht. So lange nun das Staatsleben ſelbſt ein monarchiſches geweſen, wo der Wille des Fürſten allein galt und unbedingten Gehorſam der Unterthanen erforderte: ſo lange konnte und mußte auch die Schule eine monarchiſche Einrichtung haben. Jetzt aber, wo im Staate die Unterthanen ſelbſt zur Geſetzgebung beigezogen werden, da ſey es Zeit, auch in der Schule dasſelbe zu thun, und die conſtitutionelle Verfaſſung darin einzuführen. Auf dieſe Weiſe werde in den jungen Bürgern nicht nur das Gefühl für Recht und Pflicht frühe genug geweckt, ſondern auch der Verſtand tüchtig gemacht, über dieſe Hauptmomente des Lebens ernſt nachzudenken und richtig zu urtheilen. Da nun Ehrn Steffen die Gewohnheit hatte, jeden Einfall ſogleich zu einem Ausfall zu machen, d. h. was er in der Theorie als richtig und wichtig anſah, in Praxi darzuthun und gleichſam zu experimentiren: ſo machte er ſich ohne Bedenken ſogleich daran, und entwarf vorerſt ein Schulgeſetzbuch mit einem öffent-

lichen und mündlichen Verfahren; dann promulgirte er es feierlich in seiner Schule; und letzlich, nachdem die Wahl des Ausschusses u. s. w. reglementsmäßig geschehen, erklärte er die Versammlung für' constituirt. Es war ein großer Jubel in der Schule, kann man sich denken. — Anfangs ging die Sache ziemlich gut; und es ist schwer zu entscheiden, wer mehr Freude an diesem constitutionellen Schulleben gehabt habe, der Lehrer oder die Schüler. Da keine Lehrstunde vorbei ging, wo nicht ein polizeilicher Fall, oder ein anderer ähnlicher Art, vorkam, so war die Debatte bald an der Tagesordnung, und die Kinder hatten natürlich mehr Freude an diesem Hin- und Herwörteln, als an dem langweiligen Lesen und Schreiben und Rechnen. Gewissenhaft war Ehrn Steffen genug, und darum nahm er auch dabei jede Veranlassung, den Verstand der Kinder zu üben, sey's in der Auslegung des Gesetzes, oder in der Bestimmung des Streitfalles, oder in der Untersuchung und Besprechung selbst. Die politische Aufklärung nahm sichtbar zu unter seinen Schülern, und er hatte Ursache, viel zu hoffen für das öffentliche Leben. Bald aber fingen die constitutionellen Schulbürger an (wie man sagt), sich selbst zu fühlen. Der Gesetzgeber mit seiner Autorität trat immer mehr in den Hinter-

grund, und ſie ſelbſt dagegen rückten vor. Sie deuteten das Geſetz ſelbſt, und, wenn ſie das läſtige nicht beſeitigen konnten, ſo lernten ſie dasſelbe allmählich umgehen. Der Reſpect vor dem Lehrer verſchwand; die Unordnung in der Schule nahm zu; die Lernbegierde und der Gehorſam waren weg. Ehrn Steffen mußte auf neue Geſetze denken, um dem Unheil zu ſteuern. Er legte ſie, wie ſich's geziemte, dem conſtitutionellen Körper zur Berathung und Beiſtimmung vor, und ohne alle Debatte wurden ſie einſtimmig verworfen. Das kränkte ihn ein wenig; er tröſtete ſich aber mit dem Gedanken, daß man, um ein ſo hohes Gut, als die politiſche Mündigkeit und Freiheit iſt, zu erreichen, einige Unordnung allenfalls dulden und einiges Opfer bringen müſſe. Das Uebel wurde aber von Tag zu Tag immer ärger. Es konnte nicht fehlen, daß unter den Schulknaben ein und der andere ſich zu Pädagogen aufwarfen, und die Stimmung und Meinung der Schule leiteten. Da es zugleich die ausgelaſſenſten und pfiffigſten unter allen waren, ſo organiſirten ſie die Majorität zur förmlichen Oppoſition gegen den Lehrer und deſſen Vorſchläge. Da wurde denn ein Schuldiger ohne weiteres losgeſprochen: ein Unſchuldiger aber, der nicht zum Complot ſich beque-

men wollte, angeklagt und verurtheilt. Ehrn Steffen, als Vollzieher der Urtheilsprüche, konnte nichts thun, als im letztern Falle die ausgesprochene Strafe mildern. Das Fehlende holten dann die Richter an dem Verurtheilten außer der Schule nach. Er sollte aber bald noch Aergeres erfahren. Der Schritt von Mitgesetzgebung ist gleich gethan zur Selbstgesetzgebung. Die Pädagogen gaben nämlich ihren Mitbürgern zu erwägen, wie daß ein Paar freie Nachmittage in der Woche zu wenig wären, und zumal zur schönen Jahreszeit, wo man sich draußen besser erlustigen könnte, als in der dunkeln Schulstube. Es wurde darum einstimmig beschlossen, einen blauen Montag zu machen, und sich im Erdbeerschlag einzufinden, alle ohne Ausnahme, bei höchster Verpönung. Das geschah denn auch; und zu Haus mußte die Lüge als Vorwand gelten: der Herr Lehrer habe es erlaubt. Ehrn Steffen war etwas verlegen, als er sich in der Schule so allein antraf; er sah ein über das andere Mal auf die Uhr; er guckte ein über das andere Mal zum Fenster hinaus; es wollte sich Niemand sehen lassen. Er ging endlich, und fragte nach, und hörte nun, was geschehen. Da kam er selbst hinaus in den Erdbeerschlag; und nachdem er den Kindern eine strenge Predigt gehalten, über ihr eigen-

williges, eines constitutionellen Bürgers unwürdiges Betragen, so kündigte er ihnen zugleich an, daß er leider gezwungen sey, sie schwer dafür zu bestrafen. Die Pädagogen, als Sprecher, erwiederten: er möge immerhin die Strafe aussprechen, aber ihnen komme es vermöge der Constitution zu, darüber abzustimmen. Ehrn Steffen sah wohl ein, daß er auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele kommen werde. Er verlegte sich daher aufs Bitten und Ermahnen, sie sollten doch die Freiheit, die er ihnen aus eigener Bewegung gegeben, nicht mißbrauchen; er gab ihnen zu bedenken, welcher Nachtheil für sie, welcher Schaden für die Constitution selbst entstände, wenn der Districts-Schul-Inspector etwas davon erführe; er bat sie recht innig. — Die Kinder lachten ihn aus. Der Schelmstreich der Kinder war zu arg, als daß er nicht ruchtbar werden sollte. Die Inspection, indem sie den Fall untersuchte, kam dem ganzen tollen Plan des Ehrn Steffen auf die Spur; und da die Kinder einmal allen Respect ihm aufgekündigt, so konnte der Magistrat nichts Weiseres thun, als den constitutionellen Lehrer, in Anbetracht seiner Altersschwäche, in Ruhestand zu versetzen.

36.
Die Raben.

Es war einmal ein König, der wegen seiner weisen und gerechten Urtheile weit und breit gerühmt ward. Da geschah es eines Tages, daß, als er von der Jagd nach Hause kehrte, über seinem Haupte drei Raben erschienen, welche ihn krächzend umflatterten, und nicht eher von ihm abließen, bis er in sein Schloß eingeritten. Hier setzten sie sich sodann auf den Wartthurm; und des andern Tages, als der König wieder ausritt, flogen sie ihm wiederum nach, und beschwerten ihn mit ihrem Geflatter und Gekreische. So geschah es drei Tage lang. — Da sandte der König nach einem weisen Manne, von dem die Sage ging, daß er den Flug der Vögel und ihre Sprache deuten könne. Dieser erschien; und nachdem er der Raben Gebärde und Gerede erforscht, trat er zum König heran, und sprach: „Herr König, diese drei Raben begehren, daß Ihr Urtheil sprechet in einem Streite, den sie unter einander haben; denn sie wissen, daß Ihr ein gerechter und weiser Richter seyd. Der Fall aber, weßhalb sie in Streit gekommen, ist dieser: Rabe und Rabin gewannen einen Sohn. Nun geschah es, daß, als das Nest erbaut war, der Rabe sogleich

hinweg flog, und nicht mehr wieder kehrte; deßgleichen, als kaum das Küchlein aus dem Ei geſchloffen, verließ die Rabin das Neſt, um ſich an dem Aaſe zu erletzen, welches im Lande reichlich umher lag; denn es war Hungersnoth unter Menſchen und Vieh gekommen, daß ſie zu Tauſenden dahin ſtarben. So verkümmerte ſchier der junge Rabe in ſeiner Verlaſſenheit, doch kam er noch mit dem Leben davon. — Seit jener Zeit ſind viele Jahre verfloſſen; Rabe und Rabin ſind alt geworden; und es fällt nun beiden ſchwer, ihre Nahrung zu gewinnen, zumal da Hülle und Fülle im Lande iſt, dagegen Mangel an Rabenfutter. Nun will die Mutter nicht ablaſſen vom Sohne, und fordert, daß er ſie ernähre, als die ihn geboren. Der Vater aber ſchilt ſie drob, daß ſie das Küchlein verlaſſen, und meint, ihm gebühre, daß ihn der Sohn ernähre, als der ihn erzeugt habe. Der junge Rabe endlich will weder von Vater noch Mutter wiſſen, denn, ſagt' er, er ſey als ein armes Waislein aus dem Neſte gekommen, und wiſſe nichts von Vater und Mutter. Darüber beſteht nun unter ihnen Zank und Streit, und ſie ſind nun gewillt, dein Urtheil zu vernehmen, das ſie als ein weiſes und gerechtes hinnehmen werden.'' Nachdem der König die Rede gehört, ſo ſprach er: „Mich

will bedünken, daß beide Eltern gegen die Natur gesündigt. Denn ein Leben geben ist noch nichts, sondern das Leben erhalten und das Kind hegen und pflegen, das ist etwas. Und darum kann weder er noch sie mit Recht verlangen und fordern, daß der Sohn sie ernähre in ihren alten Tagen. Jedoch — —“ Indem er noch weiter sprechen wollte, war der junge Rabe schon mit freudigem Gekrächze davon geflogen; der alte Rabe aber und sein Weib flatterten in Traurigkeit von dannen, und sind bald nachher vor Schwäche und Hunger gestorben. — „Jedoch — fuhr der König zu reden fort, indem er sich an das Volk wendete — wenn auch Eltern, wie diese da, sich als Rabeneltern erwiesen, so ist es darum den Kindern nicht erlaubt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Denn wir Menschen haben außer dem Gesetze der Natur noch ein Gesetz Gottes, welches uns befiehlt, die Eltern zu ehren; und es steht der Fluch allen Rabenkindern, daß es ihnen werde übel ergehen auf Erden.“

37.

Meister und Lehrling.

Der Meister saß in seiner Werkstätte, und meißelte an einem Hercules. Da trat eines Tages sein Söhnlein zu ihm, und fragte: Vater, was

machſt du da? Der Vater antwortete: Ich bildne einen Hercules. Und er erzählte ihm darauf, wie ein gar großer und gewaltiger Mann der geweſen, und wie er Löwen und Schlangen und Rieſen erlegt, und noch viele andere wunderſame Heldenſtücke gethan. Da ſagte der Knabe: Vater, ich will auch einen Hercules machen. — Thue das, mein Kind! verſetzte der Meiſter lächelnd. Und er gab demſelben einen Klumpen Thon, aus dem jener den Hercules machen könnte. Nach einiger Zeit fragte der Vater: Wie iſt's mit dem Hercules? Der Knabe antwortete: Es fügt ſich nicht recht; ich will lieber einen Reiter machen. Der Vater nickte und ſprach: So mach' denn einen Reiter. Nach einer Weile ſtiller Arbeit rief der Knabe: Vater, es geht mit dem Reiter auch nicht; ich will nur gleich einen Hanswurſt machen. Und er knetete nun aus dem Thon zuerſt einen großen Wanſt; dann fügte er Hände und Füße daran, und ſetzte zuletzt einen ſpitzen Hut drauf, unter dem ein Kopf ſtack mit einer großen Naſe. So war denn der Hanswurſt fertig. Das Söhnlein klatſchte voll Freuden ſich in die Hände; der Vater aber ſchüttelte den Kopf, und dachte ſich, — was ſich jeder leicht denken kann.

38.

Der Schneider im Mond.

Ein Schneider, der in die andere Welt wanderte, verirrte ſich in den Mond. Ein ſolcher Mann war dem Mond willkommen. „Es friert mich immer ſo ſehr, ſagte der Mond, zumal in den kalten Winternächten; und da thät mir denn ein warmes Röcklein gar wohl.“ Der Schneider mochte wollen oder nicht, er mußte bleiben, und er nahm ſogleich das Maaß an dem Mond. Der hatte aber einen gar großen Buckel und einen dünnen, dünnen Bauch, und er ſah ſchier aus, wie ein Schneider, wenn er auf dem Bock ſitzt. Der Rock ward indeſſen bald fertig, und er ſtand dem Mond aufs allernetteſte, trotz ſeiner Mißgeſtalt. Aber ſiehe da! nun ſchwoll der Kunde von Tag zu Tag, und ſein Bauch wurde immer dicker, und der Rock immer enger. Da hatte denn der Schneider vollauf zu thun, um nachzuhelfen, aufzutrennen und dranzuſetzen. Zuletzt wurde der Mond ganz dick und fett und kugelrund, und der Schneider konnte kaum ſo viel Tuch auftreiben, und ſo viel Zeit, um die Arbeit zu fertigen für Nacht auf Nacht. Nun endlich glaubte aber der Schneider,

er werde Ruhe haben und Urlaub bekommen. Aber was geſchieht? Jetzt fing der Mond an ordentlich einzuſchrumpfen von Tag zu Tag, ſo daß ihm das Kleid immer weiter wurde und an ſeinem Leibe ſchlotterte. Ja, was noch ſchlimmer war, er ſchwand jetzt, wie ein rechter Wechſelbalg, am Rücken, während er vorn den Wanſt behielt; und er ſah zuletzt aus, wie ein Gaukler, der ſich rückwärts auf den Boden niederläßt. Da gab's denn für den armen Schneider fort und fort Arbeit; immer mußte er wieder nachhelfen und auftrennen und davon nehmen, bis daß es recht war. Endlich, nach drei Wochen, bekam er Ruhe; denn der Mond legte ſich jetzt ſchlafen, und ließ ſich mehrere Tage nicht mehr ſehen. Unſer Schneider aber, welcher der vielen und langen Arbeit ſatt geworden, verließ insgeheim den Mond, und ſetzte ſeine Wanderung fort. Ob er aber zuletzt in den Himmel gekommen, das weiß man nicht.

39.

Die Meiſterproben.

Ein Mann hatte drei Söhne. Als ſie zu Jahren gekommen waren, ſchickte er ſie in die Lehre zu

drei der geschicktesten Meister. Der eine sollte ein Schmied werden, der andere ein Schütz, der dritte ein Heilkünstler. Nach Verlauf der Lehrzeit berief er sie nach Hause, um zu erfahren, ob sie auch rechtschaffene Künstler geworden. Und als er dessen gewiß war nach abgelegten Proben, so führte er sie gen Hof zum König, und bot ihm ihre Dienste an. Es war demselben aber inzwischen noch ein vierter Knabe geboren worden, ein Nestquack, von schwächlichem Körper, aber, wie sich's später zeigte, von überaus feinem Verstande. Der war der Liebling der Mutter, dem sie Alles zusteckte, und wenn er eben nichts kriegte, so stahl er's meisterlich. Als nun die drei Brüder mit dem Vater nach Hofe zogen, so bat er die Mutter, sie möchte auch ihn dahin führen, damit er des Königs Staat sehen könne. Das that die Mutter, ohne Vorwissen des Vaters. — Die drei Brüder wurden vom König gnädig aufgenommen, und er gedachte ihnen sogleich Proben vorzulegen, in denen sie ihre Meisterschaft erweisen könnten. Zum ersten sollte der Schmied ein Schwalbennest machen, so künstlich und zugleich natürlich, daß Schwalben darin nisten möchten. Der Schmied verfertigte alsbald das Nest; und sieh! nach wenig Tagen saß eine Schwalbe im Neste, und brütete über den drei Eilein, die sie gelegt.

Darob hatte der König große Freude, und er ernannte den Schmied sogleich zu seinem Obersthofmeister. Nun kam die Reihe an den Schützen, und an den Heilkünstler. Diesen gab der König auf, daß jener die drei Eier durchschießen sollte in Einem Schuß, und daß dieser sodann die verwundeten Küchlein wieder heilen sollte. Sie sagten, sie wollten das thun; aber der Heilkünstler verlangte, daß die Eier aus dem Neste geholt, und dann wieder darein gelegt werden, ohne daß es die Schwalbe, die Mutter, merke; denn, sagte er, wenn die Mutter aus dem Neste flöge, so würden die Küchlein keine Wärme mehr haben und zu Grunde gehen. Der König ließ also verkünden: Wer die drei Eier aus dem Neste nehmen, und sie dann wieder darein legen könnte, ohne daß es die Schwalbe, die Mutter, merkte, der sollte vor Allen belohnt und geehrt werden. Da trat Hänslein, das Mutterſöhnlein, vor den König, und sagte: Ich will das thun. Und er kletterte ans Dach hinauf, wo das Schwalbennest hing, und stahl die Eier so meisterlich aus dem Neste, daß die Schwalbe nichts merkte, sondern ruhig sitzen blieb. Der König legte dann die Eier vor den Schützen hin, doch so, daß das dritte und letzte nicht in gleicher Linie, sondern seitwärts zu liegen

kam. Der Schütze schoß von weiter Ferne, und siehe! alle Eier waren mitten durch getroffen von dem spitzen Pfeile, der, vom nächsten Baum zurück prallend, auch das dritte durchbohrte. Darüber war alles Volk erstaunt, und der König machte ihn sogleich zu seinem Oberst-Jägermeister. Nun machte sich aber der Heilkünstler alsbald daran, die verwundeten Küchlein zu heilen; und er that es auf so geschickte Art, daß sich die Küchlein im Ei unruhig bewegten, als wären sie zur Unzeit aus dem Schlafe geweckt worden. Da sprach der König zum Heilkünstler: Du sollst mein Leibarzt und geheimer Rath seyn auf immerdar. Jetzt that sich Hänslein wieder hervor, und nahm die Eier, und legte sie der Schwalbe, die noch am Orte saß, also meisterlich unter, daß sie nichts merkte, sondern sitzen blieb und fortbrütete, als wäre nichts vorgegangen. Ob diesem Stücklein wunderte sich der König noch mehr, als über die andern, und er ernannte Hänslein zu seinem Oberstkämmerer und Hausmaier. — Auch hatte er später alle Ursache, mit seiner Wahl zufrieden zu seyn. Denn wenn der Schmied ihm das schönste und beste Kriegs- und Hausgeräthe verfertigte, und der Schütze reichliches und schmackhaftes Wildpret in seine Küche lieferte, und der Heilkünstler ihn immer bei gutem Appetit

und bei heiler Haut erhielt, so that Hänslein, der Hausmaier, noch ungleich mehr: er stahl den Nachbarn eine Krone nach der andern, so daß sein Herr ein König vieler Reiche wurde. Zuletzt aber schob sich Hänslein selbst eine Krone in die Tasche, und er ward und hieß von nun an: Hans der König.

40.

Die Standeswahl.

Ein Vater hatte drei Söhne. Als diese zu ihren Jahren gekommen waren, dachte er mit Ernst daran, einem jeden derselben einen Stand anzuweisen, in dem sie ihr Glück und ihre Zufriedenheit finden möchten. Da er aber, als ein weiser Mann, wohl einsah, daß der Mensch selbst seines Glückes Schmied sey, so wollte er vor Allem ihre Neigung und Sinnesart prüfen, um zu erfahren, welche Anstelligkeit sie überhaupt zur Welt hätten, und welche Willfährigkeit gegen die Menschen. Zu dem Ende berief er sie eines Tages zu sich, und reichte dem ältesten Sohn einen Apfel dar, indem er sagte: theile mit deinen Brüdern! Der Sohn schnitt den Apfel entzwei, und gab den Brüdern jedem einen Theil, den größten aber behielt er für sich selbst.

Da dachte der Vater bei sich: der schickt sich für einen Bürger und Kaufmann; denn ein solcher sucht sich in allen Dingen ein Profitlein, damit er sichern Erwerb und gutes Fortkommen haben möge. Des andern Tages, als die Söhne wieder erschienen waren, reichte der Vater dem andern Sohn einen Apfel, mit der Weisung, er sollte mit seinen Brüdern theilen. Der zerschnitt den Apfel in drei gleiche Theile, und gab den Brüdern willig ihren Theil. Da dachte der Vater: der schickt sich für einen Kriegsmann und Abenteurer; denn zu Feld und auf Reisen thut es noth, daß sich gute Cameraden allzeit zur Hand und Hülfe stehen, und Tisch und Bett brüderlich mit einander theilen. Am dritten Tage endlich ließ er die Söhne abermals zu sich kommen, und er gab dieses Mal dem jüngsten Sohne einen Apfel, mit dem Auftrag, daß er ihn theilen sollte mit seinen Brüdern. Der zerlegte ihn in drei Theile, und behielt den kleinsten für sich. Da dachte der Vater: der schickt sich für einen Knecht und Bauersmann; denn ein solcher muß immerdar mit den geringsten und schlechtesten Bißlein vorlieb nehmen, indeß die Andern von seiner Hände Arbeit reichlich und gemächlich zehren mögen. Also faßte der kluge Mann demnach seinen Beschluß, und wies einem jeden Sohne den Stand an, zu dem

er ſie für geſchickt hielt. Und er erfuhr auch ſpäterhin, daß er ganz richtig geurtheilt und gewählt habe; denn der älteſte Sohn erwarb als Kaufmann groß Geld und Gut; der andere gewann Ruhm und Anſehen in der Welt; und der dritte, welcher ſehr genügſam war, hatte in ſeiner Hütte, bei Weib und Kind, ein zufriedenes Leben.

41.

Die Hausfrauen.

1.

Ein braves Weib iſt Goldes werth. Das erfuhr ein Weitmoſer, ein ſchlechter und gerechter Landmann in dem Gaſteiner Thale. Der hatte den Einfall, das Gold auf dem nächſten Wege zu ſuchen, nämlich in den Bergen ſelbſt; und er wußte, was er that, und daß es mit der Zeit eine gute Ausbeute geben würde. Aber indem er immer weiter und weiter grub, um in die goldhaltende Teufe zu kommen, da ging ihm das Geld aus, das er an ſein Werk geſetzt hatte, und Niemand wollte ihm auf ein Ungewiſſes hin eines leihen. Alſo ſaß er eines Tages — es war das Feſt der fröhlichen Oſtern — traurig in ſeinen Gedanken da und wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen. Und es war ſo wenig Geld-

im Haus, daß er sich und den Seinigen nicht einmal ein Stück Fleisch für den Tisch verschaffen konnte an dem heiligen Feste. Da wie seine Hausfrau den Kummer ihres Mannes sah und seine Klage hörte, ging sie fort und verkaufte insgeheim ihren Schleier; und aus dem gelöseten Geld schaffte sie Fleisch ins Haus, und einen Pfenning zum Ueberschuß, daß der Mann noch ein Schöpplein trinken konnte, zur Vertreibung seines Grams und zur Erheiterung des Gemüthes. Die Geschichte von dem Schleier ward noch an demselben Tag im Dorfe ruchtbar, und noch in derselben Woche im ganzen Thal, und noch in demselben Monat kam sie dem Erzbischof von Salzburg, seinem gnädigsten Herrn, zu Ohren; und jeder rühmte die Liebe und Treue der Hausfrau, und die Ehrlichkeit und den Fleiß des Mannes. Da ließ der fromme Erzbischof den Weitmoser zu sich kommen, und er streckte ihm eine namhafte Summe vor, daß er sein angefangenes Werk weiter fördern und vollenden könnte. Und die Grube ward wieder eröffnet und weiter geführt, und ehe noch das entlehnte Geld verwendet war, kam edles Metall zu Tag; und Gold fand sich um Gold, immer mehr; und der Weitmoser wurde endlich so reich, daß er jeder seiner Töchter ein Heirathgut von vielen, vielen Tausend Gulden geben konnte.

2.

Reichthum gebiert Uebermuth, Uebermuth gebiert Armuth. Das erfuhr eine Weitmoſerin, von welcher die Sage Meldung thut. Dieſe, prangend in koſtbarem Kleide und mit Kleinodien geziert, ging eines Tages durch die Klamm, eine Bergſchlucht, welche in die Gaſtein führt. Da begegnete ihr ein armes Weib, welches ſie um ein Almoſen anſprach. Die reiche, ſtolze Frau verweigerte ihr die Gabe und ſchalt ſie eine unverſchämte Bettlerin. „Ach," ſagte die Arme, „es weiß kein Menſch von heute auf morgen, ob er nicht betteln muß von anderer Menſchen Wohlthätigkeit." Da zog die Weitmoſerin einen koſtbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Ache, welche durch die Klamm hinabſtürzt, und ſagte: „Eher findet ſich dieſer Ring wieder, als eine Weitmoſerin betteln muß." — Aber, ſiehe da! des andern Tags brachte ein Fiſcher einen Fiſch, in deſſen Bauch ſich der Ring befand. — So erzählt die Sage. In der That kam der Weitmoſer Geſchlecht bald in Verfall, und heutiges Tags zeigt man nur noch das Haus, in dem ſie gewohnt, und erzählt von dem Reichthum, den ſie gehabt. Das Geſchlecht aber iſt ausgeſtorben.

42.

Der Korbmacher und seine Frau.

Als der erste Korb fertig war, sagte der Korbmacher zu seiner Frau, die so eben zur Thüre herein trat: Gottlob! der Korb ist fertig. Die Frau, schon längst überdrüssig des langen Versuchens, sagte schnippisch: es wäre auch einmal Zeit. Das wurmte den Korbmacher; er hob bedächtig eine Wiede vom Boden auf und sprach: Lieb Weib! sag's gutwillig: „Gottlob, der Korb ist fertig." Die Frau aber sprach: „Und das thu' ich nicht." „So will ich dir's lernen," sagte der Korbmacher, und hieb ihr ein Paar über den Buckel; das Weib schrie Mordio; und über dem Lärmen trat der Nachbar herein und fragte, was es gebe. Der Korbmacher erzählte ihm getreulich die Geschichte, und der Nachbar meinte, um eines Wörtleins willen solle man nicht sogleich mit Fäusten drein schlagen. Nachdem er also den Mann zur Räson gebracht, ging er nach Haus und erzählte den Handel seiner lieben Ehehälfte. „Des Nachbars Weib hat Recht gehabt," sagte die Frau; „und ich hätte es an ihrer Stelle auch nicht gethan." Diese Rede verdroß schier den Hausmann; und es kam hier, wie dort, zuerst zum

Hin- und Herwörteln und dann zum Fäuſteln. Die Hausfrau erzählte noch in derſelbigen Stunde die Geſchichte ihrer Nachbarin, und ſo fort eine der andern im Dorfe noch an demſelbigen Tage; und die Weiber, geſchwätzig, wie ſie ſind, erzählten ſie ihren Männern, und jede ſetzte bei: „Und ſie hätte es auch nicht gethan an der Korbmacherin Stelle.“ Deßhalb haben denn auch die Männer alle ihren Weibern alſo gethan, wie der Korbmacher ſeiner Frau. Die Sage ging drauf von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und in Zeit von einem Jahr haben faſt alle Weiber Prügel bekommen von ihren Männern im ganzen heiligen deutſchen Reiche. Und noch heutigs Tags, welche Frau der Korbmacherin Recht gibt, die wird von ihrem Manne coram genommen, und das von Rechtswegen.

Merk: Dieſe und andere Geſchichten von böſen Weibern ſind wohl nur erdichtet von böſen Männern, und werden nacherzählt von guten, z. B. von mir und dem günſtigen Leſer, um die Weiber zu necken, die man liebt.

43.

Der Hausfreund. *)

Einſt diente ein ſchöner Jüngling an eines Königs Hofe, und beſaß einen edeln Freund in der Stadt, der ein junges Gemahl hatte. Wenn jener nun nicht im Dienſte war, ging er in ſeines Freundes Haus und aß mit ihm und deſſen Gemah'in, denn er hatte ihn ſehr lieb. Da dieſes öfter geſchah, ſo ward die Frau von Liebe zu jenem entzündet, doch daß es ihr Mann nicht wußte, noch ahnete. Aber ſie war züchtig und offenbarte es jenem auf keine Weiſe, ſondern trug ihr Leid geheim. — Es geſchah aber, daß der Hausfreund nach Gewohnheit verreiſen mußte; da lag ſie vor Sehnſucht krank darnieder, daß ihr Gemahl die Aerzte an ihr Lager rief. Dieſe aber erforſchten ſie und ſagten ihrem Gemahl: ob ſie ein Seelenleid habe, könnten ſie nicht erſchauen; leibliches Gebrechen hätten ſie keins an ihr gefunden. Da drang ihr Gemahl inſtändig in ſie, daß ſie ihm offenbare, was ihr fehle. Sie aber erröthete ge-

*) Aus einer alten Handſchrift mitgetheilt von H. J. Maßmann.

ſchämig und geſtand ihm zuerſt nichts. Darnach ſchloß ſie ſich aber auf und ſprach: „Du weißt, mein Herr und Gemahl, wie du, von Liebe und Unbefangenheit geleitet, junge Männer in dein Haus geführt haſt; und ich, ein Weib, leide um den Jüngling, deinen Freund.“ Da das der Mann hörte, ſchwieg er ſtill und ließ das Ding ruhen. Als aber der Freund heimkehrte, ging er ihm außer ſeinem Hauſe entgegen und ſprach zu ihm: „Du weißt, Freund und Bruder, wie ich dich immer geliebt habe, und daß ich dich aus Liebe in meinem Hauſe gern ſah; du aßeſt mit mir und meinem Weibe.“ Und Jener antwortete: „Wohl, Herr, ſo iſt es.“ Da fuhr dieſer fort: „Nun ſiehe, mein Weib hat Liebesneigung zu dir gefaßt und iſt in Gefahr.“ — Als dieſes der Jüngling hörte, ward er ſehr traurig um der Liebe willen, die er zu ſeinem Freunde trug, und ſprach zu ihm: „Traure nicht, lieber Freund! Gott wird ihr helfen.“ Und ging fort und ſchor ſich ſein Haupthaar, und färbte ſich Haupt und Geſicht, und ließ ſich ſeine Wimpern und Augbrauen vergehen, und entſchönte ſich ganz und gar, ſo daß er ausſah, als wäre er ſeit langer Zeit miſelſüchtig oder ausſätzig. Und zog ſich einen Bußſack über, ging in ſeines Freundes Haus und

trat so vor das Lager der Kranken, an dem ihr Gemahl stand. Und enthüllte sein Haupt und Antlitz, und sagte: „O wie hat mir Gott gethan!“ — Die Frau aber, wie sie das sah, daß er von solcher Schönheit zu solcher Verachtung gesunken, verwunderte sich sehr und erschrack. Gott aber, der des Jünglings Thun erkannt hatte, nahm von ihr den Kampf der Versuchung, und stracks stand sie auf, und alle böse Neigung war von ihr gewichen. Da nahm der Jüngling seinen Freund bei Seite, und sprach zu ihm: „Siehe, wie Gott geholfen hat, daß dein Weib keinen Schaden an ihrer Seele genommen; sie soll aber mein Gesicht nicht wieder sehen.“

44.

Das Schloßfräulein.

(Eine Sage.)

„Nun haben wir nur noch eine Viertelstunde bis Kaufbeuren; wir sind schon bei der Märzenburg,“ sagte der Webermeister zu seinem Gevattersmann, der auf einen Besuch gekommen. „Ihr luget umsonst nach der Burg, sagte der Meister; die ist schon seit undenklichen Zeiten versunken; aber Reste von Gemäuer findet man noch da in der Tiefe,

und das Fräulein geht noch um bis auf den heutigen Tag. Wenn Ihr ein Sonntagskind wäret und ein Junggeselle, so könntet Ihr sie hören, und erlösen. Sie schwirrt, husch! husch! um einen herum, und setzt sich unversehens auf den Rücken. Wer sie nun bis in die Stadt trüge, und dreimal um die St. Martinskirche herum, der würde sie erlösen, und er bekäme alle Schätze, die dort verborgen liegen in der Märzenburg. Aber Gott behüt uns! der Geist, der anfangs federleicht ist, wird Schritt vor Schritt schwerer, und es liegt einem zuletzt wie eine Last Blei auf dem Rücken. Keiner, der's versucht, hat's noch überstanden, und sind alle jämmerlich erlegen." — „Ihr seyd voller Schwänke — sagte hierauf der Gevattersmann — und der Weg wird einem, wägerle! nicht lang neben Euch. Was Ihr da erzählt, ist freilich schon vielen Mannsleuten begegnet, auch anderwärts; anfangs sind sie alle federleicht, die Weiber; sie werden aber von Jahr zu Jahr schwerer, und zuletzt erliegen die Männer unter des Weibes Last, und haben weder Erlösung gefunden, noch einen Schatz." „Ihr seyd ein Schalk, sagte der Meister; und Ihr wisset die Geschichte wohl zu deuten. Aber wahr ist sie, wie ich sie Euch erzählt habe; das könnt Ihr mir glauben." „Ich muß wohl, sagte der Gevat-

tersmann, denn ich hab's leider ſelbſt erfahren.“ Unter dieſem erbaulichen Geſpräch langten ſie in der Stadt an.

15.

Volksſagen aus Oberſchwaben.

1. Der Hüllenweber.

Unter dem Galgen von Blonhofen liegt ein Schatz. Eines Tages thaten ſich vier Männer aus dem Ort zuſammen, die wollten ihn heben; und unter ihnen war einer, der hieß der Hüllenweber. Als ſie tief genug gegraben hatten, kamen ſie auf den Schatz. Auf dem Schatz aber ſaß ein feuriger Hund, der ſagte: „Eins, zwei, drei, vier; und einer gehört mir; und einer muß des Teufels ſeyn, und ſoll's der Hüllenweber ſeyn.“ Der Hüllenweber erſchrack, und ſagte: „Gott will nit!“ Und in dem Augenblick iſt der Schatz verſchwunden; der Hüllenweber aber iſt gerettet worden.

2. Der Spielmann.

Eines Tages ging ein Spielmann von Blonhofen aus ſpät Abends nach Hauſe. Unterwegs kam er an einem Wirthshauſe vorbei, das er vor-

her niemals da gesehen hatte; und drinn brannten noch Lichter, und die Leute tanzten und lärmten. Er glaubte, daß er sich verirrt habe, und er ging hinein. Man hieß ihn aufspielen, und er that's, und die Tanzenden bezahlten ihn mit Goldstücken. Gegen Morgen hin verließ ein Paar ums andere das Wirthshaus; und als man in Blonhofen das Gebet läutete, war mit einem Male Alles verstoben, sammt dem Wirthshaus. Der Spielmann aber saß auf dem Galgen. Und wie er sich nach seinen Goldstücken umsah, da waren es lauter Glasscherben. Die warf er unmuthig weg. Später aber, als er nach Haus gekommen, fand er noch ein Stück in der Tasche, das war ein Goldstück. Er ging darauf wieder zum Galgen zurück, um die weggeworfenen Stücke wieder zu suchen; er entdeckte aber kein einziges mehr.

46.

Der Bärenhäuter.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Varna in Ungarn, worin das christliche Heer von den Türken fast gänzlich vernichtet worden, entkam unter den Wenigen auch ein deutscher Landsknecht durch

die Flucht in einen dichten Wald. Daselbst fand er aber weder zu brechen noch zu beißen; nirgends zeigte sich ein Obdach, und er irrte, von wenigen Lumpen bedeckt, ein Paar Tage in der Wildniß umher, bis er endlich ganz ermattet niedersank und nicht mehr weiter konnte. Diese Noth, und der Gedanke, so fern vom Vaterland verderben zu müssen, trieb ihn zur Verzweiflung; nach böser Landsknechte Art verwünschte er in gräulichen Flüchen, daß er ein Mensch geboren sey, und sagte zuletzt: wenn mir da der Teufel nicht hilft, so wüßte ich nicht, wer mir noch helfen sollte.

Und siehe da! der Teufel erschien ihm alsogleich, in menschlicher Gestalt als Jägersmann, und erbot sich gegen ihn, daß er ihn nicht allein in Sicherheit bringen, sondern ihm auch so viel Geld und Gut verschaffen wollte, als er begehren möchte, wenn er seine Seele verpfändete. Dieß Anerbieten däuchte aber dem Landsknecht doch so grauerlich, daß er Bedenken trug, in das Begehren einzuwilligen. Darauf that ihm der Teufel den Vorschlag, er solle mindestens auf sieben Jahre sich zu seinen Diensten verschreiben, wobei er nichts zu thun hätte: erstlich nichts zu kämmen, zu waschen und zu reinigen an seinem Leibe, zweitens nichts zu arbeiten, drittens nichts zu beten und keine Kirche zu

besuchen. Nur vor seinem Schlosse hätte er täglich eine Stunde Wache zu halten, sey es auch schlafend. Dafür solle er Essen und Trinken in Fülle bekommen, und Geld und Gut oben drein. Aber die Kleidung müßte er sich alsogleich selbst verschaffen, eine Bärenhaut, die Liverei des Herrn. Das Alles war dem Landsknecht gar sehr recht; und da so eben eine Bärin vorbei zu ihrem Lager ging, wo sie ihre Jungen hatte, so erschoß sie der Landsknecht, und zog ihr den Pelz ab, womit er sich bekleidete. Alsdann ergriff ihn der Geist, und entführte ihn auf sein Schloß, das mitten im Meer auf einer wüsten Insel lag, wo er alsbald seinen Dienst antrat.

Nachdem Bärenhäuter über sechs Jahre, bis auf sieben Monate, seinen Wachdienst versehen hatte — Haar und Bart waren ihm indessen dermaßen verwachsen und verfilzt, daß er von Gottes Ebenbildlichkeit wenig mehr übrig hatte — so trat der Teufel zu ihm, und sagte, er bedürfe seiner Dienste nicht mehr, und er wolle ihn nun wieder unter Menschen bringen, jedoch unter der Bedingung, daß er sich noch die übrige Zeit in dieser seiner Verwilderung unter ihnen sehen lasse; zugleich wolle er aber den verdienten Geldschatz ihm überantworten, einen Säckel mit Heckpfenningen, die sich auf immerdar vermehrten; damit möchte er sich

eine Weile luſtig machen, ſo gut er könnte. Zu ſeiner Zeit wolle er wieder zu ihm kommen, und für ſein ferneres Unterkommen Sorge tragen. Dem Landsknecht war es gar lieb, daß er wieder unter Menſchen käme; er ließ ſich daher recht vergnügt vom Teufel übers Meer nach Oeſterreich führen, wo er zu Hauſe war, und wo ſein Bildniß noch heutiges Tages gezeigt wird. Dort ſetzte ihn der Geiſt vor einem Wirthshauſe ab, das an der Straße lag, wo täglich und ſtündlich viele Menſchen vorbei gingen und einſprachen.

Anfangs erſchracken die Leute, die ſeiner anſichtig wurden, und wieſen ihm den Schweinſtall zur Wohnung an. Um des Geldes aber, das er ihnen zuwarf, gaben ſie ihm Speiſe und Trank, ſo viel und ſo gut er wollte; und bald gewöhnten ſie ſich an den Unflath dermaßen, daß er wie ein Hausgenoſſe gehalten wurde in ſeinem Koben.

Wohl aber zog ſein Geld, das nie minder wurde in dem Säckel, von Tag zu Tag immer mehr Leute an, zumal Landſtürzer, Robler und Doppler und anderes Geſindel, das im Wirthshauſe zuſprach. Denn er hatte ſich Würfel beigelegt; und der, welcher unſichtbar im Spiel war, wendete es ſchon ſo, daß der Bärenhäuter meiſtens verlor; was dieſem keinen Verdruß machte, da er des

Säckels gewiß war. Alſo gab's des Zulaufs in Menge, und es geſchahen alle Miſſethaten und Laſter, die bei Spiel und Gelagen vorkommen, als: Trunkenheit, Lug und Trug, Raub und Mord, ſo daß dieſes Wirthshaus eine wahre Capelle des Teufels war, und ihr Prieſter der Bärenhäuter.

Alſo verfloſſen wieder ſechs Monate und ſieben Tage. Da kam, verſprochener Maßen, der Geiſt wieder zu ihm, in der bekannten Jägertracht, und verſprach ihm nun Rath und That für deſſen Zukunft. Es werde, ſagte der Geiſt, dieſer Tage ein Edelherr ins Wirthshaus kommen, und ſich mit ihm ins Spiel einlaſſen. Dem ſolle Bärenhäuter all ſein Geld abgewinnen, zuletzt aber ihm nicht nur das Verlorene wieder anbieten, ſondern noch eine große Summe obendrein, unter der Bedingniß, daß er ihm eine ſeiner Töchter zur Ehe geben wollte. Wie der Teufel geſagt, ſo iſt es geſchehen. Der Edelherr, nachdem er all ſein Geld in kurzer Zeit verſpielt, verkaufte um die angebotene Summe dem Bärenhäuter die älteſte ſeiner drei Töchter, und führte ihn ſelbſt mit auf ſein Schloß, daß er ſeine Braut empfahen und heimholen könnte. Als aber das Fräulein den Mann ſah, ihren Bräutigam, in der Bärenhaut, mit langem Bart, ungekämmten Haaren und ſchmutziger Geſichtsfarbe, ſo erſchrack

ſie und gerieth dermaßen in Verzweiflung, daß ſie ſich ins Waſſer ſtürzte. Die jüngſte aber, ein leichtfertiges Ding, da die andere ſich weigerte, bot dem überreichen Manne freiwillig ihre Hand dar, die auch Bärenhäuter annahm. Er verſprach nach ſieben Tagen wieder zu kommen, bis wohin die Zubereitungen zur Hochzeit gemacht werden ſollten.

Als Bärenhäuter ſeine Brautwerbung alſo abgethan, ſo kam wieder der Teufel, und ſagte zu ihm: Nun ſey es Zeit, daß er ſich in einer andern Kleidung vorſtelle, Roſſe und Kutſche ſammt Dienerſchaft ſich anſchaffe, und überhaupt adelige Sitten und Gebärden annehme. Das that er denn, wie ihm gerathen worden; und als er nun ſo ausgeſtattet in die Burg des Edelherrn einzog, da erſtaunte Jedermann darüber, daß aus dem wüſten Bärenhäuter ein ſo ſchöner und reicher Cavalier geworden. Die Braut, die jüngſte Tochter, hatte zumal Freude über dieſe Verwandlung. Ihre Schweſter aber, aus Neid und Mißgunſt, grämte ſich dermaßen, daß ſie ſich am Hochzeittage erhängte. So hatte denn Bärenhäuter dem Teufel, ſeinem Herrn, zu guter Letzt noch zwei Opfer geliefert, und das dritte konnte ihm ohnehin nicht entgehen. Nach Jahr und Tag, die ſie

im leichtfertigen Leben mit ihrem Manne zugebracht, war auch die jüngſte eine Leich;. Den Bärenhäuter hat aber zuletzt der Teufel ſelbſt geholt.

47.

Der Spielmann und ſein Wohlthäter.

Ein alter Spielmann wohnte bei einem armen Schuſter zur Miethe. Das Spottgeld, das er ſich verdiente an den Schenktiſchen, wo er ſeine alten Weiſen ableyerte, mochte kaum hinreichen, um ſich ein Mittagbrod zu ſchaffen. Jeden Abend aber ſaß er beim Schuſter zu Tiſch, und wenn die Zeit kam, wo die Miethe zu bezahlen war, legte er wohl vor dem Meiſter den Beutel aus, aber es war kein Geld drinnen, und der Meiſter, aus Erbarmen, ſchenkte ihm dann ſelbſt einige Schillinge, auf daß er ſich ſeinen Rock flicken, ſeine Wäſche reinigen, und neue Schuhe ſich machen laſſen konnte. Dieſe Wohlthätigkeit des Mannes mißfiel aber der Hausfrau, und ſie zankte oft deßhalb mit ihm, daß er den alten Lump, wie ſie gewöhnlich den Spielmann nannte, im Hauſe duldete und nährte, wie ein Ungeziefer. Der Mann aber blieb dabei, und that nach- wie vor-

her, und er ſagte ſein Sprüchlein auf: gebet, ſo wird euch gegeben werden. Das iſt denn auch wahr geworden, in mehr als Einem Sinne. Denn erſtlich leiſtete ihm der alte Spielmann täglich Geſellſchaft am Abend, und erzählte ihm die Neuigkeiten des Ortes und des Tages, und ſpielte ihm auch oftmal umſonſt ein luſtiges Stücklein auf, oder ſang ein ſchönes weltliches Liedlein, ſo daß der Mann gerne zu Hauſe blieb und manchen Pfennig erſparte, den er ſonſt im Wirthshauſe verbraucht hätte. Und zweitens brachte ihm der Spielmann manchen Kunden zu von ſeines Gleichen, die aber Geld hatten, um zu bezahlen; und die Nachbarsleute ſelbſt, die von des Schuſters wohlthätigem Sinne erfuhren, gaben ihm gern Arbeit, verhoffend, er, der gutherzige Mann, werde um ſo mehr auch ein ehrlicher Mann ſeyn, worin ſie ſich auch nicht betrogen fanden. Und drittens — aber da muß der Volksfreund ſich ſelbſt unterbrechen, um dem Leſer alles deutlich zu machen. Der Spielmann war eigentlich ein Duckmäuſer. Denn er hatte, wie Judas, einen geheimen Säckel, und erſparte ſich viel Geld. Er dachte aber klüglicher Weiſe ſo: ſo lange der Meiſter lebt von ſeiner Arbeit, ſo lange leb' ich auch von ſeinen Wohlthaten. Stirbt er früher als ich, ſo habe ich doch einen erſparten Pfennig, von dem

ich fortan mich ernähren kann, und er mag dafür Gottes Lohn erhalten. Sterb' ich aber früher, nun dann. — — Es ist aber das Letztere eingetroffen, und was sich der Spielmann gedacht, das hat er auch gethan. Er setzte den Meister Schuster zu seinem Erben ein, und nach seinem Tode fand man in dem geheimen Säckel nicht weniger, als zweihundert Pfund; das thut: zweitausend und etliche hundert Gulden. Das war drittens. — Der günstige Leser wird daher erstlich dem Spielmann abbitten, wenn er ihn für einen Judas gehalten; zweitens wird er dem Meister Schuster Recht geben und sein Sprüchlein in Ehren halten; und drittens wird er das Gleiche thun; denn umsonst hat der Volksfreund ihm die Geschichte nicht erzählt. — Es hat sich aber diese Geschichte ereignet in der großen Stadt London, wo es 30,000 Arme gibt, die in der Früh aufstehen, ohne zu wissen, ob und wo sie Mittags essen oder die folgende Nacht schlafen werden; und der Spielmann ist gestorben im Jahre 1834, wie die Zeitungen gemeldet haben.

48.

Grauſamer Scherz.

In England, wo man überhaupt mit den Spitzbuben nicht viel Umſtände macht, beſteht unter andern auch das Geſetz, daß wenn ein zum Tode Verurtheilter einen andern als Mitſchuldigen angibt, ſein Zeugniß als vollgültig angenommen und der bezeichnete Spießgeſelle ohne weiteres mitgehenkt wird. Einsmals hat ſich einer einen grauſamen Scherz erlaubt. Als er zum Galgen geführt wurde, hörte er einen unter den Zuſchauern, die am Wege ſtunden, laut ſagen: Wie mag wohl dem zu Muthe ſeyn! Es lag eben kein Spott in dieſen Worten, aber auch kein ſonderliches Mitleid, ſondern es war nur eine Aeußerung jener dummſtieren Neugierde, welche auch bei uns nicht bloß den Pöbel, ſondern auch gebildete Herren und Damen hinaus treibt, wenn ein ſolcher Verbrecher der Gerechtigkeit zum blutigen Opfer gebracht wird. „Wie mag wohl dem zu Muthe ſeyn!“ ſagte der Engländer. Das hörte der Spitzbub, und er ſah auf den Mann, der das Wort geſprochen; und er ſah, daß er nichts weniger als aus Mitleid ſo geredet habe. Da wandte ſich der Schächer zum Richter, der ihn be-

gleitete, und ſagte: „Der, welcher dort unter den Zuſchauern ſtehe, ſey ſein Mithelfer geweſen im Diebſtahl, weßhalb er den Tod leiden müſſe.“ Sogleich wurde nun der Bezeichnete ergriffen und feſtgeſetzt. Im Verhör mochte er läugnen, wie er wollte, es half ihm nichts; es hatte einmal ein Verurtheilter gegen ihn gezeugt, daß er's geweſen, und er ſelbſt konnte nicht beweiſen, daß er's nicht geweſen. Alſo wurde er von den Geſchwornen als ein Dieb zum Tode verurtheilt. Des andern Tages ſaßen ihrer zwei auf dem Wagen zum Galgenziel, und die Straße ſtand ſchier leer von neugierigen Zuſchauern, da die Fuhr vorbei ging. Nachdem ſie an der Richtſtätte angelangt, fragte der erſtere den andern: „Weißt du jetzt Camerad, wie einem zu Muth iſt, der zum Galgen geführt wird?“ — „Ja wohl! Gott ſey's geklagt!“ ſagte der andere. Drauf wandte ſich jener an den Richter, und ſprach: „Ich nehme mein Zeugniß zurück. Er iſt unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen ich ihn geziehen. Ich habe mir nur den Spaß machen und ihm Gelegenheit verſchaffen wollen, zu erfahren, wie einem armen Sünder zu Muthe ſey.“ Alſo wurde der Angeſchuldigte wieder — frei gegeben? Das weiß der Volksfreund nicht, er hofft es aber. Denn wer nach den engliſchen Geſetzen einmal dem Blut-

richter überliefert worden ist — wofür dieser einen eigenen Empfangschein an den Kerkermeister auszustellen hat — der ist ohne Rettung dem Tode verfallen. Darum danken wir Gott, daß wir nach deutschen Gesetzen gerichtet werden — ich meine nicht die Spitzbuben, sondern uns übrige ehrliche Leute.

49.

Hans, blas 's Licht aus.

In Frankfurt lebte ein Weinhändler, Namens Mauskopf; der hat die Kunst verstanden, von der Armuth sich Reichthum zu verschaffen. Wenn er nämlich von einem Winzer hörte, daß es mit dessen Vermögen auf die Neige gehe und zur Vergantung, so war er flugs bei der Stelle, wie ein Rabe, der um Sterbende kreiset, des Aases gewärtig. Einsmals aber hat er doch eine falsche Rechnung gemacht. Ein Winzer an der Bergstraße, wo guter Wein wächst, war drum und dran, den Garaus zu machen. Dieß hatte kaum unser Mauskopf gehört, als er sogleich zu dem Manne eilte, um ihm den Rest von seinen Weinen abzuknicken. Der Winzer, wie er das Begehren vernommen, machte nicht viel Worte und Umstände, sondern

ſagte bloß zum nebenan ſtehenden Knechte: Hans, zünd 's Licht an! und er führte dann ſogleich den Winzer in ſeinen größtentheils ſchon ausgeleerten Keller, wo Kraut und Rüben, Schaufeln und Hacken, leere Fäſſer und Geſtelle kunterbunt unter einander lagen, ſo daß ſich die Beſuchenden kümmerlich durchwinden mußten bis in den tiefſten Hintergrund, wo noch ein volles Faß ſtand. Der Winzer gab dem Kaufmann ſtillſchweigend ein Glas zu koſten, und dieſer fand den Wein vortrefflich, und hoffte ſomit einen guten Fang zu machen. Auf die Frage, was das Ohm koſte, nannte der Winzer den Preis, einen äußerſt billigen. Der trügeriſche Kaufmann aber, der Mauskopf, bot einen Schandpreis. Was that nun der Winzer?... Der Volksfreund kannte einen Landsmann, einen ehrenwerthen Leinwandhändler aus den Stauden; wenn dieſem ein Kaufherr einen Spottpreis der Art auf ſeine Waare ſchlug, ſo kehrte er ſich um, ſtellte ſich in die Stubenecke, und, indem er die Hände faltete und die Daumen im Kreiſel ſpielen ließ, murmelte er zwiſchen den Zähnen: Zoɔrə̃ komm moɔrə̃! Zoɔrə̃ komm moɔrẽ! Zoɔrə̃ komm moɔrə̃! — *) ungefähr wie es

*) Zorn komm morgen!

Kaiser Augustus gethan, der, um den aufbrausenden Zorn zu unterdrücken, das griechische Alphabet herzusagen pflegte.... Unser Winzer aber that anders; er sagte bloß: Hans, blas 's Licht aus! und er durchzog drauf mit Hansen den ihm wohlbekannten Keller ohne Gefährde, und kümmerte sich um den Kaufmann nicht weiter mehr. — Dieser aber hatte nun seine liebe Noth, wie er in der Finsterniß durch den Wirrwarr aus dem Keller kommen sollte. Jetzt stolperte er über einen Kraut- und Rübenhaufen, dann fiel er über ein leeres Faß oder ein Gestelle, drauf rannte er an die Wand, und kam zuletzt mit hinkenden Beinen, mit geschundenen Händen und mit Beulen am Kopf kümmerlich aus dem verfluchten Kellerloch. Der Winzer aber war inzwischen schon aufs Feld gegangen, und Hans hielt dem Kaufmann an der Kutsche das Leitseil hin und die Geißel, nachdem er ihm noch, aus Unachtsamkeit, damit ins Gesicht gefitzt. Also mußte er unverrichteter Dinge abziehen... Seit der Zeit geht in Frankfurt das Sprüchwort, wenn man einen schnöden Handel nicht eingehen will: Hans, blas 's Licht aus!

50.

Die Meiſterſchaft.

Vordem hießen die Scharfrichter vorzugsweiſe Meiſter. Wie weit ſie's in ihrem blutigen Handwerke damals gebracht, davon leſen wir in der Chronik von Regensburg folgende Geſchichte. Als dort im Jahr 1601 der Scharfrichter geſtorben, warben drei Henker aus der Nachbarſchaft um dieſen Dienſt. Man zeigte ihnen an, daß bereits drei Miſſethäter, die zum Tode verurtheilt worden, im Gefängniß lägen; an dieſen ſollten ſie ihr Meiſterſtück, jedweder an einem, verſuchen, und welcher von ihnen am beſten das Scharfſchwert führe, der werde den Dienſt bekommen. — Nun höret, wie ſie ſich ſo gar meiſterlich gehalten haben. Der erſte hat dem einen Verurtheilten einen Ring mit Röthel um den bloßen Hals geſtrichen, und bei der Enthauptung dieſen Ring genau durchhauen. Der andere hat ſeinem armen Sünder zwei Fäden um den Hals gelegt, und den Hieb alſo gut gethan, daß er ſogar keinen Faden verletzte. Nun iſt es an dem dritten Henker geweſen, der ein großer, ſtarker Mann war; da hat das Volk gemeint, er könne unmöglich mehr gewinnen. Der rief mit lauter Stimme vom Hochge-

richt: wie muß denn ich es machen, daß es mir zum Besten komme? Als nun Jedermann zugelaufen, und sehen wollen, wie er es anfangen werde, ob er auch einen Kreis oder Ring um den Hals mache; und als die andern zwei Henker, die zunächst dem armen Sünder standen, gar sehr Acht geben wollten, und ungeschickt und fürwitzig die Köpfe hinhielten: da haute der Meister in Eile zu, und schlug mit Einem Hieb dem Sünder und den zwei Henkern die Köpfe ab, und also hat er sein Meisterstück am besten bewiesen, daß er Scharfrichter wurde.

51.

Volkssagen aus Fränken.

1.

In Rothenburg an der Tauber ist ein Gäßle, das heißt das Freudengäßle. Dort hat vor Zeiten der Scharfrichter seine Behausung gehabt. Wie aber dasselbe zu dem Namen gekommen, davon wird folgende Geschichte erzählt. Als nach der Schlacht bei Nördlingen der Tilly in Rothenburg eingezogen, hatte man ihm und seinen Leuten ein stattliches Mahl zubereitet auf dem Rathhause. Dabei ward ihnen denn auch in einem großen Humpen,

der noch heutigs Tags zu ſehen iſt, Wein kredenzt vom Rothenburger Gewächs, dem beſten. Wie nun Tilly den Mund anſetzte, fand er den Wein ganz abſcheulich; und vermeinend, daß die Rothenburger ihm dieſen Trank zum Spotte gereicht, ergrimmte er in Zorn, und ſprach zu Bürgermeiſter und Rathsherren: dieſer euer Wein ſoll euch ſchlecht bekommen. Denn ich ſage euch: wenn nicht einer von euch dieſen Humpen in Einem Zuge austrinkt, ſo ſeyd ihr alle des Todes. Und er ließ auch ſogleich den Scharfrichter holen, daß er bereit ſtehe mit ſeinem Schwerte, um einem nach dem andern den Kopf abzuhauen. Da erbarmte ſich aus Patriotismus einer der jüngern Rathsherren der übrigen, und trat vor, und trank den Wein allen in Einem Zuge aus, wie es der grauſame Tilly verlangt hatte. Alſo ſind Bürgermeiſter und Rathsherren mit dem Leben davon gekommen, und der Scharfrichter iſt unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Darüber iſt nun in Rothenburg große Freude geweſen. Und es wurde, um dieſes Ereigniſſes wegen, jenes Gäßle, in welchem der Scharfrichter ſeine Wohnung gehabt, von der Zeit an das Freudengäßle genannt.

2.

Bei Rothenburg an der Tauber iſt eine rauhe, wilde Steig, die Kniebrechen genannt wegen

ihrer Steile. Da hat ſich vor Zeiten eine grauſame That begeben, an welche jeder, der des Weges geht, mit Schaudern denkt. Die Geſchichte lautet, wie folgt. Es wurden zu jener Zeit drei Männer aus Rothenburg an des Kaiſers Hof geſandt, um ein Anliegen ihrer Stadt an den Herrn zu bringen. Der Kaiſer empfing die Abgeordneten auf leutſelige Art, und er fragte vorerſt einen nach dem andern nach ihren Namen, wie ſie ſich ſchrieben. Der erſte ſagte, er ſchreibe ſich Vötter; worauf der Kaiſer: das iſt ein gar ſchöner, freundnachbarlicher Name. Der andere, gefragt, ſagte, er ſchreibe ſich Brueder. Der Kaiſer: das iſt ein noch ſchönerer Name, der einem wahrlich ins Herz hinein wohl thut. „Und wie ſchreibt denn Ihr Euch?" fragte zuletzt der Kaiſer den dritten. Der antwortete nach einigem Zögern, faſt kleinlaut: Ich ſchreibe mich Mörder. „O pfui!" ſprach der Kaiſer, „das iſt ein garſtiger, ein ſchlimmer Name; es möchte einem die Haut drob ſchaudern." Das hatte der Kaiſer im Scherz geſprochen. Jener aber hielt es für Ernſt, und es beſchlich Neid und Mißgunſt ſein Herz, und weil ihn die andern darob neckten, zuletzt Haß und Rache. Als ſie daher nach Hauſe zurückkehrten, ſo überfiel er ſie, Angeſichts der Vater-

197 ſtadt, auf der Knlebrechen, und ſchlug ſie todt. Darob wurde der Mörder eingefangen und hingerichtet; und es iſt der letzte ſeines Stammes geweſen zu Rothenburg an der Tauber.

52.

Die Haſenjagd.

Ich weiß nicht, iſt es ein Schwabe oder ein anderer deutſcher Landsmann geweſen, der einmal von einem Haſen hübſch angeführt worden iſt. Es hatte nämlich ein lang anhaltender Regen die Gegend ſo ſehr überſchwemmt, daß faſt alles Wild in den Niederungen zu Grunde gegangen. In dieſer Noth hatte ſich ein Häslein ſchwimmend auf einen Weidenbaum gerettet, der noch aus dem Waſſer hervorragte. Das ſah ein Bauer von ſeiner einſamen Hütte aus, und er dachte ſich: der Haſe wäre doch mehr geborgen in ſeiner Küche, als dort auf dem Baume, wo er ohnehin zuletzt doch verſaufen oder verhungern müßte. Alſo zimmerte er ein Paar Bretter zuſammen, und ruderte damit gegen den Weidenbaum zu, um den Haſen zu fiſchen. Der aber mochte dabei auch ſeine Gedanken und Plane im Kopfe haben,

wie ſich's aus der Folge ergeben. Denn wie nun der Bauer anfuhr und ſich an den Zweigen hinauf hob, erſah ſich der Haſe den rechten Augenblick und ſprang über den Bauern hinweg auf das bretterne Fahrzeug, das, durch den Aufſprung in Bewegung gebracht, nun fortſchwamm, wohin es das Waſſer führte. Beim nächſten Bühel, wo es anfuhr, ſprang der Haſe aufs Trockene und dankte, wie es ſchien, ſeinem Erretter mit einem allerliebſten Männle. Der Bauer aber ſäße wohl noch auf dem Baume, wenn ihn nicht die Nachbarn heimgeholt hätten, die ihn nun ob ſeiner Haſenjaad brav auslachten.

53.

Der Hahn im Korb.

Zur Zeit, da es noch Sitte war, Narren zu halten an den Höfen, hatte ein Fürſt einen ſolchen Schalk, der wegen ſeiner luſtigen Streiche und geſcheidten Einfälle bekannt und beliebt war. Eines Mittags, da man zur Tafel ging, aber der Narr noch fehlte, ſagte der Fürſt zu den eingeladenen Herren: um den Narren mit guter Art züchtigen zu können, habe er einen Schwank im

Sinne; es ſollte jeder von ihnen ein Ei zu ſich ſtecken, und wenn er's befehle, herfür langen. Als ſie nun ſämmtlich bei Tafel ſaßen, und die Reden durch einander liefen und überlaut wurden, rief der Fürſt, ſcheinbar vor Unmuth: „Das gackert und glucket ja, als wenn ein Hennenvolk beiſammen wäre! Nun will ich aber auch die Eier ſehen, die gelegt werden, geſchwind! Und er wandte ſich zum nächſten, der neben ihm ſaß. Der duckte und ſchmuckte ſich alſogleich, und druckte und legte das Ei vor ſich auf den Tiſch. Deßgleichen thaten der andere, der dritte, die übrigen, ſo wie die Reihe an ſie kam. Zuletzt war's am Narren, daß er ein Ei legen ſollte. Der aber erhob ſich auf ſeinem Sitz und ſchlug mit den Armen, als wie mit Flügeln, und ſchrie: Kikeriki! „Was will das?" fragte der Fürſt. „Ei," antwortete der Narr, „da, wo ſo viele Hennen ſind, muß ja doch wohl auch ein Hahn ſeyn." Dieſer Einfall ergötzte den Herrn, und der Narr entging nicht nur der zugedachten Züchtigung, ſondern verblieb auch, was er bisher geweſen, der Hahn im Korb.

54.

Der lustige Schuster.

Wer zu allen Kirchweihen, Dinzelfesten und sonstigen Eß- und Trinkgelagen von allen Seiten her geladen wurde, das war Fips, der lustige Schuster. Er verstand zwar nichts von den sieben freien Künsten und blutwenig von seinem Handwerk, aber er hatte vielen Mutterwitz, und war unerschöpflich an Schnaken und Schnurren, und besonders an Räthseln. Deßhalb warb man gern um seine Gesellschaft, und er schlug auch keine Einladung aus, da, wo es wohl zu essen und zu trinken gab, umsonst und um nichts. — Einsmals lud ihn auch ein reicher Kaufherr zu Tische, welcher mehrere gute Freunde bei sich bewirthen wollte. Fips erschien, wie sich's ziemte, im Feiertagsrocke, und war nicht der letzte, der sich setzte. Suppe und Rindfleisch schmeckten ihm wohl, das sah man; aber er that kein Maul auf, außer zum Essen. Die Gäste warteten vergebens auf die Schnaken und Schnurren und auf die Räthsel. Der Hausherr schenkte ihm ein Glas Wein ein, verhoffend, daß der Geist den Geist wecken werde. Der Schuster soff ein Glas um das andere aus und aß viel, aber

es kam kein Wörtle aus ihm. Endlich forderte ihn der Hausherr auf, seine Witze loszulassen. Fips erwiederte: „Laßt mich doch erst einen Grund legen; dann werden schon die Witze aufwachsen, wie Pilze. Aber naß muß vor Allem der Boden seyn.“ Und er trank und aß fort. Zuletzt, als man ihm gar keine Ruhe mehr ließ, wischte er sich das Maul, trank noch ein Gläslein, und fing sofort an zu erzählen, wie folgt: ein König schickte eines Tags seinen Narren aus in die Welt, mit dem Auftrage, er solle nach drei Dingen forschen, und nicht eher an den Hof zurückkehren, als bis er sie gefunden. Und er legte ihm drei Fragen vor: „Zum ersten, welches Fleisch ist fetter, als Schweinefleisch? Zum zweiten, welches Brod ist weißer, als Ulmerbrod? Zum dritten, welches Holz ist härter, als Hagebuchen-Holz?“ Auf dieß ging der Narr fort. — — — Fips hatte dieß kaum geredet, als er wieder über die Schüssel herfiel und sich eins ums andre tief zu Gemüth führte. Die Gäste hatten unterdessen angefangen, über den Räthseln zu sinnen, die dem Narren aufgegeben waren. Und der eine rieth dieß und der andere jenes. Fips aber schüttelte zu allem, was sie vorbrachten, den Kopf, und aß und trank weiter, so lang es reichte. Endlich verleidete den Gästen das Rathen, und sie for-

derten den Schuster auf, zu sagen: was fetter sey, als Schweinefleisch, und so weiter. Fips, ohne lange nachzusinnen, sagte: er für seine Person wisse es eigentlich auch nicht, und man müsse drum schon warten, bis der Narr zurück sey von seiner Reise um die Welt; der werde es dann sagen, wenn er's eben wüßte. Der Hausherr und die Gäste merkten nun, daß sie die Gefoppten seyen; doch verhielten sie's dem lustigen Schuster nicht, sondern lachten fein einander aus. Fips hielt sie auch von nun an, als er satt geworden, schadlos mit seinen Schwänken und Possen, so daß zuletzt alle zufrieden gestellt wurden. . . . Und wenn's der Leser nicht ist, so mag er den Narren machen, und selbst Umfrage halten in der Welt.

55.

Schutzschrift für die Bauern.

Da sagt man gemeiniglich, die Bauern seyen dumm und grob. Wie falsch dieß sey, mag unter andern folgende Geschichte beweisen: ein Bauer hatte in einem Städtlein Honig feil auf dem Markte. So wie er aber den Honighafen öffnete, flog ein

Schwarm von Fliegen herbei und bedeckte über und über das Gefäß, und es half kein Abwehren und Verscheuchen, und die Leute, welche kaufen wollten, wendeten sich mit Ekel ab und gingen weiter. Da beschloß der Bauer in seinem Aerger, die Fliegen zu verklagen beim Bürgermeister, und er that's. War das dumm? Nein. Dumm wär' es gewesen, wenn er den Bürgermeister verklagt hätte beim Bürgermeister, daß er das Städtchen vom Unrath nicht säubern ließe, und so das Fliegengeschmeiß hegte und pflegte zum Schaden der Verkäufer, die doch ihren Marktpfenning zu bezahlen hatten. — Also mußte dem klagenden Bauern der Bürgermeister Recht verschaffen, er mochte wollen oder nicht. Und er sprach: ich erkläre hiemit alle Fliegen in der Stadt für vogelfrei, und du magst sie todt schlagen, wo du sie nur triffst. Der Bauer war mit dem Urtheilsspruch zufrieden; und da so eben eine Fliege dem Bürgermeister auf die Nase gesessen, so schlug sie der Bauer sogleich todt von Rechtswegen. War das grob? Nein. Grob wäre es gewesen, wenn er die Nase des Bürgermeisters gemeint hätte und nicht die Fliege. So aber konnte er noch um Verzeihung bitten, was er auch that. Und da er einmal, sagte er, das Recht erhalten habe über Leben und Tod aller Fliegen, so wolle er nur gleich damit

anfangen, das Rathhaus zu säubern von dem Geschmeiß. Und in demselben Augenblick hatte auch der Schreiber seine Maulschelle, der ihn ausgelacht. — Kurzum, wollten sie nicht alle die Faust des Bauern fühlen, so mußten sie ihm den Honig abkaufen, um seiner los zu werden. Weiteres wollte eben der Bauer nicht, und er dankte für die gute Bezahlung.

56.

Der fromme Müller.

Ein Müller wohnte zwischen zwei Kirchdörfern, so daß sein Haus zu dem einen und die Mühle zu dem andern Dorfe gehörte. Die Einwohner beider Dörfer, welche sich seiner Mühle bedienten, lobten ihn wegen seiner Frömmigkeit und Ehrlichkeit; und als er starb, geriethen sie in Streit, weil jede Gemeinde ihn auf ihrem Kirchhof haben wollte. Sie konnten sich darüber nicht vereinigen und fingen einen Proceß an. Der Richter entschied: daß man den Todten auf einen Wagen legen, zwei Pferde davor spannen und dieselben mit Peitschen forttreiben lassen sollte; auf welchem Kirchhof sie alsdann stehen bleiben würden,

dahin ſollte man ihn begraben. — Da die Bauern dieſes für gut annahmen und ausführten, liefen die Pferde in vollem Trab dem Galgen zu, und blieben daſelbſt ſtehen. Die Bauern verwunderten ſich nicht wenig darüber, und ſagten: ſollten wir auch betrogen ſeyn? Und ſie berathſchlagten, was nun zu thun ſey. Dieß iſt ein Platz, ſagten ſie, wohin Leute begraben werden, die nicht viel taugen, und wir wiſſen nicht, wie ſein Herz beſchaffen war. Wir wollen auch deßhalb nicht mehr darum ſtreiten, ſondern ihn hieher begraben. — Wie ſie ihn nun vom Wagen nahmen, kam ein Bulle in Furie daher gelaufen, und brüllte: Hanguf! hanguf! worüber ſich die Bauern noch mehr verwunderten, und den ehrlichen Müller aus Barmherzigkeit unter dem Galgen begruben.

57.

Hier lernt man Franzöſiſch.

Während der langen Zeit, als die Franzoſen in Deutſchland hausten, hatte Jedermann von uns Gelegenheit genug, franzöſiſch zu lernen, und ſogar jeder Bauer wußte ſehr wohl, was Buger, tutswit, l'arſchan u. ſ. w. heiße. Darüber

braucht man sich auch nicht zu wundern, — hat es doch sogar das Vieh gelernt, wie folgende Geschichte beweiset. Ein Franzose hatte sich im Wirthshause etwas verspätet, und ging, ziemlich betrunken, nach dem Zapfenstreich heim ins Quartier. Unterwegs wollte er doch erfahren, wie hoch es an der Zeit sey, und klopfte an einer Hütte an, und fragte auf französisch: wie viel Uhr? Die Hütte war aber ein Schweinstall. Die Sau darin antwortete auf französisch (recht durch die Nase): ons! ons! das heißt auf deutsch: eilf. Der Franzos fragte weiter: ob's schon lange geschlagen habe? Da antworteten drinn die Ferkel, ebenfalls auf französisch: wui! wui! das heißt auf deutsch: ja. Der Franzos sagte: Schwuremersi (höflichen Dank!) und ging seines Weges weiter. Als er nach Hause gekommen, sah er auf der Wanduhr, daß sie wirklich recht gesagt hätten, die drinnen in der Hütte.

58.

Der bayerische Diogenes.

Glücklich ist nur der Zufriedene, und zufrieden ist nur der Genügsame. Leute dieser Art sind aber in unsern Tagen sehr rar; und darum muß sich

der Volksfreund ſchon in frühern Zeiten umſehen, um ein Exempel zu finden für ſein Lehrſtück.

Als eines Tages der Kurfürſt von Bayern, Max III, ſich mit der Wildſchweinjagd beluſtigte, was ein gefährliches Vergnügen iſt, da durchbrach ein angeſchoſſener Eber die Bahn, und rannte in voller Wuth ſchnurſtracks auf den Kurfürſten los, der am nächſten ſtand. Der Herr wäre ohne Zweifel zu Schaden oder gar ums Leben gekommen, wenn nicht ein Treiber, ein rüſtiger und beſonnener Landmann, Muth und Gegenwart des Geiſtes genug gehabt hätte. Der lief flugs herbei, ergriff den Keiler bei einem ſeiner Hämmer, und riß ihn mit Einem Riß linksum, ſo daß das wilde Thier rechtsum und gradaus fortrannte, wo es denn zuletzt von den nacheilenden Jägern vollends erlegt wurde. Der Mann aber hatte ſich indeß wieder unter dem Haufen der Treiber verloren, und die Sache wäre ſo weit abgethan geweſen. — Allein Max, der Gütige, als er Mittags im nahen Jagdſchloſſe das Mahl zu ſich nehmen wollte, erkundigte ſich angelegentlich nach dem braven Landmann, und er befahl, daß man denſelben aufſuchen und in das Schloß bringen ſollte. Das geſchah denn; und der Treiber erſchien, in ſeiner zerriſſenen Jacke, mit verbranntem Geſicht und verworrenen Haaren, bar-

fuß. Als er in den Saal trat, wo der Kurfürst mit seinem Gefolge war, schob er das Hütlein seitwärts, ganz stät, über das Ohr herab, und blickte mit Scheu auf die bordirten Herren, die den Kurfürsten umstanden. Den Herrn selbst aber, der einfach gekleidet war, sah er nicht, und es ward ihm unheimlich ums Herz. Indessen trat der Kurfürst auf ihn zu, und mit jener leutseligen Art, die guten Fürsten eigen ist, sagte er zum Manne: „Du hast mir heute das Leben gerettet. Ich danke dir. Nun aber bitte dir auch eine Gnade aus.“ — Der günstige Leser wird sich nun den Kopf zerbrechen, um welche Gnade der wackere Mensch den gütigen Kurfürsten gebeten habe. Ein hundert bayerische Thaler wäre schon etwas gewesen, und ein hübsches Sümmlein; noch besser irgend ein Dienst bei Hof, z. B. der eines kurfürstlichen Ofenheizers oder Hundefütterers oder gar eines Hofstallers; lauter vornehme und einträgliche Bestallungen. Nichts von allem dem fiel unserm Land- und Landsmann ein, sondern er dachte sich ganz was anders, und er drehte dabei das Hütlein zwischen den Händen, und lugte so für sich hin, und schwieg. Der gnädige Kurfürst wiederholte nun nochmal seine Worte, und sagte noch lauter: er solle sich eine Gnade ausbitten. Da that nun endlich der Mann seinen Mund auf, und sprach,

indem er seine Augen wiederum über die bordirten Herren hinschweifen ließ: Außi wär i gern. Und ohne Urlaub abzuwarten, wendete er sich um, und eilte fort zu Thür und Thor hinaus. — Abends saß der Mann wieder in seiner Hütte, und erlabte sich an schwarzem Brod bei einem Krug Bier; und er dachte an Wald, und an Hof, und daß es dort nicht so unheimlich sey unter wilden Bären, als hier unter bordirten Herren. Und es war ihm kreuzwohl. Da trat noch spät am Abend ein Jäger des Kurfürsten in die Stube, und sagte: Der gnädigste Kurfürst läßt dich grüßen, und das schickt er dir zum Dank, du weißt schon wofür. Dabei gab er ihm eine Rolle bayerischer Thaler. Der Mann sagte: „'s hätt's just nit braucht; aber annehmen thue ich's, und ich laß mich schön bedanken." Und er holte drauf ein Fläschlein Branntwein hervor, und schenkte dem Jäger ein, und er trank mit ihm auf die Gesundheit des gnädigsten Landesvaters.

59.

Der ſchwäbiſche Diogenes.. *)

Im edlen, ſchönen Schwabenland,
Da gibt es Helden allerhand;
Doch von den Abenteurern allen
Will Einer uns zumeiſt gefallen:
Der Röhrle.

Er diente als gemeiner Mann
Treu ſeinem König Lobeſan,
Und in des großen Kaiſers Kriegen
That alleweil zu Felde liegen
Der Röhrle.

Bei Krachau und bei Schlackawitz,
Bei Schneida und bei Haberlitz,
Und wo's nur blut'ge Köpf' abſetzte;
Da war der Schwabe nicht der letzte,
Der Röhrle.

Und wo man ſah ein Heldenſtück,
Und wo man hört' von Muth und Glück — —
„Wer iſt's? wer that ſo große Thaten?"
„„Wer iſt's! das könnt ihr leicht errathen:
Der Röhrle!" "

Einſt hielt der Kaiſer Muſterung —
Es gab der Helden da genung —

*) Röhrle von Häfner-Neuhauſen, der Held eines modernen Volksſchwankes.

Jedoch von allen, die da waren,
Soll Einer nur sein' Gunst erfahren,
Der Röhrle.

Der Kaiser ruft ihn an, und sait: *)
„Er ist ein Held, wie's keinen geit! **)
Drum will ich Ihn auch höchlich ehren;
Er soll sich eine Gnad' begehren,
Herr Röhrle!"

„„Ich brauch kein' Gnad'! Ich hab' als Mann
Bloß meine Schuldigkeit gethan!""
So sprach, den Kaiser salutirend,
Und 's G'wehr vor selbem präsentirend,
Der Röhrle.

Der Kaiser drauf zum Volk sich kehrt,
Und spricht: „So was ist unerhört!
Fragt nicht: was hender und was wender? ***) —
's ist doch ein Tausendsappermenter,
Der Röhrle!" —

Dieß hat der Held uns selbst erzählt,
Und 's ist kein Wörtle dran gefehlt;
Und glaubt ihr's nicht, was wir euch sagen,
So mögt ihr ihn drum selber fragen,
Den Röhrle.

---

*) sagt. **) gibt.

***) „Was habt Ihr und was wollt Ihr?" Eine gewöhnliche Anredformel.

60.

Der schwäbische Sonn- und Mondfang.

Vor langen, undenklichen Zeiten ist es in Schwabenland geschehen, daß die von Munderkingen die Sonne und den Mond haben fangen wollen. „Ihr wisset, Bürgermeister und Gerichtsmänner — redete der Schultheiß die versammelten Väter an — wie der Aisterberg neben dem Pflummenhölzle fast ganz öd ist. Es wach's't auf dem halben Berg — und es ist doch so ein großmächtiges Werk — nicht einmal ein Bäumle. Ich bin schon so oft bös darüber worden, wenn ich den Nutzen betrachtet hab', den unser gemeines Wesen hätte, wenn man auch den Berg anbauen könnte. Man hat freilich nichts gespart bisher, es will aber immer nichts batten. Jetzt hab ich denn auch nachgesucht, wo doch der Fehler stecken möchte, und endlich bin ich drauf kommen. — Nächt zu Abend, geh ich in mein Feld hinaus, und will denn auch gucken und lugen, wie die Sonne hinab geht: ob's Morgen schön Wetter oder Regen abgibt. Und da seh' ich nun, daß die Sonne gemächlich hinab geht, und grad mitten über den Aisterberg durch. He, gemach! hab' ich gesagt. Bist du der Camerad, der

uns den Berg so verbrennt, sag' ich. Aber sie hat mich nur schreien lassen, und ist dort hinab, wie ein anderer Schelm. Und wie ich noch so dasteh', und ihr nachseh', kommt der Mond auch noch. Ja, was willt jetzt du da, hab' ich gesagt; du willt gewiß auch über den Aisterberg nach, und was die Sonne nit verbrennt hat, das willt du gewiß verfrieren lassen, sag' ich. Und wie ich's gedacht hab', so ist's gegangen; denn das Mondmännle, der buckelete Teufel, weist mir noch — —, und lauft, was gibst, was hast! über den Aisterberg hinab. Hast du denn, hab' ich gesagt, kein anderes Loch offen gefunden, du Besenbinder, als den Aisterberg? Könntest jetzt nicht ein bitzle einen Umweg nehmen, und im ebenen Land hinab marschiren? Muß denn der Donner dich über alle Bühel und Berg dahin führen? — Und alles das hab' ich mit meinen Augen gesehen. Jetzt aber schließet selbst, wo der Fehler steckt. Ich glaub', es ist leicht zu errathen; denn wo die größte Hitz' und die größte Kälte zusammen kommen, da kann ja nichts wachsen. Da habt ihr die Sach'; und es braucht jetzt nichts mehr zu disputiren, als wie dem Ding abzuhelfen ist. Jetzt rathet, Männer!" Peter Enderle, einer der Gerichtsmänner, nahm zuerst das Wort, und sagte: „Mich däucht's, man soll gelinde Mittel brau-

chen, und die Sache im Frieden ausmachen. Wir wollen, sagte er, so ein Bildstöckle auf dem Berg machen, und hinaufschreiben: bei zehn Thaler Strafe soll keiner darüber reiten noch fahren noch gehen, nicht einmal die Sonne und das Mondmännle. Wenn sie aber anders thäten, so sollen sie des Landes verwiesen werden auf ewige Zeiten." Beischen Jackel meinte: „Man sollt ihnen Gerichtle legen, wie den Vögeln, so thäten sie's nicht merken." Uri's Hans sagte: „Wenn's brennt, was thut man? Löschen. Feuerkübel, Feuerhaken, Feuerleitern, Feuerspritzen her, so ist die Sonne bald gemeistert. Und dem Mond hängt man ein paar Pulversäckle an, und springt ihn in die Lüfte. Das ist meine Meinung." Der Bannwart, gefragt, was er meine, sagte: „Mein Gutachten ist dieß: man nehme Büchsen, Burfel (Pulver) und Böller, und schieß den Teufel über den Haufen." Nun kam die Reihe an den Bürgermeister; der sagte: „Mit reifem Bedacht ist mein folgender Schluß abgefaßt. Und zwar von der Sonne sag' ich, man soll ein paar Heuwägen voll Schnee hinausführen, und an's Oertle legen, wo sie durchgeht. Was gilt's, die Hitz' vergeht! Was aber den Mond anlangt, so sag' ich, man soll ein rechtes Feuer aufmachen, so verbrennt er mit Haut

und Haar.“ Endlich gab der Schultheiß seine Stimme ab, und sagte: „Meine wohlsehende Meinung ist, man soll an zwei Stangen ein Garn ausspannen, und auf dem Berg heimlich hinlegen. Sobald die Sonne und der Mond kommt, so heben zwei Mann die Stange auf. Nachher müssen sie mitten durchs Garn, und bleiben hangen, und wir haben alle beide Broddiebe.“ — Der Rath des Schultheißen ward von allen gutgeheißen. Nur stieg dem Bürgermeister der Zweifel auf: was sie mit Sonn' und Mond anfangen sollten, wenn sie's hätten. — Auch dafür wußte der Schultheiß Rath und Auskunft: „Man laßt zwei Kästle machen mit Fenster und Umhäng, sagte er. Da sperrt man Sonn' und Mond hinein. Bei Tag laßt man die Sonn' heraus, und bei Nacht den Mond. Und daß auch die ganze Gemeinde den Nutzen hab', so laß' ich alle beide Kästle auf den Glockenthurn hinauf machen, eins dahinten, und das andere davornen; es soll für zwei Knöpf gelten.“ Damit waren die Bauern zufrieden. — Aber des Schultheißen Student, der den Leuten insgeheim zugehört, und der wohl wußte, was an Sonn' und Mond sey, und daß man sie nicht fangen könne, wie etwa ein paar Lerchen oder Nachteulen, lachte sich den Buckel voll, und er dachte sich: das wird einmal wieder einen

rechten Schwabenſtreich abſetzen; ich freue mich ſchon drauf. —

Die Bauern gingen alſobald ans Werk. Feuerleitern wurden herbei gebracht, und Feuerſpritzen und Feuerkübel, und ein Garn an zwei Stangen, und zwei paar Pelzhandſchuh für die, welche die Stange halten ſollten, und die Käſtle, darin ſie Sonn' und Mond einquartiren wollten. Uri's Hans und Peter Enderle ſollten die Stange halten; der Bürgermeiſter hatte den Feuerkübel zur Hand, wenn's etwa brennen ſollte; Beiſchen Jackel hielt die Feuerleiter, und der Schultheiß hatte die zwei Käſtle in Bereitſchaft. Der Bannwart ſollte Ordnung und Polizei halten. — Und ſie kam, die Sonne. „Die Stang' in Höh', rief der Schultheiß; ſie iſt unſer." „Nix haben wir — ſagte Uri's Hans, der geſtolpert und gefallen war, juſt, wie ſie ſo recht ins Garn gewollt; — hinab gewiſcht iſt ſie hinter den Berg." Alſo ſtanden die da, und hatten nichts. Der Student aber, der das Spektakel mit angeſehen, lachte ſich heimlich in die Fauſt, und ſagte zu ihnen: es hätte nicht fehlen können, wenn der Berg nicht gerutſcht wäre, mit ſammt der ganzen Erde. Und ſie ſollten ſich nur friſch an den Mond machen, der könne ihnen wohl nicht auskommen.

Also, um einen gleichen Unfall zu verhindern, holten sie vor Allem Ketten und Seile und Klammhaken und Nägel und Hammer und Deichelbohrer und Wagenwinden, und nagelten den Berg an, mit Pfählen und Bretternägeln. Der Schultheiß und der Bürgermeister sollten dießmal die Stange haben. — Und der Mond kam. Aber er ging hoch über sie hin, und sie konnten ihn nicht fangen, obgleich der Berg nicht rutschte, und die beiden das Garn empor hoben über Manneslänge. Also ist aus dem Mondsfang auch nichts geworden. — Der Student aber lachte insgeheim, und er sagte: „Der Berg sey plötzlich eingesunken mit sammt der Erde, und sie dürften nur einen Thurm bauen, der bis an den Mond reiche, so könnte es ihnen nicht fehlen mit dem Fang.“ Das ließen aber die Bauern bleiben, und darum geht noch heutigs Tags die Sonne und der Mond über den Aisterberg, und es kann sie Niemand dran hindern. — Also wird aus Schwabenland berichtet; ob aber, und was dran wahr sey an der Geschichte, kann man nicht so recht sagen, da sie sich schon vor langen, undenklichen Zeiten begeben haben soll.

III.

Abenteuer
des
Spiegelſchwaben.

Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.

Goethe.

Wie die sieben Schwaben aus einander gehen, und der Spiegelschwab sich zu dem Allgäuer gesellt.

Des andern Tages saßen zu Ueberlingen im goldenen Kreuz in aller Früh schon die beiden Steinbrüderle, der Blitzschwab und der Spiegelschwab, bei einem Kännle guten Keiperwassers beisammen; denn der Wein von gestern hatte ihnen den Magen ganz wund gefressen, und den wollten sie damit wieder heilen. Der Gelbfüßler war schon über Berg und Thal; der Nestelschwab hatte sich auch schon fortgemacht zu seinem Müetterli; der Knöpfleschwab flackte noch im Bett, und schnarchte so laut, man glaubte ein Mühlrad zu hören; der Allgäuer war im Heimgarten bei den Ochsen im Stall. Also konnten die zwei traulich mit einander schwätzen, und es irrte und engte sie Niemand. Sie sprachen aber von der Rückreise, und welchen Weg sie nehmen wollten. Der Spiegelschwab sagte: „Ueber Memmingen geh' ich nicht." Der Blitzschwab aber sagte: „Das sey der nächste Weg nach der Grafschaft

Schwabeck, und er müsse eilen, um dem Kätherle auf die Kirbe zu kommen.“ Und er redete dem Spiegelschwaben zu, daß er zu seinem Weib heim kehren sollte. „Lieber zu des Teufels Großmutter,“ sagte der. Und er trank ein Gläsle — eben nicht auf ihre Gesundheit. Der Blitzschwab hatte redlichs Bedauern mit ihm, und er sagte: „Es muß ja freilich ein leidiger Stand seyn um den Ehestand, wenn die Uhr nicht auf Eins steht.“ „Ja wohl, sagte der Spiegelschwab; und vollends, wenn die Uhr gar auf die böse Sieben steht!“ — Indem sie noch so sprachen, trat der Allgäuer in die Stube. Zu dem sagte der Spiegelschwab: „Allgäuer, ich geh' mit dir.“ „Bygost! sagte der Allgäuer, und ich geh' mit dir; so gehen wir alle beide mit einander.“ Nach einer Weile aber fragte er den Spiegelschwaben: „Aber los; wie halten wir's mit der Zehrung?“ Denn er wußte wohl, daß der Spiegelschwab einen Magen hatte, wie einen Schwamm, und daß es ihn immer durste, wie einen Bürstenbinder. Der Spiegelschwab sagte: „Bratst du mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst.“ So war's dem Allgäuer recht; und sie schlugen ein. Darauf nahmen sie Abschied; und der Spiegelschwab sagte: er solle ihm sein Kätherle grüßen; und der Blitzschwab entgegen: er solle fein einkehren, wenn er des Wegs

käme. — Also, wem's recht ist, der gehe mit; und wem's nicht recht ist, der halte sie nicht auf.

Es möchte einer die Nase reiben,
Man soll die Zeit besser vertreiben.

Wie der Spiegelschwab und der Allgäuer nach Kostnitz kommen, und was sie allda treiben.

„Wir gehen dem Bodensee nach, sagte der Allgäuer; dann kommen wir ans Gebirg, und dann können wir nimmer fehlen." Los, Brüderle, was ich dir sagen will, sagte der Spiegelschwab; was meinst: wollen wir nicht vorerst noch ein Bißle auf und über das deutsche Meer? Die Gelegenheit ist gar kommlich, und wir haben sie nicht alle Tag'. Auch sagt der Seehaas: es liege dort jenseits eine Stadt, die heiße Kostnitz; da dürfe man nur fragen: Maul, was willt? so habe man's, wie im Schlarauffenland; und was die Hauptsache sey, sagt er: es kost nits, wovon eben die Stadt den Namen habe. „Bygost! sagte der Allgäuer, recht wär's schon, wenn's nur auch wahr wär'." „Probiren können wir's ja, versetzte der Spiegelschwab, das Probiren kost nits." — Also fuhren sie mit

dem Marktschiff nach Kostnitz; und das erste Wirthshaus, das ihnen in die Augen fiel, war der blaue Bock, und sieh da! auf dem Schild stand geschrieben: morgen ist alles zechfrei. „Bygost! sagte der Allgäuer, dießmal hat der Seehaas nicht gelogen.“ „'s ist nur Schad, sagte der Spiegelschwab, daß wir um einen Tag zu früh gekommen.“ Also kehrten sie beim blauen Bock ein. Abends, als sie die kleine Zeche bezahlten, fragte der Spiegelschwab den Wirth: „Mit den Worten auf Eurem Schild hat's doch seine Richtigkeit?“ „Ja, sagte der Wirth, ein Mann, ein Wort!“ So saßen sie denn, wie angepicht, den ganzen folgenden Tag, und zechten vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein, der Worte eingedenk, die auf dem Schilde zu lesen waren. Und der Wirth und die Wirthin gingen fleißig zu und von, und hatten ihre Freude an den Zechbrüdern, und zumal auch an des Spiegelschwaben seinen Schnaken und Schnurren. Als ihn der Wirth fragte, warum sie nach Kostnitz gekommen, ob vielleicht dem großen Teufel zu Ehren? antwortete der Spiegelschwab: Ja; denn, sagte er, es sey gut, daß man sich allerorts gute Freunde werbe. Auf die Frage: ob sie auch nach Schaffhausen wollten, zum großen Herrgott, versetzte der Allgäuer: Nein; denn, sagte er, wir Schwaben

haben ſelbſt, bygoſt! einen ſchwäbiſchen Heiland, und brauchen keinen ſchweizeriſchen.“

Es zogen Gimpel über den Rhein,
Und kamen wieder als Gimpel heim.

Wie der Spiegelſchwab die wahrhaftige Geſchichte von der ſchwäbiſchen Haſenjagd erzählt.

Unter Anderm kam denn auch die Rede auf die ſchwäbiſche Haſenjagd, von der die Mähr bis über das Meer gedrungen war. „Man erzähle ſich dieß und jenes davon, ſagte der Wirth, und wenn er's offen bekennen wolle, eben nichts, was den Schwaben ſonderlich zur Ehre gereiche.“ „Das könne und wolle er ihm treulich berichten in Wahrheit, ſagte der Spiegelſchwab; denn er und ſein Geſelle ſeyen eben ſelbſt dabei geweſen. Wißt alſo, fuhr er fort, daß der Teufel ſich vorgenommen hat, zum Spaß, die Menſchen in Furcht zu jagen, und ihren Muth auf die Probe zu ſtellen. Und er nahm die Geſtalt eines Haſen an; verſteht, eines Unthiers in Haſengeſtalt, und er war ſo groß und fürchterlich, daß es nicht zu ſagen iſt. Erſtlich ließ er ſich in Wälſchland ſehen, wo er ohnehin oft Geſchäfte hat. Die Wälſchen aber nahmen Reißaus nach allen Seiten

hin, und ließen dem Teufel das Feld. Da dachte sich der Teufel: Nun will ich's bei den muthigen Deutschen versuchen; und er kam nach Schwabenland, wo er wußte, daß die Tapfersten unter ihnen wohnen, und daß sie's, wie die Sage geht, selbst mit dem Teufel auf dem freien Feld aufnehmen. Die Schwaben, wie sie das Unthier sahen, waren nicht faul, sondern sandten Boten nach allen Gegenden Deutschlands, und verlangten, in des Reiches Namen, von jeglichem Volk das Contingent. Also stellten sich Bayern und Oesterreicher, Franken und Sachsen, sammt denen vom obern und niedern Rhein; nur die Schweizer blieben aus, die Kühmelker, die Milchsuppen, die Käspantscher. An der Spitze aber marschirten wir, die Schwaben, sieben Mann hoch. Und wir stießen auf den Feind unweit Ueberlingen am Bodensee. Aber, sieh da! wie wir nun anrückten, wir Schwaben, in voller Hitze, immer vorwärts; da liefen indeß die übrigen alle davon, die Franken voran, drauf die andern, und die Oesterreicher deckten den Rückzug; und wir, die Sieben, sind mutterseelenallein zurück geblieben, und haben das Abenteuer bestanden, zum ewigen Ruhm der Schwaben. — Das ist die wahrhaftige Geschichte von der schwäbischen Hasenjagd; und wer's anders erzählt aus Mißgunst, der lügt,

ſag' ich. Und ſagt's nur jedem, daß ich's geſagt habe, ich, der Spiegelſchwab.

Lügen iſt fein ſicherlich,
Doch verbergens etliche meiſterlich.

Wie ſie mit dem Wirth blinde Mäusle ſpielen um die Zeche, und wer ſie bezahlen muß.

Des andern Tags in der Früh, nachdem ſie noch ein Paar Seiteln zu Gemüth genommen, ſchickten ſie ſich endlich zum Aufbruch an, und ſie ſagten zum Wirth: „Schönen Dank für die höfliche Bewirthung!" „Iſt meine Schuldigkeit geweſen, ſagte der Wirth. Aber, mit Verlaub! ſetzte er hinzu, laßt nun ſehen, was eure Schuldigkeit ſey." Und er ging zur Schreibtafel, und rechnete. „He! rief der Spiegelſchwab, was wär' denn dieß? Was ſteht denn auf Eurem Schild?" „Ein Bock, ſagte der Wirth lachend, der die Leute blau anlaufen läßt." „Aber die Worte drunten?" „Ich ſteh' zu meinen Worten: Morgen iſt alles zechfrei, — aber nicht heute, nicht nächten und vornächten. Verſtanden?" Bygoſt! ſagte der Allgäuer, merkſt du nun, was die Kreide gilt? Der Spiegelſchwab

aber dachte sich: Schalk muß mit Schalk gefangen werden; und er hatte alsbald seinen Einfall, den er dem Allgäuer ins Ohr raunte. Beide nahmen sofort ruhig ihre Beutel heraus, und klápperten damit, als hätten sie was; und der Spiegelschwab sagte zum Allgäuer: „Laß! ich will schon bezahlen.“ „Bygost! sagte der Allgäuer, die Ehr' laß ich mir nicht nehmen — ich will bezahlen.“ So stritten sie eine Weile mit einander. Da sagte endlich der Spiegelschwab zum Wirth, der ihnen die Schuldtafel wies: „Ihr seht schon, wir beide können uns nicht vertragen, allein von wegen der Ehre; da wird's nun schon am besten seyn, daß das Loos entscheide. Wißt Ihr was? Um zum Kehraus noch einen Jux zu haben, wollen wir girigingelen oder blinde Mäusle spielen; wen Ihr ertappt, der zahlt — damit Punktum!“ Der Wirth ließ sich den Spaß gefallen und die Augen verbinden; die beiden zogen ihre Schlarfen aus, und nun ging's in der Stube husch auf und ab, 'rum und 'num. Bald war der Allgäuer zur offenen Thür hinaus; und der Spiegelschwab, nachdem er noch ein und den andern Schuß gethan, schlich ihm nach, lugte aber noch zum Guckerle hinein, um zu sehen, welche Sprüng' und Griff' der blaue Bock mache. Indem trat die Wirthin zur Thür herein; der Wirth

rannte auf sie zu, und rief: Du mußt bezahlen. — Der Schwabenstreich ward nun kundbar; der Wirth wollte den Strolchen nach, aber die Wirthin sagte: „Laß die hungrigen Schwaben laufen! Haben sie uns doch von dem Hasen befreit, dem Unthier, das zuletzt noch unsere Kinder und Rinder aufgefressen hätte.“ So kamen beide ohne Kosten aus Kostnitz, und fuhren mit dem Marktschiff wohlgemuth nach Lindau über.

Wer will in der Welt verbleiben,
Der muß List mit List vertreiben.

Wie der Spiegelschwab in Lindau sich für einen Wurmdoctor ausgibt.

Lindau heißt das deutsche Venedig. Stadt und Wasser sind zwar um Vieles kleiner, als die wälschen; aber lieblich ist's doch dorten, und schön und groß. Absonderlich wenn man am Hafen steht; da wimmelt's von Menschen, und es kommen hier Leute zusammen aus allen Weltgegenden, sogar aus der Schweiz. Da dachte der Spiegelschwab: hier wäre gut zu seyn, wenn man nur Geld hätte. — Noth lehrt beten, und noch etwas Anderes. Kurz, er hatte den Einfall, einen Wurmdoctor zu spielen, um zu Geld zu kommen. Der Allgäuer, dem er

seinen Plan anvertraute, schüttelte zwar den Kopf, und meinte, man könnte sie ertappen auf dem Betrug. Jener aber sagte: „Dafür solle er nur ihn sorgen lassen; und kurzum: mundus vult, sagte er; glaub's mir nur, Allgäuer!" „Ich muß wohl, sagte der Allgäuer, indem er in seinem leeren Täschle umher stürte. Also sammelten sie auf der Straße fleißig, was sie an Trockenem und Nassem fanden, und das eine, das Pulver, vertheilten sie in kleine Paketlein, und das andere, die Latwerge, thaten sie in einen Tegel, den sie hatten mitgehen lassen. Des andern Tags wurde denn die Bühne auf dem Hasendamm aufgeschlagen; der Spiegelschwab zeigte sich als ein Doctor, in Mantel und Barett, und mit einem Knebelbart geziert, den er einem schwarzen Bock ausgerauft; der Allgäuer aber, der den Hanswurst spielte, war mit einem groben Kotzen angethan, wie ein Fätschenkind, und sah schier aus, wie der steinerne Steffel von Ulm. So bestiegen sie beide die Bühne, und der Hanswurst schrie aus: Allhier sind zu haben allerlei wunderbarliche Mittel, und sagte denn eine ganze Litanei von Wehtagen und Lahmtagen her, die der Doctor, sein Herr, heilen könne. Und die Leute kamen herbei, und kauften; und wenn sie ihn fragten, wofür? so antwortete er: für Alles, nur könne er nicht aus alten

Weibern junge machen; ſonſt, ſagte er, wäre er freilich ein ſteinreicher Mann.

Halt nicht viel auf das Geſchrei,
Denk, daß es oft verlogen ſey.

Wie der Spiegelſchwab den Lindauern wahrſagt, und welches Zeichen er ihnen ſtellt.

„Dumm ſind die Leute genug, dachte ſich der Spiegelſchwab; alſo kann man's ſchon weiter treiben mit ihnen.“ Er rief alſo aus, daß er auch wahrſagen und einem die Planeten ſtellen könne. Der Leſer muß aber wiſſen, daß er dieß Handwerk ſchon längſt getrieben hatte und zwar mit dem beſten Erfolg. Er hatte einen ganz einfachen Kunſtgriff dabei: er prophezeyte nicht Gutes. Wenn nun das Böſe eintraf, ſo war's richtig; traf es aber nicht ein, ſo war's um ſo mehr recht. Und alſo ſetzte er ſich weit und breit in den Ruf des beſten Wahrſagers, und man ging zwar nur mit Zittern zu ihm, aber man kam doch. Die Lindauer, wie ſie denn neugierige Leute ſind, ließen ſich auch hierin zum Beſten haben; und wie ſie ſahen, daß einer um den andern mit einem bedenklichen Geſichte wegging und den Kopf hängen ließ, ſo wurden ſie immer

mehr und mehr in der Meinung bestärkt, daß er's auf ein Haar treffe. Und nach und nach kamen alle Lindauer, und brachten ihm ihre Bärenbatzen. Endlich dauerte es ihm zu lange — denn sein Säckle war gefüllt — und er stand auf, und sagte zu der Menge, die umher stand: „Eigentlich, liebe Leute, nutzt euch all mein Wahrsagen nichts; denn binnen heut und drei Tagen geht ohnehin die ganze Stadt Lindau zu Grund, mit Mann und Maus. Wollt ihr ein Zeichen haben? Das will ich euch geben. Ihr sollt's am Himmel sehen, und kein gewöhnliches; nicht etwa Feuer und Schwert, sondern, liebe Leute, einen leibhaftigen Fuchsschwanz.“ Die Lindauer rissen Augen und Ohren auf, und wußten nicht, was sie denken sollten. „Kommt nur, sagte der Doctor, indem er von der Bühne herabstieg, ihr sollt Wunder sehen.“ Sie folgten ihm nach. Er blieb vor dem Hause eines Kürschners stehen, der einen Fuchsschwanz statt eines Schildes anhängen hatte. „Jetzt schaut, sagte er zu den Umstehenden; seht ihr nicht den Fuchsschwanz am Himmel?“ Die Umstehenden schauten; es drängten sich andere nach, immer mehr und mehr, und sie sahen alle — daß sie gefoppt seyen, und lachten einander aus. Inzwischen hatte sich der Spiegelschwab fein weggeschlichen, und aus dem Staub gemacht. Die Lin-

dauer aber ſehen noch heutiges Tags den Fuchsſchwanz am Himmel, und halten für gewiß, daß ihre Stadt einmal zu Grund gehen wird.

Lügen und Trügen ſind ſehr werth,
In allen Künſten man ſie begehrt.

Wie der Allgäuer den Lindauern die Zeche bezahlt für den Spiegelſchwaben.

Da der Herr entkommen, ſo wollten ſich die Lindauer an den Diener halten. „Uf ihn! er iſt von Ulm!“ riefen ſie alleſammt. Und ſie griffen und gerbten und walkten ihn an allen ſeinen Gliedern. Endlich gelang es ihm doch, ſich von ſeiner Vermummung loszumachen; und da hätte man aber ſehen ſollen, wie der mit den Lindauern umging. Wie ein wilder Bär die Hunde, die ihn verfolgen, ſo ſchlenzte er den einen da-, den andern dorthin; Alles arbeitete an ihm; er packte mit den Händen, er ſtieß mit den Füßen, er biß mit den Zähnen; er that wie ein Beſeſſener. So machte er ſich Weg durch das Städtle bis an die Brücke; da nahm er noch zu guter Letzt ein Paar arme Schächer, die ihn verfolgten, und warf ſie links und rechts über das Geländer in den See hinab. Nun ließen ihn die Lindauer in Frieden

fortziehen. — Außerhalb der Brücke erwartete ihn der Spiegelschwab, der mit Lust dem Spectakel von ferne zugesehen. Er that aber, als hätte er nichts wahrgenommen, sondern er sagte bloß die Reime so vor sich hin, um den Allgäuer zu hetzen und zu hienzen:

Hänsle, lerne mir nicht zu viel,
Mußt sonst leiden und streiten viel;
Hätt' das Kälblein mehr Verstand,
Wär's nicht an die Wand gerannt.
Schlacht' nicht mehr, als du kannst salzen,
Koch' nicht mehr, als du kannst schmalzen;
Ist am Löffel auch kein Stiel,
Gott schenkt's jedem, wie er's will.

Der Allgäuer merkte gar wohl, daß der Geselle es auf ihn münze, aber er that, als verstände er ihn nicht. Als ihn aber der Spiegelschwab, der das Ulzen nicht lassen konnte, eine Weile hernach fragte: ob er die Zeche fein ordentlich bezahlt habe, da riß ihm das Geduldsäckle, und, indem er ihn beim Kragen packte, sagte er: „Ja, bygost! und ich will jetzt mit dir abrechnen.“ Wie der Spiegelschwab merkte, daß jener Ernst machen wolle, zog er andere Saiten auf und sagte: Unter Brüdern nehme man's nicht so genau; und ein anderes Mal wolle er statt seiner bezahlen. Für dieses Mal ließ es der Allgäuer

noch gut seyn, besonders da ihm der Geselle die Batzen zeigte, die er eingenommen, und die er brüderlich mit ihm theilen wollte. Und also zogen sie in Eintracht weiter.

Gewalt geht vor Recht.
Klagt mancher arme Knecht.

Wie der Allgäuer mit dem Spiegelschwaben nach Hindelang wandert, des Allgäuers Heimath.

Der Spiegelschwab wollte von Lindau aus über Wangen und Isny nach Kempten wandern, weil er da überall bei seinen Vettern freie Einkehr nehmen konnte; und es ist auch Schade, daß es nicht geschehen, immaßen viel zu erzählen wäre von den Vögeln, die in diesen Nestern hocken und hecken. Aber der Allgäuer blieb dabei, und ließ sich's nicht nehmen, längs den Bergen geraden Weges heim zu ziehen, obgleich dieß ein Gelände ist, nicht viel besser, als die obere Pfalz, die bekanntlich dem Teufel gehört: und der Spiegelschwab hatte auch Zeit genug zu fasten und zu beten; er fluchte aber bloß. Endlich kamen sie in Sonthofen an. Hier, auf dem Calvariberg, Angesichts des Grindten, verrichtete der Allgäuer seine Andacht; denn er hatte

ſich, bevor er mit den Geſellen das Abenteuer beſtanden, dahin verlobt. Der Spiegelſchwab lugte indeß in die Gegend hinaus, auf die hohen Berge hinein und auf die grünen Matten hinab, und es gefiel ihm wohl. „Jetzt iſt's nicht ſchön," ſagte der Allgäuer; „aber am heiligen Kreuztag, wo das Vieh aus den Almen und da unten zuſammen kommt, Ochſen und Kühe, und Geißen und Schaf und Böck', alles durcheinander, und eine Unzahl von Menſchen: Bue'! da iſt's ſchön!" „Das Ländle iſt, mein Eid! nicht übel," ſagte der Spiegelſchwab, „und ich möchte wohl da wohnen." — Sie gingen weiter, und kamen auf dem Weg vor einem Bauernhaus vorbei. Da ſaß auf der Bank ein alter Mann, der heinte. „Was fehlt dir, Uri?" fragte ihn der Allgäuer. „Ja," ſagte der, „der Aetti hat mich geſchlagen, weil ich den Aeni hab' fallen laſſen." Der Allgäuer tröſtete das Kind und ſagte, es werden dieß wohl nicht die erſten Schläge geweſen ſeyn. Und als ſie weiter gingen, erklärte er dem Spiegelſchwaben, wie ſich das verhalte. Es lebe nämlich in dem Hauſe noch der Großvater, der ſey hundert und zwanzig Jahre alt, und ſein Enkel volle achtzig; und der Vater von hundert Jahren führe noch das Hausregiment. Der Spiegelſchwab verwunderte ſich drob und ſagte: „So müſ-

ſen die Leute bei euch ſteinalt werden.“ „Es paſſirt ſo,“ ſagte der Allgäuer; „aber man muß eben darnach leben. Mein Vater iſt ſchon ein Siebziger, und iſt noch ſo rüſtig, wie ein Vierziger.“ „Wie hat er denn das angefangen?“ fragte jener. „Das weiß ich juſt nicht,“ antwortete der Allgäuer; „er thut nichts Erteres, ſondern treibt's, wie andere Leut', nur daß er nichts trinkt, als Waſſer.“ „Das ſey es eben,“ meinte der Spiegelſchwab; „Waſſer! ja Waſſer! wer nur Waſſer trinken könnte!“ „Bygoſt! das weiß ich juſt nicht,“ ſagte der Allgäuer; „mein Vater hat einen Bruder, der um ein Jahr älter iſt, als er, und iſt täglich beſoffen.“ „Curios!“ ſagte der Spiegelſchwab; „aber freilich: die Gaben ſind verſchieden.“

Uns iſt beſchieden dieß und das.
Der eine iſt trocken, der andere naß.

Die Geſchichte von der Schlottermilch, ſammt erbaulicher Nutzanwendung.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie in Hindelang an. Die Gegend, wo der Ort liegt, iſt ſo traulich und heimlich, wie ein Krippele. Der erſte Schritt, den der Allgäuer in ſein Haus that, war in den Stall, um zu ſehen, was der Laubi mache und der

Lusti. Dann ging er in die Stube und grüßte Aett' und Aemm'. Die Mutter ſetzte dem Büble ſogleich eine Schüſſel voll Schlotter auf, und brachte Brod und Geißkäsle, und ſagte zum Fremden: „Eßt mit!“ und zum Vater: „Wie, Vater, fang' auch zu.“ Und ſie brockte ein, und ſagte dann: „Jetzt laßt es euch ſchmecken.“ Der Vater nahm hierauf den Löffel, und rührte in der Schüſſel dem Raum unter die Milch. Alles durcheinander. „Du kannſt doch die Unfurm nicht laſſen,“ zankte das Weible; „was wird der Fremde denken?“ Der Alte ſagte: „Es iſt mal ſo meine Gewohnheit; und ſeh' der Herr: um das Schlotteressen iſt's eine ganz eigene Sache, und ich werd's dem Herrn erklären. Vorerſt muß ich ihm aber die Geſchichte erzählen, wie ich zu der Gewohnheit gekommen. Als ich bei dem Nachbauren drüben — Gott hab' ihn ſelig! — als Unterknecht einſtund, wurde uns eben auch Schlotter aufgeſetzt. Der Bauer nahm den Löffel und that, als ob er das Kreuz machte über die Schüſſel, ſegend: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; und ſtrich allen Raum auf ſeine Seite. Das verdroß mich; denn ich merkte, daß er aus Schalkheit und Geiz und Neid ſo that, und die kann ich von meinem Leben nicht ausſtehen — und ich nahm daher auch den Löffel und ſagte:

Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit! und rührte Alles durcheinander. Seit der Zeit, ſo oft ich einen Schlotter mit Raum aufſetzen ſeh', fällt mir das Umrühren ein, und ich kann nicht anders, ich muß es thun. Der Herr wird mir aber Recht geben, wenn er einmal in ſeinem Leben bemerkt hat, wie beim Schlotteressen alle menſchlichen Leidenſchaften aufdacken und ins Spiel kommen. Schau er nur einmal Kindern zu; das furchtſame getraut ſich kaum, einen tüchtigen Schub zu nehmen; das geizige raumt fein rechts und links ab, nur an ſeinem Orte nicht; das neidiſche frißt und ſchlampet in ſich hinein, als wenn's nicht genug bekommen könnte; das zornige ſchlagt dem und jenem auf den Löffel und auf die Hand, der ſie zu weit ausſtreckt; aber keinem fällt's ein, dem andern einen guten Brocken zuzuſtecken, oder, wie unſere Hausmutter da, gar bloß zuzuſehen, wie's ſchmeckt." „Gott g'ſegn's!" ſagte dieſe. „Es geht bei uns Großen auch ſo zu," ſagte der Spiegelſchwab, und überhaupt in der Welt." „Und darum iſt's wohl gut," ſagte der Alte, „daß unſer lieber Herr Gott auch Alles ſo unter einander rührt; es gibt ſo weniger Streit und Händel, und mehr Zufriedenheit unter den Menſchen." „Oft nimmt er aber Einem den Raum ab," ſagte der Spiegelſchwab, „und gibt ihm nur die

pure Milch oder gar nur das Käswasser.“ „So ist es dennoch sein Geschenk,“ sagte der Alte, „und wir müssen eben vorlieb nehmen mit dem, was er uns aufsetzt.“

So geht's heut' in der Welt zu.
Der Eine geht barfuß, der Andere tragt Schuh'.

Wie der Spiegelschwab zu einer neuen Gesellschaft kommt.

Als sie einander Pfüttigott sagten, druckte ihm der Allgäuer noch einmal die Hand, so keif, daß ihm alle Knöchel krachten. „Krautskerl!“ schrie der Spiegelschwab vor Schmerz und schlenzte die Hand. Der Allgäuer lachte und sagte: „'s ist nur ein Gruß von den Lindauern, den ich nachbringen wollte.“ Also schieden sie als gute Freunde von einander. Der Spiegelschwab schlug den Weg nach Kempten ein. Und er bekam bald wieder Gesellschaft. Denn vor Kempten begegnete ihm — rathe einmal der Leser! — der Knöpfleschwab. Der arme Matz Latz, als ihn alle seine Gesellen verlassen hatten, humpelte dem Blitzschwaben auf dem Wege nach Memmingen nach. Der lief aber so stark — die Sehnsucht nach dem Kätherle trieb ihn — daß er ihm nicht nachkommen konnte, sondern zurück-

bleiben mußte. Das Schlimmſte war, daß ihm das Geld ausgegangen war, ſo daß er ſchon ſeit zwölf Stunden kein gotziges Knöpfle mehr über das Herz gebracht hatte. Man konnte ihn nicht ohne Bedauern anſehen; ſeine Augen waren trüb, wie alte Kirchenfenſter; ſein Bauch ſchlotterte in Falten, wie ein leerer Blasbalg; der ganze Menſch wackelte daher, als gehe er auf Zaunſtecken. In ſeiner Angſt und Noth, ſagte er, habe er den Allgäuer aufſuchen wollen, verhoffend, er werde ihm helfen, daß er nicht Hungers ſterbe, wie er ihm geholfen habe, daß er nicht in der Iller erſoffen ſey. Der Spiegelſchwab hatte Bedauern mit dem Geſellen, obwohl er überall ſo unmär war, wie der Stockfiſch am Oſtertag; und er ſagte: er ſolle nur gleich mitgehen; er wolle für ihn ſorgen, und machen, daß er gut nach Haus komme. Niemand war froher, als der Knöpfleſchwab; denn er hoffte doch, einmal wieder ſatt eſſen zu können, eh' er ſterben müßte. Alſo kamen ſie miteinander nach Kempten. Der Spiegelſchwab aber, der denn alleboth dem Narren über's Säckle kam, ſagte zu ihm: er habe in der Neuſtadt noch eine kleine Verrichtung, und der Geſelle ſolle nur voraus und hinunter gehen in die Altſtadt und Einkehr nehmen beim Wirth zum dummen Vieh. Das Haus liege am Weg, auf dem Schran-

nenplatz, links wenn man zum Thor herein kommt; er könne nicht fehlen.

Ist das Kätzlein noch so glatt,
Es doch scharfe Klauen hat.

Von einem Handel, den der Spiegelschwab angerichtet, jedoch wieder schlichtet.

Auf dem Schrannenplatz, links, sah der Knöpfleschwab ein Haus, vor welchem ein Zeichen hing, er wußte nicht, was er daraus machen sollte. Er ging also hinein, und machte die Stubenthür auf, und fragte: ob man's hier beim dummen Vieh heiße. Ein dickbaucheter Mann saß am Tisch, und trank so eben aus einer Kanten Bier. Er mochte die Worte nicht recht verstanden haben; er setzte ab und fragte: was gibt's? und setzte wieder an. Der Knöpfleschwab nahm die Kappe herab, und fragte lauter: ob man's hier beim dummen Vieh heiße? „Wart, Kalfakter!" rief der dicke Mann; „ich will dir das dumme Vieh weisen!" Und er lief ihm nach — nein; er konnte nicht laufen, so wenig als der Knöpfleschwab; aber es schien so, als wollten sie mit einander wettrennen, denn sie hielten so ziemlich gleichen Schritt. So kamen sie mitten auf den Platz. Da stand schon der Spiegelschwab. Der

rief dem Wirthe zu: „Wohin so hitzig, Gevatters-mann?“ „Der Halunk,“ keuchte der Wirth. „Nehmt's nicht für übel,“ sagte der Spiegelschwab ihm still ins Ohr; „ich wollte Euch durch diesen da nur meinen Gruß vermelden lassen.“ Drauf wandte er sich an den Knöpfleschwaben und sagte: „Siehst du denn nicht, blinder Heß, den Ochsen da drüben, im Schild? und ist der Ochs nicht ein dummes Vieh? Vieh, dummes!“ „Ja,“ sagte der Knöpfleschwab, „aber du hast gesagt: links!“ „Freilich links,“ sagte der Spiegel-schwab, „wenn man zum Thor herein kommt.“ „Ja so!“ sagte der Knöpfleschwab; und er that dem Wirthe Abbitte. Also wurden sie wieder gute Freunde, und sie gingen ins Haus, und tranken und aßen, und waren fröhlicher Dinge.

Scherzen mit Maßen
Wird oft zugelassen.

Zwei Stücklein aus der Chronik von Kempten und Memmingen.

Der Leser muß aber wissen, daß die Altstadt Kempten gegen die Neustadt zu kein Thor hat, sondern nur eine offene Lucke, worein die Stifter ohne Aufhalt kommen können. Das schreibt sich aber

von der Zeit her, sagt man, wo die Geiß den Thorriegel abgefressen. Und das ist so zugegangen: Bei einem plötzlichen Ueberfalle der Stiftler steckte der Thurner, da er den Thorriegel vergebens suchte, einen Dorschen in die Klammer. Während er aber nun die Städtler zusammen blasen wollte, kam eine Geiß herbei und fraß den Dorschen ab, so daß das Thor angelweit aufsprang und dem Feind den Eingang öffnete. Das Thor wurde sofort nieder gerissen, und ist nicht mehr erbaut worden. Seit der Zeit besteht auch zwischen den Stiftlern und Städtlern Fried' und Einigkeit. — Also erzählt man; ob's auch so in der Kempter Chronik stehe, kann ich nicht sagen. Kurz: der Spiegelschwab spielte darauf an, so wie auf ein anderes Stücklein, als er den Wirth fragte: wie es mit dem Meisenfang gehe? Der Wirth zupfte ihn beim Ohrenläpple und sagte: „He, Gevattersmann!" „Aber erzählt mir doch, sagte drauf der Wirth, wie ist's denn mit dem Gucker gegangen in Memmingen?" „Davon weiß ich nichts; ihr müßt darüber die von Ulm fragen." „Nu, nu!" sagte der Wirth; „dumm seyd ihr Memminger auch genug, daß man so etwas von euch glauben könnte." Und so neckten sie sich denn wechselseitig, wie es denn die Schwaben gern thun unter einander als gute Landsleute. —

Das Stücklein will ich dir aber im Vertrauen erzählen, günstiger Leser, wenn du es nicht weiter erzählst. Dem Bürgermeister in Kempten ist einmal seine Meise ausgekommen; da ist alsogleich der Befehl ergangen, man sollte alle Thore schließen, und die Bürger mußten alle Straßen und Häuser durchsuchen, ob die Meise nicht zu finden sey. Und noch heutigs Tags, wenn ein Kempter einen Winkel durchsucht, sagt man, daß er die Meise fangen wolle. Darum werden die Kempter von ihren Landsleuten Meisenfänger genannt. — Für die Wahrheit dieser Geschichten will ich aber nicht gut stehen; wie man denn den Schwaben Vieles nachsagt, was verstunken und verlogen ist. Aber sie haben zum Glück einen breiten Buckel und können's ertragen.

Es gibt in der Welt viel Lappen,
Denen nur abgeht die Narrenkappen.

Welchen Bericht der Spiegelschwab von seinem Weibe abstattet.

Als sie sich nun bei einem Krug Bier gütlich thaten, fragte der Gevattersmann, zum Zeitvertreib, nach dessen Weib, was sie mache, der Drache. Der Spiegelschwab, ob der Frage verstimmt, antwortete ergrimmt: „sie ist die alte, kalte,

ſchlotterige, litterige, ſchlampige, wampige, lumpige, plumpige Bettelvettel, wie ſie immer geweſen, der Zegbeſen. Mit jedem Jahr wird ſie ſieriger, ſchwieriger, hetziger, geſchwätziger, ränkiſcher, zänkiſcher, polternder, folternder, häntiger, gränziger. Es iſt wahrlich nicht mehr auszuhalten, mit ihr hauszuhalten; ihr ewiger Rumor verdirbt mir jeden Humor; ihr Rohſinn verſcheucht mir allen Frohſinn; ſie iſt meiner Tage Plagmund und meiner Nächte Klagmund; meines Hauſes Brandmal und der Nachbarſchaft Schandpfahl, meiner Ruhe Mörderkeule und meines Friedens Marterſäule. Sie iſt der leibhafte Widerſpruch und der leibhafte Gottverſuch; ſchweig' ich, ſo knurrt ſie; red' ich, ſo murrt ſie; lach' ich, ſo weint ſie; ſcherz' ich, ſo greint ſie; trink' ich, ſo ſchmollt ſie; eſſ' ich, ſo grollt ſie; geh' ich, ſo bockt ſie; bleib' ich, ſo mockt ſie. Ihr Uebermuth iſt nicht zu zähmen und ihre Läſterwuth nicht zu lähmen; das Schlagen mag ſie nicht vertragen; das Schmeicheln nimmt ſie für Heucheln; das Zanken will bei ihr nicht ranken; Bitten und Betteln heißt all Anſehn verzetteln, und Hoffen und Harren macht mich vollends zum Narren. Ich bin fürwahr ein bedrängter, gezwängter, gezähmter, gelähmter, gehetzter, zerfetzter, geplagter, verzagter, verzweifelter,

verteufelter Ehmann und Wehmann.“ „O armer Hans Urian!“ sagte der Gevatterésmann, und lachte, daß ihm die Wampe wackelte und der Kopf nackelte.

Scharpfe Schwerter schneiden sehr,
Scharpfe Zungen noch viel mehr.

Wie der Spiegelschwab weiter wandert und nach Kaufbeuern kommt, und wie es ihm da wohlgefallt.

Tags darauf wanderte der Spiegelschwab weiter fort gen Kaufbeuern. Außerhalb Kempten, bei Bärwangen auf der Steig, wenn man zurück schaut, da sieht es wunderschön aus, so daß die Sage geht: es habe der Teufel Christum den Herrn, als er ihn versucht, auf die Bärwanger Steig geführt, und habe ihm das Kempter Ländle versprochen; was auch wohl zu glauben ist. — Noch desselbigen Tags, spät am Abend, kam der Spiegelschwab in Kaufbeuern an, und zwar just zur Zeit, wo die Kaufbeurer alljährlich ihr Dinzelfest feiern. Da ziehen die Kinder, seltsam vermaschkerirt, mit Trommeln und Pfeifen und Fahnen und Hotto's durch die Stadt ins Dinzelhölzle, und da spielt und tanzt und schmauset man, und

es geschieht den Kleinen zu Lieb' und den Großen zu Gefallen. Und die kleinen Putznärrle sehen gar nett aus, und die größern Herlein auch, die in der Rund' herum tanzen. „Da ist gut seyn," sagte der Spiegelschwab, „und da bleib' ich, bis der letzte Sechsbätzner verthan ist." Also, nachdem er des andern Tags dem Knöpfleschwaben den Scher-bis fort gegeben — denn er war ein wüster, kaler Geſell, und litt alleweil an der böhmischen Krankheit — da loschierte er sich beim Hirschwirth ein, und er zechte, was der Brief vermochte. Denn wie gesagt, es gefiel ihm über die Maßen in Kaufbeuern; es hauset da ein lustiges Völklein; sogar die Weber essen tagtäglich ihr Hühnle, und kurzum: es ist Jahr aus, Jahr ein Kirchweih' daselbst. — Das wußte und tadelte an ihnen der Pfarrer von Ober-Beuern, und, um seine Schäflein vor diesen Wölfen zu warnen, erzählte er ihnen noch an den letzten Ostern folgendes Mährlein: Mir hat geträumt, ich stehe an der Pforte der Hölle. Und Lucifer kam heraus und eine Menge ihm untergebener Teufel. Und er sagte zu dem einen: fahr' hin nach Ober-Günzburg und verführ' mir dort die Menschen. Und du, sagte er zum andern, fahr' hin nach Oberdorf, und thue deßgleichen. Und du nach Thingau — und du nach Kaufbeuern; und so schickte er sie alle fort,

und vertheilte sie, und befahl ihnen, sie sollten ihm Bericht geben von dem, was sie angestellt. Nach einer Weile kam einer nach dem andern zurück; und der Teufel von Ober-Günzburg sagte: ich habe sie zum Fressen und Saufen verführt. Und der Oberdorfer sagte: ich habe sie zum Diebstahl und Todtschlag verleitet. Und so that einer nach dem andern Bericht. Zuletzt kam auch der von Kaufbeuern. Zu dem sagte Lucifer: gib Bericht, was hast du gethan? Der Teufel antwortete: Ich habe nichts gethan, sondern bin auf des Thurners Hausdach hinaufgestackt und habe geschlafen. Darob wollte Lucifer ihn schier strafen. Der Teufel aber sagte: Die Kaufbeurer brauchen keinen Teufel; sie verführen sich einander selbst.

In solchem Wasser, merk' es eben,
Pflegt's keine andre Fisch' zu geben.

Von Kaufbeurer Stücklein.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Es wäre noch viel davon zu erzählen; aber schweig, Heinz! es mühet den Kunzen.

Schweigen ist ein' edle Kunst,
Viel Waschen bringt Ungunst.

Wie der Spiegelschwab einem Franken begegnet.

Nachdem der Spiegelschwab in Kaufbeuern alles verputzt hatte, bis auf ein Käsperle und ein Paar Bärenbatzen, so setzte er seinen Wanderstab weiter, und gedachte über Buchloe nach Meitingen zu gehen zu seinem Freunde, dem Blitzschwaben. Vor Buchloe, auf dem Bühel, da wo der berühmte Galgen steht — es ist eine gar schöne Gelegenheit und Aussicht — traf er einen Krächsentrager, der ausruhte. Der Spiegelschwab, wie er denn von leutseliger Natur war, grüßte den deutschen Landsmann, welcher dankte. Und auf Befragen, woher? und wohin? vernahm er, daß jener aus Ochsenfurt sey — ist ein Städtle in Frankenland, nicht weit von Schweinfurt — und daß er als Knecht eines Nürnberger Pfeffersacks hausiren gehe durch's Reich. Nun haben die Schwaben und Franken, als alte Gesippte, von jeher gern Gemeinschaft gehalten; und der Spiegelschwab, da er sich in so guter Gesellschaft befand, holte sogleich aus seinem Zwerchsack Brod, Würste und Branntwein hervor; denn er ging niemals leer, damit, wie er zu sagen pflegte, in der Hitze der Magen nicht leck würde, und vollends ausliefe. Der Frank schwätzte viel, obwohl wenig Gescheidtes, wie seine Landsleute insgesammt

zum Theil; und er ließ den Schwaben nicht zur Waschbank kommen. Da unterbrach ihn endlich der Spiegelschwab, und fragte den Gesellen: ob er, mit Verlaub! ein Jud sey. Und als jener sich dessen aufs heiligste verschworen, sagte der: Aus deiner Sprache zu urtheilen, wenn du kein Jud bist, so bist du doch bei einem Juden zu Kost und Lehre gegangen. Auch das läugnete jener. Nun so sag' mir denn, sagte der Spiegelschwab: Haben die Juden von euch Franken sprechen gelernt, oder ihr Franken von den Juden? Jetzt verstand der Ochsenfurter den Spaß, und er sagte: Ich glaub' wohl, wir alle beide von einander. — Nach einer Weile fragte ihn der Spiegelschwab: welche Stadt wohl schöner sey, Augsburg oder Nürnberg? Jener antworetete: In Franken sagen sie, es sey Nürnberg, in Schwaben aber sagen sie, es sey Augsburg. Denn jeder Hahn kräht auf seinem eigenen Mist. Diese Rede gefiel dem Spiegelschwaben, und sie tranken auf die Ehren beider Städte.

Das passet zu einander.
Wie Mausdreck und Koriander.

Wie der Spiegelschwab mit guten Landsleuten ein Galgenmahl hält.

Während die beiden Gesellen noch so sprachen, kam des Weges von Buchloe her ein Sauschneider aus Filzhofen, der Bauern Bayerland. Der stand still, und, indem er die Hände auf den Stecken, und den Kopf auf die Hände stützte, lugte er nach den beiden, die oben unter dem Galgen saßen. Der Spiegelschwab trat ihm entgegen, und besah ihn von vornen und von hinten. „Was lugst mich so an? fragte der Sauschneider, hast du noch nie einen Bayern gesehen?" „Wägerle! sagte der Spiegelschwab, es ist mir mein Lebtag noch nie kein Thier vorgekommen, das einem Menschen so ähnlich sieht." Der Sauschneider wäre nicht faul gewesen, er hätte auf gut bayerisch Händel angefangen. Aber der Spiegelschwab sagte, indem er ihm mit der einen Hand tätschelte, und mit der andern die Fläsche vorhielt: Thue stät, Männle! du verschütteſt mir sonst das Tränkle. Da, wie jener den Branntwein schmeckte, ließ er alsbald seinen Zorn, und er trank, und gesellte sich zu den beiden. — Wie sie nun so beisammen saßen, die drei Landsleute, in Ruhe und Eintracht, unter dem Galgen, erzählte der Spiegelschwab von seinen Wanderungen und seltsamen Abenteuern, was jene sehr belustigte. Dann,

als er geendet, sprach er: Ihr Andern könntet uns Andern wohl auch von ähnlichen Streichen verzählen. Ja wohl, sagte der Frank; aber wir sind nicht die Narren, daß wir's verzählen. Und der Bayer sagte: Komm nur zu uns ins Land und nach Weilheim, da kannst du der Streich' und Stück' fuderweise haben. Also fätzten und trätzten sie einander, wie es eben unter guten Gesellen der Brauch ist. Und es war ein Geschwätz und Geträtsch unter den Dresen, daß selbst die Fakeln, die um sie herum wühlten, und die Daheln, die über ihren Häupten saßen, einander nicht mehr verstehen konnten. Zuletzt, nachdem sie sich ewige Freundschaft gelobt, nahmen sie von einander Abschied.

Allda mag Niemand Gebietiger seyn,
Es sey denn Schwab, Bayer oder Fränklein.

Wie der Spiegelschwab den fahrenden Schüler Adolphum vom Galgen errettet.

Als hierauf der Spiegelschwab gen Buchloe hin fortging, da kam ihm eine Procession entgegen, aber ohne Kreuz und Fahnen. Es wurde nämlich bloß ein Maleficant zum Galgen geführt. Wie verhoffte er aber, als er in dem armen Sünder den fahrenden Schüler Adolphum erkannte. Auf Be-

fragen, was denn der Schächer verbrochen habe, erhielt er zur Antwort: Es müsse ein Spion seyn, denn man habe Schriften bei ihm getroffen in einer unverständlichen Sprache, in der Meißner Mundart, die wahrscheinlich eine Spitzbubensprache sey; und man habe aber so viel daraus abgenommen, daß es über die Schwaben hergehe; und man habe daher den Schluß gefaßt, er wolle das Reich, das doch gut kaiserlich sey, an Preußen verrathen; und folglich habe man das Urtheil gesprochen, daß seine Schriften von Henkers Hand verbrannt, er aber selbst mit dem Strang hingerichtet werden solle, von Rechtswegen, wie's Rechtens ist. Der Spiegelschwab merkte gleich, es seyen jene Schriften nichts anders gewesen, als eine Sammlung von Schwabenstreichen, und er faßte daher kurz und gut den Entschluß, den armen Teufel zu retten. Er trat zum Blutrichter, und sagte: er sey der Scharfrichter von Memmingen, und er soll ihm die Ehre lassen, in Buchloe, dem berühmten Galgenort, auch einmal bei so guter Gelegenheit sein Handwerk ausüben zu können. Das wurde ihm sogleich erlaubt. Wie er nun den Schelm die Leiter hinauf führte, raunte er ihm ins Ohr: Adolphe, mach dich zum Sprung bereit! Indem nahm er unvermerkt sein Sackmesser heraus, und als er dem Schächer den

Strick um den Hals that, schnitt er die Schlaufe so weit durch, daß nur noch der Strick hielt, aber nicht mehr die Last daran. Im Augenblick also, wie er den armen Sünder von der Leiter warf, riß der Strick, und Adolphus fiel, und stand unten, wie eine Katz, auf seinen vieren. Nach der Buchsler Galgengerechtigkeit ist aber jeder arme Sünder frei, der dem Galgen entrinnt; anderswo auch. Also ist der fahrende Schüler Adolphus durch des Spiegelschwaben List vom Galgen errettet worden.

Der ist weis und hochgelehrt,
Der alle Ding zum besten kehrt.

Schutz- und Trutzrede des Autors.

Viele meiner Landsleute, die dieses lesen, werden es dem Spiegelschwaben nicht verzeihen können, daß er den Studenten vom Galgen befreit habe, den Spitzbuben. Diese Leute sollen aber wissen und verstehen, daß Spaß Spaß sey, und daß man nicht gleich Ernst daraus machen solle. Und überhaupt, ich sage meine Meinung frei, zum Trutz jener meiner Landsleute, daß es Jammer-Schaden ist, daß die köstliche Sammlung des fahrenden Schülers Adolphi von den Schwabenstreichen verbrannt, und verloren gegangen ist. Denn wenn die Kunde von

diesen Streichen einmal verschollen ist, womit wollen denn gute Landsleute einander aufziehen? und worüber sollen wir denn mehr lachen, als über uns selbst, die wir doch am besten wissen, was an uns ist? — Was aber die draußen anbelangt, die nicht aus dem Reiche sind, so haben sie den Schwaben wahrhaftiglich nichts vorzurupfen; denn es ist weitbekannt, daß z. B. die Oesterreicher Fläschelträger und Kostbeutel sind, und die Salzburger Stierwascher; daß die Schlesinger einen Esel gefressen, die Mähren eine Stutt' für ein Faß Bier angezapft, daß die Thüringer sich um eine Häringsnase geschlagen, und daß die Böhmen einen madigen Hund für einen Parmesan-Käs gegessen haben. Von denen, die weiter gen Norden zu wohnen, ist ohnehin gar nicht zu reden.

Wäscht eine Hand die andre fein,
So werden sie alle beede rein.

Wie der Spiegelschwab gen Landsberg zieht, und was ihm unterwegs begegnet.

In Buchloe, wo er den Henkerlohn bis auf den letzten Batzen verzehrt, überlegte der Spiegelschwab, welchen Weg er weiter einschlagen sollte. Da gedachte er der Worte des Sauschneiders, und,

daß Bayerland ein Paradies sey für lustige und durstige Brüder; und er entschloß sich demnach, einen Abstecher dahin zu machen, und lenkte gerades Weges Landsberg zu. Weil er aber in Buchloe zu lang auf dem Stuhl gesessen, so fing es schon zu nachten an, als er den Stoffelsberg hinan stieg. Indem er nun so stät des Wegs fort schlenderte, gewahrte er seitwärts im Dickicht ein Feuer, um welches mehrere Leute herum flackten. Er ging näher hinzu, und sah nun, daß es Zigeuner waren, die hier ihr Nachtquartier hielten. Unter allem Volke war ihm dieß das liebste, weil er wußte, daß von denselben etwas zu erlernen sey von Geheimnissen der Zauberei und Passauerkunst. Er machte sich daher zu ihnen, und setzte sich ohne weiteres ans Feuer. Sie grinzten ihn an, und er that ihnen ein Gleiches. So war die Bekanntschaft gemacht. Eine Alte, neben der er saß, wollte ihm wahrsagen aus der Hand; und sie prophezeyte ihm, erstens etwas Gutes, sodann etwas Böses. Das ist auch also geschehen. Denn ihm gegenüber saß ein junges Zigeuner-Mädle, gar lieblich von Wuchs und Ansehen. Es funkelten ihr ein paar Augen aus dem Kopfe, wie zwei glitzernde Edelsteine, und die Korallen-Lippen mit den zwei Reihen von elfenbeinernen Zähnen spielten wunderlieblich auf ihrem nuß-

braunen Geſichte. Der Spiegelſchwab hatte ein Herz, wie Feuerſchwamm, und es kam bei ihm gleich zum Brand. Er konnte ſein Aug nicht abwenden von der Blitzhex', und ſie ſpenzelten mit einander. Da ſprang ſie plötzlich auf, und ſie winkte ihm, und er folgte ihr ins Dickicht hinein. Wie er ſie aber eben packen wollte, packte ihn ein anderer von hinten, und warf ihn, wie einen Holzblock, zu Boden. Es war ihm, als fühlte er Zähne in ſeinem Nacken. Und es war dem auch ſo; denn ein Enz-Melak hatte ihn aufs feuchte Moos gelegt, ſo feſt, als wäre er nie auf den Füßen geſtanden. Der Schwab ſchrie um Hülfe. Aber die Blitzdirne lachte ihn aus; und ſie wendete ſich zu dem Zigeunerhauptmann, der nicht weit davon lag, und erzählte, was vorgegangen. Der lachte noch mehr. Und der Hund hielt Wache über ihm, wie über einem angeſchoſſenen Wild; und er ſchnüffelte an ihm, auf und ab; und wie der Schächer ſich rührte, ſo packte er ihn wieder am Genick, und ſtieß ihm die Naſe tiefer ins Moos. — Und ſo mußte denn der Spiegelſchwab, auf dem Bauch liegend, unter Höllenangſt, die lange, bange Nacht zubringen; und er hatte Zeit, über ſich ſelbſt und das menſchliche Elend nachzudenken. Morgens ließen ihn Melak und der Zigeunerhauptmann los; aber er brauchte

lange Zeit, ſich ſelbſt los zu machen vom Boden, an dem er angewachſen zu ſeyn glaubte. Fromme Wünſche hat er den Heiden eben nicht nachgeſchickt, kann ich euch ſagen.

Trau keiner Tochter Eva's viel;
Sie treiben oft gar arges Spiel.

Wie der Spiegelſchwab in Landsberg, der bayeriſchen Gränzſtadt, einzieht, und wie der Zoller von ihm den Judenzoll fordert.

Man erzählt: Unſer Herr, als er die Welt durchwandert, ſey auch nach der bayeriſchen Gränzſtadt Landsberg gekommen. Da habe ihn der Zoller am Thor angeſchrieen und gefragt: Wer ſeyd's? woher kommt's? wohin wollt's? und was ſchafft's? Der Fremde habe geſagt: Ich bin Unſer Herr, und will ins Bayerland, um meine Schafe zu ſuchen. Hierauf habe der Zoller geſagt: Da ſeyd's auf dem unrechten Weg; hieſigs Lands gibt's keine Schaf, ſondern nur Säu. — Dieſe Geſchichte wird erzählt, nicht etwa zum Spott der Bayern, ſondern allein, weil ſie mit ihren Säuen in alle Welt handeln, was ihnen denn weder Schaden noch Schande bringt. — Der Spiegelſchwab wurde auch vom Zoller gefragt,

wer er ſey, und wohin und was er wolle. Der ſagte: Er ſey, ſalveni, ein Schwab, und er wolle ins Bayerland, eigentlich um erſtens ein Weilheimer Stückle zu erfahren, und zweitens den Paſſauer Tölpel zu ſehen, und drittens einen Münchner Bock zu trinken. Darauf der Zoller: Das möge er thun; aber vor allem, wenn er Einlaß wolle, müſſe er den Judenzoll zahlen. „Kotzkuhakatzakralla! ſagte der Spiegelſchwab, meint der Herr etwa, ich ſey ein Jud? Ich kann dem Herrn meinen chriſtlichen Vorweis zeigen, wenn's der Herr haben will — —“ Der Zoller ſagte: Schwaben ſtecke einmal voll Judennester; von ihm wolle er's aber glauben, ungeſehen, daß er ein Chriſtenmenſch ſey, weil er ſo heidniſch fluchen könne; und er möge daher ungeſchoren hingehen, wohin er wolle. Alſo ging er hin, wohin er wollte. Er kam aber nicht viele Schritte weit, ſo klingelte ihm ſchon die Glocke ins Ohr, und zog ihn hinein. Da wollen wir ihn denn auch ſitzen laſſen.

Die Schwaben und das ſchlechte Geld
Fährt der Teufel durch die ganze Welt.

Wie es den Spiegelschwaben nach bayerischer Kost gelustet, und wie sie ihm schmeckt.

Wenn ein Bayer in ein Wirthshaus kommt, so verlangt er vor Allem Bier; ein Schwab aber will vorher essen, und dann erst trinken; wie's auch natürlicher ist. Von jener seltsamen Gewohnheit der Bayern erzählt man sich aber außer Lands eine possierliche Geschichte. Es habe einmal, sagt man, ein Bayer von einer Fey erhalten, daß er drei Wünsche thun dürfe, die sie ihm erfüllen wolle. Da habe er sich zum ersten gewunschen: ein Bier; dann habe er sich zum andern gewunschen: ein Paar Bratwürstel; endlich, nachdem er sich noch eine Weile besonnen, habe er sich zum dritten und letzten Mal gewunschen: Bier gnue'. Also ist auch die Gewohnheit den Bayern geblieben, bis auf den heutigen Tag. Die Schwaben aber, wie gesagt, wollen zuerst essen, und zwar g'nug essen. — So that denn auch der Spiegelschwab beim Glockenwirth zu Landsberg. Die Wirthin, eine Schwäbin, von Lametingen, fragte den Landsmann: was wender? Der Landsmann fragte entgegen: was hender? Jene drauf: Ein Brenntsüpple oder Leberspätzle. „Was noch?" „Wenn's Euer Beutel vermag, sagte die Wirthin, meine Kuchel vermag Alles. Frümmet nur an! Wender eppe einen Bettelmann?" „Nein,"

ſagte der Spiegelſchwab unwillig. „Oder wendet eppe Haſenbollen?“ „Warum nicht gar Bärendreck!“ „Oder wender ſonſt eppes von Knöbeln, Nudeln oder Küecheln, oder einen Gogelhopf?“ „Das alles kann ich auch zu Haus haben im Schwabenland; jetzt aber bin ich im Bayerland, und ich will bayeriſche Koſt verkoſten.“ Drauf die Wirthin: „So könnt Ihr denn erſtens haben ein Süpperl mit Schneckerl oder Neckerl; Ihr könnt zweitens haben einen Semmel-, Zwespen- oder Hollerröthel; Ihr könnt drittens haben Dampfnudeln, bayeriſche, mit Hutzeltunk; Ihr könnt viertens haben bayeriſche Rüben oder bayeriſches Pulver; Ihr könnt fünftens haben ein Fotzmaul — —“ „Bringt mir ein Fotzmaul,“ ſagte der Spiegelſchwab. Das iſt denn auch geſchehen, und es war zwar gemein das Eſſen, aber gut.

Nudeln und Nocken, Sterzen und Dienten.
Sind der Bayern vier Elementen.

Wie dem Spiegelſchwaben das bayeriſche Bier ſchmeckt, und was der Wirth ihm für einen Streich ſpielt.

Nachdem der Spiegelſchwab gegeſſen, und ſich das Maul abgewiſcht, rief er der Kellerin,

und verlangte ein Mäßle Bier. Die brachte es ihm in einem Krug, der ohne Luck war; denn ſie meinte, er ſey ein Schinder ſeiner Profeſſion. Der Spiegelſchwab, dieß merkend, hatte ſchier Luſt, ihr das Bier über den Kopf zu ſchütten. Er wollte es aber doch zuerſt verſuchen, ob es nicht Schad wäre um das Tränkle, wenn auch nur ein Tröpfle verloren ginge. Und er trank. Indem trat der Wirth herein. Den fragte der Spiegelſchwab: von was man denn in Bayern das Bier mache? Der Wirth ſagte: „Nun ja, von was denn, als von Hopfen und Malz.“ „Bei uns, in Schwaben, ſagte der Spiegelſchwab, macht man's aus Weidenrüthle und Hobelſpän.“ „Was! ſagte der Wirth, das muß ja ein Maleſiz-Geſöff ſeyn.“ Worauf der Spiegelſchwab ſagte: „Es ſchmeckt juſtement ſo, wie dieß da.“ — Dieſe Rede verdroß ſchier den Wirth; und er gedachte ihm auch eins anzuhängen, ließ ſich's aber nicht merken. Nach einer Weile fragte er ihn, aus was Abſicht er ins Bayerland reiſe. Und der Spiegelſchwab ſagte, wie zum Zoller: Aus keiner andern Abſicht, als ein Weilheimer Stückle zu erfahren, und den Paſſauer Tölpel zu ſehen, und einen Münchner Bock zu trinken. Der Wirth ſagte: „Mit einem Münchner Bock

könne er ihm aufwarten; aber, um ein Weilheimer Stückle zu erfahren, müsse er selbst nach Weilheim gehen." Und er sagte: „Laßt Euch die Weile nicht lang seyn, bis ich wieder komme, und seht Euch einstweilen in der Stube um." Das that denn der Spiegelschwab; und es hingen schöne Bilder da, welche die Thaten Till Eulenspiegels darstellten. Und eine Tafel aber hing unter ihnen, die hatte die Aufschrift:

> Hier unter diesem Vor[illegible]ng steht
> Dein recht wahrhaftes [illegible]ontrafet;
> Dieß reich' ich dir zur [illegible]abe dar,
> Mach' auf und schau, denn es ist wahr.

Der Spiegelschwab hob das Fürhängle auf, und er sah — ja, was sah er? —

Den leibhaften Passauer Tölpel, mit der schönen Unterschrift:

> Ich bin der [illegible]ölpel hübsch und fein,
> Zu Passau bin ich nicht allein,
> Werd' ausgeschickt in alle Land,
> Darum bin ich so wohlbekannt.

Der Spiegelschwab ließ das Fürhängle gleich wieder fallen und schlich sich an den Tisch zurück. Aber der Wirth, der durch das Küchenfenster zugesehen, sagte: „Er ist nicht recht getroffen, der Tölpel; schaut dort in den Spiegel hinein, da sieht er

ihm aufs Haar gleich.“ Und er lachte den Schwaben aus, der kein Wörtle sagte. Drauf schenkte er ihm Beck ein, und der Schwab trank, und er sagte: „Sapredipix! Das wär' ein Tränkle!“ „G'seng Gott!“ sagte der Wirth. Und sie tranken einander Gesundheit zu.

Darnach Mann, darnach Quast,
Darnach Wirth, darnach Gast.

Von zwei schwäbischen Afterhelden, dem Mucken- und dem Suppenschwaben.

Wie sie noch brüderlich mit einander zechen, kommt die Kellerin und sagt: es seyen zwei Schwaben draußen, der Mucken- und der Suppenschwab; die wollten gegen Trinkgeld den Leuten zeigen, das Unthier, das die neun Schwaben am Bodensee droben erlegt hätten. „Was?“ rief der Spiegelschwab, „neun Schwaben? Wir sind nur unserer sieben gewesen. Und was den Hasen anbelangt . . . Kurzum: es ist Alles versunken und verlogen.“ Der Wirth sagte: Sehen und hören könne man's ja, man dürfe dann doch glauben, was man wolle. Und er ließ die beiden herein kommen. Der Spiegelschwab erkannte gleich in den beiden Landsleuten die Fatz- und Speivögel von Marchtal und Ehingen,

die ganz Schwabenland kennt, und er hatte seine geheimen Ursachen, stät und still zu seyn. Die aber wiesen nun den ausgestopften Hasen vor, das Unthier, wie wenn sonst andere, die einen Wolf oder Luchs oder Bären erlegt, die Haut oder den Kopf davon zur Schau im Land herum tragen. Und sie erzählten dabei die Geschichte der Hasenjagd, aber mit ganz andern Umständen, weßhalb denn der Spiegelschwab eins über das andere Mal sein „verstunken und verlogen!" in den Krug hinein brummelte. Zuletzt sangen sie noch ein Liedlein, das der Marchtaler selbst ausdenkt hat — gleich denen, die Sommer und Winter spielen.

Der Erst.

O, i' sih schau' dä Haas
Dort sitzä uffem Waas;
o grausse Naut!
er guckt üs grimmig ä,
Näher gang i' 'itt 'nä,
Suscht wär i' taud.

Der Ander.

Guckt er mi' grimmig ä,
So gang i' näher 'nä,
Und wär i' taud.

Der Erst.

Guck, wie er d'Aurä spitzt,
Guck, wie er eüs ä blitzt

Ganz volar Wuət.
O Landsma', lass do' sey',
Schteck do' dein' Büchsə' ei,
əs koscht vil Bluət.

Der Ander.

I' aber lass' 'it sey',
Mei' Büchs' i' schteck' 'it ei',
Und koscht əs Bluət.

Der Erst.

Gang s'ruck, i' bitt' di' drum,
O Landsma', suscht kommst um,
Lass 's Jagə' sey'!
Gurascha hôt dés Tiər,
's tuət wiə ə wilder Schtiər,
Woəg di' nit drai'.

Der Ander.

Gurascha häb' dés Tiər,
Tuət's wiə ə wilder Schtier,
So woəg mi' drai'.

Drauf, nachdem sie vom Wirth eine gute Bescherung erhalten — der Spiegelschwab gab nichts — zogen sie ab und davon. Nun aber fing erst der Wirth an, den Schwaben zu schrauben und zu stimmen nach allen Noten, wobei er die Spässe von „gan, stan, lan" und „schwäbisch ist gäbisch" und andere Stampaneien vorbrachte, womit die Bayern die Schwaben zu necken und zu gecken pflegen. Der Spiegelschwab sagte zu Allem kein

Wörtle, sondern schwieg und soff. Zuletzt fragte ihn der Wirth noch: zu welcher Art von Schwaben denn er gehöre? „Ich," antwortete er, „gehöre zu den geduldigen Schwaben." „Was denn diese für eine wären?" „Nun," sagte er, „die legen sich auf den Bauch und lassen sich den Hobel ausblasen von Leuten, die sie foppen."

Faust gen Faust und Wort gen Wort,
Wiedergeltingen ist auch ein Ort.

Wie der Spiegelschwab sich für einen Schatzgräber ausgibt, und die Landsberger um ihr Schatzgeld prellt.

Der Spiegelschwab hatte nur noch ein Käsperle im Sack, und wollte doch noch eine weite Reise thun, und in allen Wirthshäusern einkehren, und redlich bezahlen, wann er eben konnte. Wie er denn ein erfinderischer Kopf war, der sich aus allen Nöthen zu retten wußte, so verfiel er auf einen neuen Streich, und wollte den Schatzgräber spielen. Er fragte deßhalb Abends den Wirth ganz insgeheim: ob nicht irgendwo ein Schatz verborgen sey in der Umgegend? Der Wirth sagte: Auf dem Schloßberg, sagt man, soll einer verborgen seyn. Den mag aber der Teufel finden, der ihn wohl schon hat; ein Christen-

menſch nicht. Der Spiegelſchwab ſagte: er ſey der Mann, der's könne, und er ſehe ſein letztes Käſperle dran, daß es ihm gelingen werde. Der Wirth ſagte: Sehen will ich's, dann glaub' ich's. Auf ein Käſperle kommt's mir auch nicht an. Alſo, ſobald die Sonne untergegangen war, brachen die beiden in aller Stille auf und gingen miteinander auf den Schloßberg. Als ſie dort angelangt, ſchritt der Spiegelſchwab das weite Gehöfte ab, um, wie er ſagte, die rechte Stelle zu finden; dann machte er, unter vielen Ceremonien, ein Loch in die Erde, und ſagte dann zum Wirth, er ſoll ein Käſperle hinein legen. Hierauf ſprach er — was er noch aus der Principi wußte — mit feierlichem Ernſt die Worte: hic haec hoc, horum harum horum, hibus —; prakticirte dann insgeheim ſein Käſperle zum andern, deckte das Loch zu und machte einen Drudenfuß drauf. Mit Sonnenaufgang, ſagte er, wollten ſie wiederkehren, und dann werde er zu ſeinem Käſperle noch ein anderes finden. Das iſt denn auch geſchehen. Sogleich ſuchte der Wirth all ſein Schatzgeld zuſammen, und ſeine Freunde, denen er's insgeheim ſagte, thaten deßgleichen, und der Spiegelſchwab war bereit, das Stücklein zu wiederholen, gegen halb Part. Alſo wurde das Geld des andern Abends eingegraben; und, während die Geiſter auf

dem Schloßberg ihre Schätze herbei schleppen sollten, zechten die Gesellen wacker in der Stadt drunten beim Glockenwirth. Der Spiegelschwab aber schlich sich Morgens durch die benebelten Gäste ungesehen hindurch, und hob frühzeitig genug die Heckpfenninge und ging davon. Also fanden die Landsberger, wie sie dahin gekommen, wohl einen Sack in dem Loch, aber nicht den rechten; und sind mit langen Nasen abgezogen.

Mit Lügen und Listen
Fällt man Kästen und Kisten.

Wie es dem Spiegelschwaben weiter ergangen.

Man erzählt: die Landsberger hätten den Betrug früh genug bemerkt, und es seyen einige dem Landfahrer nachgesetzt, und, nachdem sie ihn eingeholt, hätten sie ihn, wie eine volle Garbe, so durch und durch, und über und über gedroschen, daß ihm der letzte Schatzpfenning entfallen, und er ganz ausgeleert war. Andere dagegen behaupten: Der Scherz habe ihn aufgepackt, und er habe ihn vor's Gericht gebracht. Da habe er sich aber so meisterlich verantwortet, daß ihm der gestrenge Herr nichts habe anhaben können, obwohl man ihn, als einen Schwa-

ben, gar zu gern hätte zappeln geſehen. Der Spiegelſchwab habe geſagt: Es ſey unter ihnen ausgemacht worden, daß er am Schatz halb Part habe; das ſey Numero Eins; — und den halb Part habe er heraus genommen, keinen Heller mehr; das ſey Numero Zwei: — wenn ſie den ihrigen nicht bekommen hätten, ſo ſey er nicht Schuld daran, ſondern ſie ſelbſt; das ſey Numero Drei. Und alſo habe er Recht und ſie Unrecht. So wurde denn der Spiegelſchwab losgeſprochen. Und er war ja freilich ſo unſchuldig an der Sache, wie Ginggele's Bock. Jedennoch ſoll er, wie verlautet, vom Richter noch etwas auf den Weg mit bekommen haben, ſo einen Merks-Marx! Wer wiſſen will, was? der leſe die Landsberger Chronik nach.

Und wär'ſt du auch der bravſte Mann,
Man hängt dir doch ein Klämperle an.

Handelt von alter und neuer Bekanntſchaft; und wie der Spiegelſchwab die Ehre der ſchwäbiſchen Landsſprache rettet.

Auf dem Wege nach Weilheim kehrte der Spiegelſchwab in einem Bahnenhäusle ein. Da traf er den Tyroler, der mit Theriak und Schnee-

berger durch's Land handelte, und luſtigen Sinns ſo eben ein Schelmliedel vor ſich hin ſang, lautend:

O Briefarl hab' i' g'ſchrib'n,
Hab's trag'n auf die Poſt,
Hab' den Baarfürst'n g'frägt,
Was ſein Sauländ'l koſt'.

Nachdem ſie ſich als alte gute Bekannte begrüßt, fragte der Spiegelſchwab: woher und wohin des Weges? „Von Haus in die Welt," antwortete der Tyroler. Der Spiegelſchwab: „Was gibt's Neues? Schneit's noch immer in Tyrol?" „Ja," ſagte der Tyroler; „aber zwiſchen Johannis und Jacobi wird's warm, es mag unſerm Herrgott nun recht ſeyn oder nicht." Weiter fragte der Spiegelſchwab: „Gerathen heuer in Tyrol die Köpfe gut?" „Ja," ſagte der Tyroler, der den Spaß verſtanden, „das Kraut gerathet alle Jahr." Indem ſie noch weiter mit einander redeten und einander hänſelten, wie denn gute Geſellen zu thun pflegen, trat der Wirth herein, ein ſchlampeter, wampeter Holedauer-Klachel, der, ſobald er den Schwaben witterte, ſogleich anſchlug, wie ein Jagdhund. Beim Spiegelſchwaben hatte es aber keine Noth; denn der blieb keine Red' ſchuldig, und auch keine Grobheit. Und darauf kommt's eigentlich an. Der Wirth, nach der Gewohnheit der Bayern,

fing gleich an, den Schwaben aufzuziehen von wegen der „Sprauch.“ Da ſagte der Spiegelſchwab: „Wißt ihr was? weil ihr euch denn ſo progiet mit eurer Sprach', ſo ſoll's eine Wette gelten um die doppelte Zeche; wer drei Vögel am geſchwindeſten nennt, der ſoll gewinnen; der langſamſte muß bezahlen. Der Tyroler da ſolle den Ausſpruch thun, und könne umſonſt mittrinken. Der Tyroler ſagte, er thue ſelbſt mit; vermeinend, er werde gewinnen. Alſo wurden ſie der Wette eins. Und der Schwab fing an und ſagte ſo geſchwind er konnte: Zeisle, Meisle, Fink. Darauf ſagte der Tyroler, bedächtig und langſam: „eppermal ein Alſter, eppermal ein Amſel, eppermal ein Nachtigall.“ Der Wirth ſagte: „Tyroler, du mußt bezahlen.“ Darauf der Tyroler: „Ich muß echterſt hören, was du noch vorbringſt.“ Der Wirth fing an und ſagte: „Ein Sta'l, ein Da'l.“ Da fiel ihm aber der dritte Vogel nicht ein, und er beſann ſich lange; endlich ſagte er: „und ein Spanſau.“ Darob lachten die beiden andern Geſellen; und der Tyroler ſagte: der Wirth müſſe bezahlen, als der am langſamſten geweſen ſey. Und der Schwab fragte ihn: ob denn die Bayern die Spanſau zum Federvieh zählten? Der Wirth aber ſtand auf, ärgerlich, und ſagte auf gut Hochdeutſch: „Lüg'

mir den Buckel!“— Und also zechten die Drey tapfer mit einander, und der Spiegelschwab war nicht der letzte zum Krug. Als sie alle Drei satt hatten, obwohl noch lange nicht genug, fragte der Wirth nach der Zech und zahlte sie dem Spiegelschwaben aus, und der strich sie ein, als wäre er der Wirth und der andere der Gast. Und er sagte: „Dank für die Bezahlung.“ Drauf, als er Abschied nahm, sagte er zum Wirth: er wolle ihm noch ein Räthsel zum Besten geben, damit er sich bei Andern die doppelte Zeche wieder abverdienen könne. Das war dem Wirth recht; und der Spiegelschwab sagte: „Was ist das für ein Ding: es hat keine Augen, und sieht doch; es hat keine Ohren, und hört doch; es hat keine Nase, und riecht doch; es hat keinen Mund, und ißt doch; es hat keine Hände, und greift doch; es hat keine Füße, und geht doch. Jetzt rathet!“ Der Wirth gab sich gefangen. Der Spiegelschwab sagte: es sey dieß ein Bayer. Die Bayern hätten keine Augen, sondern Böckel; sie hätten keine Ohren, sondern Loser; sie hätten keine Nase, sondern einen Schmecker; sie hätten keinen Mund, sondern eine Fotze; sie hätten keine Hände und Füße, sondern Bratzen und Haxen.“ Es war ein Glück für den Spiegelschwaben, daß er die Schnalle schon in der

Hand hatte, und hinaus witſchte. Er hätte ſonſt einen tüchtigen Guß zum Gruß mit auf den Weg bekommen.

Wahrheit iſt ein ſeltnes Kraut,
Noch ſeltner, der ſie wohl verdaut.

Allhier fangen die Weilheimer Stücklein an.

(Erſtes Capitel.)

Bei Weilheim liegt ein Berg, der heißt der Eſelsberg. Man erzählt, daß er den Namen davon erhalten habe: Es ſey ein Landſtürzer nach Weilheim gekommen, der habe den Weilheimern verſprochen, er wolle ihnen ein Mittel geben, wie ſie auf wohlfeile Art zu Eſeln kommen könnten, woran in ihrer Stadt ſo ſehr Mangel ſey. Und er bot ihnen zum Kauf Eſelseier an (es waren aber große Enteneier). Dieſe Eier, ſagte er, ſolle einer von ihnen ausbrüten; es müßte aber der Bürgermeiſter ſelbſt ſeyn. Alſo wurden ſie des Handels eins, und der Bürgermeiſter ſetzte ſich, oben auf dem Berg, über das Neſt, und brütete aus. Weil es ihm aber zu lang und zu bang wurde auf dem Neſt, ſo ruckte er mit dem Hintern, und da fiel ein Ei heraus, und wargelte den Berg hinab ins Gebüſch hinein. Unten hockte ein Haas, der wurde aus ſeinem Lager

aufgeschreckt und lief davon. Wie der Bürgermeister von Weilheim das Ding fortlaufen sah, vermeinte er, es sey ein junger Esel, der aus dem Ei ausgekrochen. Und also schrie er, was er konnte: „Hieher, Büberl; siehst du denn nicht, wo dein Vater ist?“ — Also wird erzählt; es kann aber auch erlogen seyn. Gewiß ist aber, daß seit der Zeit die Weilheimer keinen Mangel mehr gehabt haben an Eseln. — So erzählte dem Spiegelschwaben ein Buchführer aus Kohlgrub, der die Geschichten vom Eulenspiegel, von der schönen Magellone, von den Heimonskindern und andere hausiren trug, und er sagte ihm, er solle nur beim Bräuwastel einkehren; der wisse ihm noch mehr zu sagen von Weilheimer Stückeln.

Dieß ist ein treffliches, fruchtbares Land,
Die Narren wachsen ungesehen hinter der Wand.

Vom Ursprung der Weilheimer Stücklein, und ihrer Ausbreitung durch die ganze weite Welt.

(Zweites Capitel.)

„Etwas ist dran,“ sagte der Bräuwastel, „aber nicht Alles, was von Weilheimer Stücklein erzählt wird. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge stand

nämlich da, wo jetzt Weilheim steht, in uralten Zeiten eine Stadt, Namens Lalenburg, deren Einwohner wegen ihrer dummen und albernen Streiche weltberühmt geworden. Durch einen Unfall ohne Gleichen ist ihre Stadt zerstört worden, und die Einwohner selbst haben sich zerstreut. Daher kommt es denn eben, daß nicht leicht eine Stadt sey, wo nicht Nachkommen dieser Leute sich vorfinden, die eben dummes und letzes Zeug verrichten. Am meisten mögen sie sich jedoch freilich zu Schilda in Sachsen, zu Hirschau in der Oberpfalz und allhier zu Weilheim in Ober-Bayern angesiedelt haben. Aber nicht Alles, was man diesen Städten Böses nachsagt, ist, wie gesagt, wahr. Gar Vieles kommt auf Rechnung anderer Städte in Ober- und Nieder-Bayern, in Franken, wie auch in den beiden Pfalzen; ja selbst München, der Sitz der Weisheit, ist nicht frei von solchen dummen Streichen, und denen, die sie machen; und man könnte es füglich Groß-Weilheim nennen.“ — Der Spiegelschwab ward durch diese Erzählungen sehr vergnügt, wie hoffentlich auch der geneigte Leser; und er wünschte Mehreres noch von solchen Stücklein zu hören. Der Bräuwastel gab ihm das Büchlein von den Lalenburgern, gedruckt in diesem Jahr und mit vielen Holzschnitten geziert; und der Spiegelschwab

las darin bis spät in die Nacht, und hätte schier Essen und Trinken drob vergessen, wenn ihn der Wirth, der seine Zeche machen wollte, nicht daran gemahnt hätte.

Es wachsen, ohne Dung und Pflug,
Die Thoren überall genug.

Von den Weilheimer Stücklein.

(Drittes und letztes Capitel.)

Des andern Tags beim Abschied sagte der Bräuwastel zum Spiegelschwaben: es freue ihn, seine Bekanntschaft gemacht zu haben; denn nun sehe er, daß die Schwaben nicht so dumm seyen, als wofür man sie ausgibt. Der Spiegelschwab sagte entgegen: es freue ihn auch, daß er seine Bekanntschaft gemacht habe; denn nun sehe er, daß die Bayern nicht so grob seyen, als wofür man sie ausgibt. Und also schieden sie als die besten Freunde. — Wie der Spiegelschwab durch die Stadt ging, fielen ihm sogleich im Vorbeigehen noch einige Stücklein auf die Nase. Einer fuhr mit einem geladenen Mistwagen vorbei; und als ihn einer fragte, warum er wieder umkehre, sagte er: er habe die Mistgabel vergessen und er müsse sie holen. — Ein Zimmermann saß auf einer hölzernen Dachrinne oben

am Haus und sägte sie ab; er saß aber auf dem letzen Theil und fiel damit herab. — An einer Hausthür war ein Mann beschäftigt, neben einem größern Loch, wo die Katze aus- und einschliefen konnte, zwei kleinere zu machen. Auf die Frage, warum er das thäte, sagte er: „Die Katze hat zwei Junge geworfen; ich thues drum, daß die auch aus und ein können." — Als er unter das Thor kam, stand ein leerer Heuwagen drunten, auf dem der Wiesbaum quer über lag, so daß also der Wagen nicht zum Thor herein konnte. Der Knecht besann sich nicht lange, sondern holte eine Säge und sägte den Wiesbaum mitten entzwei. — „Herrgott von Buxheim!" rief der Spiegelschwab aus; „welch ein lustiges Leben muß es in einer Stadt seyn, wo täglich und stündlich solche Streiche blühen!"

Gält' einen Batzen jeder Streich,
Wir wären noch einmal so reich.

Wie der Spiegelschwab in die Hölle kommt, und was er dort erfahrt.

Eine Stunde außerhalb Weilheim, auf dem Weg nach dem heiligen Berg Ander, fiel ihm ein, gehört zu haben, daß in Polling extra gutes Bier zu trinken sey. Also scheute er nicht den Umweg,

und ging wieder zurück und dahin. Und es schmeckte ihm gut. Das hörte der Abt des Klosters, ein leutseliger, niederträchtiger Herr, und es wurde ihm hinterbracht: im Trinkstüble sitze ein Schwab, der könne saufen trotz einem Bayern. Der Abt sagte, man solle ihm genug geben, und umsonst. Und der Bitzschwab profitirte auch von der gnädigen Erlaubniß, und er trank und sagte eins ums andere Mal: das müsse man sagen, und es sey wahr: im Kloster ist ein Leben wie im Himmel. Und er guckte so oft und so lange in die Bierbütsche, bis sein Himmel, das Capitolium, sternvoll wurde und er bewußtlos da lag, wie ein Schwein. Das wurde dem Abt hinterbracht; und der sagte: „Weil denn der Schwab den Himmel verkostet, so solle er auch die Hölle verkosten." Und also ließ er ihn in ein tiefes, kuhfinsteres Kellerloch tragen. Des andern Tags, wie der Spiegelschwab erwachte und sich den Rausch aus den Augen rieb, standen zwei kohlschwarze Männer vor ihm mit Fackeln in der Hand; und auf die Frage des Spiegelschwaben: wo bin ich denn? sagten sie: „in der Hölle." Und sie gaben ihm alsogleich den Willkomm, wie's im Zuchthaus und in der Hölle herkömmlich ist. Dann ließen sie ihn allein in der schrecklichen Finsterniß, und es war allda Zähnklappern; und er hatte nun abermal Zeit,

wie unter den Zähnen des Melak, über ſich und das menſchliche Elend nachzudenken. Um Mittag kamen die beiden Teufel wieder und brachten ihm einen Laib Brod, das ſchier ausſah, wie ein Pechkuchen. Der Spiegelſchwab ſagte: es thäte ihn nicht hungern, wohl aber durſten. Und er dachte ſich: Ach, hätte ich nur ein Tröpflein Gerſtenſaft von geſtern! Die Teufel aber gingen abermals fort, ohne ein Wort zu ſagen; und der Spiegelſchwab ſaß wieder allein da in der Finſterniß der Hölle, und es wurde ihm auch höllenangſt. Er fing nun an, an dem Brodlaib mehr zu ſutzeln, als zu beißen; aber es ſchmeckte, wie pures Salz, und es durſtete ihn noch ärger, alſo, daß er an dem feuchten Gemäuer umher kroch und die Waſſertropfen, die daran hingen, ableckte. Indem er ſo im Finſtern umher tappte, da ſtieß er an etwas, das ſich anfühlte, wie ein Faß. Und es war auch eines, und zwar ein volles. Er zapfte es ſogleich an — und das Anzapfen verſtand er — und er ſoff, wie ein Bürſtenbinder, und wurde in dem Maaße voll, als das Faß leer wurde. Und ſo fanden denn Abends die beiden Männer wieder das alte Schwein; und ſie trugen ihn fort und hinaus in einen Straßengraben, wo ſie ihn im Dreck liegen ließen. Des Morgens, wie er erwachte, und ſich auf das beſann, was ihm begegnet, ſchwor

er bei Stein und Bein: er wolle ſich vor dem bayeriſchen Bier in Acht nehmen, und keinen Tropfen mehr trinken, als höchſtens ſechs Mäßle auf Einem Sitz.

Zuſagen und halten
Steht wohl bei Jungen und Alten.

Von einem Abenteuer, das der Spiegelſchwab mit einem Pfaffen gehabt.

Wenn die Höllenqualen bekehren würden, ſo wäre der Teufel ſchon längſt ein Heiliger. Bei dem Spiegelſchwaben hat die Hölle nichts verfangen. Davon gibt folgendes Stücklein ein Zeugniß. Vor Pähl, auf der Straße, begegnete ihm ein Pfaffe; der trug auf ſeinen Schultern eine Geldkatze voll Opferpfenninge, und er ſchmunzelte unter der liebwerthen Laſt, wie einer, der ſein Schätzle heimführt. Der Schwab dachte ſich: Dem will ich tapfer einheitzen, daß er ein Paar Güldele ſchwitzen muß. Und er ging auf ihn zu, und ſagte: Mit Verlaub! ich will Euch die Laſt da abnehmen. Der Fachſenmacher wollte nur einen Poſſen ſpielen, wie er zu thun pflegte; aber der Herr nahm's für baren Ernſt, und er ſtellte ſich, und ſagte: „Hebe dich hinweg, Swabe!“

Donner und Wetter! wie ſchwoll da dem Spiegelſchwaben der Kamm! Hätte er ihn einen Stockböhmen, einen Kalmucken geſchimpft, oder noch was Aergeres, es hätte ihn wahrlich nicht ſo ſehr verſchmacht. „Was, Schwabe?“ ſagte der Schwabe, und ging dem Schwarzrock näher an den Leib, und hielt ihm die Fauſt unter das Kinn, und fipperte vor Zorn. In der Angſt nahm der dicke Herr ſeine Hülfe zur geiſtlichen Waffe, und er rief mit aufgehobener Hand, zum Schwur, wie St. Niklas, die Bannformel über ihn aus: Si quis — und ſo weiter. Der Spiegelſchwab verſtand zwar kein Latein; aber er gneißte doch, es ſey dieß ſo eine von den Zauberformeln; und wie er denn von Haus aus ein Haſenfuß war in ſolchen Dingen, ſo zog er andere Saiten auf, und ſagte: „Leids wolle er ihm juſt nicht anthun; aber den Schimpf könne er auch nicht ſo auf ſich ſitzen laſſen; er möchte ihm daher ein Paar Güldele geben, zum Beweis, daß er's nicht übel gemeint.“ Dieß that denn auch der geiſtliche Herr, zwar ungern, aber doch froh, daß er den ſchwäbiſchen Landſtürzer um ſo wohlfeilen Preis ſich vom Leib geſchafft.

Das wird erfahren oft und dick.
Je ärger Schalk, je beſſer Glück.

Wie der Spiegelſchwab der Hexe von Kriegshaber begegnet, und wie er ihr Zauberwerk vernichtet.

Als drauf der Spiegelſchwab den Berg hinan gen Ander ging, durch den Wald, bei einbrechender Nacht, da ſah er zu ſeinem Erſtaunen mitten auf dem Weg die Hex' von Kriegshaber, die kochte. Der Spiegelſchwab ging auf ſie zu, und ſagte: Was machſt, alte Hex? Dieſe antwortete grinſend: Ein Tränkle für Kirchweihgurgeln, wie du biſt. Und ſie ſchöpfte, und es floß giſchend, wie ein Strom, in den Keſſel zurück. Dem Spiegelſchwaben gefiel das Zauberſtücklein, und er fragte weiter: Was macht dein Leibbaule, der ſchwarze Kater? Er ſpinnt Fäden, ſagte die Hex, um Galgenvögel zu fangen, wie du biſt. Und ſie ſchöpfte wieder, und goß die glühende Brüh auf den Boden; und es floß fort, und zog ſich, wie ein feuriger Faden um den Spiegelſchwaben, und es wurde immer enger der Kreis und immer breiter der Strom. Der Spiegelſchwab dachte ſich: Das iſt Hexerei, die einem Chriſtenmenſchen nicht ſchaden kann; und er foppte die Hex weiter: Was macht der Teufel, der Keſſelflicker? Die Hex antwortete: Keſſel, um liederliche Strolchen und Diebe drin zu ſieden und zu braten, wie du biſt. Und die Hex rührte immer

ſtärker, und der Keſſel floß über, und der Feuerſtrom brannte ihm ſchon an die Sohlen. Da faßte der Spiegelſchwab Muth, und er machte einen Kreuzſprung über den Keſſel und die Hexe, und im Augenblick war Alles verſchwunden und verſtoben. Nachdem der Spiegelſchwab alſo der Gefahr entkommen, dachte er ſich: Die alte Runkunkel hat mir ſicherlich den Weg zum heiligen Berg verſperren wollen. Aber hinauf muß ich, trotz allen Hexen und Teufeln.

Heuchelei und Schelmerei
Iſt des Teufels Liverei.

Wie der Spiegelſchwab in ſich geht und ſich bekehrt; woraus erſichtlich, daß die Geſchichte zu Ende geht.

Nachdem der Spiegelſchwab auf dem heiligen Berg die Heilthümer in der Kirche angeſehen, wobei er ſich viele fromme Gedanken gemacht: da, wie er wieder zur Kirche hinaus wollte, ſah er im Beichtſtuhl einen Pater ſitzen. Und er dachte bei ſich: Hat der nichts zu thun, und hab ich nichts zu thun, ſo verſaumen wir beide nichts, und ich kann gelegentlich beichten. Alſo ging er in den Beichtſtuhl,

und beichtete. — Wir wüßten aber natürlich kein Wörtle von dem, was er gebeichtet, und wie's ihm ergangen, wenn nicht der Spiegelschwab selbst es erzählt hätte dem Blitzschwaben, seinem Freund, der es seinen Kindskindern, und deren Kindskinder mir es erzählt haben, wie folgt: Anfangs sey noch Alles passirlich gegangen, da er in Allem das Beste versprochen habe, namentlich wegen Wiedererſatz dessen, um was er die Leute betrogen — bis es auf den Hauptpunkt gekommen: daß er nämlich uneins sey mit seinem Weib, und seit einem Jahr nicht mehr zusammen wohne mit ihr. Er hasse sie eben nicht, habe er gesagt, vielmehr er wolle fleißig für sie beten um ein seliges End; aber leiden könne er sie nicht, und er möchte lieber mit einem Drachen unter einem Dach seyn, als mit ihr. Der fromme Pater aber verlangte, und blieb dabei, daß er zu seinem Weib heim gehen, und ihr wieder beiwohnen sollte; sonst könne er ihn nicht absolviren. Der Spiegelschwab war halsstärrig, und ging aus dem Beichtstuhl ohne Absolution. Draußen vor dem Beichtstuhl rührte ihn aber doch sein Gewissen, und er dachte an die Freythofblümlein auf seinem Kopfe, und es wurde ihm ganz curios ums Herz. Da stand er nun, den Hut drehend zwischen den beiden Händen, oft seitwärts blickend auf den Pater, ob

er ihn etwa nicht zurück rufen möchte. Der saß aber ruhig, und schien still zu beten. Der Spiegelschwab dachte sich: da muß ich wohl den Bescheidern machen. Und er redete den Pater an, und sagte: Probieren will ich's — auf einen Monat, aber länger nicht. Der Pater schüttelte den Kopf. — „Nun, sagte der Spiegelschwab, damit Ihr seht, daß ich mit mir markten lasse: auf ein Vierteljahr!" Der Pater schüttelte den Kopf. — „Auf ein halbes Jahr!" handelte der Spiegelschwab weiter, und hielt ihm die Hand hin, und sagte: „Wenn's Euch so recht ist, so schlagt ein!" Der Pater schüttelte den Kopf. Jezt verlor der Spiegelschwab schier alle Hoffnung und Geduld; er nahm sich aber als ein ganzer Kerl zusammen, und sagte: „Wenn Ihr doch nicht anders wollt, so sey's — in Gottes Namen! — auf ein Jahr!" — Der Pater, der seine Zerknirschung bemerkte, und ihn nicht bis zur Verzweiflung treiben wollte, winkte ihn zu sich in den Beichtstuhl, und er redete ihm noch einmal ernstlich zu, und der Spiegelschwab versprach alles Mögliche. Und das war recht. — Von Ander aus wandte sich der Spiegelschwab vorerst nach Grafrath. Dort liegt der Leichnam des heiligen Rasso, der, wie er hörte, ein großer Held gewesen ist. Der Spiegelschwab meinte: er müsse wohl ein böses

Weib oder ſonſt ein Unthier gebändigt haben. Und alſo verlobte er ſich zu ihm.

Wer recht beichtet,
Das Herz erleichtet.

Ein Capitel, worin nichts von Streichen vorkommt, was alſo überſchlagen werden kann.

Der Menſch iſt nie langweiliger, als wenn er über ſich ſelbſt nachdenkt. Und alſo iſt nichts von weitern Streichen des Spiegelſchwaben zu erzählen, wie er jetzt ſeines Weges geht nach Meitingen zu ſeinem Freund, dem Blitzſchwaben. Um jedoch den günſtigen Leſer von ihm zu unterhalten, will ich von ſeinen Sprüchen reden, die er im Brauch hatte; woraus neuerdings erhellet, daß er ein ſinnreicher Kopf geweſen; wie es denn die Schwaben alle ſind, die dummen ausgenommen. — Wenn von Weibern und Heirathen die Rede war, ſo pflegte er zu ſagen: Weib und Geld ängſtigen manchen, wie ſieben Hund einen Haſen im Feld. Und: Der Eheſtand iſt kein Geſchleck, ſondern ein Joch. Und: Gilt die Bosheit etwas, ſo iſt ein Weib theurer, als hundert Männer. — Wenn von ſeinem Weib Meldung geſchah, ſagte er: Böſe Hund ſind gute Wächter,

ſang ein Bauer von ſeinem böſen Weib. — Von den Weibern überhaupt: Sie hätten einen vielfältigen Rock, und einen einfältigen Kopf. — Gefragt, wie es ihm ergehe, antwortete er: Vortrefflich; ich lebe ſtattlich, trinke viel, eß' nicht wenig, und bin Niemand ſchuldig, als den Leuten. — Sonſt hatte er auch im Spruch: Was den Leuten zuwider iſt, das treib ich; wo man mich nicht gern hat, da bleib ich. — Vom Eſſen und Trinken pflegte er zu ſagen: Das Trinken geht alle Tag; und gegeſſen muß ſeyn, und wären alle Bäum' Galgen. Und: Guter Wein verdirbt den Beutel, der ſchlechte den Magen; doch beſſer der Beutel, als der Magen verdorben. — Zu einem Nachtlichtle und Saufbruder ſagte er einmal: Nicht wahr, Nachbaur, die ganze Nacht geſoffen iſt auch gewacht? — Wenn ſich einer über ſchwere Arbeit beklagte, pflegte er zu ſagen: Wenn's ſo luſtig und ſo leicht wäre, ſo thät's der Bürgermeiſter ſelbſt. — Warf man ihm vor, daß er ſich ſeine Arbeit zu theuer bezahlen laſſe, ſo ſagte er: das braune Bier muß ſeine Urſach haben. — Von einem faulen Menſchen ſagte er: Er hat Luſt zum Arbeiten, wie der Hund zum Hechellecken; und: es ſteht ihm die Arbeit ſo gut an, wie einer Geiß der Klagmantel. — Von einem Lump und nichtsnutzigen Menſchen ſagte er: Der gilt nichts,

wo die Menschen theuer sind. Oder: Er ist einer, wo 13 auf ein Duzend gehen. Auch: Wenn man ihn verschenken wollt, man müste einen Batzen darauf legen. — Wenn er einen unwilligen Menschen sah, sagte er: Du bist so lieblich wie ein Essigkrug; wenn du nur in die Milch siehst, so wird sie sauer. Oder: du wärest ein rechtes Muster auf den Essigkrug. Auch: Wenn dein Gesicht am Himmel stünde, die Bauern würden zum Wetter läuten. — Von einem hoffärtigen Menschen pflegte er zu sagen: Er hält viel auf sich, aber andere Leute halten auf ihn desto weniger. — Von einem Neidischen: Er sieht auf die Seite, wie eine Gans, die Aepfel sucht. Von einem Groben: Er ihrzt Niemanden, als sich und den Herrn Pfarrer. Von einem Zornigen: Er thut sich auf, als wenn er zehn Teufel gefressen, und hätte den eilften im Maul. Von einem Lügner: Er bleibt bei den Worten, wie der Haas bei der Trommel. Sonst pflegte er auch vom Lügen zu sagen: Lügen sey eine Hauptsprache, denn sie gehe durch das ganze Land. Und: Wenn Lügen so schwer wäre, wie Holztragen, so würde Jeder die Wahrheit sagen.

Weise Sprüche, gute Lehren
Muß man thun, und nicht nur hören.

Wie der Spiegelschwab nach Meitingen kommt zum Blitzschwaben.

Als er nach Meitingen kam, auf dem Lechfeld, traf er seinen Freund, den Blitzschwaben, im Wirthhaus bei einem Mäßle weißen Biers sitzen. Der war auf, wie Bätz, und sang so eben das Liedlein:

Ich bin halt so:
Ich achte nit das Schmeichlen.
Und achte nit das Heuchlen.
Trutz allen falschen Zungen.
Denk ich an Goldschmids Jungen;
Ich bin halt so.

Ich bin halt so:
So lang ich leb auf Erden.
Werd ich nit anders werden.
So so so werd ich bleiben.
Aufs Grab mir lassen schreiben:
Ich bin halt so.

„Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, als er den Spiegelschwaben erblickte. Bist's oder bist's nit? Ja, wägerle, du bist's. Grüß dich Gott, Lump! Aber jetzt setz dich, Brüderle; wir trinken noch ein paar Mäßle zusammen, wenn's langt. Dann brechen wir auf, heut noch nach Türkheim zum Kätherle, und morgen ist Hochzeit.“ Der Spiegelschwab sagte: Also willst du wirklich Ernst machen

mit dem Kätherle? „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, lieber heut noch als morgen. Und ich sag dir's und du darfst mir's glauben: 's Kätherle ist ein schön's Mädle, 's Kätherle ist ein brav's Mädle, 's Kätherle ist ein Mädle, wie man keins mehr findet in der Welt." Der Spiegelschwab sagte: Es gibt nur zwei gute Weiber auf dieser Welt; die eine ist verloren, und die andere kann man nicht finden. „Daß dich die Katzen kratzen!" sagte der Blitzschwab unwillig. Jetzt sauf, und laß mich ung'heyt."

Wen einmal der Gammet flicht,
Höret auf die Wahrheit nicht.

Wie der Spiegelschwab dem Blitzschwaben ein Capitel vom Ehestand lieset.

Unterwegs, als sie dieß und jenes sprachen, kam der Spiegelschwab wieder auf das Capitel vom Ehestand und den Weibern. Der Mann ist allzeit angeführt mit dem Weib — sagte er — und die beste ist nichts nutz. Ist sie schön, so hat er viel Wartens; ist sie häßlich, so hört er viel Eiferns; ist sie häuslich, so ist sie auch bös; versperrst du sie, so klaget sie; lassest du sie gehen, so ist sie in der Leute Mäulern; zürnest du mit ihr, so hängt sie das Maul; sagst du nichts, so kann Niemand mit

ihr zurecht kommen. Hat ſie die Ausgaben in Hänſden, ſo weh dem Gelde; führſt du die Ausgaben, ſo verkauft ſie den Hausrath. Bleibſt du zu Haus, ſo biſt du ein Einſiedler; kommſt du zu ſpat heim: Wo hat dich denn der Teufel gehabt? Gibſt du ihr ſchöne Kleider, ſo will ſie ſich ſehen laſſen; kleideſt du ſie ſchlecht, ſo flucht ſie dir den Tod. Haſt du ſie gar zu lieb, ſo achtet ſie deiner wenig; gibſt du dich aber wenig mit ihr ab, ſo ſchert ſie ſich um dich gar nicht. Willſt du nicht ſagen, warum ſie dich fraget, ſo laſt ſie nicht ab, bis du es ſageſt; kurzum: der Ehſtand iſt ein Wehſtand. — — Der Blitzſchwab hatte indeſſen, da der Spiegelſchwab alſo ſprach, die Geige zur Hand genommen, und er fing an, zu ſtimmen und zu klimpern, immer ſtärker, je mehr der andere ſprach. „Aber du hörſt nicht? — fuhr der Spiegelſchwab fort — nun, ſo magſt du denn fühlen. Als guter Freund will ich dir jedoch zum Ehrengeſchenk noch einen weiſen Spruch mitgeben, den die bayeriſchen Bauern im Brauch haben, und der unter Brüdern einen Thaler werth iſt. Der lautet alſo:

Haſt ein bös Weib am Montag,
Traktiere ſie freundlich am Erchtag,
Will's nicht helfen am Mittwoch,
Gib ihr gut Stöß am Pfinztag.

Thut's nicht gut am Freitag,
Hol's der Teufel am Samstag,
So hast du einen guten Sonntag.

„Daß dich der Gicker kratz', du Schukeier, du Schampedasche, du Schurimuri!" — sagte der Blitzschwab zornig. — Jetzt schweig, sagte er, Tralewatsch! und laß dich heimgeigen." Und er geigte und sang dazu: Ich bin halt so!

„Während dem brummelte der Spiegelschwab, wie ein Dudelsack:

Einem jeden Lappen
Gefallt sein' Kappen;
Ist sie auch arm,
Macht sie doch warm.

Des fahrenden Schülers Adolphi Bericht, wie es auf der Hochzeit des Blitzschwaben zugegangen.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —*)

---

*) Lücke in der Handschrift. S. den Anhang zu den Bemerkungen III.

Wie der Spiegelschwab zu seinem Weibe heimkehrt, und was zu Hause geschehen. Das letzte und schönste Capitel.

„Jetzt gehst abe zu deinem Weib heim," sagte der Blitzschwab zum Spiegelschwaben, acht Tage nach der Hochzeit. „Ich geh schon, sagte der, so gern, wie eine arme Seel ins Fegfeuer." „Und bleibst fein bei ihr, wie du's dem Pater versprochen — fuhr jener fort — und mach's nimmer so, wie das Thurn-Michele von Augsburg, der sich des Jahrs nur einmal sehen läßt. Und ich sag' dir's nochmal, sagte er, sie ist wie ausgewechselt, seit der Zeit, daß sie dem Bären entkommen. Selbst die Nachbarin sagt alles Gute von ihr. Und auf das Präsent, wie ich dir sag', darfst du dich freuen." Also redete der Blitzschwab dem Spiegelschwaben zu, als dieser von ihm Abschied nahm. — „Schwabenland ist ein schönes Land (pflegt der Schwab zu sagen); aber heim mag ich nicht." Der Spiegelschwab hatte mehr als Eine Ursache, so zu sagen. Und doch ging er, zwar mit wenig Hoffnung, aber voller guter Vorsätze Memmingen zu. In den Hopfengärten dunkte es ihm doch allebot, als höre er die wohlbekannte Rätschstimme: „Bist du endlich wieder da, du Schlingel!" Und als er unters Thor kam, wollte ihm fast der Teufel ins Ohr rau-

nen, er ſollte wieder umkehren. Und als er ſein Haus von der Ferne ſah, ſank ihm ſchier das Herz, und die Füſſe wollten ihn nicht mehr tragen. Da faßte er Muth, als ein ganzer Mann, und ſagte: Sey's in Gottes Namen! Und er ging, und kam heim. Und, ſieh da! wie er vor die Thür kam, trat ihm ſeine liebe Ehehälfte entgegen, und trug ein Kind auf den Armen. „Grüß dich Gott, Herzensmännle! ſagte die Frau. Da ſieh, lug einmal dein Büble an.“ Der Spiegelſchwab ſah drein, wie einer, der ein ſchweres Rechnungs-Exempel im Kopf auflöſet; und er konnte es doch nicht herausbringen. Das Kindlein aber lächelte ihm entgegen, und da konnte er nicht mehr anders, er mußte es nehmen, und er gab ihm ein Eyle, und er nannte es ſein liebs Bübele. Dann gingen ſie ins Haus, und die Frau machte ihm gleich ein warmes Süpple, und fragte: Männle, was magſt noch? Und von der Zeit an war Fried und Einigkeit im Haus; und die Nachbarin ſelbſt hatte ihre Freude daran, ſo wie hoffentlich alle, die dieß leſen.

Wer da will haben gut Gemach,
Der bleib unter ſeinem Dach.
Wer will haben ein' Kuh,
Der bleib bei ſeiner Kuh.

Bemerkungen.

I.

Bemerkungen zur Geschichte des Doctor Faustus.

Die Volkssage von Doctor Faustus ist ohne Zweifel älter, als dieser selbst. Die Bestrebungen einzelner Männer, in die Geheimnisse der Natur tiefer einzudringen, und ihre Versuche in der Anwendung bisher noch unbekannter Naturkräfte, mußten in jenen frühern Zeiten dem Volke auffallend erscheinen, und die Meinung erzeugen, daß diese außerordentliche Einsicht und Kraft nur durch Hülfe der Magie und des Bösen gewonnen werden könnte — in grellem Gegensatze zu jenen wunderähnlichen Erscheinungen und Handlungen, welche im Bereiche der Kirche und vermittelst ihrer Segnungen und Exorcismen statt gefunden, und als Ausflüsse eines gottgefälligen Dienstes gehalten worden. Die Geschichten und Gedichte aus jenen Zeiten thun häufig Meldung von Zaubereien der verschiedensten Art; und die mündliche Ueberlieferung wird sich mit solchen Gerüchten um so lieber abgegeben haben, da das Außerordentliche, Wunderbare, zumal auch das Schreckliche und Grauenvolle, einen eigenen Reiz auf die mensch-

lichen Gemüther anekelt und die ohnehin schon beschränkten Geister befangen hält.*)

Gewiß ist es, daß jene Sage von Doctor Faustus sich erst zu Anfang des 16ten Jahrhunderts vollständig ausgebildet, und zu einer zusammenhängenden Geschichte gestaltet hat. Es fand sich damals der frömmere Theil des Volkes zu Fictionen dieser Art mehr als je veranlaßt durch einzelne Gelehrte und Weltweise, die den alten Offenbarungsglauben von sich werfend, nicht durch Vermittelung der heiligen Schrift, sondern unmittelbar durch eigene Fragen an die Geisterwelt und Natur das Räthsel der Welt lösen wollten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich — wie denn Görres in seinem Buche „die deutschen Volksbücher" mehrere Zeugnisse anführt — daß ein als Schwarzkünstler verrufener Landstreicher Faust zur Reformationszeit gelebt habe,**) in dessen Person die Sage Alles vereinigte, was von Zaubereien der Geistlichen und der fahrenden Schüler bis dahin kund geworden.***) Entstanden ja

*) Man erinnere sich nur an die Sagen von Gerberts Bund mit dem Teufel, und an jenen „Theophilus," den Faust des Mittelalters. Vergl. den „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" von H. Arb. v. Aufseß.

**) Grimm (Kinder- und Hausmärchen Th. III. S. 215.) vermuthet jedoch: sein Name sey mythisch, und weil er den Wünschmantel besessen, heiße er der Begabte, das Glückskind, Faustus.

***) Vergl. den Aufsatz in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch (V. Jg.) „Die Sage von Doctor Faust von Dr. Chr. L. Stieglitz."

um dieſelbe Zeit auf ähnliche Art auch andere beliebte Volksbücher; wie denn z. B. in anderer Weiſe und zu ergötzlicher Unterhaltung des Volkes, jener verrufene Schalk, der Tyl, zum Träger aller umlaufenden Schwänke auserieſen wurde.

Literatoren von Profeſſion mögen übrigens unterſuchen und nachweiſen, wann und wo das Volksbuch von Doctor Fauſtus zuerſt erſchienen. Man kennt eine Ausgabe v. J. 1588 (Frkft. a. M.) Vor uns liegt eine andere Ausgabe v. J. 1589 (sine loco), welche den Titel führt: „Hiſtoria von Doct. Johann Fauſti, des ausbündigen Zauberers und Schwarzkünſtlers Teufelliſcher Verſchreibung, Vnchriſtlich Leben und Wandel, ſeltzamen Abenthewren, auch vberaus gräwlichem und erſchrecklichem Ende. Jetzt auffs newe vberſehen, vnnd mit vielen Stücken gemehrt.“ Nach dieſem, oder einem ähnlichen Original vervielfältigten ſich die Ausgaben ins Unendliche, *) und die Hiſtorie von Dr. Fauſtus erhielt ſich bis auf unſere Zeiten herauf als eines jener Volksbücher geltend und beliebt, welche, neben den luſtigen oder anmuthigen Hiſtorien hauptſächlich durch abenteuerliche und ſchauerliche Geſchichten die Aufmerkſamkeit der Menge feſſelten.

*) Das noch jetzt gewöhnliche, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bearbeitete Volksbuch führet den Titel: Des durch die ganze Welt berufenen Erzſchwarzkünſtlers und Zauberers Dr. Johann Fauſts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und mit Schrecken genommenes Ende .... zum Drucke befördert von einem Chriſtlich Meinenden.

Auch die Bühne mochte sich bald dieses tragischen Stoffes bemächtigen, der so zeit- und volksgemäß war.*) Sicher ist es, daß Doctor Faustus eine stehende Rubrik in dem Repertoir der wandernden Marionetten wurde; und wir ältern, die wir über ein halb Jahrhundert zählen, erinnern uns noch gar wohl der geheimen Schauer, die uns Teufel und Hölle, von jener Bude aus, einjagten, aber auch der unvergleichlichen Späße, die uns Hanswurst zum Besten gab. Wir gingen jedesmal sehr erbaut und belustigt von dannen. — Die beste dramatische Behandlung Faust's aus jener Zeit werden wir aber außer Deutschland suchen müssen, in jener trefflichen Tragödie des Christoph Marlowe, wovon uns erst noch i. J. 1818 Wilhelm Müller eine gute Uebersetzung geliefert hat. Der englische Dichter hat einerseits mit richtigem Tact den Buchstaben der Volkssage in aller Treue wieder gegeben, anderseits aber auch, mit großem Talente, den Geist, die Wahrheit angedeutet, die dieser Mythe zu Grunde liegt, oder ihr doch untergelegt werden kann. — Wahrscheinlich ist es auch, daß der „Don Giovanni" der Italiener in unserm Johann Faust sein Vorbild gefunden habe; irrig aber, daß Calderon seinen „wunderthätigen Magus" nach dieser Mythe gedichtet habe, obwohl die Legende, die diesem

*) Neumann (Disquisit. de Faust 1683) erinnert: Fausts Andenken würde längst verschwunden seyn, wäre er nicht mehrmal auf der Bühne, auch in Trauerspielen, vorgeführt worden. Stieglitz a. a. O.

Drama zu Grunde liegt, wie die jenes „Theophilus," manche Aehnlichkeit mit unserm Faustus darbietet.

So behauptete sich denn jenes Volksbuch, wie das ihm nachgebildete Schauspiel, unter dem gemeinen Volke die langen Zeiten herauf in seinen Ehren und Rechten, bis endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diese Historie, deren rohe Schale allerdings einen Kern von Wahrheit und Weisheit in sich schließt, die Aufmerksamkeit und Theilnahme großer Geister, zumal der Dichter, auf sich gezogen hat. Es ist bekannt, daß selbst Lessing mit der Idee umgegangen, diesen Stoff dramatisch zu bearbeiten, und das kleine Fragment, das er uns hinterlassen, beweiset, von welchem hohen Standpunkte aus er diese Geschichte zu betrachten und zu behandeln sich vorgenommen. Zu einem ähnlichen Versuche schickte sich der Maler Müller*) an, und die wenigen Scenen, die er uns vorstellte, sind allerdings im Geiste und mit dem Talente eines Höllen-Brueghels gedichtet. In einer fast bizarren Großartigkeit behandelte denselben Stoff der philosophirende Dichter Klinger,**) der aber die Geschichte ihrem natürlichen Boden ganz entrückte, und in eine höhere, fremdartige Region hinüber spielte. Den Preis unter allen Dichtungen trug aber jener Faust davon, den, um dieselbe Zeit, Göethe begonnen, und erst in unsern Tagen vollendet hat, so daß das Gedicht das Studium eines

*) Situationen aus Fausts Leben. 1776.

**) Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. 1791.

Menſchenalters, die Gluth des Jünglings, die Kraft des Mannes, die Weisheit des Greiſes in ſich trägt. Es iſt eine divina comödia, worin der Held, dieſer teutſche Prometheus, Himmel und Hölle herab und hinauf zieht zur Erde, die ihm darum ſelbſt zum peinigenden, aber auch reinigenden Fegefeuer wird. Außer jenem Dichtwerke des „göttlichen" Florentiners hat wohl die romantiſche Poeſie kein größeres geſchaffen, als dieſen Fauſt.

Andere Verſuche, frühere und ſpätere, können hier mit Stillſchweigen übergangen werden. Es exiſtirt eine beſondere Literargeſchichte der Fauſte.*) Der Stoff, die Hiſtorie dieſes modernen Magiers, iſt eben ſo bildſam für jede beliebige Form, als fügſam für jede größere, wichtigere Idee, die der Dichter damit zu verknüpfen ſich vornehmen mag. Fauſt iſt ein Geiſt, der ſich in alle Geiſter metamorphoſiren kann. Er iſt der Menſch jedes Zeitalters, jedes kräftigen, freien, wankenden und irrenden Strebens. Seine Geſchichte iſt die Menſchengeſchichte ſelbſt, von ihrer Nachtſeite betrachtet.

Was nun die von uns hier mitgetheilte Erzählung betrifft, ſo wird es für unſern Zweck genügend ſeyn, wenn wir nur mit Wenigem davon Meldung thun. Sie iſt eine freie Uebertragung und Abfaſſung jener altdeutſchen Geſchichte im Buchſtab und Geiſt unſerer Zeit. Demnach geſtattete man ſich die Freiheit,

*) Vergl. die oben angeführte Abhandlung von Stieglitz. (S. 185 — 208.)

den Charakter jenes Mannes und die Motive seiner Handlungen so zu gestalten und zu denken, wie sein Wesen ungefähr vor unsern Augen und nach der vorwaltenden Geistesrichtung sich offenbaren würde. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Krankheit der Menschen unserer Tage der innere Zwiespalt sey, hervorgehend aus der selbstischen Vornehmheit, die keinen Gott über sich, keinen Menschen neben sich, und die ganze Welt unter sich haben möchte. Es ist der Faust, wie ihn sofern auch Goethe sich gedacht, „der Mann, welcher in den allgemeinen Erdeschranken, sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen; ein Geist, welcher deßhalb, nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurück kehrt."

Nun ist es aber eben die Aufgabe der Volkssage, wie der Poesie, zu zeigen, wie die Abweichung von sittlicher Ordnung auch zugleich und in eben dem Maaße eine Entfernung von Glückseligkeit sey, und daß jede ruchlose Handlung, als solche schon, den Keim zu jedem Verderben in sich trage und unmittelbare Strafe nach sich ziehe. *) Und darum muß das klägliche Ende Fausts schon mit dem Anfange eintreten. Im Augenblicke, wo die infernalischen Mächte zu Hülfe gerufen werden, müssen sie, obgleich scheinbar beglückend, in

*) In diesem Sinne ist wohl auch das bedeutsame Wort des Dichters zu verstehen:

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

der That sogleich züchtigend auftreten. Das ist die poetische Gerechtigkeit. Die theologische freilich könnte es wohl noch dulden, daß der Sünder den Lohn seines Verbrechens diesseits genießen möchte, in der sichern Voraussicht, es werde die verdiente Strafe jenseits doch nicht ausbleiben. Eine solche Voraussetzung darf aber die Poesie nicht annehmen; denn sie will und kann keinen Begriff geben, kein Dogma unterstellen, dessen Enthüllung und Erfüllung der Zukunft überlassen bleibt, sondern sie beruht auf Anschauung, und fordert die Sache selbst. So wendet sich denn dem Beschauer gradehin die Kehr- und Schattenseite dessen zu, den die Sage den Glücklichen, den Begabten nennt, und zerstört somit den unseligen Wahn derer, die durch gleiche freventliche Künste ihre zeitliche Wohlfahrt zu begründen versucht werden könnten. Die Geschichte mag so immerhin noch schön und sittlich zugleich seyn, — schön, selbst noch in ihren nächtlichen Schrecken, und sittlich, sogar in ihren Frevels und Orgien.

Wenn nun sodann jene poetische Nothwendigkeit weiter fordert, daß aus der verderbenschwangern Wolke zuletzt doch der herbeibeschworne Blitz niederfahre und den Unglücklichen vor unsern Augen zerschmettere: so kann damit doch nur das Ende des sichtbaren, leiblichen Lebens, die zeitliche Verdammniß, angedeutet werden, während der Anfang eines höhern, geistigen und seelischen Lebens immerhin noch (unbeschadet aller Orthodoxie) der Ahnung, der Hoffnung, der Gnade anheimgestellt seyn mag. Der Vorhang fällt; eine Rettung ist noch denkbar, ja, nach den unmittelbar

vorhergegangenen leisen Andeutungen, sogar wahrscheinlich. Der Dichter übergibt den Frevler dem Satan, zum Verderben des Fleisches, „auf daß der Geist gerettet werde am Tage des Herrn." (Kor. 1, 5.) Auch scheint wirklich jene rohe Vorstellungsweise von der ewigen Verdammniß des ohnehin schon bestraften unglückseligen Faust erst späterhin entstanden zu seyn, und es hat sie besonders jener „Christlich Meinende" in sein überarbeitetes Volksbuch aufgenommen, wodurch sich denn diese Ansicht weiter verbreitet und überall unter dem Volke festgestellt hat. — Die ältesten Sagen von Theophilus und ähnlichen Abtrünnigen, die sich dem Teufel verschrieben, gehen sogar in ihrer christlichen Milde noch weiter, als die Sage von Faust; sie lassen ihren Sündern wunderbare Bekehrung und Begnadigung angedeihen. Gewöhnlich ist, nach der Vorstellung jener Zeit, Maria die Vermittlerin vor dem Herrn, die Fürbitterin für den Sünder, der Ihn freventlich verläugnet und verhöhnt hat. Goethe hat diese mildchristliche Vorstellungsweise wohl benutzt, und er konnte und mußte es, da seine große dramatische Dichtung, gleichwie sie vor dem Anfang und in einer überirdischen Sphäre beginnt, so auch erst nach dem Schlusse, dem Tode, endet, und Himmel und Hölle zum letzten entscheidenden Kampfe auftreten läßt. In dem schlichten Volksbuche, so wie in der darnach gebildeten Novelle, ist jedoch jener erste Anfang und jenes letzte Ende nur in die Ferne gestellt und, wie ein Nachhall, der sich zuletzt immer in Harmonie auflöset, der religiösen Ahnung überlassen worden.

Um schließlich dem Leser von dem unglaublich mil-den, versühnenden Geiste jener ältern Sagen Zeugniß und Kenntniß zu geben, sey es uns erlaubt, aus dem obenangeführten „Anzeiger" (Jg. III, S. 274) eine Legende der Art auszuheben, die uns dort, nebst Andern, Mone mitgetheilt hat. Sie ist aus einer, im niederrheinischen Dialekt geschriebenen Sammlung aus dem fünfzehnten Jahrhundert ent-nommen; wir wollen sie aber, zur Bequemlichkeit mancher unserer Leser, in die hochdeutsche Mundart übertragen. Sie lautet wörtlich also:

„Wir lesen in dem Buche der Väter von einem gelehrten Cleriker; der kam in solche Armuth, daß der [illegible]e Feind sich ihm offenbarte, und gelobte ihm, wär' es, daß er wollte abschwören der Gemeinschaft der heiligen Christenheit und Gottes, und wollte ihm dienen, so wollte er ihn reich machen; dieß geschah. Nun schamte er sich aber, daß er gemieden von andern Leuten, darum, daß er nicht auch gebrauchte der Sacramente, die er verlaugnet hatte. Darüber rath-fragte er seinen Herrn, den Teufel, was er möchte thun. Da antwortete ihm der Teufel und sprach: Geh freilich (keck) zu dem Altar mit den andern Leu-ten, aber du sollst ihn (die Hostie) nicht genießen. Er empfing Gottes Leichnam und ging wieder zu ihm (dem Teufel) und sprach: Was soll ich nun thun? Der Teufel sprach: Spei ihn aus, und tritt darauf mit deinen Füßen. Dieser arme Sünder that' es. Als dieß der böse Feind gesehen, lachte er laut und sprach: Nun ist offenbar, daß du schnöder bist, als ich; du wagtest das zu thun, was ich nicht mag ansehen.

Als er dieß gesprochen hatte, da verschwand er; und jener blieb geschändet und betrübet stehen, und sah nun, daß er betrogen war. Und er hub Gottes Leichnam auf, seufzend und weinend, aus dem Kothe, und er entttraute sich nicht, das Sacrament in die Kirche zu tragen, sondern er legte es in eine Höhle und deckte einen Stein darauf. Als er wieder zu sich selber kam, da legte er sich vor die Höhle, und schrie und weinte und bat um Gnade, die er doch nicht verdienet hatte, als er doch hoffte. Und er stand auf und sah in die Höhle; so sah er darin sitzen ein schönes glänzendes Kind, gleich der Sonne, und das Kind sprach ihm säuberlich zu, und tröstete ihn und sprach: Nimm mich in deine Hände, auf daß wir versöhnet werden mit einander; denn ich will nicht, daß du verloren seyest. Als er das Kind aufhub bebende und mit Freuden, da küßte es ihn an seinen Mund, und hieß ihn, daß er nicht mehr sündigte. Darnach so sah er das Kind fliegen in den Himmel. Und dieser Mensch nahm an sich ein bußhaftiges Leben an derselben Statte bis an seines Lebens Ende."

II.

Bemerkungen zu den erbaulichen und ergöhlichen Historien.

Die Quellen, aus denen die vorstehenden Erzählungen geschöpft worden, sind denjenigen ohnehin schon

bekannt genug, die ſich in der Volksliteratur der ältern Zeit einigermaßen umgeſehen. Außer den älteſten (z. B. die Gesta Romanorum, die Legenda Aurea, das Buch der Weisheit, die ſieben weiſen Meiſter), ſodann den Werken von Geiler, Luther, Schuppe und Abraham a St. Clara, wurden benutzt: Pauli Schimpf und Ernſt, Agricola Sprüchwörter, Seb. Brand Eſopus (deutſch), Wickram Rollwagenbüchlein, Zinkgref Apophthegmata, S. Dach (Chasmindo) kurzweiliger Zeitvertreiber, Kirchhof Wendunmuth, Gerlach Eutropeliae; nebſtdem noch viele ähnliche Anekdotenſammlungen, wie: Grillenvertreiber, Joco-seria, Scherz mit der Wahrheit — und andere Werke der Art mehr, die heutzutage kein Leſer von Geſchmack mehr lieſet.

Die meiſten der mitgetheilten Erzählungen ſind aus der dunkeln Verborgenheit jener Werke hervorgezogen, und zu Nutzen und Frommen unſerer Zeit zur Schau geſtellt worden. Die wenigen, welche ganz modern ſind in Erfindung und Einkleidung, können ſich ohnehin nicht verläugnen, und werden, je nach dem Geſchmack der Leſer, freilich eine ſehr getheilte Aufnahme finden. Aber auch jene ältern entlehnten Hiſtorien haben mehrentheils eine Verneuerung, Umformung oder Ueberarbeitung gefunden. Als edle, aber rohe Steine, wie ſie in jenen alterthümlichen Schachten gelegen, erforderten oder geſtatteten ſie doch eine gewiſſe Politur und eine angemeſſene Faſſung, auf daß ſie in voller Reinheit erglänzen und zur Tracht unſerer Zeit als Schmuck ſich mehr anſchicken möchten. Solche freilich, welche von Natur aus als reine Perlen

aufgetaucht ſind in jungfräulicher Lauterkeit, konnten und mußten auch, nach Gehalt und Geſtalt, in ihrer urſprünglichen Art und Weiſe belaſſen und durchaus heilig gehalten werden.

Der letztere Punkt, die Frage nämlich, ob derlei alte Sagen und Mähren einer Bearbeitung, Ausſchmückung und Umformung unterliegen dürfen, verdient noch eine beſondere Erörterung, wozu hier Veranlaſſung ſeyn dürfte.

Daß Wahrheit, in Treue und Einfalt, das erſte, unverbrüchlichſte Geſetz ſeyn müſſe nicht nur in Anſehung wirklicher Geſchichten, ſondern auch der Sagen und Mähren überhaupt: dieß wird wohl Niemand in Abrede ſtellen. Denn erſtlich kann die Gränzlinie zwiſchen dem, was als Wahres und Wirkliches, und was als bloß Gedachtes und Erdichtetes anzuſehen ſey, nicht genau gezogen werden, ſo wenig als wie zwiſchen Proſa und Poeſie, die eben auch in ihren Gränzpunkten zuſammen fallen. Zweitens verdient ſelbſt das bloß Gedachte und Erdichtete, um des Wahren willen, das darin liegen mag, volle Schonung und Beachtung; wie das Helldunkel, das Zwielicht, die Dämmerung eben auch nothwendige Zuſtände in der Natur und nachahmungswerthe Gegenſtände für die Kunſt ſind. Drittens aber — und dieſer Punkt entſcheidet — iſt jede Sage und Mähre eine literariſche Thatſache, die, gleich jedem andern Document, auf eine wortgetreue Mittheilung Anſpruch macht; wonach es dann dem Forſcher überlaſſen ſeyn mag, dieſelbe als zuläſſig und wichtig zu hinterlegen, oder auch als unbedeutend, als falſch zu verwerfen. Wer demnach aus erſter

Hand uns eine ſolche Geſchichte mittheilt, zumal wenn die ſchriftliche Quelle, aus der er geſchöpft, uns übrigen unzugänglich iſt, oder gar, wie es bei ſo vielen Sagen und Mährchen der Fall iſt, eine bloß mündliche Ueberlieferung Statt gehabt, der muß es ſich zur Gewiſſenspflicht machen, die Geſchichte, wie er ſie befunden, der Sache und wohl auch der Sprache nach getreu wieder zu geben. Jede Veränderung, Auslaſſung oder Ergänzung im urſprünglichen Texte, ſo wohl begründet ſie ſonſt auch ſeyn möchte, würde der Wahrheit der Erzählung, ſo wie der Glaubwürdigkeit des Erzählers Eintrag thun. — Daß und wie dieſe zarte Schonung und reine unverfälſchte Ueberlieferung alter oder ſonſt unbekannter Sagen und Mähren geſchehen ſolle und könne, das haben zumal die Gebrüder Grimm erwieſen, deren „Hausmährchen" und „deutſche Sagen," ihre ſonſtigen Vorzüge ungerechnet, ſchon um dieſes einzigen Umſtandes willen, nämlich wegen der Wahrhaftigkeit und der Treue bis im Kleinſten, ewige Dauer ſich geſichert haben.

Eine andere Geſtalt gewinnt aber die Sache, und es bedingt ſich ſomit auch ein beſonderes Verfahren, wenn die Geſchichte bereits Allen offenkundig oder doch Jedem zugänglich geworden, und ſohin, als Gemeingut, zu beſondern Zwecken und nach eigenthümlichen Rückſichten benutzt werden kann. Da mögen denn ſtrenge Hiſtoriker und Proſaiſten, falls ſie dergleichen Sagen nicht lieber ganz verwerfen, auf ihrem kritiſchen Poch- und Schlemmwerk die ſpärlichen Körner von dem tauben Geſtein ſondern, und im Schmelzofen der hiſtoriſchen Kunſt mit anderm gediegenem Metall zuſammen ſchöſſen

— wiewohl man freilich jene Erzählungen richtiger unter dem Bilde wildwachsender Pflanzen sich denken sollte, die, gleich mundartlichen Formen des Volkes, eben auch ihr Organisches, das man nicht leicht, ohne sie selbst zu zerstören, mechanisch zerlegen oder chemisch auflösen und sondern kann. Noch mehr aber mögen an diesen Findlingen der Natur die Dichter und Künstler Recht üben und sich Freiheit gestatten. Die Poesie, welche so gern das berücksichtiget, dessen die Prosa keine Acht hat, darf hierin ihre ganze Zauberkraft aufbieten, um das Todte zu beleben, das Alte zu verjüngen, das Mangelhafte zu ergänzen, das Dunkle zu erhellen, Alles zu veredeln und zu verschönen.

Aber auch der Poesie steht es nicht zu, in solchen Schöpfungen bloße Willkür zu üben, sondern es liegt ihr vielmehr ob, mit voller Achtung des Ueberlieferten, ihre Bildungen vorzunehmen nach dem Typus, der ihr von der Geschichte, von der Natur selbst vorgehalten wird. Vor Allem hat sie die Idee aufzufassen und festzuhalten, die in solchen Sagen und Mähren wie ein Keim verborgen liegt, und demnach die Entwicklung derselben nach rein organischen Gesetzen gleichsam von selbst geschehen lassen. Im Wesentlichen also darf die Poesie daran nichts verändern, nichts dazu, nichts hinweg thun; sie darf nur die zarte Pflanze, wie sie dieselbe gefunden, in Grund und Boden der Phantasie versetzen, daß sie in ihrem Lichte und an ihrer Wärme Gedeihen und Wachsthum gewinne. Selbst bloße Zierathen, wenn sie nicht zur Verklärung der Idee beitragen und deren Ausstrahlungen fördern, können nur hinderlich fallen, weil sie eben durch Her-

vorhebung der Nebendinge die Hauptſache verrücken und verdecken. Und ſo iſt denn auch der Ton und die Sprache in Erwägung zu ziehen, worin dieſe alten Hiſtorien vorzutragen ſind. Am ſicherſten verfährt man wohl, wenn man dieſelben in dem Coſtume ihrer Zeit vorführt, oder doch nach einem Zuſchnitte bekleidet, welcher ſich mit ihrem Weſen verträgt, das da iſt Einfalt und Natur. Unſere moderne Sprache mit ihren verblümten Redensarten, feinen Wendungen, verſchlungenen Perioden, zumal wie ſie in ſo vielen beliebten und belobten Romanen erſcheint, paſſet wohl am mindeſten zur Einkleidung jener alterthümlichen Stoffe; und wer anders Luſt bezeigt zu Bildungen der Art, der leſe und ſtudire lieber geradezu den Geiler und den Hans Sachs, und nehme dieſer Männer Sprache und Darſtellung zum Vorbild und Muſter.

Dieſe ſtrengen Forderungen, wie ſie ſich aus der Natur ſolcher Hiſtorien ſelbſt ergeben, erleiden jedoch einige Ermäßigung durch den beſondern Zweck, den man mit ihrer Mittheilung zu erreichen beabſichtet, ſo wie durch das Bedürfniß, das von Seite des Leſers entgegen tritt. Auffallender iſt dieſer Unterſchied vielleicht nirgends mehr, und für unſern Fall bezeichnender, als bei der Legende. Wenn der Eine z. B. die Sage von St. Chriſtoph mit diplomatiſcher Treue erzählt, wie er ſie in der Legenda Aurea gefunden, ſo wird der Andere, der die hiſtoriſche Kritik zu Rathe zieht, die Geſchichte als eine eitel fromme Tradition anſehen, und als unhaltbar verwerfen; die Uebrigen aber, die Dichter, dieſelbe entweder als ein ſchönes Phantaſiegemälde zu ergötzlicher Beſchauung, oder

aber als ein gottseliges Exemplar zu frommer Erbauung vor Augen stellen. Der letztere, der pragmatische Zweck steht freilich jeder historischen und auch streng poetischen Ansicht ferne; in dem gegebenen Beispiele aber fällt er mit dem ursprünglichen glücklicherweise zusammen, und bringt das sonst unfruchtbare Gebilde zu neuem Leben. Ist nun dieses Motiv der Erbauung einmal gestattet und gegeben, so kehret sich demnach das Hauptsächliche an jener Mythe von selbst heraus, nämlich St. Christophs Dienst in der Hütte am Gewässer; und seine frühern Abenteuer treten, als bloß vorbereitende Momente, zurück, die denn auch in Nebendingen eine freiere Behandlung zulassen, wie sie sich eben zur Darstellung dieses Hünen der Heiligenwelt schicken.

Diesen Zweck der Erbauung und der Ergötzung hat der Volksfreund in der Wahl und der Form seiner Mittheilungen aus Beruf sich vorgehalten, ohne jedoch, nach seinem Wissen und Vermögen, jener ersten und letzten Pflicht, der historischen Treue, zu nahe zu treten. So manche mündliche Ueberlieferungen, z. B. der Volkssagen, hat er sogar wortgetreu zu geben gesucht, wie er sie empfangen; so wie einige jener ältern Geschichten, die er schon nach ihrer ursprünglichen Gestalt in entwickeltem Zustande und in voller poetischen Blüthe gefunden hat. Diese Feldblumen und Wildgewächse, im Gegensatze zu denjenigen, welche im Kunstgarten gehegt und gepflegt, wohl auch veredelt worden, zeichnen sich auch durch ihre eigenthümliche Physiognomie so sehr aus, daß sie wohl nicht der besondern Aufschriften „alt" oder „mündlich" zu bedürfen

geſchienen haben. Der Kenner wird ſie ohne dieß ſchon alle heraus finden und nach Abſtammung und Geſchlecht bezeichnen können; der bloße Liebhaber aber mag ſich lediglich an der Mannichfaltigkeit des Blumenflors erfreuen, und von den Früchten des Gartens ſein beſcheiden Theil genießen.

Schließlich erlaube ich mir noch, auf eine überflüſſige Frage eine nothgedrungene Antwort. „Wozu" — fragt man — „in unſern aufgeklärten Zeiten ein ſolch einfaltiges Volksbüchlein?" Ich antworte: Dazu. Erſtlich wollte ich mir eine heilſame Luftveränderung machen, und ein Vergnügen meinen Freunden, welche gern hie und da eine ſolche Landpartie vornehmen, und Einkehr halten in der Hütte des ſchlichten, gemeinen Mannes. Zweitens gedachte ich, ſo viel an mir liegt, dazu beizuhelfen, daß die Wege und Stege in offnem und gutem Zuſtande erhalten werden für eine Zeit, wo dieſe blumigen Gemeintriften deutſchen Witzes und deutſcher Laune wieder lieber beſucht werden dürften von Jung und Alt, von Vornehm und Gering. Drittens ſchien es mir ſelbſt für unſere großſtädtiſche Zeit und Welt ein annehmbarer und nützlicher Verſuch zu ſeyn, durch ein ſolches Büchlein, als ein vermittelndes Organ, die von einander getrennten verſchiedenen Claſſen des Einen, großen Volkes in einen geiſtigen Zuſammenhang, in gegenſeitige, freundliche Berührung und Werthſchätzung zu bringen, und zunächſt den Gebildeten und Vornehmen, welchen die Kunſt der Erziehung aus der Maſſe erhoben und weit davon entfernt und entfremdet hat, dahin zu beſtimmen und zu vermögen,

daß er in dem gemeinen Mann die urſprüngliche Natur, den angebornen Adel und die friſch hervortretende Kräftigkeit, überhaupt die Originalität in deſſen Denk- und Sprachweiſe, in deſſen Sitten und Gebräuchen, kenne und achte, und ſo ihm mindeſtens das Recht zu ſeyn und zu ſcheinen, wie es ihm zukommt und beliebt, unverkümmert laſſe.

Verläſſigen Nachrichten zufolge, welche mir ein und der andere Freund ins Ohr geraunt, hat auch wirklich das Volksbüchlein über meine Erwartung zugeſagt; und ſo dürfte mir denn die thörichte Hoffnung fernern Beifalls nicht verargt werden, die mich zu wiederholter Ausgabe ermuthigt hat.

III.

Bemerkungen zu den Abenteuern des Spiegel-Schwaben.

Meine Vermuthung, daß es zur ſchwäbiſchen Ilias auch eine Odyſſee gebe, iſt eingetroffen; und ich war in meinen antiquariſchen Nachforſchungen ſo glücklich, eine ziemlich gut erhaltene Handſchrift zu bekommen, welche ich denn hiemit, in treuem Abdruck, meinen Leſern übergebe, verhoffend, daß ihnen die Wanderungen des Spiegelſchwaben ein nicht geringeres Vergnügen machen werden, als die „Abenteuer der ſieben Schwaben.“

Den Verfaſſer dieſer, in ihrer Art einzigen Epopöe auszumitteln, wird ſchwer, wo nicht gar unmög-

lich seyn. Keinem Zweifel unterliegt es aber, daß es einer und derselbe sey, der beide Gedichte, oder, wenn man so will, Geschichten erfunden hat. Es laßt sich dieß schon aus der Gleichheit des Styls und der Sprache, wie der nationalen Gesinnung abnehmen. Die Zeit der Abfassung möchte ich jedoch hieraus nicht bestimmen, da, wie ich schon anderswo bemerkt habe, eine Ueberarbeitung überall sichtbar ist, und die ursprüngliche Form durch Verwischung des Dialekts und Uebertragung ins Hochdeutsche theilweise sehr gelitten zu haben scheint.

Künftigen Commentatoren dieses National-Epos sey es auch überlassen, zu untersuchen und zu bestimmen, ob (was mein altdeutscher Freund vermuthet) der Verfasser den Homer gekannt habe, und ob er damit wohl gar dessen unsterbliche Gesänge habe parodiren wollen? Ich wenigstens glaube, daß eine solche Behauptung zu gewagt sey. Denn obwohl z. B. unter den homerischen Helden einzelne, nicht zu verkennende Gegenstücke an den sieben Schwaben nachzuweisen sind, ein Agamemnon-Allgauer, ein Achilles-Blitzschwab, ein Thersites-Knöpfleschwab u. s. w.; und obgleich vorzüglich in dem Charakter, den einzelnen Verhaltnissen und Abenteuern des Spiegelschwaben auffallende Reminiscenzen und Allusionen auf Odysseus, seine Penelope, und auf so manches Abenteuer desselben, als mehr oder minder klar, zu entdecken sind: so sind das doch lauter Einzelnheiten und Zufalligkeiten, die meines Erachtens zu einem solchen Urtheile keineswegs ermächtigen; zumal, da es den literarischen und kritischen Standpunkt ganz verrücken

wurde, woraus man diese, so wie ähnliche Volksgeschichten beurtheilen soll. Halten und nehmen wir das Büchlein geradezu für das Product eines einfältigen Mönchs, der, aus der Einsamkeit seiner Zelle, die Welthändel und Weltmenschen in der camera obscura seiner Phantasie vor sich spielen läßt, um jene, die Welt, noch mehr verachten, und diese, die Menschen, bei all ihren Thorheiten, noch mehr lieben zu lernen.

Was nun insbesondere den zweiten Theil dieser in ihrer Art einzigen Epopöe und dessen Helden anbelangt, so wird dem Kenner alter Volksgeschichten sogleich ein ergötzliches Gegenstück beifallen, das aber eben nur als solches, nicht etwa als Vorbild des letztern gelten mag. In der That ist der Spiegelschwab ungefähr ein oberdeutscher Eulenspiegel, der dem niederdeutschen an schalkhafter Laune nichts nachgibt. Zugleich aber stellt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Charakteren heraus, so daß, wenn man einmal solche Käuze der Lust wegen sich vorhalten möchte, die Sympathie sich ohne Widerrede dem letztern zuwenden müßte. Der niederdeutsche nämlich erscheint als ein arglistiger, heimtückischer, unflätiger Geselle, der seine Freude hat an dem Schaden Anderer, und um dieses Schadens willen, wie ein boshafter Kobold, die Leute geckt und neckt. Der oberdeutsche dagegen übt reinen Spaß um des Spaßes willen; er ist gemein, ja niedrig, aber nicht grob, nicht niederträchtig; er lügt und trügt, aber aus Instinct, nicht aus böslicher Absicht; er ist immer bereit, Andere zum besten zu haben, aber er versteht

auch Spaß über ſich ſelbſt, und iſt nicht ungehalten darüber, wenn man den Scherz ſogar fühlbar und handgreiflich macht. Es leuchtet aus ſeinen Reden und Handlungen, bei aller Schalkhaftigkeit, immer eine gewiſſe Gutmüthigkeit hervor, und ſeine heitere frohe Laune verläßt ihn niemals, ungeachtet ſo mancher herben Erfahrungen. Um dieſes guten Humors willen, der eben nur ein unterhaltendes Spiel mit ſich und Andern treibt, kann ihm keine Poſſe mißdeutet oder verargt werden, zumal da er gelegentlich wohl auch ſich ſelbſt auf den Pranger und zur Schauluſt ausſtellt. Sogar ſeine entſchiedene, feindſelige Richtung gegen das Frauenvolk, die allein ihn ſonſt widerlich, ja ekelhaft machen müßte, erſcheint doch nur als Maske, womit er, komiſch genug, ſich ſelber zu täuſchen ſucht. Offenbar will er für die Unbilden, die ihm, wohl nicht ohne eigene Schuld, von ſeinem ehelichen Weibe widerfahren, ſich ſchadlos halten durch einen geheuchelten Haß gegen das ganze Geſchlecht, der aber, ohnehin nur in Worten ſich rächend, unwillkurlich den Stachel gegen ſich ſelbſt kehrt.

Wir wollen aber unſern gebildeten Leſern in ihrem Urtheile über den äſthetiſchen und moraliſchen Werth dieſer Geſchichte keineswegs vorgreifen. Wohl aber ſey es uns erlaubt, zur Bekraftigung unſers Urtheils, aus der kritiſchen Abhandlung, welche der Handſchrift beigebunden war, und aus der Feder eines vor-Gottſchediſchen Kritikers gefloſſen zu ſeyn ſcheint, einen Auszug zu geben und anzufügen:

„Der Scopus der Geſchichte, ſagt der ehrliche Autor, ſey augenſcheinlich kein anderer, als zu zeigen,

wie elend ein Mann ſey, ohne ordentliche Hausfrau, die ihn vor allen Extravaganzen bewahre und in Zuchten und Ehren erhalte. Das ſehe man an dem Spiegelſchwaben als einem augenfälligen Exempel, indem er bei aller Indole animi und Sagacitate ingenii, als gemeiner Landſtürzer und Vagabund, ein jämmerliches, unſtätes Leben führe, und mancherlei Gefahren des Leibs und der Seele ausgeſetzt ſey. Was die Inventionem anbelange, ſo fehle es ihr weder an Simplicität, da ſich die ganze Handlung ſo ziemlich um alltägliche Bedurfniſſe und Ereigniſſe drehe, noch aber an ergötzlicher Abwechſelung, da auf dem Scenario, wie in einem Guckkaſten, verſchiedene Oerter und Leute erſcheinen, und man ſich, ſo zu ſagen, immer in eine neue Welt verſetzt zu ſeyn glaubt. Auch die Dispositio ſey recht gut, immaßen es die ſicherſte und beſte Norma einer Geſchichte ſey, daß man die Begebenheiten und Actiones secundum ordinem loci et temporis aufführe, weil dann der Leſer dem Autori Schritt vor Schritt gemächlich folgen könne, ohne ſonderliche Ermüdung und Ermattung des Verſtandes und der Attention.

Ueber die Moralität der Geſchichte äußert er ſich folgendermaßen: „Man müſſe vor Allem den Helden und die Hauptperſon ins Auge faſſen, und mehr darauf ſehen, was er ſey, als was er thue — quid sit, non quid faciat — woraus man erſt recht die motiva und Beweggründe ſeines Thuns und Handelns zu beurtheilen im Stande ſey. Wenn man annehme und supponire, was ein Menſch in ſeinen Verhältniſſen — ein böſes Weib im Haus und kein Geld im Sack

— Ruchloſes anfangen könne: ſo müſſe man ſich vielmehr wundern, daß er nicht mehr Scandala begangen habe. Auch ſeyen die Streiche, die er anfange, nicht allzeit ihm und ſeinem böſen Genio zuzuſchreiben, ſondern oft nur der Dummheit und Leichtgläubigkeit anderer Menſchen, die, da ſie ſich auf plumpe Weiſe betrügen laſſen, auch mit Recht Schande und Schaden davon hätten. Dem Autori ſelbſt ſey es keineswegs als Schuld zuzurechnen, wenn er den Spiegelſchwaben als Fatznarren und Landſtürzer beſchreibe, wie er einer geweſen; vielmehr ſey er hoch zu loben und zu preiſen, daß er die Wahrheit und die identitatem characteris durchaus inne gehalten. Sodann ſey ſowohl aus der Geſchichte ſelbſt, als aus den angehängten Sprüchen und adagiis viel Weisheit und Tugend zu erlernen, was man leicht finden könne, wenn man eben nur ſuchen wolle. Es arte der Held freilich mitunter bis zur Ruchloſigkeit aus, z. B. in der Geſchichte mit dem Pfaffen und mit den Zigeunern. Es ſey dieß aber eben eine gar ſinnreiche Erfindung des Autoris, daß er das Maaß der Sünden voll werden laſſe, damit den Sünder die Gnade um ſo ſicherer ergreifen könne; was denn auch geſchehen. Kurz — ſchließt der Beurtheiler — es iſt ein gar ſinnreiches Gedicht oder Geſchichte, daraus man vieles Nützliche lernen kann, ohne lange Weile und Verdruß, was von Büchern, welche Frömmigkeit lehren wollen, nicht immer der Fall iſt."

Dieſe letztere Bemerkung hätte ſich der ehrliche Mann erſparen können. Wohl aber wird gern jeder Leſer zugeſtehen — wenn doch die Moralität eines

Helden in einem solchen Gedichte in Anschlag gebracht werden soll, — daß der Spiegelschwab, bei allen seinen Kniffen und Griffen, Ränken und Schwänken, ungleich noch sittlicher erscheine, als so mancher Tugendheld in ***schen und ähnlichen Romanen, die zur Erbauung und Ergötzung des gebildeten Janhagels geschrieben sind.

Schließlich ist zu bemerken, daß seit dem J. 1829, wo ich die Geschichte des Spiegelschwaben, nebst andern Historien, als Probeblätter zuerst mitgetheilt habe,*) mir noch eine andere Handschrift zu Gesicht gekommen ist, die ich denn auch zur Verbesserung und Ergänzung der ersten Ausgabe mit kritischer Umsicht benutzt habe. Leider aber ist das ohne Zweifel interessante Capitel von der Hochzeit des Blitzschwaben, angeblich beschrieben durch den Adolphus, den fahrenden Schüler, hier ebenfalls lückenhaft befunden worden. Es schien darum rathsam, auch in dieser Ausgabe die Schilderung einer schwäbischen Hochzeit, wie ich sie selbst an Ort und Stelle aufgenommen, als Beilage anzufügen, und so den Mangel des ursprünglichen Textes mindestens durch das Bild eines ähnlichen Thatbestandes zu ersetzen.

*) Scherz und Ernst. München, bei Jos. Lindauer.

Beilage.

Die ſchwäbiſche Bauernhochzeit.

(Ein Gemälde im Style der niederländiſchen Schule.)

Vor der Kirche iſt ſchon Groß und Klein verſammelt, neugierige Leutchen (der Verfaſſer darunter), um den Brautzug, der ſo eben herauskommt, gemächlich anzuſehen. Die Muſikanten, zwei Fideln ſammt Brummbaß, eröffnen den Zug; voran die „Buben," groß und klein, in Feiertagsröcken, einen Rosmarin auf dem Hute, im Geſichte Geſundheit, Muth und Frohſinn; zwiſchen ihnen und den Männern der Bräutigam, ein friſcher, lebensmuthiger Burſche, mit einer Haltung und Miene, aus denen der Kampf zwiſchen frohem Leichtſinn und ernſter Sorge ſichtbar wird. Dann das liebliche Mädchenvolk, von dem Kinde herauf bis zur mannbaren Jungfrau, alle anſtändig und ſittig in Kleid und Gebärde; hierauf, von den Matronen begleitet, die Braut — den Blick zur Erde geſenkt, um das naßgeweinte Auge zu verbergen, das in den

feierlichen Augenblicken der Copulation mit Wehmuth auf die verlorne Jugend zurück, und mit Sorge auf das lange, bange Hausmutterleben vorwärts blickte; — eine schöne, jungfräuliche Gestalt, in einem schwarzen Kleide, mit weißer Schürze, den Rosmarinkranz auf dem entblößten Haupte, wie ein zum Tode geweihtes Opfer. „Gott sey mit dir! und Er gebe dir Trost und Kraft und Milde und Demuth; und er lohne dich für deine Mühen und Schmerzen, die sich wie Nächte und Stürme in dein Leben hineinschleichen werden, mit recht vielen lichten und freundlichen Tagen, und mit der Liebe und Treue deines Mannes und mit der noch unendlich größern Freude an deinen Kindern!"

Der kürzeste Weg von der Kirche ist in das Wirthshaus, das daran liegt. Es scheint, als wenn der Ort schon begeistere; denn es poltert und lärmet die Stiege hinauf in den Soler, als wenn Alles losgelassen wäre, die Hölle selbst. Einzelne, tüchtig, accentuirte „Juhhe!" begrüßen den Ort der Freude, und der Tanz des jungen, heitern Völkleins geht sogleich an, während die übrigen sich in und außer dem Hause zerstreuen.

Um zwölf Uhr gehen sie zu Tische, aber nicht, wie das liebe Vieh und vornehme Leute, sondern wie Christen, die, ehe sie die Gottesgabe empfangen, darum bitten. Männer und Weiber sitzen zusammen; bei jenen der Bräutigam, bei diesen die Braut — Alles in Züchten und Ehren... Nun gibt es in der Regel nichts Langweiligeres für einen Zuschauer, als ein Gastmahl während der ersten Gerichte; bei Bauernhochzeiten ist es aber anders. Wenn man diesen gesunden

Appetit der Leute bemerkt; wenn man ſieht, mit welchem Antheil Leibs und der Seele ſie jeden Biſſen zu Mund und Gemüthe führen; wenn man bedenkt, daß ihnen eine ſolche Tafelfreude ſchon um der Seltenheit willen doppelt theuer ſeyn muß und auch wirklich iſt: dann müßte man der gefühl- und appetitloſeſte Kerl von der Welt ſeyn, wenn man ihnen nicht ein herzliches „Gott geſegn' es!" zuriefe, und alſobald, von gleichem Hunger angeſteckt, hinab liefe in die Küche und ſein Eſſen beſtellte, wie z. B. ich jetzt thue.

Sobald es oben wieder zu fideln und zu ſtampfen beginnt (es iſt Ein Uhr, Suppe und Voreſſen droben vorbei), ſo eile ich wieder hinauf zum Tanzplatz.

Braut und Bräutigam haben bereits, von einer Schranke von Zuſchauern umgeben, ihre Stellung eingenommen, und Wind und Licht richtig vertheilt. Ein Menuett beginnt. Der Burſche, in kecker, doch nicht frecher Stellung, die beiden Hände in die Seiten geſtemmt, — das Mädchen ſittſam, doch nicht blöde, die Schürze an beiden Seiten faſſend und ausbreitend — machen nun ihre ſtattlichen pas, ſo gut ſie dieſelben von der lieben alten Gewohnheit und von der einfachen, ungekünſtelten Natur erlernt und ausgebildet haben. Es geht aber wacker. Sie zeigen nicht nur Tact, richtige Wendung und Stellung, mit mannichfach abwechſelnden Formen, ſondern ſie bringen auch Deſſin hinein, und (ich möchte faſt ſagen) eine Art von Taktik der Liebe. Anfänglich erſieht man aus Allem, Blick, Haltung und Bewegung, etwas Fremdthuendes, Formen der Höflichkeit, ein bloßes Annähern

und Entfernen ohne Haß und ohne Liebe. Bald aber tritt Intereſſe ein. Der Jüngling wird freier, offener, kühner; er ſucht, verfolgt, drängt das Mädchen; dieſes erwiedert, aber nur in verſtohlenen Blicken der Zärtlichkeit, in halbem Annähern, halbem Entfernen, dem Zudringlichen aber mit Entſchiedenheit ausweichend. Die Wärme nimmt zu. Es begegnen ſich Aug und Aug, Hand und Hand. Die Formen bekommen mehr Ründe; ſie verſchmelzen ſich allmählich, wie ihre Seelen, und bereiten ſich zur Vereinigung; doch herrſcht noch einige Unſicherheit im Annähern des Jünglings, noch ſittige Schüchternheit im Entfliehen des Mädchens. Wie er jetzt ſie verfolgt, wieder ergreift! wie ſie dann plötzlich entſchlüpft, ſich entfernt, durch Drehen und Wenden dem Verfolger ausweicht — und ſich zuletzt doch wieder erhaſchen läßt! Endlich gibt ſie ſich ihm ganz hin; mit kräftigem Arm umſchlingt er die Nachgiebige, und reißt ſie wonnetrunken in den Wirbel des Walzers, er, ſein Auge zärtlich auf die Geliebte herabſenkend, ſie, ihr Haupt ſchamhaft an ſeine Bruſt oder an ſeine Schulter lehnend, beide ſelig in der innigſten Vereinigung.

Sobald das Brautpaar, unter Beifall, den Platz verlaſſen, nimmt ihn wiederum das luſtige, junge Völklein ein, und verkürzet ſich und Andern durch mancherlei Tänze die Zeit. Jetzt führen ſie den „Agatter" (à quatre) auf (auch zu acht und ſechzehn Perſonen) mit vielerlei Abwechslung in Stellung und Wendung, in Verſchlingung und Entwirrung, vom Schülertritt an bis zu den Meiſterſprüngen, in einer Reihe von Probeſtücken, die anfangs ein Jeder einzeln, ſpäter

mehrere zuſammen, endlich alle zugleich ausführen, und, wie immer, in den Alles und ganz vereinigenden Walzer auslaufen von drei bis ſechs Touren. Dann wagen wohl auch einige der Flinkern unter ihnen, welche Waden- und Lungenkraft genug haben, den ermüdenden Hupfauf; oder ein einzelner Kerl, der berühmteſte Tanzer der Umgegend, den Meiſtertanz, die ſieben Sprüng'; und Andere Anderes.

Schlag zwei Uhr wird eine neue Tracht Speiſen ſervirt. Die jüngern haben ſich ſchon wiederum Appetit getanzt (der Bauernmagen verdaut ohnehin gut in einer Stunde); die ältern verkoſten nur mehr und ſchicken die Schüſſel lieber ihren Kindern nach Hauſe, um ſie an den Hochzeitsfreuden Theil nehmen zu laſſen, vermeinend, es ſey keine Freude ganz, an der nicht Alle etwas hätten.

Um drei Uhr, nachdem man neue Herz- und Magenſtärkung zu ſich genommen, bricht das junge Geſindel auf, um in einem feierlichen Zuge das Wickele abzuholen aus dem Mutterhauſe der Braut; eine ſchöne, bedeutſame Gewohnheit, womit der Braut ſymboliſch die ganze Pflichtenlehre der Hausmutter, Arbeitſamkeit, Reinlichkeit, Sparſamkeit vors Auge gerückt werden ſoll. Der Zug, die Muſikanten an der Spitze, iſt aber von etwas bachantiſcher Natur; die Kerle, bei denen ſchon der Rauſch von Trank und Liebe in leichtem Anflug iſt, überbieten ſich förmlich im „Jodeln und Juchezen," mit den ſonderbarſten Modulationen; Schaaren von Kindern umſchwärmen ſie, miteinſtimmend in den Jubel. Auf der Rückkehr

ſucht man ſich einen bequemen Wieſenplatz auf; die Kunkel, zierlich angelegt und bunt bekändert, wird in die Mitte geſtellt, und der fröhliche Reigen bewegt ſich nun larmend auf dem beblümten Plane rundum. Dann kehrt man ins Wirthshaus zurück zur vierten Tracht.

Indeſſen hat der Bräutigam, ſeinen Gäſten und allem Volke zu gefallen, ein paar Spiele angeordnet, die nun, nach aufgehobenem Incidentmahle, zum Beſten gegeben werden.

Fürs erſte haben die Mädeln zu ringen, welche die flinkeſte ſey im Eierklauben, die geſchickteſte im Eimertragen, und ſo in andern Dingen. Sodann kommt die Reihe an die Buben. Die haben ſich bloß zu balgen, zu zerklopfen, zu zerhaaren und zu überrennen um der Pfenninge wegen, die unter ſie ausgeworfen werden. Höhere Preiſe werden geſetzt für die beſten Raufer und Laufer. Den Beſchluß macht heute ein Wettrennen, aber bloß mit Ochſen. Die „Gaudi" iſt groß. Das Vieh, ungewohnt zu galoppiren, wozu es doch mit unmäßiger Strenge angetrieben wird, gibt ſein Mißfallen verſchiedentlich zu erkennen. Der eine läßt ſich durchaus nicht von der Stelle bringen, ſondern bewegt ſich als Kreiſel, bis ihm und dem Reiter Sehen und Hören vergeht. Ein anderer brüllt wohl entſetzlich, geht aber deſto langſamer, und im Zickzack. Ein dritter rennt, wie beſeſſen, voran, aber bloß dem wohlbekannten Stalle zu, von dem er nicht mehr wegzubringen iſt. Ein vierter, in lauter Schwingungen auf und ab, hin und her ſich

bewegend, wirft den Reiter ab, und geht, deſſen froh, ſeines Weges weiter. Ein fünfter rennt zwar ſtreckenweiſe, hält aber zu oft Stand, und bedenkt ſich zu lange, wohin und wie weit; während der ſechste, der geſcheidtere, zwar gemächlich einher trottet, aber doch zeitig genug, nämlich der erſte, das Ziel erreicht. Der bekommt denn auch (der Reiter nämlich, nicht der Ochs) den Ehrenkranz aus der Hand der Braut.

Man ſpeiſet zum fünften Mal und tanzt zum zwanzigſten Mal und trinkt zum hundertſten Mal. Nun haben auch (bald) die Männer das Ihrige, und rühren ſich mit dem Maule, ſo lang und ſo gut es geht. . . Heute aber ſchwirrt das muntere Geſpräch (beſonders von der Weiberſeite her) zu ſehr in einander, als daß man ſich ſelbſt recht verſtehen könnte, geſchweige den Nachbar. Einzelne Trinkſprüche nur ſchlagen mir vernehmlich ins Ohr; z. B. „Gott verläßt keinen Deutſchen — hungert's ihn nicht, ſo durſt's ihn" — „Alles verſoffen bis ans End, macht ein richtig's Teſtament" — „Duck dich, mein' Seel', es kommt 'n Platzregen" u. dgl. . . Ein dicker Mann in der Ecke fällt mir indeſſen auf. Er ſpricht am wenigſten, aber trinkt am meiſten. Seine Miene hat eine ganz ſeltſame Miſchung von tiefem Ernſt und freundlicher Milde. Mit unverwandtem Blicke auf den Krug, mit ſchmunzelndem Munde ſcheint er, wie gewiſſe Dichter, Theorie und Praxis, des Trinkens nämlich, zugleich zu betreiben, und eben darum beide wechſelsweiſe zu veredeln. Nichts kann graziöſer ſeyn, als die Art, wie er den Krug faßt. Während des Trinkens ſcheint er alle fünf Sinne in Bewegung

zu ſetzen, um recht zu genießen. Er beſchaut das lautere koſtbare Naß; er beriecht's (hören kann er's nicht); er ſchmeckt's — Himmel, mit welcher Wonne! Man möchte den Seligen beneiden, wäre man nicht ſchon ſelig genug in ſeiner bloßen Anſchauung.

Ja, wenn du mir, kalter, ſtrenger Moraliſt, mit deinem grinzenden Bocksgeſicht in die Zechſtube und meine Beſchreibung hinein ſtiereſt! Du, der du nicht einmal Kraft genug haſt, um eine ordentliche Sünde zu begehen, oder der du eine Sünde bloß in einen dünnen, langen Faden ausſpinneſt und dich weit zierlicher einwickelſt, während Andere ihren Fehler en gros auslegen und mit Einem Male; der du, was eigentlich Ohnmacht an dir iſt, als Kraftigkeit betrachteſt, und dich aller Tugenden befleißeſt, auch der Enthaltſamkeit, nur der größten und erſten nicht, der Liebe! Mit dir will ich nicht rechten über die Moralität meiner Hochzeitleute. Du weißt nicht, wie wohlthätig, ja wie nothwendig nach langen, ſchwülen Werktagen ein ſolcher Platzregen iſt für die durſtende Natur im Bauer, um all die Mühen und Sorgen wegzuſchwemmen, und, wenn auch nur auf einige Stunden, ſein halb verdorrtes, eingeſchrumpftes Leben aufzuweichen und zu erfriſchen! Was willſt du denn nach deinem Maaßſtab die Sündhaftigkeit ſeines Genuſſes ermeſſen, da du ja auch nicht die Müheſeligkeit ſeines Tagwerkes zu würdigen verſtehſt! Geh einmal ſtatt ſeiner hin, ſchieb an dem Pfluge den ganzen Tag hindurch, iß ſeine harte, grobe Nahrung wochenlang, placke dich ein Jahr hindurch mit ſeinen Sorgen und Arbeiten und Jammer

und Noth; und dann komm, und, wenn du's noch vor Gott und Menschen zu verantworten glaubst, schließe die Bierschenken an Sonn- und Feiertagen, schaffe die Kirchweihen ab und die Volksfeste, und verpöne jeden Rausch im Lande mit Kirchenbuße und Kettenstrafe . . . Freund, ich denke, du wirst's bleiben lassen, und dem Landmanne seine Freuden gönnen und ihn nicht darin stören, geh' es auch manchmal zu bunt zu und über die Schnur.

Den hätt' ich, Gott Lob! weg; und so kann ich in meiner Beschreibung ruhig und sittsam fortfahren.

Nachdem die letzte Speise (ich glaub', es ist sieben Uhr) verzehrt worden, füllt sich das Wirthshaus immer mit andern Gästen. Die Zeit ist da zum Schenken. Wer nur Geld hat im Dorfe und einiges Interesse an und von den Brautleuten, der legt seinen Pfenning auf den lebendigen Opferaltar, die Braut; um so mehr die Theilnehmenden am Gastmahle, welche, außer für Kost und Trunk des Tages, nichts bezahlen dürfen, als eben auch ein Geschenk. So ist's Sitte, und gewiß eine löbliche; denn (so meinen sie in ihrer ehrlichen Einfalt) Anfanger im Hausweſen müßten am Hochzeittage unterstützt, nicht des Ihrigen beraubt werden; und sodann sey dieß Geben nur ein Leihen; die Reihe gehe um, und andere Braute würden mit der Zeit die Zinsen einfordern von dem Capitälchen, das die anwesende Braut heute empfange.

Nach vollbrachter Schankung tritt der Hochzeitredner auf und haranguirt die Anwesenden in einer

zierlichen, herkömmlichen Rede. In ehrwürdiger Stille und Haltung (denn es ist ja von geistlichen Dingen die Rede) wird der Spruch vernommen. Der Redner (um es meinen Lesern kurz zu sagen) fängt an von Anfang, nämlich von Erschaffung der Welt. Nachdem er das Thema, „er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein" hinreichend erklärt, geht er die Beispiele namhafter Ehen im alten Testamente durch, kommt sodann auf Christus und die Hochzeit zu Cana in Galiläa, und recapitulirt kürzlich die evangelische und apostolische Haustafel für Eheleute. Sodann geht er über zu den gegenwärtigen „tugend- und ehrsamen Paar Brautleuten," rühmt mit Bescheidenheit (Alles steht so in seinem Formular) ihren bisherigen Lebenswandel, gedenket ihrer lieben Eltern und Wohlthäter, besonders der seligen (hier wird ein andächtiges Vater unser und ein Ave Maria eingeschaltet), und schließt endlich mit dem Danke an die Anwesenden im Namen der Brautleute für die Ehre des Besuches und die gesteuerten Gaben, und mit der Bitte um ihre fernere Freundschaft.

Der erste Theil der Rede, die, wie der Leser bemerken wird, keine üble Disposition hat, wird mit einer wahrhaft frommen Andacht vernommen; der andere nicht ohne innige Theilnahme, ja sogar mit lautem Weinen und Schluchzen, besonders wenn der Todten gedacht wird. Aber — nur wer den beweglichen Charakter des gemeinen Volkes kennt, wird mir dieß glauben, so wie das, was folgt — sobald das letzte Wort des Redners verklungen, so beginnt wieder bei dem einfallenden ersten Tone der Musikanten

der fröhliche Lärm mit seinen „heysa! hopsasa's!" und der Tanz und die Fur geht von vornen an, wo möglich noch ärger, und dauert bis in die tiefe Nacht.

Doch was dann noch weiter vorfallt in der Brautnacht, will und kann der Referent nicht referiren.

Worterklärungen.

A'mm', f., Allgäu, die Mutter (Amme, Mämme).

Aen, m., Allgäu, der Ahnherr, der Großvater.

Aett, m., Allgäu, der Vater; altd. atta.

Augsburger Deutsch... Am Ende der Tauler'schen Predigten (Augsburg 1508) steht: Die Ausgabe sey gestellt „auf gut verständlich Augspurger Sprach, die da unter andern teutschen Sprachen gemeiniglich für die verständlichste genommen und gehalten wird."

Bärenbatzen, ein ehedem in Oberschwaben sehr gangbares Vierkreuzerstück mit dem St. Gallen'schen Wappen. — Bärendreck, Lakrizienfaft.

Baule, m., schwäb., der Kater.

Bettelmann, in der Küchensprache, ein aus Semmeln und Milch bereiteter Brei.

Blenten, m., Brei aus Buchweizenmehl, Ital. polenta. Der Buchweizen selbst.

Böhmische Krankheit — „matt, müd und faul seyn."

Bock, m., bayer., eine Art besonders starken Biers. Verderbt aus Einbeck, Einbecker Bier. „Einbeckisch Hopfenbier." Fischart Geschichtklitterung 1590. S. 107.

Bocken, v., störrisch thun. Bockstärr, adj. und adj., starr, wie ein Bock; bockbeinig, halsstärrig.

Bollen, Klümpchen. Hafenbollen, Klößchen, in Honig getaucht, eine Festspeise.

Bratzen und Haren (s. Hächse), und ähnliche Wörter von Thieren auf Menschen angewandt, nur im Scherz und zum Spott. — Im Uebrigen muß das Grobe und Bäuerische im bayerischen Dialekt zumal den feinen, glatten Ohren anderer Deutschen schon von jeher aufgefallen seyn. So sagt z. B. Petrus Zittaviensis:

— — — Bavarusque loquens boat ut bos,
Exaltans vocem crassam nimis atque ferocem.

Brenz, m., der Branntwein.

Bürstenbinder, m. — In der Redensart: er sauft wie ein B., spielt der Volkswitz auf bürsten, bürschen, eine Kurs halten, an.

Dachel, Dahel, Da'l, m., die Dohle. Nach einer andern Lesart, die den Bayer in jenem Wettkampf als Sieger bezeichnet, soll dieser die drei Vögel genannt haben: Star — Raw — Ant (d. i. Staar, Rab', Aente).

Dinzelfest, Dinzeltag, der Handwerksjahrtag. Vergl. Schmeller.

Dorschen, m., der Kohlstrunk.

Enk, pron., bayerisch, st. euch. Der Dualis der alten Sprache. S. Schmellers Grammatik S. 189.

Enz-, Großes, Ungeheures bezeichnend; nur in Zusammensetzungen (wie Erz-).

Eppe, etwa. Eppes, etwas. Epper, irgend einer. Epperemal, etwa einmal.

Erchtag, bayer., Dienstag. Vergl. Schmeller v. Ertag.

Eyerklauben, n., das Eieraufleſen; ein Volksſpiel.

Eyle, n., ein Küßchen; in der Kinderſprache; von der Interj. ey!

Fackel, Dim. (Schwab. Fackle), träge Ausſprache von Fark, Ferkel.

Fätſche, f. das Wickelband. Daher fätſchen, einfätſchen, einwickeln mit dem Wickelband.

Fähen einen, ihn aufziehen, foppen.

Fippern, v., zittern; das Intenſiv von fiebern.

Flackiſch, flăckiſch, ſchmutzig, unſauber.

Fotzmaul, n., das Eßbare am Rindsmaul.

Freythof, der Begräbnißplatz. Freythofblümlein, fig., graue Haare.

Frümmen, anfrümmen, beſtellen.

Gäbiſch, g. ädiſch, adj. u. adv. Schwäbiſch iſt gäbiſch; etwa noch mit dem Beiſatz, umkehrt iſt gar nichts.

Gammel, m., der Reiz, der Kutzel.

Gan, ſtan, lan (gan', ſtan', lan'), geben, ſtehen, laſſen, mit dem Beiſatz: wer die drei Sprachen nit kann, ſoll nicht nach Schwabenland gan.

Geigen, heimgeigen Jemanden, ihn derb abfertigen. Ironiſch, von dem Ehrengeleit durch Muſikanten, z. B. auf Hochzeiten, hergenommen.

Gneißen, v., ein Ding, es merken, wittern, ahnden. Alt niusan.

Grätig, mürriſch, zänkiſch.

Sucker, m., der Suckguck. Der Memminger Sucker: Anſpielung auf den bekannten Schwank mit dem Guckuck, den die Schildbürger aus dem Getreidfeld durch zwei Männer auf der Bahre holen laſſen wollten, damit er ihnen nicht die Saat zertreten möchte. — Die Memminger ſchieben das Stücklein auf die von Ulm.

Häckſe, f., der Kniebug mit ſeinen Sehnen; das ganze Bein ſelbſt an vierfüßigen Thieren.

Häntig, bitter, im phyſ. u. mor. Sinne.

Hender, gem. ſchwäb., ſtatt händ (habt) ihr? Vergl. wender.

Heimgarten, m., der Beſuch, die Zuſammenkunft, coetus. Auch als Verb.

Heß, blinder; Sprüchw., eine ungewiſſe Anſpielung.

Holedau (richtiger: Hallertau), Gegend zwiſchen der Ammer, Jim und Abens, über deren Bewohner, als derbe, ungeſchlachte Menſchen, der Volkswitz ſich gern luſtig macht.

Hollerröhel, m., bayer., ein Brei aus Holunder-Beeren.

Hotto (zweite Silbe betont), in der Kinderſprache das Pferd. Vom Ruf: Hott! o!

Humpeln, v., ſchleppend einhergehen.

Hutzel, f., gedörrtes Kernobſt.

Ihrzen, v., Jemanden, mit „Ihr" anreden (wie duzen, erzen).

Juſtement, adv., (mit deutſcher Ausſprache), genau, eben.

Kal, adj. u. adj. ekel, garſtig; obj. u. ſubj.

Käſperle, n., ein Silberſtück mit dem Gepräg und Viertelswerth eines Brabanter-Thalers.

Keſperwaſſer (richtiger: Kerſch-ber-waſſer), Kirſchenwaſſer.

Kirchweihgurgel, fig., ein Säufer.

Klachel, Klächel, m., ein Schwengel; fig., plumpe, vierſchrötige Mannsperſon.

Koſtnitz, alt und noch gem., Konſtanz. Der Teufel zu Koſtnitz, ein koloſſales Bildwerk, welches, wie der groß Gott zu Schaffhauſen, weit und breit zur Mähre geworden. Schon J. Pauli erwähnt ſeiner (Schimpf und Ernſt, 1569. p. 146b).

Krachſe, f., Geſtell zum Tragen auf dem Rücken.

Krippele, n., die Weihnachtskrippe, praesepium.

Kuefinſter, adj. u. adv., ſehr finſter. Das erſtere Wort für: Gefängniß, zunächſt für delinquirende Geiſtliche (wie das hochd. ſtockfinſter). Vergl. Abelung v. Koben.

Lahmtag, Zuſtand der Lähmung; wie Wehtag, Siechtag, Schmerz, Krankheit. Ueber-tag ſ. Schmeller.

Laubi, Name, den Zugochſen gegeben, von Laubmonat, April; ſo wie Luſti von Luſtmonat, Mai; oder Horni, von Hornung. S. Schmid v. Horni.

Leh, adj. u. adv. verkehrt, unrecht.

Luck, m., der Deckel eines Geſchirres. (Verſchieden von Lucke, f., die Lücke.)

Unmär, unwerth, widrig.

Markten, v. feilſchen, um den Preis handeln.

Mas Lah, ein Tropf, ein unbehülflicher, alberner Mensch.

Molak, m., Name großer Fanghunde, womit der rächende Volkswitz das Andenken an jenen französischen Wütherich dieses Namens verewigt hat.

Mocken (mau'ken), mürrisch, verdrießlich thun.

Mühen, v., beschweren, beschwerlich fallen, Verdruß machen.

Nachtlichtlein (Nachtliachtlə), im Scherz, ein Nachtschwärmer.

Nocken, Dim. Nockerl, Knödel kleinerer und feinerer Art. Ital. gnocco. — Sonst bezeichnet der alte Reim folgende Lieblingsspeisen der verschiedenen Deutschen:

Einem Wahlen*) zum Salat,
Einen Schwaben, da man Sträuble hat,
Einen Schweizer zu einem Käs,
Einen Tyroler zu Nudeln und Nocken,
Einen Allgäuer zu süßer Milch und Brocken,
Einen Sachsen zum Speck und zum Schinken,
Darst nit viel bitten oder winken,
Zuletzt wollen all saufen und nit trinken.

Passauer Tölpel, Spottname, der den von Passau Gebürtigen oft zu Theil wird. Vielleicht von einem unförmlichen Standbild aus früherer Zeit. Die Passauer Kunst, eine Art Schwarzkunst, hieb- und schußfest zu machen.

Pfalz, die obere. Eine Volksmähre erzählt:**)

*) Wallonen.

**) Siehe Schmellers Mundarten Bayerns. S. 466.

Wie unſer Herrgott die Länder des ganzen Erdbodens vertheilt habe, ſey auf die letzt noch ein einziger kleiner Winkel übrig geblieben. Weil den nun Niemand gemöcht habe, ſo habe er denſelben dem Teufel angetragen. Aber auch dem ſey er zu ſchlecht geweſen, und habe frei zu unſerm Herrgott geſagt: Pfalzt's.*) Deßwegen heiße man dieß Ländchen bis auf den heutigen Tag die Pfalz.

Pfefferſack, Nürnberger; ehedem ein Spottname, den man den Nürnberger Kaufleuten, vermuthlich wegen ihres Handels mit levantiniſchen Spezereien, zu geben pflegte.

Pfinztag, bayeriſch, der Donnerstag, d. i. der fünfte Tag vom Sabbath (Samstag) an gezählt.

Pfüttigott, verderbte Formel, ſt. behüte dich Gott!

Principi, f., Schulclaſſe, worin die Anfangsgründe (principia) der lateiniſchen Sprache gelehrt wurden.

Pulver, bayriſches, weiße Rüben zu einer breiartigen Maſſe klein gehackt.

Raum, m., der Rahm, die Sahne.

Rübe, bayeriſche, brassica napus; im Gegenſatz zur ſchwäbiſchen, br. rapa.

Runkunkel, f., Schimpfname für alte Weiber.

Sack, m., auch für Taſche, z. B. eine Sackuhr.

Schaffen, befehlen.

Schampedaſche, Hanswurſt; verderbt aus Jean Potage.

---

*) Behalt es!

Schlarfen, f., Lotterſchuh, abgetretener Schuh.

Schlampet, adj. u. adv., lotterig, ſchlampig.

Schlaufe, f., Maſche, Schlinge.

Schleſinger, aus Schleſien gebürtig. Die am Orte angeführten Anſpielungen beziehen ſich meiſtens auf bekannte Anekdoten, welche die gegenſeitige Neckſucht der Deutſchen aufgebracht hat. Schon Suter (latinum chaos, 1716) erwähnt jene Mähren des neckenden Volkswitzes. — Von denen, die gen Norden zu wohnen, war vordem unter uns der Spruch verbreitet:

Ein Sachs, ein Schwätzer,
Ein Böhm, ein Ketzer,
Ein Pohl, ein Dieb,
Ein Preuß, der ſeinen Herrn verrieth.

So wie auch:

Der Pohl und Böhm haben einander lieb,
Kommt dazu ein Ungar, ſo ſind's drei rechte Dieb.

Schlotter, m., geronnene Milch, die Schlottermilch.

Schmecken, v., wie hochd., aber auch für: riechen.

Schranne, f. Getreid-Markt.

Schuckeler, Schimpfw.; aus dem Ital. giuocolatore verderbt?

Schwäbiſcher Heiland. Spottname. Wie denn ſolche ſtereotypiſche Bezeichnungen meiſtens hiſtoriſchen Urſprungs ſind, ſo ſcheint ſich auch die erwähnte aus den Kriegen zwiſchen den Schwaben und Schweizern, und von dem Umſtande herzuſchreiben, daß die Kriegführenden Crucifixe von verſchiedener Form und Farben als Abzeichen trugen. (S. No-

holz Eidgenössische Lieder-Chronik. Bern, 1835. S. 267). — Aus derselben Zeit datirt sich wohl auch jener, bei fröhlichen Ereignissen noch jetzt gebräuchliche Ruf: „Victoria in Schwabenland" (B. I. S. 259); so wie dagegen aus den Kriegen zwischen den Schwaben und Sachsen, vielmehr von der Schlacht bei Luckau (1308) der jenseitige Spruch: *Es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lükken.*

Seitel, n., ein Maaß für flüssige Dinge.

Siquis — Ohne Zweifel wird die Formel verstanden: Si quis percusserit Clericum suadente diabolo, anathema sit.

Ge-sippte, Blutsverwandte. Die Abstammung der Franken von den Schwaben, so wie der Bayern von den Franken wird in jenem alten Reimspruch, welchen Schmeller in seinem Wörterbuch III, 524 mittheilt, in nicht gar ehrender Weise bezeichnet. Uebrigens lebt dieser Spruch noch in der mündlichen Tradition fort, obgleich in verstümmelter Fassung:

Es sch — drei Schwaben
In einen Graben.
Und aus der Schwaben Stank
Entstund der windige Frank,
Und aus des Franken Air
Entstund der slackische Bai'r.

Soler, m., Vorplatz im obern Stockwerk, besonders der ländlichen Wirthshäuser, wo er gewöhnlich zum Tanzplatze dient.

Spansau, f., das Spanferkel. Die Geflügelhändler in Altbayern haben das Recht, auch mit Spanferkeln Handel zu treiben, und sie führen deß-

halb in ihren Schilden einen Schweinskopf. Daher der Volksscherz.

Spienzeln, v., sich einander verliebte Blicke zuwerfen; sponsiren.

Sta'l, träge Aussprache für Staar'l, Stärchen.

Stampaney, f., Ersonnenes, Erdichtetes, Mährchen.

Steig (Staig), f., eine steile Anhöhe; m., der hinanführende Weg.

Steffel, Stephan. Der steinerne Steffel von Ulm, ursprünglich wohl ein dortiges Standbild. (Schmeller in seinem Wörterbuch erwähnt auch einen steinernen Steffel in Nürnberg.) Sprüchw., ein einfaltiger, unbehülflicher Mensch

Steinbrüderle, im Scherz, Trinkgenosse. Anspielung auf die steinernen Krüge.

Sterzen, m., der Strunk vom Krautkohl. In der Küchensprache eine Art Brei.

Stimmen, aufziehen, foppen.

Stockböhm, m., ein Böhm, der nicht deutsch versteht; fig. ein Pinsel.

Suzeln, saugen.

Tatscheln, sanft klopfen; schlagen; bes. in der M. A. hatscheln und tatscheln.

Thurner, m., der Thürmer, Thurmwächter.

Thurn-Michele von Augsburg, eine bewegliche Figur auf dem Perlachthurm, St. Michael vorstellend, — wie er den Drachen tödtet, — die sich alle Jahre am 29. Sept. producirt.

Trätzen, reizen, aufziehen, zum Besten haben, bes. indem man, was man verspricht, nicht hält.

Unfurm, f., die Unart. Aber Unfurm, m., ein unartiger Menſch.

Uf ihn! er iſt von Ulm. Ein beliebter Zuruf, um zum Widerſtand, zur Fehde zu ermuthigen.

Verhoffen, v., beſorgen, erſchrecken.

Verſchmachen, v., verdrießen. Der Verſchmach, Verdruß.

Voreſſen, n., die Speiſe, welche nach der Suppe und vor dem Rindfleiſch aufgeſetzt wird, meiſtens aus Kuttelflecken (Kaldaunen) beſtehend.

Vorrupfen, v., vorwerfen. Wohlthaten, Gefälligkeiten gleichſam unter die Naſe reiben.

Weilheim, ein Städtchen in Oberbayern, deſſen Bewohnern der neckende Volkswitz eine Menge Stücklein, im genre derer von den Lalenbürgern, andichtet. Bekanntlich aber gibt es in allen Gegenden Deutſchlands ſolche Oerter, denen, als Sündenböcken, dergleichen Verirrungen des menſchlichen Verſtandes aufgebunden werden. Wir erinnern nur (viele andere zu geſchweigen) an: Anweiler und Ahlen, Bopfingen und Borsheim, Dülken und Düren, Ebingen, Fackenhofen, Gansloſen, Hirſchau, Raſendorf, Mecheln und Mühlheim, Pollwitz, Reutlingen, Schöppenſtädt, Teterow, Ungerſtadt, Waſungen und Weſenberg. Selbſt die Araber haben ihr Hims (Emeſſa), „das berühmt iſt durch die Zucht von Thorheitsgewächs und Narrheitsfrucht.“ S. Makamen des Hariri, von Fr Rückert. II. 183.

Wender? gem. ſchwäb. ſt. wöllent (wollet) ihr?

Wer ſeyds? bayeriſch. Das Suffix 's, eß ſt. ihr; vom alten Dualis iz. S. Schmeller.

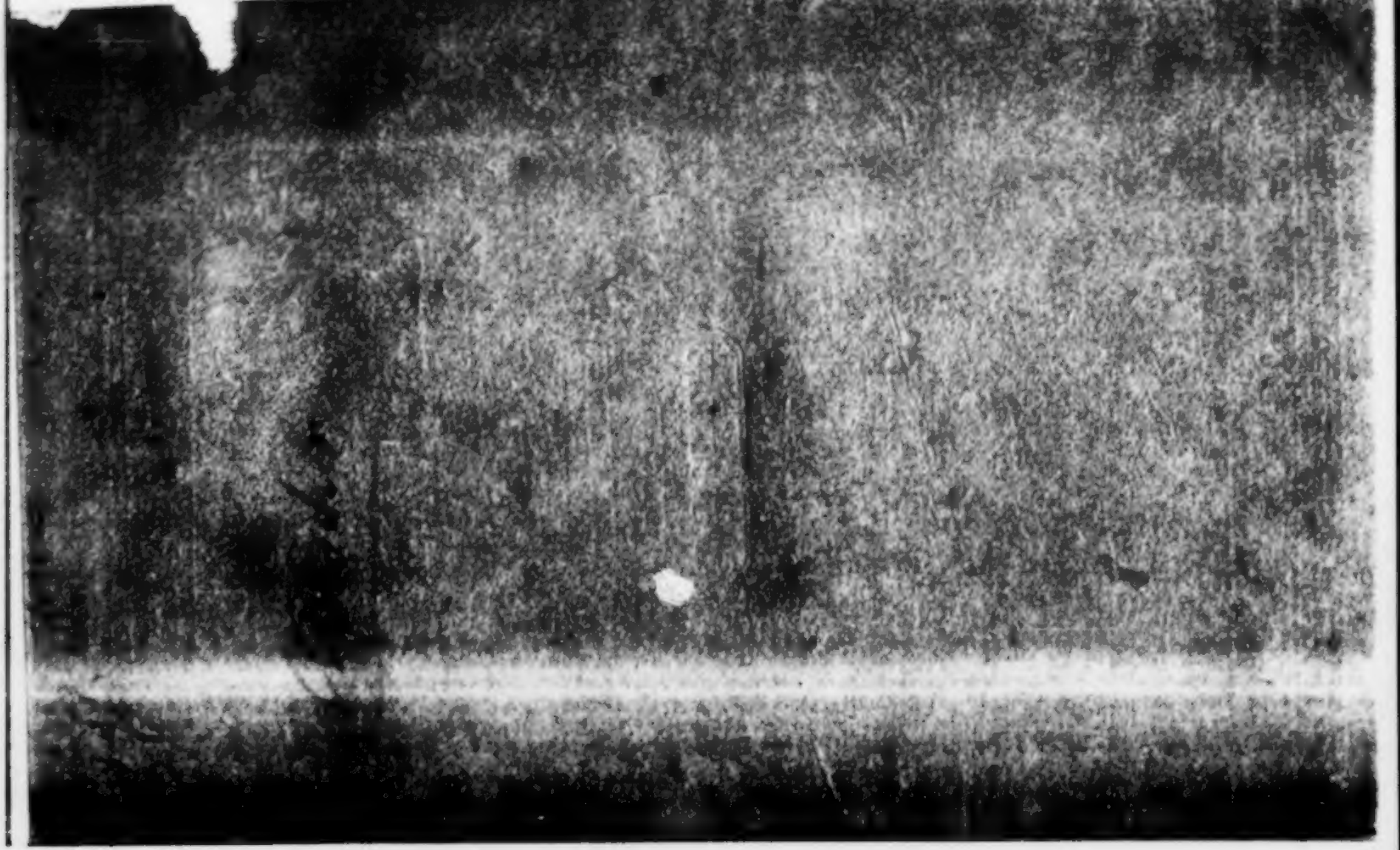
Wickelein, n., Dim., Schwäb., der Rocken, Wocken.

Zappeln, v. n., wie hobb.; beſ. am Galgen hängen.

Zoller, m., der Zöllner, Zolleinnehmer.

Zwerchſack, Querſack.

Zweſpe, Zwetſchke.



Grundlinien

der

Rhetorik und Poetik.

Von

Ludwig Aurbacher.

Zweyte, verbesserte Auflage.

München 1838.
In der Joseph Lindauer'schen Buchhandlung.
(C. T. Fr. Sauer.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Nisi qui naturas hominum, vimque omnem humanitatis, causasque eas, quibus mentes aut incitantur, aut reflectuntur, penitus perspexerit, dicendo, quod volet, perficere non poterit. Cic. de oratore. I, 12.

§. 1.

Seele. Seelenlehre.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele, aus Körper und Geist. Er gehört so fern zweyen Welten an, und ist an die Erscheinungen und Gesetze beyder gebunden.

Der Mensch *ist* nicht bloß, sondern er *weiß* auch von diesem Seyn, d. h. er hat *Bewußtseyn*. Ein Leben ohne Bewußtseyn ist ein bloßes *Empfinden* und *Bestreben* (wie z. B. in den Pflanzen); ein Leben aber mit Bewußtseyn nennt man ein *Vorstellen* und *Begehren*. Ist das letztere nur an die Bedingungen der Sinnenwelt geknüpft, so heißt es ein *sinnliches* (wie z. B. in den Thieren); wird es aber durch die Gesetze einer geistigen Natur bestimmt, — ein *vernünftiges* Vorstellen und Begehren. Der Mensch bestimmet sich in seinem Dichten und Trachten nach Sinnlichkeit und Vernunft.

*) Im Bewußtseyn unterscheiden wir a) das

Subject, das etwas sich vorstellt oder begehrt; b) das Object, das vorgestellt oder begehrt wird; endlich c) die Vorstellung und Begehrung (der Act und das Product) selbst. — Hieraus wird klar: daß jede Vorstellung einerseits sich auf einen Gegenstand (Object) beziehe, anderseits einen Zustand (im Subject) hervor bringe; und eben so: daß jede Begehrung von irgend einem Zustande ausgehe, und auf einen gewissen Gegenstand abziele.

**) Die Lehre von der menschlichen Seele und ihren Kräften heißt Psychologie. — Da das Wort sowohl der Ausdruck der Empfindungen, als auch der Antrieb zu Begehrungen ist, so soll eine Theorie der Rede-Künste zur Erkenntniß der Seelenkräfte und ihrer Wirkungen wenigstens so weit einleiten, daß deren Verhältniß unter sich und zur Rede einiger Maßen klar werde. *)

§. 2.

Vorstellungs- und Begehrungskraft.

Die Kraft, womit die Seele Empfindungen

*) Vergl. übrigens: Grundlinien der Psychologie. München, 1824.

mit Bewußtseyn wahrnimmt, heißt Vorstellungskraft; und die Kraft, womit die Seele nach Empfindungen sich mit Bewußtseyn bestimmt, — Begehrungskraft.

*) Eine abgeschlossene Vorstellung ist eigentlich nur diejenige, welche durch eine selbstthätige Bildung entsteht. So fern unterscheidet man aber a) die Materie, b) die Form, endlich c) das durch die Vereinigung der Materie mit der Form entstandene Gebilde selbst. — Eben so ist die freye, sittliche Begehrung das Product aus materiellen (sinnlichen) und aus geistigen Beweggründen (Motiven), welches zuletzt noch durch eine dritte, vermittelnde Kraft abgeschlossen wird.

**) Ein Trieb, der zu gewissen Wahrnehmungen und Begehrungen von Natur aus (ohne Bewußtseyn) drängt, wird Instinct genannt. Eine schnell aufwallende und vorübergehende heftige Begierde heißt Affect, und eine starke, herrschend gewordene Begierde — Leidenschaft (Passion). Die Alten setzten die Würde und den Zweck der redenden Künste geradezu in die Reinigung und Veredlung der Leidenschaften.

§. 3.

Sinn.

Der Sinn ist die Kraft, wodurch wir den Stoff zu unsern Bildungen erhalten (äußerer und innerer Sinn). Vorstellungen, welche wir durch die Sinne erhalten, nennt man historische (data, facta).

*) So fern der Mensch in seinen Begehrungen zunächst nach Befriedigung rein materieller Bedürfnisse strebt, heißt er sinnlich. Außer dem, was überhaupt körperliches Wohlbehagen erwirkt, gehört hiezu alles das, was unser individuelles und soziales sinnliches Leben und Wirken sichert und begründet, z. B. Eigenthum, Ehre, Macht und Ansehen.

§. 4.

Vernunft.

Die Vernunft ist die Kraft, welche die Form (Idee) für unsere Bildungen aufstellt. Vorstellungen, welche unmittelbar aus der Vernunft hervor gehen, heißen rationale. Eine nach reinen Ideen und auf festen Principien (Grundsätzen) erbaute Erkenntniß nennt man Wissenschaft, und ein, nach wissenschaftlichen Grundsätzen geregeltes Verfahren — Kunst.

*) So fern der Mensch in seinen Begehrungen zunächst den Anforderungen seiner höhern (geistigen) Natur entspricht, heißt er vernünftig. Dahin gehören z. B. Wahrheit und Schönheit, Heiligkeit und Seligkeit; überhaupt alles, was den Geist veredelt und erhebt.

**) Eine Vernunft, die in ihrem Dichten und Trachten das treue Abbild (Typus) eines kräftigen Geistes darstellt, ist ein Genie (genius).

§. 5.

Urtheilskraft. Willenskraft.

Die Urtheilskraft bringt den Stoff unter die Form, d. h. sie ist gleichsam die Bildnerinn, welche die gegebenen Materialien nach einem gewissen Plane wählet, ordnet und verbindet. — Eine vorzügliche Urtheilskraft ist der Witz und der Scharfsinn. Jener entdeckt leicht und sicher die nächsten, dieser die entferntesten Verhältnisse, welche dem gemeinen Menschenverstande (sensus communis) unbekannt bleiben würden. — Ein richtiger Sinn, eine gründliche Vernunft, und eine gewandte Urtheilskraft bilden zusammen das Talent.

*) So fern der Mensch seine sinnlichen Begierden den vernünftigen Vorschriften unterordnet, und somit seine Freyheit und Würde behauptet, äußert er Willenskraft, und bewährt sich als sittliches (moralisches) Wesen. Die Urtheilskraft, welche über die Sittlichkeit unsers Begehrens entscheidet, heißt Gewissen.

§. 6.

Weitere Eintheilung der Grundkräfte.

Je nachdem die Urtheilskraft in ihren Vorstellungen zunächst das Wahre, oder das Schöne, oder endlich in beyden das Lebhafte (Leben) zu entwickeln sucht: so heißt sie entweder Denkkraft (Verstand) oder Dichtkraft (Phantasie) oder Gefühlskraft (Gemüth). — Eben so ringet die Willenskraft zunächst entweder nach Wahrheit, durch die Gesinnung, oder nach Schönheit, durch die Begeisterung, oder endlich als Gemüth, nach Leben, im Wahren und Schönen.

*) Man kann sich diese Unterschiede durch ein Gleichniß verdeutlichen. Die Ideen sind gleichsam Strahlen, die aus der Vernunft, wie aus einer Sonne, ausfließen. Gleichwie nun die Sonnenstrahlen Licht und Farbe geben, und in den Körpern Wärme (das

Princip des Lebens) erregen: eben so entwickeln sich auch in den Ideen und durch sie, in ihrer Beziehung auf die Materie, Wahrheit, Schönheit und Lebhaftigkeit.

§. 7.

Styl. Character.

Alle unsere Vorstellungen und Begehrungen würden aber in den Tiefen unsers Geistes verschlossen und unfruchtbar bleiben, wenn wir nicht jene durch die Sprache, diese durch die Handlung gleichsam an's Taglicht fördern und durch wechselseitige Mittheilung in einen nützlichen Verkehr setzen könnten und wollten.

Die eigenthümliche Darstellungsweise der Vorstellungen heißt überhaupt Styl (z. B. R- Musik-Styl).

Die nach gewissen Vorstellungen im Menschen herrschende, sich gleich bleibende Gesinnungs- und Handlungsweise, wird sein Charakter genannt.

*) Je nachdem die Rede zunächst entweder die Darstellung des Wahren, der Wissenschaft, oder des Schönen, der Kunst, beabsichtet, so wird sie im ersten Falle Prosa, im zweyten Poesie genannt. Beyde zusammen begreift

man unter der Benennung: **Redekünste** (im Gegensatze zu den bildenden Künsten, z. B. Malerey), oder **schöne Wissenschaften** (im Gegensatze zu den strengen, strikten). Von der Prosa handelt die **Rhetorik**, von der Poesie die **Poetik** i. e. S.

Rhetorik.

Etsi nihil utilitatis a praeceptis dicendi sperari potest, nisi ut viam quandam et iudicandi et inveniendi ostendant: tamen vel sic bene positam operam putabimus, quam in conscribendis his initiis sumsimus, si (discipuli) hunc quam plurimi fructum ex iis ceperint.

J. A. ERNESTI,
initia rhetorica in praef.

Vorbegriffe.

§. 1.

Reden.

Rede ist Darstellung der Vorstellungen durch Worte.

Die Anleitung zur Darstellung des Wahren, der Wissenschaft, durch die Rede, wird **Rhetorik** genannt.

Sie zerfällt, einer (ältern) natürlichen Eintheilung gemäß, in zwey Haupttheile: 1) in die Lehre von den **Gedanken**, als dem Inhalt von Worten; und 2) in die Lehre von den **Worten**, als dem Ausdruck der Gedanken *). Von dem erstern Theile (de inventione et dispositione) handelt **dieses** Lehrbuch; von dem andern (de elocutione) das „Lehrbuch des Deutschen Styls."

*) Zum Unterschiede von der Logik und der Grammatik, den Wissenschaften von den **reinen** Gedanken- und Sprachformen.

*) Die Alten rechneten zur Rhetorik auch die Action, worunter sie die Declamation und die Mimik begriffen. Daß diese beyden Künste der natürlichen Sprache zur Deutlichkeit und Lebhaftigkeit des rednerischen Vortrages (wo es thunlich ist) ungemein beytragen, ist außer Zweifel; und der Redner muß sich die Ausbildung in dieser sogenannten äußern Beredsamkeit zum angelegentlichen Geschäfte machen. Da indessen diese beyden Disciplinen von andern, der Ton- und der Bildkunst, begleitet werden müssen, so können sie in der eigentlichen Rhetorik, die auf logische Principien baucet, nicht gelehrt werden... Wer ihre Regeln zu studiren wünschet, den verweisen wir auf die Werke von Sheridan, Franke, Engel u. a.

§. 2.

Denken.

Denken heißt, den Stoff unter eine Form, oder (wie Kant sagt) das Mannigfaltige unter die Einheit des Bewußtseyns bringen, in der Absicht, um die Wahrheit in der Klarheit zu finden *).

*) Zum Unterschiede vom Dichten, welches die Schönheit in der Anschaulichkeit vor- und darzustellen sucht.

Die Denkkraft, der Verstand ist also gleichsam der Bildner, der Baumeister, welcher die gegebenen Materialien nach einem von der Vernunft vorgezeichneten Plane sichtet, ordnet und verbindet.

Um einen Gedanken zu bilden, muß der Verstand das Aehnlich-artige (unter den Materialien) unter sich vergleichen; und, indem er das Verschieden-artige ausschließt, das Gleich-artige (in der Form) vereinigen.

§. 3.

Denk- und Rede-Formen.

Es gibt dreyerley Arten von Denkformen:

1) Begriffe, welche einzelne Vorstellungen in sich enthalten (begreifen);
2) Urtheile, welche einen Begriff durch den andern bestimmen;
3) Schlüsse, welche ein Urtheil aus andern ableiten.

In der Rede entsprechen den Begriffen die Wörter, den Urtheilen die Sätze, den Schlüssen die Schlußreden (Perioden i. w. S.).

§. 4.

Begriff. Wort.

In einem Begriffe (conceptus) unterſcheidet man:

1) Die Merkmale, welche mit einander verbunden werden (Materie); und zwar:

a) Das, was er mit andern Gemeinſchaftliches hat (das Merkmal des Geſchlechts, nota generica);

b) Das, was er vor andern Eigenthümliches hat (notae differentiales);

2) Die Verbindung ſelbſt (Form). Z. B. Ein Weſen (genus), welches Sinnlichkeit und Vernunft beſitzt (differentia) — der Menſch (Begriff).

*) Ein durch articulirte Laute bezeichneter Begriff heißt ein Wort. — Meiſtens müſſen wir Begriffe durch zwey und mehrere Wörter ausdrucken, welche dann als eben ſo viele Merkmale deſſelben gelten. Z. B. Ein achtungswerther Menſch — ein Menſch von aufgeklärtem Verſtande und tugendhaftem Gemuthe — ein Menſch, der ſowohl durch ſeltene Fähigkeiten und gründliche Kenntniſſe, als auch durch einen biedern Charakter und wichtige Verdienſte ſich auszeichnet u. ſ. w.

§. 5.

Urtheil. Satz.

In einem Urtheile (judicium) unterscheidet man:

1) Die Begriffe, welche verbunden werden; und zwar:

a) Das Subject, wovon etwas ausgesagt wird;

b) Das Prädicat, wodurch etwas ausgesagt wird;

2) Die Verbindung selbst, die copula, welche die Aussage, d. h. das Verhältniß zwischen dem Subjecte und Prädicate bestimmt. Z. B. Die Pflanze (Subject) ist (Copula) organisirt (Prädicat).

*) Ein durch Worte ausgedrücktes Urtheil heißt ein Satz. — Jeder Satz besteht also, wie das Urtheil, aus Subject, Prädicat und Copula, wenn auch gleich ausdrücklich (explicite) weniger oder mehr Wörter darin vorkommen. Z. B. Lies (st. sey du lesend); ich lese (ich bin lesend); ich lese ein Buch (ich - bin - ein Buch lesend). Wenn ich ein Buch bey mir habe, so bin ich auch in der Einsamkeit nicht allein (ich ein Buch bey mir habend - bin nicht - allein in der Einsamkeit) u. s. w.

§. 6.

Schluß. Schlußrede.

In einem Schlusse (ratiocinium) unterscheidet man:

1) Die Vordersätze (Prämissen), d. h. diejenigen Sätze, woraus etwas abgeleitet wird; und zwar:

a) Den Obersatz (major), aus welchem etwas abgeleitet, deducirt wird;

b) Den Unter- oder Mittelsatz (minor), durch welchen etwas abgeleitet, oder der subsumirt wird;

2) Den Schlußsatz (conclusio), welcher vermittelst des Untersatzes aus dem Obersatze abgeleitet wird.

Z. B. Alle Menschen sind sterblich (Obersatz);
Ich bin ein Mensch (Untersatz);
Also bin ich sterblich (Schlußsatz).

*) Ein durch Sätze ausgedrückter Vernunftschluß heißt eine Schlußrede, eine Periode. — In der Rede kommt jedoch der Vernunftschluß in der reinen äußern Form, d. h. als syllogismus, fast nie vor, sondern seine Glieder werden meistens versteckt oder verkehrt, abgekürzt oder verlängert. Z. B. Alle Körper sind zerstörbar; also ist der Diamant zerstörbar (wo der Mittelsatz ausgelassen ist). — Alle Körper sind zerstörbar; denn, was

aus Theilen besteht, kann in Theile aufgelöset werden; also ist auch der Diamant zerstörbar (wo der Obersatz zugleich den Beweissatz bey sich hat). — Der Diamant ist zerstörbar; denn er ist ein Körper; alle Körper aber sind zerstörbar (wo die Sätze in verkehrter Ordnung vorgetragen sind) u. s. w.

**) Sorites. Dilemma.

§. 7.

Materie und Form der Gedanken.

In jedem Gedanken unterscheidet man also:

1) Vorstellungen, die verknüpft werden, und

2) die Verknüpfung selbst.

Jene nennt man die Materie eines Gedankens, diese die Form.

Unter Materie versteht man also das, was gedacht wird; unter Form die Art und Weise, wie es gedacht wird. Das Was lernen wir z. B. aus der Historie, Physik, Moral ꝛc.; das Wie aus der Logik (Denklehre).

*) Man kann darum auch behaupten, daß jeder Gedanke nichts anders sey, als ein Urtheil, ein Satz, und daß mithin alles, was von den Urtheilen und Sätzen gilt, auch von den Gedanken und Worten überhaupt gesagt werden könne.

§. 8.

Eintheilung der Urtheile und Sätze nach ihrer Form (Categorien).

Der Form nach können wir jedes Urtheil, jeden Satz, theils an sich, theils in Beziehung auf die Vorstellungskraft betrachten. In der erstern Hinsicht unterscheiden wir I. die Größe (Quantität) des Subjects, II. die Beschaffenheit (Qualität) des Prädicats, endlich III. das Verhältniß (Relation) des Subjects zum Prädicat. In der andern Hinsicht bestimmen wir IV. die Art und Weise (Modalität), wie sich das Urtheil zur Urtheilskraft verhält.

I. Untersuchen wir die Qualität des Subjects: so ergibt sich, daß es entweder alle Gegenstände, oder einige, oder nur einen einzigen umfasse. Daher sind alle Urtheile und Sätze sofern entweder allgemeine (universale), oder besondere, (particulare), oder endlich einzelne (singulare). Z. B. Alle Dreyecke haben drey Seiten — Einige Dreyecke haben gleiche Seiten — Dieses hat drey Seiten von ungleicher Größe.

II. Untersuchen wir die Qualität des Prädicats: so finden wir, daß es entweder ein Merkmal, oder keines, oder endlich ein unbegränztes aussage. Daher sind alle Urtheile und Sätze sofern entweder bejahende (positive, affirmative)

oder verneinende (negative), oder begränzende (limitirende). Z. B. Ein Dreyeck iſt eine von drey Linien begränzte Figur — Ein Dreyeck iſt nicht eine krummlinige Figur — Ein Dreyeck iſt ein Nicht-Viereck.

III. Unterſuchen wir die Relation zwiſchen Subject und Prädicat, ſo finden wir, daß ſie entweder mit Beſtimmtheit, oder mit Beſchränkung, oder endlich mit Bedingung verbunden werden. Daher ſind alle Urtheile ſofern entweder beſtimmte (kategoriſche), oder beſchränkte (disjunctive), oder bedingte (hypothetiſche). Z. B. Die Winkel eines Dreyecks haben zuſammen 180 Grade — Dreyecke ſind entweder recht- oder ſtumpf- oder ſpizwinkelig. — Wenn ein Dreyeck einen rechten Winkel hat, ſo ſind die beyden andern ſpizig.

IV. Unterſuchen wir endlich die Modalität, wie ſich nämlich ein Urtheil zur Urtheilskraft verhält: ſo finden wir, daß wir uns das Urtheil entweder als möglich, oder als wirklich, oder als nothwendig vorſtellen. Sofern ſind daher alle Urtheile entweder mögliche (problematiſche), oder wirkliche (aſſertoriſche), oder nothwendige (apodiktiſche). Z. B. Dreyecke können einander ähnlich ſeyn — Dreyecke von gleichen Winkeln, aber ungleichen Seiten ſind ſich ähnlich — Dreyecke von ungleichen Winkeln müſſen unähnlich (können nicht ähnlich) ſeyn.

§. 9.

Eintheilung der Urtheile und Sätze nach ihrer Materie.

Der Materie nach ſind die Urtheile und Sätze überhaupt entweder theoretiſche oder practiſche, je nachdem ſie entweder die Erkenntniß oder die Handlung betreffen.

1. Die theoretiſchen Sätze ſind wiederum entweder 1) urſprüngliche, d. h. Grundſätze (Axiome), deren Wahrheit unmittelbar erkannt wird, daher ſie weder einer Erläuterung noch eines Beweiſes bedürfen; z. B. Das Ganze iſt ſo groß, als alle ſeine Theile zuſammen genommen; — oder 2) abgeleitete, Lehrſätze (Theoreme), deren Wahrheit aus andern Sätzen bewieſen und erklärt werden muß; z. B. Zwey Parallelogramme von gleicher Baſis und Höhe ſind gleich.

In einer Wiſſenſchaft muß man öfter ſolche Sätze zu Grunde legen, welche in andern Wiſſenſchaften ſchon erwieſen worden ſind; z. B. wenn bey dem Vortrage der Phyſik Sätze aus der Mathematik entlehnt werden. Dieſe heißen Lehnſätze (lemma-ta). Sätze, welche unmittelbar aus den vorgehenden Sätzen folgen, heißen Folgeſätze (Corollarien). Außerdem werden auch öfter Anmerkungen (Scholien) zur Erläuterung angehängt. Beyſpiele hievon findet man in jedem mathematiſchen Lehrbuche.

II. Die practiſchen Sätze beziehen ſich, mittelbar, entweder auf den Verſtand, oder auf den Willen.

1) Die erſtern ſind wiederum von der Art, daß entweder die Möglichkeit ihrer Ausführung in ihnen ohne Beweis gewiß iſt — Heiſchesätze (Poſtulate); z. B. Jede Gröſſe kann vermehrt oder vermindert werden; — oder daß ſie eines Beweiſes bedarf — Aufgabe (Problem); z. B. zwey Zahlen mit einander multipliziren.

2) Die andern, d. h. die moraliſch-practiſchen Sätze ſind entweder unbedingte, d. h. Geſetze (Imperative); oder bedingte, abgeleitete, d. h. Regeln der Sittlichkeit oder Klugheit (Maximen); z. B. Was du nicht willſt, daß dir geſchehe, das thu' auch einem andern nicht — Lebe, um zu lernen; lerne, um zu leben.

Sätze, die ſich überhaupt durch Kraft und Kürze auszeichnen, heißen Sprüche, Kernſprüche. Solche Kernſprüche, welche ſich beſonders auf das Anſehen deſſen ſtützen, der ſie vorträgt, heißen Lehrſprüche (Sentenzen); z. B. Iſokrates ſagt: die Wurzel der Gelehrſamkeit iſt bitter, die Frucht aber iſt ſüß. — Denkſprüche empfehlen ſich durch ihre Anwendbarkeit; z. B. Sorge für die Geſundheit des Leibes und der Seele, aber verzärtle beyde nicht. — Sprüche endlich, welche ſich durch ihre Popularität auszeichnen, im Munde des Volkes le-

ben, heißen Sprichwörter; z. B. Wer den Kern haben will, muß zuerst die Schale brechen.

§. 10.

Thema.

Der Verstand kann sich bey seinen Urtheilen erst dann begnügen, wenn er sowohl die Merkmale der Vorstellungen, die er verbindet, als auch die Gründe ihrer Verbindung, d. h. das Wie und das Warum seines Urtheilspruches hinlänglich einsieht. Wenn dieß nicht der Fall ist, so sucht er diese Merkmale und Gründe zu entwickeln.

Ein Urtheil, welches zum Vorwurfe einer logischen und oratorischen Entwickelung dient, heißt ein Thema.

Die Themata sind von zweyerley Art: 1) Wörter (termini), z. B. Der Charakter eines echten Freundes; und 2) Sätze (propositiones), z. B. Der Mensch bedarf des Freundes. — Die Vorbereitung zu einem Urtheile heißt eine Frage (quaestio). Z. B. Kann zwischen lasterhaften Menschen Freundschaft bestehen?

*) Die Aufzählung der Merkmale oder Kennzeichen (Kriterien) eines Begriffes oder Wortes, heißt Erklärung; die Aufzählung der Gründe (Argumente) eines Urtheiles oder Satzes, — Beweis (Beweisführung, Argumentation).

§. 11.

Quellen. Gemeinörter.

Die Quellen (fontes argumentorum), woraus die Merkmale und Gründe geschöpft werden, oder (wie sie sonst auch heißen) die Gemeinörter (loci communes), wo sie gefunden werden, sind entweder Hauptquellen, wenn die Argumente aus der Natur des Begriffes selbst, oder Hülfsquellen, wenn sie aus der Natur verwandter Begriffe genommen werden. Zu den erstern rechnen wir die Eigenschaft, die Größe und das (innere und äußere) Verhältniß; zu den letztern die (specifische) Gleichheit, Aehnlichkeit und Verschiedenheit.

*) Die Griechen nannten derley Uebungen im Erklären und Beweisen sehr passend progymnasmata, d. i. Vorübungen. Man muß nämlich schon eine ziemliche Fertigkeit in Erweiterung einzelner Gedanken haben, ehe man sich an die Erfindung und Anordnung einer ganzen, langen Rede wagen darf.

§. 12.

Eigenschaft.

Die Eigenschaften, welche einen Begriff ausmachen, sind theils constitutive, theils consecutive, je nachdem sie das Wesen desselben be-

gründen, oder nur daraus folgen. Die conſtitutiven Eigenſchaften z. B. der Freundſchaft ſind: gegenſeitige Zuneigung, edle Abſicht ꝛc.; die conſecutiven: Verträglichkeit, Zuthätigkeit, Aufrichtigkeit, Zutrauen ꝛc.

Die Erklärung eines Begriffes durch Aufzählung ſeiner Eigenſchaften heißt eine **Definition** (Beſtimmung, Begränzung). Zu einer Definition wird erfordert, daß ſie, wie ein Begriff überhaupt (§. 4.) das nächſte Geſchlecht (**genus proximum**) und den Art-Unterſchied (**differentia specifica**) richtig und vollſtändig angebe. *) Z. B. Die Freundſchaft (das definitum) iſt eine innige Zuneigung zweyer oder mehrerer Menſchen (genus), die ſich auf Hochachtung gründet (diff. spec.).

*) Ein Beweis, der aus beſtimmten Gründen geführt wird, heißt ein **kategoriſcher**. Z. B. Zwiſchen Böſewichtern kann keine Freund-

---

*) Eigentlich ſtrenge Definitionen finden faſt nur in der Mathematik ſtatt; im Uebrigen behilft man ſich mit der Andeutung der innern Verhältniſſe, d. h. mit der Erörterung (§. 11.). — Manchmal beſtimmt man einen Begriff bloß durch die **Ableitung** (etymologia) des Wortes: z. B. Aufklärung ſtammt ab von „klar machen," oder durch die Art und Weiſe, wie eine Sache entſteht (**genesis**) u. a. m.

ſchaft beſtehen (thesis); denn echte Freundſchaft gründet ſich auf Hochachtung (prob.).

§. 13.

Größe.

Die Größe eines Begriffes iſt theils eine extenſive, theils eine intenſive.

In der erſtern Hinſicht wird der durch den Begriff angedeutete Gegenſtand als ein Ganzes (Gattung) betrachtet, der zwey oder mehrere Beſtandtheile (Arten) unter ſich begreift. Denkt man ſich dabey ſolche Theile, welche ſich gegenſeitig ausſchließen, ſo theilt man den Begriff ein (Diviſion, Eintheilung); z. B. Die Freundſchaft iſt entweder echt oder unecht, eigennützig oder uneigennützig ꝛc. — Denkt man ſich aber ſolche Theile, die neben einander beſtehen, ſo daß ſie zuſammengenommen das Ganze ausmachen, ſo zählt man die Theile auf (Theil-Aufzählung, enumeratio partium); z. B. Einige Freunde ſind mehr zum Loben, andere zum Tadeln geneigt; einige ſind mehr aufgelegt zum Rath geben, andere zum Rath nehmen ꝛc.

In der andern Hinſicht betrachtet man die Grade (Dauer, Stärke, Ausdehnung) des durch den Begriff angedeuteten Zuſtandes. So gibt es z.

B. drey Grade der Freundschaft: nicht übel wollen, Gutes wollen, nur das Gute wollen.

*) Ein Beweis, der aus Gründen geführt wird, die sich einander ausschließen, heißt ein disjunctiver; ein conjunctiver aber, der aus Gründen geführt wird, welche zusammengenommen das Ganze erschöpfen. Z. B. Freundschaft kann auch zwischen Menschen bestehen, die sich ungleich an geistigen Kräften sind (thesis); ist der Freund kräftiger, so kann er mir —, ist er schwächer, so kann ich ihm in Wort und That nützen. (Freundschaft übt und erhält sich im Geben und Nehmen). — Ein Freund ist immer wünschenswerth in Leid und Freud' (thesis); dort erleichtert er unser Unglück, hier verdoppelt er unser Glück (prob.) u. dgl.

§. 14.

Verhältniß.

Das Verhältniß eines Begriffes ist von doppelter Art, ein inneres und ein äußeres, je nachdem die Merkmale unter sich, oder in Beziehung zu andern gedacht werden.

Innere Verhältnisse (relationes) sind: Ursachen und Wirkungen, Zwecke und Mittel, Bedingungen und Folgen, Voraussetzungen

und Folgerungen u. dgl. Z. B. Eine Urſache (Grund) der Freundſchaft iſt: der Trieb der Geſelligkeit; eine Wirkung (Folge) wechſelſeitige Unterſtützung; Zweck: ſittliche Veredlung; Mittel: Gefälligkeit in Rath und That; Bedingung: Gleichheit der Geſinnung; Folge: Treue und Glauben u. ſ. w.

Aeußere Verhältniſſe (modi) ſind die moraliſchen und hiſtoriſchen Umſtände. Zu den erſtern rechnet man die Hinderniſſe, Schwierigkeiten, Hülfsmittel, die zufälligen Vortheile und Nachtheile u. a.; zu den andern die Umſtände der Zeit und des Orts, der Sache und der Perſon (z. B. Alter, Vermögen, Vaterland, Erziehung, Stand ꝛc.) *).

Eine Erläuterung durch Aufzählung der innern Verhältniſſe eines Begriffes nennt man eine Erörterung (expositio); — durch Aufzählung der äußern Verhältniſſe — eine Erweiterung (amplificatio).

*) Ein Beweis, der aus bedingten, d. h. von Verhältniſſen und Umſtänden abhängigen Grün-

---

*) Die ältern Rhetoriker empfahlen ihren Tironen zur Auffindung dieſer Verhältniſſe den bekannten Vers: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

den geführt wird, heißt ein hypothetischer. Z. B. Ich darf den Fehler meines Freundes nicht übersehen oder gar beschönigen (thesis); denn wenn ich gegen meinen Freund ein wahres, inniges Wohlwollen hege, so muß ich vor allem seine sittliche Verbesserung zur Absicht haben (prob). — Wenn zwey Menschen von sehr ungleichem Alter sind, so sind sie in ihren Ansichten der Welt und der Menschen sehr verschieden (Grund); es kann also zwischen ihnen keine durchgängige Uebereinstimmung, keine vollkommene Freundschaft Statt finden (Folge).

§. 15.

Gleichheit.

Die Erläuterung eines Begriffes durch Anführung eines gleichen, einzelnen oder besondern Falles, heißt ein Beyspiel (exemplum).

Das Beyspiel ist entweder ein gegebenes (datum), oder ein gedachtes (inventum). Das erstere wird aus der wirklichen oder Sagen- (Mythen-) Geschichte hergenommen. Z. B. Freunde, wie Orestes und Pylades, Damon und Pythias u. a. m. Das andere wird vom Verstande ausgemittelt, durch Reduction des Allgemeinen auf das Besondere; z. B. Der Freund kann zwar hart, aber

nicht grausam seyn (thesis). Er kann zwar wegen eines Fehlers mich tadeln, wegen eines Unrechts auf mich zürnen; aber er kann mich nicht verdammen und verderben (exemplum).

Hieher gehören auch die Zeugnisse (testimonia) berühmter Männer. So sagt z. B. Cicero: Außer der Weisheit gibt es nichts Wünschenswertheres, als die Freundschaft.

*) Ein Beweis durch Beyspiele, d. h. ein Schluß vom Einzelnen auf das Besondere, vom Besondern auf das Allgemeine, heißt eine Induction. Z. B. Die meisten und besten Freunde findet man in der ersten Helden- und in der spätern Ritterzeit (factum). Es scheint daher, daß aus beständigen Kämpfen ein solches Bedürfniß vorzüglich entstehe (Resultat).

§. 16.

Aehnlichkeit.

Die Erläuterung eines Begriffes durch Anführung eines ähnlichen Falles, heißt ein Gleichniß, eine Vergleichung, Gleichstellung (comparatio).

Jedes Aehnliche schließt ein Gleiches und ein Verschiedenes (par et dispar) in sich. Daher kann eine doppelte Vergleichung Statt finden: 1) zwischen gleichartigen Begriffen, um ihr Verschieden-

artiges aufzusuchen (comparative Parallele); z. B. eine Vergleichung zwischen Klitus und Hephästion in Beziehung auf Alexander; — 2) zwischen verschiedenartigen Begriffen, um ihr Gleichartiges aufzusuchen; z. B. Zwey Bäume, deren Stämme in einander wachsen (Busenfreunde). Der gebrochene Stab (treuloser Freund). Der Bach, der in viele Kanäle geleitet wird (viele Freunde). Ein falscher Freund gleicht dem Schlafe; im Jammer verlassen uns beyde u. dgl.

*) Ein Beweis durch Vergleichung, d. h. der Schluß von der Gleichheit oder Verschiedenheit im Einzelnen auf die Gleichheit oder Verschiedenheit im Ganzen, heißt eine Analogie. So schließt z. B. Jemand, der einem dritten seine Freundschaft aus dem Grunde widmet (oder verweigert), weil dieser mit seinem entschiedenen Freunde (oder Feinde) einige auffallende Aehnlichkeiten in Neigungen und Gesinnungen hat.

§. 17.

Verschiedenheit.

Die Erläuterung eines Begriffes durch Anführung eines verschiedenen Falles, heißt Gegenstellung, Gegentheil (Contrast, contrastirende Parallele).

Die Verschiedenheiten sind entweder **widersprechend** (contradictorisch), wenn sie sich gegenseitig, ganz oder theilweise, aufheben (z. B. Freund und Feind, Freund und Schmeichler); oder **widerstreitend** (conträr), wenn sie neben einander bestehen können (z. B. Freund und Kamerad).

*) Ein Beweis aus dem Gegentheil, d. h. die Begründung der Wahrheit eines Satzes aus der Falschheit eines andern, heißt ein **indirecter, apagogischer**. Z. B. Es kann nur unter zwey Menschen eine vollkommene Freundschaft bestehen (thesis); denn unter mehrern Freunden durchkreuzen sich zu sehr die Neigungen und Ansichten, die Wünsche und Gesinnungen, so daß man entweder sich oder andere aufgeben, die Selbstachtung oder die fremde Liebe verlieren muß.

§. 18.

Chrie.

Eine Chrie (χρεία) hieß bey den Griechen ein kurzer passender Gedanke, den man mit Benennung des Autors anführt. Z. B. Ennius sagt: Ein treuer Freund wird in der Noth erkannt. — Bey den spätern Rhetorikern bedeutet die Chrie jede längere Ausführung eines Gedankens nach bestimmten Regeln. Ins Besondere hat Aphthonius

über dieſe Regeln umſtändlich geſchrieben; daher man ſolche Ausarbeitungen aphthonianiſche Chrieen nennt. Der Gang einer ſolchen Chrie iſt folgender:

1) Die Stelle oder der Satz eines Autors (dictum) mit dem Lobe desſelben;
2) Die Umſchreibung des Satzes (paraphrasis);
3) Die Angabe der Haupt-Gründe (actiologia);
4) Das Gegentheil (contrarium);
5) Das Aehnliche (simile);
6) Das Beyſpiel (exemplum);
7) Das Zeugniß (testimonium);
8) Der Schluß (conclusio).

Die Neuern verfahren jedoch in der Wahl und Stellung der Glieder mit mehr Freyheit, ſo, daß ſie, nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes, bald mehrere, bald wenigere von den benannten Gliedern anführen, und ſie in einer, der jedesmaligen Natur der Sache angemeſſenen Ordnung darſtellen. Uns heißt daher eine Chrie jede längere Ausführung eines Gedankens, nach einer natürlichen Ordnung und in bündigem Zuſammenhange der einzelnen Glieder.

Gewöhnlich beſteht eine ſolche Chrie aus drey Haupttheilen: 1) dem Satze (propositio), nebſt dem Uebergang (transitio), 2) der Ausführung des Satzes (expositio, s. argumentatio), und 3) dem Schluſſe (conclusio), mit der Anwendung (applicatio).

*) Mehreres hierüber in der Rhetorik ſelbſt.

Allgemeine Rhetorik.

§. 19.

Richtigkeit.

Die allgemeine Rhetorik lehrt, wie die Gedanken an sich, als reine Productionen des Verstandes, ohne Beziehung auf besondere Gegenstände und andere Geisteskräfte, betrachtet und behandelt werden sollen.

Die Eigenschaft der Rede, vermöge welcher sie diesen allgemeinen Bestimmungen entspricht, nennen wir überhaupt **Richtigkeit** (Correctheit).

*) Da jeder Begriff an sich (wie überhaupt jeder Gedanke) in der Erkenntniß erschöpft wird, wenn er nach der Beschaffenheit, nach der Größe und nach dem Verhältnisse seiner Merkmale betrachtet wird (§. 8.): so werden wir auch den Begriff einer correcten Rede dann vollständig erörtern, wenn wir sie nach ihrer **Qualität, Quantität** und **Relation** unter-

ſuchen. — (Von der Modalität handelt die angewandte, beſondere Rhetorik).

I. Qualität.

§. 20.

Erklärung und Eintheilung.

Der Qualität nach ſollen die Gedanken ſowohl in Anſehung ihrer Form, d. h. der Entwickelung ihrer Merkmale und Gründe (§. 10.), mit den Denkgeſetzen — , als auch in Anſehung ihrer Materie, mit den Gegenſtänden ſelbſt übereinſtimmen, d. h. formale und materiale Wahrheit haben *).

§. 21.

Deutlichkeit.

Deutlichkeit (perspicuitas) entſteht aus dem hinreichenden Bewußtſeyn der Merkmale eines Gedankens.

Das Gegentheil von Deutlichkeit iſt überhaupt das Sinnwidrige und das Sinnloſe.

Sinnwidrig iſt ein Begriff, wenn ſich ſeine

---

*) Quid est enim tam furiosum, quam verborum, vel optimorum atque ornatissimorum, sonitus inanis, nulla subjecta sententia, nec scientia? Cicero de oratore. I. 12.

Merkmale widersprechen. Z. B. Ein widerlicher Freund, d. h. ein solcher, der es zwar mit mir gut meint, den aber ich nicht ausstehen kann (Zur Freundschaft wird gegenseitige Zuneigung erfordert) *). — Ein Freund, der weder ein guter noch ein böser, noch ein schwacher Mensch wäre **). — Ein liebevoller Freund, der mich nie tadelt (Wer mich liebt, der tadelt mich, so oft es mir heilsam werden kann ***).

Sinnlos heißt ein Begriff, wenn er lauter Merkmale enthält, die ihn ganz oder doch zum Theil unbestimmt lassen. Zu einem deutlichen Begriffe werden also allgemein verständliche und an sich klare Merkmale erfordert.

*) Die Denklehre stellt in Ansehung der Deutlichkeit folgende Stufenleiter der Begriffe auf: Wenn ich mir bloß solcher und so vieler Merkmale bewußt bin, daß ich weder die Merk-

---

*) Die Merkmale dürfen einander nicht aufheben. — **) Von sich ausschließenden Merkmalen muß Eines nothwendig dem Begriffe zukommen. — ***) Zwischen Grund und Folge muß eine hinreichende Uebereinstimmung herrschen. — (Diese drey Sätze — des Widerspruchs, der Ausschließung, und des zureichenden Grundes — sind die Grundgesetze alles Denkens).

male unter ſich, noch den Begriff (den Complex der Merkmale) von andern unterſcheiden kann: ſo iſt er im erſten Falle verworren, im andern dunkel. Wenn ich mir aber ſolcher und ſo vieler Merkmale bewußt bin, daß ich den Begriff von andern unterſcheiden kann, ſo nennt ihn die Schule hell (klar); hingegen licht (adäquat), wenn ich ſogar die Merkmale unter einander (d. h. die Merkmale der Merkmale) unterſcheiden kann. — Von dem tiefſten Hellpuncte bis zum höchſten Lichtpuncte, zur Anſchaulichkeit, liegen faſt unendliche Grade der Deutlichkeit.

§. 22.

Gründlichkeit.

Gründlichkeit (profunditas) entſpringt aus dem hinreichenden Bewußtſeyn der Gründe eines Gedankens.

Das Gegentheil vom Gründlichen iſt überhaupt das Falſche und das Seichte.

Falſch ſind: 1) Schlüſſe vom Beſondern auf das Allgemeine; z. B. Einige meiner Freunde ſind mir untreu geworden; alſo gibt es keine treuen Freunde. 2) Schlüſſe vom Negativen auf das Poſitive; z. B. Cajus beleidiget mich nicht; alſo iſt er mein Freund. 3) Schlüſſe vom Möglichen auf

das Wirkliche, vom Wirklichen auf das Nothwendige; z. B. Mein Freund kann mir einſt untreu werden; alſo darf ich ihm nicht trauen. 4) Schluſſe vom Bedingten auf das Unbedingte, von der Folge auf den Grund, von der Aufhebung einiger Theilungsglieder auf die Aufhebung aller; z. B. Freunde halten ihr Verſprechen; Cajus hat ſein Verſprechen nicht gehalten; alſo iſt er nicht mein Freund (der Oberſatz iſt an ſich bedingt; nämlich: wenn ſie anders das Verſprechen halten können). Er zeigt ſich gegen mich gefällig; alſo iſt er mein Freund (Der Grund dieſer Gefälligkeit kann auch Eigennutz ſeyn). Er iſt nicht mein Freund; alſo iſt er mein Feind (Es iſt noch ein Drittes denkbar: ich kann ihm gleichgültig ſeyn). *)

Seicht, grundlos iſt ein Schluß, der nur aus unzureichenden Gründen abgeleitet wird. Zu einer gründlichen Beweisführung werden alſo allgemein überzeugende und an ſich vollgültige Argumente erfordert.

*) In Anſehung der Gründlichkeit ſtellet die Lo-

*) Von der richtigen Bildung der kategoriſchen, hypothetiſchen und disjunctiven Schlüſſe; ingleichen von dem richtigen Gebrauche der Induction, Analogie und der Hypotheſe (des problematiſchen Urtheils) handelt die Logik ausführlich.

gibt folgende Stufenleiter auf: Wenn ich mir keiner oder doch nur unzureichender Gründe zum Fürwahrhalten bewußt bin, so habe ich bloß eine Ahndung; bin ich mir sogar Gegengründe bewußt, die mich zur Aufschiebung des Urtheils nöthigen, so habe ich einen Zweifel (Ein Zweifel, der nur dunkel im Bewußtseyn liegt, heißt ein Scrupel). — Wenn ich mir aber zureichender Gründe bewußt bin, so ist es ein Meinen oder ein Wissen, je nachdem die Gründe subjectiv, oder auch objectiv zureichend sind. — Zwischen der Ungewißheit (bey Ahndung und Zweifel) und der Gewißheit liegen fast unendliche Grade der Wahrscheinlichkeit.

§. 23.

Gewißheit.

Gewißheit (evidentia) beruht auf dem hinreichenden Bewußtseyn, daß unsere Gedanken mit den Gegenständen selbst übereinstimmen.

Evident ist, was in der Anschauung nachgewiesen werden kann. Es gibt aber eine doppelte Anschauung: des Sinnes und der Vernunft. Jene, wie diese, ist entweder unmittelbar oder mittelbar. Was auf unmittelbarer Sinnenanschauung beruht, heißt eine historische Gewißheit;

was auf unmittelbarer Vernunftanſchauung beruht, — eine philoſophiſche oder mathematiſche. Die mittelbare beruht zunächſt auf dem Anſehen (autoritas), und zwar bey ſinnlichen Thatſachen auf dem Anſehen eines glaubwürdigen Zeugen; bey überſinnlichen (metaphyſiſchen) Thatſachen auf dem Anſehen des Gemeinſinnes (sensus communis) und weiſer Männer.

Beyde letztern Arten des Wiſſens ſind demnach zwar nur ein Glauben, Vertrauen (fides); und heißen darum auch moraliſche Gewißheiten (hiſtoriſcher Glaube — Vernunftglaube); aber da an dieſes Glauben und Vertrauen die meiſten und wichtigſten Bedürfniſſe unſers ſinnlichen und geiſtigen Seyns geknüpft ſind, ſo haben ſie an ſich eben ſo viel Gewährſchaft und für uns eben ſo viel Ueberzeugungskraft, wie jene, wenn ſie übrigens den Forderungen entſprechen, die an ſie die Vernunft macht.

*) Von den Bedingungen, unter welchen die Erfahrung, die Vernunft und das Anſehen zuverläſſige Quellen des Wahren ſind, handelt die Logik ausführlich.

II. Quantität.

§. 24.

Erklärung und Eintheilung.

Der Quantität nach ſollen die Gedanken ſowohl in Hinſicht ihres Umfanges (Extenſion) alles Gleichartige umfaſſen *), als auch in Hinſicht ihres Gehaltes (Intenſion) das Wichtigſte **) in ſich vereinigen, d. h. ein vollkommenes Ganzes bilden.

§. 25.

Vollſtändigkeit.

Eine Erkenntniß, welche alles Gleichartige in ſich ſchließt, heißt vollſtändig (cognitio completa).

Logiſch gleichartig (homogen) iſt dasjenige, was mit dem Hauptgedanken zuſammenſtimmt, d. h. zu ſeiner Erläuterung oder Begründung unmittelbar oder mittelbar beyträgt.

Unvollſtändig iſt daher ein Begriff oder ein Beweis:

---

*) Non solum, quod opus est, dicere, sed etiam, quod non opus est, non dicere. Cic.

**) Cum colligo argumenta, non tam ea numerare solco, quam expendere. Cic.

1) Wenn nicht alle, zur Sache gehörigen Erläuterungs- und Beweispuncte angeführt werden (Fehlerhafte Auslassung). Z. B. Freundschaft ist eine gegenseitige Zuneigung. In dieser Erklärung fehlet noch der Erläuterungsgrund: Worauf diese Zuneigung beruhe? Sie ist daher (wie der Terminus lautet) zu weit (latior); denn sie paßt auch auf andere Begriffe z. B. Liebe. — Hieher gehört auch der sogenannte Sprung (saltus) im Erklären und Beweisen. Z. B. Kannst du deinen Freund zum Guten nicht erbitten, so mußt du ihn dazu zwingen. (Es ist hier ein Mittelglied übergangen, nämlich: „belehren.").

2) Wenn die Erläuterungs- und Beweispuncte nicht genug ausgeführt werden (Fehlerhafte Zusammenziehung). — Einen Begriff oder einen Beweis ausführen, heißt: die Merkmale von den Merkmalen, die Gründe von den Gründen angeben. Z. B. Der Satz: „Wer von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenschaften beherrscht wird, ist zur Freundschaft unfähig," wird von Knigge auf folgende Art ausgeführt, erweitert: „Wer rastlos rauschenden Freuden und Ergötzungen sich ergibt; wer wilden Begierden, der Wollust, dem Trunke, dem vermaledeyten Spiele alles aufopfert; wessen Abgott falsche Ehre, Gold oder sein eigenes Ich ist; wer, wankelmüthig in Grundsätzen und Mei-

nungen, einen Character hat, der sich, wie Wachs, von jedem in jede Form drücken läßt: der mag vielleicht noch ein guter Gesellschafter, aber nie wird er ein beständiger treuer Freund seyn."

Vollständigkeit muß überall seyn, im Kleinsten, wie im Größten; aber die Ausführlichkeit läßt ein Mehr und Minder zu; es hängt ab zunächst von der Faßlichkeit des Gegenstandes selbst, sodann auch von der Fassungskraft des Zuhörers oder Lesers.

§. 26.

Kürze.

Eine Erkenntniß, welche alles Ungleichartige von sich ausschließt, heißt kurz (praecisa).

Logisch ungleichartig (heterogen) ist alles das, was nicht mit dem Hauptgedanken zusammenstimmt, d. h. nichts zu seiner Erläuterung oder Begründung beyträgt. *)

Weitschweifig ist daher ein Begriff oder Beweis:

1) Wenn unnöthige, unnütze Erläuterungs- und Beweispuncte angeführt, d. h. ungleichartige Dinge eingemischt, gleichartige wiederholt werden. (Fehler des Ueberflusses und der Wiederholung.) Z. B. Freundschaft ist die wechselseitige Zuneigung

*) Obstat, quidquid non adjuvat. Quintil.

zwiſchen zwey Menſchen ꝛc. (Freundſchaft kann ja auch unter mehrern Menſchen beſtehen, wie z. B. bey jenem pythagoräiſchen Bunde; das Merkmal „zwey" iſt alſo ganz überflüſſig; der Begriff wird mithin zu enge (angustior), ſo daß er nicht auf jede Art von Freundſchaft paſſet. — Hieher gehört auch der ſogenannte Zirkel im Erklären und Beweiſen, d. h. wenn das Erklärte in der Erklärung, die Concluſion in den Prämiſſen vorkommt. Z. B. Freundſchaft iſt das innige Verhältniß eines Freundes zum andern.

2) Wenn die Erläuterungs- oder Beweispuncte zu weit ausgeführt, d. h. zu viele Nebendinge, zufällige Merkmale und Gründe eingemengt werden (Fehler der Dehnung, Tirade). — Dem Gedehnten iſt das Gedrängte entgegen geſetzt. Einen Begriff oder einen Beweis zuſammen drängen, oder ziehen, heißt, die Hauptſache, d. i. die weſentlichen Merkmale und Gründe herausheben. Z. B. „Der Freund kann mir wohl etwas Angenehmes verſagen, etwas Unangenehmes zufügen, wenn er ſieht, daß jenes für mich ſchädlich, dieſes nützlich ſey; er kann mir bittere Vorwürfe über mein verändertes Betragen machen; er kann mir ſogar (was noch bitterer iſt) ſeinen Unwillen, ſeinen Abſcheu fühlen laſſen; aber er wird es nie thun, um mich zu quälen, ſondern um mich zu beſſern; er wird

Abſcheu haben vor der That, aber nicht vor der Perſon; er wird vielleicht ſein freundſchaftliches Gefühl verlieren, aber nie die Geſinnung.“ Dieſe ganze Tirade läßt ſich in ein Paar Begriffe (Worte) zuſammendrängen, etwa (nach Schiller): Hart kann die Freundſchaft ſeyn, doch grauſam nie.

Die Kürze läßt, wie die Vollſtändigkeit, kein Minder, kein Mehr zu (alles muß in ſeiner Art kurz ſeyn, das Größte wie das Kleinſte); aber wohl kann die Gedrängtheit ein verſchiedenes Maß haben, das ſich nach den beſondern Eigenheiten des Gegenſtandes ꝛc. richten muß.

§. 27.

Kraft.

Eine Erkenntniß iſt kräftig (gravis), gewichtig, gehaltvoll, wenn das Weſentlichere mit dem Minderweſentlichen ſich ſo vereinigt, daß jenes durch dieſes befeſtiget und begründet wird.

Logiſch wichtig iſt, was den Hauptgedanken verſtärkt; unwichtig, was ihn ſchwächt.

Kräftig iſt alſo ein Gedanke, eine Gedankenreihe, wenn darin eine richtige relative Quantität, d. h. ein richtiges Verhältniß zwiſchen Ausführlichkeit und Gedrängtheit Statt findet. Widrigenfalls wird die Rede entweder ſchwülſtig, wenn ſie nämlich zu ſehr nach Gedrängtheit ſtrebt, oder viel-

mehr sie nur affectirt; oder matt, wenn sie zu sehr nach Ausführlichkeit strebt, bis zur Redseligkeit sich ausspinnt. Jenes könnte man auch den sthenischen, dieses den asthenischen Zustand einer Rede nennen. Nicht selten finden sich beyde Fehler zugleich in einer Vor- und Darstellung beysammen.

Die Intension hat übrigens ihre Grade. Sie wird in dem Maße zunehmen, als die Extension abnimmt. Man kann über irgend einen Gegenstand, z. B. über das Wesen und den Werth der Freundschaft, Ein Blatt (in Sentenzen von Lakonischer Kürze), oder auch (mit Asiatischer Weitläufigkeit) ein ganzes Buch voll schreiben. Jedoch sollte die erstere Darstellung bey all ihrer Gedrängtheit immer noch vollständig seyn, d. h. alles Wichtige angeben; und die letztere, bey all ihrer Ausführlichkeit, immer noch kurz seyn, d. h. nur das Wichtige angeben. — Als Muster einer kräftigen Schreibart, worin Ausführlichkeit mit Gedrängtheit sich innig verschmolzen, galt den Alten die Attische.

III. Relation.

§. 28.

Erklärung und Eintheilung.

Der Relation nach sollen die Gedanken, die Glieder der Rede (membra orationis) sowohl in

Beziehung auf das Ganze Einheit (in Stellung und Verbindung), als auch in Beziehung unter sich selbst Mannigfaltigkeit haben, d. h. in einem Systeme stehen.

*) System heißt die Stellung und Verbindung des Mannigfaltigen unter der Form der Einheit. Dem System setzt man das Aggregat, die Rhapsodie entgegen, worunter man eine Sammlung von Erkenntnissen versteht, die nicht nach der Idee eines Ganzen geordnet, ohne Ordnung und Zusammenhang hingeworfen sind (rhapsodischer Vortrag). — Gedanken, welche nicht unmittelbar unter sich, sondern nur mittelbar zu einem Ganzen zusammen hängen, nennt man Aphorismen; und einen solchen Vortrag einen aphoristischen. — Ein Gedanke, der, als Theil eines Ganzen, davon getrennt und als solcher hingestellt wird, heißt ein Bruchstück, Fragment.

§. 29.

Ordnung.

Das richtige Verhältniß der Glieder in Ansehung ihrer Folge, heißt Ordnung (ordo).

Die innere Ordnung d. h. wie die Gedanken

aus und in einander folgen, iſt überhaupt entweder *analytiſch* oder *ſynthetiſch*.

Eine analytiſche Erklärung entwickelt aus dem Begriffe die Merkmale, aus dem Ganzen die Theile; eine ſynthetiſche hingegen ſetzt aus den Merkmalen den Begriff, aus den Theilen das Ganze zuſammen. Eben ſo kann eine Beweisführung von den Gründen zu den Folgen herab-, oder von den Folgen zu den Gründen hinaufſteigen (regreſſive, progreſſive Ordnung).

Die *äußere* Ordnung, d. h. wie die Gedanken auf und nach einander folgen, richtet ſich nach der Gleichartigkeit derſelben und nach dem Grade ihrer Wichtigkeit. So werden z. B. Zweck und Mittel, Beſchwerden und Hinderniſſe, Hinderniſſe und Hulfsmittel u. dgl. unmittelbar auf einander folgen; deſsgleichen werden die ſtärkern Beweisgründe vorantreten, die ſchwächern in die Mitte kommen, die ſtärkſten mit dem Hauptgrunde (nervus probandi) den Schluſs machen.

Fehler gegen die Ordnung ſind überhaupt a) die *Verworrenheit*, wenn die Erklärungs- und Beweisglieder entweder ohne allen Plan (auf das bloße Gerathewohl) durch einander geworfen, oder nach einem erkünſtelten Plane (aus einem zu ängſtlichen Streben nach Ordnung) zu ſehr verflochten werden; b) die *Verkehrtheit* (das hysteron

proteron), wenn das, was im Erklären und Beweisen vorangehen soll, erst nachfolgt, oder umgekehrt.

Ein Plan, in welchem das Mannigfaltige nach einer bestimmten Idee geordnet ist, heißt ein **logischer Entwurf**, ein Gedankennetz (dispositio, schema), und sofern er eine Eintheilung (mit ihren Unterabtheilungen) darstellt, — eine **Classification**.

Der Anfänger im Denken (oder wer überhaupt seines Gegenstandes noch nicht mächtig ist) wirft vorläufig seine Gedanken rhapsodisch hin, und sucht sodann, durch Zusammenstellung des Gleichartigen und durch Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine, einen Plan zu abstrahiren. Wer dagegen schon eine ziemliche Fertigkeit im Denken besitzt, oder doch des vorliegenden Gegenstandes mächtig ist, der entwirft vorläufig den Plan, und sucht sodann, durch Auffindung des Besondern und Aehnlichartigen, das Ganze auszufüllen.

§. 30.

Zusammenhang.

Das richtige Verhältniß der Glieder in Ansehung ihrer Verbindung, heißt **Zusammenhang** (nexus).

Der Zusammenhang des Ganzen wird hergestellt:

a) Durch den Eingang (exordium, prologus), welcher das, wovon gehandelt wird, d. h. die Abhandlung (tractatio) an eine andere verwandte, meistens höhere, Gedankenreihe anknüpft. Wer z. B. von der Freundschaft reden wollte, könnte im Eingange von der Menschenliebe überhaupt sprechen (a genere), oder von der traurigen Lage des Einsamen, des Verlassenen (a contrario), oder von dem Ausspruche irgend eines weisen Mannes (a dicto) u. dgl. *) — Die wichtigsten Bestandtheile des Einganges sind der Hauptsatz (propositio), worüber abgehandelt wird, und (wo es der Stoff mit sich bringt) die Haupteintheilung (divisio).

b) Durch den Schluß (conclusio, epilogus), welcher (wie schon der Name andeutet) gleichsam den Schlußstein des Ganzen bildet, dadurch, daß er das, wovon ausführlich gehandelt worden ist, in einer gedrängten Uebersicht wiederholt, und wichtige Folgerungen, die sich daraus ergeben, abzieht. **)

---

*) Confer. Cic. ad Herenn. I, 5.

**) Diese und andere Regeln (es sey im Vorbeygehen gesagt) gelten nicht bloß von der sogenannten

Ins Besondere wird der Zusammenhang hergestellt durch die sogenannten Uebergänge (transitiones), welche die Verwandtschaft der Gedanken, ihre Abhängigkeit oder sonstige gegenseitige Beziehung ausdrücklich andeuten (nexus explicitus). Wo jedoch diese Verwandtschaft schon aus der einfachen Stellung der Begriffe sichtbar wird, da bedarf es keiner besondern Fügemittel (nexus implicitus,

---

feyerlichen Rede, sondern von jeder Rede überhaupt, der Erzählung, dem Briefe u. a. Die einfachste Anecdote z. B. beginnt mit der Angabe der Zeit, des Ortes und anderer Umstände (sie geht mithin vom Allgemeinen zum Besondern, Individuellen über), und schließt etwa mit der Angabe der Folgen, die aus der Handlung u. dgl. entsprungen sind. In der Theorie steht daher die Regel fest; aber in der Praxis erleidet sie Ausnahmen. Diejenigen, welche z. B. wollen, daß jeder Brief aus dem exordio, dem tractatu, und dem epilogo bestehen müsse, haben nichts Regelwidriges gesagt, aber etwas Geschmackloses. Sie haben nicht bedacht, daß zwar alles eine Regel haben müsse, aber nicht alles Eine Regel haben könne; und daß die Kunst zu schreiben nicht so fest darin bestehe, die richtigen Regeln zu befolgen, als vielmehr von der Regel angemessene Ausnahmen zu machen.

crypticus), vielmehr erlaubt es die Kunſt, und fordert es ſogar in ſolchen Fällen, daß der Zuſammenhang der Glieder möglichſt verdeckt werde. *)

Fehler gegen den Zuſammenhang ſind die beyden Extreme, wenn man nämlich entweder das Gleichartige, was an ſich verbunden iſt, im Denken und Reden trennet, oder das Ungleichartige, was an ſich getrennt iſt, verbindet.

§. 31.

Maſſverhältniß.

Das Verhältniß der Glieder unter einander in Anſehung ihrer Gröſſe heißt Maß.

Die Glieder einer Rede müſſen unter einander in einer Art von Gemeinſchaft (communio) ſtehen. Dabey iſt ein doppeltes Verhältniß denkbar: ein gleiches, coordinirtes, zwiſchen gleichgeordneten; und ein ungleiches, ein ſubordinirtes, zwiſchen niedern und höhern. Hieraus ergeben ſich demnach folgende zwey einfache Regeln in Anſehung der quantitativen Relation:

1) Coordinirte Glieder, d. h. die dis- und conjunctiven, die comparativen und antithetiſchen

*) Ut re distinguantur, verbis confusa esse videantur Cic.

Theile einer Rede, müssen unter einander auch dem Maße nach gleich seyn.

2) Subordinirte Glieder dagegen, die Nebentheile der Rede in Beziehung zu den Haupttheilen, müssen dem Maße nach ungleich seyn, d. h. jene müssen minder, diese mehr Ex- und Intension haben.*)

Zu bemerken ist noch 3, daß eine Gedankenreihe von einer größern Intension, aber kleinern Extension, im Gleichgewichte stehe mit einer Gedankenreihe, die extensiv größer, aber intensiv kleiner ist. Ein strenger, strikter Beweis z. B. gilt so viel und oft mehr, als zehn andere, die breit und lax sind.

Das richtige Maßverhältniß der coordinirten Theile heißt Symmetrie; das richtige Maßverhältniß der subordinirten, der niedern zu den höhern, heißt Proportion.

---

*) In der feierlichen Rede z. B. sollen, nach der etwas ängstlichen Forderung einer ältern Schule, der prologus und der epilogus zu jedem der Haupttheile sich verhalten, wie 1 zu 3; jene beyden aber, wie diese unter einander, als coordinirte Glieder, gleiches Maß haben.

Besondere Rhetorik.

§. 32.

Angemessenheit.

Die besondere Rhetorik lehrt, wie die Gedanken in Beziehung auf die Gegenstände der Vorstellungen, auf die Zustände der Vorstellungskräfte, und auf die Standpuncte des Ob- und Subjectes, betrachtet und behandelt werden sollen.

Diese Eigenthümlichkeit der Rede, vermöge welcher sie den angezeigten besondern Bedingnissen mit gleichmäßiger wechselseitiger Beschränkung entspricht, nennen wir Angemessenheit. *)

*) Die Art und Weise, wie die Gedanken in ih-

*) Caput est artis, decere, sagt Cicero; quod tamen unum id est, quod arte tradi non potest.

rer ob- und ſubjectiven Verſchiedenheit als wahr befunden und zweckmäßig gebraucht werden, heißt Methode, Vortrag (modus). Die Regeln betreffen theils das vor- und darſtellende Subject, theils das vor- und dargeſtellte Object, theils die Vor- und Darſtellung ſelbſt (den Vortrag i. e. S.). Zu einer Anleitung zur Redekunſt kann man nur Andeutungen erwarten *); die weitere Ausführung gehört in die Denklehre.

I. Modalität

rückſichtlich der Gegenſtände der Vorſtellungen.

§. 33.

Erklärung und Eintheilung.

Die Gegenſtände laſſen ſich eintheilen (nach den Kräften, wodurch ſie aufgefaßt, gegeben und bearbeitet werden), 1) in Gegenſtände des Sinnes, — hiſtoriſche oder empiriſche Erkenntniſſe, data, facta; 2) in Gegenſtände der Vernunft, — ratio-

---

*) Nolo omnia, quae cadunt in oratorem, sic tractare, quasi nihil possit dici sine praeceptis suis. Cic.

nale Erkenntniſſe, Ideen, Principien; endlich 3) in Gegenſtände des Verſtandes, intellectuelle Erkenntniſſe, Begriffe, Lehrſätze.

*) Eigentlich heißen bloß die Verſtandesvorſtellungen Erkenntniſſe (cognitiones); die reinen Vorſtellungen des Sinnes und der Vernunft aber Kenntniſſe (notiones). Indeſſen können und müſſen zuletzt faſt alle Kenntniſſe in Erkenntniſſe, d. h. in Begriffe umgewandelt werden, wenn anders die ſinnlichen Anſchauungen Geſtalt, die vernünftigen Gehalt bekommen ſollen.

§. 34.

Hiſtoriſcher Vortrag.

Die Darſtellung empiriſcher Erkenntniſſe (ergeben ſie ſich nun aus eigenen Beobachtungen oder aus fremden Zeugniſſen) heißt hiſtoriſcher Vortrag (methodus historica).

Trägt die Hiſtorie das Succeſſive in der Zeit vor (Begebenheiten), ſo heißt ſie erzählend; trägt ſie aber das Simultane im Raum vor, — beſchreibend. *)

---

*) Die Darſtellung des Geiſtigen z. B. des menſchlichen Charakters, oder des Sinnlichen auf eine geiſtvolle Art, heißt eine Schilderung. Zu

Die Erzählung iſt entweder chroniſtiſch, wenn ſie die Thatſachen nach einer äußern Ordnung, d. h. nach der Zeitfolge vorträgt (Chroniken, Annalen, Diarien); oder pragmatiſch, wenn ſie die Thatſachen nach einer innern Ordnung, d. h. in ihrer Verbindung als Urſachen und Wirkungen vorträgt.

Sonſt theilt man die Geſchichten noch ein: a) Nach ihrem Umfange — in Lebensbeſchreibungen, Geſchichten einzelner Perſonen (Biographien); in die Familien- und Volksgeſchichte; endlich in die Univerſalgeſchichte, welche entweder in ſynchroniſtiſcher oder ethnographiſcher Ordnung, d. h. nach Zeiten oder nach Völkern erzählt wird. b) Nach dem Inhalte — in Staats- und Religionsgeſchichte (historia profana et sacra), Geſchichte der Künſte und der Wiſſenſchaften u. ſ. w.

Literatur.

Die Kunſt der Hiſtoriographie werden wir wohl vor allen bey den Griechen und Römern zu

---

den hiſtoriſchen Vorträgen gehört jedoch nur die Schilderung eines individuellen Charakters; die Schilderung eines allgemeinen (abſtracten) Charakters muß zu den didaktiſchen Vorträgen gerechnet werden.

ſuchen haben. Sie hatten ein öffentliches Leben, wo jeder ſelbſt mithandeln und mitſprechen konnte, und ein Publicum, das über ſeine eigene Thaten zu hören beliebte und zu richten verſtand. Unter ſo günſtigen Umſtänden mußte denn freylich der hiſtoriſche Sinn und Geiſt auſſerordentlich gewinnen, und die Kunſt der Geſchichtſchreibung zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gedeihen. So rühmt man denn mit Recht die Klarheit und Fülle des Herodot, des Vaters der Hiſtorie, — den hohen Styl, den gedankenvollen Inhalt, ſo wie den Ernſt der groſſen Geſinnung des Thucydides, ſodann die Leichtigkeit und Anmuth des Xenophon. — Die Römer hielten ſich als wackere Nacheiferer der Griechen, und ſie behaupten neben dieſen eine würdige Stelle. Wir bewundern an Livius den Glanz und Schmuck einer redneriſchen Ausbildung, an Cäſar die edle Einfalt und ſtille Gröſſe, an Salluſtius die Klarheit und Wahrheit der Charakteriſtik, die Kunſt der hiſtoriſchen Malerey, und an Tacitus die Tiefe, Kraft und Kunſt, die von der alten Würde des ehemaligen Roms durchdrungen iſt. Dieſe Kunſt der Alten, nachdem ſie im Mittelalter verloren gegangen und zu einer bloſſen Chroniken- und Annalenſammlung ausgeartet, erſchien erſt wieder mit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, und es bildeten ſich nach den alten

Muſtern die Spanier Mariana und Antonio de Solis, die Italiäner Guicciardini und Machiavelli, die Franzoſen de Thou und Rollin, die Engländer Hume, Robertſon und Gibbon. Wenn auch ihre Werke durch neuere Forſchungen zum Theil mangelhaft und irrig befunden werden mögen, ſo bleiben ſie doch, die einen wegen des hiſtoriſchen Sammlerfleiſſes, die andern wegen des kritiſchen, vorurtheilloſen Sinnes, oder, wie dieß beſonders bey Machiavell der Fall iſt, wegen des großartigen Charakters in der Darſtellung vorzügliche Muſter. — In gleichem und wohl noch beſſern Geiſte arbeiteten die Deutſchen: ein Joh. Muller, Heeren, Spittler, J. Möſer u. a., eben ſo gründlich durch ihr Quellenſtudium, als verſtändig in der Anlage und Ausführung ihrer hiſtoriſchen Gemählde. *)

§. 35.

Wiſſenſchaftlicher Vortrag.

Die Darſtellung rationaler Erkenntniſſe (ſeyen ſie nun in der Vernunft unmittelbar oder mittel-

*) Ausführlichere Andeutungen über die deutſche Literatur, in hiſtoriſcher Folge von der älteſten Zeit bis auf die neueſte, findet man i. m. „Vorſchule zur Geſchichte und Kritik der deutſchen Literatur.“

bar *) begründet) heißt wissenschaftlicher Vortrag (methodus scientifica).

Die Wissenschaft i. e. S. **) wird eingetheilt in die philosophische und mathematische. ***)

Die Verfahrungsart im Philosophiren ist: a) In Ansehung der Ordnung entweder synthetisch oder analytisch (§. 29.). Synthetisch verfährt man, wenn man eine Wissenschaft erfinden will; analytisch, wenn man eine bereits erfundene darstellen will. Z. B. Wolf's Lehrordnung ist synthetisch, die von Locke mehr analytisch. b) In Ansehung des Zusammenhangs streng systematisch oder aphoristisch (§. 28). Z. B. Kant verfährt in seiner Kritik systematisch, Platner lehrt in Aphorismen u. s. w.

---

*) Die mittelbaren Vernunfterkenntnisse (analoga rationis) sind und heißen positive (im Gegensatze zu den natürlichen, unmittelbaren), und beruhen auf dem Ansehen der Weisesten und Edelsten unsers Geschlechtes (quos penes autoritas est).

**) Wissenschaft i. w. S. ist jedes System, das von vernunftähnlichen Sätzen ausgeht oder dahin zurück führt. S. den folg. §.

***) Die Philosophie ist (nach Kant) die Vernunftwissenschaft aus Begriffen; die Mathematik die Vernunftwissenschaft aus der Construction der Begriffe.

Die mathematische Methode legt vorerst Principien zu Grunde; und bauet hierauf ihre Lehrsätze. Was die Lehrsätze theoretisch lehren, wenden die Aufgaben an. Ist das Gebäude einmal so weit aufgeführt, so ergeben sich ohne weitere Beweise unmittelbare oder mittelbare Folgesätze. Zuletzt muß endlich noch hier und da zur Unterstützung der Beweise ein Heischesatz (Postulat) — oder zur Erläuterung ein Zusatz (Scholion) beygefügt werden; dann ist die mathematische Methode theilweise oder im Ganzen geschlossen. (§. 9.)

Literatur.

Auch in der Philosophie haben die Griechen das Höchste geleistet, zumahl die beyden Koryphäen der griechischen Philosophie, Aristoteles und Plato. Jener ist mehr zergliedernd, wissenschaftlich construirend, dieser dagegen darstellend, idealisirend, künstlerisch gestaltend. Der erstere basirt seine Philosopheme auf Erfahrung und Vernunft, dieser auf einer höhern Erkenntniß, der Tradition und Inspiration, so daß also in diesen beyden Weg und Ziel alles menschlichen Forschens und Wissens sichtbar werden. Die Römer hatten für die tiefere Speculation, worin der Geist der Griechen eine so große Kunst übte, weder Sinn noch Anlage. Sie, als practische Menschen, die alles Wissen gern auf

das öffentliche und Privatleben bezogen, waren meistens nur Eklektiker, die das, was ihren Einsichten und Absichten am meisten zusagte, in den Bereicht ihres Wissens aufnahmen. Von denselben, als pragmatischen Philosophen, namentlich von Cicero und Seneca, kann daher erst an anzern Orten die Rede seyn. In den folgenden christlichen Zeiten (wenn wir die Gnostiker ausnehmen) fügte und unterordnete sich wohl gar die Philosophie den theologischen Doctrinen, wobey sie jedoch grossen Scharfsinn entwickelte. Wir nennen hier nur Augustinus, den beredtesten Kirchenvater, und Thomas von Aquin, den Stifter der scholastischen Philosophie. — Eine freyere Behandlung der Vernunftwissenschaft begann erst im 16. Jhrhdrt., mit Baco und mit Descartes, deren philosophische Systeme in abweichenden Richtungen theils in realistischen Empirismus, wie z. B. bey Locke, theils in idealistischen Rationalismus, wie bey Berkley sich ausbildeten, welche beyde Systeme in einem dritten, dem Pantheismus des Spinoza ihre Einigung und Vollendung fanden. Und da nun einmal die Philosophie in solchen Zwiespalt und in differente Richtung gekommen war, so mußte sie nach dem Naturgang des Geistes noch späterhin alle Phasen des forschenden und irrenden Verstandes durchlaufen, bis zum Skepticismus eines Hume

und ſeiner Engländer, und bis zum Materialismus und Atheismus der franzöſiſchen Schule unter Voltaire, d'Alembert und Diderot, ſo daß ſie erſt in der neueſten Zeit, hauptſächlich durch die Bemühungen deutſcher Philoſophen, wieder zur Vernunft, zum ſichern und wahren Bewußtſeyn gelangen konnte. Die vorzüglichſten unter den letztern, die zur Reſtauration wahrer Philoſophie beygetragen, ſind — nebſt dem frühern Leibnitz — Kant, Fichte und Schelling.

§. 36.

Lehrvortrag.

Die Darſtellung intellectueller Erkenntniſſe heißt Lehrvortrag (methodus didactica).

Die Lehre iſt entweder eine Erkenntniß aus Thatſachen (a posteriori) oder eine Erkenntniß aus Grundſätzen (a priori). Jene heißt eine Erfahrungswiſſenſchaft, dieſe eine (angewandte) Vernunftwiſſenſchaft. Die erſtere verfährt progreſſiv, d. h. ſie ſchickt einzelne Beobachtungen und Verſuche voraus, und ſetzt daraus Erfahrungsſätze zuſammen; die andere iſt regreſſiv, d. h. ſie ſchickt Grundſätze voraus, und wendet ſie auf die Erſcheinungen der Natur und des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft ꝛc. an.

Sonſt nennt man auch die Lehrvorträge ins

Besondere Lehrbücher (Compendien), wenn sie ein ganzes System von Wahrheiten in Kürze darstellen; oder Abhandlungen (wohin auch die Programme gehören), wenn sie nur einzelne Wahrheiten ausführlich erläutern und beweisen. — Hieher rechnet man auch den Commentar, d. h. die fortlaufende Erläuterung gegebener Puncte; den polemischen Aufsatz, d. h. die Widerlegung fremder Behauptungen; die Recension, d. h. die Entwickelung der Vorzüge und Mängel schriftstellerischer Erzeugnisse; u. dgl.

Literatur.

Die didaktische Prosa nimmt alles in sich auf, was einerseits die Geschichte, anderseits die Philosophie zu practischen Zwecken Brauchbares in sich hält. Ihre Darstellung ist darum keine streng wissenschaftliche oder künstliche, sondern lediglich eine disciplinarische, zur Regelung des Verstandes und seiner Begriffe. Von den Griechen abgesehen, die über alles und in jeder Art schrieben, dürfte wohl als der größte Didaktiker unter den Alten Cicero gelten. Als Freund und Liebhaber der Philosophie, bey der er in Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften oder der ruhigen Muße, Trost und Beschäftigung suchte, traf er nicht nur eine verständige Auswahl edler,

practiſcher Philoſopheme, ſondern verſtand ſie auch mit großer Dialektik und in einem lebendigen Vortrage darzuſtellen. — Unter den Neuern, beſonders ſeit die Bücherpreſſe die Verbreitung des Gedankens erleichterte, vermehrte ſich ins Unendliche die Anzahl ſolcher Schriften, in denen die nächſten und brauchbarſten Gegenſtände des Lebens und der Schule leichthin, ohne gelehrten hiſtoriſchen Apparat und ohne eigentlich philoſophiſchen Tiefſinn, mit Geiſt und Wärme beſprochen werden. Namentlich ſind es die Franzoſen, die dieſe Behandlungsart von jeher vorzüglich liebten; und ihre ſogenannten Philoſophen ſind meiſtens nur gewandte Didaktiker, die in einem gebildeten, oft geſchwätzigen Converſations-Tone, wie Montaigne, oder in ſcharf dialektiſcher und epigrammatiſcher Präciſion, wie Montesquieu, oder endlich auch mit einer Art von oratoriſcher und dichteriſcher Begeiſterung, wie J. J. Rouſſeau, ihre Gedanken vortrugen. Dasſelbe gilt auch, mit der gehörigen Einſchränkung und Rückſichtsnahme auf die eigenthümliche Darſtellungsweiſe, von den Engländern, und es darf nur auf das einzige Beyſpiel von Addiſſon hingewieſen werden, den ſeine Landsleute als den erſten Didaktiker bezeichnen, um den engliſchen Geiſt in dieſer Sphäre kennen und beurtheilen zu lernen. — Die Deutſchen, als die denkfertigſten und ſchreib-

seligsten, blieben in diesem Genre nicht zurück. Wir nennen nur Gellert, Garve, Mendelsohn, Engel aus der ältern Schule; von der neuern sind ohnehin Beyspiele unaufzählbar.

II. Modalität

rücksichtlich der Zustände der Vorstellungskräfte.

§. 37.

Erklärung und Eintheilung.

Die Zustände der Seele lassen sich nach den Vorstellungskräften, welche dabey vorzüglich in Thätigkeit sind, eintheilen: in den Zustand der Betrachtung (der Reflexion), der Beschauung (der Imagination), und der Empfindung (der Affection). Die Vorträge sind demnach entweder rein-prosaische, oder poetisch- und ästhetisch-prosaische Compositionen.

*) Es ist Aufgabe für den Denker und Redner, die Gedanken nicht nur für den Verstand deutlich, sondern auch für die Phantasie anschaulich, und für das Gefühl lebhaft zu machen — und so alle Seelenkräfte in Thätigkeit zu setzen. So kann und soll z. B. der Werth der Freundschaft gedacht, ihre

Schönheit und Würde angeſchaut, endlich ihre Kraft und Milde empfunden werden. —

§. 38.

Reine Proſa.

Diejenige Darſtellung, welche das Wahre zunächſt dem Verſtande deutlich zu machen ſtrebt, heißt proſaiſcher Vortrag.

Die rein proſaiſchen Aufſätze, ſo fern ſie, als Producte des reflectirenden Verſtandes, mit der didaktiſchen Proſa zuſammenfallen, ſind entweder dogmatiſch, wenn man einen Satz, ein Syſtem ſchlechtweg behauptet und begründet; oder ſkeptiſch, ſo fern man bloß bezweifelt und widerlegt; oder kritiſch, wenn man überall das Wahre und Falſche daran aufzudecken verſucht, oder polemiſch, wenn man in der Art unterſucht, daß man nur das Falſche aufdecken und bekämpfen will, um dadurch das Wahre zu ſichern; oder endlich eklektiſch, wenn man in allem nur das auszuwählen ſich anſchickt, was als das beſte und zweckmäßigſte erſcheint.

Literatur.

Die reine Proſa hat zu ihrem alleinigen Zweck und Ziel: Aufklärung des Verſtandes im Intereſſe der Wahrheit. Sie geht daher ruhigen und ſichern

Schrittes ihre gewieſenen Wege, und bedient ſich der Flügel der Phantaſie nur, wenn ſie über Tiefen und Steilen ſich hinweg ſetzen muß, dem Gefühle nur dann Raum geſtattend, wenn anziehende Parthien zur Erholung und Erkräftigung einladen. Redner dieſer Art werden bey einem Volke in dem Grade ſeltener, als das Intereſſe für die Wahrheit, die reine und ganze Wahrheit, ſeltener wird. Man findet ſie nur in dem goldenen Zeitalter einer National-Literatur. Diejenigen, welche einer ſpätern, verderbtern Zeit angehören, wollen überall mehr ſcheinen, als ſeyn, und ſelbſt das Schöne, womit ſie das Wahre überkleiden, iſt nicht ein, aus dem innerſten Weſen Hervorgetriebenes, organiſch Herausgebildetes, ſondern ein pur äußerlicher, ein aufgelegter Zierath. Man vergleiche in dieſer Hinſicht den Seneca mit Cicero, den Curtius mit Cäſar. Die Sentenzen und Floskeln, deren ſich jene bedienen, contraſtiren ſehr mit der Würde und Fülle, womit dieſe ihren Vortrag einfach und edel auszuſtatten ſuchen. — Daſſelbe gilt von den Neuern. Die beſte Proſa hat ſich meiſtens ſogleich neben der ältern Poeſie ausgebildet, wie z. B. bey den Italiänern (Boccacio); und die geſchminkte und geſchraubte Proſa nahm in dem Maße zu, als auch ihre Poeſie ſich zum Manierirten hinneigte. So ſchrieb z. B. ein Boſſuet, der größte fran-

zöſiſche Redner, noch vor Voltaire, deſſen Proſa jedenfalls ſchon zu ſehr an's Gekunſtelte hinſtreift. Nur bey den Engländern etwa findet hierin eine Ausnahme ſtatt, deren Proſa erſt im vorigen Jahrhundert, zumal in der politiſchen Beredſamkeit, wie z. B. bey Junius und Burke, die höchſte Ausbildung erreicht hat. — Unter den Deutſchen haben wohl Leſſing und Goethe die ſchönſte Proſa geſchrieben; nächſt ihnen Klopſtock, Wieland, Juſtus Möſer „patriotiſche Phantaſien," G. Forſter „vermiſchte Schriften," A. W. und Fr. Schlegel.

§. 39.

Poetiſche Proſa.

Diejenige Darſtellung, welche das Wahre zunächſt der Phantaſie anſchaulich zu machen ſtrebt, heißt poetiſcher Vortrag. *)

Die Methode, wonach die Phantaſie arbeitet und darſtellt, iſt überhaupt von doppelter Art: ſchildernd oder erzählend (unter der Form des Simultanen oder des Succeſſiven). Die ſchildernde verſinnlicht das Wahre durch Allegorien, Perſonificationen, andere Tropen; die erzählende dagegen durch Mythen, Fabeln, Parabeln u. dgl.

---

* Est finitimus oratori poeta, . . . multis ornandi generibus socius, ac paene par. Cic.

Literatur.

Der Begriff und Ausdruck „poetiſche Proſa" enthält, ſtrenge genommen, einen innern Widerſpruch. In Prari aber, wo ſich überhaupt alles annähert und ausgleicht, muß dieſe Redeweiſe wohl angenommen und anerkannt werden. Selbſt die Alten, welche doch hierin einen ſtrengen Unterſchied feſtſetzten, fanden eine Verſchmelzung beyder, der Proſa und der Poeſie, für zuläſſig, ja ſogar für nothwendig, ſo oft die Klarheit des Begriffs nur in deſſen Bild und in der unmittelbaren Anſchauung zu finden war. So gaben namentlich die alten Geſchichtſchreiber ihren Hiſtorien eine Art epiſcher Ausführlichkeit und Lebendigkeit dadurch, daß ſie die Motive der Helden und ihrer Handlungen in kunſtreichen Reden vor Augen ſtellten, und Schlachten und andere öffentliche Begebenheiten in einer faſt dichteriſchen, lebhaft mahlenden Darſtellung beſchrieben. Und der gröſte Philoſoph des Alterthums, Plato, verlieh ſeinen tiefſinnigen Unterſuchungen gewiſſer Maßen ein dramatiſches Intereſſe, indem er ſie in Dialogen einkleidete, und mit einem Ausdruck, der oft bis zu lyriſcher Erhabenheit ſich ſteigerte, kunſtreich ausſtattete. Unter den Neuern wird der Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie, in Prari, noch weniger feſtgehalten, zumal ſeit der Zeit, als die ältern romantiſchen Dichtungen in pro-

faiſche (Romane) aufgelöſet, und durch eine Unzahl von Nachbildungen vermehrt wurden. Indem daher z. B. die Franzoſen und Engländer den Roman zur Proſa rechnen, geben ſie wohl auch der poetiſchen Darſtellung ein Ueberſiedelungsrecht in ein fremdes Gebieth, welche Lizenz zumal in der Geſchichtsſchreibung häufig gebraucht und auch mißbraucht wird. Ueberhaupt aber werden ſich immer diejenigen Autoren zu dieſem Genre hinneigen, welche ihre Gedanken mit dichteriſch-philoſophiſchem Geiſte aufzufaſſen und darzuſtellen gewohnt ſind, wie wir dieß beſonders an Deutſchen wahrnehmen; z. B. Jean Paul, Tieck, Fr. Schiller, Fr. Jacobi und Herder, deren Namen allein ſchon dieſe Gattung von Styl ehren und heiligen.

§. 40.

Aeſthetiſche Proſa.

Diejenige Darſtellung, welche das Wahre zunächſt dem Gefuhle wohlgefällig zu machen ſucht, heißt äſthetiſcher Vortrag. *)

*) Nihil est in dicendo majus, quam ut faveat oratori is, qui audiet, utque ipse sic moveatur, ut, impetu quodam animi et perturbatione magis, quam judicio et consilio regatur. Cic.

Die äſthetiſch-proſaiſchen Aufſätze ſind und heißen entweder ethiſch oder pathetiſch, *) je nachdem ſie auf Erzeugung guter Geſinnungen und Beſſerung des Characters, oder auf Belebung des Enthuſiasmus für das Gute und Böſe abzielen. Im erſtern Falle wird bloß die natürliche Wärme für das Wahre, Schöne und Gute genährt; im andern wird ſie zur Gluth, zur Flamme der Leidenſchaft angefacht. — Die Argumente, wodurch auf das Gefühl gewirkt wird, heißen Antriebe, Bewegungsgründe (motiva, arg. persuadentia), wohin die Alten beſonders die Deductionen vom Nothwendigen, Anſtändigen, Leichten und Angenehmen rechneten (a necessario, honesto, facili et jucundo).

Literatur.

Eine Rede, im vollkommenen Sinne, ein Kunſtwerk, kann nur diejenige heiſſen, welche alle Kräfte des Menſchen anregt, nicht bloß die Vorſtellungs-, ſondern auch die Begehrungskräfte. Das haben die Alten gar wohl eingeſehen und befolgt. Alle öffentlichen Redner, welche als ſolche vorzugsweiſe gegolten haben, zumal die zwey größten, Demoſthenes und Cicero, wenn ſie zum Volke ſprachen,

*) Confer. Quintil. VI, 2.

begnügten ſich nicht etwa ſchon mit einer noch ſo klaren Darſtellung der (objectiven) Gründe, die in der Sache ſelbſt lagen, ſondern ſie hoben auch alle die (ſubjectiven) Beweggründe hervor, welche die Richter und das richtende Publicum mit ins Intereſſe zogen; ſie ſuchten nicht bloß zu überzeugen, ſondern auch zu überreden; denn ſie wußten, daß nicht ſowohl Grundſätze, als Empfindungen es ſind, welche den Menſchen zur Handlung antreiben. — Darum iſt auch das Studium des Menſchen und der Motive, die deſſen Gemüth anziehen oder abſtoßen, unerläßliche Vorbereitung für den Dialektiker. Die nächſte und höchſte Aufgabe für den proſaiſchen Redner wird aber ſodann ſeyn, daß er, als ein tiefer Pſycholog, weniger der Menſchen Affecte, als vielmehr ihre Leidenſchaften zu erregen ſuche. Und auch hierin ſind und bleiben die Alten unſere Muſter. Wenn freylich jene Volksredner, ſo oft ſie zunächſt auf die Wirkung und den Entſchluß des Augenblicks los geben mußten, durch ihre Beredſamkeit die Gemüther in Aufwallung zu bringen ſuchten, ſo ſprachen und ſchrieben dagegen ihre beſſern Hiſtoriker mit einer ernſten, würdigen Ruhe, unter deren kalten Decke gleichwohl die wärmſte Gluth der Leidenſchaft für ihres Volkes Ehre, Wohl und Würde, verborgen lag, und die darum ihre nachhaltige Wirkung auf Andere nicht

verfehlen konnte. In diesem Sinne und nach diesem ästhetischen Maßstabe sind auch die neuern Redner zu beurtheilen; und es dürften so fern die Engländer, wenigstens vor den Franzosen, die meistens zusehr auf unmittelbaren Effect hin arbeiten, bey weitem den Vorzug verdienen. — Die Deutschen sind, wie man sagt, zu sehr Verstandesmenschen, als daß sie Gefühlserregung voran stellen wollten oder könnten. Indessen liegt doch in ihren Schriften, wie z. B. eines Hamann's und Görres, eine Gluth, die, wenn auch nur leichthin in Flämmchen aufzüngelnd, das Gemüth desto tiefer und nachhaltiger erwärmet.

III. Modalität

rücksichtlich der ob- und subjectiven Standpuncte.

§. 41.

Erklärung und Eintheilung.

Die besondern Standpuncte, von welchen das Object vom Subjecte betrachtet wird, lassen sich überhaupt auf drey zurück führen; und zwar in Ansehung des Objects auf den niedern, höhern und mittlern, in Ansehung des Subjectes auf den populären, classischen und scholastischen

(dignitas rei et personae. Cic). Beyde Standpuncte fallen jedoch meiſtens in Einen zuſammen, und zwar ſo, daß der objective ſich nach dem ſubjectiven richtet. — Je nachdem derley Vorträge das Subject in der erſten, zweyten oder dritten Perſon aufführen, ſo heißen ſie entweder Selbſtgeſpräche, oder Anreden, oder Unterredungen. In den erſtern muß der Redner, in den andern der Zuhörer oder Leſer, in den letztern müſſen die ſich unterredenden, redend eingeführten Perſonen, nach ihrem Bildungsgrade, zunächſt berückſichtiget werden.

*) Das wiſſenſchaftliche Gebiet hat, wie das geographiſche, einen wahren und einen ſcheinbaren Horizont. Der letztere verengt oder erweitert ſich nach der Niedrigkeit oder Erhabenheit des Standpunctes, von welchem der Denker das Gebiet überſehen kann. Auf dem niedrigſten Puncte ſteht der Ungebildete (der Mehrtheil des Volkes), auf dem höchſten der wiſſenſchaftlich Gebildete (der auserleſene Theil); auf dem mittlern endlich die (lehrende und lernende) Schule. Eine Methode (und die Lehre ſelbſt), die zunächſt für die Schule, für die Wiſſenſchaftlichen und Eingeweihten berechnet iſt, heißt eſoteriſch; dagegen wenn ſie für das Leben und die Welt, für die bloß

Gebildeten und Uneingeweihten geeignet ist, exoterisch.

§. 42.

Selbstgespräch.

Ein Vortrag, worin der Gegenstand zunächst auf den Redner selbst bezogen wird, heißt ein Selbstgespräch (soliloquium, monologus). *)

Die Methode wird übrigens nach der Fassungskraft und nach dem Bedürfnisse des Meditirenden verschieden ausfallen, je nachdem er erst eine noch unbekannte Wahrheit suchen, oder eine schon bekannte erweitern und vervollständigen will. Jene heißt die fortschreitende, dieß die erweiternde Lehrordnung. Jene fängt von einem Theil des Gegenstandes an, und geht stufenweise zu einem andern über, bis sie alle durchgegangen und den ganzen Gegenstand erschöpft hat; diese hingegen fängt vom Ganzen, nach seinen Haupttheilen betrachtet, an, und geht von da zu

*) Der rhetorische Monolog ist die Betrachtung (meditatio) einer Wahrheit in Beziehung auf die individuelle Beschaffenheit eines Subjects: der poetische Monolog dagegen ist die Entwickelung individueller Gesinnungen und Neigungen in Beziehung auf irgend ein Object.

einem Hauptheil, den sie wieder als ein Ganzes nach seinen untergeordneten Theilen behandelt, über, bis sie alle durchgegangen hat.

Literatur.

Jedem oratorischen Actus, z. B. einer öffentlichen Rede, muß ein solches Denkgeschäft voran gehen; denn um andere überzeugen zu können, muß man zuerst selbst überzeugt seyn. Darum ist aber eine solche Betrachtung auch nur eine vorbereitende Operation; und die Literatur der Alten, die alles auf das gesellige und öffentliche Leben bezogen, stellt kein Beyspiel der Art auf, wie wir Neuern deren so viele haben. Sie eignet sich besonders für philosophische Erörterungen, als in welchen zumal gezeigt werden soll, wie sich irgend ein Vernunft-System in einem denkenden Kopfe, ohne allen Einfluß fremder Meinungen, rein gestaltet und vollständig abgeschlossen hat. — Hieher können wohl auch die sogenannten Memoiren und Confessionen gerechnet werden, an denen die französische Literatur so reich ist, und die so fern als ganz einzig in ihrer Art da steht. Denn es wird darin der rein subjective Standpunct behauptet, von dem aus ein Individuum das Leben und die Welt überschauen und darstellen will; und es dienen daher diese historischen Meditationen ebenfalls nur als vorberei-

tende und zurüstende Mittel, als Studien, zum Entwurf und Aufbau der eigentlichen Biographie und der Familien- und Volksgeschichte. — Unter den deutschen Monologen ward in früherer Zeit besonders Spalding's „über die Bestimmung des Menschen" gerühmt, so wie Jerusalem's „Betrachtungen über die geoffenbarten Wahrheiten."

§. 43.

Anrede.

(Rede, Brief.)

Ein Vortrag, worin der Gegenstand zunächst auf den Zustand des Zuhörers (sey er nun Individuum oder Publicum) bezogen wird, heißt Anrede (alloquium), Unterricht.

Die Anrede kann mündlich oder schriftlich seyn. Die mündliche Anrede, wenn sie nur die einfache Erläuterung eines Gegenstandes zum Vorwurfe hat, heißt Vortrag, Vorlesung. (Im Unterricht muß zugleich mehr auf die Fähigkeit und Fassungskraft der Zuhörer Rücksicht genommen werden; daher hiezu meistens die dialogische Form gewählt wird). Eine mündliche Anrede dagegen, worin, neben der Belehrung des Verstandes, auch Bewegung des Willens beabsichtet wird, heißt Rede i. e. S., und ist die höchste Aufgabe und das Meisterstück der Beredsamkeit. Nach dem Inhalte,

den sie behandeln, sind sie gerichtliche, politische, kirchliche Reden u. s. w. Die letztern Vorträge, über Religionswahrheiten, heißen auch Kanzelreden, Predigten (praedicationes), Homilien. — Eine schriftliche Anrede an eine abwesende Person wird Brief (epistola) genannt. Beyde Arten von Aufsätzen bedürfen keiner eigenen Anweisung, sondern sie finden ihre Erläuterung nach ihrem innern Wesen schon in der allgemeinen und besondern Theorie. Denn was z. B. etwa die sogenannte Courtoisie in Briefen anbelangt, so ist sie ein lediglich Aeußerliches und Conventionelles, worüber die Rhetorik keinen Aufschluß ertheilen kann.

Literatur.

Die Beredsamkeit oder Wohlredenheit (eloquentia) hat schon bey den Alten ihre Ausbildung und Vollendung erhalten. Sie verbreitete sich über die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Rechts- und Volkslebens, und mußte sich, vor einem wohl unterrichteten, aber auch partheysüchtigen Publicum, um so mehr der Gründlichkeit und der Lebhaftigkeit befleißen, als es sich darum handelte, die verschiedensten Ansichten zu vereinigen und die heftigsten Leidenschaften zu beschwichtigen. Als große Redner glänzten unter den Griechen Isokrates und Demosthenes, und unter den Römern Ci-

zero. — In den folgenden christlichen Jahrhunderten bildete sich besonders die Homilie aus, und sowohl in griechischer als auch in römischer Sprache hat die kirchliche Beredsamkeit, zumal sofern sie sich auch in sonstigen Schriften kund gethan, grosse Muster aufzuweisen, z. B. in den Werken des Chrysostomus und Augustinus. Unter den Neuern sind es vorzüglich die Franzosen, welche im künstlerischen Geiste der Alten und zugleich mit christlich frommem Gemüthe die kirchliche Beredsamkeit pflegten; z. B. Massillon, Flechier, Bourdaloue, Fenelon und der grosse Bossuet. In der neuern Zeit wurde auch, besonders durch die Engländer und Franzosen, die politische und gerichtliche Beredsamkeit zu hoher Kraft und Würde erhoben, wie z. B. durch Pitt, Fox, Canning, Mirabeau, de Seze, u. a. m. Die deutsche Kanzel zählte von jeher, besonders unter den Protestanten, treffliche Redner. Auch die gerichtliche und öffentliche Beredsamkeit fieng in neuerer Zeit an sich auszubilden, seitdem das Völker- und Privatrecht nicht mehr zu den Geheimnissen des Cabinet's und des Barreau's gehören.

§. 44.

Unterredung.

Ein Vortrag, worin der Gegenstand zunächst

auf den Zustand der Personen, welche redend angeführt werden, bezogen wird, heißt eine **Unterredung**, Gespräch (interloquium, dialogus). *)

Der Dialog, als eine freye rhetorische Form, wählt sich zu seiner Darstellung wirkliche oder fingirte Personen, deren entschiedene Grundansichten und Charaktere ihm Veranlassung geben, ihnen angemessene Aeußerungen in den Mund zu legen und so irgend einen streitigen Punct von allen Seiten ins Klare zu setzen. Unter den mündlichen Dialogen, wie sie zumal in der Schule vorkommen, nennen wir die **Disputationen**, d. h. öffentliche Erörterungen wichtiger Streitfragen, und den **dialogisirenden Unterricht**. Der letztere ins Besondere, der auch (zum Unterschiede von der **akroamatischen** Methode, wo der Lehrer allein spricht) die **erotematische Methode** heißt, ist entweder **sokratisch**, oder **katechetisch**, je nachdem der Lehrer (wie es besonders Sokrates gethan hat) den Schüler in der Erweiterung, Verdeutlichung und

*) Der **rhetorische** Dialog ist das Mittel, durch gegenseitigen Gedankenwechsel eine bestimmte Wahrheit zu finden; der **poetische** Dialog dagegen die Form, dadurch die Charaktere der handelnden Personen zu entwickeln. Jener hat also eine objective, dieser eine subjective Tendenz. —

Begründung seiner Kenntnisse leitet, (daher sie auch wohl die heuristische heißt) oder aber nur untersucht, ob und wiefern der Schüler schon im Besitze gewisser Erkenntnisse sey.

Literatur.

Der Dialog war zumal bey den Alten eine beliebte Form zu oratorischer Darstellung wissenschaftlicher und philosophischer Gegenstände. Sie eignet sich auch vor allen ähnlichen Vorträgen für Materien, die verschiedene Ansichten gewähren, und verschiedene, oft entgegengesetzte Beziehungen und Anwendungen zulassen. Denn indem nun der Redner das ganze Object nach allen dessen Seiten der Betrachtung zukehrt, kann der Zuschauer zuletzt ein freyes, umfassendes Urtheil um so mehr fällen, als der Redner, selbst über alle Partheyen erhaben, die Partheyen frey sich aussprechen läßt und sie gewisser Maßen vertritt, wodurch denn eben so sehr die Würde der Wahrheit gesichert, als das Recht der persönlichen Ueberzeugung geachtet wird. Der platonischen Dialogen ist schon früher Erwähnung geschehen; und sie bleiben, abgesehen auch von allem Inhalte, in der heuristischen Methode unübertreffliche Muster. In dialektischer Hinsicht aber mögen die Dialogen Cicero's als Beyspiele gelten, wie philosophische Fragen eklektisch behandelt und auf geist-

reiche Weiſe beſprochen werden können und ſollen. — Unter den Neuern hat beſonders Hemſterhuis ſeine philoſophiſchen Anſichten in der Form des platoniſchen Dialogs auf geiſtreiche Weiſe dargelegt. In Ciceronianiſcher Methode behandelt Graf Maiſtre ſeine Dialogen; und Diderot's Dialogen ſind zugleich in hohem Grade characteriſtiſch und dramatiſch — Muſter im Deutſchen, nach dem Geiſte jener Alten, gaben uns Wieland und Jacobi, und beſonders, mit dramatiſcher Lebendigkeit, Leſſing.

Anhang.

§. 45.

Witziger, komiſcher Vortrag.

Ein Vortrag, der den geregelten Gedankenlauf mit Abſicht und Geſchmack, des bloßen Spieles wegen, unterbricht, heißt witzig, *) und wenn er vollends das Widerſpiel davon darſtellt — komiſch. **)

*) Hier iſt nur vom logiſchen Witze die Rede; der poetiſche, der mit Bildern —, und der äſthetiſche, der mit Gefühlen ſpielt, gehören nur in ſofern hieher, als überhaupt die Proſa hie und da in dieſe verwandten Vor- und Darſtellungsarten übergeht.

**) Haec enim ridentur vel sola, vel maxime, quae

Der rhetoriſche Witz kann ſich in allen Arten von Vorträgen äußern; es gibt witzige Geſchichten, witzige Abhandlungen, witzige Reden u. ſ. w. Eben ſo kann er auch populär, gemein, bis zum Niedrigen, und claſſiſch, bis zum Edlen und Erhabenen werden. Er heißt Sachwitz, wenn er mit Begriffen —, Sprachwitz, wenn er bloß mit Worten ſein Spiel treibt. Am höchſten ſteht der Charakterwitz, welcher menſchliche Geſinnungen und Leidenſchaften in ſeiner Art darſtellt, belächelt und beſpöttelt, wozu er ſich zumal der Ironie, der Satire und des Humors als Mittel bedient. Hierüber Mehreres in der Poetik.

Literatur.

Die Alten liebten den Witz in ihren wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen und als Beyſchmack; wie ſie denn auch dergleichen witzige und ſcherzhafte Einfälle ſehr paſſend sales nannten. Sie wieſen darum dem Witze, zumal dem komiſchen, lieber ſogleich die Bühne an, oder überließen ihn doch dem Dichter allein, der, wie die römiſchen Satiriker, ſeine Laune üben mochte an den menſchlichen Thorheiten

---

notant et designant turpitudinem aliquam non turpiter. Cic. in orat. II, 58. Die ganze Stelle »über das Lächerliche« iſt claſſiſch.

und Schwächen. Auch beſitzen wir aus jener frühern Zeit nur die Werke eines einzigen Autor's, Lucian's, welcher von dem Witze in Proſa allſeitigen Gebrauch machte, und weder Götter noch Menſchen mit ſeinem Spotte verſchonte. — Unter den Neuern werden wir wohl bey dem witzigſten und ſo fern geiſtreichſten Volke, den Franzoſen, die beſten Autoren und Werke dieſer Art ſuchen müſſen; nur Schade, daß dieſer ihr esprit z. B. von Voltaire, gar zu oft und zu ſehr auf Koſten der Wahrheit, der Sitte und Religion mißbraucht wurde. Mehr durch Sach- als Sprachwitz zeichnen ſich die Engländer aus, die auch die ganze Tonleiter von dem feinen geſelligen Witz bis zum Niedrigkomiſchen, durchzuſpielen verſtehen, und beſonders durch den, ihnen eigenthümlichen Humor zu ergötzen wiſſen. — Die Deutſchen eiferten den Engländern, als Geiſtesverwandte, treulich nach, und übertrafen ſie wohl noch in ihrer Weiſe. Namentlich haben in Satire und Humor Lichtenberg, Hippel, Jean Paul Vortreffliches geleiſtet.

Poetik.

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quäsitum est: ego nec studium sine divite
vena,
Nec rude quid possit video ingenium: alte-
rius sic
Altera poscit opem res, et conjurat amice.

Horatius
de arte poetica v. 408 squ.

§. 1.

Dichten. Dichtkunſt.

Dichten heißt: die Vorſtellungen in ſchönen, anſchaulichen Formen darſtellen.

Schön iſt, was den Geſetzen der Phantaſie gemäß iſt.

Die Kunſt, das Schöne in Worten darzuſtellen, heißt Poeſie, und die Anleitung dazu, Poetik.

*) Die Alten, denen die Poeſie als eine, das Ueberſinnliche in ſinnlich vollkommener Form darſtellende Rede galt, rechneten als Hauptbeſtandtheile dazu: den Rhythmus und die Mythologie. Der Rhythmus ſollte das, dem innern Sinn Anſchauliche auch für den äußern Sinn (das Gehör) angenehm machen; und die Mythologie, d. i. die Sagengeſchichte von den Göttern, ſollte das Sinnliche, Irdiſche, Menſchliche in Verbindung ſetzen mit dem Ueberſinnlichen, Himmliſchen, Göttlichen. Das Rhythmiſche galt ihnen ſo fern als Form, das Mythiſche als Stoff.

*) Die Poesie unterscheidet sich von den übrigen schönen Künsten zunächst nur durch das Darstellungsmittel d. h. die Rede. In dem Wesen selbst folgt sie denselben Gesetzen, wie z. B. die Malerey *) und die Musik, d. h. in Erfindung und Anordnung der Bilder und Töne.

) Ueberhaupt hatten die Alten von der Weihe und dem Beruf des Dichters einen so hohen Begriff, daß sie ihn als einen von Gott begeisterten Seher (vates) achteten, und ihm, wie dem Helden, die Ehre des Lorbers zudachten. Daher unter ihnen auch der Spruch galt: der Redner werde gebildet, der Dichter geboren. Gewiß ist es, daß nur eine vortreffliche Naturanlage und eine hohe Begeisterung **), verbunden mit umfassendem Studium und nie ermüdendem Eifer *), den echten Dichter bilden, der nicht nur unter Vielen in seiner Art der Beste, †) sondern überhaupt,

---

*) Ut pictura, poesis. Hor.

**) Tu nihil invita dices faciesve Minerva. Hor.

***) — — poetarum limae labor et mora. Id.
— — nonum prematur in annum. Id.

†) Non alius faceret meliora poemata, verum
Nil tanti est. Hor.

nach dem Maßſtabe der Kunſt, gut, claſſiſch *) genannt zu werden verdient.

§. 2.

Poetiſche Formen.

Das Poetiſche, als ein Sinnliches, Anſchauliches, Schönes, kann und muß ſich unter zweyerley Formen darſtellen: unter der Form des Räumlichen, des Simultanen, und unter der Form des Zeitlichen, des Succeſſiven. Im erſtern Falle iſt es der (bildliche) Spruch, im zweyten die Sage. Daher bildliche und hiſtoriſche Formen.

§. 3.

Bildliche Formen.

Der Dichter ſammelt in der Regel ſeine Bilder auf den nämlichen Gemeinplätzen, wie der Denker ſeine Begriffe; d. h. er bedient ſich, wie dieſer, zur Ausführung ſeines Gemähldes derſelben Figuren und Tropen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß er in allem nur zunächſt das Schöne im Auge behält, während der Denker zunächſt das Wahre daran aufſucht und darſtellt.

---

*) — — — Mediocribus esse poetis
Non homines, non Di, non concessere columnae. Id.

Demnach verklärt der Dichter bald die Eigenſchaft des Begriffes und Wortes, indem er ſtatt der allgemeinen, abſtracten Vorſtellung ein und das andere ausgezeichnete, ſinnlich kräftige Merkmal aus deſſen Sphäre heraushebt, z. B. das Zeichen ſtatt des Bezeichneten (die ſymboliſche, ſinnbildliche Darſtellung), des Vorangehenden ſt. des Nachfolgenden (die typiſche, vorbildliche Darſtellung) u. ſ. w.; bald erweitert oder verengt er die Größe desſelben, je nachdem ſich das zu bezeichnende Object und deſſen Sphäre in verkleinertem oder vergrößertem Maße anſchaulicher ausnimmt; z. B. die Alluſion und die hyperboliſche Darſtellung. Hauptſachlich iſt die Vergleichung mit einem verwandten Begriffe, und die Unterſtellung desſelben, das nächſte und ſicherſte Verſinnlichungsmittel — d. i. die Allegorie, die zumal, wenn ſie die abſtracten Vernunftbegriffe nach künſtleriſcher Abſicht belebt und perſonificirt, d. h. als Proſopopoie, die ergiebigſte Quelle der Poeſie iſt.

§. 4.

Hiſtoriſche Formen.

Alles Seyende läßt ſich auch unter der Form des Werdenden darſtellen; daher denn auch alle plaſtiſchen Bilder in geſchichtliche Gemälde aufgelöſ't werden können.

Die vorzüglichste Quelle jedoch sind und bleiben die Mythen, zumal die Sagen und Ueberlieferungen von den Göttern, der Natur, Eigenschaft und Wirkung dieser (personificirten) göttlichen Kräfte; sodann die Sagen von dem Ursprung, den Schicksalen und Handlungen der Völker und ihrer Heldengeschlechter.

Nächst der Mythe, ist es besonders die Fabel, i. e. S., die dem Dichter reichlichen Stoff gibt zu seinen Bildungen. Gleichwie nämlich die Mythe das Geschehene als ein, das Göttliche Offenbarendes betrachtet, so stellt die Fabel das Seyende (die Natur) als ein vom Lebendigen, Geistigen Durchdrungenes dar. Sie denkt sich daher die ganze Natur als geistig belebt, und dichtet ihren Wesen menschliche Denk- und Handlungsweise an, vorzüglich den Thieren, in deren Instinct sie ein Analogon der Vernunft wahrnimmt.

Eine dritte reichhaltige Quelle ist die Parabel (Gleichnißrede), die ihren Stoff aus dem Reiche des Möglichen (der Begriffswelt) nimmt, und in das Gebiet des Wirklichen hinüber zieht, — eine reine Erdichtung, die aber durch die Versinnlichung irgend einer z. B. sittlichen Idee zu wahrer Dichtung wird. Verwandt damit ist die Paramythie, welche ihre Personen und Scenen aus der mythischen Welt entlehnt, die aber der Handlung nach gleichfalls Fiction des Dichters ist.

§. 5.

Gedicht (poema).

Unter Gedicht verſtehen wir daher überhaupt eine nach den angezeigten bildlichen oder geſchichtlichen Formen künſtlich angelegte und ausgeführte Compoſition.

Indem wir hier von der, durch den Gebrauch aufgekommenen Eintheilung der verſchiedenen Gedichte abſehen, *) theilen wir, nach dem Beyſpiele der Alten, alle Gedichte, nach ihrem Grundweſen und ihrer Hauptform, ein: in epiſche, dramatiſche und lyriſche. Wie ſchon die Namen andeuten, ſo iſt im epiſchen Gedichte die Erzählung der lebendigen Sage (Epos) vorherrſchend; im dramatiſchen Gedichte (von *Δράω*, ich handle) der durch die Handlung ſich äußernde Charakter; endlich im lyriſchen Gedichte (welches von der lyra, der Leyer, die Benennung hat) die im Geſange ſich ausſprechende Empfindung.

---

*) Vergl. die Grundlinien der Rhythmik: Beyſpielſammlung.

Allgemeine Poetik.

§. 6.

Die allgemeine Poetik lehrt, wie die Gedichte an sich, als reine Gebilde der Phantasie, ohne Beziehung auf besondere Gegenstände und Zustände, betrachtet und behandelt werden sollen.

Die Eigenschaft eines Gedichtes, vermöge welcher sie diesen allgemeinen Gesetzen und Bestimmungen entspricht, nennen wir Correctheit.

*) Da die Poetik nichts anders ist, als eine, auf die Rede angewandte Logik für die Phantasie, so können auch die allgemeinen Eigenschaften eines Gedichtes unter denselben Grundbegriffen, wie die der Prosa, zusammen gefaßt und erörtert werden.

I. Qualität.

§. 7.

Natur.

Der Natur gemäß ist dasjenige, was **real**, d. i. mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens übereinstimmt.

Das Reale beruht auf dem Grunde der Möglichkeit; es muß daher immerhin noch ein Wahrscheinliches, wenn auch nicht eben ein Wirkliches seyn. *)

Daher ist es zweyerley: **die** und **der** Natur nachahmen. Wer **die** Natur nachahmt, ist ein bloßer Portraiteur, welcher die individuelle Gestalt Zug für Zug aufträgt, und höchstens das Original in etwas **verschönert**. Wer aber **der** Natur nachahmt, der macht vorerst seinen Kopf (durch Studien) zu einer Bildergallerie, und setzt sodann daraus ein Gemälde zusammen, das sich zu den individuellen Bildern verhält, wie ein Begriff zu einer Anschauung.

Echte poetische Gebilde sollten mithin einerseits nicht gehaltlose Schatten seyn, die der Wahn

---

*) Ficta voluptatis causa, sint proxima veris;
Nec quodcunque volet, poscat sibi fabula credi. Hor.

erzeugt *); anderseits auch nicht rohe Massen, wie sie, mit allen ihren Schlacken, in der Natur liegen. Sie sollten, wie die Begriffe, Allgemeines, Gleichartiges unter der Form des Besondern, Einzelnen darstellen. Dieß letztere unterliegt den meisten Schwierigkeiten; und nur ein Geist von umfassender Welt- und Menschenkenntniß vermag z. B. einen Charakter zu bilden, der bey aller Universalität zugleich Originalität in sich befaßt. Wer sich dieser Kraft nicht bewußt ist, thut besser, sich geradezu an die Natur, die Ueberlieferung und das gemeine Leben zu halten. **)

Der Satz der realen Philosophie „was nicht im Sinne ist, ist auch nicht im Verstande" gilt daher auch in der Poesie. Auch diese muß überall und immer auf Realität und Erfahrung beruhen. ***) Es muß Selbstempfundenes, Selbsterlebtes seyn, was der Dichter zum Vorwurf und Inhalt seiner

---

*) — — — velut aegri somnia,
Vanae fingentur species.

**) Difficile est, proprie communia dicere; tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.
Hor.

***) Scribendi recte, sapere est et principium et
fons. Hor.

Dichtungen machen will. Je treuer er seine eigene Anschauungs- und Empfindungsweise schildert, desto wahrer und lebendiger wird sein Gedicht seyn. *)

§. 8.

Kunst.

Der Kunst gemäß ist dasjenige, was ideal, d. h. auf den Principien der (phantastischen) Vernunft beruht.

Denken wir uns unter Natur ein Aggregat von Erscheinungen, so verstehen wir unter Kunst das, was Einheit, Geist und Leben in die Erscheinungen bringt.

Es gibt so fern zweyerley Gesetze: das der (äußern) Nothwendigkeit, und das der (innern) Freyheit.

In der erstern Hinsicht soll der Dichter in der Anlage und Ausführung seines Poems jede Thatsache, jeden Charakterzug, jedes Bild und Gefühl mit andern in engste Verbindung und Gemeinschaft setzen, nichts durch Zufall und ohne hinlängliche Motivirung gewaltsam herbey und hinein ziehen, sondern alles und jedes aus Einem, das Werk be-

---

*) Format enim natura prius nos intus ad omnem Fortunarum habitum. Hor.

herrschenden Gesetze *) entwickeln, und dem gemäß zu Ende führen. **)

In der andern Hinsicht stellt der Dichter sich und seine Gebilde in eine höhere Welt hinein, in eine Welt von Erscheinungen und Gesetzen, die ihre Erklärung und Begründung in einer sittlichen Ordnung finden. Es ist, mit Einem Worte, das Wunderbare das Element der höhern Poesie, die Einwirkung göttlicher Kräfte und Mächte selbst (was man Maschinerie nennt), welche der Dichtung, als einer freyen Schöpfung, Halt und Gang bestimmen sollen.

Die Conception und Production eines solchen Gebildes gelingt nur der Begeisterung, die sich bis zur Extase (Entzückung) und zur Prophezie steigern kann.

Der echte Dichter ist und heißt darum auch ein Seher (vates), der, von göttlicher Eingebung (Inspiration) getrieben, in den Zeichen der Natur die Hieroglyphen des Geistes zu entziffern, und in die Mysterien (Geheimnisse) Gottes und göttlicher Dinge einzudringen vermag (Vision).

---

*) Oporis lex. Hor.

**) — — — sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Ein, allen Kunſtforderungen genügendes Gebilde heißt ein Prototypon (Vorbild), ein Exemplar (Muſter), oder wohl gar ein Kanon, wenn die Geſetzmäßigkeit eines künſtlichen Gebildes am Bilde ſelbſt, wie an einem Beyſpiele, erſichtlich iſt.

§. 9.

Schule.

Der Schule gemäß iſt, was den Regeln des Poſitiven, Conventionellen entſpricht.

Zu jeder Zeit und unter jedem Volke gilt eine eigenthümliche Sitte, die, wie im Leben, ſo auch in der Lehre, in der ganzen Anſchauungs- und Bildungsweiſe ſich als herkömmlich und gebräuchlich behauptet.*) Wer ſich dieſer Sitte in der Kunſtdarſtellung bequemt, von dem ſagt man, daß er Geſchmack habe.

Solche Geſetze gehen aus dem Geiſte eines Volkes, ſeiner Sinnes- und Handelsweiſe ſelbſt hervor; ſie erhalten aber ihr Anſehen, ihre Dauer und Wirkſamkeit erſt durch das Beyſpiel und die Lehre der Erſten und Beſten einer Nation, die ſomit eine Schule um ſich verſammeln.

---

*) — — si volet usus,
Quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi. Hor.

Ein Verfahren, das sich nach irgend einer Schule, nach einem Muster bildet, heißt eine Nachahmung (es gibt eine freye und eine sclavische Nachahmung). Ein ganz eigenthümliches, von dem Gewöhnlichen abweichendes, in seiner Art einziges Gedicht ist ein Original. *) Die Eigenschaften eines Kunstwerkes, welche nicht aus dessen Gegenstande, sondern aus der Individualität des Künstlers hervorgegangen sind, bezeichnet man mit dem Worte: Manier; **) zum Unterschiede vom Styl, der, ohne das Eigenthümliche aufzugeben, doch vor und in allem das Gegenständliche beachtet und darstellt.

Den Geschmack selbst theilt man ein, nach Zeiten und Völkern, in den antiken und modernen, in den classischen und romantischen. Antik ist, was zur Literatur des classischen Alterthums, d. h. des Blüthenalters von Griechenland und Rom, gehört, während man die Literatur der Neuern seit der Palingenesie (Wiederauflebung) der

---

*) — — — Pictoribus atque poetis
Quilibet audendi semper fuit aequa potestas.
Hanc veniam petimus dabimusque vicissim.
Hor.

**) Sunt delicta tamen, quibus ignovisse velimus.
Hor.

Wiſſenſchaften die moderne nennt. Die letztere heißt ſo fern auch romantiſch als ſie vom Geiſt des Chriſtenthums durchdrungen und in Thaten Geſinnungen und Empfindungen chriſtlichen Helden- und Ritterthums Aufgabe und Zielpunct findet. Die antike Poeſie, zumal der Griechen, verdient als eine in ihrer Art vollendete Darſtellung der idealiſchen Natur, unſere volle Bewunderung und wenn auch nicht unbedingte Nachahmung, doch all unſere Nacheiferung. *)

II. Quantität.

§. 10.

Mannigfaltigkeit.

Ein Gedicht, welches alles Gleichartige in ſich begreift, hat Mannigfaltigkeit.

Gleichartig iſt alles, was innerhalb des Kreiſes einer Vorſtellung enthalten iſt, und ſohin deſſen Sphäre begrenzt. Daher kann auch ein Gedicht nur dann mannigfaltig genannt werden, wenn es in ſeiner Art vollſtändig iſt, d. h. den ganzen Gegenſtand erſchöpft.

---

*) — — Vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna. Hor.

So fern nun im Gebiete der Kunst, wie der Wissenschaft, sich die Sphären der Vorstellungen gegenseitig berühren, so kann und soll in jedem zumal epischen und dramatischen Gedicht, eine ganze Weltanschauung sich eröffnen, unbeschadet jedoch, daß bei dieser Allgemeinheit die Besonderheit Schaden und Nachtheil erleide.

So sind es denn besonders gewisse eigenthümliche Züge in einem Charakter, absichtliche Abweichungen von der Handlung, oder Unterbrechungen durch Zwischenhandlungen (Episoden); unerwartete Hindernisse (Retardationen), die den zu raschen Fortgang der Handlung aufzuhalten scheinen, in der That aber, durch Ansammlung größerer Kraft, um so mehr fördern; ausführliche Schildereyen an sich interessanter Stellen, die sich als willkommene Ruhepuncte darbiethen *), und ähnliche Ausstrahlungen eines fruchtbaren Dichtergeistes, die einem großen poetischen Gemälde, so weit es der Rahmen, der Zweck und die Idee des Gebildes zuläßt, lebendige Wahrheit und große Wirkung verschaffen.

In diesen Ab- und Ausschweifungen ist denn freylich ein bescheidenes Maß zu halten; sonst verirrt sich das Mannigfaltige in's Abenteuerliche, welches nur luftige Gestalten, vorüberfliegende Bilder

*) — speciosa locis, morataque recte fabula. Hor.

und widersprechende oder doch unmotivirte Handlungen erfindet und darstellt; was besonders leicht auf dem Felde des Romantischen und Wunderbaren der Fall seyn kann. *)

§. 11.

Einheit.

Ein Gedicht, welches alles Ungleichartige von sich ausschließt und das Gleichartige nach einer Idee regelt und ordnet, besitzt Einheit.

Die Einheit sammelt alle Strahlen in einem Lichtkern, oder strömt sie vielmehr alle aus Einem Lichtkern aus. Durch sie wird alles in Uebereinstimmung gebracht; sie ist das Hauptmotiv und der Endzweck einer Handlung, der Grundzug eines Charakters, der Leitton der Empfindung, die, wenn sie auch in verwandte Töne ausweicht, immer zuletzt wieder auf sich selbst und das regelnde Moment zurückkehrt.

Die Einheit gibt dem Mannigfaltigen den Charakter des Einfachen, was, wie in allen Künsten, so auch in der Poesie, als das Höchste gilt. Nur wo eine einigende und ordnende Idee vorwaltet

---

*) Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum silvis adpingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, si caret arte. Hor.

und erleuchtet, kann der Geist von dannen, wie von einer hohen Warte, nach allen Seiten und Niederungen sich umschauen, und das große, mannigfaltige Gemälde unter Einem Gesichtspuncte auffassen.

Wird die Einheit zu streng und straff eingehalten, so wird sie zur Einförmigkeit. *) In diesen Fehler verfällt man zumal, wenn man als Norm der Einheit eine logische Idee aufstellt, zur Erklärung irgend einer z. B. sittlichen Wahrheit, statt einer poetischen, die überall nur eine wahre lebendige Schilderung menschlicher Handlungen und Sitten, Gemüthsarten und Charaktere verlangt.

Dessen ungeachtet bleibt Kürze und Präcision eine Haupteigenschaft des Gedichtes, obgleich es dabey nicht so wohl auf das Mehr und Minder ankommt, als auf das, was fördert, oder hindert. Ein Epigramm von zwey Zeilen kann immer noch zu lang, und ein Epos von vier und zwanzig Büchern noch zu kurz seyn. „Was da seyn oder fehlen kann, ohne die Handlung wirklich zu verändern, ist nicht einmal für einen Theil derselben anzusehen, sagt Aristoteles.

Horaz, in seiner Epistel an die Pisonen, **)

---

*) — — chorda qui semper oberrat eadem. Hor.

**) De arte poetica. v. 1 — 37.

ſpricht über dieſe wichtige Materie ausführlich. Er warnet ſie vor Dichterwerken von gehalt- und zweckloſen Ideen, die, wie Fieberträume, durcheinander ſchwärmen, ſo daß weder Kopf noch Fuß zuſammen paßt. Die ſogenannte licentia poetica findet vor ihm nur bedingten Schutz. *) Das, was man gemeinhin ſchön nennt, gilt ihm nicht an ſich ſchon als ſolches, ſondern nur in Beziehung zum Ganzen. Da wird, ſagt er, manches gar prächtig hingepinſelt; allein — es war hier nicht der Ort dazu. Mache, was du willſt, ſchließt er, nur, was du machſt, ſey mindeſtens ein Einfaches und Eines. **)

§. 12.

Gehalt.

Ein Gedicht, welches nur Wichtiges und Weſentliches (unter dem Gleichartigen) in ſich befaßt, hat Gehalt.

Wenn die Mannigfaltigkeit gleichſam die Fülle iſt, und die Einheit die Hülle, ſo bildet der Gehalt den lebendigen, befruchtenden Keim, aus dem

---

*) — — in vitium libertas excidit, et vim
Dignam lege regi.

**) Denique sit, quod vis, simplex duntaxat et unum.

das Gedicht ſich entwickeln ſoll. Ohne dieſe innere Kraft und Energie *) iſt der Kern des Gedichtes, ungeachtet aller äußern Ründe und Fülle, nur taub und unfruchtbar. **)

Die Aufgabe iſt ſchwierig, jenen zwey Forderungen zu genügen, ohne der einen oder der andern, welche doch gleiche Anſprüche haben, Abbruch zu thun. ***) Wer nach Mannigfaltigkeit ſtrebt, nach Reichthum und Pracht, wird leicht verſucht, uns ein Mancherley und Bunterley zu geben, und ſo den Sinn zu verwirren durch Luxus und Verſchwendung. Wer dagegen zunächſt nach Einheit trachtet, nach Simplicität und Sparſamkeit, gibt gar leicht ein ermüdendes Einerley und eine höchſt ärmliche Skizze ſtatt eines farbenvollen, geſtaltreichen Gemäldes. Um dieſem und jenem Fehler auszuweichen, wird es um ſo nöthiger ſeyn, überall auf Gehalt zu ſehen, alles Wichtige in dem Gleichartigen, aber auch nur dieſes, auszuſondern, und ſo in einem richtigen

---

*) Sine pondere et arte. Hor.

**) — Versus inopes rerum, nugaeque canorae. Hor.

***) Decipimur specie recti; brevis esse laboro,
Obscurus fio; sectantem laevia, nervi
Deficiunt animique; professus grandia turget;
Serpit humi tutus nimium, timidusque procellae. Hor.

Ebenmaße, mit gehöriger Vertheilung des Lichtes und des Schattens, darzustellen.

Mit dem bloßen Aus- und Abmessen, Verkürzen und Verlängern des Gedichtes wird darum die Hauptsache noch nicht abgethan. Alles dieß ist nur ein Aeußerliches, an sich nichts Geistiges; es ist nur das Mittel, das Organ der Kraft, aber nicht die Kraft selbst. Durch eine solche künstliche Zusammensetzung entstünde nichts weiter, als eine Maschine, deren Theile zwar richtig construirt sind nach Zahl und Maß, aber der es an dem Wichtigsten fehlt, an der Triebfeder, vermittelst welcher die Räder in Gang gesetzt und erhalten werden.

Die höchste Aufgabe für den Dichter wäre demnach, (nach eines Dichters Ausdruck), der Wohlgestalt Vollgehalt zu geben. Dieß vermag aber nur ein umfassender und tiefgreifender Geist, der zu sammeln und zu bilden versteht, und der in allem sogleich den Mittel- und Schwerpunct aufzufinden, und den Kreis der Vorstellungen zu beschließen weiß. Nur auf diese Art, durch Ausschließung alles Zufälligen und durch Hervorhebung des Wesentlichen und Hauptsächlichen, werden sich die einzelnen Bilder zu einem Gemälde, die einzelnen Töne zu einem melodischen und harmonischen Ganzen gestalten.

III. Relation.

§. 13.

Ordnung.

Ordnung iſt das richtige Verhältniß der Theile unter ſich in Anſehung ihrer Folge.

Die Theorie kann hierüber, wie über anderes, nur allgemeine Andeutungen geben. Wer ſeinen Stoff in allen ſeinen Theilen und als ein Ganzes überſieht, und von dem, was er zu dichten unternimmt, wahrhaft ergriffen iſt (nicht bloß etwa einen Begriff davon hat): dem wird es, wie Horaz ſagt, nie an Fülle und Klarheit, nie an Ordnung fehlen. *)

Die gründlichſten Andeutungen hierüber hat Ariſtoteles gegeben, wo er von Anfang, Mitte und Ende eines Gedichtes ſpricht. **) Nächſt ihm Horaz, wenn er ſagt: Daß jedes die Stelle einnehmen ſolle, die ihm, nach dem Grade ſeiner Wichtigkeit und ſeines Einfluſſes, auf den Gang der Handlung gebühre; ***) daß mithin, ohne nächſte

---

*) — — — Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo.

**) Poetik, Cap. IV.

***) Singula quaeque locum tendant sortita decenter. v. 92.

Rücksicht auf die äußere Zeitfolge manches in der Darstellung verrückt, dieses verschoben, jenes anticipirt werden solle, je nachdem es der Inhalt erlaubt und erfordert; *) und daß endlich die Geschichte und die Handlung sogleich auf die Mitte hinlenke und immer auf das Ende zueile, mit Weglassung, oder doch nur leichter Berührung alles dessen, was die Sache nicht in besseres Licht stellt, und den Zuhörer gleichgültig läßt. **)

Man muß darum eine zweyfache Ordung annehmen, und jede nach Ort und Zeit zu wählen und zu beschränken wissen: Die äußere Ordnung stellt Data, Bilder, Gefühle nach einander als sinnliche Erscheinungen dar, die jedoch in wechselseitiger Causalverbindung stehen; die innere Ordnung dagegen entwickelt dieselben aus einander als Aus- und Einflüsse des Geistes und Gemüthes, alles und jedes aus Beweggründen ableitend, und auf Beweggründe zurückführend. Jene erscheint gleich-

---

*) Ordinis haec virtus erit et venus (aut ego fallor),.
Ut jam nunc dicat, jam nunc debentia dici
Pleraque differat, et praesens in tempus omittat.

**) Semper ad eventum festinat, et in medias res
Non secus ac notas, auditorem rapit, et quae
Desperat tractata nitescere posse, relinquit.

ſam als mechaniſche Wirkung der einzelnen Theile, dieſe organiſch, durch den Trieb, der das Ganze in Bewegung ſetzt. Die letztere iſt die summa operis, wie Horaz ſagt, die das Werk erſt zum Kunſtwerke veredelt.

§. 14.

Zuſammenhang.

Zuſammenhang iſt das richtige Verhältniß der Theile unter ſich in Anſehung ihrer Verbindung.

Die Ordnung ſtellt die Theile dar in ihrer Neben- und Nacheinanderfolge, der Zuſammenhang in ihrer Aus- und Ineinanderfolge. Jene iſt nur Vorbereitung, dieſer (techniſche) Vollendung des Kunſtwerkes. Beyde zuſammen *) ſind aber nur das Mittel, das Formale der Darſtellung; das Weſen iſt im Geiſt und im Leben der Dichtung zu ſuchen.

Man muß aber erſtens wohl unterſcheiden zwiſchen dem ausdrücklichen und dem verſteckten Nexus. Jener ſteht dieſem als Kunſtmittel weit nach, denn bey jenem bedarf man erſt noch einer Vorrichtung, einer äußern Zuthat, um die ſpröden

*) Series juncturaque. Hor.

Materialien in Vereinigung zu bringen; bey dieſem dagegen braucht man nichts, als die Form, unter der ſich das Gleichartige darſtellt, ſo daß es ſich von ſelbſt berührt und einigt. Hier fallen denn alſo meiſtens ſchon Ordnung und Nexus in Eins zuſammen; und man darf nur die Stoffe nach einem wohlgedachten Plane an einander reihen, um ſie ſogleich auch, gemäß der ihnen inwohnenden Kraft, in einander zu fügen. Am Plane liegt das Meiſte; und darum muß ein Gedicht immer ſchon gewiſſer Maßen vollendet ſeyn (im Kopfe), ehe es wirklich angelegt und ausgeführt wird.

Zweytens muß man den äußern Nexus von dem innern unterſcheiden. Der äußere iſt bloß eine Verbindung nach Zeit- und Raumverhältniſſen, und iſt ſo fern nothwendig in der Darſtellung ſinnlicher Gegenſtände und Zuſtände. Der innere dagegen iſt eine Verknüpfung der Vorſtellungen nach Grund und Folge, Urſache und Wirkung; und da es eben Aufgabe für die Poeſie iſt, das Sinnliche als ein Sinnbild des Ueberſinnlichen darzuſtellen, ſo muß denn auch jede reale Erſcheinung im Zuſammenhang mit einer höhern, idealiſchen Welt gedacht werden.

Dieß iſt denn beſonders der Fall, wenn der würdigſte Gegenſtand der Poeſie, der Menſch und ſein Charakter, zur Sprache und zum Vorwurfe der

Darstellung kommt. Obwohl in den Kreis der Nothwendigkeit gebannt, wird er sich doch in dem engern, im Kreise der Freyheit, nach eigenthümlichen Motiven bewegen, so daß das Physische nur als mittelbar fördernd und hindernd, das Psychische dagegen als unmittelbar bestimmend sich zeigt. Nur so fern der Mensch diesen seinen Zusammenhang mit einer höhern, sittlichen Welt erprobt, erscheint er in seiner wahren Würde und Freyheit.

§. 15.

Maß.

Das richtige Verhältniß der Theile unter sich und zum Ganzen heißt Maß.

Das richtige Maß ist die Vollendung der poetischen Architektonik, welche, mit Berücksichtigung aller quantitativen und qualitativen Eigenschaften, durch gehörige Gleich- und Unterordnung der Theile (Symmetrie und Proportion) ein einiges, großes Ganzes darstellt.

In Bezug auf das Ganze erklärt sich Aristoteles sehr richtig, wenn er sagt: Das Schöne liegt in einer bestimmten Größe. Es ist nicht genug, daß die Theile eines schönen Objectes in richtiger Ordnung und genauem Verhältnisse zu einander stehen, sondern auch das Ganze an sich muß schon eine angemessene, nicht jede beliebige Größe haben.

Taber wird weder ein sehr kleines Object schön seyn, weil die Momente der Anschauung, da die Succession in der Zeit unmerklich ist, in einander fallen; noch ein sehr großes, weil hier die Anschauung nicht alles auf einmal fassen kann, und dem Betrachtenden, da nicht alle einzelne Theile von ihm übersehen werden können, das Ganze verloren geht. Eine Handlung (überhaupt ein Gedicht) wird mithin desto schöner seyn, je größer sie ist, ohne unübersehlich zu werden. *)

Das andere Maßverhältniß, der Theile unter sich, kann man vielleicht am deutlichsten dadurch erklären, daß man sie die Perspective in der poetischen Zeichnung nennt, wobey die einzelnen Theile, je nach dem Standpuncte des Beobachtenden, mehr oder minder sich verschieben oder verdecken, hervor oder zurück treten. **) Je mehr nämlich gewisse Objecte in den Hintergrund zurück treten, desto mehr muß ihre (relative) Größe abnehmen. Eben so das Licht. Eine ungewöhnliche Helle auf Neben Objecten wirft schon darum einen Schatten

---

*) Cap. IV.

**) Ut pictura, poesis: erit, quae, si propius stes, Te capiat magis, et quaedam, si longius abstees. Haec amat obscurum, volet haec sub luce videri. Hor.

auf das Haupt-Object. Der erste Blick auf das Tableau muß uns den Gesichtspunct bestimmen, von dem aus das Ganze überschaut, und in allen seinen Theilen, nach Maßgabe ihrer Größe und Würde, unterschieden werden solle, damit Anfang und Ende, Absicht und Zweck der Dichtung sich offenbaren möge.

Eine einzige, ruhig und regelmäßig gehaltene Figur zu entwerfen, worin alle Theile harmonisch zusammen stimmen, ist eine Aufgabe, welche etwa noch ein Schüler zu lösen vermöchte; aber eine Gruppe von Figuren, zumal menschlicher, von verschiedenen Leidenschaften bewegter Charaktere, durchaus richtig zu zeichnen, vermag nur der echte Künstler, der Meister.

Besondere Theorie.

§. 16.

Die besondere Poetik lehrt, wie die Gebilde in Beziehung auf die Gegenstände der Vorstellungen, auf die Zustände der Vorstellungskräfte, und auf die Standpuncte des Ob- und Subjectes, betrachtet und behandelt werden sollen.

Diese Eigenthümlichkeit der Poesie, vermöge welcher sie den angezeigten besondern Bedingungen entspricht, nennen wir Eleganz.

*) Correctheit ist Sache des Verstandes; Eleganz Sache des Geschmackes. Jene kann nach Regeln gelehrt, diese aber muß vorzüglich in Mustern nachgewiesen, nachempfunden werden. Die erstere ist für den Dichter unerläßliche Pflicht, die andere sein Verdienst. *)

*) (Vergl. Lehrbuch des deutschen Styls.) Daher

I. Modalität

rückſichtlich der Gegenſtände der Vorſtellungen.

§. 17.

Hiſtoriſche Poeſie.

Der Gegenſtand der hiſtoriſchen Poeſie iſt die Natur und der Menſch in ihrer ſinnlichen Erſcheinung.

Die Poeſie kann und ſoll uns allerdings auch ein Bild geben von der geſammten äußern Erſcheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling irgend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelſte, was die Thierwelt an Geſtalt und Leben, das Schönſte und Lieblichſte, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbiethet, alles, was in den äußern Veränderungen am Himmel und auf der Erde dem Auge der Menſchen erhebend oder doch bedeutend

---

Horaz ſagt:

— — Vitavi denique culpam,
Non laudem merui.

Und an einer andern Stelle:

Descriptas servare vices, operumque colores
Cur ego si nequeo ignoroque, poeta salutor?

erſcheint. Will jedoch eine ſolche Naturbeſchreibung freyern Raum und tiefern Sinn gewinnen, ſo muß ſich an der Gegenwart auch die Vorzeit abſpiegeln, und an der Natur der Menſchengeiſt, ſo daß überall eine typiſche Beziehung und pſychiſche Verwandtſchaft ſichtbar wird.

Die Geſchichte des Menſchen und ſeines Geſammt- und Einzelnlebens iſt die andere Quelle der hiſtoriſchen Poeſie. Die Gegenwart ſelbſt biethet Erſcheinungen genug dar; nur daß die poetiſche Darſtellung nicht bey dieſem bloßen äußern Spiel der Geſtalten verweile, ſondern die Handlungen ſelbſt, ihre Motive und die Charaktere immer in's Auge faſſe und zur Anſchauung bringe! Poetiſcher iſt aber jedenfalls die Vorzeit, die Vergangenheit, nicht als ob ſie an ſich größer und bedeutſamer wäre, als die Gegenwart (obwohl ſie es auch meiſtens iſt), ſondern weil da das Gemeine und Unpoetiſche ſich größten Theils verwiſcht hat, und nur die großen Geſtalten licht- und farbenvoll ſich erhalten haben. Die höchſte Stufe der hiſtoriſchen Poeſie aber wäre demnach die indirecte Darſtellung der Gegenwart an der Vorzeit; denn in den engern oder weitern Rahmen der Nationalſage läßt ſich allerdings auch das Gemälde des wirklichen Lebens, ja die reiche Fülle einer ganzen, klaren Weltanſchauung bringen, und es gewinnt darin

um so mehr an Licht und Farbe, als durch diese wechselseitige Beziehung sowohl Gegenwart als Vergangenheit ihre volle Aufklärung und Bedeutung finden.

Es kann und darf demnach der historische Dichter nicht die Geschichte an sich behandeln, wie der Prosaist, sondern die Handlungen und Begebenheiten, wie er sie in irgend einer Zeit vorfindet, gleichsam nur als Medium betrachten und benutzen, daran sich seine Weltanschauung klar abspiegelt. Ein historisches Gedicht, obwohl es sich in den Rahmen irgend einer Zeit beschließt, ist darum immer ein welthistorisches, und es ist nur in so fern wahr und wirklich, als in dessen Gemälde der Mensch überhaupt, sein Charakter und sein Schicksal sich darstellen.

Literatur.

Die epischen und dramatischen Gedichte der Griechen beruhten alle auf historischer Unterlage, und behandelten die mannigfaltigen und großartigen Sagen ihres Volkes und der verschiedenen Stämme. So verewigte Homer die erste, gemeinschaftliche Unternehmung des hellenischen Volkes, und der Repräsentanten des griechischen Geistes, des Achilles und des Ulysses, in der „Ilias" und der „Odyssee;" wie er denn auch als Dichter der Vorzeit, zugleich ein Darsteller der lebendigsten und frischesten Ge-

genwart war. Die Geschichte der einzelnen Heldengeschlechter und ihrer Schicksale feyerten die Tragiker und andere Dichter. — Die Römer verfolgten die patriotische und religiöse Richtung der griechischen Poesie; und wenn, nach Niebuhr's gelehrten Forschungen, die Geschichte ihrer Könige ursprünglich nur aus dichterischen Sagen (Rhapsodien) hervor gieng, so besaßen sie allerdings schon in den ältesten Zeiten ein großes, würdiges National-Epos, dem die spätere „Aeneis" von Virgil, trotz ihrer künstlichen Anlage und Ausführung, an lebendiger Wahrheit nachstehen mochte. — Auch bei andern Völkern bilden die Heldensagen und ähnliche Mythen den vorzüglichsten Gegenstand ihrer ältern Poesie. Leider sind dergleichen Dichtungen der Gothen und anderer Germanen, von denen die Historiker Meldung thun, nicht auf uns gekommen, mit Ausnahme der nordischen, deren ansehnlichster Theil in der „Edda" niedergelegt ist. Dafür entschädigen jedoch die mittelalterlichen Sagen von Artus, Karl dem Großen, und andern Helden, welche, in mannigfaltiger Art und abenteuerlicher Weise gedichtet, allen neuern Völkern Gemeingut geworden und geblieben sind.

§. 18.

Philosophische Poesie.

Der Gegenstand der philosophischen Poesie ist die Natur und der Mensch in der höhern Anschauung des Geistes und Gemüthes. *)

Die Natur in ihren mannigfaltigen Erscheinungen ist nicht nur das Symbol des menschlichen Geistes, darin er seine geheimnißvolle Natur, wie in einem Spiegel, in gemildertem Lichte ersehen mag, sondern es besteht auch, oder soll doch durch die vermittelnde Imagination bestehen, eine lebendige Wechselwirkung zwischen beyden, eine Art höherer Verständniß und Sympathie; der dichtende Mensch in seiner Begeisterung glaubt in dem Gesange der Nachtigall, im Rauschen des Stromes und des Waldes eine verwandte Stimme zu hören, die mit ihm vertrauliche Zwiesprache hält, und er vernimmt Worte und sieht Zeichen über Geheimnisse, die dem forschenden, lauschenden Verstande fremd und verhüllt bleiben.

---

*) Die übersinnliche Welt, die Gottheit und die reinen Geister können im Ganzen nicht geradezu dargestellt werden; die Natur und die Menschheit sind die eigentlichen und nächsten Gegenstände der Poesie. (Fr. Schlegel.)

Der würdigste Gegenstand ist und bleibt aber der Mensch selbst und die Offenbarung seines Geistes, der ein Ebenbild des Göttlichen ist. Inmitten hineingestellt, wie er ist, zwischen einer sinnlichen und übersinnlichen Welt, zwischen dem Gewittersturm irdischer Leidenschaft und der sonnenhellen Klarheit eines ruhigen, heitern Himmels, soll er in seinen Forschungen und Zweifeln zuletzt immer Klarheit und Sicherheit erreichen, in seinen Handlungen Würde und Freyheit behaupten in seinem ganzen Seyn und Wesen sich zu einem lautern Abbild des Göttlichen veredeln. Diese Höhe geistiger Bildung, diese Erhabenheit der menschlichen Natur darzustellen, ist Aufgabe der echten Poesie, so fern sie ihrem Berufe entsprechen will, der da ist: das Ideal des Schönen und Guten als verwirklicht zur Anschauung zu bringen.

Darum sind gerade die schönsten Gedichte auch die sinnigsten; sie enthüllen die wichtigsten Wahrheiten, geben die befriedigendsten Trostgründe, lösen die geheimsten Räthsel der Natur und des Geistes, und durchdringen heiligend und beseligend den ganzen Menschen. „Die wahre Poesie, sagt Goethe, kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreyen weiß, die uns drücken .... Die munterſten

wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen."

Literatur.

Die Myſterien der Religion, ſo wie die Sprüche der Weiſen wurden urſprünglich in Gedichten oder doch in Verſen überliefert, im Charakter des Spruchs, als dem gemeinſamen Rain des Dichtens und Denkens. Von den Griechen iſt dieß bekannt (Orpheus), ingleichen von den Galliern. Später bemächtigte ſich die Proſa der Philoſophie, nachdem ſich der Verſtand die Weisheit vindicirt und das Gemüth und die Phantaſie hievon ausgeſchloſſen hat. Wie ſehr der größte aller Philoſophen, Plato, Dichter geweſen, iſt anderorts ſchon berührt worden. — Als ein philoſophiſches Gedicht in grandioſem Styl werden wir vor allen wohl Dante's divina Comödia erklären müſſen. Es umfaßt, ja überſteigt dieſes Poem alle Zeiten und Räume, und zieht in ſeinen allegoriſchen Kreis alles Wiſſen von Gott und göttlichen Dingen in der Geſchichte und der Natur. Ueberhaupt iſt es Aufgabe für die Poeſie, beſonders für die höchſte Gattung, die Tragödie, die Welt ſelbſt zur Anſchauung und Darſtellung zu bringen; daher man denn Calderon's und Shakespear's Werken in dieſem Sinne phi-

losophischen Tiefsinn zusprechen muß. Am entferntesten sind von diesem Charakter jene Gedichte, welche die Philosopheme bloß aus der Prosa in Poesie übersetzen, und gleichsam nur mit einem poetischen Schmuck überkleiden. Namentlich müssen wir als solche so viele, sonst achtungswerthe und geistreiche Lehrgedichte der Franzosen und Engländer erklären (von welchen noch späterhin die Rede seyn wird), die, ob sie gleich den Namen „philosophisch" an der Stirn führen, doch sich nicht über den Begriffskreis der Anschauung ihrer Zeit und der Schule erheben und ausbreiten. Wir Deutschen besitzen an Goethe's Faust ein unübertreffliches Muster philosophischer Dichtung, in welchem uns alle Mysterien des menschlichen Gemüthes und Verstandes, im Verhältnisse zu den göttlichen und menschlichen Dingen, aufgeschlossen werden.

§. 19.

Phantasie. *)

Der Gegenstand der phantastischen Poesie ist die Natur und der Mensch, wie sie, außerhalb der

---

*) Metonymisch das Product bezeichnend statt der Kraft, die es hervorbringt. In diesem Sinne kennt es bereits der musikalische Wortgebrauch.

Sphäre aller Wirklichkeit gedacht, der bloßen Einbildung sich darstellen.

Obgleich die Materie des phantastischen Gedichtes eine reine Erfindung (Fiction) ist, mithin über alle historischen Beziehungen, in der Regel, sich hinweg setzt: so darf es, in Anordnung und Ausführung, doch nicht nach bloßer Willkühr sich gestalten, sondern es muß sich an eine, durch den fingirten Stoff selbst bedingte Gesetzmäßigkeit binden, und so, wie jedes Kunstwerk, Freyheit in der Nothwendigkeit darstellen. Bewegt es sich in den Kreisen der sinnlichen Welt, so wird es dem einfachen Gange folgen, den die Natur überhaupt allen Erscheinungen vorschreibt; erhebt es sich aber in die Region des Wunderbaren, so wird es auch hier eine, obgleich höhere Ordnung finden, und einen, wenn schon versteckten Zusammenhang in Ereignissen, Gefühlen und Handlungen.

Dessen ungeachtet darf man es doch als Regel für diese Dichtart annehmen, daß sie desto vortrefflicher sey, je neuer und überraschender die Erfindung, je scheinbar willkührlicher die Anordnung und Verbindung ist. Dieß liegt in der Natur dieser Dichtung, als einem Aggregat von lustigen Gestalten und vorüberfliegenden Gemälden. Die historische Poesie interessirt vielleicht schon genug durch die fruchtbare Wahrheit und lebendige Beziehung

des Factums; die philosophische imponirt dagegen schon durch die Erhabenheit der Idee, welche durch sie angekündigt und geoffenbaret wird; aber die phantastische Dichtung wird nur dann ansprechen und ergreifen, wenn sie dem (fingirten) Stoffe und der an sich hohlen Form eine reale, auf sich beruhende Unterlage und einen, ins Ideale, Geheimniß- und Wundervolle auslaufenden Endpunct anbietet.

Es ist demnach allerdings die Bestimmung der phantastischen Poesie, das Verständniß der historischen und philosophischen Anschauung durch vermittelnde Bilder vorzubereiten, gleichsam so, wie der Verstand durch seine Begriffe zur Erkenntniß der Data und der Ideen einleitet und fortführt. Diese Dichtart soll uns also einerseits, was uns nicht unmittelbar anzuschauen vergönnt ist, die wirkliche Welt, die Menschen, wie sie sind, den Zusammenhang irdischer Begegnisse, die verborgenen Motive sittlicher Handlungen, wie durch einen magischen Spiegel erkennen lassen (z. B. in den sogenannten Romanen und Schauspielen, welche die Gegenwart besprechen und behandeln). Anderseits soll sie, zu unserer Erhebung und Veredelung, uns anschaulich machen, wie die ganze Reihe sinnlicher Erscheinungen in die Ordnung einer höhern Welt eingreife, und in ihr den letzten Grund, ja die einzige volle

Bedeutung unſers Daſeyns finde; gleichwie denn ſelbſt in der luſtigſten Dichtung dieſer Art, dem Mährchen, die chriſtlichen Grund-Ideen des Untergangs, der Verſöhnung und Verklärung dargeſtellt werden.

Literatur.

Gedichte als bloße Phantaſieſpiele kannten die Griechen und Römer nicht; denn ſie unterordneten alle Künſte den hohern Intereſſen des Vaterlandes und der Religion. Die Quelle dieſer Dichtungen werden wir wohl zunächſt bey den Arabern zu ſuchen haben, bey denen die Künſte ſich ſelbſt Mittel und Zweck ſeyn mußten, weil ihre Religion ſich nicht zu künſtleriſchen Bildungen darleihen wollte; daher denn die Arabesken in Malerey und Poeſie. Von da aus verbreitete ſich dieſe Richtung auf das Abendland, und ihr vorzüglichſter Stoff war das ritterliche Weſen, das Abenteuer. Am ſchönſten prägte ſich dieſe Poeſie aus in Arioſt's „raſenden Roland," nämlich als das kühnſte und willkührlichſte Spiel der Phantaſie mit dem Wunderbaren. Nächſt dieſem Vorbild romantiſcher Poeſie mögen ins Beſondere Shakespear's, Calderon's und Gozzi's dramatiſirte Mährchen als ſchöne Phantaſiegebilde gerühmt werden. Von deutſchen Gedichten dieſer Art iſt beſonders Wieland's „Obe-

ren" zu rühmen; nebst dem Tieck's „Octavian" und „Fortunatus."

II. Modalität

rücksichtlich der Zustände der Vorstellungskräfte.

§. 20.

Reine Poesie.

Die reine Poesie hat lediglich zum Zwecke die Unterhaltung der Phantasie. *)

Ein Gedicht der Art trägt also den Zweck in sich selbst, d. h. es bewirkt unmittelbar, durch einen Eindruck, der den Gesetzen des Schönen gemäß ist, ein uninteressirtes Wohlgefallen, und beabsichtet nur die Veredlung des menschlichen Daseyns, so fern dieses durch den würdigen Gebrauch der Geisteskräfte gehalten wird. In einem solchen Gedichte kann darum nie die Frage nach irgend einem Stoffe oder Inhalt seyn, sondern überall nur nach Form, Gehalt und Geist; oder es darf doch der Stoff nur als Folie gelten, um den Wiederschein

---

*) Aut prodesse volunt aut delectare poetae,
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae.
Hor.

der Gestalten in dem reinen Spiegel der Phantasie zu verstärken.

Aber eben darum, weil hier von allem Inhalte abgesehen wird, muß der Gehalt um so wichtiger seyn, der theils in der zu Grund liegenden und verborgenen Idee, theils in der Darstellung und Sprache selbst und in dem Zauber poetischer Erscheinungen zu suchen ist.

Die reine Poesie ist, wie die Musik ohne Text. Um hier den Ton, die Melodie zu verstehen, den Gang der Gefühle zu verfolgen, bedarf es eben nicht eines wörtlichen Commentars, einer Interlinear-Version; die Musik commentirt sich selbst. Sie ist die Sprache des Herzens, der unmittelbare Ausdruck der Empfindung, der reinste Anklang und Wiederhall sympathetisirender Seelen.

Die reine Poesie hat demnach nur die treue und bildliche Darstellung der Natur und des Lebens, der Schicksale, Gesinnungen und Gefühle eines Volkes oder eines Einzelnen zum Zwecke. Sie gibt eine lebendige Anschauung von dem, was ist oder gewesen, nicht von dem, was seyn oder werden sollte. So schildert der echte Dichter mit derselben Unbefangenheit, wie ein Historiker, die Helden und ihre Thaten, wie sie ihm die Muse vorgebildet hat, ohne eine andere Absicht, als die Idee, die er gehabt, der Phantasie des Hörers und Lesers

klar vor Augen zu stellen. Sein Gedicht ist freylich auch zugleich in hohem Grade belehrend und rührend, aber in ganz anderer Weise, als in gemeinhin didaktischer und sentimentaler Art. Seine Helden handeln und sprechen, nicht um der Rede und des Beyspieles wegen, das sie etwa andern geben sollten, sondern sie äußern sich in Wort und That, wie der Drang ihres Herzens gebiethet; sie deklamiren nicht nach der Willkühr des Dichters, sondern sie agiren motu proprio, und der Dichter ist nur Referent ihrer Gesinnungen, Worte und Thaten.

Literatur.

Als echte, vo endete Dichter haben von jeher, unter den Alten und Neuen, nur diejenigen gegolten, deren Producte, als rein darstellende, unmittelbar die Phantasie und das, damit nächst verwandte Gemüth ansprachen. Wenn auch die griechische Poesie durchaus national und religiös war, und diese beyden höchsten Interessen der Menschheit wesentlich involvirte, so galt ihr doch die Darstellnng als das läuternde Medium, wodurch jenes Höchste und Heiligste zur mittelbaren Anschauung gebracht werden sollte. Daher wiesen sie auch in ihren dramatischen Werken das Pragmatische geradezu dem

Chor *) an, um die Bühne selbst und die Handlung in ganz poetischer Reinheit zu erhalten. In noch größerer Lauterkeit und mit ausschließlicher Richtung auf die Phantasie erscheint die romantische Poesie der Neuern. Selbst in solchen Gedichten, wo, wie z. B. bey Dante oder Calderon, die Mysterien der Religion zum Vorwurfe dienen, stellen sich die höhere Allegorie und Symbolik in den Vordergrund, hinter dessen lichten, schimmernden Schleyer jene Wahrheiten in verklärter Gestalt erscheinen sollten. So kann und darf denn die Poesie allerdings höhere Interessen in ihr Phantasiespiel hinein ziehen, aber sie soll nie, will sie anders ihre Würde und Freyheit nicht verlieren, zum bloßen Mittel, zur Dienerinn sich hingeben für fremde, nebenaus liegende Zwecke.

§. 21.

Prosaische (didaktische) Poesie.

Die prosaische Poesie hat zum Zwecke die Belehrung des Verstandes.

Sie kleidet die Begriffe in Bilder, die Begriffsreihen in Geschichten ein, und läßt so die, in

---

*) Actoris partes chorus officiumque virile
Defendat. Hor.

der Phantasie verklärten und veranschaulichten Gedanken dem Verstande vorschweben.

Die Wahl und Anordnung solcher Gedichte ist darum lediglich eine logische. Man legt in das Bild nur solche Züge, in die Geschichte nur solche Handlungen, die zur Erläuterung eines Begriffes und Satzes dienen. *) Es ist der ruhige Gang der Betrachtung, die das Schöne nur als Vehikel braucht, um desto sicherer und bequemer zum Klaren und Wahren zu gelangen.

Lehrgedichte dieser Art haben darum nur einen untergeordneten Werth, und die neuere Poesie, welche den Rhythmus ohnehin nicht als wesentliches Moment der Dichtung ansieht, erkennet sie kaum noch als poetische Producte an. Sie gelten ihr als versinnlichte Abstractionen, als verschönerte Prosa, und die Poetik erwähnt ihrer bloß, um ihnen die gebührende Stelle anzuweisen.

Diejenige prosaische Poesie wird darum die bessere seyn, welche, nebst der didaktischen Absicht, auch die Unterhaltung der Phantasie zum vorzüglichen Augenmerk macht. **) Dieß gelingt ihr zumal

---

*) Quid quid praecipies, esto brevis — —
Omne supervacaneum pleno de pectore manat.
Hor.

**) Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo. Hor.

durch die Allegorie und die Parabel, welche beyde Dichtungsformen ganze Tableaux, nicht bloß ein Aggregat von Bilderchen, der Phantasie vorhalten, und mit epischer Lebendigkeit ausstatten können. Liegen nun diesen sinnbildlichen Vorstellungen und Handlungen noch dazu höhere Wahrheiten zu Grunde, so gebührt solchen Darstellungen allerdings auch von Seiten der Kunst volle Beachtung und Anerkennung.

Was daher dichtend gelehrt und lehrend gedichtet wird, das gehe ursprünglich und unmittelbar aus der Einen und einigenden Vernunft hervor, als Idee, die sich sodann erst als Conception des Verstandes und der Phantasie in Begriff und Bild spalten und endlich im Worte, in der verkörperten Idee, wieder vereinigen möge. Wer dagegen der Phantasie bloß einen gemeinen Verstandesbegriff unterlegt, auf daß sie etwas Vernunftähnliches daraus gestalte, der bildet ihm, beym Mangel aller Urschöne, und des wahrhaft geistigen Lebens, nur ein Scheinleben an, ein sinnliches Zeichen ohne geistigen Gehalt und bunte Gestalten ohne höhere Einheit und tiefere Bedeutung.

Literatur.

Das Lehrgedicht nahm bey den Alten, zumal bey den zum Practischen hinneigenden Römern, eine

bedeutende Stelle ein. Nebst dem Spruche, war es besonders die Fabel (Thierfabel), durch welche sie Grundsätze der Sittlichkeit und der Klugheit unter dem Volke und bey den Kindern zu verbreiten suchten. Man kennt diese Sammlung unter dem Namen Aesop's, den auch der lateinische Phädrus übersetzte. Aber auch andere gemeinnützliche Gegenstände, z. B. die Viehzucht, der Ackerbau u. s. w. wurden in dichterischer Gestalt gelehrt. In dieser Gattung glänzt besonders Virgil, dessen Georgika, was Zartheit der Behandlung betrifft, noch unübertroffen erscheinen. Auch das große Gedicht von Lucrez „über die Natur der Dinge" ist in der Auffassung und Schilderung der sichtbaren Welt von hohem Werth, obwohl in der Deutung und Andeutung durchaus materialistisch und darum für die Phantasie ertödtend. — Von den Neuern neigen sich vor allen die Engländer zu dieser Gattung hin, von denen wir nur Young und Pope nennen wollen. Unter den Franzosen hat besonders Lafontaine die Fabel eigenthümlich und vortrefflich behandelt, unter den Deutschen Gellert und Lessing. Ueberhaupt neigten sich die deutschen Dichter früherhin sehr zum Lehrtone hin, bis sie endlich, vorzüglich durch Goethe's Beyspiel und der Gebrüder Schlegel mahnendes und strafendes Wort, der echten, reinen Poesie sich zugewandt.

Der größte poetiſche Didaktiker iſt aber ohne Zweifel Schiller.

§. 22.

Aeſthetiſche Poeſie.

Die äſthetiſche Poeſie hat zunächſt zur Abſicht die Erregung und Veredlung des Gefühls.

Das Schöne iſt freylich an ſich ſchön; aber es erſcheint für mich, für den Menſchen überhaupt, nur dann als ſolches, wenn es ſich auf mich bezieht, wenn ſein Strahl zugleich für das Herz erwärmend, für das Auge erquicklich iſt; kurz, wenn das Objective zu einem Subjectiven wird. *)

Wie das körperliche Leben des Menſchen, ſo beginnt und endet auch ſein geiſtiges mit dem Gefühle, mit dem Pulsſchlag des Herzens; alles mithin, was dieſes innere, geiſtige Leben und das Spiel der höhern Kräfte unterhalten ſoll, muß davon ausgehen, dahin zurück führen. Jeder Dichter demnach, der echt Schönes ſchaffen will, muß es aus ſich, aus den Tiefen ſeines Innern, aus der Lebenswurzel, dem Herzen, holen; nur dann kann er ſicher

*) Non satis est, pulchra esse poemata; dulcia sunto,
Et quocunque volent, animum auditoris agunto. Hor.

seyn, daß es auch wiederum zum Herzen gehe, nicht unfruchtbar verwese und unerquicklich zerflattere.

Das einfachste und sicherste Mittel zu ergreifen, zu rühren, ist, wie Horaz richtig bemerkt, selbst ergriffen und gerührt zu seyn. *) Und Aristoteles sagt: „Nach natürlicher Sympathie rühren diejenigen am meisten, welche wirklich die Leidenschaft empfinden. Derjenige empört andere, der selbst empört ist, und bringt andere desto leichter in Zorn, je mehr er selber wirklich zürnt. Deßwegen erfordert die Poesie einen geschmeidigen Geist, der für fremde Zustände empfänglich ist, oder sich außer sich zu versetzen weiß. Solche Köpfe sind fähig so wohl zur schönen Dichtung, als zur Auffindung der Züge, die ihren Gegenständen eigenthümlich sind."

Die Gefühle sind und heißen entweder sentimentale oder pathetische, je nachdem die Empfindungen, der Art und dem Grade nach, sanft oder heftig sind. Die Empfindsamkeit artet in Empfindeley aus, wenn die Gefühle ohne Würde und Anmuth sind; so wie das Pathos ein fal-

---

*) Ut ridentibus arrident, ita flentibus adsunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi, tunc tua me infortunia laedent. Hor.

ſches wird, wenn es ſich nicht mit Größe und Erhabenheit äußert, und aus dem Ethos, dem Charakter ſelbſt entſpringt.

Literatur.

Die Alten kannten und nannten zwey Gattungen der Gefühls-Poeſie: die heroiſche und die elegiſche. Jene herrſchte im Epos und in der Tragödie, als erhabene Muthsäußerung im Handeln und Leiden; z. B. bey Homer und Sophokles. Dieſe fand beſonders bey den römiſchen Dichtern Aufnahme und Ausbildung; z. B. Ovid, Properz und ſelbſt bey Virgil. — In der romantiſchen Poeſie, wo überhaupt Liebe, Sehnſucht und die damit verwandten ſanftern chriſtlichen Gefühle vorherrſchend ſind, waltet das Sentimentale vor, welches mit dem Elegiſchen ſo fern zuſammen fällt. Vorzüglich ſind es aber die Engländer, die dem Gemüthe eine Art Suprematie in der Poeſie einräumen, und in ihren Gefühlen ſüdliche Wärme mit nordiſcher Kraft vereinigen. Ihr größter Dichter, nebſt Shakeſpear, iſt Lord Byron, der aber freylich, ſtatt bloß zu rühren und zu erſchüttern, das Herz nur zu oft verwundet und zerreißt. Unter allen ſeinen Gedichten, die übrigens in den verſchiedenartigſten Formen erſcheinen, iſt das anziehendſte „Child Harold," die Pilgerfahrt des Dich-

ters selbst. Ueberhaupt müßten hier alle echte Dichter jeglicher Nation namhaft gemacht werden, die eben auf verständiger Unterlage, nach phantastischem Entwurfe, eine Festlaube hervor gezaubert zur Labung und Ehrung des Gemüthes. Am wenigsten aber können uns diejenigen als echte Dichter gelten, die, obgleich stark in der Empfindung, statt uns mit uns selbst, mit Welt und Gott zu versöhnen, Verstand und Gemüth nur mit Zweifel und Unmuth erfüllen; wie dieß so viele sonst hochbegabte Dichter aus der neuesten Schule thun.

III. Modalität

rücksichtlich der ob- und subjectiven Standpuncte. *)

§. 23.

Lyrische Poesie.

Die lyrische Poesie ist die Darstellung der innern Zustände des Dichters, seiner Ansichten und Gefühle.

*) Nach dem Standpuncte des Objectes kann die Poesie, wie die Kunst überhaupt, eingetheilt werden in die niedere und höhere, und nach dem Standpuncte des Subjectes in die populäre (Volks-Poesie) und classische. Gewöhnlich aber betrach-

In jeder vollkommenen lyrischen Composition muß ein universeller Gedanke herrschen, der aber als individuell erscheint (communia proprie). Es müssen Ansichten und Gefühle seyn, die Alles und das Höchste in sich befassen und jeden ansprechen; aber zugleich in so eigenthümlicher Art und Weise, daß der, obgleich alte Gedanke als ein neuer erscheint, und die rein menschliche Empfindung ihr eigenes Gesicht weiset. Zumal soll in einer Reihe und Sammlung lyrischer Gedichte der Charakter des Dichters, wie er sich in verschiedenen Zuständen bewährt, deutlich aussprechen, so daß man ein treues und lebendiges Gemälde seines geistigen Lebens daran wahrnehmen kann. Je bedeutsamer, durch innere und äußere Zustände geprüfter sein Charakter erscheint, desto anziehender werden die einzelnen Gedichte seyn, die dann als eben so viele, mannigfaltige Lineamente zu dem Einen großen Gemälde gelten mögen.

---

tet und benennt man sie, wie die Prosa, nicht nach dieser innern, sondern nach der äußern Form des Redesatze:; und je nachdem nun hier die erste Person (der Dichter) oder die zweyte (der Zuhörer) oder endlich die dritte vorherrscht, nämlich im Dialog, so wird die Dichtart selbst lyrisch, episch oder dramatisch genannt. Vergleich übrigens §. 5.

Außer dieser rein subjectiven, die Gegenwart befassenden Lyrik gibt es auch eine objective, welche eine schöne Vergangenheit durch die Erinnerung herbey zieht und lebhaft vors Auge stellt, z. B. in der Romanze und Ballade. Da muß der lyrische Dichter sich in fremde Zustände hinein denken und fühlen, und er nähert sich so fern dem epischen, ja dramatischen Dichter an, nur daß er eine einzelne Handlung, nur einen einzelnen Zug aus dem Leben und Charakter seines Helden heraushebt und ausmalt.

In der lyrischen Poesie ist, wie schon das Wort andeutet, das musikalische Element, der Rhythmus, ein wesentlicher Bestandtheil. Denn wenn schon, nach Quintilian's Bemerkung, das, was das Ohr beleidigt, nicht zum Verstande durchdringen kann, so muß dagegen das, was sich dem Gehör wohlthuend anschmiegt, auch ins Gemüth sich einschmeicheln, und durch den äußern Rhythmus auch der innere in Anklang kommen. Wer zumal in die Kunst der Tonfolge, in die Geheimnisse, die in der Melodie liegen, einen tiefen Blick geworfen, und die mannigfaltigen Ausdrucksweisen, deren sie fähig ist, zu handeln gelernt hat: der wird in dem scheinbar mechanischen Rhythmus ein kräftig erregendes und belebendes Moment, in den todten Buchstaben Leben und Geist zu bringen wissen.

Die Hauptsache ist und bleibt aber immer der Gedanke, das Gefühl, der innere Gehalt des Gedichtes. Wer sein Dichten damit anfängt, wo er eigentlich enden sollte, mit Wortsetzen und Sylbenstechen; wem der Reim wichtiger ist, als der Sinn, eine Blume lieber, als der Geist, eine Redefigur bedeutender, als eine Menschenfigur: der mag wohl ein guter Versbildner seyn, aber kein Dichter; und indem er Vorstellungen und Empfindungen dem Ausdruck unterordnet oder wohl gar opfert, wird er anstatt erhaben: dunkel, anstatt neu: verwegen, anstatt rührend: romanhaft schreiben.

Literatur.

Bey den Griechen, deren Kunst ganz dem öffentlichen Leben, dem Vaterlande und der Religion zugewandt war, konnte die lyrische Poesie, wie wir sie uns denken, nicht wohl in Aufnahme kommen. Daher, im Vergleich zu den epischen und dramatischen Dichtern, nur wenige Lyriker; unter denen Pindar der ausgezeichnetste. In Rom dagegen, zur Zeit, wo zwar der Flor der Literatur in hohem Maße gedieh, aber die Nationalsitte und der öffentliche Geist immer mehr verschwand, hatten die Lyriker freyeres Spiel. Der vorzüglichste unter denselben: Horaz; sodann die Elegiker Ovid, Tibull, Catull, Propers. In der neuern Zeit,

nachdem die Heldensagen meistens verklungen und verschollen, fand die lyrische Poesie mehr Anklang, als bey den Alten zumal da die dramatische überall erst später zur Aufnahme gekommen. Denn mit der sittlichen Freyheit des Einzelnen und einer erweiterten Weltansicht war den Empfindungen und ihren Aeußerungen überall mehr Spielraum gegeben. Daher denn bey den modernen Nationen Lyriker ohne Zahl. Bey den südlichen Dichtern, z. B. Garcilaso, Petrarca, waltet eine üppige Phantasie in einer tonreichen Sprache, bey den nördlichen, z. B. Thomas Moore, und Lord Byron, eine tiefe Empfindung und warmer Ausdruck. — Die französischen Lyriker sind meistens nur stark in witzigen Pointen und scharfsinnigen Antithesen; am reinsten dichtete in der Sprache des Gemüthes Lamartine. — Die Deutschen aus der ältern Schule gefielen sich vorzüglich in Nachahmung ausländischer Formen. In eigenthümlichem d. i. echt deutschen Ton und Geist dichteten Bürger, Claudius, Goethe und Schiller; in der neuern Zeit v. Uhland, Justinus Kerner, Max von Schenkendorf, Adalbert von Chamisso, vor allen Fr. Rückert. — Durch v. Hammer's und Rückert's Bemühungen ist uns auch vieles Treffliche aus der lyrischen Poesie der Orientalen, in Uebersetzungen und Uebertichtungen, bekannt geworden.

§. 24.

Epiſche Poeſie.

Die epiſche Poeſie iſt die Darſtellung einer wichtigen und umfaſſenden Begebenheit und Handlung.

Die wahrhaft epiſche Compoſition iſt weltumfaſſend; ſie knüpft das Irdiſche an das Ueberirdiſche, das Sichtbare an das Unſichtbare, und aus allen ihren Theilen erſcheint das Wunder der ewigen Ordnung. Das echte Epos verlangt darum eine groſſe, das Schickſal der Menſchheit, oder einer ganzen Nation entſcheidende, und ſchon dadurch eine, an die unſichtbare Leitung, die wir überhaupt Schickſal nennen, erinnernde Begebenheit.

Im epiſchen Gedichte iſt daher die Fabel, d. h. die zu Grunde liegende Begebenheit, das vorherrſchende Princip, und es findet hier mithin alles, was die Theorie im Allgemeinen von einem Gedichte fordert, beſondere und volle Anwendung. So ſollen denn zumal die einzelnen Begebenheiten und Handlungen, nach dem Ausdrucke des Ariſtoteles, erſtens vorbereitet, zweytens unerwartet ſeyn. Das erſtere geſchieht beſonders durch Andeutungen des waltenden Schickſals, und durch Motive, die aus dem Charakter der handelnden Perſonen ſelbſt hervorgehen; das andere vermittelſt der

Peripetie, (d. i. die Handlung unterbrechenden Zwischenfälle), und durch die Katastrophe, welche am Ende der ganzen Handlung eine plötzliche Wendung gibt und den Knoten löset.

In Eine Sphäre mit der Epopoie gehört der Roman, der sich zunächst aus dem romantischen Epos entwickelt hat. Er unterscheidet sich von dem Epos hauptsächlich durch die geringere Wichtigkeit und Erhabenheit des Gegenstandes, durch den Mangel an epischer Magie und durch den einfachen Naturgang, endlich durch die prosaische Sprache, welche der Roman zuläßt, ja fordert. Er beruhet meistens auf der Gegenwart, während das Epos die Vergangenheit darstellt; und seine Aufgabe ist: Darstellung des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens überhaupt, Schilderung der verschiedenen Lagen desselben und der mannigfaltigen Charaktere, denen man unter den Menschen begegnet.

Im Roman aber, wie im Epos, darf der Dichter überall nur als Erzähler, als Rhapsode, als Darsteller auftreten, und er muß durchaus objectiv verfahren, ohne von seinen subjectiven Ansichten, Wünschen und Empfindungen das Mindeste hinzu zu thun oder gar zu veroffenbaren. Er hat dieselbe Aufgabe, wie der Historiker, der alles das, was er gesehen und gehört, in Treue und Einfalt mittheilt und erzählt. Jede sichtbare Vorliebe für ir-

gend eine Situation oder einen Charakter würde die Täuschung (Illusion) zerstören. Dasselbe gilt von der Novelle, die man einen Roman en miniature nennen könnte.

Literatur.

Der Vater des Epos ist Homer, der auch bey den Griechen keinen Nachfolger, bey den übrigen Völkern kaum Nachahmer gefunden. Der glücklichste unter den letztern war Virgil, der in seinem „Aeneas" den Stifter seines Volkes und den Ahnherrn seines Augusts verherrlicht hat. Unter den Neuern zeichnen sich besonders die Italiäner aus; Ariost's „rasender Roland" und Tasso's „befreytes Jerusalem" gelten mit Recht als Meisterwerke der neuern Poesie. Spanien hat seine unnachahmlichen Romanzen von „Cid," Portugall das große historische Gemälde, die „Lusiade" von Camoens. Die Engländer verehren „das verlorne Paradies" von Milton, und die Franzosen rühmen die „Henriade" ihres Voltaire. — Wir Deutschen besitzen an Klopstock's „Messiade" eine großartige Epopoie. Auch Pyrker's „Tunisias" und „Rudolphias" sind rühmlich zu erwähnen, so fern sie vaterländischen Stoff in antiker Form glücklich behandeln. — Ossian's, des Caledoniers, Gedichte, so wie Tegner's „Frithjofs Sage" gehören mehr

der lyrischen, als epischen Form an. — Auch die Heldengedichte oder vielmehr Heldensagen der Perser, Indier und Araber sind uns in neuerer Zeit und namentlich durch deutsche Uebersetzungen, zugänglich geworden; z. B. Firdusi's Heldenbuch (durch Görres), „Rostem und Suhrab" (durch Rückert). — Im modernen Roman endlich, den Goethe mit Recht ein Pseudo-Epos nennt, haben sich besonders die Engländer ausgezeichnet, z. B. Robertson, Goldsmith, Fielding, Smollet, Walter Scott; nächst ihnen die Franzosen, z. B. le Sage und Marmontel. Bey uns Deutschen hat diese Gattung besonders durch Goethe, Tieck und Steffens ihre Weihe und Würde erhalten.

§. 25.

Dramatische Poesie.

Die dramatische Poesie ist die Darstellung großartiger Charaktere in der Handlung.

Man theilt gewöhnlich die Dramen, nach den zwey Hauptäußerungen des menschlichen Gefühls, ein: in Trauerspiele (Tragödien) und in Lustspiele (Komödien); wozu die Neuern noch eine Mittelart erfunden, die eine Mischung von Scherz und Ernst ist, die Gattung des Rührenden, welche Drama i. e. S. oder Schauspiel genannt

wird... Andere Eintheilungen und Benennungen z. B. Melodrama, wo die Declamation durch Musik gehoben wird, Oper, ein musikalisches Drama, die Pantomime u. s. w. sind als Abarten der Poesie zu betrachten, und haben ihre Regel und Richtschnur anderwärts zu suchen.

Wichtiger ist schon die Rücksicht, die der dratische Dichter auf die theatralische Darstellung zu nehmen hat. Sofern nämlich das Drama für die Bühne und zur Aufführung bestimmt ist, muß es sich nebenbey noch andern, zum Theil sehr beengenden Bedingnissen unterwerfen, nicht nur in Ansehung des Ortes, der Zeit und der körperlich auftretenden Personen *), sondern auch in der Anlage des Ganzen, in der Vertheilung der einzelnen Handlungen (Acte) und Auftritte (Scenen), in der Behandlung des Dialogs und des Chors, der zumal bey den Alten die Rolle des sittlichen Richteramtes vertrat. **) Man nennt dieß die Oekonomie der theatralischen Dichtkunst; und obwohl sie zum Theil durch sehr materielle Bedingnisse gebothen

*) Ueber die sogenannten drey Einheiten reden ausführlich: Lessing in seiner Dramaturgie (44 — 46 St.) u. A. W. Schlegel in der IX. Vorlesung über dramatische Kunst u. Literatur.

**) Vergl. Horaz de arte poetica v. 189 sequ.

wird, die dem geistigen Fluge des Dichters gar vielfältigen Einhalt thun, so sind doch ihre Regeln für den Theaterdichter unerläßlich, wenn er anders das erreichen will, was man theatralischen Effect nennt, und was bey der öffentlichen Ausstellung einer Dichtung zuletzt allerdings entscheidet.

Der Charakter ist jedenfalls die Hauptsache der dramatischen Dichtung; der Entwurf, die Ausführung einer Handlung, die das innerliche Leben, die Sitte und Denkart des Menschen, nicht bloß einen Wechsel äußerlicher Erscheinungen darstellt, ist die höchste, wichtigste Aufgabe des Dichters. Die Fabel ist nur das Medium, worin sich der Charakter bewegt. Die Ereignisse müssen entweder selbst von dem Willen des Helden bestimmt werden, oder ihn bestimmen. Für sich, ohne unmittelbare Beziehung auf das innere, geistige Leben, würden diese sinnlichen Phänomene, wenn sie auch noch so auffallend waren, keine dramatische Bedeutenheit haben.

Die Eigenschaften eines dramatischen Charakters sind: poetische Wahrheit, sittliche Würde und Einheit. Zu wahrer, das allgemein Menschliche im besondern Menschen darstellenden Charakteristik befähigt sich der Dichter vorzüglich durch Beobachtung *)

*) Respicere exemplar vitae morumque jubebo
Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces. Hor.

der Menschen und ihrer Handlungen im öffentlichen und Privatleben, aus deren Studien er sodann für sein dramatisches Gemälde eigenthümliche Züge und Umrisse *) zusammen setzen mag. Doch muß das also erfundene Bild nach Einer und zwar höhern Idee entworfen und durchgeführt werden; **) es darf darin nicht nur nichts Widersprechendes mitunter laufen, sondern auch das Ganze nicht über und unter das rein menschliche Maß gehen.

Zumal ist denn auch letztlich die sittliche Würde des Helden ins Auge zu fassen, der, wenn er auch einerseits „nichts Menschliches von sich abwehrt," doch zugleich den Adel seiner höhern Natur bewahrt und ihn in allen seinen Handlungen, Wünschen und Begierden durchleuchten läßt, wodurch er unser Mitgefühl und unsere Bewunderung in Anspruch nehmen mag.

Literatur.

Die dramatische Poesie hat, wie die epische, bey den Griechen bereits die höchste Ausbildung

---

*) Reddere personae — — convenientia cuique.
Hor.

**) Siquid inexpertum scenae committis, et audes
Personam formare novam: servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.
Hor.

gefunden, und ihre Tragiker Aeſchylus, Sophokles und Euripides, ſo wie der Komiker Ariſtophanes ſind ſpäterhin, wenigſtens in der Art, nicht mehr erreicht worden. Die Römer, wie ſie denn beynahe in allen Künſten nur Nachahmer der Griechen geworden, waren es zumal in der dramatiſchen Poeſie, ſo daß ſie, wie z. B. Terentius und Plautus, nur Ueberſetzungen und Ueberdichtungen griechiſcher Schauſpiele geliefert haben. Bey den Neuern hat die dramatiſche Poeſie erſt ſpät Aufnahme gefunden, und ihr Urſprung und Beſtand datirt ſich überhaupt erſt ſeit ungefähr drey Jahrhunderten. Die größten Dichter in dieſer Gattung weiſen die Spanier und Engländer auf, jene beſonders ihren Calderon, dieſe ihren Shakeſpear. Nebſt dieſen glänzen in dieſem Fache die Franzoſen, vor allen Corneille, Racine und Voltaire, deren Poeſie jedoch, durch zu enge Kunſtregeln beſchränkt, mehr durch geiſtreichen Witz und Rhetorik der Leidenſchaft, als durch Handlung und Charakteriſtik ſich auszeichnet. Vortrefflich iſt ihr Luſtſpieldichter Moliere. Bey den Italiänern hat das Singſpiel (die Oper) über das eigentliche Drama den Vorzug errungen. Nennenswerth ſind beynahe nur der Tragiker Alfieri, der Komiker Goldoni, und der Operndichter Metaſtaſio. — Reicher iſt die deutſche Literatur an dramatiſchen

Werken. Seitdem Leſſing den Ton angegeben, Goethe die Bahn gebrochen, Schiller den Kranz ſich errungen, vereinigt ſich das Streben aller beſſern Dichter, auf der reich ausgeſtatteten Bühne ihre Muſe glänzen zu laſſen. Namen haben ſich erworben — nebſt den ältern Schauſpieldichtern Iffland und Kotzebue — Oehlenſchläger, v. Kleiſt, Werner, v. Schenk, Immermann, u. a. m. — Einen reichen Schatz von dramatiſchen Dichtungen, die jedoch von der Oekonomie unſerer Dramen ſehr abweichen, enthält die indiſche Literatur; von ihrer Vortrefflichkeit zeugen ſchon die zwey: „Sakontala" (durch Forſter übertragen), und „Dal und Damajanti" (durch Rückert).

Anhang.

§. 26.

Witzige, komiſche, humoriſtiſche Poeſie.

Wie die Urtheilskraft i. w. S. eine dreyfache iſt, eine logiſche, poetiſche und äſthetiſche: ſo auch der Witz. Der logiſche ſpielt mit Gedanken, der poetiſche mit Bildern, der äſthetiſche mit Gefühlen. Ferner: wie es dem logiſchen nicht darum zu thun iſt, das Wahre zu ſuchen, ſondern nur zu ſuchen, und im Geſchäfte ſelbſt ſeine Unterhaltung zu finden: ſo will auch der poetiſche nicht das Schöne

ſelbſt zum Zwecke wählen, ſondern nur zum Mittel ſeines Spieles. Durch ein ſolches abſichtloſes, unintereſſirtes Spiel entſteht dann von ſelbſt jener behagliche Zuſtand des Gemüths, wobey es uns auf eine verwunderliche Art wohl oder wehe ums Herz iſt, ohne daß es eine eigentliche Rührung zu nennen wäre, die überall ſonſt Grund und Abſicht vorausſetzt.

So oft nun dieſes Spiel mit Begriffen, Bildern und Gefühlen in einem recht auffallenden Contraſt mit dem Ernſten, Würdigen ſteht, ſo oft iſt und heißt es komiſch. Der Komos iſt alſo gleichſam die luſtige Perſon, welche den Ernſt, die Regel und die Sitte zum Beſten hält. Er ahmt alles nach, aber ſo, daß an jeglichem Dinge nur die Kehrſeite erſcheint. Das Ergötzliche an ihm beſteht gerade darin, daß er ſeine Geſchicklichkeit in der Ungeſchicklichkeit ſucht. Deſſen ungeachtet behauptet er doch keinen Gegenſatz zum Wahren, wie der Irrthum, noch zum Schönen, wie die Fratze; ſondern, indem er das Irrige an dem Erdichteten und das Häßliche an dem Manierirten und Affectirten zeigt, ſtellt er vielmehr jenes, wie dieſes, in ſeiner Blöße dar, und, dem Spotte beydes Preis gebend, *) frommt er ſogar der Wiſſenſchaft und Kunſt, der Sitte und dem Leben. **)

*) Ridentem dicere verum. Hor.

**) — — — vertete seria ludo. Id.

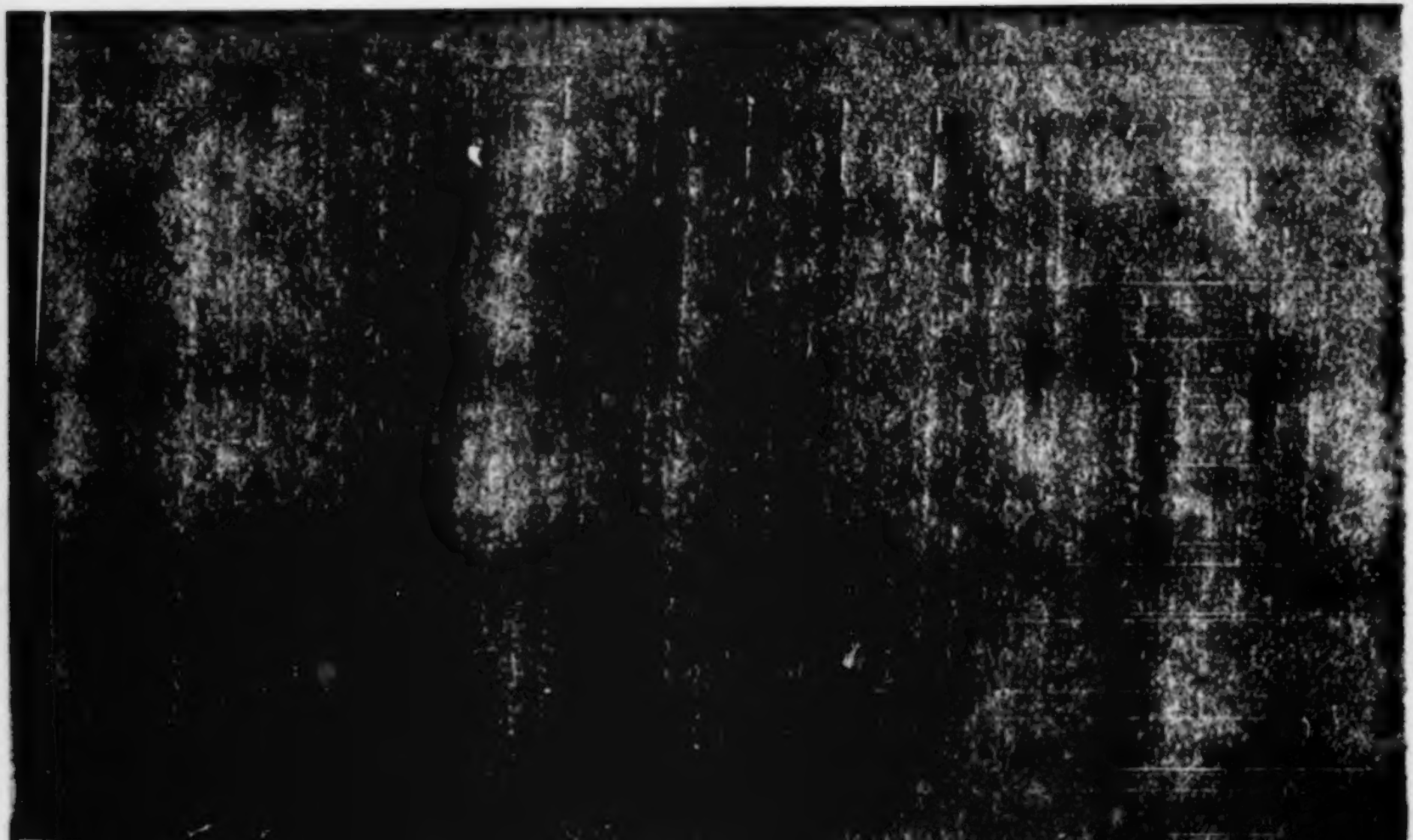
Die Modificationen dieſes Widerſpiels ſind mannigfaltig. Ein reiner Contraſt mit den edlern Formen des Schönen heißt eine Poſſe; iſt das Widerſpiel noch dazu bis zum Uebermaß geſteigert, eine Carricatur. Das Naive ſtellt eine Antitheſe des Natürlichen (an ſich Wahren und Schönen) zum Herkommlichen auf. Im Scherze lobt und ſchmeichelt der Witz tadelnd und ſcheltend; in der Ironie tadelt und verhöhnt er lobend, doch ſo, daß aus beyden Vermummungen der Schalk hervor guckt. Die Parodie iſt eine poetiſche deductio ad absurdum; ſie verſpottet das Ernſte durch Umbildung in ein Komiſches. Die Satire ſtellt die ſittlichen Fehler und Thorheiten der Menſchen von ihrer lächerlichen Seite dar. Der Humor iſt die treue Darſtellung der, meiſt lächerlichen Widerſprüche im menſchlichen Geiſte und Gemüthe, zumal in Beziehung auf das Leben und die Geſellſchaft.

Literatur.

Das Komiſche iſt die Kehrſeite des Erhabenen und Tragiſchen. Sein Object iſt die Thorheit, wie das des Tragiſchen und Erhabenen das Laſter und die Tugend iſt. Im Uebrigen behandelt und ſchildert das Komiſche, in allen poetiſchen Formen, das Leben, die Sitte, die Eigenthümlichkeit der Individuen, wie ganzer Völker, und, wenn es auch zunächſt Heiterkeit erregen will, ſoll es doch auf Ver-

erlung des Gemüthes und Läuterung des Charakters abzielen. Die Griechen verwiesen das Komische lediglich auf die Bühne. Die Römer dagegen bildeten noch eine besondere Form aus, in welcher sie Thoren und Thorheiten ihrer Zeit witzig verspotteten — die Satire (Juvenal, Persius und Horaz). Die neuern Dichter erwählten besonders das Ritterwesen in seiner abenteuerlichen Ausartung zum Stoffe ihrer komischen Darstellungen. Die bedeutendsten Dichtungen der Art sind: „der rasende Roland" von Ariost, und „Don Quirote" von Cervantes; besonders ist das letztere unter allen Werken des Witzes das reichste an Erfindung und Geist, und zugleich ein lebendiges und ganz episches Gemälde des spanischen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Die Engländer sind die eigentlichen Schöpfer des Humors: nebst Shakespear, der in humoristischer Charakterisirung Meister ist, gilt besonders Sterne (Yorick) als der größte Humorist. Swift glänzte in der Satire. Die Franzosen (wenn wir ihren ältern, derben Rabelais ausnehmen) lieben den feinen, gesellschaftlichen Witz, ohne eigentliches Naturgefühl; nur Le Sage „Gil Blas" macht eine ehrenvolle Ausnahme; nebst ihm Diderot. Unter den Deutschen haben Lichtenberg, Hippel und Jean Paul (Fr. Richter) die Palme errungen.

BIBLIOTHEC



Ankündigung.

In der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg sind erschienen:

Ludwig Aurbacher's

gesammelte größere Erzählungen.

Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem Vorwort herausgegeben

von

Joseph Sarreiter.

Ueber **Ludwig Aurbacher** haben sich in neuerer Zeit folgende Stimmen vernehmen lassen:

In der Allgemeinen Zeitung 1879, Beil. Nr. 227, bemerkt Dr. Hyacinth Holland:

„Ludwig Aurbacher erhebt, obwohl von ihm eine große Anzahl von Gedichten und sehr hübschen freien Erzählungen für Gebildete existirt, welche endlich auch einmal einer Sammlung werth wären, keinen Anspruch auf ein originelles Genie oder auf eine meteorartig am literarischen Himmel auftauchende Erscheinung. Der bescheidene, meist anonym schriftstellernde Mann beschied sich zum Theil mit der Rolle einer nachbildenden, aber gerade hierin höchst liebenswürdigen Natur. Er versenkte sich in das Studium der kleinen meist namenlosen Novellistik des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts. Nachdichtend machte er sich ebenso den Stil des volksthümlichen Holzschnittes zu eigen, wie jenen goldenen Legendenton, welche beide, obwohl grundverschieden, durch echte Fröhlichkeit wie durch treuherzige Einfalt jeden unbefangenen Leser heute noch erfrischen und erfreuen, so im Volksbüchlein und im Büchlein für die Jugend. Dabei ist Aurbacher im Besitze eines schalkischen Humors, welchem er zeitweilig und so recht „cum grano salis" die Zügel schießen läßt, im Spielen wie im Aufhören immerdar ein Meister."

Vgl. Allg. Ztg. 1847, Beil. vom 17. Juni: den Nekrolog Auerbach's aus der Feder des Dichters Dr. Friedrich Peil; von dem nämlichen: Ztschr. Blätter, Bd. 5: Die Charakteristik Auerbach's; ferner den Artikel in der Allg. Deutschen Biographie von Schulrath Dr. Julius Hamberger.

Neue Zürcher Zeitung vom 13. Sept. 1879. Professor Vetter von Arx aus Solothurn schreibt:

„Wohl verstand es Auerbacher, ein schlichtes Kind des Volkes, den Volkston zu treffen; gar manche seiner ergötzlichen Geschichten muthet uns mit dem ganzen Zauber an, der uns die Erzählungen des „Rheinländischen Hausfreundes" so lieb macht, oder erinnert in ihrer ansprechenden Einfachheit an den Reiz der Grimm'schen Märchen."

„Wenn leichte Aufklärerei unserem Volksgeiste den größten Schaden zufügt, so muß auf der anderen Seite solch echte Hausmannskost stärkend auf die Gesundheit von Geist und Herz wirken."

Ebendort am 24. Mai 1881:

„Wenn wir über die zunehmende Verflachung des Volksgeistes klagen und uns ob der mehr und mehr verwälschten Schrift- und Schulsprache ärgern, so muß es uns recht wohlthun, von der breiten Fahrstraße abzulenken und einen selten betretenen Seitenweg einzuschlagen."

„Neben dem Frohsinn und der Originalität des Autors gewährt dem Leser die klare, anmuthige Schreibweise Genuß und überrascht den Sprachforscher eine Fülle von seltenen, edlen Formen."

Deutsche Reichszeitung (Bonn, 23. April 1880):

„Muß nicht gerade jetzt, wo es nach dem Ausspruche unseres allverehrten Kaisers gilt, dafür zu sorgen, daß dem Volke die Religion nicht abhanden kommt, ein Schriftsteller, welcher dieser Forderung in passendster Weise Rechnung trägt, willkommen geheißen werden!"

Kölnische Volkszeitung vom 10. November 1880, Nr. 310:

„Das Schatzkästlein des bekannten J. P. Hebel war bereits in dritter Auflage vorhanden, als Auerbacher mit seinem Volksbüchlein hervortrat. Die nun in der Universal-Bibliothek zu Leipzig erschienene dritte Auflage des Volksbüchleins ist in Nord und Süd freudig begrüßt worden. In der naiv-anmuthigen Art der Fiktion ist allerdings Hebel sein Vorbild, mit dem er wetteifert, in der Darstellung von Volksscenen aber, besonders der humoristischen, ist Auerbacher ein unerreichter Meister."

In der Augsburger Postzeitung 1879, Nr. 68 Beil., sagt Dr. Hyacinth Holland:

„Hoffentlich läßt eine neue Ausgabe des köstlichen Büchleins für die Jugend (zuerst 1834) nicht lange auf sich warten. Auch die übrigen gesammelten Schriften Auerbachers dürften auf ein dankbares Publikum rechnen."

Augsburger Abendzeitung 1879, Sammler Nr. 89:

„Das Seltene und Merkwürdige an unserm Schriftsteller ist zweifellos, daß er mit gleicher Vortrefflichkeit die ernstesten Gegenstände, wie die heitersten zu behandeln versteht, indem er in den ersteren echt philosophischen Tiefsinn, in den letzteren einen wahrhaft unübertrefflichen, ferngesunden Humor an den Tag legt; dabei weiß er die Sprache mit ebensoviel Originalität im niederen Stil, in welchem er sich zum Volk herabzulassen bestrebt ist, wie mit Eleganz bei höheren Vorwürfen zu handhaben."

Wiener Vaterland 1881, Beil. zu Nr. 61:

„Manche literarische Größen treten in ihrem Leben so anspruchslos auf, daß ihnen nach dem Tode, zumal wenn ihre Werke längere Zeit vergriffen sind, von moderneren Schriftstellern das Feld unschwer streitig gemacht wird. Hat ein solcher Autor es gar seiner Zeit für gut befunden, gerade seine besten Werke anonym in die Welt zu senden, so mag ihn das besagte Loos um so sicherer treffen. Aber nichts ist angenehmer, sagt Herder, als einem verdienten Todten Gerechtigkeit zu erweisen."

Korrespondent v. u. f. Deutschland, 8. Mai 1881, Sonntagsbeilage Nr. 19:

„Ueber Auerbacher haben unlängst die bedeutendsten Journale aller Richtungen in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz referirt. Auch renommirte Gelehrte der Jetztzeit befassen sich mit Ludwig Auerbacher. So ließ Dr. Daniel Sanders für sein Ergänzungswörterbuch jüngst aus dem „Volksbüchlein" Auszüge veranstalten und gedenkt dieß auch mit den weiteren Schriften des Autors zu thun; Professor Adalbert v. Keller in Tübingen aber verwerthet für das schwäbische Idiotikon die ihm vor Jahren überlassenen reichen Vorarbeiten Auerbacher's."

Vgl. ferner Palatina, Beiblatt zur Pfälzer Zeitung 1879 Nr. 119, Neueste Nachrichten 1880, und Bayr. Kurier in München u. v. a.

Historisch-politische Blätter, 84. Bd. 3. Heft S. 218:

„Fast in allen Gattungen der Prosa hat Auerbacher Meisterhaftes geliefert und gefällt ebenso durch die Originalität, wie die ihm eigene Anmuth des Stils. Und was die Tendenzen seiner Schriften anbelangt, so konnte er sich rühmen, er habe nie etwas geschrieben, was ihn reuen könnte. Außerdem ist sein Lebensgang selbst ein solcher, daß man aus der Beschaffenheit des Baumes auf die Art der Früchte schließen kann. Auerbacher ist einer der wenigen Autoren, dessen sämmtliche Schriften man ungescheut auch der Jugend in die Hand geben kann, der für das Volk, für Lehrer und Geistliche, für Gelehrt und Ungelehrt, Anziehendes Bildendes, Unterhaltendes zu bieten versteht."

Blätter für das Bayer. Gymn.-Schulwesen, Band 16, Heft 4, red. von Dr. Wolfgang Bauer:

„Es ist, wie H. A. Maßmann in seiner Recension über das Volksbüchlein Ludwig Aurbacher's (Heidelberg. Jahrb. XX. Jahrg. S. 154—390) sagt, eine deutsche Thatsache, wenn ein gelehrter Mann sich seine Volksnatur bewahrt hat, so daß seine Phantasie noch Frühling feiert und frische Waldkeime treibt."

Daselbst im 17. Bd. Heft 3, red. von Dr. Deuerling:

„Aurbacher's charakteristische Eigenschaften sind ein kerniger und dabei harmlosester Humor, Frische und Natürlichkeit der Darstellung, ein humaner, echt christlicher Sinn."

Vgl. Bayer. Schulfreund v. 10. Oct. 1880.

Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur v. Dr. Jul. Hamberger 2. Aufl. München 1866, bearbeitet v. Dr. Fr. Pecht: „Sagenhafte Stoffe hat mit ausgezeichnetem Glück dargestellt Ludwig Aurbacher. Mit ganz besonderer Tiefe ist die Sage vom ewigen Juden behandelt, mit vorzüglichem Humor die Geschichte von den sieben Schwaben."

In der Geschichte der deutschen Literatur schreibt der in Norddeutschland sehr angesehene Wilh. Lindemann, 5. Aufl. 1879, S. 719, (Verlag von Herder):

„Kaum Einer war mit dem Leben, den Sagen und Erzählungen des Volkes vertrauter, als Ludwig Aurbacher."

Geschichte der deutschen National-Literatur von G. Brugier, 6. Aufl. 1880, S. 606, (Verlag von Herder):

„Der viel zu wenig gekannte, in seinem Leben völlig selbstlose, meist anonym schriftstellernde und darum so liebenswürdige Münchener Professor Ludwig Aurbacher kommt in neuerer Zeit mit Recht zu Ehren."

Weitere Notizen auch in den Lit.-Gesch. von H. Kurz, Karl Goedeke, Moriz Brühl (Wien).

Die jüngst erschienene Monographie über den Autor unter dem Titel: Ludwig Aurbacher (München, Lindauer 1880) verfaßt von Joseph Sarreiter, schließt S. 53:

„Aurbacher ist ein vielseitiges Talent, ein durchaus gesinnungstüchtiger Volksschriftsteller, deren das Vaterland im Momente so sehr bedarf, und unbedingt einer der schätzbarsten Prosaiker Deutschlands."

Ludwig Aurbacher's

gesammelte

größere Erzählungen.

Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem Vorwort herausgegeben

von

Joseph Sarreiter.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1881.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Im Commissionsverlage der Finsterlin'schen Buchhandlung (Döpping) in München ist soeben erschienen:

Ludwig Aurbacher (1784—1847). Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Von Joseph Sarreiter. 8°. (54 S.)

Druck von Chr. Fischer in Freiburg i. B.

Vorwort.

Ludwig Aurbacher (1784—1847), ehedem Professor des deutschen Stils und der Aesthetik am königlichen Kadettenkorps in München, ist ein namhafter, vielseitiger deutscher Schriftsteller.

Aus seiner Feder stammt das gerühmte, vom Unterzeichneten in dritter, vermehrter Auflage in der Universal-Bibliothek von Ph. Reclam in Leipzig herausgegebene „Volksbüchlein", das nunmehr die Runde durch die deutschen Lande macht.

Eingehendes über des Autors Bildungsgang und umfassende Thätigkeit gibt die üben angezeigte Monographie des Herausgebers. In derselben findet sich die vollständige Angabe der sehr zahlreichen, von Aurbacher edirten Bücher über das Gesammtgebiet der deutschen Sprach- und Stillehre, seiner meist anonym herausgegebenen Militär-, Volks- und Jugendschriften, der sprachwissenschaftlichen und pädagogischen Untersuchungen, sowie der ästhetischen und kritischen Abhandlungen, der Recensionen, Ausgaben, Dichtungen und hinterlassenen Manuscripte nebst der Charakteristik der wesentlichsten Leistungen des Schriftstellers.

Specielles über die vorliegenden belletristischen Producte des Autors, welche zunächst für die gebildeten Kreise berechnet sind, ist einzusehen S. 39—41. Dieselben sind zum Theil in der „Charitas" des Dichters C. von Schenk veröffentlicht, theils wurden sie im Nachlaß vorgefunden, welcher seit Professor Aurbachers Tod im Besitz meines Onkels, des Herrn Franz Joseph Aurbacher in München, war und mir unlängst zur Veröffentlichung eingehändigt wurde.

Diese sämmtlichen Erzählungen entstanden zu einer Zeit, in der Auerbachers Gestaltungstalent bereits allgemein anerkannt war, und zeichnen sich in gleicher Weise aus durch die anmuthige Natürlichkeit und Frische der Darstellung wie durch das Maßvolle, Humane und Tüchtige des Inhalts. Auch hier zeigt sich der Autor als Meister in Ernst und Scherz. —

Möge denn auch dieses Buch, welchem der Herausgeber viel Sorgfalt zugewendet hat, in Nähe und Ferne recht zahlreiche Freunde gewinnen und Auerbachers Namen in immer weiteren Kreisen der Gesellschaft bekannt machen und einbürgern!

Ebersberg bei München, im September 1880.

Joseph Sarreiter,
kgl. Studienlehrer.

Inhaltsangabe.

		Seite
I.	St. Mang, Legende. Aus dem Nachlaß	1
II.	Die Aebte, Novelle. Aus der Charitas	6
III.	Der Zweikampf, Erzählung. (A. d. N.)	45
IV.	Die Adepten, Erzählung. Zweite Bearbeitung des Verfassers (Sh.)	68
V.	Ein Dichterkreis, Erzählung. (A. d. N.)	124
VI.	Der Graf von Werdenberg und die Prinzessin von Portugal, Rittergeschichte. (Sh.)	176
VII.	Die drei Schloßfräulein, Rittergeschichte. (Sh.)	189
VIII.	Die Waffen, Märchen. (Sh.)	201
IX.	Der Vogel Phönix, Märchen. (A. d. N.)	212
X.	Mutter Reh, Thierfabel. (A. d. N.)	220

Gesammelte größere Erzählungen

von

Ludwig Aurbacher.

St. Mang.

Legende.

So lange und wo es auch Menschen gegeben, die, mit Geist und Gemüth begabt, zum tiefern Bewußtsein des Lebens gekommen, sie haben von jeher sich in zwei Klassen geschieden und ihre besonderen Wege eingeschlagen. Die Einen warfen sich in das bunte Gewimmel und Gewirre der Welt, mit Arbeiten ringend, gegen Gefahren ankämpfend, ihre Kräfte nach allen Seiten hin messend; und dieß alles, um sich Freiheit und Selbständigkeit und Ehre und Reichthum und Ansehen zu erobern, oder sich darin zu bewahren. Die Anderen dagegen verzichteten freiwillig auf alle diese Güter und Genüsse, welche die Welt darbietet, eines Theils nur, um der Fährlichkeiten und Bedrängnisse derselben für immer enthoben zu sein, und in würdiger Ruhe ein genügsames Leben zu führen, theils auch, um, also zurückgezogen und ungestört, zur Ergründung und Begründung der Wissenschaft, der Kunst, der Religion durch Lehre und Beispiel desto mehr wirken zu können. Beiden Richtungen, dieser beschaulichen wie jener thätigen, dürfen wir sicherlich unseren Beifall, unsere Achtung nicht versagen. Allein dessen ungeachtet müssen wir solche klösterliche Vereine in der Welt, wie sie nun einmal ist, nur als Ausnahmen ansehen; und die Individuen, die sich der menschlichen Gesellschaft entfremden, mögen sich ernstlich prüfen, ob sie nicht unveräußerliche Rechte aufgeben, unnachläßliche Verbindlichkeiten verletzen, und sich wohl vorsehen, wie sie dafür Gott und den Menschen hinlänglichen Ersatz leisten. Indem sie sich auf sich selbst, in die klösterliche Einsamkeit

zurück ziehen, dürfen sie es wohl nur aus dem Grunde und zu dem Zwecke thun, um desto reiner und kräftiger auf Andere, auf die Welt zurückwirken zu können. Erstarkt durch Gebet und Betrachtung, geübt in Entbehrung und Enthaltsamkeit, erfahren in dem, was dem Menschen vor allem Noth thut hier und dort, sollen auch sie ein wahrhaft thätiges Leben führen — ich sage nicht: ein geschäftiges, wie die gewöhnlichen Weltmenschen es treiben —, und ihre Wirksamkeit nach dem Maße ihrer Kräfte und nach dem Bedürfnisse der Gesellschaft ausdehnen, soweit es ohne Nachtheil ihrer eigenen Bildung an Geist und Gemüth geschehen mag. Doch über diesen Punkt wird sich unsere Erzählung, die eben eine Klostergeschichte ist, weiter verbreiten und anschaulicher vernehmen lassen. Ich sage nur dieses noch: Ist die Liebe das eigentliche Lebensprincip, das nothwendigste Agens des menschlichen Herzens, der Born, aus dem uns alles innere Leben quillt, so darf sie nicht bloß Selbstliebe, sie kann sogar nicht allein Gottesliebe sein, sondern sie muß sich als Nächstenliebe erweisen; denn nur in dem Maße, als wir Liebe geben, empfangen wir Liebe; ein egoistisches Herz erlahmt, verschrumpft, vertrocknet, wie eine Cisterne; ist kein lebendiger Quell, der sein Gewässer von der Erde schöpft und dahin wieder ergießt. Die Liebe zu Gott aber erweiset sich, wie Er selbst gesagt, zumeist durch die Liebe zu den Menschen."

Und solche Geistesmänner waren es auch — die, nachdem sie vorerst in stiller Einsamkeit, unter Gebet- und Bußübungen ihre Seele gereinigt und gestärkt, fortan Hand anlegten zur Verbreitung des Christenthums und aller der heiligen und seligen Ordnungen, welche vermittelst jener göttlichen Religion Gesellschaften begründen, Länder bebauen, Menschen zu gemeinsamem Zusammenleben in Gehorsam und Liebe vereinigen. So sei denn hier des Mannes gedacht, der, nach einer langen Nacht verwilderten Heidenthums, zuerst in's Algäu gekommen, um das Licht des Christenthums, wie eine Oriflamme, hier aufzustecken, und der das Land umher, damals noch eine Wüste, von dem Mittelpunkt aus, wo er seine Zelle gegründet, zu

reinigen, zu bebauen angefangen, daß es nun wie ein Paradies vor unsern Augen erblühet.

Denn in jenen alten Zeiten mochte es ja wohl hier herum wüste und leer ausgesehen haben. Nachdem der gewaltige Strom, der aus dem Herzen des Hochgebirgs entspringt, sich eine Schlucht durch jene Felsen gesprengt, und der See, der sich jenseits im Thale eingestaucht, sich nunmehr in die Niederungen weithin ergossen, ward wohl diesseits alles Erdreich unter den Wassern ertränkt, oder doch bei niederm Stande versumpft. Noch zeugen die vielen kleinen Seen umher, nach einer Kultur von mehr als einem Jahrtausend, von der damaligen Ausbreitung und Vertiefung der Gewässer. Da erzeugte und nährte denn der weite, breite Sumpf nur allerlei giftiges Gewürm und reißendes Gethier, so daß der Mensch mit Schrecken diese weite Cloake floh; und wenn auch auf den waldigen Hügeln umher, die wie Oasen aus der Wüste hervorragten, Einzelne oder Familien sich angesiedelt, von Jagd und Raub sich nährend, es waren verwilderte Menschen, „Unholde", Flüchtlinge vielleicht aus dem Verderben der großen Völkerwanderung, die, ohne Gott und ohne menschliche Ordnung und Bildung, ein dumpfes, wildes Thierleben kümmerlich fristeten. — Solchen Anblick mochte etwa das Land umher gewähren, als der „Apostel" kam, der die frohe Nachricht des Evangeliums den verwilderten Menschen, und die Segnungen dem unter dem Fluche trauernden Lande brachte.

Es war aber dieser Apostel des Algäu's Magnoald, wohl auch Magnus, das ist, der Große, genannt. Ein Alemanne von Geburt, verlebt er seine Jugend an den Ufern des Bodensees, ein Jünger des hl. Gallus, der, nebst Columban, dem Iren, in jenen Gegenden zur Verbreitung und Begründung der Religion des Kreuzes in Wort und That wundersam gewirkt. Nach dem Tode desselben entschließt er sich, vom Geiste Gottes getrieben, und von dem Priester Tosso, des Augsburger Bisthums, eingeladen, die christliche Sendung längs dem östlichen Gebirge zu übernehmen und zu vollziehen.

Den Weg verfolgend, den ſchon die Römer angebahnt, kommt er zuerſt nach Kempten an der Iller, wo er ſeinem Mitbruder Theodor, der ihn begleitet, eine Stelle chriſtlicher Wirkſamkeit eröffnet und anvertraut. Er ſelbſt aber wählt ſich zur Ausübung ſeines heiligen Berufes die noch wilde Gegend am Lechſtrom; und nachdem er in Epfach, wo ſich damals der Biſchof von Augsburg aufhielt, die Beglaubigung für ſeine Sendung erhalten, geht er mit Gottvertrauen an ſein ſchweres Werk.

Sogleich beim Antritte ſeiner apoſtoliſchen Wanderung bietet ſich ſeinem Glaubensmuthe ein gar ſchweres, gefährliches Hinderniß dar. Unfern Roßhaupten, in einer Schlucht, noch heut zu Tage das Tiefenthal genannt, hauſte damals, wie die Legende beſagt, ein Drache, ein Dämon, der, eine Plage der ganzen Landſchaft, den Glaubensboten den Weg verſperrt. Magnus aber ergreift die „Waffenrüſtung Gottes“; „angethan mit dem Panzer der Gerechtigkeit und umgürtet die Lenden mit Wahrheit, durch den Schild des Glaubens und den Helm des Heils geſchützt“ tritt er das Ungethüm an, und erlegt es mit dem „Schwert des Geiſtes, welches Gottes Wort iſt“. — Nachdem ſich der heilige Mann die Bahn zu fernerer Pilgerfahrt eröffnet, überſchreitet er den Lech, und läßt ſich vorerſt auf einer angenehmen, baumreichen Oaſe nieder, wo er das Kreuz aufpflanzt und ein Kirchlein erbaut. An dieſem Orte, das ſpäter Walterhofen geheißen, verſammelt er die erſte chriſtliche Gemeinde inmitten dieſer wüſten Landſchaft, und von hier aus, die Niederungen umher, beginnt ſein chriſtliches Tagwerk. Später dringt er aber gegen die Bergesſchluchten ſelbſt vor, und entſchließt ſich, in dem Engpaſſe des Vorgebirges, da wo der Strom durch das Geklüfte dringt, gleichſam innerhalb des Thores, welches in die Berge führt, ſeine Zelle zu erbauen, und da, neben der Einſamkeit eines in Gott verborgenen Lebens, die Wirkſamkeit des lebendigen Glaubens nach allen Seiten hin zu eröffnen.

Die Legende verſchweigt, was der heilige Mann zur Ehre Gottes und zum Frommen der Menſchen ferner gethan und gewirkt; wie er ſich allmählich Brüder von gleicher Geſinnung

um sich in seiner Zelle versammelt; was er zu immer weiterer Verbreitung des evangelischen Wortes, zur Begründung einzelner Christengemeinden in der Gegend umher geleistet; wie sehr er bemüht und besorgt war, daß der Wald gelichtet, der Sumpf trocken gelegt, der Boden bebaut, das leibliche Wohl der armen Umwohner, wie ihr geistliches, dauerhaft gefördert werde. Wohl wird ausdrücklich erzählt, wie er an dem Fuße des waldigen Seulings, da, wo jetzt inmitten grünenden, fruchtbaren Erdreichs das Dorf Pflach liegt, eine Erz-Ader entdeckt, und zu deren Gewinn sofort den Bau eröffnet habe, eine reichhaltige Quelle auf Jahrhunderte hinaus für die dürftigen Anwohner. War nun freilich mit dem Allem, was der Heilige während seines thätigen Lebens gethan, nur der Anfang gemacht zur Cultur der Menschen und des Bodens, so war der fruchtbare Same des Wortes und des Beispiels doch ausgestreut und geborgen, der denn auch, wie wir mit Lust sehen, unter Gottes segnendem Einflusse, ungeachtet mancher verwüstenden Stürme, zu einer schönen Saat heran gewachsen war.

Es starb aber, wie die Legende besagt, der liebe Herr St. Mang, nach einem sechsundzwanzigjährigen Wirken in dieser Gegend, am 6. September des Jahres 655, welchen Todestag denn die Kirche, nach tief bedeutsamen Gebrauche, als dessen Geburtstag, als den Eingangspunkt zum ewigen Leben, feiert. Die Andacht der Gläubigen bedauert zwar mit Recht, daß die Gebeine des Heiligen in den Stürmen der Zeit zu Verlust gegangen oder doch verschwunden sind; und es gemahnen nur noch der Kelch, nebst der Stola und der Manipel, deren sich der Heilige zur Messe bedient, nebst einem Theil des Stabes, den schon Columban und Gall getragen, an das leibliche Dasein und Wirken des heiligen Mannes. Doch beredter und eindringlicher sprechen von ihm die Werke, die er, mit Gott, gestiftet: die Kirche, die er erbaut, die Gesellschaft, die er gebildet, und die Natur, die er entfesselt hat."

Die Rebte.

Novelle.

Es war im Spätherbst des Jahres 1691, als eines Abends ein einsamer Pilgrim nach St. Georgen-Berg hinauf wanderte, einer uralten Benediktiner-Abtei in Tyrol, in tiefer Wildniß, auf dem schwindelnden Abhang eines hohen Felsen, über einen brausenden Waldstrom wie ein Adlernest hingebaut; einst durch das Geschlecht des Helden Georg von Freundsberg und durch dessen Stammverwandte, die Barone von Schlitters, gestiftet über der Klause, welche Ratold von Aibling, ein mächtiger bayerischer Edelherr, vor etwa 600 Jahren, als Einsiedler in dieser Einöde bei einem wunderthätigen Muttergottesbilde aufgerichtet hatte. — Der Pilgrim, auf dessen Erscheinung wir die Aufmerksamkeit unserer Leser gern wenden möchten, ist ein Mann noch nahe den Jünglingsjahren, von starkem, schönem Körperbau, anständiger und sicherer Haltung, von ausdrucksvollem Angesicht; doch verräth seine Miene tiefen Kummer, und in dem Auge liegt eine mit Zorneseifer gemischte Wehmuth wie eine Wolke, die hie und da vom Blitze durchzuckt wird. Wir sehen ihn langsam und zögernd seines Weges gehen; oft steht er still, bald die hohen, weiten Gebirgszüge mit dem Auge verfolgend, die, gleich eng geschaarten Riesen, Volk und Land schützen, bald den Blick in das schöne Inn-Thal hinab senkend, das, vom Abendstrahle verklärt, wie eine Braut ihre Reize entfaltet, wie eine Mutter ihre Schätze auslegt.

Nun beugt der Wanderer um die Ecke, wo der Pfad in die tiefere Schlucht sich verliert, und steht endlich auf der Brücke, die, über den Abgrund jenes Waldstroms erbaut, zu dem Felsen, zum Kloster führt. Hier verweilt er noch einige Zeit, in Gedanken verloren; er schaut in den dunkeln Abgrund,

wo tief unten die Gewässer der Unterwelt rauschen, und matt flimmernde Lichter und schaurige Lüfte sich regen, wie in einer Geisterhöhle. Er löset jetzt einen Ring von seinem Finger und hebt die Hand, um das Kleinod in den Abgrund zu werfen. Da scheint er sich noch zu besinnen; ein Seufzer entsteigt seiner Brust, und eine Thräne tritt ihm ins Auge; er entblößt die Brust und hängt nun den Ring, nachdem er ihn nochmal inbrünstig geküßt, neben das Kreuz, das er auf seiner Brust trägt. Darauf geht er festen entschlossenen Schrittes dem Kloster zu, dessen Pforte ihm sofort als Pilgrim geöffnet wird. —

Drei Tage brachte er als Gast im Kloster zu. Die stille, gottgeweihte Einsamkeit, die nur durch Glockenklang und Chorgesang unterbrochen wurde, das brüderliche Zusammenleben der Mönche, die, wie Glieder eines heiligen Leibes, gegen einander zur Erbauung, mit einander zum Dienste Gottes wirksam waren; besonders aber die ehrwürdige Gestalt des Abtes Alphons, der, wie ein Vater unter seinen Kindern, wie ein Heiliger in der Gemeinde Gottes lebte: alle diese Erscheinungen sagten unserm Wanderer so wohlthätig zu, daß er, nach langer banger Unruhe, die sein Innerstes verdunkelt und bewegt hatte, zum ersten Mal wieder einen Strahl des Friedens, der Hoffnung und der Freude in sich aufleuchten sah. Den Entschluß, den er schon längst gefaßt, aber noch nie so klar gedacht, wollte er nun ins Werk setzen. Er ließ sich noch am Abende des dritten Tages bei dem Abte melden, und eröffnete ihm den Wunsch und die Bitte, daß er ins Kloster aufgenommen werden möchte. Die Papiere, die er vorwies, waren nicht nur befriedigend in Ansehung seiner äußern Verhältnisse, sondern sogar erfreulich in Erwägung seines Standes, seiner Kenntnisse und Verdienste, von denen sich das Stift dereinst Ehre und Vortheil versprechen durfte.

Abt Alphons, dessen Weisheit so tief, als seine Frömmigkeit rein und ungeheuchelt war, ließ sich jedoch durch die glänzende Erscheinung des außerordentlichen Mannes nicht blenden

und irre machen. Er war gewohnt, nicht blos die Außenseite der Menschen zu betrachten und zu erwägen, sondern, so weit es ihm möglich war, auch ihre Herzen und Nieren zu prüfen, zumal wenn es sich um die höheren Interessen seines Klosters handelte, um die Ehre Gottes und das Heil seiner Brüder. Nun konnte aber seinem Scharfblicke der innere Zwiespalt nicht entgehen, die Unruhe, der Gram, welches das Gemüth des Fremden zerrissen und befangen hielten; und der Verdacht lag nahe, daß sein Entschluß, die Welt zu verlassen, plötzlich und gewaltsam hervor gerufen, vielleicht in einer Anwandelung von Wahnsinn der Verzweiflung gefaßt worden sei. Er hielt es darum der Klugheit und der Pflicht gemäß, das Herz desselben vorerst noch zu prüfen und zu erforschen, ob es rein und probehaltig, ob es geschmeidig genug sie, um unter die Hand des heiligen Gehorsams sich zu fügen.

Nachdem der Abt die Papiere durchgelesen, sah er den jungen Mann mit mildem, doch eindringlichem Blicke an, und sprach dann nach einer Pause: „Mein Sohn! — denn mit diesem zärtlichen Namen will ich dich begrüßen, da du dich mir als Vater zutraulich genaht hast — rede wahr und aufrichtig: hast du mir sonst nichts Anderes zu vertrauen, als was diese todten Papiere aussagen?" „Nichts" — antwortete der junge Mann — „nichts, an was ich mich je selbst erinnere, was ich einem andern vertrauen möchte." — „Deine Rede beweiset," erwiderte der Abt, „daß du doch noch ein Geheimniß in deinem Herzen trageſt. Sieh, ich will es dir nennen: es ist das Geheimniß deines Schmerzes." — „Darum" eben, versetzte jener, „will ich die Welt verlassen, um mein Geheimniß, meinen Schmerz in der Abgeschiedenheit des Lebens auf ewig zu vergraben. Laßt mich, ehrwürdiger Vater, diese meine Last allein tragen, bis sie mir vielleicht Gott, zu dem ich's hoffe, abnehmen wird." — „Willst du die Welt verlassen, mein Sohn", sagte der Abt mit Nachdruck, „so mußt du auch das Deinige, so mußt du dich selbst verlassen. Es ist dein

Wille, den du vor Allem zum Opfer bringen mußt. In dem Verlies dieser heiligen Mauern darf es kein Eigenthum geben, nicht einmal des Geistes und Herzens, das nicht zur Wissenschaft und zur Verwendung dessen gesetzt ist, welcher der Verwalter, der Herr, der Vater der Gemeinde ist. Nur durch diese unbedingte Unterordnung Aller unter Einen, nur durch gänzliche Verzichtleistung auf jedes Mein und Dein kann der Geist einer wahrhaft geistlichen Familie hergestellt werden; und nur so vermag der Abt, welcher der Diener Aller in Gott ist, die Kräfte der Einzelnen zu einem mächtigen Bunde zu vereinigen, die Talente zu benutzen, die Schwächen auszugleichen, Verdienste zu würdigen, Schulden zu tilgen, Alles zum Besten herzustellen. Wie aber könntest du, mein Sohn, mit irgend einem Rückhalt deines Herzens, sei es nun Unglück, sei es geheime Schuld, vor meinen, deines Vaters Augen bestehen?" — Jener versetzte, mit gesenktem Blicke: „Es ist ein Unglück, das ich zu vergessen hoffe; es ist eine Schuld, die ich abzutragen gedenke." — „So ist es also doch," fiel der Abt ein, „die Verzweiflung, die dich aus der Welt in das Kloster getrieben. Unglücklicher! wie aber glaubst du diesen entsetzlichen Zustand überwinden zu können in dieser öden Einsamkeit, wo dir kein Trost, kein Rath, keine Hülfe werden mag? Oder meinst du, daß wir in unsere friedliche Wohnung einen Wahnsinnigen aufnehmen möchten, welchen der Schmerz oder die Schuld des Lebens angstvoll dahingetrieben?" — „Ja, ich fühl's," rief jener lebhaft aus, „meine Nähe ist jedem grausenhaft, und mein Hauch verpestend. Drum will, drum muß ich freilich von dannen, um mich in die tiefste, ödeste Einsamkeit zu vergraben, fern von allen Menschen und allein mit Gott, der mein Tröster, mein Helfer sein möge." — „Nicht also, mein Sohn!" — erwiederte der Abt, indem er ihm segnend die Hand auf das Haupt legte; — „es sind ja eben die Menschen Gottes Boten, an deren Wort und Rath und Hülfe er uns anweiset. Wer diese verschmähet, weiset ihn selbst zurück und seine Gnade. Du bleibe bei uns! Der

Herr hat dich an mich gewiesen, und ich werde dich nicht lassen, mein Sohn. Nur sei aufrichtig und bekenne!"

Nach einigem Stillschweigen, während dessen ein schwerer Kampf in seinem Innern vorzugehen schien, nahm der junge Mann das Wort und sprach: „Wohl hoffte ich, daß ich das düstere Geheimniß meines Lebens, das ein Geheimniß des Todes ist, mit mir werde in die Grube nehmen können. Denn ein großes Unglück ist, wie eine schwere Schuld, gleich eine Pestbeule, die wir an unserm Herzen zum Tode tragen. Doch Ihr wollet, ehrwürdiger Vater, mein Arzt werden, und so sei denn Euch, aber auch nur Euch, die Geschichte meines Lebens anvertraut, und der Verzweiflung, die mich aus der Welt trieb in das Kloster, wo ich mindestens einsam und mit Ergebung mein sieches Leben zu vollenden hoffte ... Die Papiere, die ich Euch vorgelegt, nennen den Stand, den ich in der Welt eingenommen. Ich war Soldat, und hatte Gelegenheit genug zur Auszeichnung, die mir denn mit Ehren sattsam vergolten wurde. Meine Eltern, ehrsame Bürgersleute in Wien, hatten mich zum geistlichen Stande bestimmt. Meine Neigung aber trieb und trug mich zur Welt, ins vielbewegte Leben, zum Soldatenstande. Das Geschick wollte, daß ich noch früher, als ich gehofft, der Trommel folgen konnte. Der Erbfeind der Christenheit belagerte Wien. Um den edlen Heldengreis Starhemberg sammelten sich alsogleich alle wehrhaften Bürger, um für ihren Herd und den Altar zu streiten. Wir Studenten bildeten die Leibwache des Heerführers; und ich, obgleich beinahe noch Knabe, ließ mich nicht abhalten, dem Zuge zu folgen. Starhemberg kannte und liebte mich; denn mein Vater war ein geborener Unterthan des Helden; er wählte mich zu seinem Waffenträger. Ich kam nicht von seiner Seite, und begleitete ihn immerdar, auch an seiner Sänfte, in der er sich, an der Ruhr darnieder liegend, jeden Morgen und jeden Nachmittag hintragen ließ an die schwer bedrohten Stätten des Kampfes und der Gefahr an der Burg- und Löbel-Bastey. Die Geschichte jener Belagerung ist bekannt. Sie bleibt ein

ewiges Denkmal der Treue und Tapferkeit. — Nach aufgehobener Belagerung folgte ich dem Kriegszuge nach Ungarn. Ich erhielt von Starhemberg eine Fahne in dessen Regiment, und focht treulich mit bei Barkar, vor Ofen und vor Belgrad. Die letztere Stadt wurde endlich erobert. Mir ward die Auszeichnung zu Theil, der erste Platz-Lieutenant zu sein in Ungarns wieder ersiegter Vormauer. Die Waffen ruhten nun. Meine Wünsche waren erfüllt."

„Aus dem, was ich vernommen, ersehe ich," — sagte der Abt — „daß Gott die Wege deiner Jugend wunderbar angebahnt hat. Um so zuversichtlicher wird und soll dein Glaube sein an dessen weitere Führung und Leitung."

„Ach, wer wird daran zweifeln, daß unsere Schicksale in Gottes Hand stehen?" versetzte jener. „Aber wer mißt sich auch so viel Weisheit, so viel Kraft zu, daß er diese Hand immer sehen, diese schwere Hand immer ertragen könne? Es erglänzte mir ein goldener Morgen, um plötzlich in Gewitternacht sich zu hüllen; es öffnete sich mir ein Paradies, um sogleich in eine Hölle sich zu verwandeln. — Mein Herz sehnte sich nach einer Lebensgefährtin. Meine Mutter wählte sie selbst unter den schönen, ehrbaren Töchtern der Hauptstadt. — Bleibe denn jene holdselige Maienzeit verschwiegen und vergessen auf immerdar! Meine Gattin gebar mir eine Tochter. Ich genoß das süßeste Familienleben; ich war der glückseligste Mensch. Da entspann sich neuerdings der Krieg mit dem alten Erbfeinde. Der Großvezier bedrohte Belgrad mit aller Macht. Der Marschall Herzog von Croy warf sich mit dem nahen Armee-Corps in die Festung, und die Erhaltung dieser wichtigen Vormauer schien keinem bedenklichen Zweifel zu unterliegen. Der blinde Zufall wollte es anders. Eine feindliche Bombe fiel in das Pulvermagazin. Der Wall zerriß; die Türken drangen durch die Lücke ein. Wir eilten hinzu; wir kämpfen wie Verzweifelte. Umsonst; der Kampf wälzte sich von Straße zu Straße, zuletzt das Haus vorbei, das ich bewohnte, das die Meinigen einschloß. In meinem Berufe —

o des unſeligen Berufes, der es zur Pflicht macht, Weib und Kind zu verlaſſen, zu vergeſſen und zu opfern, um für andere zu kämpfen, die uns fern und fremd ſind — ich that meine Pflicht. Ich raffte meine letzten Kräfte zuſammen, um die fürchterlichen Wogen zu dämmen, zurückzudrängen. Ich ſah vor mir die Flammen praſſeln; ich hörte das Gewimmer, das Geſchrei der Weiber und Kinder; ich ſah endlich, wie ein Haufe Barbaren in meine Wohnung drang; ich focht als ein Verzweifelter, und ſtürzte mich in den Tod. Den Verwundeten, den Betäubten trugen ſie hinweg, und ich erwachte nach wenigen Stunden zum Leben wieder, das nun vor mir da lag, wie eine Wüſte voll Brandmale und Leichen."

„Und dein Weib, dein Kind?" fragte der Abt.

„Sie waren nicht mehr; ſie waren untergegangen im Gräuel allgemeiner Verwüſtung. Nach eingezogenen Erkundigungen hatte die Flamme das ganze Quartier in Aſche gelegt; und, was der Flamme entrinnen wollte, fiel unter dem Schwerte der Ungläubigen, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechtes. — Laß mich über die folgende Zeit hinweg eilen. Die Schwermuth, die mich befiel, der Ekel an der Welt, die mir nichts mehr bieten konnte, der Haß gegen einen Stand, der mich gezwungen, den Pflichten eines Gatten, eines Vaters zu entſagen, zuwider zu handeln: alles dieß bewog mich, meinen Abſchied zu nehmen, der mir denn auch, zwar ungern, aber auf ehrenvolle Weiſe, ertheilt wurde."

„Und in dieſer verzweifelten Lage," ſprach der Abt, „da hofftest du nun, in einem Kloſter Ruhe zu finden? Du glaubteſt, daß der Schmerz von dir ablaſſen werde, wenn du dich von ihm abkehrteſt?"

„Was ich erzählt habe," fuhr jener fort, "das war mein Unglück; und was ich nun erzählen werde, das iſt meine Schuld. Doch erkannte ich ſie erſt, nachdem ich für ſie gebüßt. Mein Vater nämlich hatte das Gelübde gethan, den einzigen Sohn, die ſpäte Frucht ſeiner Ehe, aus freudiger Dankbarkeit, dem geiſtlichen Stande, dem göttlichen Dienſte zu widmen. Meine

Neigung wiederstrebte seinem Willen von Jugend auf; und als ich bei meinem Abzuge nach Ungarn ihm trotzig meinen Entschluß kund gab, Soldat zu sein und zu bleiben, so gab er mir — den Fluch wohl nicht; denn welcher Vater könnte dem Kinde fluchen? — aber er gab mich der Strafe Gottes hin, die meiner harren würde, wegen des verletzten Gelübdes, das er bei meiner Taufe, in meinem Namen, gethan .... Mahnt mich nicht, ehrwürdiger Vater, an die Satzungen der Kirche, welche freilich von einer Verbindlichkeit dieser Art nichts wissen will. Ich konnte mich dabei nicht beruhigen; es drückte mich schwer, daß ich seit der Zeit kein verzeihendes Wort mehr von ihm vernommen; es griff mir vollends in's Herz, daß er vor Gram über mich gestorben, ohne seinen Segen hinterlassen zu haben für seinen einzigen Sohn."

„Er ist nun in der Wahrheit und sieht die Wahrheit", sprach der Abt ... „Auch hattest du doch wohl den Willen der Mutter für dich —"

„Ja, und ihren Segen, den sie noch aussprach, ehe ich ihr die Augen zudrückte. ‚Des Vaters Fluch' — tröstete sie ‚reißt die Häuser ein, und der Segen der Mutter baut sie auf.' Aber es trieb und drängte mich nun doch — nachdem sie und alles, was ich lieb hatte auf der Welt, gestorben — des Vaters Gelübde zu erfüllen. Es däuchte mir, daß nur dadurch seiner und meiner Seele Ruhe gegeben werden könnte. Mich fesselte nun nichts mehr an die Welt; ich beschloß, mich in der einsamsten Karthause Frankreichs zu begraben. Ich verließ Wien, und trat meine Wanderung an. Seltsam war es aber, daß, als ich nun die Grenze überschreiten sollte, mich ein unnennbares Grauen befiel, das Vaterland zu verlassen, das ewig theure, für das ich geblutet, für das ich die Meinigen geopfert hatte. Ich wandte mich den Bergen, dem treuen Tyrol zu, in dessen Schluchten, wie ich hoffte, mir wohl auch eine verborgene Pforte sich öffnen möchte, hinter der ich die Welt und das Leben vergessen und verschmerzen könnte. Mein guter Engel führte mich zu Eurer Zelle, verehrungswürdiger Vater,

und Ihr habt den irrenden Pilgrim mit Liebe aufgenommen, wofür Euch ewig mein und Gottes Dank werden möge."

Abt Alphons sprach, nachdem er die Erzählung vernommen, einige ermahnende und tröstende Worte, wie sie in diesem Augenblicke der Aufregung zweckdienlich zu sein schienen. Dann kündigte er ihm seine Aufnahme ins Kloster an, mit der Zusicherung seines besondern väterlichen Wohlwollens. — Nach Verlauf des gesetzlichen Probejahrs nahm er auch keinen Anstand, diesen seinen geistlichen Pflegesohn, mit dessen Zucht und Sitte er gar wohl zufrieden war, zur Ablegung der Klostergelübde zuzulassen, bei welcher feierlichen Handlung er ihm den Namen Cölestin beilegte.

Bruder Cölestin beschäftigte sich von nun an, nebstdem, daß er den gottesdienstlichen Handlungen und geistlichen Uebungen oblag, auf's eifrigste mit dem Studium der theologischen Wissenschaften, so weit sie dem künftigen Priester, zumal in klösterlichen Verhältnissen, nothwendig sein mochten. Diese Beschäftigungen, deren Ruhe und Stille so sehr abstach mit der frühern lärm- und streitvollen Lebensweise, sodann die gemessene Ordnung des Hauses, worin jede Stunde ihr bestimmtes Geschäft, jede Stelle ihren passenden Gegenstand, jede Handlung ihren besondern, geheiligten Zweck hatte, endlich der Umgang mit den frommen Brüdern dieser geistlichen Gemeinde, deren ungetrübte Seelenruhe und innige Zufriedenheit mit Gott ihm überall als ermunterndes Beispiel voran leuchtete; besonders aber die väterliche Liebe und Sorgfalt des Abtes, der jedes Bedürfniß seines Geistes, jede Bewegung seines Gemüthes zu erforschen, zu befriedigen versuchte: es wirkte dieß alles wohlthuend auf seine Seele ein, und gab ihr ein sicheres Gleichgewicht. Die traurigen Erinnerungen an die Vergangenheit traten allmählig und immer mehr und mehr in den Hintergrund zurück; die Gegenwart erschien ihm in dem milden Lichte eines sichern, behaglichen Zustandes, und die Zukunft, die sich ihm eröffnete, versprach ihm mindestens den ungekränkten Besitz dessen, was der Mensch als das Höchste, Letzte erstrebt und in der

Welt leidenschaftlicher Unruhe nie erlangt, — des innerlichen Friedens.

Kaum daß Cölestin zum Priester geweiht und in das Kapitel eingeführt worden war, so übertrug ihm sogleich Abt Alphons das Amt eines Schaffners[1]. Es bestimmten den Abt zu diesem Entschlusse zweierlei Beweggründe. Einmal mußte er es wünschenswerth halten, daß er, bei seinem vorgerückten Alter, einen tüchtigen Gehülfen in der schwierigen Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Klosters fände, wozu ihm denn der welterfahrene, an Thätigkeit gewohnte Mann als der beste, willkommenste erschien; ja, er verhehlte sich selbst nicht den Gedanken und den Wunsch, in Cölestin seinen Nachfolger zu erziehen, und ihn den Mitbrüdern besonders werth, ja unentbehrlich zu machen. Sodann aber hatte er bei jener Ernennung noch eine andere, näher liegende, edlere Absicht. Der weise, fromme Mann kannte das menschliche Herz. Er sah ein, daß eine vieljährige bewegte Lebensweise, eine zur Natur gewordene Thätigkeit wohl auf einige Zeit aufgehoben, aber nicht auf immer verlassen werden könnte, und daß die einförmige Ordnung des Hauses, der tägliche, unter denselben Formen wiederkehrende Gottesdienst, die stillen Uebungen der Andacht den Geist eines Mannes nicht in die Länge zu fesseln vermöchten, der gewohnt war, sich mit den Geschäften, den Hindernissen und Gefahren der Welt herum zu schlagen. Man müsse, war sein Grundsatz, zum Klosterleben, wie zu jedem andern Berufe geboren, erzogen sein. Er fürchtete daher mit Grund, daß Cölestin, unter den engern, einförmigern Verhältnissen, bald eine Leere des Herzens fühlen würde, welche dann mit den wiederkehrenden traurigen Erinnerungen an die Vergangenheit, und mit Widerwillen, mit Ekel an der Gegenwart erfüllt würde. Diese väterliche Sorgfalt war es zumeist, die den Abt zu seiner Wahl bestimmt hatte. — Cölestin vernahm indessen den Auftrag mit Betrübniß und Besorgniß.

[1] Oekonomen.

Er verhehlte dem Abte nicht, wie glücklich, wie zufrieden er sich in seiner einsamen Zelle, bei seinen Büchern, im Chor, inmitten seiner Brüder befunden habe, und wie sehr er befürchte, daß, wenn er nun aus diesem engen, stillen Kreise heraus trete und sich mit den Händeln der Welt befasse, er seine Gemüthsruhe, die er, mit Gottes Gnade, nach schweren Kämpfen errungen, bald wieder verlieren werde. Der Abt lobte zwar dessen fromme Gesinnungen, erklärte aber zugleich: die Bedenklichkeiten wären nicht von der Art, daß er den wohl erwogenen Entschluß zu ändern, und von der getroffenen Wahl abzustehen sich veranlaßt fände.

Göleitin gehorchte. Er fand sich auch bald in den neuen Geschäftskreis, und fühlte sich darin tüchtig und behaglich. Er regelte Einkommen und Verbrauch des Klosters; den letztern bestimmte er, wie es in jeder geordneten Hauswirthschaft sein sollte, nach dem erstern. Vieles war, zumal auf Meiereien, einer Verbesserung fähig, und die Vermehrung der Einkünfte, ohne Belastung der Unterthanen, möglich und erwünscht. Darauf richtete er sein besonderes Augenmerk. Er lernte die Besitzungen des Klosters nach Augenschein kennen; er traf an Ort und Stelle zweckmäßige Anstalten zur Förderung der Kultur; er hielt genaue Rechnung zwischen den jährlichen Ausgaben und Einnahmen, und verwendete den Ueberschuß auf eine Weise, daß dem Gotteshause daraus dauernder Vortheil entstand auf alle künftigen Zeiten.

In diese Tage fiel ein Ereigniß, das den welterfahrenen, patriotischen Mann zu einer wichtigern, umfassendern Thätigkeit berief. Der Kurfürst von Bayern, der sich mit dem Kaiser überworfen, fiel ins Land von Tyrol (1703). Die Veste Kufstein wurde gebrochen; und als nun, von der Uebermacht des Feindes bedroht, die österreichischen Truppen sich immer weiter und zuletzt bis über den Brenner zurück gezogen, so drang der Feind ohne Schwertschlag das Unter-Innthal hinauf, St. Georgenberg vorbei, bis gen Innsbruck, die Hauptstadt. Göleitin, als er die Schaaren vorbeiziehen sah, knirschte innerlich vor Wuth. Denn also müssen wir doch

seinen Zustand bezeichnen, der, wie ein heiliger Wahnsinn, sich seiner bemächtigte. Die Liebe zum Vaterland, die alte Kriegsluft war in ihm wieder erwacht und in verjüngter Kraft erstanden. Er konnte sich nicht mehr halten, er trat vor den Abt und erbat sich Urlaub. — Alphons schien ob dem Begehren betreten zu sein. Er wagte es zwar nicht, ihm eine abschlägige Antwort zu geben; denn er kannte und ehrte den Willen des Mannes, der immer nur das Rechte, und dieses ernstlich, fest und beharrlich wollte. Viel weniger aber mochte er dessen Verlangen billigen und gutheißen; denn, abgesehen von den Nachtheilen und Gefahren, die durch die Theilnahme eines Mitgliedes dem Kloster leicht entstehen konnten, hielt er diesen Uebergriff eines Gottgeweihten in die blutigen Händel der Welt für ein großes Wagniß, wo nicht gar für Frevel und Sünde. Dieß und Anderes wendete er gegen das sonderbare Begehren ein, und legte es ihm an's Herz und auf das Gewissen. — Cölestin erwiederte: das Vaterland habe die ersten und heiligsten Rechte auf jeden seiner Söhne, und von den Pflichten gegen dasselbe könne sich Niemand lossagen, wessen Standes und Berufes er auch sei. Die Geschichte zähle zu allen Zeiten Beispiele auf, wo auch Mönche und Priester an den Kriegshändeln ihres Volkes theilgenommen, und durch Wort und Beispiel zum Siege mitgewirkt haben, wofür ihnen denn auch der Beifall der Guten und der Dank des Vaterlandes geworden. Er erinnere aber nur an den heiligen Bernhard, welcher Könige und Fürsten und alles Volk zu jenen heiligen Kriegen ermuntert und bewogen habe. Ein heiliger Krieg sei aber jeder Kampf für den Herd und Altar. Er sei zwar nicht der Meinung, daß in Gefahren solcher Art Alle zu den Waffen greifen müßten, sondern nur, daß Jeder in seiner Weise und nach den Gaben, die ihm Gott verliehen, das Seinige beitragen solle zur Rettung des Vaterlandes: der Reiche durch Beisteuer, der Fromme durch Gebet, der Beredte durch die Macht des Wortes, der Starke durch die Kraft des Armes, der Kriegserfahrene durch weisen Rath und kluge Lei-

tung. In der letztern Eigenschaft könne und wolle er dem Vaterlande in dessen großen Nöthen zu Diensten sein. Schon rege sich der Geist des Aufstandes unter dem Volke; nichts könne dessen Ausbruch verhindern oder aufhalten. Zu befürchten sei, daß in unzeitigen vereinzelten Kämpfen Blut vergebens vergossen, die Vorsicht, die Strenge des Feindes geschärft werde. Nur durch allgemeines Zusammenwirken und plötzliches Losschlagen zur rechten Zeit und am rechten Orte könne der Feind erschreckt, geworfen, das Land befreit werden. Dazu bedürfe es aber eines einzigen, mächtigen Willens, der das Ganze kräftig zusammenhalte, klüglich leite und nach Umständen benutze.

Abt Alphons sah wohl ein, daß durch Gegengründe dem Verstande schwer anzukommen sei, wo der entschiedene Wille die Wehr vorhalte und jeden Angriff abweise. Er begnügte sich daher, den ungestümen, patriotischen Mann für den Augenblick dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm einen Urlaub unter der Bedingniß bewilligte, wenn eine Aufforderung von Außen her und durch das Volk selbst an ihn ergehen würde; dieß möchte ihm sodann als Zeichen und Gewähr gelten, daß eine höhere Weisung an ihn ergehe und ihn zu dem außerordentlichen Berufe einweihe. Cölestin beruhigte sich mit der Erklärung seines verehrten Abtes, der übrigens, so weit wir seinen Charakter kennen, selbst mit geheimer Freude den heldenmüthigen Entschluß des wackern Mannes wahrnehmen, und die Berufung desselben zu dem ehrenvollen Geschäfte nicht ungern erharren mochte.

Es muß hier bemerkt werden, daß die frühern Schicksale und Kriegsabenteuer des Mönchs von St. Georgen-Berg, mit Ausnahme seiner Familienverhältnisse, dem Volke nicht verborgen geblieben waren. Er selbst hatte damit seine Mitbrüder in müßigen Stunden oft unterhalten, und auch Auswärtige, zumal die Gäste, deren Pflege zu seinen Obliegenheiten gehörte, bei mancher guten Gelegenheit damit ergötzt und erbaut. So kam es denn, daß der Name Bemb[1] durch die Lande

[1] In der Mundart des Volkes, statt Böhm

von Tirol bis in die Hütten gedrungen war, und daß, wie es bei Gerüchten der Art zu geschehen pflegt, sich an dessen Gedenken die wundersamsten Begebenheiten und heldenmüthigsten Handlungen angeknüpft hatten. Als nun daher die Bewegung durch das Volk ging, und die Männer des Aufstandes sich um einen Führer umsahen, da wendeten sich Aller Augen auf den Mann, der in Wien und vor Belgrad, die Ungarlande hinunter, gegen den Türken gekämpft und gesiegt hatte. Es wurden sofort Boten gesandt an den Abt von St. Georgen-Berg mit dem ehrerbietigen, jedoch dringlichen Begehren, daß er ihnen den Bemb geben möge zum Anführer des Landsturmes, der zu dessen Befehlen bereit stünde. Ihr Begehren wurde bewilligt, und Cöleſtin zog nun mit den Boten fort und wanderte mit ihnen von Gemeinde zu Gemeinde, um Schau zu halten über die Rüſtigen, und die Saumſeligen zu entbieten zum allgemeinen Landſturm. Das Anſehen des geiſtlichen Herrn, der Ruf von ſeinen frühern Thaten, die ehrfurchteinflößende Haltung ſeiner Perſon und die Kraft ſeiner Beredſamkeit wirkten mit zauberiſcher Gewalt auf die Gemüther der Landleute. Der Name Bemb und ſein Aufgebot ging von Mund zu Mund, wie ein Lauffeuer, und bald bildete, das ganze Unter- und Ober-Innthal entlang, die Verſchwörung, wie das Gebirge ſelbſt, eine ununterbrochene Kette, deren letzter Ring in der Hand des gewaltigen Mönchs lag. Dieſer erſah ſich auch die beſte Zeit und Gelegenheit zum allgemeinen Ausbruch. Als nämlich die Bayern gegen den Brenner vorrückten, um den Franzoſen, die von Welſchland her kommen ſollten, Bahn zu machen, überfiel Bemb mit ſeinen ungeordneten, aber tapfern Schaaren die kleinen Beſatzungen in Innsbruck, Rattenberg und Kufſtein, und beſetzte und verſchanzte das ganze Thal in der Art, daß dem Feinde die Rückkehr in ſein Land von dieſer Seite ganz abgeſchnitten war. Die Nachricht von dieſem Aufſtande in ſeinem Rücken, und die hartnäckige Gegenwehr, die der Feind auf den Höhen des Brenners und in den Thalſchluchten von jenſeits erfahren,

nöthigten ihn zum Rückzug auf Innsbruck, das er wieder wegnahm. Hier aber sah er sich umlagert von Tausenden, die Wege abgeschnitten, Schanzen überall aufgeworfen, die Häuser und Schluchten vertheidigt. Es war keine Zeit zu verlieren. Man schlug den kürzern Weg ein, die Martinswand vorbei, über Zirl, nach der zerstörten Scharnitz, nicht ohne heftige Kämpfe und großen Verlust. An der Martinswand drohte dem Kurfürsten selbst der Tod. Ein kühner Bergmann, ein fernhin und sicher treffender Schütze, pflegte immer nur die feindlichen Offiziere auf's Korn zu nehmen. Solchen Rath soll ihm Bemb gegeben haben. Wie denn die Schaaren sich durch den Engpaß drängten, wollte der Verwegene sogar sich keinen Mindern zum Opfer ausersehen, als den Kurfürsten selbst. Der Mann fiel, von seiner Kugel getroffen. Es war aber ein Graf Arco, der als Stallmeister, Bahn machend, vor dem Kurfürsten geritten. Der Herr war einfacher gekleidet und bewehrt, als der Diener. So täuschte den Schützen die Rüstung. Eine Sage ging, Bemb selbst habe den Kurfürsten insgeheim warnen lassen, daß er sich nicht, unter so bedrohlichen Umständen, durch Prunk verrathen und bloßstellen sollte. Der Gedanke mochte ihm entsetzlich erscheinen, die kaiserliche Tochter zur Wittwe zu machen und ihre Kinder zu Waisen.

Tirol, der ganze Kaiserstaat war gerettet durch den heldenmüthigen Aufstand der Bauern, durch die kluge Leitung des Kastners von St. Georgen-Berg.

Kehren wir nun mit ihm zurück in seine Klause. Abt Alphons empfing ihn mit einer gemischten Empfindung. Er bewunderte den Mann, durch dessen Muth und Geschicklichkeit das Vaterland gerettet worden war, und er wünschte sich und dem Stifte Glück, das die Ehre hatte, ihn unter die Seinigen zu zählen. Aber er war zugleich um des Mannes selbst willen voll Sorge und Bedenklichkeit; denn die alten Neigungen, die in ihm plötzlich wieder erwacht waren, dieser leidenschaftliche Drang, sich in der Welt Händel zu mischen, diese entschiedene Richtung nach Außen, und das Wohlbehagen, das er in diesem, einem Mönche

ſo fremdartigen Elemente gefunden, wie leicht konnten ſie ihn von ſeiner wahren Beſtimmung ablenken, eine Unzufriedenheit mit ſeiner dermaligen Lage in ihm erwecken, und den alten Zwieſpalt, die Wunde ſeines Herzens, welche die Zeit geheilt und vernarbt, wieder aufreißen und noch ſchmerzlicher und unheilbarer machen! Der fromme Abt vertraute jedoch auf Gott und that übrigens, was an ihm lag. Er ernannte Cöleſtin zum Prior. Das neue Amt, das ehrenvollſte, das er ihm ertheilen konnte, ſchien ihm auch zugleich das heilſamſte, zweckmäßigſte für den Mann, den er überdieß immer mehr an ſeine Perſon, an die nächſten und heiligſten Intereſſen des Kloſters knüpfen wollte. Zu ſeiner Beruhigung und Freude gewahrte er auch, daß der neuernannte Prior die klöſterliche Zucht, den Gottesdienſt und die geiſtlichen Uebungen, über die er als Vorſtand zunächſt zu wachen hatte, nicht nur eifrigſt bei Andern betrieb, ſondern ſelbſt zu ſeinem angelegentlichen Geſchäfte, zur Gewiſſensſache machte. Dieſe Ueberzeugung gründete ſich nicht ſo wohl auf deſſen Handlungen, als vielmehr auf jene freundſchaftlichen Unterredungen, in denen der Prior tiefe und ſichere Blicke in die klöſterliche Asceſe verrathen ließ, — Anſichten, die, wie Alphons wußte, nur der eigenen Erfahrung, der wahren Demuth und der gründlichen Frömmigkeit ſich eröffnen.

Von der Zeit an faßte Alphons das unbedingteſte Vertrauen zu Cöleſtin, den er zwar ſchon längſt geachtet und geehrt, aber noch nie mit ſolcher Liebe und Zuneigung umfaßt hatte. Er dankte Gott, daß er in ſeinen alten Tagen einen Mann gefunden, dem er ſeine Gemeinde, ſich ſelbſt anvertrauen konnte. Er hatte die ſchwerſte Pflicht erfüllt, ſich einen Nachfolger zu bilden, und die höchſte Freude erlebt, einen Freund zu finden; und ſo konnte er der nahen und fernen Zukunft mit Ruhe entgegenſehen.

Eines Tages traf Cöleſtin den Abt in großer Aufregung, die ihm um ſo mehr auffiel, da er an dem ehrwürdigen Greiſe nur die ſanfteſte Gemüthsruhe und Heiterkeit wahrzunehmen gewohnt war. Ehe er jedoch eine Frage an ihn über deſſen Zuſtand ſtellen konnte, begegnete ihm der Abt ſchon mit der

mild freundlichen Erklärung: es sei ihm eine Nachricht und Einladung von Ferne her gekommen, die ihn mit Freuden und mit Schmerz zugleich erfülle. Die Aebtissin von ***, eine ehemalige Jugendfreundin, wünsche ihn, vor ihrem nahen Tode, noch einmal zu sehen. Er könne nicht umhin, dem Rufe zu folgen, den ihm eine menschlich fromme Pflicht auferlege; und er getraue sich, einen Schritt zu verantworten, der ihn auf einige Zeit dem Kloster entreiße, um einer theuern Seele, die sich nach ihm sehne, zum Troste und zur Hülfe zu sein. „Ich würde dich, lieber Bruder" — fuhr der Abt fort — „eingeladen und gebeten haben, mich auf dem schweren Gange zu begleiten; allein ich fühle, wie nothwendig deine Anwesenheit im Kloster sei, das ich nun sichern Händen anvertraut wissen werde. Inzwischen, damit ich dir doch nahe und gegenwärtig bleibe, magst du gelegentlich diese Papiere durchblättern, die mein Verhältniß zu jener Freundin darthun. Es wird dir vielleicht die Einsicht in ein fremdes, schwer geprüftes Menschenleben zum Troste und zur Lehre dienen, auf wie gar verschiedenen, aber immer wunderbaren Wegen Gott die Menschen führt."

Abt Alphons trat sogleich des andern Tages seine Reise an, nachdem er noch der versammelten Klostergemeinde den Prior als seinen einstweiligen Stellvertreter bezeichnet hatte. Das Ziel der Reise, zumal der Beweggrund, blieb Allen ein Geheimniß.

Es bedarf wohl nicht bemerkt zu werden, mit welcher Theilnahme Cölestin die hinterlassenen Papiere, gleichsam das Vermächtniß seines ehrwürdigen Vaters, in der Zwischenzeit durchgelesen habe. Es waren theils Selbstbekenntnisse in Form eines Tagebuches, theils Briefe, die er mit der fernen Freundin gewechselt. Es waren eben so viele Documente eines frommen, gottergebenen Sinnes und jener heiligen Ehe, welche zwischen reinen Gemüthern auf Erden schon geschlossen wird, gleichwie in den Himmeln.

Wir theilen unsern Lesern von den frühern Schicksalen des verehrten Mannes so viel mit, als zur Würdigung seines Lebens und Charakters dienlich sein möchte.

Er war schon von Geburt eine Doppelwaise. Die Gärtnersleute des Grafen *** nahmen den Knaben an Kindesstatt an. Seine Pflegeeltern trugen liebreiche Sorge um ihn; und seiner Kindheit, die sich gleichsam unter Blumen und mit ihnen entfaltete, fiel ein beneidenswerthes Loos. Der Graf selbst schien an dem aufblühenden Knaben sein besonderes Wohlgefallen zu haben. Oft nahm er ihn auf den Schooß, streichelte ihm die Wangen und küßte ihn; an Geschenken, an Spielzeug, an glänzenden Pfennigen und leckern Bissen fehlte es nie. Der Graf hatte keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, die lieblichste Kindesgestalt. Der Knabe war ihr einziger Gespiele. Sie liebten sich wie Geschwister, und der Graf sah es gern, daß sie freundlich und friedlich zusammenhielten. So wuchs der Knabe zu dem Alter heran, wo er die Schule zu besuchen hatte. Der Graf sandte ihn nach Innsbruck und sorgte für ihn. Die Ferien brachte er jederzeit bei seinen Pflegeeltern, vielmehr im Schlosse zu, und er war dem Grafen allzeit willkommen, noch mehr dem Fräulein Ida, die seine Abwesenheit während des Studienjahres schwer ertrug, seiner Rückkehr jedes Mal mit Freuden, seinem Abschiede mit Trauer entgegensah.

Als die beiden Kinder zu Jahren gekommen, fing der Graf an, Bedenken zu tragen über das fernere Zusammenkommen und Zusammenleben der jungen Leute. Denn obwohl er in ihrem Benehmen nichts Tadelnswerthes wahrgenommen, nichts was seine Furcht rechtfertigen konnte, so rieth ihm doch die Klugheit, womit er die menschliche Natur beurtheilte, zu Maßregeln, um den Jüngling fern zu halten von dem nähern, vertrauten Umgang mit der heranwachsenden Jungfrau. Er erließ daher, noch vor dem Schlusse des Schuljahres, ein Schreiben an seinen Schützling, worin er ihm den Rath und Befehl ertheilte, die Ferien zu einer Reise nach dem südlichen Tirol und Oberitalien zu benützen, und unmittelbar wieder nach Innsbruck zurückzukehren, um seine philosophischen Studien daselbst zu vollenden. Eine großmüthige Anweisung in Geld lag dem

Schreiben bei. Der Jüngling befolgte den strengen Befehl, konnte aber nicht umhin, insgeheim an Ida zu schreiben, um ihr seine innigste Trauer auszudrücken, daß er sie in diesem Jahre nicht sehen, nicht sprechen dürfe. Nach seiner Zurückkunft fand er eine Antwort von ihr, in welcher sie in gleichen leidenschaftlichen Ausdrücken ihr Bedauern kundgab, zugleich aber auch den Freund dringend bat, mindestens durch schriftliche Mittheilungen ihr die bittere Trennung von ihm zu versüßen. Von nun an unterhielten sie einen lebhaften Briefwechsel, den die Mithülfe der Pflegemutter erleichterte. Die Briefe enthielten freilich nichts anderes als Versicherungen der Freundschaft, der Liebe, wie sie die reine, unbefangene Jugend denkt und fühlt, und wie ihr Verhältniß, das ihnen lediglich nur als ein geschwisterliches vorschweben mochte, zu gestatten, zu erfordern schien. Bald aber kam die Sache doch zur Kenntniß des Grafen. Der Gärtner, aus Furcht, im Entdeckungsfalle den Dienst zu verlieren, verrieth das Geheimniß. Der Vater wußte sich die Correspondenz zu verschaffen, und er sah nun zu seinem Kummer, wie weit das Verhältniß gekommen sei.

Sein Entschluß war gefaßt. Er holte den Jüngling nach bestandener Schulprüfung selbst zu Wagen ab und führte ihn, nicht, wie jener freudig hoffte, nach seinem Schlosse, sondern nach St. Georgen Berg in's Kloster. Hier, indem er den Jüngling dem Abte vorstellte, erklärte er: seine Absicht sei es von jeher gewesen, ihn zum geistlichen Stande, zum höchsten, besten, den sich der Mensch wünschen mag, zu erziehen. Er habe ihn als Waisen angenommen und wie einen eigenen Sohn gehalten, und er hoffe daher, daß seine väterlichen Absichten nicht getäuscht, seine Wohlthaten, seine Sorgen nicht mit Undank von ihm belohnt werden. Der Jüngling hatte alle Fassung verloren; er fühlte sich vor dem Manne, von den Verhältnissen, die ihn an denselben knüpften, wie von geheimnißvollen Fesseln umwunden, an denen er nicht zu rütteln, die er nicht los zu werden dachte. Er resignirte, wie ein Gefangener in seinem Kerker.

Das Probejahr ging ihm in einer dumpfen Betäubung dahin. Unfähig, sich selbst zu bestimmen, ließ er sich durch Andere blindlings leiten, und er fügte sich, aller eigenen Freiheit und Kraft beraubt, in den Zwang der Hausordnung und der klösterlichen Zucht. Er konnte immerhin noch als ein guter Noviz gelten. In den seltenen Augenblicken, wo die freudenhelle Vergangenheit in seinem Innern aufleuchtete, aber zugleich auch die trübe, düstere Zukunft mit ihren nächtigen Schatten sich vor ihm ausbreitete, und gleichsam der gute mit dem bösen Geiste einen Kampf unterhielt, da ward sein Gemüth freilich so zerrissen und zermartert, daß er das Auge mit Wehmuth davon abwandte, und mit Gewalt sich in den Zustand stumpfer Bewußtlosigkeit zurückversetzte. Er klagte nicht, er vertraute sich Niemanden; er hatte keinen Freund, dem er seine Lage offenbaren, keinen Arzt, der ihm helfen konnte. Dem Abte, dem Gewissensfreunde, den Brüdern erschien sein ganzes Benehmen als ein Ausdruck jener frommen Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit menschlicher Natur, und insofern als erfreuliche Vorbedeutung zum dereinstigen Durchbruch, wo Sühne und Gnade, Freude und Friede in des Menschen Herzen einziehen.

Eines Tages — so meldet sein Tagebuch — als ich noch vor der Chorzeit in der Kirche Einiges vorzubereiten hatte, nahte sich ein Pilger dem Gitter und steckte mir ein Briefchen zu, das, wie er sagte, von Ida sei. Nach vollendeter Hora, in meiner Zelle, erbrach ich hastig das Schreiben und las es mit pochendem Herzen. „Ihr Vater", schrieb sie mir, „sei mit Tode abgegangen, und sie könne nun über ihre Güter und über sich selbst verfügen. Wie sie vernommen, sei der Freund ein Opfer vormundschaftlicher Gewalt geworden, und gegen seinen Willen zum Klosterleben verdammt worden; er möge nun seinen Kerker verlassen — sie bitte und beschwöre ihn darum — und zur Freiheit und Freude der Welt zurückkehren. Sie werde ihn mit schwesterlicher Liebe empfangen, und ihn lieb und werth halten als ihren besten, als den ein-

zigen Freund, den sie auf Erden habe". Die freudige Nachricht überraschte mich zu sehr, als daß ich etwa List gegen Gewalt ersinnen, oder sonst mich auf weltkluge Weise aus dem Handel hätte ziehen mögen. Ich ging alsbald zum Abte und erklärte offen und frei, daß ich das Kloster verlassen wolle. Der Abt, welcher bereits von dem Tode des Grafen Nachricht hatte, muthmaßte sogleich das Schlimmste, das Wahre. Er wußte den unbefangenen Jüngling zum Geständnisse zu bringen, der ihm Ida's, seiner Freundin Brief vorwies. „Unglücklicher!" rief der Abt, „weißt du auch, daß Ida die Tochter deines Vaters ist?" Dieß Wort traf mich wie ein Donnerschlag. Ich stürzte zu den Füßen des Abtes bewußtlos nieder. — Ich fand mich wieder in meiner Zelle an einem heftigen Fieber daniederliegend. Der Abt saß vor mir, und ganz sicher berechnend, daß das Wahre und Gewisse, wenn auch ein Schauerliches, mehr noch beruhige, als das Zweifelhafte, das den Menschen zwischen Hoffnung und Furcht peinlich hinhält, legte er mir die Briefe und Papiere des Grafen vor, die nun keinen Zweifel mehr über meine Abkunft und Bestimmung übrig ließen.

Nun, da ich meine ganze Lage übersah, faßte ich Muth zu voller, gänzlicher Ergebung. Ich hatte wieder einen Willen, um meinen Willen zu brechen. Ich beschloß in einer Anwandlung heiligen Eifers, zur Sühne mich darzubringen für die Sünde des Vaters. Ich wollte, ich mußte gegen die Geliebte meines Herzens grausam sein, um ihr durch einen entscheidenden Schritt alle Hoffnung, alle Möglichkeit zu benehmen zu einer verbrecherischen Neigung. Ich ging wenige Wochen nachher zum Altar, wie ein Lamm zur Schlachtbank.

Der allbarmherzige Gott schien Wohlgefallen zu haben an dem Opfer seines armen Dieners. Er sandte mir nach dieser gewaltsamen, das Mark meines innersten Lebens aufzehrenden Aufregung seinen Engel, den Schlaf. Eine heftige Krankheit, die mich befiel, nahm mir auf mehrere Wochen das Bewußtsein; und als ich körperlich wieder zu genesen anfing, lag die Seele

noch lange in jenem Schlummer der Bewußtloſigkeit, die wir an den Kindern wahrnehmen, und in der Vergeſſenheit alles deſſen, was wir früher erlebt, gelitten und genoſſen haben. Der allmählich erwachende, zum Bewußtſein wiederkehrende Geiſt fiel nur auf fromme, heilige Gegenſtände, die ihm vom Gewiſſensfreunde vorgehalten wurden. Unter Gebeten, geiſtlichen Betrachtungen und Uebungen wurde der Tag zugebracht, die ſchlafloſe Nacht verkürzt. Einzelne Erinnerungen, die ſich aus der dunklen Vergangenheit hereindrängten, wies meine Seele, gleich verbrecheriſchen Verſuchungen, mit Entſchiedenheit zurück. Die Welt mit ihren Freuden lag hinter mir, gleich einem ſchönen Traum, deſſen Ende ein furchtbar täuſchendes Erwachen iſt, gleich einem reizenden Gefilde, deſſen Ausgang zu einem ſchauerlichen Abgrund führt. Ich entſetzte mich davor; und meine fromme Begierde ſtreckte hoffend und betend ihre Arme nach der Zukunft des Herrn hin, die mir in ſeinem Tempel geoffenbart werden ſollte. Ich fühlte mich endlich, mit Gottes Gnade, geneſen an Leib und Seele auf immerdar.

Indeſſen hatte Ida von Tag zu Tag auf Antwort vergebens geharrt; endlich erfuhr ſie, daß ihr Freund der Welt und ihr durch feierliches Gelübde entſagt habe. Nun hatte das Leben für ſie ſelbſt keinen Reiz mehr. Um den Zudringlichkeiten ihres Oheims und der Bewerber, die er ihr der Reihe nach vorführte, vollends zu entgehen, zog ſie ſich in ein Kloſter zurück, in der Abſicht, ſo lange in der heiligen Zufluchtsſtätte zu verweilen, bis ſie mit der erlangten Volljährigkeit auch die Freiheit, über ihre Güter und ihre Hand zu verfügen, erhalten würde. Das Kloſterleben hat, auch ſchon als bloß äußerliche Erſcheinung, viel Einladendes, Reizendes, zumal für zarte, jugendliche Seelen, deren Begierden noch rein und lauter ſind, und die aus Pietät, an Gehorſam gewöhnt, in ihrem Sinnen und Handeln lieber ſich fremden Wünſchen unterordnen, als den eigenen Neigungen gemäß ſich beſtimmen wollen. Ida hatte ſich an dieſe Zuſtände bald ſo gewöhnt, daß ſie ſchon mit einer gewiſſen Scheu und Bangigkeit dem Zeitpunkte entgegenſah,

wo sie das Kloster verlassen und in die Welt zurücktreten sollte.

Unbekannt mit den Geschäften, ohne Einsicht in die Verwaltung, ohne sichern Plan für die Zukunft, begab sie sich in ihrer Verlegenheit, da sie nun als Herrin erscheinen sollte, zum Abt von St. Georgen-Berg, dessen Rath und Beistand sie anflehte. Der Abt war, wie sie wußte, ein alter, treuer Freund ihres Vaters, der sich in allen wichtigen Angelegenheiten an ihn gewandt hatte. Zugleich hoffte sie — und das war wohl der stärkste Beweggrund ihrer Wahl — Einiges über ihren Freund zu erfahren, was wenigstens das seltsame Räthsel lösen und insofern sie beruhigen könnte. Der Abt willfahrte ihrer Bitte, und in einer vertrauten Stunde enthüllte er ihr das ganze Verhältniß und Schicksal seines geistlichen Pflegesohnes. Ida bedeckte ihr Gesicht. „O Gott," rief sie schluchzend aus, „und ich selbst war das Werkzeug seiner Marter, und meine Liebe zu ihm seine Verzweiflung!" Sie vermochte vor Thränen nicht weiter zu reden. Der Abt fragte sie: „Aber wie konntest du, liebe Tochter, dein Auge erheben zu einem Jüngling, dessen Geburt jedenfalls weit unter der deinigen war? wie dir und ihm selbst Hoffnung machen, daß eine Verbindung unter euch je möglich wäre nach den Gesetzen und Sitten der Welt?" „Ach," versetzte die Jungfrau, „ein unglückseliges Mißverständniß nährte in mir die Hoffnung, die Gewißheit seiner Ebenbürtigkeit. Der Vater, der auf die Vorzüge seiner Geburt und seines Standes gar viel hielt, ließ selbst eines Tags, um den mir gestatteten Umgang mit dem Waisenknaben gleichsam zu entschuldigen, die Aeußerung fallen, als stamme der Knabe aus einem eben so edlen Geschlecht, wie ich. Es war nur ein entfallenes Wort, aber das Kind faßte es auf und bewahrte es sorgsam in seinem Herzen. Ich malte mir späterhin den Gedanken weiter aus. Der arme Jüngling schwebte mir als der Sohn eines nahen Verwandten vor, dessen Güter mein Vater mit den seinigen zu vereinigen gedachte, indem er die Kinder selbst mit einander zu vermählen suchte. Als nun

aber der Freund plötzlich meinen Augen entrückt worden, hielt ich den Vater — ich muß es zu meiner Beschämung gestehen — des Verbrechens fähig, daß er den rechtmäßigen Erben jener Güter mit Absicht entfernt, in die Fremde gewiesen, bürgerlich getödtet habe, um Alles an sich zu reißen und der einzigen Tochter zu bewahren. Ach, was träumt nicht ein kindisches, ein geängstigtes, liebendes Herz! Nun ist mir ja freilich Alles klar, schauerlich klar. Nun weiß ich, daß ich dem Vater großes Unrecht gethan, und dem Freunde eine verbrecherische Versuchung, eine martervolle Zeit bereitet habe. Ich will nun aber auch Buße thun" — sagte sie mit einem Tone, in welchem zugleich Wehmuth und entschiedene Ergebung lag. — Auf die väterliche Vorstellung des Abtes, sie sollte keinen Schritt wagen ohne lange und reife Ueberlegung, versetzte sie: „Mein Entschluß ist nicht von heute und gestern; er ist reif schon seit jenem Tage, als ich den Freund auf immer für mich verloren habe. Habt Ihr mir nicht selbst erzählt und auf eine so rührende und erbauliche Weise geschildert, wie er nun seinen Frieden errungen, seine Seligkeit gefunden habe in den heiligen Mauern? Ich erhoffe, mit Gottes Gnade, dasselbe Glück zu erlangen, wie mein Bruder, den ich dann erst recht als meinen in Gott wiedergebornen Bruder, als Freund meiner Seele werde begrüßen können."

Die Gräfin traf sofort, unter Mitwirkung des Abtes, eine letztwillige Disposition in Betreff der Güter und Rechte, über die sie zu verfügen hatte. Sie theilte gewissenhaft das Vermögen zwischen sich und ihren Bruder, oder vielmehr zwischen den beiden Klöstern, denen es, vermöge freiwilliger Schenkung, zufallen sollte. Sie kehrte hierauf in ihr Kloster zurück und nahm den Schleier. In Anerkennung ihrer gottinnigen Frömmigkeit und ihres klugen und liebevollen Benehmens, wohl auch aus dankbarer Rücksicht auf die große Wohlthat, die sie dem Stifte zugewendet, wurde sie späterhin zur Aebtissin gewählt. Um dieselbe Zeit wurde auch Alphons, dem seine Mitbrüder eben so tiefe Verehrung als Liebe und Zutrauen be-

wiesen, zur Würde eine Abtes auf St. Georgen-Berg erhoben. Von nun an traten die beiden liebenden Geschwister mit einander in Briefwechsel und setzten ihn bis auf die Zeit fort, von der wir Meldung gethan, und wo, auf die dringende Einladung der Schwester, Alphons zu ihr eilte, um der Kranken, der Sterbenden die letzten frommen Dienste zu erweisen.

Alphons traf sie zwar noch bei Leben, aber in einem rettungslosen Zustande. Die Erscheinung des Bruders, des Geliebten, regte alle ihre Lebensgeister auf. Sie empfing ihn wie einen Engel, der sie auf der schweren Reise, die ihr bevorstand, rathend, tröstend, erkräftigend begleiten sollte. Er wich nicht von ihrem Lager. Es war keine Rede unter ihnen von der Vergangenheit, von der Zeitlichkeit; sie sprachen nur von Gottes Erbarmungen und Vertröstungen, die den armen Menschen durch Gottes Sohn geworden waren. Es wiederholte sich an ihnen und ihrer Zusammenkunft jenes rührende Beispiel des heiligen Ordensstifters, der, wie die Sage geht, seine Schwester Scholastica noch vor ihres Lebens Ende besucht und heimgeleitet hat. Er ertheilte ihr am folgenden Tage, als ihre Schwäche zugenommen, die Sacramente, und verharrte im Gebete, bis ihre Seele, von seinem Segen begleitet, von dannen, schied.

Die Aufregungen an diesem Tage, sowie an den folgenden, wo er ihre Hülle zu Grabe bestattete und am Altar für die Abgestorbene das Opfer brachte, wirkten auf den hochbetagten Greis selbst in der Art ein, daß ihn eine ernstliche Krankheit bedrohte. Er eilte daher zu seiner Zelle, in die Mitte seiner Brüder zurück. Im Vorgefühl seines nahen Todes berief er das Kapitel und vermochte die Brüder, daß sie seinen Cölestin zum Nachfolger zu erwählen angelobten. Nachdem er so auch für seine, ihm von Gott anvertraute Gemeinde gesorgt hatte, legte er sich zur Ruhe. Denn also müssen wir seinen sanften Tod nennen, der ihn plötzlich ereilte.

Die Lage, die Sorge, das Verhältniß des neuerwählten Abtes blieben dieselben, wie vor dessen Ernennung. Die Last der innern und äußern Verwaltung der Gemeinde hatte er

früher schon getragen; in dem Zutrauen, in der Verehrung seiner Brüder konnte er kaum mehr gewinnen; die Nachbarn, Adel und Geistlichkeit, wünschten dem Kloster Glück, einen Mann von erprobten Kenntnissen und Verdiensten zum Vorstande zu haben; die Unterthanen ehrten und liebten ihn, wie ihren Vater. Das Hauswesen fand sich in guter Ordnung; die Zucht und Eintracht der Brüder, das Werk und das Erbgut des frommen Alphons, waren musterhaft; Alles versprach dem neuen Abte eine lange, friedliche, ehrenvolle Regierung.

Es gibt Katastrophen im menschlichen Leben, des Einzelnen wie ganzer Gemeinden und Staaten, die, wie unerklärliche Gottesgerichte, plötzlich hereinbrechen und, ohne Schuldbewußtsein der Betheiligten, doch als Strafen eines höhern Verhängnisses angesehen werden möchten. In der That schien es auch, als ob seit dem Tode des Abtes Alphons auch dessen Segen und Geist von dem Kloster gewichen sei.

Schon im folgenden Jahre (1705) wurde das altehrwürdige Kloster zu St. Georgen-Berg, nun schon zum vierten Male, durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäschert. Die Flamme war fern und tief in der Thalschlucht, man wußte nicht durch welche Veranlassung, entstanden; von einem heftigen und unablässigen Sturmwinde getrieben und durch Gesträuch und Gehölz genährt, wälzte sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit heran, und ergriff und überdeckte die eingeengten Gebäude plötzlich mit dem Schwall verzehrender Lohe. Die Brüder konnten nur Weniges, nur das Kostbarste retten; sie selbst hatten Eile, um mit dem Leben davonzukommen. Sie zerstreuten sich; die ältern verschlossen sich in andere Klöster ihres Ordens, die jüngern vertheilten sich, mit Rath und Zustimmung des Abtes, auf Pfarreien und Schulanstalten, wo sie zur Aushülfe in der Seelsorge und im Unterricht der Jugend ihre Dienste anboten. Abt Cölestin selbst zog sich auf die dem Kloster zuständige Schwaige Fiecht zurück, die unten im Thale, Schwatz gegenüber, in einem anmuthigen Gelände von Wiesen und Feldern gelegen war.

Eines Tages, als er wieder hinaufgegangen war nach St. Georgen-Berg, um über den Wiederaufbau des Klosters Plan und Anstalt zu machen, drängte sich ihm ein seltsamer Gedanke auf. Er saß unter den Ruinen des Klosters. Die nahe und ferne Umgebung, die Trümmer der eingeäscherten Abtei, die kahlen Felsen, die leb- und freudlose Natur umher erfüllte ihn mit geheimem Grausen, wie er es nie empfunden hatte. Auf der andern Seite eröffnete sich seiner Einbildungskraft der freieste, freundlichste Ausblick in die Niederung, in das weite Thalgelände, voll friedlicher Menschenwohnungen, Dörfer, Städte, die sich längs den Ufern des schönen Flusses oder an den fruchtbaren Abhängen der Berge erbaut hatten. Er dachte, ob es nicht rathsamer wäre, das neue Klostergebäude, statt dasselbe in die öde, entlegene Einsiedelei wiederum zu bauen, lieber in das bevölkerte, fruchtbare Thal, zwischen die Matten und Felder von Fiecht hineinzustellen.

Alsbald berief er zu dem Ende ein Kapitel der Brüder, um ihnen seinen Plan mitzutheilen und ihre Ermächtigung einzuholen. In der Rede, die er deßhalb vor der versammelten Gemeinde hielt, setzte er seinen Antrag mit großer Klarheit und Gründlichkeit auseinander. Er verglich die jetzige Zeit und ihr Bedürfniß mit den frühern Zuständen, und fand sie von ganz verschiedener Art. „Damals" — sprach er — „nach dem ursprünglichen Geiste der heiligen Regel, thaten sich einzelne, fromme Männer zusammen, um in Einfalt, in Gebet und Betrachtung einzig ihrem Gotte zu dienen, während sie von den Früchten der Felder, die sie selbst bestellten, und von ihrer Handarbeit lebten. Ihre Zellen erbauten sie sich daher ferne von Menschenwohnungen, mitten in die Wildniß hinein, auch deßhalb, um gegen die Habsucht raubgieriger Kriegshorden geschützt zu sein. Nachdem aber durch jahrhundertlange sparsame Haushaltung, durch Ausreutung und Bewirthung öder Ländereien und durch die Wohlthätigkeit reicher und gottesfürchtiger Menschen den Klöstern ein großer Besitz und überflüssiges Einkommen zugefallen, so fühlten sich die Mönche der

Nothwendigkeit des Scharwerkes überhoben, und im Besitze eines wohlerworbenen Eigenthums lebten sie in Muße mit Würde, Gott dienend in Gebet und Betrachtung, die nebst andern edleren Beschäftigungen ihre ausschließlichen Arbeiten waren. — Es ist aber den Menschen nicht gegeben, nicht vergönnt, in so glücklicher, beneidenswerther Verfassung lange zu leben. Verderbniß der Sitten, Bauchdienerei und andere Folgen des Müßiggangs schlichen sich in die heiligen Mauern ein, und erfüllten sie mit Greuel und Aergerniß. Von Außen aber erhoben sich Neid und Mißgunst, und bemächtigten sich der Klöster und ihrer reichen Besitzungen unter dem Vorwand ihrer Schädlichkeit in christlichen Staaten. Die, welche noch erhalten und gerettet wurden, reformirten sich nun freilich selbst nach christlicher Zucht und Ordnung, damit sie nicht nach Art der Welt reformirt würden. Sie hielten es der Klugheit und ihrem Berufe gemäß, sich wieder von weltlichen Händeln und Genüssen ganz zurückzuziehen, und allein sich zu befassen mit den stillen Beschäftigungen des beschaulichen, andächtigen Lebens. Wird aber" — fragte der Redner — „diese nur auf sich selbst gerichtete Lebens- und Standesweise uns fortan sicher stellen gegen inneres Verderbniß und gegen Mißgunst und Habgier der Welt? Einer Welt, die immer enger um uns sich anschließt, immer dringender unsere Beihülfe verlangt, und die darum versucht werden dürfte, uns Mönche als unthätige, unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft anzusehen, welche man entweder zu gemeinschaftlichen Diensten des Staatskörpers zwingen, oder ausscheiden und wegwerfen müsse. Was hindert uns denn," — fuhr er fort, — „thätigen, unmittelbaren Antheil zu nehmen an der Förderung der Wissenschaften, an der Sorge für religiöse Bildung des Volkes, an der geistigen Pflege und am Unterrichte der Jugend? Unsere heilige Regel weist uns ja strenge an die Arbeit an, und wir tauschen hier nur eine edlere, des Priesters würdige gegen eine gemeine, dem Laien zuständige Arbeit ein. Fürchten wir etwa, daß wir uns verweltlichen werden? So tragen wir denn Sorge, daß

wir, nach dem Worte Christi, in der Welt seien, ohne in der Welt zu sein. Wir zumal werden dieses Gebot zu erfüllen vermögen, da uns keine Sorge drückt, wovon wir essen und womit wir uns bekleiden sollen. Wir werden es vermögen, wenn wir, dem Geist unserer heiligen Regel getreu, dem Gebete und frommen Betrachtungen inständig obliegen, und die Besserung unserer selbst täglich und eifrig wirken, um desto mehr Andere zur Besserung zu bringen. Befreunden wir uns mit der Gesinnung jenes welterfahrenen und gottesfürchtigen Mönches, welcher von sich zu sagen pflegte: er habe die Welt darum verlassen, damit er desto mehr mit ihr anbinden könne."

Gegen sein Erwarten fand jedoch der Abt in dem Kapitel einen starken Widerspruch, der sich auf achtbare Gründe stützte. Man wendete ein: die Stätte zu St. Georgen Berg sei heilig; die Stifter hätten ihre Vorfahren dahin angewiesen; so viele fromme Männer hätten dort gelebt als leuchtende Exempel für alle Nachkommen, und ihre Leiber selbst, theure Ueberreste, ruhten dort, der Auferstehung harrend. St. Benedict habe seinen Söhnen unablässiges Gebet und fromme Betrachtung als Bestimmung gegeben, auf daß sie auf Erden schon einen Vorschmack des Himmels genössen; die Arbeit habe er sie ertragen geheißen in Demuth und Willigkeit, als Folge jenes Fluches, der die Menschen getroffen, und zur Sühne und Buße für eigene und fremde Sünden. Wenn die Mönche durch Gottes Gnade und der Christen Freigebigkeit in den Stand gesetzt worden, ihr Brod fortan zu essen, ohne es im Schweiße ihres Angesichtes zu verdienen, so hätten sie dadurch nur desto mehr Verpflichtung erhalten, dem Dienste Gottes ausschließlich obzuliegen, und der Wohlthäter immer eingedenk zu sein im Gebete. An Gelegenheiten, geistliche und leibliche Werke der Barmherzigkeit zu üben, habe es denselben, trotz ihrer Zurückgezogenheit, niemals gemangelt. Es seien täglich Arme gespeist, Nackte bekleidet, Sünder bekehrt, Büßer zum Heil geführt worden. Das Beispiel der frommen, gottgeweihten Gemeinde habe weit hinaus geleuchtet in die Welt, wie ein lei-

tendes Geſtirn, für diejenigen, welche in der Nacht draußen wohnen, unter Stürmen irrend und wankend. In die Welt ſelbſt ſich mitten hinein verſetzen, heiße, der Welt ſich preisgeben; und wer unter die Menſchen ſich menge, mache ſie ſelten beſſer, er ſelbſt aber werde ſchlimmer. Die Zeit, die Menſchen dieſer Zeit möchten fordern, was ſie wollen, ſie könnten, falls ſie weiſe ſeien, nichts Beſſeres verlangen, als das unwandelbare Beiſpiel der Frömmigkeit und das reiche himmliſche Almoſen des Gebetes. Dieſem hohen Berufe, dieſer Pflicht zu entſprechen, ſollte das eifrigſte, aber auch das einzige Beſtreben der Mönche ſein. Wenn, trotz der gewiſſenhaften Erfüllung dieſer Pflichten, ihr altes, heiliges Recht von der Welt doch nicht anerkannt, wenn ſogar ihre Erhaltung in Rede geſtellt und ihr Daſein gefährdet würde: ſo wäre es doch beſſer, daß ſie als wahre Mönche ableben, denn als halbe Weltlinge fortbeſtehen.

So ſprachen einige der ältern Brüder. Die Uebrigen jedoch, insbeſondere die Jüngern, gaben dem Vorſchlage ihres Abtes Beifall und Zuſtimmung. Es wurde dabei vorzüglich auch der Grund herausgehoben, daß die Hunderte der armen Bergleute von Schwaz, ſowie die vielen Anwohner in ihrem Gange zum Gotteshauſe erleichtert würden, um dort das göttliche Wort zu hören und die Sacramente zu empfangen. — Abt Cöleſtin bedauerte zwar, daß ſolcher Zwieſpalt in dem Convent entſtanden, und Parteiung unter die Gemeindeglieder gekommen; doch beruhigte er ſich mit dem Gedanken, es ſei dieß eines jener unvermeidlichen Uebel, die, wo es ſich um große, außerordentliche Zwecke handelt, den beſonnenen und entſchloſſenen Mann nicht abſchrecken dürften. Um jedoch dem Wunſche jener ältern Brüder einigermaßen zu entſprechen, oder vielmehr um ihren Beſchwerden keinen weitern Raum zu geben, beſchloß er, einige Zellen auf St. Georgen-Berg wieder herrichten zu laſſen, in welche jene ſofort eingewieſen werden ſollten. Das Kloſter ſelbſt aber, die Abtei, erbaute er nach einem erweiterten und verſchönerten Plan, zu Fiecht im Thalgrunde, und förderte das Werk alſo ſehr, daß das Haus ſchon

nach zwei Jahren (1708) von der Gemeinde bezogen werden konnte.

So mochte denn Abt Cöleſtin ſich als zweiten Stifter und Erbauer des Gotteshauſes anſehen, und wie man vermuthen dürfte, ſich ſeines großen, ruhmwürdigen Werkes wohl erfreuen. Wollen wir jedoch anders der Wahrheit volles redliches Zeugniß geben, ſo können wir nicht mit Stillſchweigen umgehen, daß während des Verlaufes dieſer letzten verhängnißvollen, unruhigen Jahre in Cöleſtins Gemüthe ſelbſt eine große, nachtheilige Veränderung vorgegangen ſei. Die vielen weltlichen Sorgen, die ihn unabläſſig beſchäftigt, die Verdrießlichkeiten, Beſchwerden und Kümmerniſſe, die ihm der Bau verurſacht, ſodann die Entfernung von ſeiner Gemeinde und die Entbehrung eines brüderlich erbaulichen Umgangs, zumal aber auch der leidige Zwieſpalt ſelbſt, der zwiſchen ihm und ſo vielen, ſonſt hochachtbaren Männern fortbeſtand: es machten dieſe Umſtände eine ſo üble, widerliche Einwirkung auf ihn, daß zuletzt alle Freude, aller Friede aus ſeinem Herzen entſchwand. Der ſonſt ſo treffliche Mann war nämlich noch nicht zu jener hohen Stufe chriſtlicher Vollkommenheit gekommen, wo die thätige Liebe und das beſchauliche Leben ſich wechſelſeitig durchdringen, und wo der Quell der Gnade unabläſſig aus- und einſtrömt, beſeligend nach Innen und Außen. Daher geſchah es denn auch, daß er, als nun die heilige Stätte errichtet und die Gemeinde wieder um ihn verſammelt war, nicht die erhoffte und erſehnte Ruhe fand, ſondern vielmehr eine Leere, eine Dürre in ſich wahrnahm, wie ſie nur der ärmſte, verlaſſenſte Menſch auf Erden empfinden mag. Wohl aber traten dagegen in dieſe wüſte Oede alte Erinnerungen aus jenen frühern Zeiten, und erfüllten ſie mit den Bildern ſeiner verlornen Jugend und Liebe. Nun erſchien ihm die Schranke ſeines Standes und Berufes ſelbſt als ſchwarzer Schleier, hinter welchem eine ſchöne Vergangenheit, wie hinter einem Leichentuche, begraben lag. Sein Auge ſtarrte dahin in ſtummem Schmerze, und er ſah vor ſich nur Nacht und Verzweiflung.

Es waren dieß zwar nur einzelne Augenblicke, Stunden, Tage, wo er von solcher düstern Schwermuth ergriffen wurde; doch drohten diese immer wiederkehrenden Gedanken und Gefühle allmählich den Grund zu untergraben, auf den er seines Lebens Glück und Zufriedenheit gesetzt hatte. Im Uebrigen stand der starke Mann männlich den Kämpfen, die ihm die Menschen, die Verhältnisse boten; er suchte sogar, als ein kluger Streiter, seine ganze Wirksamkeit auf das Feld hinüber zu spielen, von woher ihm Widerstand und Krieg bereitet wurde. Er beschäftigte sich darum desto emsiger mit den Entwürfen zur zeitgemäßen Reform seiner Gemeinde. Durch eigene Erfahrungen belehrt und geprüft, überlegte er, wie jener Geist wahrhaft religiöser Männer geweckt und gebildet werden könne, die, von den Grundsätzen und Gefühlen christlicher Liebe erfüllt, handelnd und wirkend in's Leben eingreifen und die Fülle und Kraft klösterlicher Gesinnungen — nicht diese selbst — in die Welt übertragen könnten. Da, wie er eben noch mit diesem Plane zu einem vollendeten, geistigen Aufbau seines Klosters beschäftigt war, trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches seinem Sinnen und Handeln, seinem Leben selbst eine andere, unerwartete Richtung gab.

Eines Abends, als er in Mitte der Brüder bei Tische saß, überbrachte ihm der Pförtner ein Schreiben, mit der Bemerkung: die fremde Dame, die dasselbe überreicht, habe dringend gebeten, es möge das Papier ungesäumt und unmittelbar in die Hände des Abtes überliefert werden. Cölestin erblaßte, als er das Schreiben zu lesen begonnen; er las weiter, er schien seinen eigenen Augen nicht zu trauen; er vermochte nicht zu Ende zu kommen. Doch faßte er sich, in Gegenwart so vieler Zeugen, die ihn theilnehmend beobachteten; und er gab dem Pförtner den Auftrag, daß der fremden Dame die außerhalb des Klosters gelegene Herberge ganz allein zu Diensten gestellt, sie selbst aber mit der Erklärung einstweilen befriedigt werde, daß der Abt ihr Anliegen in Erwägung ziehen und noch Abends ihr Antwort ertheilen lassen wolle. Cölestin zog sich

nach Tiſche ſogleich in ſeine Zimmer zurück, nachdem er dem Diener Befehl gegeben, daß er dieſen Abend Niemanden mehr vorlaſſen wolle.

Treten wir unterdeſſen ein in die Herberge der Dame, die ohne Zweifel unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Ein Frauenzimmer, in ſchwarzes Gewand gehüllt, ruht auf einer Ottomane; neben ihr ein Mädchen, welches wohl ihre Tochter ſein mag. Sie ſcheint noch in gutem Alter zu ſein; ihr Antlitz iſt aber von kränklicher Bläſſe überzogen, und ihre Geſichtszüge verrathen tiefen Kummer und zeugen von großem ausgeſtandenem Elend. Sie ſtützt ihr Haupt ſchwermuthsvoll auf die Hand, und erhebt es und ihr Auge nur, wenn ein Geräuſch von Außen ihr einen Kommenden anzukündigen ſcheint. Das Mädchen, eine Jungfrau in ihrer vollen Blüthe, ſcheint die Trauer, die Erwartung zu theilen. Beide harren ſo ſtillſchweigend, zwiſchen Angſt und Hoffnung, der Botſchaft entgegen, die ihnen aus dem Kloſter werden ſollte.

Es war ſpät und ſchon gegen Mitternacht, als ein Mann eintrat, der, wie er ſagte, vom Abt abgeſandt worden, um deſſen Antwort auf ihr Schreiben zu bringen. „Laut Inhalts dieſes Billets" — ſprach der Bote, indem er ihr ein mit dem äbtlichen Siegel verſehenes Schreiben überreichte, — „bin ich beauftragt, geehrte Frau, Euer Anliegen, Eure Wünſche, das tiefſte Geheimniß Eures Herzens, an ſeiner, des Abtes Statt zu vernehmen; und ich werde mich glücklich ſchätzen, der Vertraute und Mittler in einer Angelegenheit zu ſein, die, wie es ſcheint, beide Theile in gleichem Maße und in ſo hohem Grade intereſſirt." — „Ich kann es dem Herrn Abte nicht verdenken" — verſetzte die Dame —, „wenn er einer Fremden, Unbekannten, auf ihre bloße Anmeldung, den Zutritt zu ſeiner Perſon nicht geſtattet, ſondern vorerſt durch einen vertrauten, verſtändigen Diener und Freund die nöthigen Erkundigungen einziehen läßt, um darnach ſein Benehmen ſicher einzurichten. Vielmehr habe ich Urſache, ſehr dankbar und erfreut zu ſein darüber, daß er mir in Euch einen Mann ſeines Vertrauens

abgeordnet hat, der, wie ich hoffe, das Verhältniß zwiſchen uns Beiden unparteiiſch unterſuchen, und die Rechte, die ich etwa gegen ihn haben möchte, billigerweiſe anerkennen wird.“ — „Ihr werdet ſonder Zweifel die Ueberraſchung, die Ihr ihm bereitet, natürlich finden“ — verſetzte der Bote —, „und die gemiſchte Empfindung, die der Inhalt Eures Schreibens in ihm erregt, mindeſtens entſchuldigen. Seine Gattin, deren Verluſt er ſeit zwanzig Jahren bedauert, kehrt plötzlich wieder; Weib und Kind, vor ſeinen Augen durch Feuer und Schwert umgekommen, ſie ſind gerettet; die Todten erſtehen — — Verzeihet, das geht in's Unglaubliche: da waltet Mißverſtändniß ob; dieſer Widerſpruch wird und muß ſich löſen.“ —

Die Dame ſchwieg eine Weile, als wollte ſie ſich beſinnen und ſammeln; dann ſprach ſie: „Eine kurze Erzählung deſſen, was ſeit jener verhängnißvollen Trennung von meinem Gemahl mit mir und meinem Kinde vorgegangen, wird jenen Widerſpruch löſen und jeden Zweifel niederſchlagen. Vernehmt! — Mein Gemahl war an jenem Tage, wo Belgrad untergehen ſollte, gleichwie an jedem andern, ſchon in aller Frühe auf ſeinem Poſten. Ich ſaß allein zu Hauſe mit meinem Kinde, der peinlichſten Sorge und Ahnung preisgegeben. Da geſchah um die Mittagsſtunde jene furchtbare Exploſion, welche dem Feinde eine Lücke in die Stadt öffnete. Es trat bald darauf unſer treuer Juſſuf zu mir in's Zimmer, jener Türke, welcher bei der Eroberung von Belgrad verwundet in die Hände der Unſrigen gefallen war, und der von nun an als Sklave meinem Herrn und Gemahl gedient hatte. Er bedeutete mir, welche Gefahr bevorſtehe, der Kampf werde ſich zumal gegen den Platz wenden, an dem unſere Wohnung gelegen; es ſei Rettung nur in einer der Kirchen, welche, als Heiligthümer, auch der Muſelmann achte und als die Zufluchtsorte der Unbewehrten und Unglücklichen verſchone. Er riß mich mit ſich fort, das Kind auf ſeinen Armen tragend. Wir retteten uns in die mehr abgelegene Kirche St. Michaels. Der Sturm drang bald darauf tiefer in die Stadt; Kriegslärm, Schwerter-

geklirr, ſchmetterndes Gewehrfeuer erſchreckten uns aus der Ferne; Mord und Brand erfüllte die Stadt; es war mir zur ſchrecklichen Gewißheit, daß ſie verloren, daß Alles verloren, daß mein Gemahl getödtet ſei. Unter Angſt und Verzweiflung brachte ich den Tag, die folgende Nacht zu. Der treue Juſſuf ſtand mir tröſtend zur Seite; er verbürgte uns Rettung. Dieſe ward uns auch, aber freilich nur, um in die Sklaverei zu ziehen. Der Paſcha ſandte uns auf eines ſeiner Schlöſſer. Der treue Juſſuf begleitete uns. Mein und meines Kindes Schickſal war indeſſen noch beneidenswerth gegen das Loos jener, die mit uns in Gefangenſchaft gerathen. Aber aus dem Paradies verſtoßen, das ich an der Seite eines geliebten Mannes durchwandelt, lebte ich traurig genug in der Wüſte, in der Verbannung. Ich lebte um meines Kindes willen; aber ſein Anblick war mir Schmerz und ſeine Zukunft Gram und Verzweiflung." — Sie hielt vor innerer Bewegung inne; dann fuhr ſie fort: „Ich übergehe die vielen Jahre meines Elends. Es iſt eine Wohlthat der Natur, daß der Menſch ſich zuletzt an jede, noch ſo traurige Lage gewöhnt, oder doch ſie minder drückend fühlt. Nur die Sehnſucht nach dem Vaterlande, hauptſächlich um meines Kindes willen, erfüllte oft und immer wieder mein Herz, und ach! der Gedanke, daß vielleicht doch mein Gemahl noch lebe, daß ich ihn wieder finden werde. Die erſtere Hoffnung wurde endlich erfüllt. Es kamen Boten aus der Chriſtenheit in die Heidenländer, um die Feſſeln ihrer Brüder zu löſen mit theurem Löſegelde. Der treue Juſſuf erfuhr kaum ihre Ankunft, als er ſie vermochte, die Familie jenes tapfern Mannes zu erretten, der ſich in jenen Kriegen ſo große Verdienſte erworben. Ich kehrte mit meinem Kinde nach Wien zurück. Ich erkundigte mich allerorts nach meinem Gemahl: ich erfuhr, daß er damals glücklich aus dem Felde gekommen, daß er aber plötzlich wieder entſchwunden ſei. Grauſames irdiſches Schickſal! es wies mir äffend den Schatten des Lebendigen, ihn ſelbſt aber hielt es meinen Augen, meiner Umarmung auf immer entrückt! — Das Bild des theuren

Mannes" — fuhr sie nach einer Pause fort — „hatte sich jedoch so lebendig und unauslöschlich meinen Sinnen eingeprägt, daß es mir Tag und Nacht vorschwebte, daß es mich ohne Unterlaß trieb und drängte, den Gegenstand meiner alten und neuen Liebe aufzusuchen, zu entdecken. Da scholl von ungefähr aus den Tiroler Alpen herab der Name Bemb in mein Ohr, des Mannes, der erst jüngsthin noch das Erzhaus, das Vaterland gerettet. Er ist's, dachte ich, es kann kein Anderer sein! Alle Umstände, über die ich Erkundigung eingezogen, die Zeit, die Person, ihre Gestalt, ihr Alter, Alles bestärkte mich in meiner Vermuthung. Ich eilte mit der Tochter den Bergen zu; ich kam in dieses schöne Thal; ich stieg nach St. Georgen-Berg herauf, wohin man mich gewiesen. Ach! in der übergroßen Freude meines Herzens hatte ich vergessen, an was mich nun diese heiligen Mauern erinnerten: daß mein Gemahl ein Mönch sei, welcher der Welt entsagt, sein Weib und Kind verlassen habe. Soll ich mich melden? fragte ich mich: wird er mich erkennen? und wenn er mich erkennt, wird er mich nicht zurückweisen als eine gespenstische Erscheinung, die störend in seine Einsamkeit eindringen und den Frieden seinem entsagenden Herzen rauben möchte? Ich ging in die Kirche, zu beten vor dem Altare, vor dem Bilde der Gebenedeiten, wo er selbst so oft gebetet, für mich und sein Kind gebetet; und ich flehte zu Gott dem Herrn, der unsern ehelichen Bund gestiftet und gesegnet, daß er nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen ferner über uns gnädigst verfügen wolle, was seines heiligen Willens, was zu unser Aller Heil sein möge. Also beruhigt übergab ich das Schreiben, und ich erwarte nun voll Ergebung den Bescheid des Abtes, den ich als meinen Herrn und Gemahl einst zu begrüßen das Glück hatte."

Jener hatte der Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zugehört; ja, hätte die schwache Beleuchtung es nicht verhindert, es wäre der Dame nicht die Thräne entgangen, welche vor tiefer Rührung ihm in das Auge gekommen. Nachdem er sich und seine Gedanken gesammelt, sprach er in einem milden, doch

festen Tone: „Nach allem dem, was ich aus Eurem Munde vernommen, und was sich nicht bloß nach den äußeren Umständen, sondern mehr noch durch innere Uebereinstimmung als wahr bezeugt, unterliegt es wohl kaum noch einem Zweifel, daß Ihr gewisse Rechte an den Abt habet.“ — „Ihr sprechet noch von Zweifel?“ unterbrach die Dame in plötzlicher Aufregung. „Wohlan, so erhalte denn der Abt sogleich ein Zeichen, das ihn über jeden Zweifel hinwegheben wird.“ Und indem sie eine Flechte ihres Haares löste, zog sie einen Ring hervor. „Dieß ist der Mahlring, der Zeuge unserer unauflöslichen Ehe und der Bürge unserer ewigen Liebe. Ich trug ihn, um ihn der Raublust der Barbaren zu entziehen, seit jener Zeit verflochten in meinen Haaren, und ich bringe ihn meinem Gemahl als Unterpfand der Treue zurück, die ich ihm gehalten.“ — Indem jener den Ring näher an's Auge brachte und, wie es schien, an die Lippen drückte, fuhr sie in demselben Tone fort: „Ihr sprechet auch von gewissen Rechten, die ich an meinen ehemaligen Gatten hätte? Hat er denn aufgehört, mein Gemahl zu sein? Wer hat die Trennung ausgesprochen? Die Kirche? Sie kann es nicht ohne die Einwilligung der Betheiligten. Mein Wille war es nicht, und ich glaube, ich weiß es, es war auch nicht sein Wille. Gott selbst hat uns nur gesondert auf einige Zeit, aber nicht auf ewige Zeiten. Den Bund, den wir an seinem Altare geschworen, den wir treu gehalten in der reinsten Absicht des Herzens, er wollte ihn nicht aufheben, er wollte nur unsere Herzen prüfen und durch diese Prüfung bewähren. Saget das meinem Gemahle, und setzet zugleich bei, daß ich keine anderen und minderen Rechte zu haben glaube, als an ihn selbst. Er selbst, sein ganzes Herz, all' seine Liebe und Treue gehört nach Gott mir, dem Weibe seines Herzens. Das ist mein Glaube, mein Bekenntniß. — Wenn er freilich,“ setzte sie mit weicherer Stimme hinzu, „eines andern Glaubens ist; wenn er meint, daß die Verpflichtungen seines jetzigen Standes, die er aus unseligem, obgleich unverschuldetem Irrthum sich auferlegt, frühere, eben so heilige Verpflichtungen aufheben,

die er mit vollem Bewußtsein und in aller Freudigkeit des Herzens eingegangen: nun, dann bescheide ich mich in Demuth und füge mich mit gänzlicher Ergebung in mein Schicksal. Ich werde von dannen ziehen, wie ich gekommen; und Gott wird, wie er sich bisher gnädig erwiesen, der Wittwe ein Tröster sein, und der Waise ein Retter und Helfer." — „Ja," sagte jener in heftiger Bewegung, indem er ihre Hand ergriff, „Gott wird dein Tröster, und deinem Kinde ein Retter und Helfer sein; und er wird dir den Engel senden, den er dir von Anbeginn her bestimmt hat." Und indem er die Brust entblößte, und den Ring, den er neben dem Kreuze trug, ablöste und vorzeigte, sprach er: „Agnes, kennst du diesen Ring?" — „O Gott!" rief jene, „bist du's, Franz? bist du es selbst?" Sie lag in seinen Armen. Dann rief sie die Tochter herbei . . . Wer Momente so überirdischer Art beim Wiedersehen, Wiederfinden geliebter Häupter erfahren, der wird sich diese Scene unendlichen Entzückens ausmalen können. Das Wort kann es nicht.

Als am andern Morgen, nach langem vergeblichen Harren auf das Erscheinen ihres Abtes, die Mönche die Prälatur aufschlossen, fanden sie dieselbe verlassen. Auf dem Tische lagen die äbtlichen Insignien, Kreuz und Ring; nebenbei ein eigenhändiges Schreiben des Abtes, worin er seinen Mitbrüdern mit innigem Bedauern kund gab, daß ihn ein unabweisbares Verhängniß genöthigt, das Kloster plötzlich zu verlassen und auf immer zu meiden. Alle Nachforschungen und Erkundigungen, die sie seinetwegen anstellten und einzogen, waren vergeblich; und so schritten sie denn, nach Verlauf eines Jahres (1710), mit Genehmigung ihres Oberhirten, des Fürstbischofs von Brixen, der den Entwichenen als geistlich todt erklärte, zur Wahl eines neuen Abtes.

Hier aber versiegt uns die reiche Quelle, aus der wir unsere Nachrichten geschöpft; und wir müssen uns denn mit dem Wenigen begnügen, was uns über das weitere Schicksal des merkwürdigen Mannes noch kund geworden.

Es waren seit Cölestins Entweichung über zwanzig Jahre verflossen; es hatten inzwischen zwei Aebte nach einander ihre Würde, die ihnen zu unerträglicher Bürde geworden, freiwillig niedergelegt; es wurde ein neuer Abt gewählt (1732). Bei Gelegenheit der Consecration überraschte nun der Weihbischof die Brüder mit Nachrichten über den Verschollenen. Es habe sich — erzählte er — im Jahre 1726 der Entwichene aus weiter Ferne an den Fürstbischof von Brixen mit einem reu- und demüthigen Schreiben gewandt, worin er erklärt: er sei im engsten Familienverbande als Gatte und Vater gestanden; seine Tochter habe jedoch inzwischen den Schleier genommen, und die Mutter selbst sei ihr nachmals in's Kloster gefolgt; er selbst, losgebunden von der Welt, wünsche und bitte nun dringendst, daß er wieder in den geistlichen Stand und in die Diöcese aufgenommen werden möge. Der Fürstbischof sei hierauf dem verirrten Sohne mit väterlicher Liebe entgegen gekommen, und habe nicht nur von der römischen Pönitentiarie die Lossprechung von den Censuren erwirkt, sondern auch ihm einen seinen Verhältnissen angemessenen, erwünschten Zufluchtsort zu Anraß im Pusterthal angewiesen. Dort hat er — wie der Weihbischof eigenhändig in das Wahlprotokoll schrieb — diese letzten Jahre also gelebt, daß er allein unter dem Namen des alten frommen Geistlichen oder heiligen Mannes in der Pfarre Anraß bekannt war, und er hat ein schönes Ende genommen (am 14. Dec. 1731), also zwar, daß ein Zweifel ist, ob seine Buße nicht glorreicher, als spöttlich seine Entweichung von dem Kloster gewesen.

Die voranstehende Erzählung ist ihrer Grundlage nach auf die Sage erbaut, welche Herr v. Hormayr in seinem Archiv für Geschichte u. s. w. 1822. S. 769 f. mitgetheilt hat. — Liebhaber der Geschichte verweisen wir auf Fr. A. Sinnachers Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tirol. B. III. S. 161—171.

Der Zweikampf.

Der Colonel, Marquis von C., der früher in der Condé'schen Armee mit Auszeichnung gedient hatte, und nun schon seit mehreren Jahren in der fürstlichen Residenz zu *** sich aufhielt, ein Mann, der durch seine biedere, rechtliche Gesinnung und durch sein artiges, menschenfreundliches Benehmen die Achtung und Liebe aller Edlen erworben hatte, die ihn kannten, lag an einer tödtlichen Wunde darnieder, die er in einem Zweikampfe mit dem Kammerherrn Baron von Z. erhalten hatte. An seinem Lager wachte der Major M., in dessen Hause der Colonel wohnte, dem er aber nicht bloß aus dem zufälligen Verhältnisse der Gastfreundschaft, sondern aus wahrer, inniger Verehrung seines Charakters zugethan war. Er, sowie der Arzt, sein vieljähriger Freund, glaubten dem Leidenden wenigstens durch ihre freundliche Gegenwart und stille, herzliche Theilnahme zu Diensten zu sein, da leider der Zustand des Kranken keine menschliche Hülfe mehr gestattete. Man hatte auch bereits nach dem Geistlichen geschickt, der ihn auf den wahrscheinlich sehr nahen Tod vorbereiten sollte.

Die Familie war, unter dem Vorwande, daß der Kranke hauptsächlich der Ruhe bedürfte, aus dem Hause entfernt worden. Nur zwei gute Bekannte, der Advokat P. und der Professor R., waren in dem anstoßenden Zimmer zugegen, wovon jener zur Verfertigung des letzten Willens, dieser als Testamentszeuge gebeten worden war.

Der Professor, dem nur der traurige Ausgang, nicht auch die Veranlassung des Zweikampfes bekannt war, vernahm so-

eben die Geſchichte aus dem Munde des Advokaten, welche wir hier, mit Vervollſtändigung der Thatſachen, die dem Leſer zu wiſſen nöthig ſind, in Kürze erzählen wollen.

Der Colonel hatte ſich ſchon ſeit vielen Jahren in den Stunden der Muße zu eigenem Vergnügen in phyſikaliſchen und ſogenannten magiſchen Künſten geübt, und damit, ſowie mit mancherlei gewandtem Taſchenſpiele, ſeinen Freunden in engerem Kreiſe manche vergnügte Stunde gemacht. Man rühmte dieſe ſeine Fertigkeit zufälligerweiſe einmal bei Hofe; und in einer der nächſten Aſſembleen, denen er gewöhnlich beizuwohnen die Ehre hatte, wurde er von den Damen, die nicht am Spiele theilnahmen, gebeten, daß er ſie mit ſeiner Kunſt unterhalten möchte. Wie er denn, nach der Weiſe ſeiner Landsleute, gegen Frauen immer artig und verbindlich war, ſo willfahrte er, wiewohl ungern, ihren Bitten und ergötzte ſie ein paar Stunden lang mit ſolchen Künſten, die ihm ohne einen großen Apparat unter dieſen Umſtänden möglich waren. Sei es nun, daß der Kammerherr Baron X., der zugleich das Amt eines Ceremonienmeiſters verſah, dieſe Art der Unterhaltung höchſt unſchicklich in einer Hof-Aſſemblee fand, oder, daß er das von ihm getroffene Arrangement durch ein ſolches iſolirtes und fremdartiges Spiel ungern geſtört ſah, oder daß er vielleicht gar das als eine Beleidigung auslegte, daß die Damen an der improviſirten Unterhaltung dieſes Franzoſen mehr Vergnügen hätten, als an ſeinem herkömmlichen Ceremoniel: kurz, er vergaß ſich ſo weit, daß er, als man endlich aufſtand, gegen ihn laut genug ſich äußerte: das ſei kein Spiel eines Cavaliers, ſondern eines Hofnarren. Der Colonel verlor ſeine Faſſung nicht. Er ließ ihn bloß durch einen ſtrengen Blick bemerken, daß er ihn wohl verſtanden habe, und miſchte ſich in's Geſpräch derer, die um ihn ſtanden, mit einer Ruhe, als wäre gar nichts vorgefallen. Er war verſichert, daß er, falls er Klage geführt, die glänzendſte Genugthuung bei dem Fürſten erhalten hätte, der ihm in aller Gnade gewogen war, wie es nur das Verdienſt in ſolcher Lage erwarten durfte. Aber

er verzichtete mit Edelmuth auf sein Recht, dessen Gebrauch unter diesen Umständen als Rache hätte gelten können. Er wollte als Mann von Ehre handeln und forderte ihn. Man schlug sich auf Pistolen auf zwölf Schritte. Der Kammerherr, der zuerst schoß und wohl zielte, traf den Colonel, so daß dieser als ein Opfer seines Edelmuthes erlag.

Während die Beiden mit der Erzählung des Factums und mit Bemerkungen darüber, die durchaus zu Gunsten des Colonels fielen, beschäftigt waren, trat der herbeigerufene Geistliche herein und verfügte sich sogleich in das Zimmer, wo der Kranke lag. Der Arzt und der Major verließen dasselbe. Der Letztere bot den Männern Sitze an; er selbst ging im Zimmer auf und ab, indem er, zu sehr beschäftigt mit dem Andenken an seinen sterbenden Freund, nur zerstreut und stille an dem Gespräche theilnahm, das sich unter den Anwesenden entspann.

Der Arzt unterbrach zuerst das tiefe Stillschweigen, womit die Anwesenden das Unglück des edlen Mannes ehrten. „Schon wieder ein blutiges Opfer des unseligsten Vorurtheils," begann er, „den strafe ich, wahrlich, Lügen in's Gesicht, der mir noch einmal die Aufklärung, die Humanität, die Philosophie unseres Zeitalters und unseres Geschlechtes anrühmt. So lange unter uns noch diese barbarische Sitte des Zweikampfes herrscht und zwar gerade unter einer Klasse, die unter allen die gebildetste sein sollte, weil sie die vornehmste ist; so lange noch der barste Unsinn für Consequenz gilt, kaltes Morden und Mordenlassen für Charakter, sklavische Unterwürfigkeit unter ein rechtswidriges Herkommen für Freiheit und Gerechtigkeit: so lange nenne ich ein solches Geschlecht ein von Grund aus verderbtes, das höchstens seine gesteigerte Verständigkeit dazu gebraucht, um das offenbarste Verbrechen durch Sophismen abzuläugnen, und die widrigste Unnatur unter dem Deckmantel der reinen, feinen Sitte zu verhehlen. Oder wie? ist das nicht Unnatur, wenn man ein langes, verdienstvolles Leben in einem unbewachten Augenblicke des Zornes bloßstellt und aufopfert? wenn man ein widerfahrenes Unrecht, gleich dem rohesten Menschen, mit

Blut rächt? Doch, was sage ich: Unrecht! Kann man so ein bloßes zweideutiges Wort nennen, einen einzigen Querblick, einen unsichern Schritt, eine kleine Uebereilung, ein pures Nichts? Ist in diesem gefährlichen Spiele noch ein Verhältniß zwischen dem, was man einsetzt, und dem, was man gewinnt? Ist in einem solchen heillosen Kampfe überhaupt etwas zu gewinnen? Oder wird denn da ein begangenes Unrecht aufgehoben, ein zugefügter Schaden ersetzt? Wird darum die Lüge zur Wahrheit, die Wahrheit zur Lüge, weil der Beleidigte seine Gesundheit und sein Leben einbüßt, oder es seinem Beleidiger raubt? Auf dieß Alles ist sicherlich nichts zu antworten ... Und es sei nun der entscheidende Schritt gethan, der sogenannte Ehrenkampf gestritten — — Meine Freunde! man muß solchen Jammerscenen öfter beigewohnt haben, um das ganze Entsetzliche der verzweifelten Lage eines zum Tode Verwundeten zu fühlen ... ohne Anspielung auf den gegenwärtigen Fall! Er ist für uns Alle verletzend genug, aber auch beruhigend, jenes wegen der Freundschaft, dieses wegen der Starkmüthigkeit des edeln Mannes. Aber könnte ich Ihnen so manche jener Scenen malen, von der ich Zeuge gewesen; nicht des weichlichen Jammers, noch der ohnmächtigen Wuth (denn unglücklicherweise habe ich immer Männer gefunden unter den Gefällten), sondern jener eiskalten Resignation, die, bei dem Rückblicke auf eine nichtswürdige That, bei dem Gefühle der peinlichsten Gegenwart, und bei der Vorahnung einer düsteren Zukunft, sich in sich selbst zurückzog, wie ein gequetschter Wurm, und endete in stiller Angst und Verzweiflung ... Nun denken Sie sich, daß ein solcher Mann beinahe noch der Glücklichere sei im Vergleich mit demjenigen, der ihn besiegte und tödtete. Stellen Sie sich vor, wie er, gleich Kain, beladen mit dem entsetzlichen Fluche des Brudermordes, entflieht, umherirrt, immer verfolgt, wohin er sich wendet, von dem Schatten des Getödteten, der ihm vielleicht gar einst Freund geheißen war, — ohne Freude und Frieden im Leben, ohne Trost und Hoffnung im Tode ... Es sei ferne von mir, den Einzelnen deßhalb zu verdammen; für ihn, den Unglücklichen,

kann in der Bruſt eines rein menſchlich fühlenden Mannes keine andere Empfindung Platz finden, als Theilnahme, Mitleid; und um ſo größeres Mitleid, wenn er zugleich ein edler Menſch war. Aber die Zeit muß ich verdammen, das Volk, in dem ein ſo barbariſches Vorurtheil herrſcht, wo man den Einzelnen ſogar zwingt, bei Verluſt ſeiner Ehre, ſeines Glückes, daß er, oft gegen ſeine beſſere Ueberzeugung, wider ſein menſchlicheres Gefühl, einem Anderen, ſeinem Bruder, Gewalt anthue und ſich von ihm Gewalt anthun laſſe. Einen ſolchen Eingriff in die perſönliche Freiheit, in die innigſte Ueberzeugung Anderer nenne ich eine Grauſamkeit ohne Gleichen, eine Entwürdigung der menſchlichen Natur und eine Entweihung ihrer heiligſten Rechte."

„Ich ſtimme dem vollkommen bei," nahm der Profeſſor das Wort, „was unſer ehrenwerther Freund gegen die Sitte des Zweikampfes vorgebracht hat. Ich bin zwar vielleicht nicht der Empfindung des edlen Zornes ſo fähig, wie ſein durch mannigfache Erfahrungen aufgeregtes Gemüth; aber deſto gewiſſer ſteht dagegen meine Ueberzeugung, die ſich in mir durch reifes, ernſtes Nachdenken über dieſen vielbeſprochenen Gegenſtand ausgebildet hat ... Ohne auf die oft nichtigen Veranlaſſungen der Zweikämpfe und ihre meiſtens ſchauerlichen Folgen Bedacht zu nehmen, finde ich dieſe Handlung aus mehreren ſittlichen Rückſichten für unerlaubt und verdammlich. Der Beweggrund hierzu iſt erſtlich doch zunächſt nur: Rache am Gegner zu nehmen. Ich will es zugeben, daß man ſich dieſes Motives nicht immer deutlich bewußt iſt, nicht deſſen bewußt ſein will, weil es ſonſt einem jeden, für ſittliches Gefühl nicht ganz abgeſtumpften Menſchen in aller ſeiner Unwürdigkeit und Verdammlichkeit erſcheinen müßte. Aber, wenn auch verſteckt, wirkt es in ſeiner Verborgenheit nur um ſo mächtiger, da es, als die natürlichſte Triebfeder, ſo zu ſagen die feinſten Nerven des menſchlichen Herzens berührt und aufregt. Ich ſage: die natürlichſte, d. h. die dem Menſchen in ſeinem Urzuſtande angemeſſenſte, wo er nämlich noch ohne allen

gesellschaftlichen Schutz, bloß auf sich selbst zurückgewiesen, beinahe mit jedem Augenblicke Gewalt mit Gewalt abzuwehren genöthigt ist. Sie hört aber auf, ihre Bestimmung zu verlieren, wo der wilde Zustand in den sittlichen übergeht; wo das Reich des Geistes immer mehr Raum gewinnt und den Einfluß des Instinctes verdrängt; wo an die Stelle der Gewalt das Recht tritt, und die rohe, zügellose Sitte gebändigt wird durch die mild-strengen Gesetze der Civilisation und der Vernunft. In einem solchen geregelten, Recht und Wahrheit schützenden Verbande, auf der Stufe der höher strebenden, reiner fühlenden, ernster abwägenden Vernunft noch dem Rachegefühle, dem bloßen Naturtriebe als *solchem*, mit Bewußtsein zu folgen, das würde den Menschen zum Thiere, ja unter das Thier herabwürdigen und ihn mit Recht der Achtung aller vernünftig Denkenden verlustig machen ... Man stellt sich freilich ganz plausible *Zwecke* vor, die man durch eine solche Handlung erreichen will. Man will sich Recht verschaffen; man will einer üblen Nachrede abhelfen; man will Respect einflößen, man will vielleicht sogar einen Heuchler entlarven, einen Thoren züchtigen, einen Verbrecher bestrafen. Wohl, aber es wäre ungleich besser, wenn man seine ganze sittliche *Handlungsweise* vorerst so einrichtete, daß man zu einer solchen *Handlung* nie Zuflucht zu nehmen genöthigt wäre. Wer sich's zum Zwecke seines Lebens macht, in den Geschäften bedachtsam und ordentlich, im Umgange sittsam und bescheiden, im Privatleben rein und unbescholten, im Berufe thätig und gewissenhaft, in seinen Aeußerungen und Anmuthungen vorsichtig und bescheiden, in allem seinem Thun und Lassen *vernünftig* zu sein: der wird nie in die peinliche Verlegenheit kommen, einzelne Zwecke mit Hast verfolgen und durch Gewaltstreiche seine Rechte erobern zu müssen. Zugegeben aber auch, daß der Mensch, auch der rechtschaffenste und klügste, manchmal durch Lässigkeit oder Unvorsichtigkeit oder durch unausweichliche Umstände in große Verlegenheit wegen seiner Ehre kommen könne, und in solchen Fällen wo möglich

sein Recht, seinen Ruf, sein Ansehen vertheidigen müsse: so folgt daraus noch nicht, daß er dieß durch jedes ihm zu Gebot stehende Mittel thun dürfe, sondern nur durch ein erlaubtes, zweckmäßiges, das mit den Grundsätzen der Vernunft und den Gesetzen des Staates übereinstimmt. Hier stehen wir aber auf dem Punkte, von dem aus der Zweikampf, abgesehen von allen und jeden Beweggründen und Zwecken, als geradezu vernunftwidrig, mithin als rein verwerflich erscheint. Denn der Zweikampf unterwirft erstlich das, was Gegenstand des Rechtes, der Prüfung und der Entscheidung durch die Vernunft ist, der bloßen Gewalt, der Schlichtung durch die Waffen, oft dem launenhaften Spiele des Zufalls und der äußerlich mechanischen Geschicklichkeit im Gebrauche physischer Kräfte. Das ist aber ein offenbarer Eingriff in die Majestätsrechte der Vernunft, eine Verweisung der sittlichen Angelegenheiten in das Gebiet roher Naturkräfte, eine Verzichtleistung auf das Edelste, was der Mensch besitzt, auf das Gefühl für Recht und Wahrheit, das hier einer mechanischen Handlung Platz machen muß. Zweitens findet hier im Gebrauche dieses Mittels kein Unterschied statt zwischen dem Beleidiger und Beleidigten. Wer auch von seinem Rechte noch so sehr überzeugt ist, muß auf alle Vortheile Verzicht leisten, die ihm nach vernünftigen Gesetzen zukommen, und wer sein Unrecht noch so sehr einsieht, er steht nicht im mindesten Nachtheile im Gebrauche der Vertheidigungsmittel, die ihm die Sitte darreicht. Beide haben gleiche Waffen, gleiche Gefahren, gleiche Hoffnungen. Der rechtschaffenste Mann gibt vielleicht dem größten Böswichte die Waffe, das Recht, ihn zu morden, und dieser bedient sich derselben mit einer Zuversicht, mit einem Präjudiz, als wenn er der Gerechte, der Beleidigte wäre. Wahrlich, eine solche Verkehrung aller sittlichen Verhältnisse ist die keckeste Verspottung der Vernunftgesetze; und Männer, die einer so durchaus unmoralischen Sitte sich anbequemen, sind kaum von dem Vorwurfe freizusprechen, daß sie entweder durch Vorurtheil und Leidenschaft für das, was recht und gut ist, ganz blind

sind, oder daß sie sich wohl gar mit Vorsatz über alle Schranken der Sittlichkeit hinwegsetzen. Ich kenne übrigens gar wohl die Gründe, womit man den Zweikampf beschönigen will. Man schützt das Nothrecht vor in Ehrensachen. Ich erwidere aber bloß: Entweder ist die Ehre wirklich gefährdet, oder nicht. Im ersten Falle gibt das Gesetz das Mittel an, sein Recht zu verfolgen; im zweiten Falle ist es thöricht, etwas zu suchen, was nie verloren ging ... Man sagt ferner: der Staat dulde den Zweikampf. Der Staat kann durchaus keine eigenmächtige Rechtsverfolgung dulden, keine Selbstgenugthuung, weil sie, als solche schon, ein offenbarer Eingriff in die allgemeine Ordnung und Gesetzlichkeit wäre. Und wenn es auch einen civilisirten Staat gäbe, wo der Zweikampf geduldet würde (was ich geradezu läugne), so würde daraus nur folgen, daß die Handlung als illegal nicht verpönt sei, keineswegs aber, daß sie nicht als unmoralisch verdammt werden müsse. Das Gesetz der Vernunft steht über allen Gesetzen eines Staates, und was einmal nach Vernunftprincipien unrecht ist, das kann durch Staatsmaximen nie und nirgends als recht bezeichnet und gehandhabt werden ... Man wirft endlich ein: man verliere die öffentliche Achtung der Standesgenossen und alle die damit verbundenen Güter des Lebens ... Auch dieser Einwurf fällt weg, wenn man anders zwischen dem Pöbel, der sich leider in allen Ständen befindet, und zwischen den wahrhaft Edeln einen Unterschied macht, und wenn man Muth genug hat, dieß Geschrei des erstern zu verachten, und Bescheidenheit genug, mit dem Beifall der letztern zufrieden zu sein. Was man aber von dem Verlust ‚der damit verbundenen Güter des Lebens' sagen will, verstehe ich vollends nicht. Es wird doch nicht in irgend einem Staate dahin gekommen sein, daß derjenige, der sich standhaft weigert, den bestehenden Gesetzen zuwider zu handeln, von den ‚Standesgenossen' deßhalb zur Rede und zur Strafe gezogen werde! Ein solcher Trotz gegen die ganze Gesellschaft wäre nur eine Aufforderung mehr für den ‚Mann von Ehre', dieser einzelnen

Partei selbst Trotz zu bieten und ihre geheimen Umtriebe durch offenen Widerstand an's Tageslicht zu ziehen. Die Unannehmlichkeiten und Gefahren, die er sich von jener Partei etwa zuziehen könnte, darf er nicht scheuen; es wäre nichts als ein Opfer, das er als Staatsbürger dem Vaterlande zu bringen schuldig ist. Sollte ihn auch der Staat selbst nicht dafür schadlos halten, so kann, so muß er sich mit dem Lohne begnügen, den er in sich selbst allzeit findet, — dem schönen Bewußtsein, daß er seiner Pflicht als Mensch und Bürger treu geblieben ist."

Der Advocat, aufgefordert, auch seine Meinung zu sagen, nahm Anfangs Anstand, weil, wie er sagte, die vorliegende Frage zu denjenigen gehöre, die man zwar mit vielen Gründen *für* und *dawider* erörtern könne, aber nimmermehr genügend entscheiden. Auf das Zudringen der Freunde ließ er sich endlich doch bereden, seine Ansicht kurz darzulegen.

„Wir sind zwar Alle einig," sagte er, „über die Principien, daß der Mensch noch etwas Höheres habe, als das Leben, und daß er dieses im Nothfalle daran setzen soll, um der Ehre wegen. Auf diesen Grundsätzen beruht wenigstens die Berechtigkeit eines Krieges überhaupt; und allgemein genommen, müssen sie daher, wie auf den Kampf zwischen ganzen Völkern, also auch auf den Kampf zwischen Individuen anwendbar sein. Aber man läugnet, daß dieser Nothfall bei den Einzelnen je eintreten könne; man steht wenigstens an, irgend ein Gesetz, eine Regel dafür festzusetzen; man bescheidet sich, daß *vor* der That kein anderer Rath als Zweifel, und nach derselben kein anderes Gefühl als Mitleid statthaben könne . . . Mich däucht, der Zweikampf müsse, als eine öffentliche, in's Staatsleben eingreifende Handlung, auch nur nach den Gewohnheiten und Gesetzen jeglichen Staates beurtheilt werden. Es handelt sich hier nicht um eine rationelle Moral, deren Grundsätze, so wahr und evident sie auch an sich sind, doch nie und nirgends eine volle, unbedingte Anwendung haben können; sondern es handelt sich hier um die öffentliche Moral, die sich in ver-

schiedenen Zeiten und Orten ausgebildet, und ihre Gesetze nach der Eigenthümlichkeit der Mitglieder eines Staates, durch Modificirung jener allgemeinen Moralgesetze, näher bestimmt und angepaßt hat. Daraus ist es denn auch zu erklären, wie über Einen und denselben Punkt, der Moral ehemals und jetzt, hier und dort, eine solche Verschiedenheit — obgleich nicht Entgegensetzung — der Statuten geherrscht habe und noch herrsche. Dieß gilt denn auch insbesondere in Ansehung des Zweikampfes. Die Griechen und Römer, zwei Nationen, die sich sonst durch Muth und Tapferkeit so sehr ausgezeichnet haben, kannten die Gewohnheit des Zweikampfes soviel wie gar nicht. Ihre Gefühle von Ehre waren von den unsrigen ganz verschieden. Jener große Grieche konnte zu dem Manne, der ihm mit dem Stocke drohte, in's Gesicht sagen: ‚Schlage mich, nur höre mich an' — unbeschadet seiner Ehre. Und Octavianus konnte dem Antonius, der ihn herausforderte, mit dem Worte ausweichen: ‚seinem Gegner stünden viele Wege offen zum Tode' — unbeschadet seines öffentlichen Ansehens und seines persönlichen Rufes. Natürlich. In jenen Staaten, wo des Vaterlandes Sache das Höchste, ja Alles war, ging die Sache des Einzelnen, die Ehre, die Freiheit, der Wille des Individuums ganz unter in der öffentlichen Gerechtigkeit. In solchen Staaten hört der Mensch auf, Mensch zu sein; er ist bloß Bürger, und so sehr auch seine Freiheit erweitert und verstärkt ist in der Vereinigung mit der allgemeinen, so gering, ja nichtig ist sie, sobald sie sich isoliren und auf sich selbst dastehen will. Darum ist selbst in despotischen Staaten in gewisser Hinsicht mehr persönliche Freiheit, mithin mehr Recht zur Behauptung derselben, als in republikanischen, wo, weil jeder Bürger an der Herrschaft nächsten Antheil nimmt, auch jeder Bürger zur Unterwürfigkeit unter die allgemeine Ordnung die strengste Pflicht hat... Ein ganz anderer Fall war es bei unsern tapfern Vorfahren, den Deutschen. Sie hatten lebendiges Gefühl für persönliche Freiheit und duldeten schon sofern nicht die bindende Kraft des Gesetzes. Jeder verfocht daher

seine eigene Angelegenheit, und verfocht sie, da kein Recht sprach, durch die Waffe. Als sie späterhin in größere Völkerschaften sich vereinigten und sich zu den mildern Lehren des Christenthums bekannten, so war theils jene Gewohnheit des Zweikampfes unter Einzelnen und Parteien zu sehr eingewurzelt, als daß man sie, unbeschadet des National-Charakters, sobald wieder hätte ausrotten können; theils blieb die Gesetzgebung immer noch so unvollständig, daß die Entscheidung der Waffe als Rechts-Supplement fortdauern mußte. Ja, indem der Zweikampf als eine unter die unmittelbare Leitung eines höhern Wesens gesetzte Handlung betrachtet und behandelt wurde, so bekam er durch diesen religiösen Charakter erst recht festen Bestand und bleibende Dauer.... Mit der Zeit verschwand freilich diese Ideenverknüpfung, und damit auch die heilige Bedeutsamkeit dieser Gewohnheit. Aber die Gewohnheit blieb. An die göttliche Ehre, unter deren Garantie die persönliche gesetzt war, trat jetzt die persönliche. Und wie denn immer, wann der Mensch in seinen Handlungen nichts Höheres anerkennt und will, als sich selbst, so artete nunmehr die Gewohnheit in wilden Mißbrauch aus, und was früher Ueberzeugung war, wurde zum bloßen Vorurtheile. Indessen auch üble Gewohnheiten und Vorurtheile gehören zum Leben dieses und jenes Staates, in dieser und jener Zeit; und man würde vielleicht diese äußern moralischen Schäden mit einem Male durch strenge Mittel nicht heilen können, ohne ihre Wirkungen nach Innen zu treiben und das Leben der Nationen selbst oder doch ihrer edlern Theile in Gefahr zu bringen. Auch vermochten z. B. die strengen Maßregeln der Ludwige nicht, diese Gewohnheit, die wirklich entsetzlich ausgeartet hatte, in ihren Landen ganz zu unterdrücken. In solchen Fällen können nur gelinde, weislich gebrauchte Mittel dem Uebel, wo nicht ganz abhelfen, doch Einhalt thun, und es für das öffentliche Wohl unschädlich machen. Zu diesem Grundsatze bekennen sich denn auch fast alle aufgeklärten Regierungen unserer Zeit... Positive Gesetze können nämlich Selbsthülfe eigentlich weder verbieten, noch

erlauben; nicht verbieten, so oft der Arm des Staates zur Abwehr des Unrechtes nicht bereit sein kann; nicht erlauben, so oft Recurs stattfinden kann an das Gesetz und seine Vollzieher. Nun glaubt man aber eben, daß es vielfältige Fälle gebe, die weder materiell zur Abwehrung durch die Noth, noch formell zur Berufung auf das Gesetz sich eignen. Und wenn man sich nicht zu der gröbsten Kasuistik verleiten lassen will, so muß man dieß in Ansehung vieler sogenannten Ehrenpunkte gewiß zugestehen. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß in solchen Fällen sowohl der Staat als auch das Individuum in einer nicht geringen Verlegenheit sich befinden. Aber eben darum, um einerseits seinem Ansehen nichts zu vergeben, und anderseits das Recht des Einzelnen nicht zu verkümmern, ignorirt der Staat solche Handlungen, sofern sie nämlich nicht durch ihre Folgen in's öffentliche Leben eingreifen. Und die Individuen, da sie bei ihrer Nothhülfe weder die Absicht haben, dem Gesetze Hohn zu sprechen, noch die Willkür, dem Gegner Schaden zuzufügen (indem jeder in diesem ernsten Spiele gleichviel einsetzt und gleichviel gewinnen und verlieren kann), so sündigen sie weder an sich selbst noch am Staate; sie behaupten ihre Freiheit und ihr Recht, ohne dem öffentlichen Gesetze den Gehorsam aufzukünden oder der rechtmäßigen Gewalt ihre Achtung zu versagen. Wenn dessen ungeachtet, durch Umstände, die vom Zufall abhängen, ihre Handlung zu einer öffentlichen wird, und insofern zu einer in ihren Folgen für die Gesellschaft schädlichen und darum strafbaren: so wird ja derjenige, welcher vordem Muth genug hatte, Alles zu wagen, um das Edelste zu retten, auch nachdem Muth haben, jedweden nachtheiligen Folgen in Ansehung seiner bürgerlichen Existenz entgegen zu sehen, im reinen Bewußtsein, daß er sich und das Seinige seiner besten Ueberzeugung als Opfer dargebracht habe."

Der Professor wollte lebhaft widersprechen; aber der Major, welcher die letzten Aeußerungen des Advocaten mit Aufmerksamkeit und Beifall vernommen hatte, erbat sich das Wort.

„Die Bemerkungen," sagte er, „welche mein Freund vom

Verhältniß freier Männer zu den öffentlichen Gesetzen und ihren Vollziehern verlauten ließ, scheinen mir im Allgemeinen sehr treffend, und in Beziehung auf den Kriegerstand ganz besonders passend zu sein. Ohne auf die Verdienste anderer Stände scheel zu sehen, so ist doch soviel gewiß, daß kein Bürger einerseits für das allgemeine Wohl mehr daranzusetzen hat, nämlich sein Leben und seine Freiheit, — wo es die Noth fordert; und daß anderseits von der Gesellschaft keiner weniger erwarten darf, als eben er. Um also doch nicht gegen einen so ehrwürdigen Stand unbillig zu sein, was kann der Staat anders thun, als die Individuen in dem auszeichnen, was, unbeschadet der Ordnung des Ganzen, geschehen kann? Er verleiht ihm Privilegien höhern Werthes: Ehre vor Allen und Freiheit in Allem, so weit jene ohne förmliche Zurücksetzung der übrigen Staatsglieder und diese ohne auffallende Beeinträchtigung der Staatsgesetze möglich ist. Diese Ehre rein zu bewahren, ist dem rechtschaffenen Krieger die höchste Pflicht, und diese Freiheit zu gebrauchen, das größte Recht; und er kann, er muß sich der letztern um so mehr dann bedienen, wenn jene ersteren von irgend einem Anderen bedroht wird, als von dem, der ihm Ehre und Freiheit verliehen, seinem alleinigen Herrn, dem er dient, und denen, die in seinem Namen und nach dessen Willen befehlen. Für den Offizier muß es darum ungleich mehr und zartere Ehrenpunkte geben, als für andere Mitglieder des Staates; und eben darum muß ihm auch ein weiterer Raum offen stehen, wo er die bedrohte Ehre sichern und die beleidigte, wie man sagt, rächen kann."

„Gesetzt aber auch," fiel der Professor ein, „daß wir dem Offizier diese Vorzüge unbestritten lassen wollten, so bleibt immer noch die Vorfrage unbeantwortet, was denn die Waffe mit der Ehrensache, die Gewalt mit dem Rechte, der Zufall, die Willkür mit der Nothwendigkeit, dem Gesetze zu thun habe? Der Zweikampf ist und bleibt doch unter allen Verhältnissen ein unzweckmäßiges, ein vernunftwidriges Mittel."

„Er ist eben," versetzte der Major „ein Nothmittel, das,

wie im Kriege, d. h. in Entscheidung großer Mißhelligkeiten zwischen den Staaten, so auch in Schlichtung persönlicher Zwiste zur Aushülfe dient, wo das Recht oder Unrecht der Forderungen und Leistungen nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe bestimmt werden kann. Ist doch selbst da, wo die Streitfälle minder verworren und die Gesetze vollständiger und klarer sind, ein solches supplementum juris gar oft nöthig, und wird, obgleich als ein dem Rechtsbegriffe ganz fremdartiges Mittel, bei Gerichten als rechtskräftig gebraucht! Es ist der Eid, die Betheuerung der Wahrheit mit Berufung auf Gott. Man wird aber wenigstens eingestehen, daß ein solches Einsetzen seiner Seele und Seligkeit ein ungleich verzweifelteres Mittel ist, als die Bloßstellung der Gesundheit und des Lebens um Recht und Wahrheit willen. Doch ich will mich auf die Untersuchung dieses Rechtsverhältnisses nicht weiter einlassen, da diese Frage, wenn es nöthig wäre, von meinem Freunde hier klar und bündig genug beantwortet werden könnte. Aber dieses gebe ich noch zu bedenken, daß die Waffe, die der Offizier bei solchen Gelegenheiten gebraucht, mit seiner Ehre sehr genau zusammenhängt, weil seine Ehre unzertrennlich ist von seinem Muthe. Ich will mich deutlicher erklären. Es gibt nämlich, wie wir zwischen natürlichen und positiven Rechten und Pflichten unterscheiden, auch natürliche und positive Tugenden; und die letzteren nicht nur für Staaten, sondern auch für Stände. So fordern wir zwar von allen Menschen, daß sie z. B. redlich, verständig und muthig seien. Aber doch verlangen wir insbesondere und in einem vorzüglichen Grade vom Geschäftsmanne Redlichkeit, vom Gelehrten Verstand und Kenntniß, vom Krieger Muth. Diese letztere Eigenschaft ist also ohne Zweifel die erste Tugend des Kriegers; und in der günstigen öffentlichen Meinung anderer Menschen, daß er Muth besitze, besteht seine höchste Ehre. Was also immer diesen meinen Muth in Zweifel setzt, das tastet meine Ehre an; denn da der Andere gar wohl weiß, daß ich von Standeswegen die Waffe führe, und daß ich diese Waffe vermöge des Herkommens (man nenne es immerhin Vorurtheil!)

als Vertheidigungsmittel meiner Ehre gebrauchen darf und — muß, wenn ich nicht meinem guten Rufe schaden will: so ist jede vorsätzliche Beleidigung, sie betreffe nun unmittelbar eine noch so entfernte, fremdartige Sache, mittelbar eine offene Anschuldigung meiner Muthlosigkeit und mithin eine Herausforderung zum Beweise meines Muthes ... Mag es nun mit diesem Beweise selbst bei manchen Zweikämpfen eine Bewandtniß haben, welche es wolle; mag immerhin ein Mann, der solche Streitigkeiten leicht eingeht, sogar frech aufsucht, an seiner Menschenehre mehr noch verlieren, als er an seiner Standesehre gewinnt; mag man sogar zugestehen, daß es einzelne Fälle gebe, wo die muthwilligsten Raufer unter vier Augen die feigsten Memmen Angesichts des Feindes seien: das alles beweist nichts gegen die Sitte des Zweikampfes, gegen das Recht im Gebrauche dieses Mittels und gegen die Anklage im Unterlassungsfalle. Der wackere, besonnene und ehrliebende Offizier kann hierin nicht leicht zu weit gehen. Denn er soll nicht bloß muthig scheinen, sondern auch *sein*, und nicht bloß muthig sein, sondern auch *scheinen*."

„Um diesen Vorzug," fiel der Professor ein, „dürfen dann wenigstens die andern Stände den militärischen nicht beneiden. Es scheint mir dieß ein sonderbares Privilegium zu sein," setzte er ironisch lächelnd hinzu, „wenn man auf der Ehrenwache immer zwischen Leben und Tod gestellt ist."

„Wir muthen es auch den Individuen aus andern Ständen nicht zu," versetzte der Major freundlich, „daß sie ihre Ehre mit unserer Waffe vertheidigen. Des Gelehrten Waffe z. B. ist eben — der Federkiel. Die *Wahrheit* mit dem *Worte* vertheidigen, ist sein Muth, und sie *gut* vertheidigen, seine Ehre. Er kann also auf eine gar leichte Art die Wirksamkeit des Mittels mit der Heiligkeit des Zweckes vereinigen. Sie sehen hieraus, wie billig wir Krieger Ihren Stand und seine Pflichten beurtheilen; wahrlich," fuhr er ernster fort, „ungleich billiger, als manche Gelehrte den unsrigen. Wie sie uns denn überhaupt als lästige und grausame Hindernisse der Civilisation

ansehen, so bezichtigen sie uns insbesondere, wenn sie unglücklicher Weise auf das Kapitel vom Zweikampfe gerathen, der Unwissenheit, der Rohheit, der Barbarei. Mögen diese Herren doch an ihren eigenen Busen greifen, und wenn sie es ohne Schamröthe können, ihre Augen auf die Blätter werfen, die sie und ihre Collegen so oft mit den pöbelhaftesten Schmähungen und schamlosesten Verleumdungen gegen einander anfüllen. Das sind doch wohl keine moralischen Mittel ... Doch fern sei jede Recrimination."

Der Professor schien etwas betroffen. Die Verlegenheit wuchs mit dem Stillschweigen. Da unterbrach der Advocat: „Wenn nun aber einmal Zweikämpfe sind und immer sein werden (denn leider bestimmen sich die Menschen in ihren Handlungen selten nach Grundsätzen, meistens nach Gewohnheiten): so ist es doch Pflicht, durch allgemeine zweckmäßige Maßregeln sie minder zahlreich und schädlich zu machen. Warum (um kurz zu sagen, was ich meine), warum zögert man immer noch, nach so vielen traurigen Erfahrungen, Ehrengerichte einzuführen?"

„Weil diese Standesgerichte," antwortete der Major, „unter jeglicher Form weder von dem Individuum gewünscht, noch vom Staate geduldet werden können. Für den Einzelnen hätten sie allerdings den Vorzug, daß seine Handlungen von Männern gleichen Berufes, gleicher Gesinnung, gleicher Theilnahme gerichtet würden. Allein (abgesehen davon, daß hier noch mehr als anderwo Parteilichkeit und Leidenschaft sich in's Spiel mischen könnten,) diese Gerichte hätten doch für jeden Fall den Nachtheil, daß die Empfindungen des Individuums, sein Gefühl für Ehre, dieses unschätzbare Gut seines Standes, der Prüfung Anderer unterworfen würden, und daß es sich's gefallen lassen müßte, wenn es in der Ausübung seiner Freiheit, auf die es mit Recht den höchsten Werth setzt, gerade in der wichtigsten Angelegenheit gehemmt würde..... Für den Staat aber wären die Ehrengerichte, in der Bedeutung und in dem Umfang, wie man sie vorschlagen will, sogar verderblich. Es wären, mit Einem Worte, Vehmgerichte, nur unter einem andern Namen,

und es stünde mit Grund zu befürchten, daß sie gar bald die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit immer mehr ausdehnen, und zuletzt selbst in die Rechte der Staatsgewalt Eingriffe machen würden. Wenn also doch der Gesetzgeber hier, wo es sich um Aufrechthaltung der wohlverdienten Privilegien eines Standes handelt, zwischen zwei Uebeln wählen muß, so wird er lieber das geringere ertragen, die Selbsthülfe einzelner Individuen, als das größere, die Selbsthülfe, die außergesetzliche Gerichtsbarkeit einer ganzen Klasse."

„Ein Uebel ist also der Zweikampf doch; das gestehen Sie selbst ein," fiel der Arzt lebhaft ein. „Und wahrlich, wenn man ihn mir mit noch so vielen Gründen zu vertheidigen sucht, so wird man mein Gefühl nimmermehr bestechen, daß ich ihn als ein großes Uebel nicht sehr bedauere; und meinen Verstand höchstens nur dahin überzeugen, daß ich ihn als ein nothwendiges Uebel ansehe und entschuldige".

„So fühlt, so denkt jeder Menschenfreund," erwiederte der Major. „Er wird die Gründe der Handelnden achten und die Folgen der Handlung bedauern. So fühlen, so denken wir Alle auch über jenen großen, furchtbaren Zweikampf zwischen ganzen Völkern, den Krieg. Wir sind verständig genug, um die Nothwendigkeit, die Gerechtigkeit, die Heiligkeit eines solchen Kampfes einzusehen, und zugleich menschlich genug, um die unzähligen Opfer zu beklagen, die unter Brandstätten verhungern und auf Schlachtfeldern verbluten..... Eine einzige Bemerkung erlaube ich mir noch: Der Ausdruck ‚nothwendiges Uebel', den man so oft hört, scheint mir einen Widerspruch in sich zu enthalten. Denn der Zweikampf ist, wie der Krieg, entweder kein Uebel, wenn er nothwendig, oder er ist nicht nothwendig, wenn er ein Uebel ist. Doch wir wollen diese feinen Distinctionen lassen..... Wenn er doch ein Uebel ist, so hat er gewiß auch viel Gutes in seinen Folgen, welche, wenn sie auch nicht so fühlbar, doch im Stillen, wie manches Große, sehr wirksam sind. Der Schmerz, den das einzelne Glied fühlt, gereicht zur Heilung des ganzen Körpers. Ich will aber nur

auf zwei wohlthätige Folgen aufmerksam machen. Er ist erstens ein Schutz gegen Unterdrückung. In einem Stande nämlich, wie der unsrige, wo das Ansehen des Befehlenden so strenge und der Gehorsam des Untergeordneten so unbedingt sein muß, wie leicht möglich wäre hier ein Mißbrauch der Macht, wenn es nicht ein Mittel gäbe, das selbst die Gewalt zwingen könnte, gerecht zu sein! Zweitens aber, und noch mehr, ist der Zweikampf eine Wehr gegen den Leichtsinn und Muthwillen. Denn unter Individuen von so verschiedenen Altern und Graden, Denkarten und Handlungsweisen: wie wäre es möglich, so mannigfaltige Beleidigungen zu vermeiden, wenn nicht die beständige Gefahr die Hitze dämpfte und die immer drohende Waffe den Leichtsinn abschreckte? Wahrlich, wer wird ermessen können, wie viel dieser Furcht (vor Händeln, sagt der Brave, nicht vor Wunden) zuzuschreiben sei, daß unsere Krieger, bei der leichten Reizbarkeit ihres Ehrgefühles und bei der großen Liebe zur Freiheit, wovon sie alle gleich beseelt sind, so wohlwollend gegen einander, so verträglich im Umgang, so bereitwillig in Verlegenheiten ihrer Kameraden, so nachsichtig gegen ihre Eigenheiten, so schonend für ihren guten Ruf, so wahrhaft brüderlich sich benehmen .... Und wenn nun, meine Herren," fuhr er mit wärmerem Tone fort, „dieses kameradschaftliche Verhältniß unserer Krieger eine der Hauptursachen wäre, daß jener Geist der Eintracht und edlen Gesinnung, vermöge deren sich's Jeder zur hohen Ehre rechnet, Mitglied dieses ausgezeichneten Standes zu sein, daß, sage ich, dieser echte esprit de corps allgemein unter ihnen verbreitet ist; und wenn dieser esprit de corps selbst wiederum wohlthätig weiter wirkte, die Verehrung des Fürsten, die Liebe zum Vaterlande, die Hochachtung der Berufspflichten unter den Mitgliedern dieses Standes immer mehr beförderte: würde dann die Wohlthätigkeit jener Sitte noch ferner in Zweifel gezogen werden können? Ich wenigstens lebe der sichern Ueberzeugung, daß der Zweikampf für unseren Stand und dadurch auch für den Staat unzähligen Nutzen stiftet, ehe er Einmal sichtbaren Schaden bringt,

und daß mithin der Mann, der seine Ehre, dieses Palladium seines Standes, treu bewahrt und tapfer vertheidigt, auch dem Staate den Tribut, den er ihm schuldig ist, reichlich entrichte. Denn schwerlich kann er ihm einen wichtigeren Dienst erweisen, als daß er, der Eine, falle, damit nicht Alle verderben. Auch Er stirbt für's Vaterland."

Der Major hatte noch nicht ganz geendet, als der Geistliche heraustrat. Er verkündete den Schluß der Katastrophe mit den Worten: „Er hat ausgelitten!" Die Freunde stürzten in's Zimmer. Der Major beugte sich über das Haupt des Todten und senkte voll Wehmuth auf das bleiche Antlitz sein thränendes Auge; die Andern standen am Fuße des Lagers, die Scene des Todes stille betrachtend. Da der Geistliche bemerkte, von welch tiefen Schmerzensregungen die Anwesenden beim Anblick der Leiche ergriffen wurden, trat er mitten unter sie und redete also: „Es ist Pflicht des Predigers der Religion, daß er in solchen feierlichen Augenblicken des menschlichen Lebens, wo die Herzen durch Erstaunen, Schmerz oder ein anderes mächtiges, von außen anregendes Gefühl für die Stimme der Wahrheit geöffnet, vorbereitet sind, den Mund aufthue zur Verkündigung dessen, was recht und wahr und heilig ist. In solchen bedeutsamen Lagen zu schweigen, weil Vorurtheil und Abneigung dem zuwiderlaufen, was die Religion standhaft gebietet; zu schweigen aus persönlichen und andern Nebenrücksichten, wo die großen, ewigen Interessen allein ins Aug zu fassen sind, das wäre strafbare Nachlässigkeit im Dienste Gottes, ja gewissermaßen Verrath an der Wahrheit selbst."

„Ich will Sie, meine Freunde, nicht an den bestimmten Buchstaben des göttlichen Gesetzes erinnern, welches da sagt: Du sollst nicht tödten, — nicht an den ausdrücklichen Befehl des Herrn, der sich die Rache als Majestätsrecht allein vorbehalten hat[1], — viel weniger an jenes Gebot der Liebe, welches

[1] 5 Mos. 32, 35.

an dem Beleidiger wegen gewaltsamen Eingriffes Rache nimmt durch Anerbieten eines freiwilligen Opfers[1] — — — der Verstand der Weltkinder hat den ehrwürdigen Buchstaben oft genug bestritten, ihr Witz ihn verspottet, ihre Leidenschaft vergessen, verachtet. Eines mußten sie aber, trotz Vorurtheil und Abneigung, immer zugeben, daß der Geist des Evangeliums sei ein Geist des Friedens und der Eintracht, ein Geist der Langmuth und der Verzeihung, ein Geist der Liebe, die (wie sie der Apostel so schön schildert) nicht ehrsüchtig ist, nicht das Ihrige sucht; die nichts Arges denkt, sich nicht über das Unrecht freut, sondern über die Wahrheit; die Alles trägt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet[2]. Wie könnte denn nun aber mit diesem evangelischen, wahrhaft göttlichen Geiste eine Gesinnungs- und Handlungsweise in Eintracht stehen, wie sie von der Welt und ihren Kindern erlaubt, ja geboten wird — diese eifersüchtige Wachsamkeit über eine Ehre, welche das Vorurtheil geboren, die Eitelkeit groß gesäugt und die Rachsucht zur Unthat getrieben hat — diese eigenwillige Gewaltsamkeit, welche in die Rechte Gottes so offenbar verletzende Eingriffe macht — diese Selbstvernichtung, dieser Todtschlag Anderer, um keiner anderen Ursache willen, als um ein allgemein verbreitetes Vorurtheil zu schonen, eine nichtige Verleumdung niederzuschlagen, oder wohl gar um dem Gefühle des grausamen Hasses nachzugeben? Nein, mögen sie immerhin ein solches Benehmen vernünftig, ehrenvoll oder gar heroisch nennen, das Christenthum verdammt es laut: als unvernünftig, weil ein solcher Mensch das Recht des Geschöpfes außer dem Gesetze des Schöpfers sucht; als ehrwidrig, weil er seine menschliche Würde geradezu in die christliche Erniedrigung, in Stolz und Selbstsucht setzt; endlich als schwach, unmännlich, thöricht, weil er nicht Kraft in Gott genug hat, um in der Welt zu dulden; nicht Muth genug, um zu verzeihen, nicht Hoffnung und Liebe genug, um das Zeitliche dem

[1] Matth. 5, 39—41.

[2] I. Kor. 13

Ewigen hintan zu ſetzen, und weil er lieber ſeine Seele zu verlieren bereit iſt, als Verluſt am Irdiſchen, an Ehren und Gütern der Welt, zu leiden.

„Meine Herren, Ihr Erſtaunen und Ihr ernſter Blick auf dieſen edlen Todten hier ſcheinen nicht ohne Vorwurf die Frage an mich zu richten: ob ich das ſtrenge Gericht, das ich über die Zweikämpfe ausſpreche, auch auf dieſen Fall anzuwenden mich erkühne?

„Ich halte mich als Menſch und Chriſt an die Lehre des Evangeliums: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet[1].

„Ja, könnte, dürfte ich richten, wäre es mir, dem Menſchen, vergönnt, in des Herzens Tiefe Anderer zu leſen und die wahre Geſinnung zu ergründen; wäre es mir erlaubt, über fremdes Thun und Laſſen mein Urtheil zu fällen, und es nach den ewigen Geſetzen zu würdigen: ich müßte es laut bekennen: Dieſer war ein Gerechter. Denn wie Sie ſelbſt wiſſen, ihn riß zur gewaltſamen That nicht unüberlegter Eifer, leidenſchaftliche Hitze und Rachſucht, ſondern er ging mit jener Ruhe und jenem Ernſt zum blutigen Werke, wie ein unbeſtechlicher Richter, der über Recht und Unrecht entſcheidet. Und als er durch Gottes unergründliche Fügung ſelbſt als Opfer fiel, in einer gerechten Sache, da hörte man aus ſeinem Munde keine Klage über ein ungerechtes Verhängniß, keine Verdammung eines unedelmüthigen Gegners, ſondern er ſah mit ruhiger Ergebung zum Himmel und betete um Segen über den, der ihn ſchlug ....

„Darum, o Menſch, wer du immer ſo handelſt und denkſt und fühlſt, — ich richte dich nicht! Wenn du, nach des Apoſtels Mahnung[2], mit allen Menſchen, ſo viel an dir liegt, Frieden haſt, und nicht dem Zorne Raum gibſt; wenn du deſſen ungeachtet in Lagen und Verhältniſſe kommſt, wo du glaubſt, daß deine oder der Deinigen wahre Ehre, dieſes überaus werthvolle, zarte Kleinod, durch rohe, freche Hand ange-

[1] Matth. 7, 1. — [2] Röm. 12, 18. 19.

taſtet oder gar verletzt worden ſei; wenn du, nach ernſter, unparteiiſcher Prüfung, dich freiſprechen kannſt in deinem Gewiſſen von jeder herausfordernden Veranlaſſung, von jeder den anderen Theil empörenden Ungerechtigkeit; wenn du keinen andern Ausweg mehr offen ſiehſt, um deinen Feind zur Anerkennung ſeines Unrechtes, zum Widerrufe, zur Wiedererſtattung zu zwingen, zu bereden; wenn du dann in einem glühenden Eifer gegen das Unrecht, als ſolches ſchon, nicht bloß weil es dir widerfahren, zur Waffe greifeſt, zum Gottesurtheile ſchreiteſt, voll des wahrhaft edlen, erhabenen Bewußtſeins, daß dich der Rächer alles Unrechts auserkoren habe zum Werkzeuge ſeiner Rache, um zu verderben die Buben auf Erden; wenn du dir's innigſt bewußt biſt, daß du ohne Groll gegen die Perſon deines Feindes, ohne die unlautern Beweggründe der beleidigten Eitelkeit, des lüſternen Rachegefühles, der Selbſtſucht in den Kampf geben kannſt: dann wage ihn in Gottes Namen und kämpfe ihn als Mann. Ich richte dich nicht.

„Doch meine Freunde, es wäre ebenſo verwegen, über eine ſo außerordentliche Handlungsweiſe, die doch immer nur als Ausnahme anzuſehen iſt, eine Regel aufſtellen zu wollen, als es vermeſſen wäre, über eine Handlung dieſer Art, als ein einzelnes Beiſpiel, mit Zuverſicht ein rechtfertigendes oder verdammendes Urtheil auszuſprechen. Das wollte ich auch nicht. Ich wollte Ihnen nur die Nothwendigkeit der Strenge zeigen, womit wir nach dem Geiſte des Chriſtenthums jede Selbſtrache als ſolche verdammen ſollen, und zugleich die Möglichkeit der Milde, womit wir, unbeſchadet des Buchſtabens, eine ſolche Genugthuung ſeiner ſelbſt in Gott würdigen können. Indem wir ſo Gott geben, was Gottes, und dem Menſchen, was des Menſchen iſt, ſo werden wir ſtreng gegen uns ſein, nachſichtig gegen Andere; den Geſetzen, den heiligen, unveränderlichen, unſere Verehrung, fremden Fehltritten und Irrthümern Verzeihung angedeihen laſſen; wir werden, ſo oft wir zu Handlungen aufgefordert werden, unſer Benehmen unnachſichtig regeln nach den Grundſätzen des wahren

Christenthums, aber auch die Thaten anderer Menschen nach den Grundsätzen des nämlichen Christenthums milde beurtheilen; wir werden endlich unsern Verstand durch keine Sophistereien um das bethören lassen, was heilig, wahrhaft groß und edel, was ächt menschlich und christlich ist, aber wir werden auch unser Herz, trotz allen Einflüsterungen, nicht erhärten lassen, wenn wir einen edlen Mann fallen gesehen in einer Handlung, die vom Vorurtheil veranlaßt und darum bedenklich, ja verwerflich erscheint, die aber Gott, der Prüfer der Herzen, vielleicht als ein nicht mißfälliges Opfer gelten läßt, so daß er in seiner Langmuth den Mann, der es dargebracht, für würdig hält der Gnade und Erbarmung."

Die Adepten.

I.

Auf seinem Schlosse zu Seatown in Schottland saß Alexander noch spät in seinem Laboratorium, mit einem wichtigen Prozesse beschäftigt, dessen Ende und Ergebniß er noch diese Nacht abwarten wollte. Nach mehrjährigen, fruchtlosen Versuchen, jenes geheime Mittel zu erfinden, um aus minder edlen Metallen Gold zu gewinnen, glaubte er endlich in dem Recept des Cornelius Agrippa von Nettesheim, des Wundermannes seiner Zeit, den wahren Weg entdeckt zu haben, der ihn zum langersehnten und erstrebten Ziel, zum Reichthum und Ruhm eines Adepten unfehlbar führen werde. Jenem Lehrer zufolge liegt aber die materia prima nicht im Mercurius, wie Raimundus Lullus, noch im Antimonium, wie Basilius Valentinus statuirt, sondern im Vitriol, der aber selbst einem sehr schwierigen und langwierigen Prozesse unterworfen werden müsse. Nachdem nämlich dieser Naturkörper, — also besagt jenes Recept, — durch Kunst zu Pulver calcinirt und dann in der Retorte abgedämpft worden, bilde sich als wässeriger Niederschlag der Mercurius der Weisen. Das in der Retorte zurückgebliebene Pulver veredle sich zugleich, nachdem es mit Regenwasser ausgekocht, die Auflösung filtrirt und diese abgedampft worden, zu einer reinen weißen Erde, Jungfern-Erde genannt. Durch die innigste Conjunction beider Producte werde sodann der Geist fixirt, und ein neues Salz in der feinsten und reinsten Extraction als die Seele des Goldes gewonnen. Damit sei jedoch erst der Anfang des complicirten Prozesses gemacht. Dieselbe Inhibition, Digestion und Destillation müsse so oft wiederholt werden, bis sich die ganze Masse zur terra foliata

ſublimire, und das Mercurial-Waſſer ſelbſt in Oel verwandle. Aus der Vermiſchung beider und ihrer Digeſtion im Sandbade werde zuletzt eine wachsflüſſige Tinctur gewonnen, deren Ein Theil, auf zehn Theile fließenden Goldes geworfen, das letztere zerſtöre und in eine vollkommene Tinctur verwandle, dergeſtalt, daß Ein Gran davon zureiche, um hundert und mehr Pfund Silbers in Gold zu transmutiren.

Alexander, durch vielfältige Experimente in der Technik der Alchemie wohl geübt, hatte jenen ganzen, complicirten Prozeß mit aller Genauigkeit und Ausdauer durchgeführt, und er war nun ſoeben, nach wochenlanger Arbeit, dahin gekommen, daß ihm jene vollkommene Tinctur, nach allen Indicationen des Lehrmeiſters, in der reinſten Form vor Augen lag. Die Freude über dieſe Entdeckung und die Sehnſucht nach endlicher Erfüllung war ſo groß, daß er noch zu derſelben Stunde zu erfahren wünſchte, ob er denn wirklich das Höchſte erreicht, den Stein der Weiſen gefunden habe. Er ſetzte zu dem Ende den Tiegel, in den er einige Pfund Silbers geworfen, über das Kohlenfeuer, und als das Metall in den rechten Fluß gekommen, warf er, wie ihm das Recept geheißen, von jener Tinctur das vorgeſchriebene Quantum in die Maſſe und harrte nun mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Dinge, die da werden ſollten. Und ſieh da! mit Heißhunger, der ſich ziſchend und praſſelnd kundgab, verſchlang die Materie den Spiritus, der nun, gefeſſelt und gebannt, unwillkürlich in ſie drang. Aber es ſchien alsbald, als ſuche ſich der Geiſt wieder vom Stoffe zu befreien, — anfangs auftauchend in flackernden Flämmchen, die auf der ſprudelnden Oberfläche ſich zeigten; dann, zu einer Flamme verſchmolzen, mit dem verwandten Aether ſich zu vermählen ſtrebend. Vergebens. Die Macht der Materie ſiegte endlich über die Kraft des Geiſtes; allmählich verſchwand er, eingeſogen von dem glühenden Elemente, und es ruhete nun, geſättigt und befriedigt, die verwandelte Maſſe. Das Wunder lag vor Augen; der verborgene, mit ſiebenfachem Siegel verſchloſſene Schatz, ſo ſchien es, war entdeckt und gewonnen.

Traurige Täuſchung! Denn als nun die tingirte Maſſe genauer unterſucht wurde, zeigte ſie ſich weder dem Gewichte noch dem Gehalte nach als probemäßig. Sie hatte nur den gleißneriſchen Anſtrich des Goldes in matter, ſchmutzig gelber Färbung. Das Product war Truggold, und ſein Werk, das ſah er, ein Pfuſchwerk.

Voll Ingrimms über die wiederholte Täuſchung warf Alexander den Tiegel bei Seite, zertrümmerte Retorten und Phiolen, und war ſchon im Begriffe, alle alchemiſtiſchen Schriften, die er mit großem Fleiße und mit ſchweren Unkoſten geſammelt, in's Feuer zu werfen, als er durch die plötzliche Erſcheinung eines Greiſes, der ſonderbar genug in ſeine Werkſtätte gekommen, an der Ausführung ſeines leidenſchaftlichen Entſchluſſes gehindert ward.

Es war eine kleine, gedrängte Geſtalt. Der gebückte Nacken und die weißen Haarlocken, die ſich ſpärlich um den Scheitel legten, verriethen ein hohes Alter, während das Antlitz, die lebhafte Geſichtsfarbe und das mild funkelnde Auge von einer noch jugendlichen Friſche zeugten. Der Fremde warf vorerſt einen flüchtigen Blick auf die Umgebung, wobei ſich ein ironiſches Lächeln um deſſen Lippen legte. Dann, nachdem er den Wirth beſonders in's Auge gefaßt, ſagte er in einem Tone, der bezweifeln ließ, ob es aufrichtiger Ernſt oder bitterer Scherz ſei: „Verzeiht, wenn ich vielleicht zu ungelegener Zeit auf Beſuch komme. Die Stunde iſt freilich ſpät, Eure Einſiedelei abgelegen, Eure Perſon ſelbſt unzugänglich. Allein der Ruf von Euren ſtandhaften Bemühungen, den Stein der Weiſen zu ſuchen, hat ſich deſſen ungeachtet bis über das Meer verbreitet, und ich, als beſonderer Verehrer der Weisheit, konnte nicht des Weges gehen, ohne Euch, den jüngſten Jünger, von Angeſicht kennen zu lernen."

Alexander, durch die plötzliche Erſcheinung überraſcht, und noch mehr durch die ſeltſame Rede des Fremden irre gemacht, erwiederte: „Euer ehrwürdiges Alter gibt mir Bürgſchaft, daß Ihr unvermögend ſeid, über fremde Fehlgriffe, verführeriſche

Täuschungen, mißlungene Versuche Schadenfreude zu empfinden und zu äußern. Und so heiße ich Euch denn immerhin willkommen, obwohl freilich ein Gast, der, unangemeldet, plötzlich in unsere Einsamkeit eintritt, einiges Befremden erregen mag. Uebrigens will ich Euch nur bekennen, daß Ihr gerade noch zur gelegensten Zeit gekommen: denn eine Viertelstunde später, und fortan hättet Ihr mich nimmermehr in dieser unheimlichen Werkstätte gefunden."

„Nach den Apparaten zu schließen, die Ihr hier aufgehäuft," erwiederte der Alte, „scheint Ihr dieß Euer Gewerbe doch nicht erst seit gestern betrieben zu haben. Wie kommt's denn also, daß Ihr mit Einem Mal die Pläne, die Wünsche und Aussichten eines Lebens in die Schanze schlagen wollet? Ein mißlungener Versuch, ein Fehlgriff, ein Unglück? Ei, da hätte ja die königliche Kunst, deren Ihr Euch rühmet, früher sterben müssen, ehe sie noch geboren worden! Oder seid Ihr so wenig bewandert in der Geschichte der Philosophie, daß Ihr nicht wisset, es sei Andern nicht anders ergangen?"

„Ihr spottet über die hermetische Kunst," versetzte Alexander, „Ihr zweifelt mindestens, wie ich höre, an der Wahrheit, an der Wirklichkeit derselben."

„Wer wollte da noch zweifeln," entgegnete jener, „wo man der Sache gewiß sein muß, um an sie glauben zu können? Glaubt Ihr an die Wahrheit, an die Wirklichkeit, an die Allmacht der Alchemie?"

„Ich habe daran geglaubt," versetzte Alexander ausdrucksvoll, „ich sollte noch daran glauben, ungeachtet des Widerstreites zwischen eigener Erfahrung und fremder Ueberlieferung. Denn es geht und besteht eine ununterbrochene, übereinstimmende Sage durch alle Zeiten und Völker von jener geheimnißvollen Kunst der Metallveredlung, die, wenn auch nur von einigen wenigen Auserwählten geübt, doch vor aller Welt die Gewährschaft ihres Daseins erhalten hat. Schon in der urältesten Zeit und unter einem Volke, das in der Naturwissenschaft Wunderbares geleistet und überliefert, erscheint uns jener Trismegistos

als Erfinder chemiſcher Scheidung und Zuſammenſetzung, zumal der edlern Metalle. Von Aegypten aus ging dieſe geheime Kunſt auf die Griechen über, und ward durch die Beſtrebungen ihrer Philoſophen, von Demokritos an bis auf Synefios, den Alexandriner, emſig geübt und ſinnig ausgebildet. Mit noch mehr Eifer betrieben die Araber dieſe Kunſt; ja ſie iſt ſeit Giabr, der ſie zur Wiſſenſchaft erhoben, der eigentliche Mittelpunkt ihrer Naturforſchung geworden und als ſolche, mit andern Kenntniſſen dieſes hochgebildeten Volkes, in das chriſtliche Abendland übergegangen. Und hier fand ſie, die ſo ſicher in ihren Principien und ſo groß in ihren Reſultaten zu ſein ſchien, in allen Ländern Verehrer genug, welche ſie fortan fleißig anbauten und emſig ausbeuteten."

„Die Heiden," unterbrach der Greis, „haben uns ſo manche andere geheime Wiſſenſchaften überliefert, die uns, gleich Irrlichtern, auf Abwege verleiteten und in Abgründe führten!"

„Der Irrthum iſt die Schlacke der Wahrheit," verſetzte Alexander; „die chriſtlichen Männer jenes kräftigen Zeitalters beſaßen doch wohl Verſtand genug, um das Falſche vom Wahren zu ſondern, und dieſes feſtzuhalten und weiſe zu gebrauchen! Nennet mir nun aber irgend einen großen Denker jener Zeit, der nicht für die göttliche Kunſt, wie ſie vorzugsweiſe geheißen ward, Sinn und Neigung gehabt hätte! Jenes Albertus des Großen und des engliſchen Lehrers von Aquin zu geſchweigen, welche vielleicht die nach Irdiſchem zielende Wiſſenſchaft zunächſt zur Erforſchung höherer Wahrheiten, gleichſam als Himmelsleiter, gebrauchen wollten: waren es nicht ein Roger Baco, ein John Duns, ein Arnold von Villanova, ſo viele andere ehrenwerthe Männer, die, vielſeitig gebildet, ſich auch in dieſer Kunſt aller Künſte durch Schriften und Thaten unſterblichen Ruhm erworben? Ich will aber nur den einzigen Raimundus Lullus erwähnen, als welcher unter jenen Lichtern der Welt vor allen hervorleuchtet, und noch uns Neuern als der Aeltervater der hermetiſchen Kunſt und als Muſter aller Adepten gelten mag."

„Ich kenne die Legende von diesem Manne," sagte der Alte; „und sie ist allerdings anziehend genug, daß sie von den Liebhabern jener Kunst gern nacherzählt werden mag. Von einem leichtfertigen Lebenswandel, den er am Hofe von Aragonien geführt, durch ein Wunder der Gnade genesen, betritt er als Predigermönch die mühsame und gefährliche Bahn eines Bekehrers der Heidenvölker in Afrika, und nachdem er durch Wort und Beispiel vergebens ihr Heil zu wirken versucht, und mehrmal sogar sein Leben eingesetzt, verfällt er, in seinem unermüdlichen Glaubenseifer, auf den Gedanken, sich durch die hermetische Kunst eine unversiegbare Goldquelle zu eröffnen, um damit einem Potentaten der Christenheit das Mittel zu verschaffen, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu bestreiten. Die Legende sagt, daß ihm jene Entdeckung gelungen sei. Jene Rosenobel[1] aus den Zeiten Eduards III., von denen noch eine Menge durch unsere Hände gehen, werden als Erzeugnisse seiner Kunst ausgegeben, die freilich der meineidige König, statt zu heiligem Zwecke zu verwenden, zu unheiligem Kriege gegen ein benachbartes, christliches Volk mißbrauchte."

„Nun, und diese Thatsache," rief Alexander aus, „reicht sie nicht allein schon hin zu einem unwiderleglichen Beweis von der Wahrheit, der Wirklichkeit der hermetischen Kunst?"

„Wenn sie eben als Thatsache erwiesen wäre," versetzte jener. „Die Männer seines Ordens aber wissen nichts, wollen nichts wissen von dem schmählichen Ruhme, daß ihr frommer Mitbruder, der Heidenbekehrer, je ein Adept, ein Wissender in geheimen, verdammlichen Künsten gewesen. Es ist wohl diese Geschichte eben nur eine von jenen vielen Sagen, die, weil sie Wunderähnliches erzählen, desto mehr bei Parteiischen Aufnahme, bei Leichtgläubigen Eingang finden."

Alexander warf einen Blick des Widerwillens auf den Greis; es empörte ihn dieser hartnäckige Zweifel, der, wie ein gewaltsamer Raub, ihm eine alte, liebe Ueberzeugung zu be-

[1] Englische Goldmünze, = ½ Pfund Sterling.

nehmen drohte. Der Alte erwiederte die strafende Miene mit mild ironischem Lächeln und sagte: „Es scheint, daß Ihr eine Ueberzeugung, die Ihr doch soeben selbst habt fallen lassen wollen, nun mit desto wärmerem Eifer festzuhalten gesinnt seid. Um so mehr erachte ich es für meine Pflicht, da ich doch das Bekehrungsgeschäft einmal übernommen, als weiser Arzt Euch das Bekenntniß eigener Schwäche vollends abzuringen, um sodann das Uebel an der Wurzel fassen zu können. Ich frage Euch aber nur: wie mögt Ihr eine Kunst, eine Wissenschaft für wahr halten, welche lehren und zeigen will, daß das Unnatürliche zur Natur werden, das Unmögliche selbst in die Wirklichkeit eintreten könne?"

„Was nennen wir Menschen mit unserm beschränkten Verstand und noch beschränkterer Erfahrung unmöglich, was unnatürlich und widersinnig?" versetzte Alexander mit erhöhtem Eifer. „Wie Vieles schon ist einer späteren Zeit gelungen, was der früheren als unerreichbar, als unglaublich vorgekommen! Wie manches Geheimniß ist schon der Natur abgelauscht, wie manche Erscheinung nachgeahmt, wie mancher Fund durch Zufall gemacht worden! Verkennen wir nicht die hohe Bestimmung unseres Geschlechtes, und üben wir nicht Hochverrath an dem königlichen Adel, der uns beiwohnt! Der Mensch ist zum Herrn der Erde und zum Meister der Natur geschaffen worden. Hat er auch seine ursprüngliche Macht mit seiner Würde eingebüßt, so hat er darum noch nicht das Vermögen verloren, zu jener Macht und Würde wieder zu gelangen. Wenigstens ist es einzelnen auserwählten Geistern gelungen, das ursprüngliche Verhältniß zu Gott und zur Natur durch Heiligung nach Innen und durch Erkräftigung nach Außen herzustellen. Aber auch wir Uebrigen, in unserer Richtung nach dem Irdischen, leisten Außerordentliches, Wunderbares. Wir beherrschen die Elemente, daß sie uns nicht schädlich, daß sie sogar für unsere Zwecke diensam werden. Wir verdampfen das Wasser, versetzen die Erden, reinigen die Luft, tilgen und wecken und nähren das Feuer. Sollten wir nicht auch der Metalle Meister

werden können? Wir haben der Natur es abgeſehen, Metalle zu ſchmelzen; wir haben ſogar, was die Natur nicht vermag, die Kunſt erdacht, Metalle zu ſcheiden, zu miſchen, in neue umzuwandeln. Wird es da dem Menſchen unmöglich ſein und bleiben, ſich des Metallkerns ſelbſt zu bemächtigen, und den Keim aufzufinden, der, eingeſenkt in das allgemeine metalliſche Element, insbeſondere zu edlen Gewächſen, zu Silber oder Gold, aufſchießen möge? Ueben wir doch dieſe Kunſt, minder edle Arten in edlere zu verwandeln, mit Glück und Verſtand bereits an Kräutern, an Blumen, an Früchten. Um ſo leichter und ſicherer wird ſie uns an anorganiſchen Körpern gelingen, welche von Natur aus nach einfacheren, beſtimmteren Geſetzen gebildet ſind. Die Geſchichte beſagt's, daß es geſchehen; und gegen Thatſachen kann keine, auch noch ſo widerſtrebende Theorie Stand halten."

„Wenn der Enthuſiasmus," ſagte der Alte, freundlich erwiedernd, „ein ſicheres Kennzeichen des ächten Berufes und eine gute Gewährſchaft des Erfolges iſt, ſo hättet Ihr allerdings Anſpruch auf die beſondere Gunſt der Natur; Ihr verdientet, ein Adept zu ſein. Jedenfalls finde ich es begreiflich, wie Ihr zu Hoffnungen und Wünſchen gekommen ſeid, die jedem andern, minder Begeiſterten als thöricht und vermeſſen hätten erſcheinen müſſen."

„Wir ſchaffen und bilden nicht den Geiſt in uns," verſetzte Alexander, „ſondern der Geiſt, der uns innewohnt, treibt und drängt uns, daß wir das Verborgene ahnen und ſuchen, das Dunkle und Geheime an's Licht ziehen, das Unmögliche ſelbſt wagen. Doch tritt manchmal in unſer Leben ein Ereigniß ein, das den noch Wankenden und Zweifelnden plötzlich bekehrt, den bloß neugierigen Liebhaber zum Gläubigen, zum Wiſſenden macht. Alſo iſt es auch mir ergangen. Ihr habt vielleicht ſelbſt von einem Kelley gehört, der vor noch nicht vielen Jahren in dieſen Landen ſich als Adept kundgegeben."

„Ich habe ihn auf meinen Reiſen kennen gelernt," ſagte der Alte, „und das Gold, das unter ſeinen Händen hervor-

gegangen, hat man allerdings probehaltig gefunden. Aber erzählt mir immerhin, was Ihr von ihm erfahren."

„Ich melde nur, was mir glaubwürdige Männer von ihm berichtet. Das Gebirgsland von Wales durchfahrend, fand er eines Tags in einem abgelegenen Wirthshause ein bestaubtes, halb vermodertes Pergament, dessen Inhalt, wie er als gewesener Notar und als Kenner alter Schriften, sich bald überzeugte, von der Metallverwandlung handelte. Auf die Frage an den Wirth, wie er zu dieser Rolle gekommen, erzählte dieser: Männer von seiner Bekanntschaft hätten das Grab eines Bischofs, der zu seinen Zeiten in dem Rufe eines überaus reichen Mannes gestanden, nächtlicherweile aufgewühlt, in der sichern Hoffnung, einen bedeutenden Schatz in dem Sarge zu finden. Zu ihrer großen Betrübniß aber hätten sie nichts angetroffen, als dieses beschriebene Pergament und zwei Kapseln aus Elfenbein, in denen, als man sie zerschlagen, sich nichts vorgefunden, als in der einen rothes, in der andern weißes Pulver. Ungehalten über ihre getäuschte Hoffnung hätten sie ihm den ganzen Plunder für einen Trunk Sekt überlassen. Er aber habe es doch für werth gehalten, das sonderliche Zeug für irgend einen Liebhaber von Curiositäten aufzubewahren. Kelley vermuthete sogleich, was an der Sache war, daß nämlich jene beiden Pulver Tincturen zu Gold und Silber wären, und er erhandelte Alles um einige Schillinge von dem unwissenden Wirthe. Eine Probe, welche Kelley mit seinem Freunde, dem Doctor Dee, sofort anstellte, gelang vollkommen. Beide verließen bald darauf die Insel, um auf glänzendere Weise in der weiten Welt aus ihrer Kunst Erwerb zu ziehen."

„Ich traf diesen Kelley," sagte der Greis, „noch vor einigen Jahren in Prag, wo er mit seiner Kunst viel Aufsehens machte. Kaiser Rudolf, ein Freund geheimer Wissenschaften, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und machte ihn sogar zum Grafen von Böhmen. Dagegen erwartete und forderte der Kaiser wohl mit Fug und Recht, daß der Begünstigte ihm das Geheimniß mittheilen sollte. Kelley aber wollte

oder konnte es nicht. Im ersten Falle war er ein Undankbarer, ein Meineidiger, im andern Falle ein Betrüger. So verdiente er denn wohl das Loos, das ihm geworden, das Gefängniß."

„Der Unglückliche!" rief Alexander aus. „So ist er denn auf elende Weise verkommen und verschollen?"

„Bei einem Versuche, sich zu befreien, riß das Seil, und er starb bald darauf an den Folgen des Sturzes."

Alexander, von tiefer Bewegung ergriffen, stand auf und rückte etwas unsanft an den Geräthen seiner Werkstätte. Er machte Miene, den Ort zu verlassen, wo es ihm seit der Anwesenheit des Fremden immer unheimlicher ward. Der Greis aber verblieb ruhig auf seinem Sitze, und indem er dem Aufgeregten die Hand bot zur Beschwichtigung, fuhr er in einem Tone fort, der milden Ernst und treue Theilnahme verrieth: „Freunde erkennen sich in der Stunde der Prüfung. Darum verzeiht, daß ich Eure Gesinnung, Eure Wissenschaft auf die Probe gestellt. Ich selbst bin ein Freund der göttlichen Kunst, und habe meine Freude an den Bestrebungen derer, die sie aufrichtig suchen und ehrenhaft behaupten. In Euch erkenne ich einen würdigen Schüler der Weisheit. Der andauernde, uneigennützige Eifer, womit Ihr nach derselben gestrebt, mag mir als Bürgschaft gelten, daß Ihr Euch in ihr Joch geduldig schmiegen und ihre Bürde starkmüthig ertragen werdet. Denn von dem Wahne werdet Ihr doch ferne sein, als ob, wenn Ihr einmal im Besitze des Goldes seid, auch ein goldenes Zeitalter für Euch anbrechen werde! Der Mann der Wissenschaft ist eine Statue von Erz, die einen Schmuck von edlem Metalle trägt. Von Innen stark, auf sich stehend, soll er, nach Außen glänzend, Andere erbauen. Wenige nur, selbst unter den Ausgewählten Wenige, verstehen und üben die Kunst, als Träger des Edlen und Heiligen, sich selbst zu veredlen und ihr eigenes Heil zu wirken. In ihrem Stolz und ihrer Genußsucht verkennen sie das Mittel, welches das Geheimniß der Weisheit einschließt, das ist: Demuth und Selbstverläugnung."

„Ihr verleidet mir," sagte Alexander mißmuthig „mit Euren sonderbaren Reden vollends eine Kunst, die, so lange wir sie suchen, uns trügerisch hintergeht, und wenn wir sie gefunden, nur unglücklich macht. Laßt mich immerhin meinen Vorsatz ausführen, über dem Ihr mich überrascht habt; helft mir selbst dazu, Unglücksbote der Weisheit! Zertrümmern und verbrennen wir all' den Plunder, der, wie leider! das Leben selbst und alles, was es gewährt, auf Lug und Trug hergerichtet zu sein scheint!"

„Ihr mögt's da halten, wie Ihr wollt," erwiederte der Alte, indem er, wie vordem, Ton und Miene milder Ironie annahm. — „Nur vergönnt mir, daß ich vorerst noch eine Operation mache, die meinen eigenen Bedürfnissen abhilft. Denn ich will Euch nur bekennen, daß ich im Vorbeigehen auch deßhalb bei Euch Einkehr genommen, um mir wieder Bedarf an Gold zu verschaffen, das mir auf der weiten Reise, die ich vorhabe, so noth thut. In Eurer abgelegenen Wohnung, und bei der Verschwiegenheit, die ich bei Euch als einem Gentleman voraussetze, schien sich mir eine willkommene Gelegenheit hierzu darzubieten. Ihr erlaubt doch, daß ich sogleich an's Werk gehe?"

Nachdem er sofort in eine Phiole etliche Pfund Quecksilber gegossen, langte er aus einer kleinen Kapsel, die er unter dem Wams trug, eine Fingerspitze voll rothen Pulvers hervor und streute es auf die Masse. Der Fluß gerieth alsogleich in sanfte, leise Bewegung; Blasen erschienen auf der wallenden Oberfläche, die allmählich zu Schaum gerannen, und darauf eine in Farben schillernde, florene Decke bildeten, als wollte die Natur das geheime Werk, das sie im Innersten bereitete, profanen Blicken geschämig entziehen. Nach kurzer Zeit war die Transmutation geschehen: eine gediegene, goldgelbe Masse, die gegen jenes andere Fabrikat schreiend abstach, lag vor Augen, und das Metall erschien nach der angestellten Probe noch als reiner und gehaltvoller, denn das reinste Naturgold.

„Göttlicher Mann!" — rief Alexander aus, der die Operation mit steigender Theilnahme verfolgt hatte, „wie über-

selig macht Ihr mich durch Eure Erscheinung, Eure Mittheilung! So ist es also doch kein Trug, es ist Wahrheit, Wirklichkeit, was ich zu erstreben versucht habe. Und wenn ich auch des rechten Weges verfehlt, so war doch das Ziel kein erträumtes. Daß mein Suchen und Mühen und Streben vergebens gewesen, ist noch zu verschmerzen; genug, es war nicht thöricht, nicht vermessen."

„Auch Euer Streben war nicht vergebens," versetzte der Greis. „Habt Ihr bisher noch nichts gefunden, so habt Ihr doch suchen gelernt. Und auch dieses trägt seinen Lohn. Es schärft den Verstand, es kräftigt den Willen, es gewährt Umsicht in der Natur und Einsicht in sich selbst."

„Ach, diese Einsicht ist eben nur die Gewißheit von der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß und von der Unvermögenheit unserer Natur. Glücklich, wer das Geheimniß dessen, was er geahnt und geglaubt, endlich auch entdeckt und gefunden hat! Nur das Wissen bewährt den Glauben, und das Vermögen den Willen. Wunderbarer Mann! wollt Ihr mich nicht der Gnade würdigen, mir das Geheimniß mitzutheilen, dessen Besitz Euch so überreich, so selig macht? Ich verspreche Euch bei Allem, was heilig ist, daß ich es, wie mein eigenes Herz, in meiner Brust bewahren werde auf immerdar."

„Mein Sohn!" erwiederte jener mit Nachdruck, „die Wissenschaft kann wohl gelehrt, mitgetheilt werden, aber nicht die Weisheit. Was würde es Dir frommen, wenn ich Dir auch jenen Naturkörper, aus dem der Same des Goldes bereitet wird, wenn ich Dir die Art und Weise der Zubereitung selbst entdecken wollte? Du würdest damit wohl eben so wenig den Zweck erreichen, als es Dir bisher mit deinen Versuchen gelungen ist. Vorschriften, Recepte thun da nichts. Das Wort tödtet, der Geist macht lebendig. Es ist der gläubige Sinn, der lebendig gläubige; es ist der tiefere reinere Blick, der durch Anlage gegeben, durch Uebung geschärft worden ist; es ist der redliche, uneigennützige Eifer, der nichts sucht, als eben jene Wahrheit und Weisheit: mit dieser Stimmung und

Richtung des Verstandes und Gemüthes allein vermag der Mensch in die Geheimnisse zu dringen, welche Gott den Stolzen von jeher verborgen und nur den Demüthigen erschlossen hat."

„Diese Forderungen, welche die Weisheit an ihre Schüler macht," erwiederte Alexander, „sie mögen die ersten und letzten, die wesentlichsten sein. Aber sollte darum die Anleitung eines weisen, verehrten Lehrers, der alles dieß bereits erprobt hat, überflüssig sein? Kann und will er uns nicht den rechten Weg selbst führen bis an's Ziel, so mag er uns doch vor Irrwegen warnen und auf den rechten Weg stellen."

„Es führen verschiedene Wege zur Weisheit," sagte der Greis," „und der Eine ist nicht für Alle. Die Eingeweihten können nur mittheilen, wie sie geirrt und gestrebt, wie und was sie endlich gefunden haben. — Wollt Ihr meine Geschichte vernehmen, so kann ich sie Euch in Kürze mittheilen. Mein Sinnen und Trachten war ursprünglich auf nichts weniger gerichtet, als auf Alchemie und die Schätze, welche sie spendet. Ich nährte mich viele Jahre vom Bücherabschreiben, trieb in Nebenstunden Mathematik und schöne Künste, und lebte in einfacher Weise und in stiller Zurückgezogenheit. Da ward mir eines Tages von einem spanischen Juden eine Handschrift welche auf Baumrinde geschrieben war, um leichten Preis angeboten, die ich auch sogleich erstand. Die Schriftzeichen waren für mich fremd, und ich vermochte sie trotz allen Bemühungen nicht zu entziffern. Nur aus den hineingezeichneten Bildern, welche alchemistische Geräthe und Operationen darstellten, konnte ich abziehen, daß der Inhalt von der hermetischen Kunst handle. Nun trieb mich, ich weiß nicht welch ein unwiderstehlicher Geist zu dem Entschlusse, nach Spanien zu reisen, um bei den dortigen Gelehrten Aufschluß zu erhalten. Es gelang mir. Ein Arzt in St. Jago von Compostella, wohin ich nach langem vergeblichen Herumirren und Nachfragen der Andacht wegen und aus Gelöbniß zuletzt gewallt, verstand, als ein getaufter Jude und gelehrter Mann, die Schrift zu lesen, die er mir denn auch redlich verdolmetschte. Nun konnte ich auch

die Bilder des Rinden-Codex vollkommen deuten. Dessen froh, kehrte ich nach Paris zurück und schritt daselbst zur Ausarbeitung des beschriebenen Processes, der mir denn so wohl gelang, daß ich nach drei Jahren meinen Zweck vollkommen erreichte."

„Nun, und das Verfahren? — Verzeiht mir diese meine Zudringlichkeit! Aber Ihr werdet doch nicht so grausam sein, dem von brennendem Durst Gequälten den Becher mit dem köstlichen Naß zu zeigen, und im Augenblicke, da er davon kosten möchte, denselben schadenfroh zurückzuziehen."

Der Greis warf einen Blick auf die Bücherei und sprach dann lächelnd: „Wie ich sehe, so seid Ihr ja bereits im Besitze alles dessen, was und so weit mir von der geheimen Wissenschaft zu lehren vergönnt war. Ich lese dort den Titel: ‚Le désir désiré ou Trésor de la Philosophie de Niclas Flamel...."

„Ihr seid Flamel?" rief Alexander begeistert aus, „der liebe, fromme, weise Flamel, der, im Besitze unermeßlicher Reichthümer, nicht verschmähte, in seinem kleinen Hause nach alter, einfacher, patriarchalischer Weise fort zu leben, während er dagegen all sein Vermögen für die Armuth und die Kirche verwendete, Hospitäler stiftete, Kapellen erbaute, Tempel verzierte und begabte, — verehrt wie ein Heiliger und angebetet wie ein König unter den Seinigen!"

„Erwähnet nicht dessen, was ich gethan, noch weniger rühmet mich, weil ich es gethan. Ich war nur das unwürdige Gefäß, in welches der Herr seine reichen Gaben ausgegossen, auf daß sie fürder flößen zur Erquickung seiner Freunde, der Armen, und zur Ehrung seiner Braut, der Kirche."

Alexander, der sich gefaßt, schien sich nun plötzlich in Erinnerungen zu verlieren. Er blickte den Greis mit prüfendem, zweifelndem Auge an; er bemühte sich, die innere Bewegung zu verbergen; er schwieg mit gesenktem Blicke. Der Fremde gewahrte seine Verlegenheit und errieth die Ursache davon. „Ihr zweifelt an der Aechtheit meiner Person, an der Wahr-

heit meiner Aussage," sprach er, „und ich kann es Euch nicht verargen. Ich habe Euch von einem Manne erzählt, der im dreizehnten Jahrhundert gelebt hat, und wir stehen nun, wenn ich nicht irre, am Ende des sechzehnten."

„Ich muß meinen Zweifel nur eingestehen," sagte Alexander, „zumal da Ihr ihn selbst verzeihlich finden werdet. Ihr zählet, Eurem Aussehen nach, nicht viel über hundert Jahre. Ich sage: über hundert Jahre. Denn die Wiedererneuerung des äußern Menschen, welche die wohlthätige Natur an Personen dieses Alters manchmal vornimmt, ist zu sichtbar an Euch. Aber durch welch ein Wunder — denn Ihr seid doch jener Flamel wahrhaftig —, durch welch ein Wunder Gottes seid Ihr bis auf unsere späten Tage herauf in solcher Frische erhalten worden?"

„Ein Liebhaber der geheimen Wissenschaft und ein Kenner ihrer Schriften sollte wohl diese Frage zu stellen nicht versucht werden," erwiederte der Greis, „oder habt Ihr noch nie von jener Panacee vernommen, von jenem aurum potabile, jener göttlichen Arznei, die das Alter verjüngt, den Geist stärkt und das menschliche Leben über das gewöhnliche Ziel verlängert?"

„Ich hielt die Sage für eine jener Dichtungen, die in der Absicht ersonnen worden, um ein ferneres Ziel vorzusetzen, damit das nähere desto eifriger gesucht, desto sicherer erreicht werde. Denn im Uebrigen thut die Geschichte, so viel mir bekannt, keine Meldung, daß irgend ein Wissender einen auffallend längern Verlauf seines Lebens gehabt habe."

„Es beweist dann diese Thatsache höchstens nur, daß die Männer, die dieses Arcanum besessen, sich desselben nicht mäßig und weise bedient haben. Die Wissenden sind nicht immer die Weisen. Es hat aber die hermetische Kunst erst dadurch ihre Vollendung gewonnen, daß sie ihrem Verehrer zu all den Schätzen der Natur den höchsten Schatz: Leben und Gesundheit, erschlossen hat. Alles Gold der Erde, es wäre ein trauriges Geschenk, wenn uns nicht zugleich das Vermögen gegeben würde, dasselbe zu frommem Gebrauch und weisem Genusse anzuwenden."

Alexander hing mit Aug' und Ohr an der Gestalt, an der Rede des Greises. Dann sprach er: „Und so glaubt Ihr denn, daß auch ich hoffen dürfe, des höchsten Gutes theilhaftig zu werden, das sich ein Mensch nur immer wünschen mag?"

„Was nennt Ihr das höchste Gut? Doch nicht den Besitz des Goldes, des gleißnerischen, verführerischen, in den der Fürst der Welt den Keim gelegt zu allem Bösen, das des Menschen Herz verkehren, seinen Geist bethören mag? Mein Sohn, glaube mir: nicht der reiche Besitz macht glücklich, sondern nur der weise Gebrauch. Salomon, der weiseste unter den Menschenkindern, dem die Mächte der Natur dienten und die Schätze der Welt offen standen, er bat seinen Gott, daß er Armuth von ihm abwenden möge und Reichthum; er wünschte sich nur jenen Zustand, den selbst die Heiden den goldenen Mittelstand nannten. Wer indeß doch den Drang in sich fühlt, Höheres, ja das Höchste anzustreben, der rüste sich, daß seine Kräfte gewachsen seien der Last, die er sich auferlegen will. Im Uebrigen bedenke er, daß nicht wir Menschen die Meister unseres Glückes seien, noch die Vollbringer unserer Tugenden; und er wache und bete darum, daß er nicht in Versuchung falle, und nicht eines andern Willens sein wolle, als der in Gott ruht und handelt."

Nach diesen Worten stand der Greis auf und bereitete sich zum Weggehen. Vergebens bat ihn Alexander, zu bleiben und auf einige Tage der Ruhe zu pflegen unter seinem Obdach. Jener entschuldigte sich mit der Erklärung: es dürfe seines Bleibens nirgends sein, so lange, bis er, einem Gelübde zufolge, das heilige Land besucht, und seinen Beruf, der ihn dorthin treibe, erfüllt habe. „Das ewige Wandern," setzte er lächelnd hinzu, „gehört einmal zu den Lüsten und Lasten eines Adepten; und er kann nur Ruhe finden in der Unruhe, und des Lebens Freuden genießen in deren Entbehrung. Vielleicht" — endete er, indem er dem Wirthe die Hand zum Abschiede bot —, „vielleicht begegnen wir uns zu einer anderen Zeit und auf anderen Wegen. Bis dahin — Gott befohlen!"

Alexander begleitete ihn bis zum Schiffe, das seiner am Meeresufer harrte. Denn es war unter ihren Gesprächen Morgen geworden. Auf dem Verdeck empfing den Alten eine Matrone, welche jener als „seine Petronella" begrüßte und als seine Gattin und unzertrennliche Gefährtin vorstellte. Alsbald wurden die Segel aufgezogen, die Anker gelichtet. Ein frischer, günstiger Morgenwind entführte die Wanderer pfeilschnell den Augen Alexanders, der ihnen gedankenvoll nachsah. Dann kehrte er in seine Hallen zurück, versunken in die Erinnerung an die so seltsamen Begegnisse dieser Nacht, die ihm wie ein Traum vorschwebten.

II.

Die Siegel des großen Geheimnisses waren Alexander gelöst; das Buch der Natur lag vor seinem Auge aufgeschlagen, und es konnte nun sein Geist ihr höchstes Wunder anschauen und ihre edelste Kraft bemeistern.

Wie überglücklich fühlte er sich!

Aber es ist nun einmal das Loos des Menschen, daß ihm in diesem Erdenleben kein reines, volles Glück zufallen, keine feste, dauernde Zufriedenheit verbleiben soll. Das erfuhr auch unser Freund. Denn von dem Augenblicke an, wo sich sein Leben mit der glänzendsten Fülle umzogen, däuchte es ihm, als ob der kaum erst errungene, selige Friede aus seinem Innern schon wieder schwinden wolle; und der ihm plötzlich zugefallene Reichthum schien ihm nur dazu zu dienen, um die Armuth und Blöße seines Herzens vollends aufzudecken. Es war ihm nämlich durch die höhere Offenbarung sein Bewußtsein, seine Bestimmung plötzlich verrückt, so daß sein Geist auf der schwindelnden Höhe das Gleichgewicht verloren. So lange er noch geirrt, gesucht und geirrt, da erwärmte und belebte ihn noch die Sehnsucht, die Liebe, es tröstete und trieb ihn die Hoffnung nach einem fernen, schönen Ziele. Nun aber, nachdem er es erreicht, senkten sich alsbald seine Flügel, und die Wucht des erworbenen Schatzes lastete auf ihm, daß er weder

ſich ſelbſt noch die Maſſe frei beherrſchen konnte. Mit einem Worte: die Schule, die einſame, vertraute, hatte ſich hinter ihm verſchloſſen, und das Leben, das ſich ihm nun aufgethan, erſchien ihm als ein fremdes, unbekanntes Land, in dem er ſich nicht zurecht finden konnte.

In dieſer peinlichen Lage, in der er ſich auf ſich ſelbſt und ſeine Unmacht beſchränkt ſah, fühlte er zum erſten Mal das Bedürfniß nach Geſellſchaft und Umgang mit Menſchen. An mancherlei Gelegenheiten hiezu fehlte es nicht, zumal da in jener Gegend Schottlands, in der ſeine Behauſung lag, die gefälligere und glänzendere Art von Gaſtfreundſchaft zu den Seltenheiten gehörte. Das Schloß wurde, wie durch einen Zauberſchlag, zu einem Wohnſitz des Vergnügens umgewandelt. Täglich fand ſich eine reich beſetzte Tafel; Jagd, Spiel und Tanz wechſelte ab, und der Wirth ſelbſt wußte durch ſeine einfache, anſpruchloſe, liebenswürdige Art Jeden in den gemeinſchaftlichen Kreis zu ziehen und ihm eine behagliche Stelle anzuweiſen. Der Ruf des Hauſes zu Seatown verbreitete ſich bald über das Land und warb dem edlen, uneigennützigen Beſitzer eine Menge von Verehrern, die bei ihm zuſprachen. Ueber die Quelle ſeines Reichthums und ihren Urſprung erlaubte man ſich übrigens keine Muthmaßungen; man befriedigte ſich mit dem, was man in Fülle genoß, und jeder neugierige oder mißgünſtige Umblick, jede zudringliche Frage, woher die plötzliche Glückserhebung des vordem dürftigen und beinahe unbekannten Edelmanns, wäre als undankbare, unanſtändige Aeußerung zurückgewieſen worden.

Durch dieſen Andrang und Zuſpruch von Männern, die durch Adel der Geburt oder des Geiſtes unter den Ihrigen ſich auszeichneten, fand ſich Alexander anfangs, wie man leicht denken mag, in hohem Grade geſchmeichelt. Von Natur aus ſchüchtern und eitel, empfing er gern die Huldigung derer, die ihm an Weltbildung überlegen waren; ſo wie er anderſeits, bei ſeinem empfindſamen und wohlwollenden Herzen, ſeine Freude daran hatte, Andern Freude zu machen. In

ruhigen Augenblicken aber, wo er, um sich von dem Taumel des geräuschvollen Lebens zu erholen, in die Einsamkeit seiner Werkstätte sich zurückzog, da fühlte er wohl, welches Opfer er für den gemachten Tausch gebracht, wie er gegen Neigung und Gewohnheit in das gesellschaftliche Gewirre gerathen, und daß er, der gefeierte Herr, eigentlich der Diener Aller sein müßte! Zog er noch überdieß in ernste Betrachtung, daß all dieß Thun und Treiben nur auf den Augenblick berechnet sei, und daß es keine Zukunft, keinen festen, bestimmten Zweck habe, so kam ihm sein ganzes gegenwärtiges Dasein als nichtig, als unwürdig eines Mannes vor, den die Natur mit außerordentlichen Mitteln ausgerüstet, um ein volles, ein bedeutsames und nachhaltiges Leben zu leben.

Unter den Gästen, welche am öftesten bei Alexander zusprachen und am längsten bei ihm verweilten, war William Hamilton, ein Mann, der sich in der Welt viel umgesehen und mit den Arten und Sitten der Menschen wohl vertraut gemacht hatte. Er war vielleicht der Einzige, der die Gutthätigkeit des Wirthes zu erwiedern, seine Freundschaft zu verdienen wußte. Die Gefälligkeiten, die ihm der Herr des Hauses erwies, galten ihm als eben so viele Aufforderungen zu gegenseitigen Diensten, die er mit Bescheidenheit anbot und mit Eifer verrichtete. Bald hatte sich Alexander so sehr an seinen Umgang gewöhnt, daß er dessen Ansprache und Gesellschaft nicht mehr missen konnte. Er entdeckte an ihm eine Gewandtheit des Lebens, einen Reichthum von Welterfahrung, die ihm selbst gänzlich mangelten und die er zu seinem großen Vortheile zu benützen hoffte. Daher suchte er ihn auf alle mögliche Weise an sich zu fesseln, und seine Neigung und sein Talent für sich zu gewinnen.' Bald hatte er kein Hehl mehr vor ihm, und er vertraute ihm sogar, ihm allein, den Ursprung seines unversieglichen Reichthumes, zu dessen Mitgenuß er ihn einlud. William seinerseits kam den Plänen und Absichten Alexanders gern entgegen; er sah sich an keine Scholle gebunden, sein Vaterland war ihm die Welt, und jene Entdeckung des

Mittels zu allen Lebensgütern war ihm um so angenehmer, da er ohnehin keinen andern Zweck des Lebens kannte, als dieses selbst. So war denn eine Freundschaft geschlossen zwischen zwei Männern, die, obgleich von verschiedenartigen, ja widerstrebenden Eigenschaften, doch durch das gemeinsame Bedürfniß, daß Jeder nur im Andern leben konnte, immer mehr sich näherten, immer inniger sich verbanden.

Das Mißbehagen, das Alexander in der Zerstreuung eines viel anfordernden und doch wenig befriedigenden Umgangs gefunden, hätte der feinen Beobachtung seines neuen Freundes ohnehin auffallen müssen, wäre auch nicht sein eigenes Geständniß zuvorgekommen, und die Aeußerung des Wunsches, daß man sich doch auf gute Weise aus dieser lästigen Lage befreien möge. Der erfahrene Freund entdeckte leichtlich den nächsten und besten Ausweg; er machte nämlich den Vorschlag zu einer Reise in fremde entlegene Länder; er schilderte ihm die mannigfaltigen Genüsse, die seiner warteten, die großen Vortheile, die ihm durch Menschen- und Weltkenntniß unfehlbar zuwachsen würden. Er war um so beredter in der Auseinandersetzung aller ermunternden Motive, da durch eine solche Veränderung der Lage seine eigene Stellung zum Freunde immer mehr befestigt, und der Werth seiner Persönlichkeit täglich klarer herausgestellt würde.

Die Reise ward beschlossen, und der Weg führte sie in kurzer Zeit durch Holland, über Frankreich, nach Italien. Nach Art und Weise derer, die bloß des Vergnügens wegen reisen, durchschweifte man die schönen Gegenden, besuchte die reichen Städte, beah ihre Merkwürdigkeiten; man nahm Theil an den Unterhaltungen, machte Bekanntschaften, bestand Abenteuer, und trachtete zumeist und allein, immer neue Zerstreuungen in die Zerstreuung zu bringen. Sollten wir nun schildern, wie es unserm Freunde dabei zu Muthe gewesen, so könnten wir seinen Zustand nur mit dem einer fortwährenden Betäubung bezeichnen, wo der Mensch, von Genuß zu Genuß übergehend, in Selbstvergessenheit fortträumt und in Einbildungen schwelgt. Dieser gereizte Zustand mußte jedoch bald

Mißbehagen erwecken, zumal in einem ernsten Gemüthe, das, trotz allen Täuschungen, von denen es augenblicklich überwältigt wurde, doch den Sinn für das Dauernde, das Wahre und Aechte hindurchrettete. Die bunten Erscheinungen, wie sie sich dem lüsternen Pilger zufällig darstellten, trugen eben kein Wesen in sich, das ihn zu fesseln vermochte; es waren leere Schalen ohne lebendigen Kern, glänzende Muscheln, nur dienend zum Zeitvertreib, — Genüsse ohne Lächeln und Entbehrungen ohne Thränen. Er hatte Alles und doch Nichts. Es erging ihm wie jenem Manne, von dem die alte Sage erzählt: der Segen, der ihm durch die Gunst der Götter geworden, alles in Gold zu verwandeln, was er berührte, trug zugleich den Fluch in sich; denn auch das Brod, das er brechen, und der Quell, den er schlürfen wollte, erstarrte zu eitlem Metall, so daß er endlich vor Hunger und Durst zu verschmachten Gefahr lief.

Eine ähnliche Empfindung hatte Alexander, und er verhehlte seine Mißstimmung nicht dem Freunde. „Dieses irre und wirre Leben in fremden Landen ekelt mich endlich an," sagte er zu ihm eines Abends, nachdem sie soeben von einem jener Ausflüge, welche des Vergnügens wegen unternommen worden, müde und matt zurückgekommen waren. „Wozu frommt es," fuhr er fort, „all dieß Schöne und Kostbare zu begaffen, was die Kunst und die Natur in Hülle und Fülle vor uns ausbreiten? Diese Herrlichkeiten sammt und sonders, sie gehen nachgerade wie träumerische Gestalten vor mir spurlos vorüber, und die Genüsse selbst, die dem immer Lüsternen, nie Satten zuströmen, erwecken doch nur Taumel und enden in Ermattung. Wie sehne ich mich wieder nach meiner Klause zu Seatown zurück! Ich könnte da ruhig, selig leben in der Anschauung und Ausübung des Höchsten, was die Natur dem Menschengeiste offenbaren mag; es würde mir nicht an Freunden meiner Wahl fehlen, unter denen Du der erste wärest; die reichlichen Früchte meiner Versuche, sie lägen nicht nutzlos vergraben; mancher Dürftige trüge den Segen davon; mancher

Schiffbrüchige in jenen ſtürmiſchen Meeren fände Hülfe. Ich hätte, wahrlich! Gelegenheit genug, Gutes zu thun und Großes zu wirken von dem engen Verließ meiner Beſitzung aus. Dieſe ſelbſt wartet auf Erweiterung und Verſchönerung; und die Natur umher, die ſo erhaben und groß iſt in den Gebirgen und Gewäſſern des Hochlandes, wie üppig entfaltet ſie ihren Schooß in den romantiſchen Thälern voll blühender Matten und kühlender Haine! Vielleicht würde mir auch bald das Glück, eine ſchöne Tochter des Landes heimzuführen, und in ihrem Beſitze, im Beſitze aller Schätze der Erde, ein paradieſiſches Leben zu leben."

William verſetzte: „Dieſes Eden, wie Du es Dir träumſt, bleibt Dir ja immer noch offen, und Du magſt, ſobald es Dir nur beliebt, zu jeder Zeit dahin zurückkehren, die Idylle des erſten Menſchenpaares wiederholend. Ich meines Theils möchte Dir nur das Leben lieb und die Welt werth machen, ſoweit es die Umſtände geſtatten und gebieten. Dein Stand, Deine Jugend, Dein Vermögen forderten Dich auf, Reiſen zu unternehmen, die Menſchen verſchiedener Länder, ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, die Schönheiten, welche die weite Welt birgt, und die Vergnügungen, welche die höhere Geſellſchaft gibt, mit Muße in Würde zu genießen. Das außerordentliche Glück, das Dir geworden, das nur ſehr wenigen Sterblichen zu Theil wird, es iſt eine Anweiſung der Natur, daß Du aus dem Born des Lebens nach Herzensluſt ſchöpfeſt und Deine Seele erlabeſt. Es wäre Undank gegen ſie, wenn Du ihren Wink nicht beachten, ihre Gaben von Dir weiſen wollteſt. Haſt Du einſt dieſe weitern Kreiſe des Lebens durchlaufen, nun, dann ziehe Dich wieder zurück in Deine Klauſe zu Seatown, niſte Dich ein und verkoſte die herbe Süßigkeit der langen Weile, das verdrießliche Vergnügen des Wohlthuns, des Vergeudens an Andere, den Himmel der Ehe oder auch ihre Hölle. Es wird Dir mindeſtens die Rückerinnerung an die Tage Deiner Jugend bleiben und das Bewußtſein, daß Du nicht umſonſt gelebt haſt."

„William," sagte Alexander unmuthig, „Du weißt, daß Deine Vorstellungen von dem Leben und des Lebens Zwecken überhaupt nicht die meinigen sind, daß ich sie leichtsinnig, verwerflich finde. Mir insbesondere hat die ungewöhnliche Gunst, die eine höhere Macht mir verliehen — das fühle ich —, nicht nur Rechte gegeben, sondern auch Pflichten auferlegt."

„Da spricht wieder aus Dir der Prediger Flamel, der fromme Pilgrim, der Göttliche, wie Du ihn zu nennen beliebst. Werde doch nur gleich ein Franziskaner-Bruder, und überbiete ihn, Dein Muster, an frommen Gelübden und Werken."

„Bändige Deine Lästerzunge; sie empört mich, wenn Du den Heiligen schiltst."

„Ich lasse ihm seinen Werth, er ist doch das ganz, was er ist, ein vollendeter Thor, der uns gewissermaßen noch Bewunderung abzwingt. Aber Du mit Deiner Halbheit bist unleidentlich, bist tadelnswerth. Nach den Grundsätzen, die Du äußerst, möchtest Du gern als ein Heiliger gelten, und nach Deinen Handlungen bist Du mitunter ein arges Weltkind."

„Die Art und Weise, wie jener Heilige verfährt, ist nicht Aufgabe für mich, kann es nicht sein. Meine Kirche, zu der ich mich bekenne, verachtet den Schmuck der Tempel, und kennt keine Werke der Barmherzigkeit, die nicht zugleich Werke der Gerechtigkeit sind. Aber ich könnte und sollte doch auf andere Weise Großes, der göttlichen Kunst Würdiges verrichten, zum Besten der Menschen und zur Ehre Gottes."

„Wohlan," versetzte William, indem er sich klüglich der Sinnesweise des Freundes anbequemte, „widme Dich dem Wohle der Menschheit, befördere, wie Du es nennst, die Ehre Gottes — obwohl mir freilich nicht recht einleuchten will, wie in solchen Dingen die Ehre Gottes zu fördern sei —, thue Dein Bestes, Alles, was in Deinem Vermögen liegt. Ich will mich deutlicher erklären: Versieh Dein Apostelamt mit redlichem Eifer; verkündige der Welt das Evangelium von der Wiederkunft göttlicher Weisheit; bekehre die Zweifler an der hermetischen Kunst, bestärke die Schwachen, befestige die

Eifrigen, daß die alte, heilige Ueberlieferung kein Wahn, daß ſie Wahrheit ſei, und durch Dich, den jüngſten Schüler der Weisheit, ihre Wirklichkeit bezeugen läßt. Dieß ſei Dein nächſter, Dein alleiniger Beruf. Im Uebrigen wird es Dir doch erlaubt ſein, Dein Leben als das Deinige zu genießen, von der Gabe, die Dir geworden, Dein beſcheiden Theil zu nehmen, und an dem Tiſche zu praſſen, von deſſen Broſamen die Andern immerhin noch ſchwelgen mögen."

Alexander konnte dem Vorſchlag des Freundes ſeinen Beifall nicht verſagen, zumal da ihn von jeher ein innerer geheimer Zug der Eitelkeit, die er ſich ſelbſt nicht geſtehen mochte, zu einer gewiſſen Oſtentation angetrieben. „Aber," warf er dem Freunde ein, „ſoll ich an meiner Kunſt Verrath üben? — Nimmermehr!"

„Was braucht es da das Geheimniß ſelbſt zu verrathen?" verſetzte William. „Du miſcheſt Dein Spiel im Verborgenen, wie Du es bisher vor mir ſelbſt gethan, eigenſinnig genug! — und feierſt dann Deine Triumphe vor Aller Augen, indem Du ſchlechtweg das Reſultat zeigeſt. Auf dieſe Art wird mindeſtens der Glaube an die göttliche Kunſt gerettet und verbreitet, ohne ſie ſelbſt zu profaniren."

„Werde dem ſo, wie Du ſagſt!" rief Alexander nach einer Weile ſtillen Nachdenkens aus. „Ich fühle in mir ſelbſt große Neigung zu einer Sendung, die, ohne allen Eigennutz, für die Kunſt von großem Vortheil ſein wird. Ich folge Dir, wohin Du mich führeſt; denn ich ſehe wohl ein," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß meine Schwäche ganz in Deine Macht gegeben iſt. Gewarnt aber durch das Beiſpiel Anderer, beſonders des unglücklichen Kellen, behalte ich mir drei Bedingungen vor: Verſchweige überall, wo es Aufſehen erregen möchte, meinen Namen; verſuche nicht länger, mich an einem Ort hinzuhalten, wo ich einmal meine Aufgabe gelöst; und führe mich an keines Fürſten Hof, wo man freventliches Gelüſte tragen könnte nach einer Kunſt, die einen reinen freien Dienſt verlangt."

William, sehr zufrieden, daß er seinen Freund durch das täuschende Ziel, das er dessen Geiste vorgehalten, für das Leben, für die Welt wieder gewonnen, lobte sehr seine Entschlossenheit, und billigte die Bedingungen, die eben auch, wie er voraussah, an Bedingungen geknüpft waren. Dann fuhr er fort: „Und weil Dir doch dieses Wälschland schon zuwider geworden, so wäre mein Rath, geraden Wegs nach Deutschland zu gehen. Da ist, wie Du weißt, der Sitz der Wissenschaft, die Wiege speculativer Köpfe, der Tummelplatz aller Streitigkeiten, das Laboratorium der Naturforschung. Unter meinen Bekanntschaften, die ich hier gemacht, befindet sich seit einiger Zeit ein gewisser Dienheim, Doctor der Rechte und der Medicin, der nächster Tage nach Deutschland zurückzukehren gedenkt. Es ist ein wohlerfahrener, schriftkundiger Mann, zudem, was hier als Hauptmotiv wirkt, ein entschiedener Feind der Alchemie. Ich schlage vor, mit diesem die Fahrt zu machen; Du kannst ihn auf dem Wege einstweilen zur Bekehrung vorbereiten, um diese sodann, nach unserer Ankunft, durch einen Handstreich zu vollenden. Als einer der Stimmgeber in Deutschland mag er dann, ein Vorläufer, das Heil ankündigen, das unserer Zeit in Dir geworden."

Die Reise wurde sofort verabredet und nach einigen Tagen wirklich angetreten.

Doch über das erste Erscheinen unseres Adepten in Deutschland, und wie er alsbald mit Entschiedenheit sich als Wissenden angekündigt, wollen wir sogleich jenen Dienheim, seinen Begleiter, als unmittelbaren, zuverlässigen Zeugen selbst reden lassen[1].

„Im Jahre 1603," erzählt er in der treuherzigen Weise seiner Zeit, „als ich mitten im Sommer von Rom nach Deutschland zurückkehrte, gesellte sich zu mir ein Schotte Namens Zetonius, ein verständiger und ungemein bescheidener Mann, klein von Wuchs, aber wohlgenährt, von blühender

[1] Geschichte der Alchemie. Von R. Chr. Schmieder. Halle 1832.

Gesichtsfarbe und heiterem Temperamente, mit einem kastanienbraunen, nach französischer Mode gestutzten Barte, in einem schwarzseidenen geblümten Kleide. Er war von einem einzigen Diener begleitet, der mit seinem rothen Haar und Bart unter Tausenden herauszufinden war. — In Zürich, wo ihm der Pfarrer Eghlin einen Brief an Dr. Zwinger in Basel mitgab, mietheten wir ein Schiff und machten die Reise nach Basel zu Wasser. Als wir zu Basel im Goldenen Storchen abgestiegen waren, hob mein Gefährte an: ‚Ihr werdet Euch erinnern, wie Ihr auf dieser ganzen Reise, und zumal auf dem Schiffe die Alchemie und die Alchemisten durchgezogen und verunglimpft habt, und wie ich versprochen habe, darauf zu antworten, nicht mit philosophischen Vernunftschlüssen, sondern mit einer philosophischen Thatsache. Die Sonne soll nicht untergehen, bis ich mein Wort gehalten. Ich erwarte nur noch Jemand, den ich nebst Euch zum Zeugen des Schauspiels machen will, damit die Widersacher desto weniger an der Wahrheit der Sache zweifeln können.‘ — Darauf ward ein Mann von Stande herbeigerufen, den ich nur vom Ansehen kannte und der nicht weit vom Goldenen Storchen wohnte. Nachher erfuhr ich, daß es Dr. Jakob Zwinger war, dessen Geschlecht so viele berühmte Naturforscher zählt. Wir Drei gingen nun zu einem Goldarbeiter. Dr. Zwinger brachte einige Tafeln Blei mit. Wir nahmen einen Schmelztiegel vom Goldschmied und gemeinen Schwefel, den wir unterwegs kauften. Setonius rührte von allem dem nichts an, befahl, Feuer anzumachen, Blei und Schwefel schichtenweise einzutragen, den Blasebalg anzulegen und die Masse durch Umrühren zu mischen. Unterdessen scherzte er mit uns. Nach einer Viertelstunde sagte er: ‚Nun werft dieß Brieflein in das fließende Blei, aber hübsch mitten hinein, und nicht daneben in's Feuer.‘ In dem Papier war ein schweres, fettiges Pulver. Es hatte etwas Citronengelbes in sich; aber man mußte Luchsaugen haben, um es auf einer Messerspitze wahrzunehmen. Wir thaten, wie er geheißen, wiewohl wir ungläubiger waren, als

Thomas selbst. Nachdem die Masse noch eine Viertelstunde gekocht hatte und mit einem glühenden Eisen umgerührt worden war, mußte der Goldschmied den Tiegel ausgießen. Aber da hatten wir kein Blei mehr, sondern das reinste Gold, welches nach des Goldschmieds Prüfung das ungarische und das arabische Gold weit übertraf. Es wog eben so viel, als vorher das Blei gewogen hatte. — Da standen wir nun, sahen einander an und glaubten unsern Augen kaum; er aber lachte uns aus und höhnte: ‚Nun geht mir hin mit Euren Schulfuchsereien und vernünftelt nach Gefallen. Hier seht Ihr die Wahrheit in der That, und die geht über Alles, auch über Eure Syllogismen.‘ Dann ließ er ein Stück von dem Golde abschneiden und gab es Zwingern zum Andenken. Auch ich erhielt ein Stück, fast vier Dukaten schwer, welches ich zur Erinnerung an das große Schauspiel aufbewahre.“

Also schrieb und bezeugte Dienheim, dessen Aussage Dr. Zwinger, auf erhaltene Aufforderung, in einem offenen Briefe bestätigte. — Unser Adept aber, seines Berufes eingedenk, wollte sich mit diesen paar Zeugen nicht begnügen, sondern er entschloß sich, das Dasein und die Ehre seiner Kunst in den vorzüglichsten Städten Deutschlands durch schlagende Thatsachen zu bewähren. So besuchte er denn unter angenommenen und gewechselten Namen Straßburg, Frankfurt am Main, Köln und Hamburg, und hielt sich besonders in der vorletzten Stadt längere Zeit auf, wo ihn, wie es scheint, die Namen Albrechts von Vollstedt und Leonhard Thurneyssers begeistert haben, die Läugner und Verspötter der göttlichen Alchemie zu Schanden zu machen. — Doch, um unsere Leser nicht zu ermüden, wollen wir die Geschichte seiner Projectionen, die er in jenen und andern Städten zur Verwunderung der Leute gemacht, mit Stillschweigen übergehen, zumal da sie zur nähern Kenntniß des Mannes und seines Schicksales keinen weiteren wichtigen Beitrag liefern. Nur eines einzigen Auftrittes erwähnen wir noch, den er zu Helmstädt mit Cornelius Martini, Professor der Philosophie, gehabt hat. Dieser pflegte in seinen

Vorleſungen bei jeder Gelegenheit gegen die Alchemiſten zu Felde zu ziehen, weil das eben ein vielbeſprochener Gegenſtand philoſophiſcher Speculation war. Setonius mochte von dieſen Ausfällen des blinden Eiferers gehört haben, und er beſchloß, ihn vor dem geſammten Auditorium zu beſchämen. Als Jener nun eines Tages, ſeiner Gewohnheit nach, vom Katheder herab die Unmöglichkeit der Metallverwandlung in allen Beweisformen dargethan hatte, trat ein fremder Edelmann hervor, welcher als Gaſt zugehört hatte, und bat um Erlaubniß, aus Gründen der Erfahrung zu opponiren. Er verlangte ein Kohlenbecken, einen Schmelztiegel und ein Stück Blei, tingirte es auf der Stelle in Gold, und reichte dieſes dem Profeſſor mit den Worten: Solve mihi hunc syllogismum![1]

Ausführlicher müſſen wir von ſeinem Aufenthalt in München erzählen, weil er zum Wendepunkt ſeines Lebens ward. Des Umherſchweifens von Stadt zu Stadt endlich müde, und wohl auch allmählich kälter geworden in dem Eifer ſeines Apoſtelamtes, ſehnte er ſich nach Ruhe und nach jenem lang entbehrten ſtillern Lebensgenuß, wozu ihn ſein Temperament hinzog. Nun galt München ſchon damals, obgleich mit vielen andern Städten weder an Größe noch an Schönheit wetteifernd, als ein Ort, der, was das öffentliche Leben anbelangt, alle Annehmlichkeiten, allen Reichthum und Glanz eines von zahlreichem Adel umgebenen Hofes darbot, inmitten einer ſchlichten, frommen und zugleich lebensfrohen Bürgerſchaft, biederer Männer und ſchöner Frauen. Uebrigens wußte er, daß, obgleich Herzog Wilhelm, nach Art der Fürſten ſeiner Zeit, der hermetiſchen Kunſt nicht abhold war, bei deſſen frommer und rechtlicher Sinnesweiſe keine Zudringlichkeit von dieſer Seite zu befürchten war; ſowie er ſich denn auch überdieß angelobte, in dieſer Stadt wenigſtens nicht öffentlich eine Projection vorzunehmen, um jeden Verdacht, als ſei er Alchemiſt, fern zu halten.

[1] Widerlege mir dieſen Beweis!

Er kündigte sich als schottischen Grafen an, umgab sich mit einem glänzenden Gefolge, und begann auf großem Fuße zu leben und in den höhern Zirkeln sich umzuthun. Seine einnehmenden Sitten, der große Aufwand, den er in seinem Hause machte, die Verschwendung im Spiel und bei andern Lustpartien, die Gefälligkeiten, die Geschenke, alle die nobeln Künste eines reichen, unabhängigen Gentleman erwarben ihm unter dem Adel der Residenz viele Gönner und Freunde. Man zog ihn gern in Gesellschaften, noch lieber wohnte man den Spielen, Jagden und Gelagen bei, die er mit wahrhaft fürstlicher Pracht veranstaltete. Es war seine Freude, er setzte seinen Stolz darein, durch seinen Reichthum, seine Verschwendung Aufsehen zu erregen, und als Beispiel ohne Gleichen, als eine glänzende Erscheinung bewundert und angestaunt zu werden.

Eines Tages, während eines Gastmahles, wo cyprische und andere kostbare Weine reichlich flossen, kam zwischen den Männern auch die Rede auf die schönen Frauen Münchens, deren diese Stadt von jeher in Fülle aufweisen konnte. Nachdem mehrere aus den edleren Geschlechtern genannt und gerühmt worden, nahm ein Ritter das Wort und sagte: „Die schönsten Frauen und Jungfrauen unserer Stadt werden wir wohl unter dem Bürgervolk suchen müssen, und der Preis unter den Schönsten der Schönen geziemt ohne Widerrede der Tochter des Goldschmieds Rockosch, Cäcilie geheißen." — „Ihr habt Recht," rief ein Anderer begeistert aus. „Ein anmuthigeres, lieberes Kind gibt es nicht in unsern Mauern, und ich trug, weiß Gott! schon manche Dublone unnöthiger Weise in die Werkstätte des Meisters, nur um das schöne Frauenbild zu sehen, und ihre feine, liebliche Anrede zu genießen." Die Freunde lachten. Jener aber fuhr fort in seiner begeisterten Rede: „Wenn Ihr sie je gesehen hättet, so würdet ihr mein Urtheil wohl nicht parteiisch, und mein Benehmen nicht thöricht nennen. Cäcilie steht in der vollen Blüthe ihrer Jahre. Eine niedliche Gestalt von mäßiger Größe, runde, weiche Formen der Glieder, anständige Haltung und

leichte Bewegung des Körpers, begünstigt durch die gefällige Tracht, wie sie unsern Bürgermädchen eigen ist, fesseln allein schon den Blick der flüchtigen Neugier. Tritt sie nun aber vollends in's Auge, sieht man in ihr liebreizendes Antlitz, da sind es nicht bloß einzelne Schönheiten der Stirne, der Augen, des Mundes, es ist die Schönheit selbst, die uns wundersam anzieht und entzückt. Dann der Ton ihrer Stimme, das beredte Mienenspiel, das ihre Worte begleitet, das Wiegen und Nicken des Engelköpfchens mit den blonden Haaren unter dem zierlichen, goldgewirkten Häubchen, sogar ihr bescheidenes Stillschweigen, ihr gelehriges Aufhorchen, zumal ihr anmuthiges Lächeln, Alles übt einen unendlichen Reiz aus auf jeden, der ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Ansprache sich erfreut."

Die Gesellschaft hatte der begeisterten Rede des jungen Ritters mit steigender Theilnahme zugehört; und Alexander, auf dessen Herz weibliche Schönheit mächtigen Zauber ausübte, erkundigte sich nach den nähern Familienverhältnissen des Mädchens und fragte zuletzt, ob es wohl nicht thunlich sei, diese seltene Schönheit an einem öffentlichen Platze, etwa bei Tanz und Musik, zu sehen und zu sprechen. Jener Rittersmann versetzte: das sei unmöglich. Ihr Vater, ein Wittwer, habe sie von jeher, wie ein Drache den Schatz, bewacht. Seit einigen Wochen aber sei sie in unzertrennlicher Gesellschaft mit einer Alten, die das Mädchen, man wisse nicht recht, ob zu einer Nonne oder wozu sonst heranbilde. — „Ihr müßt mir," unterbrach ein alter Degen den jüngern Ritter, „diese ehrwürdige Matrone nicht schelten und schänden. Ich kenne sie, ihr stilles Wirken und Wohlthun. Sie ist eine wahre Mutter der Armen, der Kranken, aller Nothleidenden. Sie und ihr Mann verbreiten wahrhaftig Himmelssegen über unsere Stadt; und es muß uns nur Wunder nehmen, woher sie alle die Schätze haben mögen, die sie mit vollen Händen an Kirchen, an Hospitäler und an Familien vergaben." Auf die Frage Alexanders, ob er nichts Näheres von der Herkunft der beiden alten Leute wüßte, erwiederte der Erzähler:

ſoviel er vernommen, ſeien ſie erſt vor wenigen Wochen als Pilgrime aus dem heiligen Lande hierher gekommen. Ihre Namen, ihre Herkunft, ſelbſt ihr Alter, das in's Außerordentliche hinauf zu reichen ſcheine, kenne Niemand. Ihr bloßer Anblick flöße Ehrfurcht ein. Wer ſich jener alten Fabel von Philemon und Baucis erinnere, der ſehe an den Beiden ein lebendiges Conterfei. Das Volk verehre ſie als Heilige und umlagere ihre Wohnung, die ſie nächſt der Frauenkirche aufgeſchlagen, wo ſie täglich zu feſtgeſetzten Stunden ihre Andacht verrichteten. Der Alte laſſe viele Kirchengeräthe bei dem Goldſchmied Rockoſch fertigen. Daher möge ſich auch die Bekanntſchaft Cäciliens mit jener Matrone ſchreiben. „Das Mädchen," ſchloß er „iſt wahrlich in ſehr guter Geſellſchaft, und der Sinn für Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, der ihr bei ſo eindringlichen Beiſpielen aufgehen mag, ſteht ihr immerhin einſt wohl an, wird ſie nun als Hausfrau einen Mann beglücken, oder als Nonne ſich ſelbſt und allein Gott leben wollen."

Das Geſpräch, das eine zu ernſte Wendung genommen, wurde abgebrochen, und auf Jagd und Spiel hinüber gelenkt. Alexander blieb nachdenkend. Die Erzählung hatte alte Erinnerungen in ihm aufgeweckt. Er dachte an Flamel und ſeine Petronella; es ſchien ihm nicht unwahrſcheinlich, daß das ſeltſame Paar, von der Pilgerfahrt heimgekehrt, in München erſchienen ſei, und es trieb ihn begreiflichermaßen eben ſo viel Neugierde, als ihn geheime Scheu abhielt, ſeinen Meiſter wieder zu ſehen und zu ſprechen. Er beſchloß, ſogleich des andern Morgens den Goldſchmied Rockoſch zu beſuchen, um ſich genauer nach dem Fremden zu erkundigen, und um Cäcilien perſönlich kennen zu lernen.

Beſchäftigt mit dem Einen Gedanken an ſie, trat er in die Werkſtätte, und bemerkte nicht den Greis, der ſich zu eben der Zeit daraus entfernte. Cäcilie, die jenen bis an die Thür begleitet hatte, ſtand vor ihm, die Jugend, die Anmuth, die Schönheit ſelbſt, wie ſie dem vielerfahrenen Manne noch nie

vorgekommen. Wie von einem Zauberbilde plötzlich gebannt, verlor er beinahe Muth und Faſſung, ſie anzureden. Die Jungfrau, nachdem ſie den Gruß des ſchönen, ritterlichen Herrn ſittſam und höflich erwiedert, wies ihn ſogleich in die Werkſtätte an den Vater, während ſie in dem anſtoßenden Gewölbe mit dem Aufräumen und Reinigen der Geſchmeide ſich zu ſchaffen machte.

Alexander hatte noch nie im Ernſte geliebt. Die frühern Jahre hatte er in der Einſamkeit zu Seatown mit dem Studium geheimer Wiſſenſchaften zugebracht, und ſich für alle andern Freuden des Lebens und der Natur verſchloſſen. Später, als ihn ſein Freund Hamilton, der einzige, der ſein Zutrauen ſich zu erſchmeicheln verſtanden, aus der Zurückgezogenheit heraus in die Welt gelockt, trieb er ſich wohl in den Kreiſen des ſchönen Geſchlechtes herum, ſuchte und ward geſucht; es war aber immer und überall nur auf den Genuß des Augenblickes abgeſehen; die wechſelnden Geſtalten hafteten nicht im Gemüthe; er dachte nimmer an eine ernſte Verbindung. Nun aber, däuchte es ihm, war ihm plötzlich der Stern der Liebe aufgegangen; ſein Auge hing unverwandt an dem Strahle, der in die Nacht ſeines Traumlebens hineingefallen, und er fühlte, daß ſein Schickſal, ſeines Lebens Glück unter deſſen Einfluß geſtellt ſei.

Meiſter Rockoſch empfing den Fremden, der ihm wohl ſchon zu anderer Zeit und an anderem Orte als ſchottiſcher Graf bezeichnet worden, mit ſchlicht bürgerlicher Begrüßung, und indem er ihn in's Gewölbe führte, fragte er ihn, was des edlen Herrn Begehren ſei. Dieſer, indem er einige Stänglein gediegenen Goldes aus dem Buſen zog, erwiederte: von der großen Kunſtfertigkeit des Meiſters unterrichtet, hege er den ſehnlichſten Wunſch, daß er irgend eine Probe, ein Meiſterſtück aus deſſen Händen erhalten möge. Die Wahl des Geſchmeides ſtelle er ihm zwar frei; doch wäre ihm ein vollſtändiger Schmuck für ein bürgerliches Mädchen das angenehmſte, den er der Schönſten der Stadt zugedacht habe. Bei dieſen Worten

warf er einen Blick auf Cäcilien, die den Gruß hoch erröthend in Empfang nahm. Meister Rockoſch aber erwiederte: „Ei, ei, Herr Graf, es ziemt ſich zwar wohl für ein Bürgermädchen, daß ſie ein Kettlein von Silber und ſonſtigen Schmuck von dieſem edlen Metall an ihrem Leibe trage; aber Gold und Edelſteine, dünkt mich, ziemen ſich bloß für Edelfrauen. Doch damit mögt Ihr's halten und meinen, wie Ihr wollt; ich aber muß Euch zu meinem Leidweſen erklären, daß ich ſelbſt dermalen außer Stand bin, das Verlangte zu fertigen. Denn derſelbe Mann, der ſoeben meine Werkſtätte verlaſſen, hat mir ſo viele Arbeit zugedacht, daß ich wohl mehrere Monate lang damit vollauf zu thun haben werde. Und es ſind auch Kunſtſachen, deren Fertigung mir eben ſo viel Ehre als Freude macht. Seht nur einmal dieſe Monſtranz an, die eben ihrer Vollendung entgegen ſieht und welche der fremde Wohlthäter für Tegernſee, das Kloſter, beſtimmt hat ex voto. Zwiſchen Säulen, die ſich auf Säulen erheben, lagern ſich die Engel- und Heiligenbilder, voll Andacht ſich hinneigend zum Allerheiligſten, das hier in Mitte, von Glorie umgeben, ſeine Wohnung haben wird, während dort oben in den Wolken Gott Vater ſegnend ſeine Arme ausbreitet, und der Geiſt, Licht ausgießend als ewiger Strahl, über dem gnadentriefenden Gewölbe ſchwebt. Solch ein Kunſtwerk, ein Altärchen im Altare, aus Gold und Jaſpis wunderbar erbaut, es macht mir wahrlich mehr Ruhm, als wenn ich ſonſt Tonnen Goldes für eitlen Tand verarbeitete." Alexander wendete ein: eine ſolche Geſinnung ſei allerdings eines Künſtlers würdig; allein die Kunſt verdiene und verlange auch nebſt Ehre ihren Sold. Er ſeinerſeits biete ihm den höchſten an, den er nur fordern möchte, überſtiege er auch den gewöhnlichen Werth des Geſchmeides ſelbſt. Ob dieſem Anerbieten ſtutzte der Goldſchmied; und da nun auch Cäcilie, die den bittenden Wink des fremden, vornehmen Herrn wohl verſtanden, dem Vater zuredete, daß er eine ſo vortheilhafte Beſtellung nicht abweiſen ſollte, ſo willigte der Meiſter zur Uebernahme der Arbeit ein, vorausgeſetzt, daß ſein älterer

Kunde nichts gegen den Aufschub seiner Bestellung einwenden sollte.

Die Furcht, es möchte von jener Seite her Einspruch geschehen, wurde aber sogleich am folgenden Tage gehoben. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die außerordentliche Wohlthätigkeit des frommen Pilgrims bald dem Herzog zu Ohren kam, welcher Erscheinungen solcher Art mit besonderer Neugierde und Verehrung verfolgte. Nach eingezogener näherer Erkundigung drängte sich ihm von selbst der Verdacht auf, daß der Fremde, der Unbekannte in die Geheimnisse der hermetischen Kunst eingeweiht sei, und sich daraus eine unversiegliche Quelle für edle, heilige Zwecke eröffnet habe. Was war daher natürlicher, als sein Wunsch, diesen „Mann Gottes" an seinen Hof oder vielmehr in die klösterliche Einsamkeit zu ziehen, die er seit einiger Zeit freiwillig erwählt hatte, um ganz für sein Seelenheil zu leben unter Werken der Barmherzigkeit. Seine fromme Absicht aber wurde vereitelt. Der Pilgrim, der unter der Hand erfahren haben mochte, daß er die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich gelenkt, hatte plötzlich und insgeheim die Stadt verlassen und war spurlos verschwunden. — Meister Rockosch selbst erhielt des andern Tags ein zurückgelassenes Handschreiben, des Inhalts: er möge das angefangene löbliche Werk bei guter Zeit vollenden, und dann dasselbe an das Gotteshaus Tegernsee überliefern, dessen Abt den Auftrag habe, ihm den bedungenen Lohn auszuzahlen. Die Unterschrift lautete: Flamel.

Bei dem nächsten Besuche des Grafen unterließ es der Goldschmied nicht, ihm das Schreiben vorzuweisen und die Versicherung beizufügen, daß nun der schleunigen Fertigung des Geschmeides nichts mehr im Wege stehe. Alexander gerieth, als er die Unterschrift erblickt hatte, in große Bewegung. Er klagte sich der Saumseligkeit an, daß er, auf so sichere Anzeichen hin, die er zu rechter Zeit erhalten, nicht sogleich den Pilger aufgesucht, seinen alten, ehrwürdigen Lehrer, seinen Vater und Freund begrüßt habe. Anderseits konnte er sich freilich auch nicht verhehlen, daß ihn eine gewisse Scheu, eine

geheime Furcht davon abgehalten, dem Manne gegenüber zu treten, deſſen frommes Leben, deſſen heiliger Wucher mit dem ihm von Gott anvertrauten Pfunde gegen ſein im Flüchtigen und Nichtigen verſunkenes Thun und Treiben grell abſtach. Da trat Cäcilie herein; und vor dieſem hell aufleuchtenden Stern ſeines Lebens und ſeiner Liebe wich alsbald jene ohnehin verbleichte Erinnerung wieder in's Dunkle zurück, und er ſah und hörte ſchon nichts mehr, als die Königin ſeines Herzens.

Von nun an kam Alexander täglich in die Werkſtätte des Meiſters, vorgeblich, um nachzuſehen, wie weit das Werk gediehen ſei, in der That aber, um bei ſolchen Gelegenheiten Cäcilien zu ſehen, zu ſprechen, die er täglich ſchöner und liebenswürdiger fand. Der Vater, zwar ſtreng in Sitten, übrigens aber, als ein ſchlichter Bürgersmann, ohne Argwohn und voll Verehrung gegen adelige Herren, hinderte es nicht, ſondern ſah es vielmehr gern, daß ſeine Tochter, an welcher der Herr Gefallen zu haben ſchien, ſich mit demſelben in ein ſittiges Geſpräch einließ und in deſſen Umgang ſich ergötzte.

Das Geſchmeide war endlich nach Wochen fertig. Der Graf hatte es insgeheim eingeleitet, daß ein vollſtändiger bürgerlicher Anzug, beſtehend aus ſeidenen und andern koſtbaren Stoffen, bereit lag. Der Vater, voll Freuden, daß ihm der Schmuck in allen Stücken ſo gelungen, und ihm dafür auch reicher Ehrenſold geworden, willigte, wiewohl nicht ohne Widerſtreben, in das Begehren ein, daß Cäcilie ſich das Geſchmeide anproben möge, damit erſichtlich werde, wie es wohl die Schönſte unter den Schönen werde zieren können. Die Neugierde, wie ſich das Ganze in allen ſeinen Theilen ausnehmen dürfte, beſtach vollends ſeine Gewiſſenhaftigkeit. Nachdem der Anzug unter der Hand einer kundigen Zofe geordnet und das Geſchmeide angelegt war, trat ſie in die Wohnſtube, wo die beiden Männer bereits eine Weile bei einem Glas Wein geſeſſen, in voller Schönheit prangend. Ihre liebreizende Geſtalt entzückte Alexander, ſie überraſchte ſelbſt den Vater. „Nun," ſprach Alexander, der die Bewegung des Alten zu benutzen trachtete, „ſagt mir und be-

kennt nur selbst: wisset Ihr in der ganzen Stadt ein schöneres Mädchen, als Eure Cäcilie? Ihr schweigt. Wohlan, so geziemt denn, wie ich gelobt, ihr der Schmuck, den Eure kundige Hand gefertigt. Willigt nur immerhin ein, und erlaubt mir, daß ich von den Schätzen, über die ich gebieten kann, ein Theilchen nach meinem Wunsch anlegen darf, zu Ehren der Schönheit und der Tugend." Meister Rockosch erwiederte, nachdem er sich gesammelt, in einem ruhigen Tone: „Einem hochedlen Herrn, wie Ihr seid, darf man wohl nicht das Vergnügen versagen, Gnaden zu verleihen, und so mag denn meine Tochter den Schmuck dankbar annehmen und ihn als künftigen Brautschatz hinterlegen. Im Uebrigen aber," fuhr er fort, „werdet Ihr wohl selbst einsehen, Herr Graf, wie sehr es geradezu die Ehre meines Hauses und die Tugend meiner Tochter erfordere, daß Ihr von nun an meine Wohnung meidet und das Mädchen vergesset." Er warf Cäcilien einen ernsten Wink zu, die sich allsogleich weinend entfernte. Der Graf, der seine mißliche Stellung dem ehrenhaften Bürger gegenüber wohl fühlte, verließ das Haus schweigend.

Alexander hatte seine Liebe vor den Augen Williams bisher geheim gehalten. Denn er kannte seinen Freund; er wußte, daß er sich wohl auf Liebeshändel, nicht aber auf Liebe verstehe, und daß ihm jede zarte Neigung des Gemüthes fremd, ja anstößig sei, und statt herzlicher Theilnahme nur Spott und Widerspruch hervorrufe. Ueberhaupt war sein Verhältniß zu ihm nicht so innig und wahr, wie es bei ächter, im Grunde der Gemüther wurzelnder Freundschaft zu sein pflegt. Er hatte sich nur aus dem Bedürfniß an ihn geschlossen, um einen Mann an seiner Seite zu haben, der ‚die Welt kannte, die Menschen zu prüfen und zu behandeln verstand, und ihm, da er einmal auf den Schauplatz getreten, überall Bahn machte und Stellung verschaffte. In dieser Hinsicht war ihm auch William unentbehrlich und er konnte sich gänzlich auf ihn verlassen. Der Mann war sinnreich und rastlos in Bereitung aller erdenklichen Vergnügungen; er hatte überall willkommene Ver-

hältniſſe angeknüpft, den Freund aus manchem verdrießlichen Handel geriſſen, Muth und Entſchloſſenheit gezeigt, wo es galt, und ſich mehrmals zu Aufopferungen verſtanden, die jenen zu Dank und Liebe verpflichteten. Deßhalb mußte ihn Alexander wohl als ſeinen Freund achten, und ihm in Dingen, die ſeine äußere Wohlfahrt betrafen, Vertrauen ſchenken. Im Uebrigen aber, was des Herzens Geheimniſſe, was ſein innerſtes Weſen, ſein Geiſtes- und Seelenleben anging, bewahrte er mit Recht das tiefſte Geheimniß vor ihm; ſowie er ſich denn auch in Anſehung ſeiner Kunſt nie gegen ihn erklärte und jede ſeiner Anmuthungen mit Entſchiedenheit zurückwies. Und obgleich er all ſein Geld mit ihm brüderlich theilte, ja ihm den Säckel unbedingt anvertraute, ſo erlaubte er ſich doch nie, ihm von der Tinctur ſelbſt das Mindeſte mitzutheilen, aus Achtung für dieß geheimnißvolle Präparat der Kunſt, das in profanen Händen ſo leicht zum Mißbrauch werden könnte. Das letzte Ereigniß jedoch hatte ihn plötzlich ſo ſehr außer Faſſung gebracht, daß er aus ſeiner Rolle fiel und das Geheimniß ſeines Herzens verrieth. — In der Heftigkeit ſeiner blinden Leidenſchaft hoffte er Rath und Hülfe von ſeinem Freunde zu erhalten, nicht bedenkend, daß verſchmitzte Klugheit da am unrechten Platze ſei, wo nur Lauterkeit und Beharrlichkeit der Geſinnung einen ehrenvollen Sieg davontragen könne.

William nahm, nachdem er das Bekenntniß des bedrängten Freundes vernommen, Anfangs eine bedenkliche Miene an und verſetzte: er ſehe nicht ein, wie er, bei ſeinen Anſichten von Welt und Menſchen, in dieſer verwickelten Geſchichte etwas rathen oder thun könne. Er habe von jeher eine große Scheu getragen vor Leuten, die ſich mit Tugenden wie mit Dornen umſchanzen, ſo daß jeder, der ſich ihnen nahe, mit blutendem Herzen abkomme. „Indeſſen," fuhr er in ſeiner redſeligen Weiſe fort, „wenn ich die Charaktere der handelnden Perſonen anders recht gedeutet, und die hier obwaltenden Verhältniſſe wohl durchſchaut habe, ſo glaube ich, daß noch einige Hoffnung vorhanden ſei, den abgeriſſenen Faden wieder aufzunehmen

und fortzuſpinnen. Aus Deiner Erzählung ſcheint nämlich hervorzugehen, daß Vater und Tochter beide einen verwundbaren Fleck haben, jener eine ſchlecht verdeckte Habſucht, dieſe eine nicht geringe Eitelkeit. Ich will ſie damit nicht ſonderlich ſchelten, ſondern vielmehr darob ſehr loben, da ſie ja zeigen, daß ſie dieſer Welt noch angehören und als Menſchen unter Menſchen wandeln. Dieſe menſchlichen Tugenden oder, wenn Du es willſt, Fehler, müſſen wir zunächſt in's Auge faſſen und, um in der Kriegs- und Liebesſprache zu reden, durch dieſe Hinterpförtchen unvermerkt hineinſchlüpfen in die tugendhaften Veſten. Du, das verſteht ſich, behältſt die Tochter im Auge, ich will es mit dem Vater aufnehmen. Das Kunſtſtücklein aber beſteht einfach darin, daß ich ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf andere und wichtigere Dinge lenke, als auf die Ehre und Tugend ſeiner Tochter, während Du Cäcilien, Deine Göttin mit dem Netze Deiner Höflichkeiten, Artigkeiten, aller Liebceize immer mehr umgarneſt und ſo in Deine Gewalt bringeſt. Nun begreifſt Du aber wohl, daß ich meinen Plan gegen den habſüchtigen Alten nur mit außerordentlichen Mitteln werde durchſetzen können. Damit ich es kurz mache: „Du theilſt mir von Deiner Tinctur mit; ich kündige mich ihm als Goldmacher an, wir präpariren, experimentiren, tingiren Nächte durch. Du wirſt indeſſen gemächlich thun, was Deines Theils iſt.“

Alexander, von ſeiner Leidenſchaft bewältigt, ging in die Vorſchläge des Freundes ein. Er brachte eine goldene Kapſel hervor, die er an der bloßen Bruſt zu tragen pflegte, löſte das hermetiſche Siegel, womit ſie verſchloſſen war, und theilte dem Freunde wohl die Hälfte von der Tinctur mit, die er in Bereitſchaft hatte. „Ich könnte mir damit ein Fürſtenthum erkaufen,“ ſagte er; „aber der Schatz, den Du mir erwerben willſt, iſt dieſes und eines noch größern Opfers würdig. Uebrigens werden dieſe Beweiſe der Freundſchaft, die wir uns einander hiedurch geben, unſer Verhältniß nur um ſo enger knüpfen und feſter bewahren.“ — Sie reichten ſich die Hände.

Was weiter vorgegangen, ſei nur in Kürze angedeutet.

Meiſter Rockoſch ging gar bald in die Schlinge, die ihm der liſtige Hamilton geſtellt hatte. Von dem Experiment, das vor ſeinen Augen geſchah, überraſcht, angelockt, bezaubert, ließ er ſich willig am Gängelbande des vermeintlichen Adepten führen, der ihn zu Verſuchen zu ermuntern und mit Verſprechungen hinzuhalten wußte. Und während nun der Vater in ſeiner Werkſtätte Tag und Nacht eifrig dem Studium oblag, das ihn zur geheimen Wiſſenſchaft und zur göttlichen Kunſt anleitete, fand die Tochter Gelegenheit genug, den Grafen zu ſehen und zu ſprechen. Sollen wir ausführlich ſchildern, wie die Zauberkreiſe, die Cetonius um ſie gezogen, ſich immer mehr verengten und zuletzt das liebesbedürftige Mädchen gänzlich zu bannen wußten? — Es beengte und drückte ſie, die troſtloſe Einſamkeit, in der ihre Jugend dahinſchwand; die gänzliche Abgeſchiedenheit von der Welt und allem Vergnügen, das ſie darbietet; der Ernſt, der Zwang der häuslichen Ordnung, die ſich tagtäglich in einförmiger Weiſe auf- und abgewickelt; ſodann ſtand ſie da ohne Mutter, die ſie früh verloren, ohne mütterliche Freundin, deren Buſen ſie ihre Wünſche und Hoffnungen, ihre Sorgen, ihre Leiden und Freuden hätte anvertrauen können; endlich war es der Vater, der ſonſt ein muſterhafter Hausmann und ein ehrenhafter Bürger, gleich ſo vielen Vätern ſeine Tochter wie ein koſtbares Kleinod nicht ſowohl zärtlich liebte, als vielmehr ängſtlich bewachte und von aller Berührung mit der Welt Gefahren fern hielt; — auf der andern Seite der Graf, der Freund, der Geliebte, der plötzlich in ihren beengten Kreis getreten; deſſen ſchöne Geſtalt, anmuthige Sitte, bezaubernde Rede und Geberde, die liebvolle Aufmerkſamkeit, die er ihr bewies, und die in dem Maße wuchs, als ihre jungfräuliche Reinheit, ihre weibliche Würde in ſolchen Momenten minniglichen Sich-Entfernens und Annähernſ ſich immer mehr entfaltete; dazu, was ſie ſich in Augenblicken der Ueberlegung nicht verbergen mochte, die reizende Ausſicht auf ein freies, ſelbſtändiges, mit Glanz und Würde umgebenes Leben an der Seite eines ſolchen Mannes: — unter dieſen Umſtänden — um ſich eine dumpfe, drückende Atmoſphäre,

vor ihr in erreichbarer Ferne eine von sonniger Klarheit erheiterte, von den mannigfaltigsten Schönheiten durchwobene Landschaft — wie hätte sie da noch in der Wahl wanken und zaudern, wie die glänzenden Anerbietungen, die ihr der Geliebte eröffnete, je zurückweisen können?

In einem jener unbewachten, leidenschaftlichen Augenblicke, wo das liebende Mädchen schon keinen Wunsch, keinen Willen mehr fühlt, als den Wunsch und den Willen des Geliebten, gelobte sie ihm Herz und Hand an, und erklärte sich, ganz seiner Leitung vertrauend, als seine Braut.

Nun aber stand einer ehelichen Verbindung ein unübersteigliches Hinderniß entgegen: die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, ein Punkt, der zu jenen Zeiten kirchlicher Spaltung, zumal in dem damals noch streng und ausschließlich katholischen Bayern, allein jede Hoffnung zur Einwilligung des Vaters benahm. Unter diesen verwickelten Verhältnissen ersah Alexander kein anderes Auskunftsmittel, als daß er den Knoten, der auf gewöhnliche Weise nicht zu lösen war, gewaltsam zerhaue. Er entfloh mit seiner Geliebten bei Nacht und Nebel. William, der ihre Flucht befördert hatte, übte an dem verzweifelnden Vater noch den grausamen Spott, daß er ihm versprach, er wolle die Flüchtigen verfolgen und nicht ablassen, bis er sie eingeholt. Er schlug den Weg nach Sachsen ein, wohin jene vorausgeeilt waren.

III.

Es war in jenen Tagen, von denen unsere Erzählung meldet, ein wahrhaft goldenes Zeitalter für solche Abenteurer, welche sich der königlichen Kunst widmeten, und andere, oft auch sich selbst täuschend, den Stein der Weisen oder doch dessen Spur entdeckt zu haben sich rühmten. An den meisten deutschen Höfen fanden diese fahrenden Alchemisten eine willkommene Aufnahme: sie wurden des fürstlichen Zutrauens gewürdigt, mit Gold zum Behuf ihrer Versuche reichlich versehen, mit Ehren-

bezeugungen aller Art angelockt und hingehalten. Nebſt Rudolph dem Kaiſer, der als der größte Verehrer dieſer Naturphiloſophie und als erſter Gönner der Philoſophen galt, beſchäftigte ſich und Andere beſonders Kurfürſt Auguſt von Sachſen mit der geheimen Wiſſenſchaft; er hatte ſein eigenes Laboratorium zu Dresden, welches nur das Goldhaus genannt wurde, und unterhielt eigens beſtallte Alchemiſten, unter andern David Beuther und Sebald Schmertzer, die in ihrer Kunſt eine zweideutige Berühmtheit erlangt haben. Sogar die Gemahlin des Kurfürſten, Anna von Dänemark, welche ihrer Wohlthätigkeit wegen im Volke „Mutter Anne“ genannt wurde, war eine eifrige Alchemiſtin. Auf ihrem Leibgedinge zu Annaberg hatte ſie ein großes Laboratorium im Faſanengarten aufbauen laſſen, worin vier große Oefen nebſt mehreren kleineren fortwährend im Gange waren. Es ſoll dieſes Laboratorium in Europa nicht ſeines Gleichen gefunden haben. Die Liebhaberei des fürſtlichen Paares ging auch als Erbthum auf ihren Sohn Chriſtian über, in deſſen Schatz nach ſeinem Tode mehrere Millionen in Gold gefunden worden ſein ſollen.

Es ſcheint jedoch, daß dieſe letztere Nachricht, wie ſo viele von Transmutationen und Goldanhäufungen, reine Erdichtung derer geweſen, die, wiſſend oder unwiſſend, jenen Täuſchungen ſich hingegeben haben, wovon die Geſchichte der Alchemie ſo viele Beiſpiele erwähnt. Gewiß iſt, daß Chriſtian II., deſſen Nachfolger, eine entſchiedene Abneigung gegen die Alchemiſten gehabt und des Vaters Glauben an die hermetiſche Kunſt als thöricht verlacht hat. Denn ſonſt wäre von dem Charakter dieſes jungen Fürſten allerdings zu erwarten geweſen, daß er ein ſo leichtes und ergiebiges Bereicherungsmittel mit beiden Händen ergriffen hätte, um ſeiner Verſchwendungs- und Vergnügungsſucht nachhaltigen Vorſchub zu geben. Dieſer Umſtand, nämlich des jungen Fürſten allbekannter Unglaube und ſein entſchiedener Zweifel an der Wahrheit, an der Möglichkeit der Alchemie, bewog eben unſern Setonius, deſſen Hof aufzuſuchen, der ihm alle Gelegenheit zu bieten ſchien, um ſeiner jungen

Gemahlin die Flitterwochen recht angenehm, ja glänzend zu machen, während er selbst keine Gefahr lief, besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Er kündigte sich einfach als englischer Edelmann an, und lebte übrigens, obwohl an den Vergnügungen des Hofes theilnehmend, einzig dem Glücke seiner jungen und ersten Liebe hingegeben.

Das stille, häusliche Leben, dem sich Alexander immer mehr zuwandte, konnte seinem Freunde in die Länge nicht mehr zusagen. Sein Element war ja nur das aufgeregte, leidenschaftliche Drängen und Treiben der großen Welt, wogegen ihm die Enge und Geschlossenheit des Familienlebens Langeweile und Widerwillen erregen mochten. Wollen wir jedoch gewissen Nachrichten trauen, so bestimmten ihn noch andere und wichtigere Beweggründe zu baldiger Trennung. Er hatte unerlaubte Absichten gegen Cäcilien gefaßt und sie auf eine zudringliche Art veroffenbart, so daß sein Benehmen eine entschiedene Zurückweisung mit dem Ausdrucke der Verachtung nach sich ziehen mußte. Dieß konnte der gereizte Mann, der sich beleidigt fühlte, nicht verschmerzen, und so sehr er sich auch vor dem Freunde den Anschein gab, über sein Unglück, als eines verschmähten Liebhabers, zu scherzen, so regte sich doch Neid gegen den glücklichen Nebenbuhler in seinem Herzen und das böse Gelüste, auf tückische Weise zu schaden. Um so lieber benutzte er darum die Gelegenheit, als der Hof auf einige Wochen nach Grossen ging, dem Zuge dahin zu folgen, zumal da ihn ein polnischer Edelmann, der sich Sendigovius nannte, schon früher in seine und des Kurfürsten, seines Gönners, Nähe gezogen hatte. Alexander blieb mit seiner jungen, schönen Gemahlin in Dresden zurück.

Bei einer jener traulichen Unterhaltungen, denen sich der junge Fürst im Kreise lebenslustiger Männer gern hingab, fiel einmal auch das Gespräch auf die Alchemie, deren vergebliche Geheimnisse und Wunder der Herr, nach seiner Gewohnheit, mit Hohn und Spott verfolgte. Sendigov, der in alchemistischen Künsten nicht unerfahren war und selbst nach dem

Stein der Weisen Gelüste trug, nahm Partei gegen den Kurfürsten. Nachdem durch langes Hin- und Widerreden sich der Streit erhitzt hatte, wurde auch Hamilton um seine Meinung befragt, der durch eine selbstgefällige Miene dazu gleichsam herausgefordert hatte. Einerseits fand er sich nun durch kein Versprechen an den Freund gebunden, das Geheimniß zu bewahren, und sah überhaupt sein Verhältniß zu ihm als gelöst oder doch als gelockert an; anderseits glaubte er, unter diesen Umständen und bei der bekannten Gesinnung des Fürsten nichts für seine Person zu befahren, wohl aber hoffte er, sich dadurch in dessen Gunst zu befestigen und über vortheilhaften Kauf mit ihm einig zu werden. Er warf daher das Wort leichtsinnig hin: wenn es damit abgethan wäre, eine Streitfrage zu erledigen, die doch als solche nur in's Weite und Blaue führe, so sei er bereit, ein Pröbchen zu machen, daß allerdings etwas daran sei an der verkannten und verhöhnten hermetischen Kunst. Eine allgemeine zujauchzende Aufforderung erfolgte. Er tingirte demnach in des Kurfürsten und aller Gäste Gegenwart.

Diese Thatsache bewirkte nun aber eine so plötzliche Sinnesänderung des Fürsten, eine so leidenschaftliche Aufregung, daß Hamilton selbst darüber beinahe erschrak. Wie ein Löwe, jetzt noch zahm und lammfromm, wenn er einmal Blut gekostet, nach Mord und Blut fortan lechzt, so entbrannte der junge Fürst in heftiger Begierde nach dem Besitze eines Geheimnisses, in dem alles Lebensglück ihm beschlossen zu sein däuchte. Er bestürmte den Wunderthäter mit Bitten; er bot ihm jeden Preis an, Ehren und Ehrenstellen, seine Gunst, seine Freundschaft. Hamilton gestand, was an der Sache war: daß er einige Tinctur besitze, nicht aber die Kunst verstehe, sie zu bereiten. Wünsche übrigens der Kurfürst, setzte er hinzu, einen Theil davon oder den ganzen Vorrath, so sei er bereit, ihm, so viel ihm beliebe, abzutreten gegen billigen Ersatz an Gütern und Ehren. Einen solchen Handel einzugehen, war aber der Kurfürst nicht willens. Er wollte das Geheimniß, nicht das Prä-

parat: er wollte Alles oder Nichts. Er wurde zudringlicher, leidenschaftlicher; er ließ sogar einige Drohungen fallen. Da vergaß sich Hamilton so weit, daß er, um sich aller Gefahr zu entziehen, schlecht genug war, seinen Freund Setonius zu verrathen, und ihn als den Adepten zu bezeichnen, von dem er die Tinctur erhalten, der sie zu bereiten verstehe.

Während dieß am Hoflager zu Grossen vorging, verlebte Alexander an der Seite seiner Cäcilie glückliche Tage in Dresden, nicht ahnend das Verhängniß, das über ihn hereinbrach.

Doch, ehe wir weiter zu berichten fortfahren, müssen wir noch eines Besuches erwähnen, der ihm in jenen Tagen noch zur rechten Zeit geworden. Es war Flamel, der ihn überraschte.

„Wir haben uns in München verfehlt," sprach er, nach gegenseitig gebotenem Willkomm, „so will ich denn Euch hier in Dresden noch sehen und sprechen, ehe uns das Schicksal vielleicht auf immer trennt ... Damals hattet Ihr mit andern, mit anziehendern Dingen zu thun, und es schien mir nicht rathsam, Euch durch meine Dazwischenkunft darin zu stören." — —

Alexander wollte ihn mit Entschuldigungen unterbrechen, jener aber fuhr fort in zärtlich bewegtem Tone: „Ich will es Dir nicht verhehlen, mein Sohn, daß ich freilich andere Hoffnungen von Dir gehegt, andere Pläne betreffs Deiner ausgedacht habe. Gleichwie ich Dich zum Dienste der Weisheit erzogen, so wollte ich Dein Leben, Deines Lebens Glück an das meinige ketten, mit dem meinigen auf immer verschmelzen ... Es war ein freudiges Erschrecken, als ich nach meiner Rückkehr aus dem heiligen Lande von Deinem Auftreten vernommen, und von dem rühmlichen Eifer, womit Du des göttlichen Amtes gepflegt. Ich hielt Dich für würdig, daß Dir die Obhut übertragen werde zur Bewachung des Geheimnisses und zur Verbreitung des Wortes, damit, wenn der Herr des Lebens und des Todes mich von dannen rufen werde, unser segenspendender Bund nicht verwaist dastünde ohne Lehrer und Hirten. Ich suchte Dich auf und fand Dich in München, am Hofe des frommen Herzogs."

„O die Verblendung, in der ich ſtak!“ rief Alexander aus. „Die Liebe, die mich von Euch abwendete, ich müßte ſie einen Fluch nennen, wenn ſie mir nicht offenbar zum Segen geworden wäre.“

„Sie wäre Dir zum rechten Segen geworden,“ erwiederte der Greis, „wenn Du ſie nicht mit unheiliger Hand liſtig entwandt, gewaltſam geraubt hätteſt. Cäcilie war Dir zugedacht. Petronella wollte ſie als ihre Tochter erziehen, zu frommem, mildthätigem Dienſte, zur willigen Handbietung für einen Mann, der als ein beglückender Genius die Welt zu durchwandern beſtimmt war. In dem ſchönen Körper gewahrten wir eine ſchöne Seele; und die weiblichen Mängel, die ihr anklebten, ſie wären wohl verſchwunden, hätte ihr Charakter eine edle Richtung, ihr Leben eine beſtimmte Haltung genommen. Du ſelbſt dann, im Beſitze eines ſo ſchönen und edlen Weſens, wie wäreſt Du erſt ſo ganz ſelig geworden, in der Geſchloſſenheit des ehelichen Lebens, von wo aus, wie aus des Herzens Mittelpunkt, dann die beglückenden Strahlen des überreichen, unerſchöpflichen Borns, der in Deinem Innerſten quillt, in alle Welt ausgefloſſen wären!“

Alexander verlor ſich in dumpfes Stillſchweigen, das die Nacht ſeines Herzens, die qualvolle Empfindung verzweifelnder Reue verrieth. Dann, als zucke ein Blitzſtrahl durch ſein Innerſtes, rief er aus: „Ich habe doch ſie und mit ihr das Glück des Lebens, mein Leben ſelbſt. Ich will vergeſſen, wie ſie mir geworden, und nur daran denken, was ſie mir iſt. Und auch Ihr, väterlicher Freund, obwohl ich Eure weiſen Pläne vereitelt, Eure frommen Wünſche unerfüllt gelaſſen, Ihr werdet mir Euren Segen darum nicht vorenthalten.“

„Des Vaters Segen,“ ſagte der Alte, „iſt ſein Gebet, daß Gottes Wille an den Kindern vollzogen werde. Dieſen Segen gebe ich Dir von Herzen, und ich bitte Gott, daß er, der Verirrungen Deiner Jugend uneingedenk, Dich fortan recht lenken und gnädig leiten wolle. . . . Im Uebrigen ſollen wir des Vergangenen nur inſofern gedenken, als wir uns dadurch

des Zukünftigen bemächtigen. Und dieß Bekenntniß aus meinem Munde ſoll Dir zur Beruhigung dienen; Ich habe Dich rein und treu befunden in dem, was zunächſt Deines Berufes geweſen. Du haſt, ſoviel an Dir gelegen, die Kunſt eifrig erſtrebt, das Geheimniß ſtreng bewahrt, die Ehre der Wiſſenſchaft redlich verfochten und der Wahrheit den Sieg errungen. Mehr kann und will ich, als der Aelteſte, von dem jüngſten Prieſter der göttlichen Philoſophie nicht verlangen. Und darum" — fuhr er in einem ernſt feierlichen Tone fort, „hoffe ich auch und bin deſſen gewiß, daß Du Deine Sendung auch fortan und bis ans Ende würdiglich vollbringen werdeſt, trotz den Anlockungen oder Verfolgungen, die Dir bevorſtehen mögen."

„Davor habe ich mich doch wahrlich ſicher genug geſtellt," ſagte Alexander.

„Iſt dieſer Ort, an dem Du wohneſt, nicht der Hof eines Fürſten?"

„Eines Fürſten, welcher mir und meiner Kunſt ferner ſteht, als irgend Jemand in der weiten Welt."

„Biſt Du des Wanderns ſo gar müde, daß es Dich gelüſten mag, in der Fremde hier zu verweilen, wie in Deiner Heimath?"

„Ich habe ein Weib, deſſen Schwäche Ruhe und Raſt fordert, und deſſen Schönheit Anſpruch macht auf die Welt und ihre Freuden."

„Du haſt auch einen Freund, wie ich höre....."

Alexander ſtutzte über das bedenkliche Wort, das der Alte hingeworfen. Er fühlte, daß er ſich, Angeſichts ſeines väterlichen Freundes, dieſes Freundes ſchämen müſſe. Er getraute ſich nicht, deſſen Namen auf die Lippen zu nehmen. Er durchblickte ihn in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit.

„Dieſer William," ſagte der Greis, „iſt Dein Unſtern; er iſt es, von dem Dir Unheil kommen wird. Wenn ich Dir nun aber offenbare, daß Deine Lage bedenklich, die Gefahr groß ſei, ſo will ich Dir darum doch nicht meinen Rath, meine Hülfe aufdringen, denn ein Mann wie Du, der im

Beſitze aller Mittel iſt, kann und ſoll für ſich ſelbſt einſtehen, wo es ſich darum handelt, ſeine eigenſte Kraft zu erproben. Aber erinnern muß ich Dich, im Auftrag Deſſen, von dem Dir Deine Sendung geworden, bitten und beſchwören will ich Dich, daß Du, eingedenk des hohen, heiligen Berufes, jeglicher Verſuchung widerſteheſt, wenn die Stunde gekommen iſt."

Alexander war anfangs überraſcht von der prophetiſchen Rede, von der feierlichen Haltung des Greiſes. Aber wie es oft Männern zu geſchehen pflegt, daß ſie, die ſonſt leichtlich auch einer geringen Verſuchung unterliegen, ſich alsbald auf eine heldenmüthige Weiſe faſſen, wenn einmal das Schickſal ſie einer großen, ja ungeheuern Aufgabe würdigt und gleichſam damit ehrt: ſo Alexander. Nach einem kurzen, aber ſchweren Kampfe in ſeinem Innerſten faßte er ſich männlich und ſagte, indem er dem väterlichen Freunde die Hand bot: „Vertrauet mir, wie Ihr Euch ſelbſt vertrauet. Den Schwur, den ich ſchon damals in Eure Hand gelegt, ich will ihn halten, ſo lange mir Athem und Beſinnung bleibt."

„So finde ich Dich Deiner ſelbſt, unſer Aller würdig, die ſich die Erwählten nennen," ſagte Hamel. Dann, nach einer Pauſe ſtiller Rührung, fuhr er fort: „Und weil es ſich nun ſoeben fügt, ſo laß Dir nur gleich eine erbauliche Geſchichte erzählen, die ich im Morgenlande gehört und die uns Uebrigen zum Exempel dienen mag, wie wir das anvertraute heilige Pfand bewahren ſollen vor den Räuberhänden weltlicher Lüſtlinge... Ein Derwiſch, der nach Ober-Aegypten reiſte, verweilte einige Tage zu Tſchirtſcheh, weil er Gefallen an einem jungen Barbier gefunden hatte..... Ich erzähle Dir die Geſchichte mit aller Ausführlichkeit, wie ſie mir überliefert worden..... Eines Tages ging er mit ihm ſpazieren, und ſie kamen zur Werkſtätte eines Rothgießers, der eben dreihundert Pfund Kupfer im Fluſſe ſtehen hatte. Der Derwiſch warf ein kleines Päckchen auf das fließende Metall und ging dann weiter. Als das Kupfer ausgegoſſen ward, erſtaunte der Gießer über die ſchöne Goldfarbe, rief die Nachbarn herbei

und zeigte ihnen das wunderliche Metall. Die Goldschmiede probirten es und erklärten es für feines Gold. Der Sandschak der Provinz hörte von dem Vorfall; er ließ das Gold herbeiholen, welches er behielt, und verhörte den Gießer scharf, den er, wie es schien, ebenfalls behalten wollte. Inquisit betheuerte seine Unschuld und erzählte von einem Unbekannten, der in Gesellschaft des Barbiers vorbeigegangen sei. Dieser ward sogleich verhaftet und von ihm erfuhr man, daß der Derwisch zwar abgereist sei, aber versprochen habe, ihn bei der Rückkehr wieder zu besuchen. Der Sandschak versprach dem Barbier, daß er sein Glück machen wolle, wenn er ihm Nachricht gebe, sobald der Derwisch wieder kommen würde. Er schenkte ihm drei Pferde und machte ihn zum Aga des nahegelegenen Ortes Mena. Nach einigen Monaten kommt der Derwisch an, fragt nach seinem Liebling, sucht ihn in Mena auf und wird von ihm dem Sandschak ausgeliefert. Im Verhör läugnet er nicht, das Kupfer in Gold verwandelt zu haben, will aber daraus nicht viel gemacht wissen. Er besitze ein noch größeres Geheimniß: wenn er gewisse Worte aufschreibe und in den Mund nehme, könne ihm kein Säbel die Haut verletzen. Dreist erbietet er sich zur Probe, schreibt und fordert nun den Sandschak auf, ihm den Kopf abzuhauen. Je schärfer er zuhaue, desto weniger werde es ihm schaden. Der Versuch ward gemacht und gelang weit besser, als dem bestürzten Sandschak lieb war. Im Munde des Enthaupteten fand man das Papier und darauf die Worte: „Ich kann wohl sterben, aber nicht mein Geheimniß offenbaren.“

Nachdem Flamel die Erzählung beendet, drückte er dem Freunde, der vor Rührung und Ahnung nicht zu sprechen vermochte, mit Wärme die Hand und sprach: „Es ist Zeit, daß wir scheiden. Petronella ruft, wie ich höre. Auch sehe ich schon Deine Schergen kommen.“

Als sie zur Thür hinausgetreten, standen bereits Petronella und Cäcilie auf der Flur. Cäcilie schwamm in Thränen. Die Gäste entfernten sich schweigend.

Bald darauf kamen wirklich Abgeordnete des Kurfürsten, um Alexander an den Hof zu laden. Der Fürst war an demselben Tage nach Dresden zurückgekehrt, und er hatte kein angelegentlicheres Geschäft, als den Adepten in seine Gewalt zu bekommen. Er wollte zwar nur die Mittel der Ueberredung, der Versprechungen und Gunstbezeugungen anwenden, um ihn für seine Absichten zu gewinnen; er unterließ aber nicht, zugleich solche Vorkehrungen zu treffen, daß ihm jener nicht entrinnen konnte. Die Klugheit gebot ihm um so mehr, solche Maßregeln zu ergreifen, da Hamilton, der Ankläger und Zeuge, Ursache und Gelegenheit gefunden, heimlich zu entweichen. Auch ist uns von dessen ferneren Schicksalen nichts weiter bekannt geworden.

Nachdem die Abgeordneten, an deren Spitze jener Sendigov stand, sich ihres Auftrages entledigt, erwiederte Setonius in höflichen, aber bestimmten Ausdrücken: es sei ihm nicht unbekannt, was in Grossen vorgegangen, und er kenne die Absichten des Kurfürsten. Er läugne nicht, daß er das Geheimniß besitze, Metalle zu veredeln; er erkläre aber auch zugleich auf die entschiedenste und feierlichste Weise, daß er sein Geheimniß nie aufdecken, nie Verrath an der Wissenschaft üben und die göttliche Kunst zu profanen Zwecken mißbrauchen werde. Im Uebrigen erwarte er von der Gerechtigkeit des Kurfürsten, daß er das Fremdenrecht heilig halten und die Freiheit eines Mannes, dessen Anwesenheit Niemanden Anstoß verursache, in jeder Hinsicht respektiren werde.

Als diese Nachricht dem Kurfürsten hinterbracht worden, gab er sogleich Befehl, daß Setonius in sichere Verwahrung gebracht und Alles angewendet werde, um den Störrischen zum Bekenntnisse zu bringen. Zugleich aber ertheilte er seinem Günstling Sendigov den Auftrag, daß er den Gefangenen durch vertrauliche und freundschaftliche Mittel und Ueberredungskünste für seine Absichten gewinnen solle, indem er ihm zugleich unbedingte Vollmacht gab zu Anerbietungen aller Ehren und Güter, deren Verleihung in seiner, des Kurfürsten, Macht stände.

Sendigov entledigte ſich ſeines Auftrages mit allem Eifer eines treuen Dieners, der zumal bei glücklichem Erfolge auch für ſich ſelbſt das Beſte ſich verſprechen durfte. Die wiederholten Beſuche und Unterredungen, wobei er in des Mannes Herz tiefere Blicke zu werfen Gelegenheit hatte, ſtimmten ihn aber allmählich dermaßen um, daß er, der bekehren ſollte, ſelbſt zum Bekehrten ward. Der feſte Charakter desſelben, die ehrenhafte Geſinnung, der Beruf ſelbſt, deſſen Heiligkeit er in ſeiner Perſon hochachten lernte, flößten ihm ebenſo viel Verehrung ein, als die unwürdige Behandlung, die deſpotiſche Willkür in ihm Abſcheu hervorriefen. Er nahm darum keinen Anſtand, dem Gefangenen den Rath zu ertheilen, er möge die Räuber ſeiner Freiheit durch Liſt täuſchen und die Wächter durch Beſtechung gewinnen, wozu er ſelbſt treuliche Handreichung zu geben verſprach. Aber auch dieſer Antrag wurde entſchieden zurückgewieſen. Es ſei eines Weiſen unwürdig, ſagte der Mißhandelte, ungerechte Mittel zu gebrauchen, um zu ſeinem Recht zu gelangen. Sein Leben, ſeine Freiheit ſtehe in Gottes Hand. Uebrigens habe er ſich ſein Unglück ſelbſt zugezogen, dadurch, daß er einem falſchen Freunde vertraut und Veranlaſſung gegeben, daß das Siegel des heiligen Geheimniſſes gebrochen worden. Möge denn kommen, was da komme, er werde Alles ſtandhaft erdulden und beharrlich ſein bis ans Ende.

Sendigov, der einmal alle Künſte der Ueberredung aufbieten wollte, um den beharrlichen Mann zu einem andern Entſchluſſe zu bewegen, erinnerte ihn an Cäcilien, ſeine Gemahlin. Alexander erwiederte in ruhigem Tone: „Wenn ſie mich wahrhaft liebt, ſo wird ſie mich auch ehren, und nichts von mir erwarten und verlangen, was meines Charakters unwürdig wäre und meinen Feinden Triumph, mir aber Schmach und Schande bringen würde. Wenn Ihr aber," fuhr er in ſichtbarer Bewegung fort, „wirklich die Freundſchaft, das Wohlwollen gegen mich heget, wie ich es gern glauben will, ſo übertraget dieſe Empfindung und Geſinnung auf ſie, die an das Schickſal eines unglücklichen Mannes ge-

retet, das traurige Loos nicht verdient, das ihr unschuldiger Weise geworden. Tröstet sie, steht ihr zu Rath und zu Hülfe. Seid ihr Bruder und Freund. Und falls ich, wie ich beinahe als gewiß voraussehe, der Gier und Wuth meiner Widersacher geopfert werden sollte, so tragt Sorge und Liebe für sie, die Verlassene und Verstoßene, und gebt ihr Vaterland und Heimath."

Cäcilie befand sich indessen in der bedauernswürdigsten Lage. Aus dem Taumel leidenschaftlicher Liebe, aus der Sicherheit eines freudvollen Lebens plötzlich aufgeschreckt, sah sie sich zwischen zwei Abgründen hingestellt, aus deren schauerlichen Tiefen hier das traurige Schicksal ihres Gemahls, dort die noch gräßlichere Schuld gegen ihren Vater sie anstarrten. Und blickte sie nun gar auf sich selbst, welche Verlassenheit! welche Noth! welche Blöße an weiblicher Würde und Ehre, die das Feigenblatt einer erschlichenen Ehe so schlecht bedeckte! O wie schmerzten, wie bluteten nun die Wunden, welche ihr das strenge, strafende Wort der mütterlichen Freundin geschlagen! Um so nöthiger aber erschien ihr auch das einzige Heilmittel, das die Natur, die Gnade in solchen verzweiflungsvollen Augenblicken darbeut: zur Reue die Buße, die das Unvermeidliche mit ruhiger Ergebung zu ertragen, und das, was noch zu retten, zu erringen ist, mit heldenmüthiger Kraft zu erstreben sucht. Der Nebel schwand; Licht und Leben durchdrang ihr Innerstes, und wie durch Zauber erwuchs aus der Blüthe hingebender Liebe die Frucht edler, thätiger Weiblichkeit: Treue und Starkmuth.

Sie machte sogleich Schritte bei Hof, um ihres Mannes Befreiung zu bewirken. Vergebens. Selbst die Bitte, ihn im Gefängniß besuchen zu dürfen, ward ihr abgeschlagen. Um so willkommener war ihr die Erscheinung Sendigovs, den sie schon früher in geselligschaftlichen Zirkeln gesehen und wegen seines höflichen Benehmens beachtenswerth gefunden. Sie empfing ihn, der sich als Abgeordneter ihres Gemahls ankündigte, mit freudigem Willkomm und zeigte sich übrigens bei mehr Fassung, als die Lage der Umstände erwarten ließ.

Nachdem Sendigov der Freundin den Stand der Dinge auseinander gesetzt, und die Unmöglichkeit nachgewiesen, daß weder der Verfolger noch der Verfolgte eines andern Sinnes werden dürfte, gab er ihr geradezu den Rath, daß sie Dresden alsogleich verlassen, und ihm nach Krakau wo er eine Besitzung habe, folgen solle. Ihre längere Anwesenheit, fügte er hinzu, setze sie selbst der Gefahr aus, daß sie, als muthmaßliche Mitwisserin des Geheimnisses, verhaftet und gefangen gesetzt werde. Dieses Anerbieten schlug sie aber mit Entschiedenheit aus. So lange sie ihren Mann bei Leben wisse, erklärte sie, werde sie in seiner Nähe bleiben, um ihm Freunde, Berather, Retter zu werben. Die Mitgefangenschaft selbst würde ihr als Wohlthat erscheinen, wenn nicht eben die eigene Freiheit ihr Hoffnung gäbe, ihm die Freiheit zu verschaffen. Wäre daher der edle Ritter wirklich der Freund ihres Mannes, wofür sie ihn so gern halten möchte, so solle er gemeinschaftliche Sache mit ihr machen zur Vollführung des edlen Werkes. Dieser thatsächliche Beweis würde auch sie, die Gemahlin seines Freundes, zu ewigem Danke verpflichten.

Diese entschiedene Sprache der edlen Frau, deren Schönheit und Liebreiz durch den geheimen Schmerz noch vergrößert wurden, machte einen solchen Eindruck auf Sendigov, daß er, mit Hintansetzung aller unlautern Absichten, ganz dem Dienste der Freundin zu widmen sich vornahm. Er rückte daher geradezu mit dem Vorschlage hervor, daß er zum Zwecke der Bestechung seine Güter verkaufen, und all' das Seinige zur Befreiung des Gefangenen aufwenden wolle. Den Schmuck, den ihm Cäcilie unbot, verschmähte er, um nicht den Schein des Eigennutzes auf sich zu ziehen. Wohl dachte er auch, daß, wenn ihm sein Plan gelänge, woran er nicht zweifelte, der glücklich Befreite ihn ohnehin reichlich genug entschädigen würde. Widrigenfalls hoffte er wenigstens durch sein großmüthiges Opfer die Dankbarkeit und die Gunst Cäciliens zu erwerben und zu verdienen. Er nahm von ihr Abschied mit dem Versprechen, er werde nach wenigen Wochen wiederkehren und

dann das löbliche Werk sogleich in Stand setzen. Er reiste auch sogleich des andern Tages nach Krakau ab, nachdem er vom Kurfürsten, auf einen vorgeschützten Grund hin, Urlaub erhalten hatte.

Indem wir nun aber zu unserm Gefangenen zurückkehren, eilen wir, um das Zartgefühl des Lesers nicht zu empören, über die folgenden Wochen und Monate und ihre Geschichte hinweg, da sie ein schauderhaftes Beispiel liefert von den Frevels und Unmenschlichkeiten, die in jenen Tagen aus Beweggründen der Willkür und unter den Formen des Rechtes an so vielen Unglücklichen verübt wurden. Wir wollen übrigens gern annehmen und zugeben, daß der junge Fürst, dessen unlöbliche Gemüthsart und despotische Willkür freilich unverhohlen waren, die Grausamkeiten, die man sich gegen Setonius erlaubte, weder gekannt, noch viel weniger befohlen habe. Mögen wir doch kaum seine Schergen unbedingt verdammen, die, einmal mit zweideutiger Vollmacht ausgerüstet, um so leichter zu den schärfsten Mitteln zu greifen sich befugt halten mochten, da der Glaube, als beruhe die alchemistische Kunst zuletzt auf infernalischer Magie, ein solches Verfahren, wie gegen Hexen und Zauberer, gar wohl entschuldigen, ja rechtfertigen konnte. Wir wollen nur kurz und treu berichten, was weiter vorgegangen. Es scheint, daß die Richter und Henker die Abwesenheit Sendigovs benutzen wollten, um auf Versprechungen Drohungen folgen zu lassen, die man auch bald wahr machte. Der Unglückliche ward der Folter übergeben. Man reckte seine Glieder mit Schrauben und brannte sie mit glühendem Eisen; aber er ertrug die Schmerzen standhaft, ohne irgend etwas zu gestehen. Man ließ ihm Zeit zur Heilung, dann ward er noch einmal gefoltert, aber wiederum ohne Erfolg, wiewohl sein Körper an mehreren Stellen zerrissen ward. Als man sich überzeugt hielt, daß eine nochmalige Tortur ihn tödten, aber nicht zum Geständniß bringen würde, hörte man auf, ihn zu martern. Man hoffte, daß langwierige Gefangenschaft ihn noch willig machen werde. Man warf ihn daher in ein ungesundes und ekelhaftes Thurm-

gefängniß, das von vierzig Mann der Leibwache abwechselnd bewacht wurde.

In diesem gräßlichen Zustande traf ihn Sendigov, dessen Rückkehr auf längere Zeit, als er berechnet hatte, verzögert worden war. Der Zutritt zum Gefangenen stand ihm frei und offen, wie vordem. Er unterdrückte den Ingrimm, der wegen der unerhörten Mißhandlung des Unglücklichen sein Innerstes aufregte; er verhehlte sorgsam seine Theilnahme vor fremden Augen und sprach auch selbst mit dem Kurfürsten über den Zustand des Gefangenen nichts, wohl aber heuchelte er in zweideutiger Art die Hoffnung, daß die verdrießliche Geschichte sich ihrem Ende nahen dürfte. Nur Cäcilien theilte er seinen Plan mit, die ihn mit schmeichelnder Zudringlichkeit zur Ausführung drängte.

Das Verhältniß, in dem Sendigov bei Hofe stand, erleichterte ihm sein Geschäft. Ein Offizier der Leibwache ward gewonnen durch eine Summe, die ihm eine ansehnliche jährliche Rente auf Lebenszeit abwarf. Am Tage, an dem dieser die Wache befehligte, sollte die Befreiung von Statten gehen. Alle Anstalten waren getroffen. Da entdeckte Sendigov plötzlich ein unübersteigliches Hinderniß, an das er im ersten Eifer seines löblichen Werkes nicht gedacht. Es stand zu befürchten, daß der Gefangene, der Mißhandelte selbst die ihm dargebotene Gelegenheit eigensinnig zurückweisen werde. Seine frühern Aeußerungen, sein ehrenfester Charakter, sein Entschluß, ein Martyrer seines Berufes zu werden, ließen Alles, das Schlimmste befürchten. Aus dieser Verlegenheit riß die Männer der kluge Einfall weiblicher Liebe. Cäcilie selbst eilt in den Kerker; sie verkündet dem Gefangenen seine Freiheit, die ihm auf ihre Bitten vom Kurfürsten gewährt sei; sie dringt auf seine Entfernung, da an die Begnadigung die grausame Bedingniß geknüpft sei, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu verlassen. Der Anblick des geliebten Weibes, der Zuspruch des Freundes, das herrschende Wort des Offiziers selbst, alles dieß wirkte zusammen, daß er sich willenlos fort-

ſchleppen und in den bereitgehaltenen Wagen tragen ließ. Die ſeltſame Entführung glückte vollkommen. Die Flüchtigen entkamen, trotz den nachgeſandten Spähern, auf Umwegen nach Polen.

Der Gerettete genoß aber nur noch kurze Zeit das Glück der Freiheit an der Seite ſeiner treuen Gattin und eines erprobten Freundes. Seine Geſundheit war durch den Wuſt des Kerkers zerſtört, ſein Körper durch die Martern gebrochen. Selbſt die Panacee, die er immer bei ſich zu tragen pflegte, vermochte ihm nicht Heilung zu verſchaffen. Er ſtarb zu Krakau i. J. 1604.

Von den weitern Schickſalen Cäciliens iſt uns nur Weniges überliefert. Ihr ſchwer beleidigter Vater, mehr noch durch ihr Unglück als durch ihre Reue gerührt, ſandte ihr endlich das Wort der Verzeihung zu mit ſeinem Segen. Er ſelbſt zog ſich nach Tegernſee in die klöſterliche Einſamkeit zurück, wo er als Laienbruder fortan ſeine Kunſt nur heiligen Dingen zuwandte. — Alſo einſam, verlaſſen in der Welt ſtehend und losgebunden von allen Beziehungen zum Vaterlande, entſchloß ſie ſich, nach Ablauf des Trauerjahres dem Freunde und Retter ihres Gemahles die Hand zu geben, und zwar, wie eine glaubwürdige Nachricht beſagt, auf dringliches Anrathen derer, die ſich als ihre Pflegeeltern ſo zärtlich und treu gegen ſie bewieſen haben. — Daß übrigens Setonius, wie Einige vermuthen, in ſeinen letzten Tagen dem Freunde das Geheimniß ſeiner Kunſt mitgetheilt habe, iſt ſehr zu bezweifeln, denn die Thatſache, daß Sendigov Transmutationen vorgenommen, läßt ſich ſchon dadurch erklären, daß er an Präparat genug überkommen, um die Goldquelle reichlich fließend zu erhalten und damit einen fürſtlichen Aufwand beſtreiten zu können. Genug! es wurde die edle Abſicht des Gebers erreicht: Erhaltung und Verbreitung des Glaubens an die göttliche Kunſt auch nach ſeinem Tode. Aber auch Cäcilie trug Sorge, daß das Andenken des Verſtorbenen in Ehren verblieb und im Segen, indem ſie reichliche Spenden

in den Gotteskasten legte, und sich als eine mildthätige Mutter der Armen bewies.

Setonius war unter den wenigen Adepten, welche in den letzten drei Jahrhunderten aufgetreten, ohne Zweifel der bedeutendste, derjenige, welcher im Ruf stand, zur Fortpflanzung der geheimen Wissenschaft und zur Ehrung der hermetischen Kunst am meisten beigetragen zu haben. Andere, wie z. B. Laskaris, durchzogen nur wie ein unheimlicher Spuk das Abendland und erweckten bloß Marktschreier und Abenteurer, die durch ihre Phantasmagorien sich und die Welt täuschten und dem Bunde keine Verehrer, wohl aber Widersacher schufen. Wieder Andere beschränkten sich, vielleicht aus Mangel an Muth und Zuversicht, auf einen zu engen Kreis, und statt aufzuleuchten vor aller Welt, warfen sie nur einzelne Fünklein in die Menge, die wie Irrlichter alsogleich verschwanden. Nur der einzige Sehfeld, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewirkt, vermag dem Unsrigen gleichgestellt zu werden, wäre es auch nur wegen der einzigen Transmutation, die er zu Halle in Sachsen vorgenommen haben soll, und die um so beredter für die Kunst der Alchemie sprach, als die aufstrebende Chemie alsbald mehr und mehr der Mutterwissenschaft Treue und Glauben aufzukünden anfing. Seit jenen Tagen ist die hermetische Kunst vollends verloren gegangen. Die mehr auf materielle Interessen sich hinneigende Welt sucht die Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf den nächsten, auf den natürlichen Wegen. Auch ist das Bedürfniß selbst und der Wunsch nach der hermetischen Wissenschaft geringer geworden, seitdem Fürsten und Private sich durch zweifelhaften Kredit zu helfen und statt edlen Metalles eitles Papier als vollgültig zu verwerthen wissen.

Ein Dichterkreis.

„Klara, Du erschöpfest endlich meine Langmuth," sagte der Kammerrath *** zu seiner Tochter, indem er dem anfangs nur heiter andeutenden Gespräche eine ernste Wendung gab. „Ich habe Alles gethan, um Dich zu einer richtigen Wahl des Gegenstandes Deines künftigen Glückes tauglich, und Dir eine freie Wahl desselben möglich zu machen. Ich habe die gebildetsten jungen Männer unserer Stadt in einem vertrauten Kreise um Dich versammelt, und sie zur Aeußerung ihrer Kenntnisse und Gefühle im gesellschaftlichen Umgang und in schriftlichen Versuchen veranlaßt und aufgemuntert, um Deine doppelte Theilnahme zu erwecken und zu fördern: an der Würde und Schönheit der Gegenstände, die zur Sprache gekommen, und an der Tüchtigkeit und Bildung der Personen, die sich darüber frei und sicher ausgesprochen. Aber es scheint, daß jene wie diese keinen Eindruck in Dir hervorbringen, wenigstens keinen bestimmten Entschluß in Dir begründen konnten. Du nahmest, wie ein Kind, immer nur Theil an der heitern Gegenwart der Unterhaltungen und der Personen, ohne den Ernst der Zukunft daran zu knüpfen. So darf es fortan nimmer mehr sein. Du mußt Dich einmal entschließen; und wenn Dir die Wahl unter den drei, vier Männern, die dermalen unsern Zirkel ausmachen, noch schwer fällt, so könnte ich den Grund davon nur darin finden, weil jeder in seiner Art, was Geist und Bildung anbelangt, gleich trefflich ist. Desto leichter kannst Du nach Deinem Herzen wählen. Wählen mußt Du nun aber; ich setze Dir dazu noch einen Zeitraum von acht Tagen, wo Du Deinen zwanzigsten Geburtstag feiern wirst. Mache mir die Freude, Klara," schloß er gerührt, „die größte Freude, die ein Vater an seiner Tochter haben kann, gib mir einen Sohn, auf daß ich Dich segnen könne!"

Die Feierlichkeit, womit der Vater auf eine ganz ungewohnte Weise gesprochen, überraschte das Mädchen zu sehr, als daß sie, wie wohl sonst, mit heiterer Besonnenheit dem Andrange des väterlichen Willens hätte ausweichen können. Es sprach dießmal das väterliche Ansehen selbst; und als eine fromme Tochter dachte sie an keinen Widerstand, der hier ohnehin den Schein des Eigensinns und Eigenwillens angenommen hätte. Es war ihr darum Ernst, obgleich ein schmerzlicher, als sie sagte: „Ich lege die Wahl in Ihre Hand, lieber Vater, es kann mir daraus nur Gutes kommen."

„Nein liebe Klara," versetzte der Vater mit Zärtlichkeit, „ich will in Deine Wahl nicht eingreifen, auf keinerlei Weise. Du bist hierin ganz frei."

„Haben Sie," erwiederte das Mädchen halb leise, wie wenn man Jemanden, einen freundschaftlichen Vorwurf machen will, „haben Sie nicht als eine unerläßliche Bedingniß gesetzt, daß der Mann, den ich wähle, ein Dichter sein müsse?"

„Und diese Bedingung," entgegnete der Vater, „wirst Du doch nicht sonderlich, nicht unnatürlich finden? Will ich denn damit was anderes, als daß es ein Mann sei von Kopf und Herz? Dem fehlt es aber gewiß an beiden, der keinen Sinn für die Kunst, und zwar für die edelste der Künste, die Poesie, hat. ‚Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,' sagt Göthe, ‚ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.'"

„Muß man denn aber eben dichten, um ein Dichter zu sein?" sagte Klara. „Ich meine, ob ein poetisches Gemüth sich gerade nur in Schrift ausdrücken könne, und nicht ebenso gut, ja besser in Gesinnung und Handlung? Sie selbst, lieber Vater — —"

„Wer eines Dichters Freund und Beschützer ist, der wird selbst zum Dichter. So auch das Mädchen, das einen Dichter liebt."

„Ich liebe ja die Dichter: und wie sollte ich's nicht? Ich verdanke ihnen die reinsten Freuden, die seligsten Stunden; sie geben das Beste zum Schönsten. Wenn mir Karl manch-

mal aus Tieck vorliest mit seiner ton- und seelenvollen Stimme — —"

„Welcher Karl?" fragte der Vater bedenklich.

„Nun ja, der Secretär," antwortete Klara, die sich schnell faßte, „wenn er manchmal aus Tieck vorliest, diesem überaus freundlichen Dichter, der am meisten mich anspricht, oder aus Jean Paul, den ich freilich nicht ohne des Freundes Zwischenerklärungen ganz verstehe; wie vermag ich es Ihnen zu schildern, was in meinem Herzen vorgeht? Ich kann das Gefühl mit nichts vergleichen, was mir die Welt sonst Erfreuliches darbietet, es wäre nur etwa der Gedanke an Ihre Liebe und ein Gebet zu Gott. Aber sonderbar ist es, daß ich nicht bloß den Gestalten hold bin, die mir diese lieben Männer vorführen; sie selbst sind es mir, und wie ich sie mir so oft gegenwärtig denke, es gilt auch ihnen die Thräne, die mein Herz weint, als Dank für jedes schöne, tiefe Gefühl, das sie in mir erregen."

„Das ist ganz recht, lieb und schön, was Du da sagst und empfindest. Aber Du sollst Dir einen Gatten wählen, und weil Du den Dichtern so hold bist, eben auch nur einen Dichter."

„Ich fürchte, lieber Vater, — oder vielmehr ich hoff' es, ich dank' es ihnen, daß sie mir als die rechten Muster vorschweben, woran ich andere Dichter, ihre Würde und ihren Werth prüfen soll. Und wenn ich denn freilich zwischen ihnen und anderen eine Vergleichung anstelle, wie weit stehen sie ihnen nach! wie so gar wenig zeigen sie von jenem tiefen und doch klaren Geiste, von jenem ernsten und doch heitern Gemüthe, womit jene unser Herz einnehmen und bezaubern! Es sind feine Redensarten, zierliche Floskeln, die sie uns statt gehaltreicher Gedanken und lebendiger Empfindungen darbieten."

„Es redet das Vorurtheil, der Eigensinn aus Dir. Du mußt mir doch mehr Geschmack zutrauen, als Dir; und so finde ich denn das, was meine Clienten geleistet, obgleich nicht Alles vortrefflich und classisch, wie die Werke jener Männer, doch immer noch gut

genug, um den Beifall des Kenners zu erhalten. Sodann bleiben auch die fleißigsten Leistungen immer noch weit hinter dem Vermögen zurück, und will man gerecht sein, so muß man das letztere hauptsächlich in Anschlag bringen, um den vollen Werth eines Dichters und seiner Persönlichkeit gerecht zu würdigen."

„Das ist ja auch meine Meinung; das Vermögen entscheidet, nicht die Leistung, das, was er *ist*, nicht, wofür er *erscheint*. Es braucht Einer eben kein schreibender Dichter zu sein."

„Unser Streit begeht einen Zirkel, woraus nicht zu kommen ist; und ohnehin, wo der Wille sich nicht fügt, da findet der Verstand genug Gründe, um das Verlangte zu verweigern. Ich sage darum nur dieß noch: Gewiß ist's, daß, wer wahrhaft dichterische Anlage hat, auch den Drang fühlt, sich in Worten auszusprechen, und daß mithin derjenige, der nicht Gedichte schreibt, den gerechten Verdacht erregt, er sei kein Dichter, um so mehr dann, wenn so günstige Veranlassungen, wie sie in unserm Zirkel sich ergeben, und wohlgemerkt, Bedingnisse obwalten, an deren freiwillige Erfüllung Freundschaft und Liebe selbst gebunden sind."

Klara seufzte. Der Vater benutzte die, wie es ihm däuchte, weiche Stimmung der Tochter, und stellte ihrer Einbildungskraft die Charaktere der jungen Männer, welche dermalen seine Gesellschaft bildeten, gleichsam zur Musterung vor. Am meisten poetische Anlage und selbst Bildung scheine ihm der Secretär zu haben; aber er könne ihm nur eine receptive zugestehen, nicht eine producirende; das Erstere schließe er aus der Art, wie er die Dichter anschaue und beurtheile; das Andere aus dem Umstande, daß er, trotz aller Aufmunterung, noch keine schriftlichen Versuche gemacht und mitgetheilt habe. Im Uebrigen verdiene er auch deßhalb große Achtung, daß er, ungeachtet seines leidenschaftlichen Hanges zur schönen Literatur, tüchtig sei zu Geschäften und treu in seinem Berufe, überhaupt geschickt und gewandt, dem Idealen zu huldigen, ohne das Reale zu vernachlässigen, und dem Verstande wie der Phantasie die gebührenden Rechte einzuräumen . . . Dieses Lob,

in Anſehung der praktiſchen Tüchtigkeit, könne er dem Auscultanten und dem Referendarius nicht ertheilen: und dieſer Läſſigkeit im Dienſte ſei es wohl zuzuſchreiben, daß ſie ungeachtet der ſie begünſtigenden Umſtände im Staatsdienſte nicht vorwärts kommen; das ſei aber meiſtens ſo der Dichter Art, die, weil ſie in's Leben nicht eingreifen, auch im Leben leer ausgehen. Fleiß aber und Talent hätten beide ſicherlich genug; das bewieſen ihre Gedichte. Von jenem habe er bereits eine Sammlung von Fabeln, welche nach Inhalt und Form anſprechen, und von dieſem eine zahlreiche Menge von Epigrammen, welche von der Fruchtbarkeit ſeines Witzes Zeugſchaft geben ... Was endlich Wägerle anbelange, ſo habe er vielleicht unter allen am wenigſten Anlage zu einem Dichter und zu einem Ehemanne; ja es ſei ſehr zu bezweifeln, ob er je zu einem Gedichte wie zu einem Amte kommen werde: indeſſen er ſcheine ihm auch ohne jenes angenehm genug zu ſein, und achtbar auch ohne dieſes. Und kurz, er könne den Kauz gar wohl leiden, obwohl er Andere, wie ſich ſelbſt, immer zum Beſten habe.

„Lupus in fabula!“ rief der Kammerrath, als er nach der Straße blickend eben Wägerle herankommen ſah, der, als der Müßigſte und Geſprächigſte, gewöhnlich der Erſte in der Geſellſchaft zu ſein pflegte.

Doch ehe wir das Augenmerk auf den erwarteten Gaſt lenken, wird es zweckmäßig ſein, vorerſt von dem Herrn des Hauſes, ſeinen Verhältniſſen und Liebhabereien das Nöthige zu ſagen.

* * *

Der Kammerrath war früherhin in fürſtlichen Dienſten geſtanden, zog ſich aber, nach dem Tode ſeiner Frau, in den Privatſtand zurück, um nun ganz in Muße, wie er ſich auszudrücken beliebte, den Muſen zu leben. Dieſe Muſenverehrung war aber bei ihm von einer ganz eigenthümlichen Art. Nach der Weiſe jener Kunſtliebhaber, wovon der eine eine Sammlung von Gemälden oder Kupferſtichen anlegt, der andere einen

muſikaliſchen Kreis um ſich verſammelt, und mit den nöthigen Tonſtücken und Inſtrumenten verſorgt, ohne daß ſie eben ſelbſt gründliche Kenner, geſchweige ausübende Künſtler wären: ſo wollte auch der Kammerrath etwas Würdiges, Originelles unternehmen und, was ihm am meiſten zu'agte, als ein echter Muſenfreund, eine Sammlung von Gedichten veranſtalten, welche nicht ſo bald ihres Gleichen haben ſollte. Nun ſah er aber wohl ein, daß an gedruckten Werken und Werklein dieſer Art ein ſo großer und mannigfacher Vorrath vorhanden ſei, daß er leicht einen andern Liebhaber als Nebenbuhler hierin befürchten mußte; er ſchloß daher dieſe, mit Ausnahme der anerkannt claſſiſchen, aus dem Plane ſeiner Sammlung aus, und trachtete deſto mehr, Originalien in dieſem Kunſtfache, Manuſcripte von Dichtern zu erwerben, die kein Gemeingut des Publikums geworden, noch werden durften. Um dieſen Zweck aber auf eine leichte und womöglich wohlfeile Art zu erreichen, war es ſeit Jahren ſein angelegentliches Geſchäft, junge Männer, in denen er Talent oder doch Neigung zur Dichtkunſt wahrnahm, in einem freundſchaftlichen Kreiſe um ſich zu verſammeln und ſie zu poetiſchen Leiſtungen mannigfacher Art aufzumuntern. Da er eines guten Tiſches pflegte, und gegen die Hausfreunde ſich ſehr zuthätig und gefällig zeigte, auch ſeine Tochter durch ihr zartes und heiteres Weſen anzog: ſo fehlte es nicht an ſolchen Liebhabern der Poeſie, der Geſelligkeit und des Weines. Die Dichtkunſt, worauf es der Patronus am meiſten anlegte, gewann jedoch am wenigſten dabei, woran er ſelbſt, wegen ſeiner ſonderbaren, zudringlichen Laune, größtentheils Schuld war. Denn ſtatt die jungen Dichter frei in der Wahl und Behandlung des Stoffes walten zu laſſen, ſuchte er ſie nach Art ſolcher Mäcenaten in Allem zu beherrſchen, indem er von dem einen und dem andern gerade in jener oder in dieſer Dichtungsart Verſuche wünſchte, um das Syſtem ſeiner Sammlung vollſtändig zu machen. So arbeiteten denn ſeine Clienten ebenſo, wie man etwa eine beſtellte Arbeit macht, zwar mit Fleiß, denn er war ſtreng in

der Beurtheilung der Versification, aber meistens ohne Phantasie und Gemüth. Die Sammlung wuchs indessen jährlich mehr an, und der Patron that von seiner Seite Alles, um die Kunstwerke, wofür er sie ansah, in einen eleganten Rahmen von Einband und Schnitt zu bringen, und sie in seinem reich verzierten Schranke zur Parade aufzustellen. — Da es jedoch diesem Vereine an einer wahrhaft belebenden und durchdringenden Idee mangelte, so hielt er nur locker zusammen; die Mitglieder wechselten; einigen fiel der Zwang jener Bedingniß lästig; andern machte es Verdruß, daß Klara, die, wie sie ahnten, zugleich als Preis galt, freundlich gegen alle, zutraulich gegen keinen von ihnen war. Und so machten denn eben jetzt jene vier genannten jungen Männer die Gesellschaft des Hauses aus, wovon Wägerle das älteste Mitglied, und wegen seiner muntern Laune von Vater und Tochter gleich gut gelitten war, obwohl er übrigens weder den billigen Erwartungen des Ersteren, noch den zarten Neigungen der Letzteren ganz entsprechen wollte.

Zu bemerken ist noch, daß man sich im Publikum wunderte, wie der Kammerrath, ohne Anstellung und, so viel man wußte, ohne eigenes Vermögen neben dem nicht unbedeutenden ordentlichen Haushalt einen solchen Aufwand machen konnte. Es war darum die allgemeine Vermuthung, daß er von einem reichen Anverwandten Unterstützung genieße, oder doch eine Anwartschaft auf dessen Vermögen habe. Doch hatte sich hierüber keine sichere Nachricht verbreitet.

* * *

„Lupus in fabula!“ rief der Kammerrath, als Wägerle in's Zimmer trat.

„Kann ich mir anders,“ sagte Wägerle mit der ernsthaftesten Miene, „ein richtiges Prognostikon stellen aus dem freudigen Gruße des Vaters und dem traurigen Antlitz der Tochter, so konnte von nichts anderem die Rede sein, denk' ich,

als von Heirathsanträgen, und der beſagte Wolf dürfte ſich der Hoffnung ſchmeicheln — —“

„Gerade umgekehrt,“ unterbrach ihn Klara; „der Vater hat vielmehr vorhin ſich geäußert, daß Sie ein ebenſo unzuverläſſiger Ehemann ſein würden, wie ein Vieles verſprechender, nachläſſiger Dichter.“

„Das ſind Injurien,“ rief Wägerle, „die ich zu rächen gedenke durch die That.“

„Nun, wo iſt denn das ſo oft verſprochene Heldengedicht von den ſieben Schwaben?“ fragte der Kammerrath, „oder wann ſoll's endlich fertig werden?“

„Es iſt ſchon fertig,“ betheuerte jener, „nur noch nicht zu Papier gebracht.“ Der Kammerrath ſchüttelte zweifelnd den Kopf.

„Wenn Sie mir dieß nicht auf das Wort glauben, oder ein ſolches ‚in petto‘ gar für unwahrſcheinlich finden,“ fuhr Wägerle fort, „ſo beweiſt dieß, daß Sie in dem Leben großer Künſtler unerfahren ſind. Dann wiſſen Sie nicht, daß z. B. Méhul mit ſeiner Oper Iphigenie in demſelben Falle war, wie ich und hundert geniale Köpfe. Er trug ſie ein Jahr lang im Kopfe herum, bis nach Paris, und als man das Beſtellte von ihm verlangte, konnte er noch keine Note vorweiſen, aber wohl in acht Tagen darnach das Werk.“

„Alſo in acht Tagen,“ ſagte der Kammerrath, „wird auch wohl Ihr Gedicht fertig ſein?“

„Beſter, wo denken Sie hin? Da müßten ja meine Finger kleine Teufelchen ſein, und mein Kopf glühheiß wie die Hölle, um ſo etwas zu Stande zu bringen. Man denke, daß das Gedicht, nach echt epiſcher Anlage, auf vierundzwanzig Bücher berechnet ſei . . . Ich werde aber mein Möglichſtes thun, und wenigſtens ein Buch abſchließen, wo nicht das Buch ſelbſt.“

„Dann will ich Sie mit Freuden einmal als Dichter begrüßen,“ ſagte der Vater.

„Bin ich's denn jetzt, nämlich in bona spe, weniger? Ich habe eine ungeheure Hochachtung vor meinem Dichtertalente, beſonders wenn ich mich mit Andern vergleiche, die etwas

leiſten; aber ich fürchte, wenn das opus einmal ſchwarz auf weiß vor mir daliegt, ich werde an mir und meinen Kräften verzweifeln. Darum zaudere ich ſo lange."

„Andern Dichtern aber, höre ich, wächst der Muth im Maße ihrer Verſuche," ſagte Klara.

„Glauben Sie das nicht, mein Fräulein. Die Haupttugend eines dichteriſchen Gemüthes, wie eines weiblichen, iſt Unſchuld und Beſcheidenheit. Ein Dichter, der mit Bewußtſein arbeitet oder doch mit Bewußtſein auf das Geleiſtete zurückblickt, fühlt jederzeit das Unzulängliche, das Unvollkommene ſeines Werkes; und wenn er dann doch wieder Hand anlegt, ſo zwingt ihn eben dieſe Unzufriedenheit, ſich und Andere durch ein neues, beſſeres zufrieden zu ſtellen. So treibt ihn der Hunger zur Schwelgerei, die Schwelgerei endlich zur Ermattung. Diät, mein Fräulein, Entbehrung im Genuſſe, Ruhe in der Bewegung, Mäßigung und Ordnung in Phantaſien und Leidenſchaften: das allein macht und erhält den Dichter ruhig, zufrieden, ſelig — reich aber keinen, auch den Geplagteſten nicht."

„Ich kenne doch Dichter," erwiederte Klara etwas ſchalkhaft, „die mit ihren Productionen ſehr zufrieden und in ihrer Beſchauung überaus ſelig ſind."

„Die genialen nehme ich aus," ſagte Wägerle, „denen ſchon die Arbeit zum Vergnügen wird — und die ſchlechten, die eine Arbeit um Lohn verrichten."

„Es muß doch noch eine dritte Klaſſe geben," wandte Klara ein, „wozu eben unſere beiden Hausfreunde gehören möchten."

„Dieſe machen allerdings eine Ausnahme," ſagte Wägerle.

„Wie ſo?" fragte haſtig der Kammerrath.

„Weil ſie eben keine Dichter ſind — ſondern hoffnungsvolle Candidaten der Poeſie, welche von einem höchſt trefflichen Mäcenas ermuntert, erzogen werden."

Das letzte Wort beſänftigte wieder den Kammerrath, der ſchon durch ein leicht anfliegendes Runzeln der Stirn ſein Mißfallen zu äußern begonnen hatte.

„Kann ich denn," fuhr Wägerle fort, „meinen beiden Buſenfreunden etwas Beſſeres nachſagen, als eben das Ueble? Haben ſie nicht Fleiß genug, wenn auch weniger Geſchick, um etwas zu leiſten? Sind die Clienten nicht zufrieden, da es der Patron iſt? Und dieſer, was kann er Verdienſtlicheres thun, als zwei junge Dichter auffüttern und ihnen, gleich Staarmatzen, die Zunge löſen? Sie gehören wenigſtens nicht, wenn ich recht vermuthe, zu jenem Rabenvieh, das, nachdem es ſich geſättigt und heiſer geſchrieen, von der poetiſchen Nahrung des Hauſes zurückfliegt, zum Galgenfutter gemeiner Proſa, wie es ſchon ſo mancher Undankbare gethan hat. Von den Beiden aber hoffe ich das Beſte, nämlich alles Mögliche. Der eine, der Auſcultant, behorcht und belauſcht die Natur mit ſo fein geſpitztem Ohre, daß er ſogar da noch Antworten vernimmt, wo keine Fragen geſtellt werden. Und der Referendarius referirt von den Menſchen mit einer Treue und einem Scharfſinne, die wir ſelbſt an Welthiſtorikern, und leider an ihnen am meiſten, vermiſſen. Das kommt aber eben von der Magie ihres dichteriſchen Geiſtes, indem jener Thiere zu Menſchen, dieſer Menſchen zu Thieren umſchafft, und beide ſomit Wunderbares und Seltſames genug ſagen und thun laſſen. Wer dieſen exaltirten Standpunkt nicht kennt und anerkennt, der weiß ihre Werke und ihre Verdienſte nicht zu würdigen. Was würde es auch frommen, wenn ſich jener z. B. eine Menagerie hielte und Studien mit den unvernünftigen Creaturen anſtellte? oder wenn dieſer ſeine vier Wände zu einer camera obscura umwandelte und die große Welt beſchaute im Kleinen? Sie bedürfen das nicht. Sie ſehen das All a priori und behandeln es deſto fühlbarer a posteriori. So macht denn jener das Spiel zum Ernſt, dieſer den Ernſt zum Spiele, und beide verbinden als echte Dichter das Nützliche mit dem Angenehmen."

Obgleich der Schalk dieß Alles mit ernſthafter Miene vorgebracht hatte, ſo hatte er doch die Ironie zu wenig verdecken können, als daß der Vater, trotz der Vorliebe für ſeine Schützlinge, nicht hätte endlich Verdacht ſchöpfen müſſen, wenn Wä-

gerle noch länger fortgeredet und, wie es Leuten seiner Art begegnet, sich in das Gespinnst fein angelegter Lügen noch mehr verwickelt hätte. Es war darum hohe Zeit, daß sein redseliges Bekenntniß durch die Ankunft des Secretärs unterbrochen wurde, dem bald auch die beiden andern Hausfreunde folgten.

* * *

Beim Eintritte des Erstern gerieth Klara in eine sichtbare Verlegenheit, und wir wollen es unsern Lesern, die es ja ohnehin wohl schon errathen mochten, nicht weiter verhehlen, daß ein liebevolles, obgleich noch unentdecktes Verhältniß zwischen Beiden obwaltete, und daß deßhalb die Erscheinung des Freundes und die dadurch erregte Erinnerung an das Gespräch mit dem Vater das sonst so heitere und besonnene Mädchen auf einige Zeit in Verwirrung setzte. Hierzu trug noch mehr der Gedanke bei, daß ihr Freund dem Wunsche ihres Vaters bisher noch nicht entgegen gekommen, und der Entschluß, ihn dazu auf eine freundliche, aber nicht zudringliche Art zu bestimmen. Denn sie kannte die Gesinnung des Vaters hierin wohl; obschon ein leidenschaftlicher Liebhaber poetischer Originalien, machte er doch an seine jungen Freunde nie eine ernste und bedingte Zumuthung, sondern er wollte, mit lobenswerthem Zartsinne, daß sie durch allgemeine Unterhaltungen und durch die poetische Umgebung selbst in Wort und That dazu veranlaßt und von selbst bestimmt würden. Anderseits wußte Klara, daß die Nichtachtung und Vernachlässigung dieses zwar seltsamen, doch billigen Wunsches den Vater sehr kränke; denn der Mensch verzeiht andern, ihm werthen Personen eher noch, daß man seine Berufstüchtigkeit, als daß man seine Liebhabereien übersehe und mißkenne. Der Vater hatte sich auch schon mehrmals in vertraulichen Unterhaltungen über dieses fremdthuende, zurückhaltende Wesen erklärt, und es war nicht zu verkennen, daß er auch deßhalb gegen den jungen Mann, den er sonst wegen seiner mannigfaltigen und gründlichen Kenntnisse und

wegen seines vortrefflichen Charakters sehr hoch schätzte, nicht jenes leutselige und zuvorkommende Betragen zeigte, wie gegen die beiden Dichter und selbst gegen Wägerle, dessen leichtsinniger Laune, die ihn oftmals ergötzte, er in diesem Punkte gern nachsah. Es war darum hohe Zeit, den geliebten Freund zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, und ihn dadurch in der Gunst des Vaters zu befestigen.

Nachdem sie also, was ihr zur Verbergung ihrer Verlegenheit wohl zu statten kam, in der Küche und im Zimmer das Erforderliche und zum Abendimbiß vorbereitet hatte, und nun Alle, während einer noch einsilbigen Unterhaltung über verschiedenartige Gegenstände, bei Tische saßen, so lenkte sie das Gespräch gewandt auf das Thema, auf welches sie den Freund gezogen wissen wollte.

„Wie kommt es doch," fragte sie, indem sie sich an den Secretär wandte, „daß manches kleine Lied und Gedicht, welches doch sonst nicht von einem sonderlich tiefen und neuen, erhebenden oder erheiternden Inhalt ist, doch einen so lieblichen und wundersamen Eindruck auf mich macht? Um es nur gleich an einem Beispiele zu zeigen, so erscheint mir Bürgers Lenore, wenn ich den Gedanken des Gedichtes überhaupt denke, wie eine gespensterartige Erscheinung, vor der ich Grauen empfinde, und doch, ich muß es nur gestehen, ist mir diese Ballade so lieb geworden, daß ich sie, was nur bei wenigen der Fall ist, obgleich ich sie nur ein paarmal gelesen, Wort für Wort auswendig weiß und oft, wenigstens strophenweise, mir selbst vorsage. So geht es mir auch mit andern Gedichten, die, ohne eben das Gemüth und die Phantasie freundlich und lieblich anzusprechen, dennoch durch eine gewisse sinnliche Kraft und Anmuth dem Gehör und dem Organ sich fügen und anschmeicheln."

„Die Wirksamkeit der Gedichte letzterer Art," erwiederte der Secretär, „beruht lediglich in der Schönheit der Darstellung und darin, daß der äußere Rhythmus in Reim und Vers mit dem innern, mit der Empfindung, harmonisch zusammen-

fällt. Das Wohlgefallen an einer solchen Form, obgleich diese zunächst nur eine äußere ist, erweckt zugleich ein Wohlgefallen des Geistes selbst, indem dadurch tiefer in ihm liegende Gedanken und Gefühle wie bei sonst bedeutungslosem Zusammenklange mehrerer Töne, ja bei dem bloßen Tone eines Waldhornes, in ihm auf eine wundersame Art erregt werden. So denken, fühlen wir denn bei der Lesung eines solchen Gedichts manches, was nicht in ihm, sondern in uns liegt; es mag inhaltsarm sein, es wird doch eindrucksvoll; desto mehr Wirkung muß aber eine solche künstlerische Darstellung dann haben, wenn durch sie zugleich eine großartige Idee sich offenbart. In Bürgers Lenore aber, sowie in Göthe's Braut von Korinth, verbreitet der musikalische Rhythmus über das Finstere, Greuliche einen mildernden Ton, so daß diese Gedichte selbst sanften und weichen Gemüthern einen bezaubernden Anblick aus ihrer helldunkeln Ferne darbieten, der sie ergötzt."

„Wenn nun die Darstellung," sagte Klara, „wie ich nun wohl einsehe, solche Wunder wirkt, so muß ich diejenigen Dichter glücklich preisen, welche die Sprache so sehr in ihrer Gewalt haben, daß sie damit auch dem an sich Unbedeutenden einen hohen Reiz, dem sonst Unverständlichen reine Klarheit, und selbst dem Furchtbaren eine gewisse Anmuth verleihen können. Hieraus kann ich mir auch die Erscheinung erklären, wie so manches geistreiche Wort, das z. B. in dieser Gesellschaft gesprochen worden, insofern spurlos an mir vorübergeht, als ich es mir in spätern Tagen nicht mehr vergegenwärtigen kann, während ich doch so manchen gereimten Spruch oder eine sonst bedeutsame Strophe Wochen und Jahre lang mit mir herumtrage. Ich denke darum, es sei sehr zweckdienlich, ja pflichtgemäß, daß derjenige, welcher Muße und Geschick genug hat, dergleichen eigene Gedanken und Gefühle, die sich als neu und bedeutsam ankünden, jederzeit sogleich aufzeichne und zwar in der angemessenen, rhythmischen Form, um so, was bloß im Werden begriffen war, sogleich als vollendetes Geisteswerk hinzustellen, und für eigene und fremde erfreuliche Beschauung aufzubewahren."

„Das ist allerdings ein sehr rühmlicher Vorsatz," sagte der Secretär. „Wer ihn nur recht halten wollte und tüchtig in's Werk setzen könnte! Aber das ist nicht so leicht, als man sich's gewöhnlich einbildet und es versucht. Die erste Idee zu einem Gedicht ist eine Gabe von Oben, ein göttlicher Einfall, ein Keim, den uns des Himmels Odem zuweht. Dieser will nun aber gepflegt und gehegt, und mit vieler Mühe und Sorgfalt großgezogen werden, bis er als ein vollendetes Natur- und Kunstproduct dasteht. Gedichte wie die oben erwähnten wachsen nicht, wie Pilze, über Nacht; sie erfordern viel Zeit und Geduld, aber dann lobt freilich das Werk den Meister."

„Die Darstellung selbst, das Versificiren und Reimen hat mir nie viel Kopfbrechens gemacht," sagte der Auscultant; „wohl aber, eine neue Idee zu finden, besonders auf meinem Felde, das seit Aesop bis auf Pfeffel so sehr bebaut und gleichsam abgemäht ist. Ich kann, will ich doch original sein, beinahe nur Aehren lesen."

„Du bist bei weitem noch nicht in solcher Klemme, wie ich," sagte der Referendarius; „bedenke nur, wie viele Epigramme seit tausend Jahren verfertigt worden und noch jetzt in tausend Tagblättern und Zeitschriften veröffentlicht werden! Da muß man billig erstaunen, wenn doch noch ein neues originelles Epigramm geräth. Es ist, wie der Secretär sich ausdrückt, eine wahre Gabe von Oben."

„In Deinem Fache," fiel der Auscultant ein, „kann man eben darum nicht so leicht Plagiate entdecken, wenn welche mit unterlaufen; die Fabeln weiß aber jedes Kind auswendig."

„Was, Plagiate?" rief der Referendarius zornig. „Dann ist das Gethier, welches in Deinen Fabeln vorkommt, auch Plagiat."

„Ich bin gewohnt," sagte der Kammerrath, um die Erhitzten zu beschwichtigen, „nur Originalien aufzunehmen; und ich kenne mich in beiden Fächern zu gut aus, als daß ich nicht alles das, was meine beiden jungen Freunde gefällig dargebracht, als solche erkennen sollte."

„Wenn ihr um Materien verlegen seid," sagte Wägerle,

„so wendet euch nur an mich; ich will euch sattsam bedienen."

„Wir nehmen Dich sogleich beim Wort," sagte der Auscultant. „Aber, wohlgemerkt, ein Original-Thema."

„Recht," sagte Wägerle, „und zugleich genial. Soll's, sag' mir, Bester, eine Fabel oder lieber ein Epigramm werden, oder beides zugleich?"

„Du spielst nun einmal Alles in's Possenhafte," tadelte der Secretär. „Gute Fabeln, wie Lessing'sche, und wackere Epigramme, wie jene Xenien, retten das Ernste und Rühmliche der Gattung selbst."

„Und Du sollst mir meinen Ernst nicht verderben," sagte Wägerle „und mir meinen Ruhm nicht verkümmern. Lerne Du immerhin von uns, wie man Gedichte machen soll. Das Erste und Hauptsächlichste ist, daß man für eine richtige und bestimmte Aufschrift des Gedichtes sorge, sowie, wenn man ein ganzes Buch schreiben will, für den Titel des Werkes. Von meinem Xenion heißt sie: ‚Das Mädchen und der Pantoffel.'"

Klara schüttelte den Kopf und sah ihn mißbilligend an; da sie aber den Vater, der an solchen Späßen Gefallen hatte, lachen sah, so wollte sie lieber das Ungebührliche nicht rügen und schwieg daher.

„Schönes Kind," entschuldigte Wägerle, „Sie dürfen mir nicht zürnen. In der Poesie herrscht in Ansehung des Stoffes der reinste Indifferentismus und nur die Form entscheidet.... Aber, Liebwertheste," redete er die Beiden an und zog sie bei Seite — „nun macht mir etwas aus dieser köstlichen Idee, wenn ihr anders könnt."

Die Dichterlinge, auf ihr gegenseitiges Verdienst eifersüchtig, zogen die Notizbücher heraus und sannen nach und versuchten. Während sie nun stille damit beschäftigt waren und von Wägerle, wenn sie fertig zu sein glaubten, arg bekrittelt und bis in's Minutiöseste zum Verbessern angetrieben wurden, ward das Gespräch unter den Andern desto ruhiger und besonnener fortgeführt.

Der Secretär nahm wieder das Wort: „Die unläugbaren

Schwierigkeiten, welche eine bis auf's Kleinste getreue und fleißige Darstellung hat, fallen freilich bei demjenigen, der seines Stoffes Meister ist, zum Theil hinweg, und die übrigen werden von ihm, in der Begeisterung, die ihm der herrliche Gegenstand gewährt, mit Lust und Beharrlichkeit überwunden. Jenes wie dieses findet aber bei dem bloßen Kunstliebhaber nicht statt; er hat zu wenig Uebung, um frei zu schaffen, und zu wenig Anregung, um treu zu arbeiten. Man sieht darum auch dem gelungensten Werke des Dilettanten immer noch einigen Zwang ab, den er sich angethan, und hie und da Blößen, die er entweder nicht verdecken wollte oder auch nicht konnte, während im Werke des genialen Meisters, z. B. Göthe's, selbst die Nachlässigkeiten einigen Anstrich von Kunst und selbst die Nothbehelfe eine Art Natur verrathen."

„Wenn Sie, wie es scheint, den Dilettantismus in der Kunst ganz unziemend, ja verwerflich finden," sagte der Kammerrath, „so wären wir wohl sehr arm an Kunstwerken und an Künstlern. Man sei doch gerecht und billig und nehme und deute jede Gabe der Kunst nach dem Vermögen und Willen des Gebers."

„Ich verwerfe den Dilettantismus nicht, noch viel weniger tadle ich die Dilettanten," erwiederte jener, „wenn die Liebhaberei nur nicht um den Ruhm der Meisterschaft buhlt und der Liebhaber weder sich selbst unnöthigerweise und um nichtiger Zwecke willen abplagt, noch anderen Liebhabern sich aufdringen und die Meister verdrängen will. Es gebrauche jeglicher das Vermögen, das ihm die gütige Natur verliehen, aber zunächst um sich selbst nach Möglichkeit auszubilden, sodann erst, wenn man sich tüchtig herangebildet, zum Besten und Vergnügen Anderer. Ich glaube aber, daß des Herrlichen, das bereits in der Poesie vorhanden ist, obgleich immer noch wenig, doch genug sei, um dem Liebhaber der Dichtkunst Erheiterung und Bildung zu gewähren, ohne daß er nöthig hat, sich aus sich herauszuarbeiten und sich an sich gefallen zu wollen."

„Sie nehmen diesen Punkt offenbar zu streng," sagte Klara; „wenn man auch nicht das Beste zu leisten vermag, so versuche

man wenigstens Gutes zu geben; des Gebers Absicht macht ja schon eine Gabe werth und theuer. Und damit ich es Ihnen nur gleich unverhohlen gestehe, was Sie jedoch der weiblichen Neugierde zu gute halten mögen: ich wünschte gar zu gern einmal ein poetisches Blatt von Ihrer Hand zu sehen. Es müßte aber der Inhalt etwas Allgemeines, die Form dagegen beliebig sein."

„Es thut mir leid, Fräulein," erwiederte der Secretär, „daß sich unter allen meinen Papieren auch nicht ein einziges Blättchen dieser Art findet, womit ich Ihnen dienen könnte. Ich habe wohl auch, als ich noch auf Schulen war, Gedichte gemacht, und ich danke es noch meinen wackern Lehrern, die mich zu dergleichen Versuchen ermuntert, ja aufgefordert haben; ich lernte dadurch wenigstens einigermaßen den organischen und mechanischen Bau des Gedichtes und der Versification kennen, was mir die Lektüre und die Beurtheilung der klassischen Dichter um desto leichter und sicherer machte. Aber es waren eben nur gemachte Gedichte, ohne Wahrheit des Lebens, ohne Tiefe des Geistes, wie denn meistens jugendliche Versuche sind."

„O theilen Sie mir dieselben mit!" rief Klara; „seien sie wie sie wollen, sie werden mir lieb sein."

„Ich habe sie alle schon längst verbrannt," sagte jener. „Wozu soll man denn auch die Spuren und Beweise jugendlicher leidenschaftlicher Thorheit und gemeinen Handwerksfleißes aufzubewahren?"

„Das war nicht recht gethan," klagte Klara. „Indeß, Sie haben sich einmal im Dichten versucht und so wird es Ihnen jetzt um so leichter sein, etwas darin zu leisten, da Sie in der poetischen Bildung so weit vorgeschritten und das Schönste geprüft und genossen haben."

„Eben darum, weil ich bereits das Schönste, Beste in der Poesie beinahe aller Völker und Zeiten geprüft und genossen habe, ist mir schon der Gedanke zu hoffärtig, daß ich etwas Treffliches, Gediegenes leisten wolle, und darum der Versuch unmöglich, als ob ich etwas dergleichen leisten könne. Tadeln Sie mich über diese Strenge, wie Sie wollen; nennen Sie es

meinethalben Eigensinn, aber ich kenne einmal zu klar einerseits die Ferne und Höhe des Zieles, das dem Dichter vorgesteckt ist, anderseits die Ohnmacht, die Unzulänglichkeit meiner Kraft, um dahin zu gelangen. Auf halbem Wege möchte ich aber als ausübender Künstler nicht stehen bleiben, geschweige denn einen bloßen Versuch machen, den Fuß keck ansetzen, um ihn sogleich wieder beschämt zurückzuziehen. Ich lasse mich lieber von Andern zu dem schönen Ziele tragen, und der Dank, den ich dem fremden Verdienste zolle, kostet meinem Herzen nicht so viel Ueberwindung, als die Scham, die ich über eigenes verunglücktes Streben empfinden müßte."

* * *

Der Kammerrath rückte heftig den Stuhl, stand vom Sitze auf und ging hastig der Thüre zu. Solche rasche Bewegungen war man jedoch an ihm schon gewohnt und darum fiel es den Anwesenden nicht besonders auf, außer der Tochter, welche freilich gar wohl die unmittelbare Ursache dieses Benehmens sich erklären konnte. „Das gibt Unglück!" sagte sie halbleise, aber doch dem nahe Sitzenden vernehmbar.

„Unglück?" fragte dieser erstaunt; „das verhüte der Himmel!"

„Oder doch Verdruß!" versetzte sie milder.

„Und wenn ich Schuld daran sein sollte, sagen Sie's, liebe Klara, wie kann ich das Unheil abwenden?"

Klara hätte vielleicht jetzt, in der Angst ihres Herzens, dem Freunde Aufschluß gegeben und das Geheimniß aufgedeckt, wenn nicht plötzlich der sonderbarste Zufall eingetreten wäre, der die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog und die Gesellschaft in große Verwirrung und Verlegenheit brachte. Wie nämlich der Kammerrath die Thüre öffnete, trat ihm eine unsern Freunden ganz fremde, seltsame Gestalt entgegen und herein. Um unsere zarten Leserinnen nicht zu erschrecken, so können wir ihnen zum Voraus versichern, daß es kein Gespenst war, obwohl der alte Mann so eingeschrumpft an Höhe und Dicke und so alterthümlich gekleidet war, daß man ihn wohl

als einen längſt verſtorbenen, nun wieder erſtandenen Urgroßohm des Hausvaters, wo nicht gar für einen Kobold hätte halten können. Der Fremde winkte der Tochter ab, die, ſo erſchrocken ſie über ſeine Erſcheinung war, ſich ihm nähern wollte; er trat mit grinſender Miene an den Tiſch, muſterte ihn und jeden der Freunde mit durchdringendem Blicke und ging dann ohne Umſtände, wie er gekommen war, als wäre er der Herr des Hauſes, in das anſtoßende Cabinet, wohin ihm der Kammerrath ehrfurchtsvoll folgte. „Das gibt Unglück!“ ſagte Klara laut und ſeufzte. „Das verhüte der Himmel!“ wiederholte der beängſtigte Freund und drang nun in ſie um Erklärung. Dieſe aber legte bedeutſam den Finger an den Mund und ſchien aufzuhorchen, welchen Fort- und Ausgang die Unterredung der Beiden nehmen würde? Der Alte, das hörte man, zankte heftig; der Kammerrath war einſilbig, doch beſtimmt im Tone. Es dauerte nicht lange, ſo eilte der Alte wieder heraus. Klara wollte auf ihn zu. „Kein Wort!“ rief er, „wenn Du nicht willſt, daß ich Dich mit Deinem Vater verderbe.“ Er ging fort, ohne die Geſellſchaft eines Grußes zu würdigen; und bald hörte man den Wagen unten abfahren, deſſen Ankunft die Geſellſchaft bei ihrer erregten Theilnahme an der Unterhaltung nicht gewahr geworden war.

Die Geſellſchaft war über das ſeltſame Abenteuer ebenſo erſtaunt, als darüber mißſtimmt. Der Kammerrath jedoch brachte ſie durch die Faſſung, die er dabei zeigte, und durch die Verſicherung, „es habe nichts auf ſich und es werde ſich ſchon machen, wie es ſich ſchon oft gemacht habe“, bald wieder zurecht und zu Worte. Da dieſes doch nicht ſogleich recht gehen wollte, ſo ſchlug er der Geſellſchaft vor, daß aus einem Dichter Eines und das Andere vorgeleſen werde, um ſo an eine beſtimmte Lektüre die gelegentliche Unterhaltung anzuknüpfen. Er brachte Schillers Gedichte. Nun war man aber nicht ſogleich einig über die Wahl der Stücke. Klara, die man vor Allen hierzu aufforderte, verzichtete dießmal auf das Recht der Stimme. „Diejenigen wenigen Gedichte,“ ſagte ſie, „welche als mir

am meiſten klar und geziemend bezeichnet worden ſind, möchten den Freunden zu bekannt, und vielleicht auch ihrer Gefühls- und Denkweiſe fremd erſcheinen. Und im Allgemeinen und Ganzen, das muß ich geſtehen, ſind mir gerade die Schiller'ſchen Gedichte am wenigſten verſtändlich geworden, weil mir in dieſer Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Formen und Materien die Einheit des Gemüthes und der Phantaſie verborgen geblieben iſt. Deßhalb möchte ich nicht auf gut Glück und gleichſam blindlings meine Wahl ausſprechen."

„Jünglingen und Mädchen, denen Unſchuld und Friede des Herzens lieb iſt, möchte ich überhaupt die Lektüre der Schiller'ſchen Gedichte gar nicht anrathen," ſagte der Auſcultant. „Denn ſo ſehr ich ſie auch verehre, und zwar gerade um des Umſtands willen, weßhalb ſie von ſtrengen Poetikern getadelt werden, weil ſie nämlich ſo ſehr belehrend ſind: ſo halte ich ſie doch für gefährlich und warne vor ihnen, weil darin die ärgſte Sophiſtik des Verſtandes und des Herzens obwaltet und ein gewaltiger Zwieſpalt in Geſinnungen und Empfindungen erſcheint, ſo daß man, gleich dem Dichter, mit ſich ſelbſt und mit Gott zerfällt und, zwiſchen Wiſſen und Glauben unſicher ſchwebend, dem Zweifel und dem Unglauben zur Beute wird."

„Deine Abneigung gegen Schiller," erwiederte der Referendarius, „läßt ſich ſchwer erklären, zumal er ja Dir das Feld der Fabel freigelaſſen und dafür das des Epigramms betreten hat. Damit Du mir aber den Vorwurf nicht zurückgeben kannſt, ſo will ich Dir nur ſogleich geſtehen, warum mir ſeine Gedichtſammlung vor allen ähnlichen ſo ausnehmend gefällt: es iſt die Mannigfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit ſeiner Formen, wodurch er eine Art Univerſalität des Geſchmackes bekundet hat, ſo daß ich behaupten möchte, er habe es darauf angelegt, alle Dichter und Leſer, ſie ſeien von einer Farbe, von welcher ſie wollen, um ſeine Fahne zu verſammeln. Man muß vom Inhalt abſehen, am meiſten in ſeinen belehrenden Gedichten, und lediglich ſich an die Form halten, und ſich und ſeinen Geſchmack darnach vielſeitig bilden. Alſo betrachtet muß ſelbſt das

Mindere ſchätzenswerth und überhaupt jedes Product erfreulich erſcheinen: denn es gehört zum Ganzen, das als ein Prototypon einer praktiſchen Kunſtſchule anzuſehen und zu beurtheilen iſt. Kurz, es geht nichts über Schiller; er iſt einzig, göttlich.

* * *

Klara ſchien mit dieſer Erklärung zufrieden zu ſein; und der Kammerrath, der anfangs dem Geſpräche ſtillſchweigend und zerſtreut zugehört hatte, ermunterte nun den Secretär, einige Gedichte vorzuleſen, die ihm als beſonders geeignet ſchienen, den Charakter des Dichters, ſeine Denk- und Gefühlsweiſe in verſchiedenen Lagen und Zeiten des Lebens zu bezeichnen. Der Freund folgte der Einladung. Er bezeichnete zuerſt die verſchiedenen Epochen, die der Dichter, in künſtleriſcher und in ſittlich-religiöſer Beziehung durchlebt hat; er las ſodann einige Gedichte vor, die dieſe ſeine jedesmaligen Zuſtände klar andeuteten, und gleichſam als Aufſchriften ſeiner Lebens- und Leidensſtationen gelten mochten; er zeigte endlich den innern Zuſammenhang des ganzen mannigfaltig bewegten, vielfach irrenden, raſtlos ſtrebenden Lebens dieſes Dichters, und wie ihm nur nach ſolchen Nächten und Stürmen endlich dieſe ſchöne, ruhige Verklärung werden konnte, in der wir ihn, den Unſterblichen, ſo gern in unſerem freudigen Andenken erhalten. Zuletzt las er noch ein paar Romanzen vor, die er dem Inhalt und der Form nach als das Gediegenſte und Schönſte erklären zu können glaubte, was der treffliche Dichter aus dem reichen Schatze ſeines Geiſtes uns mitgetheilt hat.

Klara geſtand, als der Freund geendigt hatte, daß ihr, wie man wohl treffend zu ſagen pflege, ein ganz neues Licht aufgegangen ſei über den ihr ſchon vorher ſo werthen Dichter, den ſie nun um ſo mehr verehren müſſe, da ſein Werth, was nur bei wahrhaft großen Menſchen der Fall ſei, bei genauerer Bekanntſchaft in ihren Augen geſtiegen ſei, und gerade das Dunkle und Zweideutige ihr als das erſcheine, was deſſen

Charakter am meisten Licht und Kraft verleihe. „Ich werde mich indessen," schloß sie, „auch fortan bloß an das halten, worin er sein freundliches, friedliches Gemüth am klarsten und reinsten kundgethan, wobei mir jedoch immerhin der Rückblick auf sein Irren und Leiden erlaubt sein mag, wiefern mir hierdurch das unverdiente und unverkümmerte Glück eines zur Ruhe gelangten Gemüthes, das der Edle nach so schweren Mühen errungen, desto schätzbarer erscheinen und mich um so demüthiger und dankbarer machen muß."

Es war unter diesen Unterhaltungen spät geworden, und die Freunde machten Anstalt zum Aufbruch. Der Kammerrath entschuldigte sich für die folgenden Tage, indem Geschäfte seine Zeit in Anspruch nähmen und vielleicht sogar seine Abwesenheit erforderten. Am Vorabende von Klara's Geburtstag aber, sagte er, hoffe er, sie auf jeden Fall zu sehen und zu bewirthen. Die Freunde dankten für die Einladung und versprachen, zu kommen.

* * *

Das Thor war verschlossen; das ganze Haus schien wie ausgestorben; nur in dem Cabinete des Kammerraths brannte ein Licht.

„Curios!" sagte Wägerle zu den beiden Freunden, dem Auscultanten und Referendarius, mit denen er gekommen war. „Ist denn das Haus ausgestorben, oder gar verhext? Hat irgend ein Kobold es in Besitz genommen, der lumpige Gelder sammelt statt kostbarer Gedichte, und keine Seelen, geschweige edle, zur Tafel und Gesellschaft läßt? Verdammt! ich habe drei Tage Hunger gelitten, um an diesem Abende einmal satt zu kriegen, und nun soll ich mit leeren Einbildungen abziehen und auf Reelles Verzicht thun? Das kann nicht sein, kann nicht sein, kann nicht sein!" Er riß gewaltig an der Glocke. Kein Laut, kein Tritt wurde vernommen. „Aber ist's denn wirklich das Haus, das wir suchen, Geliebte? Nicht anders, es müßten denn unsere Augen umnebelt sein vor lauter

Nüchternheit. Teufel! ich muß in die Hexenbastei kommen, und sehen, wie's drinnen steht, es mag gehen, wie's will. Ich kenne Schliche." Er machte sich davon, umging das Haus und stieg über die Hintermauer. Das Thor des Hofes war, wie er vermuthet hatte, bloß zugelehnt; er trat leise in's Haus, öffnete sachte das Vorderthor und ließ die beiden Freunde ein. Sie stiegen vorsichtig die Treppe hinan. Durch eine Ritze bemerkten sie im Bedientenzimmer Licht. Sie stürzten hinein.

„Jesus! Maria!" schrie ein alter Bedienter, der drin saß, und eben Kaffeebohnen zählte und häufelte.

„Keinen Laut mehr!" polterte Wägerle, „oder Du bist des Todes. Und jetzt beichte Kerl, aufrichtig und demüthig; dann sollst du Absolution empfangen, und eine heilsame, womöglich gnädige Buße. Was ist aus diesem Hause geworden? und wie, und warum, und wozu?"

Der Alte erholte sich durch diese Anrede, die ihm den Verdacht von Mördern und Dieben benahm, von seinem ersten Schrecken, und erzählte das Wenige, was er wußte: Sein Herr, der dermalige Besitzer des Hauses, sei heute erst, vor ein paar Stunden, hier eingezogen; er habe sein Landhaus, das sechs Stunden von der Stadt liege, plötzlich mit Säcken und Päcken verlassen, nur von ihm, dem Bedienten, begleitet. Wie er hier angekommen, habe er mit dem Kammerrath einen heftigen Wortwechsel gehabt, und die Folge sei gewesen, daß dieser mit seiner Tochter noch zur Stunde hätte das Haus verlassen müssen. Daß sie darauf gar nicht vorbereitet gewesen, schließe er daraus, weil alle Zurüstungen zu einem köstlichen Abendschmause gemacht worden wären; er habe eine ganze Stunde lang abzuräumen gehabt. Wohin die Ausgestoßenen übrigens gefahren, wisse er nicht, wahrscheinlich jedoch auf des Alten Landhaus, da sie mit dessen Pferden abgereist seien. Die Tochter habe sehr geweint, der Kammerrath sei aber gefaßt geblieben, und habe nur einige kostbare Bücher mitgenommen. Mehr wisse er nicht.

„Was ist nun zu thun?" fragte der Auscultant.

„Vorerst wollen wir das Geschäft abthun, wozu wir hergekommen," sagte Wägerle. „Wir schmausen. Beim Glase Wein überlegen wir das Weitere und Alles." Nun forderte er dem Bedienten die Schlüssel zu Küche und Keller ab, und bedeutete ihm, daß er ruhig und still nach ihrem Gefallen thun müsse. Seinem Herrn soll kein Leid geschehen. Auf die Bemerkung des Bedienten, daß der Alte oft krankhafte Zufälle habe und daher vor Schrecken geschont werden müsse, erwiederte Wägerle trocken: „Schrecken solle er keinen haben, sondern nur einigen Verdruß. Geh' voraus und melde uns. Die Dichter seien da, um den Schmaus in Empfang zu nehmen, wozu sie eingeladen worden." Der Bediente ging in's Kabinet; die Freunde standen im großen Zimmer. Kaum hatte jener die Meldung ausgesprochen, als der Alte zu fluchen und zu schimpfen anfing: sie sollten sich sogleich fortscheren, die Taugenichtse, Schmarotzer, Tellerlecker, Lumpendichter."

Da nun aber der Bediente ihm mit Bedauern sagte, sie wären bereits, weiß Gott wie, in's Haus geschlichen, und hätten schon von Küche und Keller Besitz genommen: da war's aus.

„Ruf' die Polizei! Das Fenster auf! Ich schreie Feuer! Mordio!"

Um Spektakel zu verhüten, mußte der Alte sogleich zur Ruhe gebracht werden. Sie traten in's Cabinet.

„Halt's Maul, alter Sünder, oder wir stopfen Dir's!" drohte Wägerle. „Noth und Gefahr, Hunger und Durst kennen kein Gesetz, und man hat Beispiele, daß sie selbst ungemein edle Seelen zu Raub- und Mordgelüsten verführt haben. Drum mach' uns nicht böse, sondern sei fein stät, Alterle, und laß uns machen."

Der Alte mußte sich, trotz allem Ingrimme, um so mehr drein geben, da er, wie jetzt erst die Freunde bemerkten, in einer Art von Zwangssessel saß von der seltsamsten Zurichtung. Er war ganz von Eisen; statt auf Füßen, ruhte der Sitz auf einer Truhe; die Lehne konnte für den Schlafenden etwas zurückgelegt werden; die gepolsterten Arme waren mit einer Querstange vereinigt.

woran ein Schloß hing; das Ganze war so eingerichtet, daß Besitzer und Besitz innigst mit einander verwachsen zu sein schienen. Die Neugierde der Freunde wurde späterhin durch die Erklärung des Bedienten befriedigt, der ihnen verrieth, es sei im untersten Fache das Kostbarste verwahrt, was sein Herr an Staatspapieren und edlem Gestein besitze; er trenne sich bei Tag und bei Nacht, zu Hause und auf Reisen nicht davon; und man könne den Schatz nicht stehlen, ohne ihn selbst damit, und wenn man ihn auch ermorde, so habe man nichts ohne den Schlüssel, der, weiß Gott, wo verborgen sei.

Diese Entdeckung war komisch genug, um den jungen Leuten noch mehr Müthlein zu machen. Während der Auscultant nun Wache hielt bei dem Alten, gingen die beiden Andern, den Bedienten in der Mitte, in Küche und Keller, und trugen auf, was da bereits sattsam vorbereitet und schön geordnet war. Man trug ein Tischchen und die nöthigen Stühle in's Cabinet, pflanzte sich dem Alten gegenüber auf und fing an zu schmausen. Nachdem der erste Hunger und Durst gestillt war, so nahm Wägerle das Wort und sagte: „Es geziemt sich wohl, meine Freunde, daß, während der Körper mit so auserlesenen Leckerbissen und so köstlichen Weinen erlezt wird, auch der Geist seines Theils mit Nektar und Ambrosia, mit Schönem und Gutem erfüllt und gestärkt werde. Irgend ein feiner Gesang, irgend ein Schelm- oder Burschenlied wäre nun freilich das Bezauberndste für Herz und Ohr; aber indem ich bedenke, daß an unserer Gesellschaft ein menschliches Wesen theilnimmt, dem die Poesie und die Musik so wohl klingt, wie Hunden und Katzen, so erfordert es Anstand und Menschlichkeit, daß wir uns dieses Vergnügen versagen, um dem theuren Mitbruder die Qual zu ersparen. Erlaubt aber ist immerhin der Versuch, ja sogar pflichtgemäß, daß sein verstocktes Herz für das Schöne, Gute bekehrt und für die edelste der Künste eingenommen werde. Ich gedenke dieß zu thun, und hoffe es zu erreichen, indem ich einer hochansehnlichen Versammlung von Staatsknickern und Hausknausern, und allen den ‚Ruechen', so die

Schule hegt und das Leben pflegt, im Geiste eine Vorlesung halte über den Nutzen der Poesie."

Wir wollen unsere verständigen Leser nicht ermüden mit den tollen Gedanken, womit Wägerle seine improvisirte Apostrophe von vornherein angelegt oder vielmehr verwirrt hat. Gleich einem feurigen Rosse von kolleriger Natur, das anfangs in kecken Lançaden hin- und herspringt und, ohne vom Fleck zu kommen, sich und den Reiter vergeblich abmüht, bis es endlich von selbst in ruhigen Gang kommt und in sicherem Schritte einhertrabt: so machte auch unser Redner, der zeitenweise als Genie gelten mochte, anfangs seltsame Kreuz- und Quersprünge, die, ohne eben zur Sache zu führen, als bloße Gedankenblitze aufleuchteten und blendeten. Wir begnügen uns, nur den Schluß seiner Apologie oder vielmehr seiner Philippika gegen die Widersacher der Poesie herauszuheben, um wenigstens unsere Leser so lange hinzuhalten, bis die Stunde des Strafgerichtes schlägt, das von Rechtswegen über die Häupter unserer Nachtschwärmer hereinbricht.

„O Du grinsende Mumie," fuhr er in seiner fulminirenden Rede fort, indem er sich an den Lehnstuhl und seinen Insassen wandte, „o Du grinsende Mumie — ruf' ich mit dem Dichter einem solchen Staatsstockhausknecht zu — ein Edelstein, den Du nicht in's Staatsgebäude einmauern kannst, ist Dir weniger als ein Sandstein! Eine flammende Seele, wie meine, gilt Dir für nichts, weil sie sich nicht zu einem Unterschreibenten, zu einem Zoll-Kommissär, zu einem Referendarius oder Auscultanten einsetzen läßt! O Schande! Und diese echten Antiken hier, diese Aesope und Martiale, sie haben nur sofern Werth in Deinen Augen, als sie, wie von den Groß-Kairern die edlen Ruinen, zu Ställen und Pferdetränken Deines Phalaris'schen Ochsen benutzt werden können! — — Ich gedenke aber ruhiger fortzufahren, und will euch, hochansehnliche Finanzer und Plusmacher, gern zugestehen, daß Dichter zu Geschäften nichts taugen, wie ihr denn an mir selbst ein luculentes Beispiel habt. Kann es aber auch anders sein? Wer

gern aufwärts ſchaut und ein Sternguckер iſt, ſtolpert leicht auf dem holperigen Boden der Geſchäfts-Proſa. Dichter ſind einfältig, wie die Tauben, aber nicht klug, wie die Schlangen. Sie halten weder Schritt noch Stand; eine Idee, die ihnen quer in den Gedanken- und Aktenlauf kommt, lockt ſie unwiderſtehlich an, und ſie verfolgen ſie aus Inſtinkt, und hören nicht auf den Ruf des Treibers, und handeln durchaus gegen die Subordination. — Ich ſehe euch lächeln, Verehrteſte, über die einfältige Beichte eines Dichters! ‚Mylord,‘ erwiederte Yorik, als der Herzog von Newcaſtle einſt zu ihm ſagte: die ſogenannten Genies taugen nicht zu den Geſchäften — ‚Herr Strafarbeitshaus-Director! ſag ich, Genies ſind nicht unter, ſondern über den Geſchäften. Ein edles Roß kann ebenſo gut einen Sack tragen, als ein Giel, aber es verachtet einen ſo gemeinen Dienſt.‘ — Hiermit ſei den Geſchäften und den Bureaux gar nichts Uebles nachgeſagt, viel weniger den Geſchäftsmännern, den Referendarien und Auscultanten. Aber erlaubt ſei es mir, zu bemerken, Excellenzen! daß der Staat ſich am beſten beſtellen würde, wenn er der Natur nachahmte. Dieſe ſchuf aber nicht bloß Truthühner und Gänſe und dergleichen nutzbares Hausgeflügel mehr, ſondern auch Nachtigallen und andere Waldvögelein in Menge, auf daß wir uns ergötzen an ihrem Geſange, und uns erfreuen an ihrer Freude. Und ſodann, wer weiß, wozu ſie doch nützlich ſind? Wenigſtens auch dazu, daß ſie das ſchädliche Gewürm und Ungeziefer der gemeinen, knauſernden Proſa vertilgen, das die ausgeſtreuten Keime des Edlen und Großen verzehrt. Ich werde weich, und darum bitte ich euch ſchließlich, ihr Säckelmeiſter und Zwingherren, verkümmert doch nicht den Dichtern ihr Schmetterlingsleben, ſondern bedenkt, daß die ganze menſchliche Geſchäftigkeit im Grunde ſo auf gar nichts hinaus läuft, daß wir nicht einmal ſagen können: dieſer Menſch iſt unnütz, jener aber nützlich.“

„Es leben die Dichter!“ rief Wägerle, als er geſchloſſen hatte.

„Hoch!“ ſchrieen die Andern, durch den genoſſenen Wein

mehr noch als durch die angehörte Rede begeistert. Die Gläser klangen; die Augen funkelten; die Geister wallten und wogten.

Da erhob sich der Referendarius, nahm zwei gefüllte Gläser vom Tische und bot eines dem Alten an. „Stoß an und laß die Dichter leben, alter Filz!“ Der ohnehin schon Ergrimmte schlug jenem das Gefäß aus der Hand, daß Glas und Wein ihm in's Gesicht flogen. Voll Wuth ergriff der Referendarius eine ihm zunächststehende volle Flasche und drohte schon, sie auf dessen Schädel entzwei zu schlagen — als eine nervige Faust seinen Arm festhielt. Es war die Polizeiwache. Während nämlich Wägerle seine Rede hielt und die beiden Andern dem Weine emsig zusprachen, entfernte sich auf den Wink des bedrängten Greises der alte Diener und rief die Hülfe der Polizei an, die ihm sogleich willfahrte.

„Meine Herren,“ sagte der Polizeibeamte, „Sie sind meine Arrestanten! Es thut mir leid, daß ich diese strenge Maßregel gegen mir sonst wohl bekannte und achtbare Männer verfügen muß; aber nach dem, was ich vorher schon gehört und jetzt selbst mit angesehen habe, halte ich es für nöthig, mich Ihrer Personen zu versichern. Folgen Sie mir!“

Der Auscultant wollte erklären, entschuldigen; der Referendarius schmälte und fluchte gegen den Alten, der, nun muthig gemacht, mit gellender Stimme es ihm doppelt und dreifach erwiederte.

Wägerle lachte und sagte endlich zum Auscultanten: „Fügt euch, Dichter, in die Laune des Schicksals, das Schicksal muß sich ja auch viele versa oft in die Laune der Dichter fügen. Gerechtigkeit aber muß sein, am meisten poetische, und wenn Poeten demgemäß so viele, selbst edle Menschen arretiren lassen, so mögen sie's nicht nur thun, sondern auch dulden, die Edlen.“ Damit zog er den sträubenden Referendarius fort.

* * *

Unten vor dem Thore, das sogleich hinter ihnen verschlossen wurde, begegnete ihnen der Secretär. Einige dringende Geschäfte hatten ihn im Bureau noch zurückgehalten, so daß er

erſt kurz vor der gewöhnlichen Stunde des Abendeſſens in die Geſellſchaft des Kammerraths eilen konnte. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſeine Freunde in einer ſolchen Begleitung fand!

„Laß Dich nur gleich mit arretiren, lieber Mitbruder!“ rief ihm Wägerle zu; „dann ſollſt Du von mir erfahren, wie's zugegangen.“

Der Secretär wollte an der Glocke des Hauſes ziehen; der Polizeibeamte bedeutete ihm aber, die Familie, die er ſuche, ſei nicht mehr darin. Er könne, wenn es ihm gefällig ſei, vom Polizeidirector das Nähere über dieſes plötzliche Verſchwinden erfahren.

Unſer Freund ſtand lange wie ein Träumender; er ſah zu den Fenſtern hinauf, ſie waren dunkel; er horchte an der Thür, es war Alles ſtille darin und ausgeſtorben. „Alſo ſetzte es doch Unglück ab? Ein Unglück, ein großes, muß es ſein, denn wie wäre denn ſonſt eine ſolche gänzliche und plötzliche Veränderung möglich? Klara! Wenn Du Recht gehabt hätteſt? Ich muß mir Gewißheit verſchaffen noch heute, noch dieſe Stunde. Gütiger Himmel! wenn ich ihr nur eine kummer- und jammervolle Minute erſparen kann; ich muß wiſſen, wo ſie iſt, ich eile zu ihr und wäre ſie ſchon über Berg und Thal; ich will ihr wenigſtens Troſt bringen, bis ich ihr Hülfe verſchaffen kann.“

Unter dieſen lebhaften Gedanken ging er raſchen Schrittes nach dem Polizeibureau. Er ließ ſich beim Director, dem er wohl bekannt war, anmelden.

„Aha,“ ſagte dieſer bei deſſen Eintritt, „Sie wollen ſich nach dem Kammerrath erkundigen und über ſein plötzliches Verſchwinden? Was ich Ihnen darüber mittheilen kann, iſt kurz dieſes: Der Kammerrath meldete vor noch nicht zwei Stunden in dieſem Schreiben, daß er ſein Haus an ſeinen Gläubiger, den Kammerherrn, vulgo Baron Eilsheim, abgetreten habe und daß er die Stadt heute noch verlaſſen und nach Grünthal ziehen wolle, wo er forthin anſäßig ſein werde. Was es dabei für eine weitere, rechtliche Bewandtniß habe, und ob und wie fern der Kammerrath vor großer Schuldenlaſt dem Drange des Gläubigers der

Ehre wegen habe weichen müſſen, vermag ich Ihnen nicht zu ſagen. Am beſten werden Sie's aus ſeinem eigenen Munde erfahren, wenn Sie doch Intereſſe genug haben, deß gewiß zu werden, und Zeit und Gelegenheit, ihn zu beſuchen."

Der Secretär dankte dem Director für die gefällige Mittheilung, und wollte ſich entfernen. Es trat aber eben jener Polizeibeamte, der ſeine Freunde verhaftet hatte, in's Bureau, um Rapport zu machen. Der Secretär äußerte den Wunſch, die Geſchichte, falls ſie einem Dritten anvertraut werden könnte, mit anzuhören, was ihm denn auch geſtattet wurde, nachdem der Beamte verſichert, es ſcheine das Ganze nur ein muthwilliges Poſſenſpiel geweſen zu ſein. Nun erzählte er den Hergang, wie er ihn aus dem Munde des einen Arreſtanten, Namens Wägerle, „eines luſtigen Vogels", vernommen hatte, ſo viel als möglich mit deſſen eigenen Worten, was denn bei den Anweſenden vieles Lachen erregte.

„Geben Sie Ihnen ſogleich die Freiheit," ſagte der Director, „morgen kann das Verhör zeitig genug vorgenommen werd "

„Ich hätte das wohl ſelbſt ſchon auf meine Verantwort gethan," erwiederte der Officiant; „aber der Eine unterlag ſog. der Laſt des Schlafes, der Andere im Kampfe mit dem Weingeiſte und der Dritte nahm Sitz und Stimme unter den Polizeiſoldaten und iſt nicht fortzubringen. So etwas erlebe man nicht alle Tage, ſagte er, und man könne ſein Leben lang darüber ſprechen."

Da es ſo ſtehe, meinte der Director, ſo möge es beruhen bis auf Morgen. Er gab dem Officianten nur noch den Auftrag, daß man die Herren, zur Vermeidung alles Aufſehens, noch vor Tagesanbruch erinnern möge, den Arreſt zu verlaſſen, und ſie bis drei Uhr Nachmittags zu beſtellen. Da nun der Secretär auch in Anſehung ſeiner Freunde ziemlich beruhigt war, ſo verließ er das Bureau mit leichterem Herzen und ging nach ſeiner Wohnung.

Aber als er dem Hauſe des Kammerraths ſich näherte, wo ihn ſein Weg vorbeiführte, da regten ſich dieſelben Gedanken und Gefühle in ſeinem Innern, die in dem Maße an

Lebhaftigkeit zunahmen, als die geschäftige Phantasie ihm die bedrängte Lage Klara's in mannigfaltigen Gestaltungen vorspiegelte und die Sorgfalt und Thätigkeit seines Herzens aufforderte. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte sogleich, selbst Erkundigung einziehen an Ort und Stelle, aus ihrem eigenen Munde, um sodann nach Befund der Sachen und mit Beistimmung der Familie handeln zu können. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht; der bezeichnete Aufenthaltsort gerade noch nahe genug, um ihn bis zum Anbruch des Morgens zu erreichen; um kein Aufsehen zu erregen und die Theuren zu überraschen, beschloß er, zu Fuß dahin zu wandern. Nachdem er von seinem Chef um Urlaub auf ein paar Tage nachgesucht und erhalten, dann zu Hause noch einige nöthige Anordnungen getroffen hatte, so trat er noch vor Mitternacht seine Wanderung an.

* * *

In der freien stillen Natur, bei dem milden Scheine des Mondes, auf dem einsamen Pfade, verlor sich allmählich seine leidenschaftliche Aufgeregtheit, und sie machte einem ruhigern Gedankenlaufe Platz. Das erste Gefühl, wie er wieder zu sich kam, war ein freudiges Erschrecken über die Entdeckung, daß Klara ihm so theuer geworden, so ganz und gar sein Herz eingenommen. Er hatte, wie es wohl meistens zu geschehen pflegt, nie einen Plan angelegt, keine Absicht auf die Tochter des Hauses gehabt. Als ihm vor einigen Monaten der Zutritt in's Haus des Kammerraths eröffnet wurde, folgte er der Einladung, weil es seiner Neigung zusagte, in einem Zirkel gebildeter Menschen über sein Lieblingsfach, die Poesie, Unterhaltung zu finden und zu geben. Diesen Zweck des Besuches hätte er selbst fortdauernd im Auge behalten, wenn auch nicht schon der Kammerrath jederzeit das Gespräch auf die neuesten Erscheinungen in der schönen Literatur sogleich hingelenkt, und zu Vorlesungen und Beurtheilungen belletristischer Schriften lebhaft und standhaft ermuntert hätte. Die Tochter des Patrons

ſtellte ſich dem unbefangenen Auge nur als gefällige Wirthin und Geſellſchafterin dar, die durch ſtets aufmerkſames Zuhören, ſeltenes, aber verſtändiges Fragen, beſcheidenes Zweifeln und Behaupten an den Unterhaltungen des Vaters und ſeiner Freunde Theilnahme äußerte und förderte. Ihre Anweſenheit, ſo lieb ſie Allen war, fiel Keinem beſonders auf; ihre Anmuth und Freundlichkeit war gegen Jeden gleich, und wenn ſie doch Einen auszuzeichnen ſchien, ſo war es offenbar nur darum, weil er ſelbſt Ausgezeichnetes ſagte und that. Daher, wenn ſich's auch unſer Freund oft geſtand und geſtehen mußte, daß Klara ſich am öfteſten an ihn mit Fragen wendete, ihm mit der meiſten Aufmerkſamkeit zuhörte und Beifall ſchenkte, beſonders, wenn er vorlas, ihm ſo ganz Ohr und Herz lieh: ſo konnte er ſich das alles ſchon aus dem einfachen Umſtande erklären, daß er bei ſeiner Ueberlegenheit an Kenntniß und Talent vor den anderen Hausfreunden das Urtheil und die Neigung des für das Schöne und Gute ſo empfänglichen Mädchens nothwendigerweiſe zu ſeinem Vortheile gewinnen mußte. Bei ſeiner Strenge gegen ſich und Andere, womit er Schmeicheleien weder geben noch erhalten wollte, pflegte er wie ein beſcheidener darſtellender Künſtler ſelbſt Gunſtbezeugungen lieber auf den Gegenſtand, den er mit ſeiner Beredſamkeit ausſchmückte als auf ſeine Perſon zu beziehen, die doch das Verdienſt der Darſtellung hatte. Und da er, verſunken in dem Gefühle für Würde und Wahrheit der Kunſt, fremde Liebe nicht bemerkte, ſo konnte er ſie auch nicht anders erwiedern, als eben durch das Bemühen, die Neigung für das Schöne und Gute zu befördern. Es bedurfte daher jener außerordentlichen Begebenheit, die ihn gleichſam vom allgemeinen Gegenſtand ſeiner Liebe zum beſonderen hinriß, und ihm in der Tiefe ſeines Gemüthes unter dem Bilde des Schönen das Bild der Schönen, der Perſon ſelbſt aufdeckte. Und ſo bemerkte er denn, wie auf eine wunderbare Weiſe die Farben und Töne all' jener heiteren Abende zu einem Gemälde ſich bildeten, oder vielmehr, wie ſie nur als köſtliche Einfaſſung ſich um die freund-

liche Gestalt anlegten und die Herren seines Herzens festlich bekränzten. Jene stille, jungfräuliche Anmuth, womit sie jedes Zudringliche, Anzügliche schon durch ihre bloße Gegenwart abwehrte; jenes Zarte und Sanfte in allem, was sie redete und that; ihre natürliche Bildung, ihr fein fühlender, richtig unterscheidender Verstand; sodann ihre Liebe und Ehrfurcht gegen den Vater, mit dem sie in dem zärtlichsten Verhältnisse des liebenden Kindes, stand; endlich der überaus lobenswerthe Sinn für das Häusliche, das sie wie eine Berufssache mit Sorgfalt und Emsigkeit ordnete und erhielt: alle diese herrlichen Eigenschaften des Mädchens, die sich ihm nun lebhaft vergegenwärtigten, flossen in ein schönes, großes Bild zusammen, das er gern als sein Idol, als die Braut seiner Wahl erkannte.

Unter diesen Gedanken und Empfindungen schritt er froh und rasch vorwärts, und man kann sich denken, daß ihm Zeit und Weg sehr kurz vorgekommen, als er in Grünthal anlangte. Es war noch früh am Morgen; im Hause schlief noch Alles. Er entschloß sich daher, die paar Stunden im Freien zuzubringen, und wie er die durch die grünenden Ziersträucher gebildete Laube erblickte, nahm er dort Platz auf dem Ruhebett und betrachtete auf seinen Arm gestützt die aus den Morgendünsten in voller Pracht hervortretende Landschaft. Da er die Nacht, über mit seinem Vorhaben beschäftigt, wenig geruht hatte, so sank er unvermerkt in sanften Schlummer.

Klara ihrerseits war durch das fröhliche Gezwitscher der Vögel, das sich auf den Bäumen vor ihrem Fenster erhob, früher als gewöhnlich aus dem Schlafe geweckt worden. Der vor kurzem vollzogene Wechsel der Situation lenkte ihre Gedanken unwillkürlich nach der Stadt, nach dem Freunde ihres Herzens. Sie gab sich gern der schmeichelhaften Hoffnung hin, daß er, bei der geringen Entfernung, dem Hause nicht fremd werden würde. Den Vater hoffte sie leicht zu bewegen, daß er bald dem Freunde Nachricht und Einladung zusende. So beruhigt schlummerte sie abermals ein, einem heitern Erwachen entgegen. Sobald sie sich dann in ihr leichtes, einfaches

Morgenkleid gehüllt hatte, verließ sie das Haus und trat in den Garten. Wie sie der Laube näher kam, erblickte sie den Schlummernden. Sie traute kaum ihren Augen. Im Taumel des freudigen Erschreckens lief sie in's Haus zurück und weckte den Vater.

„Karl ist da!"

„Welcher Karl?"

„Nun ja, der Secretär! Drunten in der Gartenlaube schläft er."

„Mädchen, du träumst wohl?"

„Kommen Sie nur und sehen Sie selbst."

Sie eilte wieder hinunter und nahte sich leise dem immer noch Schlafenden. Wie lag er so schön da, der kräftige, lebensfrische Jüngling! Auf seinem Antlitz blühten die Rosen des Morgens auf; holde Träume spielten um seine Lippen. Als Klara an der Hand des Vaters vor ihn trat, erwachte er.

Der Kammerrath stand vor ihm und sagte: „Ei, das ist gar schön von Ihnen, daß Sie den Verbannten so bald nachgefolgt sind. Seien Sie uns herzlich willkommen in unserer Einsiedelei!"

Er erwiederte dem Vater den Gruß und sagte: „Ich mußte mein Versprechen wohl halten und Ihrer Einladung zu dem heutigen Feste folgen." Dann sich an Klara wendend: „Möge Ihnen das Freundlichste wiederfahren, was der Freund nur wünschen kann."

Unbefangen antwortete das Mädchen: „Er konnte uns zum Feste nichts Angenehmeres bringen, als seinen Besuch."

Jener erzählte nun kurz das Abenteuer des gestrigen Abends, und wie er ihren Aufenthalt erfahren habe und hierher gekommen sei. Dann begaben sie sich in's Haus, um das Frühstück einzunehmen.

* * *

„Es ist an der Zeit," fing der Kammerrath an, „daß ich Ihnen die Veranlassung und Ursache unsers plötzlichen Ver-

schwindens erzähle. Doch wie denn jede bedeutende Begebenheit mit einer andern, oft entfernten zusammenhängt und von ihr herbeigeführt wird, so ist es auch hier der Fall. Ich muß darum etwas weiter ausholen; und da ich wohl dem Freunde des Hauses auch Familiengeheimnisse vertrauen kann, seiner Theilnahme und Verschwiegenheit versichert, so vernehmen Sie hiervon so viel, als zur Erklärung unserer dermaligen Lage nothwendig ist. Der Mann, der sich in den Besitz meines Hauses gesetzt und mir hier das seinige abgetreten hat, ist mein Oheim. Sein Bruder, mein Vater, war der älteste Sohn des Freiherrn, und geborener Erbe seines Namens und seiner Güter. Ein (wie soll ich's nennen?) unseliger Hang zum Theater bemächtigte sich seiner schon in den Jünglingsjahren. Wie diese Neigung sich in ihm ausgebildet; was Anlage, was verführerischer Reiz, vielleicht geheime Liebe dazu beigetragen: das kann hier billig verschwiegen werden. Kurz, er debutirte bald auf Liebhaberbühnen, und da mit dem Beifalle auch seine Leidenschaft wuchs, sogar einige Male, unter dem erborgten Namen, den ich noch führe, auf einem öffentlichen Theater. Die strengen Grundsätze, welche damals noch in Ansehung der Beurtheilung galten, und die Vorurtheile, die gegen den Stand des Schauspielers als ein öffentliches, unedles Gewerbe im Schwung waren, bestimmten meinen höchst erzürnten Großvater zum Entschlusse, den Sohn zu enterben, und als dieser, nun schon Alles für verloren haltend, sich mit einer Schauspielerin vermählte, zur That. Ich bin die einzige Frucht dieser Ehe, die übrigens bei dem sonst wahrhaft edlen Charakter der Eltern und bei der Liebe zu ihrem Berufe, dem sie vollkommen gewachsen waren, sehr glücklich zu nennen war. Mein Großvater starb. Das Testament lautete wirklich auf Enterbung, und der jüngere Bruder wurde in alle Güter eingesetzt. Eine Klausel der letzten Willensmeinung verordnete jedoch, daß, wenn der jüngste ohne gesetzliche Erben bliebe, Namen und Gut auf des ältern Sohn übergehen sollte, falls dieser eine Erziehung genösse und eine Standeswahl träfe, die

des ererbten Adels würdig wäre. Es war ihm zugleich ein mäßiger Jahresgehalt auf Lebenszeit ausgeworfen, der so weit zureichte, daß sich ein Jüngling tüchtig heranbilden, und der Mann, bei einigem andern Verdienste, anständig leben konnte. Der Vormund, der von der Familie für mich bestellt war, beredete meinen Vater leicht, daß er mich auf Schulen gehen ließ, um mich für ein Staatsamt auszubilden. Die Jahresgelder flossen richtig und die Jugend ward heiter verlebt. Ich trat in den Staatsdienst und vermählte mich, da die Nachtheile einer Mißheirath nach den eingetretenen Staatsveränderungen nicht mehr zu befürchten waren, nach der Wahl meines Herzens mit einem wackeren, bürgerlichen Mädchen ohne Vermögen. Unser Einkommen reichte bei ihrer Häuslichkeit hin, um anständig leben zu können. Es war die glücklichste, beneidenswertheste Ehe. Sie war leider nur von kurzer Dauer. Als sie mich mit einem zweiten Kinde erfreute, starb sie, der Sohn ihr nach. Ich konnte mich zu keiner Heirath mehr entschließen; ich besorgte, keine zweite Klara mehr finden zu können, und ihr Bild, das Erbe ihres Namens, lebte neben mir auf. In meiner Einsamkeit flüchtete ich mich zu den Musen; ich fand Ruhe und Frieden in ihrer Gesellschaft und konnte bald nicht mehr ohne sie sein. Klara wuchs heran. Die Geschäfte, die ich im Staate zu besorgen hatte, waren verdrießlich und mühsam. Ich quittirte, und lebte von nun an ganz der Erziehung meiner Tochter und den Musen. Ohne Gehalt konnte ich von meiner Rente nicht anständig und erfreulich leben. Ich verschaffte mir ein Darlehen. Ich konnte es, da ich einer gewissen, reichen Erbschaft entgegensah. Das erfährt nun mein Oheim. Vor acht Tagen, wie Sie wissen, überrascht er mich noch Abends; er macht mir Vorwürfe, er droht. Die Verhandlungen dauern fort. Ich bin zwar im Rechte, er aber im Besitze. Was war zu thun? Gestern Abend kommt er unerwartet wieder an. Wahrscheinlich in dem Wahn, als sei das Stadtleben, die Gesellschaft Ursache meiner Verschwendung, verlangt er, daß ich ihm mein Haus abtrete; im Falle ich mich drein füge,

und zwar auf der Stelle, so wolle er alle meine Schulden bezahlen und noch dazu den Jahrgehalt verbessern, auf den ich mich aber in Zukunft beschränken müsse. Weder die Versprechen noch irgend eine Drohung hätten mich hierzu bewegen können; allein wenn ich bedachte, daß er mir im Weigerungsfalle doch vieles Unangenehme noch bei seinem Leben zufügen und das Erbe auf gar mannigfache Weise verkümmern könne, so gab ich seiner Laune nach und zog davon und hierher. Und aufrichtig gestanden, ich habe in der That sehr viel Verbindlichkeit gegen ihn und bin ihm großen Dank schuldig. Denn ich könnte mir wahrlich keinen besseren Verwalter meines Vermögens denken, mich selbst nicht ausgenommen; und überhaupt habe ich alle Ursache, den Oheim als einen sonst pünktlichen und rechtlichen Mann zu schätzen. Um ja zu keinem unnöthigen Aufwand veranlaßt oder gar gezwungen zu sein, vermeidet er sowohl die Residenz, als unser Stammgut, und baut sich hier, in einer einsamen Gegend, ein Landhaus, das er mit einem einzigen Bedienten bezieht, der ihm Koch und Kellner, Friseur und Gärtner zugleich ist. In der Stadt wird er eben so abgesondert leben, mit eben der Sparsamkeit. Seinen Tod brauche ich nicht zu wünschen, ich werde meiner Tochter und ihrem Manne immerhin in späteren Tagen ein wohlerhaltenes, stattliches Gut, wenn nicht sonst noch anderes, fleißig erspartes Vermögen hinterlassen können."

Man kann sich denken, daß unser Freund die Erzählung mit steigender Theilnahme vernahm. Klara hatte indessen abgeräumt und war in die Küche gegangen, um die Anordnungen zum Mittagsmahle zu treffen.

„Nun," sagte der Vater, der heute mehr als je aufgeräumt schien — „sieh, das freut mich, daß Sie uns auf der Kerse nachgefolgt, und uns so freundlich überrascht haben." Er drückte und schüttelte ihm recht herzlich die Hand. „Ich kenne mich in der Wahl der Freunde aus," fuhr er fort; „und die Uebrigen wären sicher auch schon da, oder kämen doch noch, wenn sie eben nicht säßen, die armen Schelme."

Klara, die eben eintrat, machte den Vorschlag zu einem Spaziergange in der Umgegend an dem schönen Frühlingsmorgen; der Vater sagte, sie möge das immerhin thun in Gesellschaft des Freundes.

* * *

Begleiten wir die Liebenden auf ihrem Gange. Sie wandern zuerst über beblümte Matten, längs einem lebhaft geschwätzigen Forellenbache, und steigen dann den begrasten Hügel hinauf, der südlich vom Landsitze liegt. Von hier aus überblicken sie eine weite Gegend nach allen Seiten; Felder wechseln ab mit Wiesen; dazwischen einige Dörfer und einzelne Meierhöfe; in weiter Ferne ziehen sich Berge und Wälder dahin, die den Gesichtskreis begrenzen. Das Ganze in der reizenden Mannigfaltigkeit seiner Theile sprach so traut an, wie eine liebe Heimath. Klara fand sich sogleich darein. Sie hatte schon den Plan entworfen, wie sie alles dieß, was bereits zum Hause gehöre, und was auf ihre Bitte der Vater noch ankaufen werde, umgestalten wolle, damit das Schöne sich zum Nützlichen füge. „Der Garten vor dem Hause wird erweitert, bis zu jenem Punkte, wo das Bächlein vorbeifließt. Gelangt man dahin, schon gedeckt vom Schatten wohlgepflegter Obstbäume und vom Duft der in Rabatten vertheilten Blumen aller Art erquickt, so wandelt man fort durch englische Anlagen an den beiden Ufern und durch noch gedrängtere und ausgebreitetere Pflanzungen bis zur Kuppe des Hügels. Hier ruht man dann in einer Gloriette aus und ergötzt sich an dem Anblicke der schönen Gegend." Sie sprach dieß und alles mit einer solchen liebenswürdigen Rede; sie betrug sich heute in so reizender Anmuth und unbefangener Hingebung, daß der Freund von dem, was sie sagte, was sie schien, was sie *war*, ganz bezaubert wurde.

„Und so schön auch dieß alles ist, und noch schöner unter Ihrer pflegenden Sorgfalt werden dürfte," sagte er mit sanfter,

einnehmender Stimme: „könnte Sie das alles wohl in die Länge ergötzen, wenn Sie es einsam, allein beschauen und genießen würden?“

„Ei natürlich,“ versetzte Klara heiter und schalkhaft: „man geht selbander, zu dreien und mehr hieher; die Gloriette muß eine ganze Familie fassen können.“

„Und wenn ich nun Ihr Begleiter öfter, wenn ich es immer wäre.“

„Nun ja, Sie würden mir gewiß der Liebste sein unter allen, die ich kenne.“

„Himmlisches Mädchen! und Sie könnten mich denn wirklich lieben?“

„Habe ich denn das gesagt?“

„Wenn ich Ihnen aber sage, mit aller Wahrhaftigkeit und Treue eines Biedermannes, daß ich Sie wie kein Wesen in der Welt verehre und liebe.“

„Dann müßte ich ja freilich wohl dankbar sein, und (setzte sie in sanfter Rede hinzu) Liebe mit Liebe vergelten.“ Die zärtlichen Rufe „Klara“ und „Karl“ verschmolzen, wie die Herzen, auf ihren Lippen in dem bräutlichen Kusse. — Wie selig sie nun waren, als sie sich weiter ergingen in der freien, frischen Frühlingsnatur! Es däuchte ihnen, als habe das große Wort, das sie gesprochen, erst jetzt die Zunge ihrer Herzen gelöst; denn sie verstanden sich nun ganz, und an sich die schöne Gottes-Welt. Es wehte sie an, so mild und warm wie ein Segen des Himmels; die Natur wob ihnen in dem heitern Grün, in den ersten Blumen den Brautschmuck; und der Vögel munterer Gesang und all das Leben und Weben, das sich in den mannigfaltigsten Formen ringsum kundgab, es war nur der Widerhall und Widerschein dessen, was in ihren dank- und freuderfüllten Herzen sich regte.

Wie die beiden Liebenden nach einem langen, weiten Umweg sich dem Hause wieder näherten, sagte Klara: „Und noch eins, Karl! thu' es mir zu lieb, und sinne auf ein und das andere Gedicht für den Vater zum Geschenk. Du weißt ein-

mal, wie hoch er eine ſolche Gefälligkeit ſchätzt, und daß ſie ihn glücklich und Dir gewogen macht."

„Herzlich gern," erwiederte Karl; „warum haſt Du es mir nicht früher geſagt?"

„Das konnte, durfte ich wohl nicht ſo geradezu," erwiederte ſie; „aber jetzt darf ich zu Dir alles ſagen, wie zu mir ſelbſt."

Jener verſprach, er werde mehrere Sonetten zu dichten verſuchen, die zuſammen einen gefälligen Kranz bilden ſollen.

„Thue das," ſagte das ſchmeichelnde Mädchen, „und Du ſollſt dafür noch einen liebern Kuß bekommen, als dieſen da."

Sie traten in's Haus. Der Vater hatte indeſſen (es waren drei Stunden vergangen) ſich in ein anziehendes Kapitel des ſchwäbiſchen Chroniſten Pirer vertieft und eben das Buch bei Seite gelegt, wie die Beiden eintraten.

„Vater!" ſagte Klara; „errathe einmal, welche Artigkeit unſer Freund Dir zudenkt? Er will für Dich einen Sonettenkranz dichten."

„Wirklich?" rief dieſer, „nun, das freut mich ausnehmend, daß Sie mir auch etwas von Ihrer Arbeit für meine Sammlung ſchenken. Und gerade Sonetten, ſehen Sie, fehlen mir noch. Dieſe Gedichtart fordert ihrer ſtrengen Form wegen ihren Mann; und diejenigen unter meinen jungen Freunden, welche mir bisher Beiträge geliefert, hatten faſt alle noch zu ſehr mit den Schwierigkeiten der Verſifikation und des Reimes zu kämpfen, als daß ich ſie zu Verſuchen dieſer Art hätte ermuntern dürfen. Ich mußte zufrieden ſein, wenn ſie mir nur in freien Reimen etwas Gelungenes, wenigſtens nichts Ungereimtes lieferten. Wie geſagt, Sie machen mir eine ausnehmende Freude, wenn Sie Ihr Wort halten, woran ich nicht zweifle. Ich werde Ihre Gedichte aber auch ganz beſonders auszeichnen; ſie ſollen auf Pergament in altdeutſcher Schrift geſchrieben und mit dem eleganteſten Einband geſchmückt werden."

„Aber noch Eins", ſagte Klara, welche die roſenfarbne Laune des Vaters ſogleich benützen wollte —

„Noch etwas Erfreuliches?" fragte dieſer.

„Sie können zwei Herzen glücklich machen!“ rief der Freund.

„Verſteh' ich recht?“ ſagte der Vater verlegen, doch freundlich.

„Erinnerſt Du Dich denn nicht mehr,“ mahnte Klara, „daß Du vor acht Tagen in mich drangſt, ich ſollte Dir an meinem Geburtstage einen Sohn ſchenken, damit Du mich ſegnen könneſt?“

Bei den letzten Worten ergriff ſie die Hände des Vaters und drückte ſie an den Mund, indem ſie bittend ihre vor Freude thränenden Augen zu ihm erhob.

„Ihren Vaterſegen!“ bat Karl, indem er die andere Hand ergriff.

„Komm an mein Herz als mein theurer Sohn, und mache meine Klara ſo glücklich, als ſie gut iſt.“

Er trat an's geöffnete Fenſter und ſtand da, in der Mitte ſeiner Lieben, in jenem heiligen Schweigen, wo der überſelige Menſch in ſtiller Andacht ſein unausſprechliches Glück ſegnet.

* * *

Reden wir nichts von den nächſtfolgenden Stunden, welche der Familie in dem reinſten Nachgenuſſe der höchſten Freuden verfloſſen, die das Leben gibt; gewahren wir ſie ſogleich, wie ſie bei einem frugalen heitern Mittagsmahle ſitzen und ſich in freundſchaftlichen Geſprächen unterhalten. Der Kammerrath kam bald, wie es ſeine Gewohnheit war, wieder auf ſein Lieblingsthema, die Poeſie. Aber ſiehe da, wie er eben gleichſam einen Anlauf nehmen wollte, da ſteht Wägerle vor den Verwunderten und nimmt nach einer leichten Begrüßung Platz.

„Nun?“ redete ihn Klara an, „Sie Unartiger werden mir doch vorerſt Glück wünſchen?“

„Pardon! gnädiges Fräulein,“ rief er, indem er aufſtand und ſich zu ihren Füßen niederwarf, „aber ein Tropf, der ſo hungrig und ermüdet iſt, wie ich, weiß nicht oder vergißt es wenigſtens, was menſchlicher Anſtand erheiſcht.“

„Nun ſo ſagen Sie, was Sie mir zu meinem Geburtstage wünſchen und wohl gar bringen?“

„Wünſchen? das was ſich jedes Mädchen vor allem wünſcht, einen Mann. Bringen? den beſten Mann, den ich kenne, mich ſelbſt.“

„Ach,“ ſagte Klara, „das thut mir herzlich leid; ich habe ſchon eine Parthie, ſeit ein paar Stunden.“

Wägerle ſprang auf, ſah ernſthaft und bedachtſam ſcheinend im Kreiſe umher, und, indem er ſein Auge auf den Sekretär heftete, ſagte er: „Wenn ich anders noch ſo viel Geiſtesgegenwart habe, um ein complicirtes, mathematiſches Problem aufzulöſen, nämlich drei zu addiren und zwei davon zu ſubtrahiren, ſo iſt's der.“

„Errathen!“ ſagte der Sekretär, indem er ihm freundſchaftlich die Hand darreichte.

„Jo Hymenäe!“ rief jener und fiel ihm um den Hals.

„Glück zu, Herzensbruder! — Zwar ſollte ich Dich lieber tüchtig ausſchelten für Deine Duck- und Kalmäuſerei, für Dein Leiſetreten und ‚Hinterrücksſpielen‘; aber weiß ich denn, ob das Glück hier nicht wieder improviſirt und in ſeiner hochgnädigen Laune Dich, mit Umgehung ſehr verſtändiger und überaus verdienſtvoller Perſonen, favoriſirt habe?“

„Da ſagen Sie meinem Geſchmack kein Compliment,“ unterbrach Klara.

„Das größte,“ erwiederte jener, „wenn ich erklärend hinzuſetze, daß Sie das perſonificirte Glück ſind, der reichſten Gaben holdeſte Spenderin. Was aber die ‚hochgnädige Laune‘ anbelangt, ſo frag' ich Sie, mein Fräulein, ob Sie denn wirklich Beweggründe hatten, daß ſie gerade ihn wählten, und welche?“

„Jetzt ſetzen Sie ſich und eſſen Sie einmal!“

„Wie wohlwollend und mildthätig Sie ſind! Hunger und Liebe,“ ſagt das poetiſch-philoſophiſche Dictum, „hält die Welt zuſammen; und Sie, Holdſeligſte, ſtillen wie eine barmherzige Schweſter Liebe und Hunger.“

Die heitere Stimmung der Geſellſchaft nahm zu. Man ſprach über das geſtrige Abenteuer, und Wägerle wurde wegen ſeiner

Verhaftung weiblich geneckt und ausgelacht. Er hörte das duldend und ſchweigend an. Endlich fragte ihn der Kammerrath, wie er es denn mit der Polizei ſo kurz abgemacht und ſo geſchwind hieher gekommen.

„Mit der Polizei," antwortete er, „ſei ſeinerſeits noch nichts abgemacht, ſondern er gedenke die folgende Nacht dort wieder in Luſt und Freude zuzubringen, wenn es anders geſtattet werde. Hieher aber habe ihn ſein Herz gezogen, das leider nun ſo ſehr getäuſchte Herz! ſodann die Erwägung, daß bei einem Dichter-Patron, ſo arm er übrigens geworden ſein mag, wenigſtens noch ein gut Glas Wein zu finden ſei."

„Das ſollen Sie auch haben," ſagte jener; „aber billigerweiſe nur gegen das verſprochene Fragment aus dem komiſchen Heldengedichte ‚die ſieben Schwaben'."

„Das ſoll Ihnen werden," ſagte Wägerle; „und wenn auch kein Fragment, doch ein Defect; ſo etwas läßt ſich aber erſt hören, wenn der Champagner ſprudelt; die Kritik möchte ſonſt zu nüchtern auftreten."

„Ueber die Kritik," äußerte der Kammerrath, indem er dem Geſpräch eine ernſte Wendung gab, „ſei das, was in ihm ſchon längſt als dunkles, unbeſtimmtes Gefühl gelegen habe, nunmehr zur klaren, feſten Ueberzeugung geworden, daß ſie überhaupt zu nichts diene, als daß ſie unſere Begriffe über das, was ſchön und gut ſei, verwirre und uns unſere Genüſſe verkümmere."

Dieſe Behauptung, ſo allgemein ausgeſprochen, hielt der Sekretär für zu ſtreng, ja ungerecht. „Er ſeinerſeits", ſagte er, „habe der Kritik viel zu verdanken, nicht bloß an klarer äſthetiſcher Einſicht zur richtigen Würdigung der literariſchen Producte, ſondern wohl auch an dem Genuſſe des Schönen und Guten, dem die Kritik, die beſſere, mehr Tiefe und Dauer verleihe."

„Indeß ihr," ſagte Klara, „die Kritik kritiſirt, will ich den Keller unterſuchen, ob und was denn der Onkel an edlen Geſchmacksgegenſtänden zurückgelaſſen habe für euren Gaumen."

Wägerle lobte ihren Entſchluß höchlich, und wollte ſie

„als ein ächter Kenner der Geister," begleiten; Klara aber lehnte seinen Antrag ab, indem sie sagte, die Männer, wenn sie einmal an's Prüfen kämen, gingen meistens zu sehr in die Tiefe.

Das auf's Neue angeknüpfte Gespräch wurde bald durch die Zurückkunft Klara's, oder vielmehr durch ihren stürmischen Empfang von Seiten Wägerle's unterbrochen, der, sobald er der Flaschen ansichtig wurde, der Wirthin entgegeneilte und ihr die süße Bürde abnahm.

„Er bereue es fast," sagte er, „daß er dem Geiste, der ihn getrieben, die Geister zu prüfen, nicht gefolgt sei; und er befürchte, daß ohne seinen Beirath nur Kräzer an's Licht gekommen seien, nicht die leicht fließenden und schwerhaltigen Elemente, die das Menschenherz erfreuen. Es gäbe eine Kritik, die, wenn sie das Buch und die Flasche nur obenhin besieht und beschnüffelt, sogleich errathe, was d'rin und dran sei. Nicht alles Klare sei auch schon das Gute; es müsse sich, wie das Himmelsblau in ein tief Dunkles verlieren, das, während jenes den Geschmack obenhin befriedigt, das Herz mit unendlicher Ahnung und Sehnsucht erfülle. Doch hoffe er von der Wahl des weiblichen Instinktes noch das Beste. Und wahrhaftig", fuhr er fort, indem er ein paar Flaschen gegen das Licht hielt, „schaut nur einmal in diesen Himmel! und o, um wie viel höher wird das Entzücken sein, wenn wir ihn kosten!"

Klara ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren, daß er das Rechte sogleich getroffen habe, nämlich den Schatz, den sie hinter Schloß und Riegel hervorgeholt habe. Indessen, meinte sie, könne man ihm, ungeachtet dieses kritischen Verdienstes der Entdeckung, die Bedingung der poetischen Aufgabe nicht erlassen, unter welcher ihm der Mitgenuß sei gestattet worden. Sie setzte die Gläser vor und schenkte den andern ein, während sie das seine leer ließ.

„Muse!" rief er aus, indem er nach einer Flasche griff und Anstalten machte, sich damit selbst zu bedienen, „wen du

beglückst mit deines Mundes Begrüßung und mit deinem Geist, dem überquellenden, taufest: selig preis' ich den Mann! er sieht nie gesehene Dinge, hört, was keiner vernimmt und erzählt, was wahr und was nicht wahr. Muse, begeistere mich!" Er trank.

„Wollen Sie denn Ihr Gedicht in Herametern abfassen?" fragte der Kammerrath.

„Ja," antwortete jener, „in Sundergauischen, welche eben soviel Licenzen zulassen, als nothwendig ist, um mitunter auch in Prosa sprechen zu können."

„Allo weiter!" sagte der Kammerrath.

„Weiter bin ich noch nicht gekommen," versetzte jener; „ich muß erst abwarten, ob mir die Invokation und die Muse helfen oder mich im Trockenen sitzen lassen werden!"

„Was ist hier zu machen?" scherzte der Kammerrath. „Nehmen wir ihm die Muse, so berauben wir uns auch des Gedichtes. So erzählen Sie uns doch wenigstens den Plan, wonach Sie das Gedicht zu bearbeiten sich vorgenommen."

„Sehr gern," sagte Wägerle, „vorausgesetzt, daß Sie mit einer sehr flüchtigen Skizze vorlieb nehmen." Er trank; dann fuhr er fort: „Der erste Gesang beginnt damit, wie die sieben Schwaben, zu dem Heldenabenteuer versammelt und mit einem siebenmannslangen Spieße ausgerüstet, ihrem Verhängnisse und Ruhme entgegen gehen. Ich setze den Anfangspunkt der epischen Handlung (um geographisch zu verfahren) in die Gegend von Memmingen, der Heimat des Spiegelschwaben."

„Spiegelschwabe?" fragte Klara. „Warum heißt er denn Spiegelschwabe?"

„Weil er das Symbol der Weisheit, den Spiegel, an und bei sich trägt."

„Schon am ersten Tag," fuhr Wägerle in seiner Erzählung weiter, nachdem er der wißbegierigen Klara die kurze, delicate Erklärung gegeben hatte, müssen die Genossen ein Abenteuer bestehen und Proben ihres Heldenmuthes geben. Auf ihrer Wanderung überrascht sie die Nacht. Sie stehen

plötzlich an einem Abhang und unten liegt ein See, der hohe Wellen ſchägt. Sie ſehen ſich weit und breit um — nirgends ein Ausweg — nirgends ein Fahrzeug, das ſie an's andere Ufer bringen könnte. Drüben aber winkt ein Licht; dort gibts Herberge. Wie aber überſetzen in ſo ſpäter Stunde? Jetzt gilt's nun zu überlegen, zu ermuthigen, daß und wie es zu machen ſei. ‚Potz Blitz!‘ ruft Ajar, der Blitzſchwabe, ‚was iſt da lange zu bedenken? Friſch gewagt, iſt halb geſchwommen.‘ Er wirft ſich hinein und die andern ihm nach. Kurios iſt es aber, daß ſie nicht vorwärts kommen, vielweniger unterſinken. Ulyſſes, der ſchlaue, bemerkt es zuerſt. ‚Brüder,‘ ruft er, ‚wir ſchwimmen auf feſtem Lande. Macht euch auf und davon.‘ Nun ſie ſich erheben, bemerken ſie erſt, daß das, was ſie als einen See angeſehen, nichts anders ſei, als ein vom Winde bewegtes, wallendes und wogendes Flachsfeld, das ſie nun wohlbehalten und fröhlich durchziehen. Der Muth trifft, wie das Genie, überall Gegenſtände, woran er ſich erprobet; und wenn er ſie nicht findet, ſo ſchafft er ſie ſelbſt. So beſchwichtigen ſie ſich über dieſe und ähnliche Täuſchungen ihrer Einbildungskraft und ziehen dem letzten großen Abenteuer entgegen.“

„Es liegt allerdings Stoff genug in dieſer drolligen neckiſchen Volksſage,“ bemerkte der Sekretär, „und es ließe ſich ein artiges Gegenſtück zu einer Donquirotiade machen, beſonders wenn man die Charaktere der ſieben Schwaben recht unterſcheiden und gut zuſammenſpielend auf einen Punkt der Narrheit ſchildern würde.“

„Im zweiten Buche wird nun, wie in einem Heldengedichte üblich iſt, kurz nacherzählt, wie unſere Helden zu ihrem Abenteuer gekommen; wie der Seehaſe zuerſt den Gelbfüßler für das große Unternehmen gewonnen, den hercyniſchen Wald von dem fürchterlichen Ungeheuer zu befreien, für das er keinen Namen hat; wie die beiden dann den Knöpfleſchwaben in's Intereſſe des gemeinſamen Vaterlandes gezogen; die drei den vierten, den Blitzſchwaben.“ —

„Aber Sie erklären uns nicht," ſagte Klara, „was es denn mit dieſen Namen für eine Bewandtniß habe."

„Es hat mit den Namen eine Bewandtniß, wie mit den Perſonen, die Sie erſt aus dem Gedichte ſelbſt vollkommen kennen lernen können. Unſchlüſſig bin ich noch, ob ich dem erſtern oder dem dritten den Charakter des Achilles, des vielwagenden und ſchnellfüßigen, andichten will; denn ich möchte allen Gauen meines Vaterlandes ihre Ehre laſſen und ihnen Helden ſchaffen .... Und ſo geſellen ſich denn nach und nach, durch die Beredſamkeit des Seehaſen entflammt, alle ſieben zum Heldenbunde auf Leben und Tod. Am meiſten glänzt hier nun freilich die Ueberredungskunſt des Agamemnon hervor, der von dem fraglichen Ungeheuer ſo ungeheuer lügen kann, mit ſo mannigfaltigen Variationen und Gradationen, daß der Heroismus wie ein Lauffeuer um ſich greifet und die Herzen der Männer entzündet. An ergötzlichen Zwiſchenſcenen fehlt es dabei nicht und die Helden gebärden ſich überhaupt, jeder in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, wunderlich genug. — Mit dem dritten Buche beginnt und ſchließt das Hauptabenteuer[1]."

„Sagten Sie nicht von vierundzwanzig Büchern, woraus Ihr Epos beſtehen ſoll?" wandte der Kammerrath ein.

„Richtig," erwiederte Wägerle, „jedes Buch wird aus acht Unterabtheilungen beſtehen, die ſich nach der Seitenzahl wohl ſymmetriſch werden finden und ſcheiden laſſen. Vorläufig aber kann ich über die Länge des Werkes nichts beſtimmen, ſo wenig, als Jean Paul in Anſehung ſeines Kometen. Das hängt eben von der Dauer meines Lebens ab, von der Anſtrengung meines Fleißes und der Laune meiner Phantaſie. Stoff iſt aber da für das Epos, um es ſo lang und ſo kurz zu machen, wie die Weltgeſchichte."

„So wie denn die Idee ſelbſt welthiſtoriſch iſt," bemerkte der Sekretär. „Alle Unternehmungen und Wagniſſe der Men-

[1] Vgl. das „Volksbüchlein" Auerbachs mit den Abenteuern der ſieben Schwaben. A. d. H.

schen vom babylonischen Thurmbau an, bis auf den Bau der letzten Philosophie in unseren Tagen und von den Thaten des ältesten Nimrod bis auf die Thaten des jüngsten: es paßt auf sie die Sage von dem Abenteuer mit dem Hasen und auf die Geschichtsschreiber und Dichter, die sie erzählt und besungen, das horazische Dictum: „Es kreißen Berge, und sieh da, was erscheint? — ein lächerliches Mäuslein."

„Das ist aber doch eine rechte Unart von euch Männern," sagte Klara, „daß ihr so geneigt und erfinderisch seid, auch dem gemeinsten Spaß den höchsten Ernst unterzustellen, sowie den heiligsten Ernst zum gemeinen Spasse herabzuwürdigen."

„Dieser poetische und philosophische Scharfsinn der Männer muß freilich den Frauen als Unart erscheinen," versetzte der Freund, „ihnen, die die Welt nur von der Seite anschauen, welche ihnen zunächst zugekehrt ist. Daher theilt sich bei ihnen das Leben zwischen Trauer und Freude, in steter Abwechslung, sowie sich ihnen entweder die dunkle oder die lichte Seite darstellt. Der Mann aber überschaut das Ganze mit seiner Vorder- und Kehrseite, und diese großartige Anschauung verschafft ihm eben jene Ruhe und Stätigkeit, die ihm nothwendig ist, um Stand zu halten in der allgemeinen Bewegung."

„Laßt uns unsere Leiden und Freuden," sagte Klara; „wir beneiden euch nicht um euere kalte Ruhe."

„Die Ruhe des Mannes ist so wenig kalt und freudlos," erwiederte jener, „als die Leidenschaft des Weibes halt- und trostlos. Nur die Anschauung des Menschlichen und Irdischen im Großen wie im Kleinen brachte jene Gemüthsstimmungen in dem einen oder andern Theile hervor, jene wegwerfende Ironie und kalte Resignation in dem Manne und diese wandelbare ohnmächtige Passion in dem Weibe. Wann aber der Friede Gottes in die Herzen einzieht, wo die Liebe waltet, da legen sich die Wogen der Leidenschaft und versöhnen sich die harten Gegensätze." — —

* * *

Klara mahnte den Vater und die Gesellschaft an den schönen Frühlingstag und schlug einen Spaziergang vor. Man willigte ein. Doch was sie gehofft hatte, daß sie nämlich nach so langer Zerstreuung die Gegenwart und Unterhaltung ihres Freundes wieder genießen könne, schlug ihr fehl; denn der Vater hielt ihn durch sein fortgesetztes Gespräch über Kunstgegenstände so fest an sich, daß Karl sich wohl nicht, ohne den Anstand und der Ehrfurcht zu verletzen, von ihm trennen, und der Freundin zugesellen konnte. Diese mußte daher Wägerle um sich dulden; und da sie durch die Mißgunst der Umstände ohnehin etwas gereizt war, und Wägerle ihre Empfindlichkeit sogleich bemerkte und benutzte, so neckten sich die beiden lebhaft genug, um Zeit und Weg sich einander zu verkürzen.

Die Gesellschaft hatte sich kaum eine Stunde im Freien ergangen, als sie durch einen Eilboten aus der Stadt mit der Nachricht überrascht wurde, daß — —

Da jedoch wohl die Personen eines Romans, aber nicht die Leser desselben mit außerordentlichen Ereignissen überrascht werden dürfen, so halten wir es für nöthig oder doch für anständig, daß wir sie hiezu gehörig vorbereiten. Wir wünschen jedoch, und wir hoffen es auch, daß sie es schon zum voraus errathen und uns der Mühe überheben werden, den Fall, wie es in der Natur liegt und die Kunst erfordert, eingehend zu motiviren. Aber im Uebrigen haben wir, unseres Wissens, die Pflichten eines Romanenschreibers so genau erfüllt, als man es immerhin nur von einem Dichter verlangen kann, dem nach dem Horazischen Oder mancherlei Privilegien zu Statten kommen. Besonders ließen wir es uns angelegen sein, die Polizei, ihre Gewalt und ihre Gesetze zu respectiren, eingedenk dessen, was ein berühmter Kritiker behauptet: die meisten Romane würden in ihr Nichts verfallen oder aus ihrem Nichts gar nicht aufkommen, wenn man anders annähme, daß Polizei im Lande sei. Daß diese schwere Anschuldigung auf unsere Erzählung nicht falle, haben wir uns möglichst

befliſſen. Ebenſo haben wir einen andern Vorwurf abzulehnen geſucht, daß die Romanenſchreiber ihre Helden meiſtens zu ſehr mit Glücksgütern ſegnen, ſo daß man nicht einſehen kann, woher dieſe all das Geld auf eine natürliche und rechtliche Art erwerben; während ſie andere wiederum ſo arm und elend ihr Leben hinſchleppen laſſen, daß man ſich des Erbarmens kaum erwehren kann mit den Bettlern, und des Abſcheus gegen die, welche ſie dazu machen. Die Helden unſeres Romans leben aber in einer goldnen Mittelmäßigkeit, ſo daß ſie eine vergnügliche Gegenwart verleben und eine glückliche Zukunft erwarten dürfen, in der Hoffnung einer reichen Erbſchaft, die ihnen gewiß werden wird.

Und die ward ihnen, durch den plötzlichen Tod des Onkels nämlich, wovon eben der Eilbote die Nachricht gebracht hatte. Man hat es leider unterlaſſen (wohl nicht durch Schuld der Polizei), den Leichnam zu ſeciren; es wäre uns dann möglich geweſen, den Leſern, wie ſich's geziemte, die Urſache ſeines Todes anzugeben: ob er an einem organiſchen Fehler des Herzens oder des Kopfes, ob an den Folgen des geſtrigen Schreckens und Aergers, oder an den Folgen des Lebens ſelbſt verſtorben ſei.

Die Familie hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als aufzupacken und in die Stadt zurückzueilen. Es war noch Platz im Wagen für die beiden Freunde, und ſo kamen ſie noch denſelben Abend in dem Hauſe wieder an, das ſie den Tag vorher verlaſſen hatten, um es vielleicht nie wieder zu betreten. So ſpielt das Schickſal mit uns Menſchen!

Man traf den Alten noch in ſeinem Zwangsſeſſel, feſt verklammert. Die Beamten erſchienen. Da der Schlüſſel zu dem Eiſenverlies nicht zu finden war, ſo fing man an, die Schiene zu durchſägen. Man hob dann den Todten weg und durchſuchte den Inhalt. Was man darin alles fand, will ich verſchweigen. Auch das Teſtament lag unter den Papieren. Es wurde vorgeleſen. Der Kammerrath war „auf den Grund ſeiner notoriſchen Verſchwendung an Phantaſten", nur als Lega-

tarius mit seiner bisherigen Rente bezeichnet, Klara als Erbin des ganzen Vermögens eingesetzt, jedoch unter der strengen Bedingung, daß sie keinen Dichter zum Manne nehme.

Wir müssen hier das Lob einer schönen Invention lediglich von uns abweisen und dagegen dem feinen Gefühle des Geschlechtes, zu dem Klara gehört, die Ehre widerfahren lassen, obgleich es übrigens unentschieden bleiben muß, ob hier in diesem Punkte eine Art Vorahnung, oder die Gunst des Schicksals, oder, was meistens dasselbe ist, die Natur das Ihrige d. h. Wunder gethan habe. Kurz, der Kammerrath war über die Klausel nicht ungehalten, Klara hocherfreut; und der Sekretär, der als der erwählte Bräutigam vorgestellt wurde, erbot sich zur strengsten Untersuchung aller seiner Papiere, daß auch nicht Ein Gedicht darunter zu finden sei.

Die Familie nahm sogleich wieder Besitz vom Hause und richtete sich nach der vorigen Weise bequem ein. Der Auscultant und der Referendarius erschienen nicht mehr; sie schämten sich mit Recht, daß sie jenen wichtigen Tag zu einem Besuche des vertriebenen Kammerraths versäumt hatten und ein neues Einladungsbillet erhielten sie nicht. Wägerle war fortan willkommen, und der Sekretär fehlte keinen Tag. Es stand seiner Vermählung mit Klara kein Hinderniß mehr entgegen und man beschloß, sie geräuschlos auf dem Landgute zu feiern, das nun dem alten, ehrlichen Diener des reichen Herrn zur Aufsicht und Besorgung übertragen wurde.

Nachdem die Einsegnung in der Stadt vollzogen war, fuhren sie hinaus, um den Tag in stiller Feier der Liebe und der Natur zuzubringen. Bei Tische überreichte der Sekretär dem Kammerrath einen Sonettenkranz, den dieser mit Wohlgefallen annahm. Wägerle erbat sich die Erlaubniß, die Gedichte des Freundes laut vorzulesen, und er that es zur vollkommenen Zufriedenheit der Zuhörer und mit desto mehr Rührung, da man bei der leichtfertigen Laune, die man an ihm gewohnt war, die Tiefe und Reinheit seines Gemüthes zu verkennen versucht ward.

„Mensch!“ rief er den Freund an, als er vollendet und eine Thräne sich aus dem Auge gewischt hatte, „und Du konntest Dein Talent, das Dir Gott gegeben, so vergraben im Schweißtuch Deiner Faulheit?“

„Es gibt Lagen, Verhältnisse im menschlichen Leben“ sagte der Sekretär, „wo es leicht ist, zu dichten, und zwar schön zu dichten, indem man ja nur dann dasjenige klar mit dem Munde aussprechen darf, wovon das Herz voll ist. Ich nenne nur drei solcher Momente, wo wir nämlich begeistert werden für Gott, für einen edeln Fürsten und für ein geliebtes Weib.“

Klara schlug sanft den Arm um seinen Nacken: „Ich zweifelte nie an Deiner Dichtungsgabe; denn“ — setzte sie hinzu, indem sie ihn zärtlich küßte — „Du bist ja selbst das schönste Gedicht.“

Der Graf von Werdenberg und die Prinzessin von Portugal.

Eine Rittergeschichte [1].

Vor alten Zeiten saß zu Feldkirchen auf seinem Schlosse ein Graf Heinrich von Werdenberg mit dem weißen Fahn. Der hatte eine Frau, genannt Dorothea von Fatz, die ihm zwei Töchter und fünf Söhne geboren. Die eine Tochter hieß Kunigund, die gab er einem Grafen von Ortenburg; die andere hieß Verena, die gab er einem Herrn von Stadeck von Behaim. Von den Söhnen hieß der älteste Graf Heinrich, der ander Graf Albrecht, der dritte Graf Rudolph, der vierte Graf Hug, der fünfte Graf Ulrich. Nun war Graf Heinrich „gar ein einfältiger Mann und war übel gesprech"; dem gab er ein Weib, eine Gräfin von Sonnenberg, und gab ihm Salgans mit seiner Zugehöre. Den Grafen Albrecht nahm der Vater zu sich, daß er ihm helfe das Land regieren; denn er fast alt und krank war. Den Grafen Rudolph schicket er zu einem König von Behaim, hieß Karl mit dem Einen Auge; den Grafen Hug machte er zu einem Tumherrn zu Straßburg (denn er gebresthaft war an einem Fuß); und dem Grafen Ulrich gab er ein Weib, eine von Wullenstetten. Und Graf Heinrich, der Vater, starb am fünften Tag im Maien, als man zählte von der Geburt Christi eintausend hundert und eilf Jahre.

Nach dem Tode des Vaters nahm Graf Albrecht die Herrschaft zu Hand und regiert die. Aber in Kürze darnach rieth

[1] Aus und nach „Fiter's von Rankweil schwäbischer Chronik."

ein Baſtard von Sonnenberg dem Grafen Heinrich, er wäre der Aelteſte, er ſollte billig das Land regieren. Da forderte er das von ſeinem Bruder. Da antwortete ihm Graf Albrecht: ſein Vater hätte vor ſeinem Tod ihm das Erbe ausgehändigt und ihm die Herrſchaft Salgans gegeben für ſeinen Theil. An dem wollte aber Graf Heinrich kein Begnügen haben, und ſie kamen deßhalb in großen Unfried, daß ſie einander angriffen, verderbten und ſchädigten. Das wollten aber die gemeinen Freunde nicht leiden und die Ritterſchaft von Schwaben. Und es ward eine gütliche Einung gethan von Grafen und Herren, und es bedäuchte ihnen gut und nutzbar zu ſein: „daß die Herrſchaft Salgans, Werdenberg und die andern Schlöſſer beſetzt werden mit einem gemeinen Mann, der alle Rent und Nutzung einnehme und die gemeine Schuld damit bezahlte und das Land ledig mache. Es hätte Graf Heinrich ohnehin eine gute Erträgniß mit ſeiner Gemahlin; ſo ſollte man dem Grafen Albrecht eine Zehrung geben und ein Rüſtgeld, um aus dem Lande reiten zu können der Ritterſchaft nach". Das gingen denn beide Theile ein mit gutem Willen. Und das Schloß Werdenberg und andere Schlöſſer und Herrſchaften wurden einem Ritter empfohlen und übergeben, der hieß Herr Jakob von Altſtetten, der war ein weitfahrender Ritter und ein frummer Mann, der ſollte es vier Jahre inhalten, nach dem Beſten, als man ihm trauet.

Nun rüſtete ſich Graf Albrecht, aus dem Lande zu reiten, und nahm mit ſich Marquard von Altſtetten, den Sohn, und ſie kamen in das Königreich Portugal. Hier fanden ſie einen Deutſchen bei Hof, der hieß Oswald von Hatſtat. Graf Albrecht empfahl ſich ihm, bat ihn aber, daß er Niemand ſage, wer er wäre; auch möchte er ihm des Landes und Hofes Sitten ſagen. Das ſagte ihm der von Hatſtat zu, und er half ihm an den Hof. Nun war Graf Albrecht ein waidenlicher, ſtarker Mann, von lieblichen Gebärden und feinen Sitten; und was man that zu Schimpf und Ernſt, da wollte er allweg dabei ſein.

Eines Tages, da ging der König und dessen beide Söhne, auch seine Tochter, die Königin Elisa, mit ihren Frauen und Jungfrauen in den Garten und in das Zuckerfeld spazieren. Da sprach die Königin zu Graf Albrecht: „Ach, Ihr Deutscher! daß Euch Gott und allen Deutschen Heil gebe!“ und erseufzte dazu gar inniglich. Graf Albrecht fiel auf die Kniee und dankte ihr als seiner gnädigen Frau. Und so geschah es zu mehreren Malen: wo er vor ihr vorbeiging, und wo er sie und sie ihn ersah, da seufzten sie gar inniglich. Dieß nahm Graf Albrecht zu Herzen und er fügte sich einsmals zu ihrer liebsten Jungfrau, die hieß Amisa, und bat diese, zu erfahren, ob die Königin ein Mißfallen an ihm habe; wäre dieß, so wollte er an dem Hofe nicht ferner ihr zuwiderfallen. Die Jungfrau beiprach sich mit der Königin. Diese antwortete und sprach: er sollte Abends zu ihr kommen, zur Zeit, wo nicht so viel Leute um den Weg wären; so wollte sie ihm sagen, was ihr anliege. Die Jungfrau sagte dieß dem Grafen Albrecht. Der kam, wie er geheißen ward. Da empfing sie ihn gar gnädiglich und sprach: „Das, was uns anliegt, wollen wir Euch sagen als einem frommen Deutschen, in dem Vertrauen, daß Ihr uns helfet und rathet.“ Und sie hub an und sagte ihm: wie ein junger Deutscher bei ihr gewesen wäre und wie sie ihn zu guter Maße erzogen hätte. Der sei aber von den Heiden gefangen worden und hinweggeführt, und Niemand wüßte, ob er lebendig oder todt wäre. Und sie bat ihn um Hülfe und Rath, daß sie inne würde, wie es um ihn eine Gestalt hätte. Sie wollte ihm gerne Zehrung geben, und was dazu gehörte, und ihm noch dazu hoch danken und es zu guten Gnaden nimmermehr vergessen.

Also sagte ihr Graf Albrecht zu, und er zog alsogleich Nachricht ein bei Oswald von Hatstat. Der erzählte ihm, was folgt:

„Vor unlanger Zeit kam hierher an den Hof ein Walther von Wolfeck; der hatte einen Herzog von Schwaben erschlagen, weil er ihn bei seiner Schwester gefunden; und es ward ihm

deßhalb gesprochen, daß er hundert Meilen aus Schwabenland sollte und nimmermehr darein. Das that er, und nahm mit sich seiner Schwester Söhne Arbogast und Andelon, und sie kamen miteinander in das Land von Portugal. Nun war Andelon ein Knabe von fünfzehn Jahren, den that man in das Frauenzimmer; Arbogast aber, der schon ein stattlicher Jüngling war, kam als Edelknabe gen Hof, wo auch sein Oheim des Königs Truchseß geworden. Nun stund ein Unglaub auf einer Insel, die hieß Zang, und der König vermeinte den zu wehren. Also zog er aus auf die Zänger; diese aber setzten sich zu Wehr, und es ward viel Volks erschlagen und erschossen und der Wolfeck ward auch leiblos gethan. Doch wichen die Zänger in eine andere Insel und des Königs Volk zog wieder heim, nachdem die Insel wieder zum Christenglauben gezwungen war. Da kam aber die Pestilenz unter das Volk, und der König floh mit seinen Kindern (denn er war Wittwer) auf ein Schloß, hieß Amperneſto. Der König blieb aber nicht lange da, er hieß aber die Kinder dableiben, nebst dem nöthigen Gesinde, darunter auch Arbogast war. Indem nun die jungen Leute zeitenweise ihre Kurzweil trieben im Garten, da sprach einsmals Elisa zu Arbogast: ‚Wir wollen dich wälsch lehren, und du lehr uns deutsch.‘ Er sprach: ‚Gnädige Frau, gern! Könnte ich nur etwas anfangen, das Euren Gnaden gefällig wäre, und möchte als ein armer Diener so viel verdienen, daß ich Eurer Gnaden etwas gälte.‘ Da sprach die Königin: ‚Ein junger Mann soll allweg gedenken in die Höhe; denn denkt er unter den Bank, so kommt er nimmer darauf.‘ Da sprach Arbogast: ‚Wer hoch klimmt, der fällt hart. Wer dann über sich hauet, dem fallen gewöhnlich die Spähne in die Augen.‘ Da sprach Elisa: ‚Ich meine, du seist zu den Weisen in die Schule gegangen. Gelehrten Leuten ist aber gut predigen.‘ Da sprach Arbogast: ‚Ich bin unweise und ein ganzer Thor. Gott gebe mir Barmherzigkeit und Gnade, daß ich jemanden überkomme, der sich meiner unterwinde und mich lehre Tüchtigkeit zu gebührlichen Dingen.‘ Da

ſprach ſie gütiglich: ‚Du biſt ein Kind, man ſoll dich mit Ruthen ſtrafen, das ſtünde dir wohl an.‘ — Indem kam der Kammermeiſter und ſprach, er ſollte zu dem Dienſte gehen. Da ging er, um den Tiſch zu bereiten. Vorher aber ging er zu mir, ſeinem Hofmeiſter, und ſagte mir alle die Reden, die geſchehen waren von Eliſen und ihm. Da ſprach ich: ‚Mein lieber Sohn, gehe zu dem Dienſt; ich habe dich wohl vernommen; du ſollſt mir gefällig ſein.‘ Da ſandte ich nach einem Schneider und hieß mir und allen den Edelknechten grüne Kleider machen, die übernäht waren mit Ruthen, mit ihnen auch meinem Vetter Arbogaſt. Als nun die Kleider gemacht waren, ſo legten ſie die an, und Arbogaſt ging ſo bekleidet mit der Königin in die Kirche. Da ſprach ſie: ‚Von wannen kommt dir das neue Kleid?‘ Er antwortete: ‚Mein Vetter hat es mir gegeben.‘ Da ſprach ſie: ‚Nun iſt er doch ein alter Lehrmeiſter; er ſollte billig wohl gelehrt ſein der Kunſt, und mehr Schüler unter ihm haben.‘ Arbogaſt der war jung und ward vor Scham roth und wußte nicht, was er zu ihr ſprechen ſollte.

Da ſprach ſie: ‚Hätte ich einen Schüler, ich hieße ihn an den Schatten ſitzen und das Antlitz weiß behalten. Wann er aber ein Schiff über das Meer führe gegen die Heiden, ſo müßte er ihnen entgegenkommen und ſie mit Ruthen ſtreichen.‘ Da wußte Arbogaſt wiederum nicht, was er ſagen ſollte, und er ſagte es mir.

Da ſprach ich: ‚Sie meinet, wenn die Heiden herſchiffen, ſo ſollteſt du dich mit Andern in ein Schiff ſetzen und wider ſie fechten.‘ — Alſo kürzlich darnach kam die Mähre, daß die Heiden gekommen wären, das Land zu beſchädigen. Da eilte Arbogaſt mit Andern in ein Schiff, und er hielt ſich ſo ritterlich, daß ſie meinten, wäre er nicht geweſen, ſie wären den Heiden unterlegen. — Das Gerücht kam an den Hof und in das Frauenzimmer. Das gefiel Eliſen gar wohl, und ſie gewann ihn ſehr lieb.

Und eines Tages ſprach ſie: ‚Arbogaſt, haſt du deine Mutter noch?‘

Er ſprach: ‚Nein, gnädige Frau! Meine Mutter iſt geſtorben, und mein Vater hat eine andere Frau genommen nach meiner Mutter Tod.‘

Da ſprach ſie: ‚Sei ohne Sorge! ich will deine Mutter ſein; und was für ein Anliegen du immer habeſt, ſo komme zu mir, ich will dir mit ganzen Treuen rathen und helfen, als meinem eignen Herzen.‘ Deß dankt ihr Arbogaſt ſo hoch, als er es mit ſeinem Herzen gehaben mochte. Alſo gewannen ſie einander ſehr lieb. — Nun vergingen elf Monate, da kamen die Heiden mit groſſer Macht. Da machte ſich Arbogaſt auf und eilte mit Andern in ein Schiff und focht mit den Heiden. Aber die Heiden gewannen da den Sieg und Arbogaſt ward gefangen und alle die, ſo darin waren, und ſie wurden hinweggeführt, man hat nicht erfahren, wohin. Dieß brachte die Königin in groſſes Herzenleid, von welchem Ihr ſie nun erlöſen ſollt.“

Alſo ſagte Graf Albrecht der Königin zu, und er bat den König, daß er ihm erlaubte, zu dem heiligen Grabe zu ziehen; denn er wäre eine Fahrt dahin ſchuldig. Der König erlaubte es ihm, und er war deſſen ſehr froh. Alſo bereitete er ſich und ritt hinweg und nahm mit ihm den von Altſtetten und einen Knecht, und kam gen Rhodus. Da fand er einen Freund, der war ein Graf von Pfirt; zu dem kam er und ſagte ihm, warum er dahin gekommen ſei, und was er zu verrichten habe.

Da ſprach ſein Freund: „Ich weiß wohl einen Gefangenen, der iſt ein Deutſcher. Es haben ihn die Rhodiſchen Herren auf einem heidniſchen Schiffe getroffen; und da ſie meinten, daß er auch wider ſie geweſen wäre, ſo führten ſie ihn gen Rhodus. Und weil er Niemand ſagen wollte, wer er ſei, wie er heiße, woher er ſtamme, ſo legten ſie ihn auf ein Schloß, genannt Schönbad, und halten ihn da in einem Zimmer gefangen.“

Da bat Graf Albrecht ſeinen Freund, daß er ihn zu ihm ließe. Das that der und führte ihn zu ihm. Nun bat er, daß er ihm einen künſtigen Maler ſenden möchte, und den Gefangenen abmalen ließe. Das geſchah. Alſo nahm

er das gemalte Tuch und machte ſich ſogleich wieder auf den Weg nach Portugal.

Und da er ankam und die Königin dieß erfuhr, ſo war ſie gar froh und ſandte nach ihm, daß er ſogleich ohne alles Verziehen zu ihr käme. Das that er ſehr behend. Da ſprach die Königin: „Seid uns Gott willkommen, mein lieber Freund! Saget uns, wie es Euch ergangen ſei und was Ihr uns geſchafft habt.“ Er antwortete und ſprach: „Ich bin geſund wieder gekommen durch die Gnade Gottes. Aber der von Altſtetten der iſt gar tödtlich krank geworden; doch ſo habe ich ihn mit mir hergebracht.“ Da ſprach ſie: „Hat er nicht ruhiges Gemach, und was ihm ſonſt nothdürftig ſei, das ſoll er uns ſagen; deß wollen wir ihm genug ſchaffen.“ Und ſie ſprach: „Was habt Ihr erfahren, oder was ſeid Ihr inne geworden?“ Da ſprach er: „Gnädige Frau, ich habe Euch ein Gemähl gebracht; iſt es ihm gleich, ſo hoff' ich, daß ich gute Märe bringe.“ Da ſprach ſie: „Zeigt her.“ Das thät er. Sobald ſie es anſah, da ward ſie von Freuden roth und darnach bleich; und ſie ſprach: „Wo habt Ihr das Gemähl genommen?“ Da ſagte er ihr alle Dinge. Da ſprach ſie: „Iſt er noch bei Leben, ſo wollte ich mein Leben wagen und zu ihm kommen. Möchtet Ihr mich dazu bringen, ſo wollte ich wohl großes Gut und Kleinod mit mir hinwegbringen.“ Da ſprach er: „Gnädige Frau, was ich mit Ehren thun mag, da will ich Leib und Gut darum wagen.“ Da ſprach ſie: „Gedenket ihm nach, und kommet morgen um die Zeit wieder zu mir.“

Alſo nahm er Urlaub und ging wieder von ihr, und kam zu ſeinem Diener, dem von Altſtetten, und ſagte ihm die Dinge, und was ihm die Königin ſeinetwegen entboten hätte, daß er keinen Mangel ſollt' haben. Da ſprach der von Altſtetten: „Ich weiß einen guten Weg. Ich will begehren, daß man mich in das Kloſter St. Bernardi lege in ein heimlich Gemach, darin ich die Ruhe haben möchte; und wenn das geſchieht, ſo geht zur Königin und redet mit ihr und beſehet, ob ſie mit Euch hinweg wollt' fahren; wollte ſie das thun, ſo wüßtet Ihr

einen guten Weg, damit ſie gar wohl davon möcht' kommen." Es lag aber das Kloſter nahe bei dem Meere. Alſo ward der von Altſtetten in das Kloſter geführt und lag manchen Tag da.

Unter dem kam Graf Albrecht wieder zu der Königin und fragte ſie, was ihr Wille wäre. Da ſprach ſie: „Ich habe mich bedacht, daß ich mit Euch hinwegfahre und meine Jungfrau Amiſa mit mir nehme." Nun berieth ſich Graf Albrecht mit dem von Altſtetten, wie ſie es anfangen wollten. Da ſprach der von Altſtetten: „Mein Rath iſt: Ihr ſollet Urlaub nehmen von dem König, daß Ihr nimmer ſein Diener ſeid; und Ihr ſollt ſprechen, ich ſei tödtlich ſiech, Ihr wollet mich heimführen in meine Luft, denn die Aerzte riethen es, ſonſt könnte ich nimmer geneſen. Darauf wollen wir ein gut Schiff beſtellen, das mit Leuten wohl beſetzt ſei, und alſobald hinwegfahren. Nachdem das Schiff alſo zugerüſtet iſt, ſo ſoll die Königin eine Weile vor Tag in mein Gemach kommen, mit Amiſen und allem dem, was ſie an Gut und Kleinoden mit ihr nehmen will. Dann wollen wir zur Stund' in das Schiff ſitzen und hinwegfahren; und ehe man ſein inne wird, ſo wollen wir ſchon einen weiten Weg vom Lande ſein mit Gottes Hülfe."

Alles das geſchah, wie es der von Altſtetten gerathen und vorhergeſagt hatte. Der König, als er von der Flucht ſeiner Tochter vernommen, erſchrak er ohne Maßen und befahl im Zorn, daß man all ihr Geſinde, ſo Mann als Frau, gefangen ſetze, und beſonders auch alle Deutſchen, die an dem Hofe waren. Alſo ward Herr Oswald von Hatſtat auch gefangen und in ein beſonderes Gemach geſetzt; denn die gemeine Rede ward von der Stunde an, daß die Deutſchen ſie hinweggeführt hätten. Zugleich ſandte der König viel Volks zu Waſſer und zu Land, ob Jemand möchte erfahren, wo hinaus ſie wäre. Aber Niemand konnte eine Spur finden, welchen Weges ſie gezogen.

Alſo fuhren die Frauen mit den Rittern dahin und kamen in kurzer Zeit gen Rhodus. Da ward die Königin von dem

Grafen von Pfirt gar wohl empfangen; der führte ſie auf ein Schloß, genannt zu der Schönhab, welches er, der von Pfirt, beſonders inne hatte. Und da es Abend ward, da ſprach der von Pfirt und Graf Albrecht: „Wir wollen zu dem Gefangenen gehen und ihn fragen, wer er ſei und wie er heiße, und ihm drohen, wollte er's nicht ſagen, daß er ſterben müſſe.“ Alſo gingen ſie zu ihm und fragten ihn, und ſetzten ihm zu mit vielen harten und drohlichen Worten. Da ſprach er: „Wer ſie wären und wie ſie hießen? Er wiſſe wahrlich nicht, ob er in chriſtlichen oder in heidniſchen Landen ſei.“ Da ſprach der von Pfirt: „Ich heiße Graf Hans von Pfirt und der da Graf Albrecht von Werdenberg.“ Da ward er von Herzen froh und ſprach: „Mein Vetter ſelig von Wolfeck, dem Gott gnädig ſei! der hat mich in's ferne Land geführt. Nun ſchadet mir nicht, was ich gelitten habe, da ich zu frummen Herren bin gekommen, die mein Gewalt haben.“ Und er ſprach: „Ich heiße Arbogaſt, von meinem Geſchlechte Andelon, und mein Vater heißt Ruprecht von Andelon.“ Da ſaßen ſie zuſammen und redeten von gar mancherlei Dingen. Da ſprach der von Pfirt: „Wir wollen Euch Eurer langen Zeit eines Theils ergötzen und Euch zu ſchönen Frauen führen.“ Da ſprach Arbogaſt: „Ich bin bleich und entſtellt durch langes Gefängniß. Und wenn ich mich auch auf das Schönſte mache, ſo bin ich dennoch nicht ſo geſtaltet, um zu Frauen zu gehen.“ Die Freunde redeten ihm zu, und als es nun Nacht ward und dunkel, da kam Graf Albrecht und führte ihn zu den Frauen und er ſelbſt ſaß zu der Jungfrau. Nun war es dunkel in der Kammer. Da fragte er ſie, ob ſie deutſch könnte. Da ſprach ſie: „Nit viel.“ Da wollte er ſie bei der Hand ergreifen. Da ſprach ſie in ihrer Sprache, er ſollte die Hände bei ihm behalten. Da gedachte er wohl: „Wie redet ſie meiner Frau Eliſa ſo gleich!“ und ward von Herzen traurig. Und da gedachte ſie auch: „Wie redet der meinem Arbogaſt ſo gleich!“ Nach einer Weile, als die Männer hinweggegangen, da ſprach Amiſa: „Frau, wer iſt der, der bei Euch geſeſſen iſt?“ Sie ſprach: „Ich weiß nicht;

wohl redet er meinem lieben Arbogaſt ſo gleich, daß mir gleich an meinem Herzen weh iſt worden.“ Auf gleiche Weiſe ſprach Arbogaſt zu Graf Albrechten: „Ach lieber Herr, wohl redet die Frau irgend einer Frau ſo gleich, daß mir gleich an meinem Herzen weh iſt worden.“ Da ſprach Graf Albrecht: „Iſt dir weh worden? Und ich meinte doch, ich wollte dir ein Kurzweil machen!“

Des andern Tags früh ging Graf Albrecht zu Eliſa und ſprach: „Sitzet an das Fenſter und luget dort hinüber; und wenn ich dann wieder komme, ſo ſaget mir, was Ihr geſehen habt.“ Dann ging er zu Arbogaſt und ſprach: „Gehe mit mir dort hinüber und ſieh, wie der Wirth eine ſchöne Frau hat!“ Und da Arbogaſt ſie ſah, da brannte er unter den Augen wie ein Feuer und ſprach: „Wäre es möglich, zu reden (es iſt aber und kann nicht ſein) ſo wäre doch die Frau einer Frau ſo gleich, daß ich gern einen leiblichen Tod wollt' leiden, wenn ich es wüßte.“ Da ſprach Graf Albrecht: „Nun thue es von der Liebſten willen, die du haſt, und ſinge mir eine Tagweiſe, ſo lieblich, daß du meineſt, die Liebſte höre dir zu.“ Und damit ging er von ihm, und kam zu Eliſa und ſprach: „Frau, was thut Ihr?“ Da ſprach ſie: „Da ſitz' ich, und es iſt mir weder wohl noch wehe. Lieber, laßt uns bald von dieſem Orte hinweggehen, auf daß ich zu meinem Arbogaſt komme.“ Da ſprach er: „Frau, wir wollen noch zwei Tage hier ruhen und dann hinwegfahren.“ Indem ſie ſo ſprachen, hub Arbogaſt an zu ſingen. Da ſprach Graf Albrecht: „Frau, wen habt Ihr geſehen?“ Da ſprach ſie: „Eines hübſchen Mannes Bild. Wenn er nicht ſo bleich wäre, ſo ſähe er meinem Arbogaſt gleich.“ Und da er ſang, da ſprach ſie: „Er ſingt ihm auch nicht ungleich.“ Da ſprach Graf Albrecht: „Es iſt ein Knecht im Hauſe.“

Inzwiſchen war der von Pfirt gen Rhodus gefahren, und Graf Albrecht harrte ſeiner in derſelben Nacht; und als er kam, da wurden ſie mit einander eins, aus den Dingen zu reden und Ernſt zu machen; und ſie beredeten den Arbogaſt, daß er mit ihnen ginge zu der Frau. Da ſie ihn anſah,

erschrak sie von Herzen vor rechten Freuden. Desgleichen geschah auch ihm. Da fraget der von Pfirt, wie das alles eine Gestalt hätte. Und die Königin sagte ihm alle Geschichten, wie es ergangen war. Da sprach der von Pfirt: so sollte sie ihn zur Ehe nehmen. Arbogast aber sprach: „Nein! dieß wolle Gott nimmermehr, daß ich Eurer Gnaden solche Unehre erzeigte. Aber dieser ist ein wohlgeborener Graf von Werdenberg, den sollt Ihr nehmen; und kann ich's von Euren Gnaden und von ihm erhalten, so gebt mir Amisen."

Also schickt der von Pfirt von Stund' an nach seinem Kaplan, der hieß Herr Hans Heberlin, derselbe gab sie zusammen. Graf Albrecht und Arbogast kamen aber überein, wie sie die Frauen dem von Altstetten wollten empfehlen, daß er mit ihnen über Meer führe und zu Triest wieder zulände und ihrer allda beitete. Als es dann auch geschah. Sie selbst wollten aber gen Jerusalem zu dem heiligen Grabe fahren und die heilige Stätte heimsuchen, auch allda zu Rittern geschlagen werden. Da sie nun also ihre Kirchfahrt geendet hatten, so fuhren sie endlich mit ihrem besten Vermögen und kamen gen Triest. Da fanden sie den von Altstetten todt und ward da begraben in der Kapelle des Patriarchen, der war ein Graf von Görtz, hieß Ludwig; darauf zogen sie heraus und kamen in eine Stadt, hieß Salzburg, und lagen da still. Und Graf Albrecht schickt einen Boten zu dem von Altstetten, der Vogt zu Werdenberg war, und ließ ihm sagen, daß er eine Königin von Portugal brächte, die seine Gemahlin wäre, und mit ihr ein großes Gut. Da sollte er zu seinen Brüdern und andern seinen Freunden reiten und ihnen zu wissen thun, daß sie ihm entgegenritten, so best sie könnten, auch das Schloß Werdenberg zurichten, so köstlich und best sie könnten. Da war der von Altstetten der Botschaft gar froh, und that, wie ihm sein Herr geschrieben und entboten hat. Und es ward ihm also entgegengeritten wohl mit sechshundert Pferden und zweiunddreißig Frauenwägen und wohl achtzig und hundert Speisewägen. Darunter waren zwen Burggrafen von Nürn-

berg, und drei Grafen von Teck, und zwen von Helffenstain, und etlich von Tockenburg, zwen von Feringen, und der hinkend Graf Wilhelm von Acham mit zwen seiner Söhne, und Diether von Stöffeln und sein Bruder; und da waren der Herren und Knechte so viele, daß man sie nicht alle geschreiben mag. Und die Hochzeit ward mit großen Freuden vollbracht.

Nun gewann Graf Albrecht einen Sohn, der war das erste Kind. Und alsbald der neun Jahre alt ward, da schickt er ihn in das Land gen Portugal zu seinem Aehnen auf Gnade und ließ ihm sagen: er sende ihm den liebsten und größten Schatz, den er und seine Gemahlin auf dieser Erde hätten; und er ließe ihn bitten, er wolle ihm gnädig sein und seine Ungnade ablassen; und er solle getreulich Alles erfahren, wie die Sache eine Gestalt hätte und an ihr selbst wäre. Also da der König das hübsche Kind erlah, da ward er fröhlich und schrieb dem Grafen ein Geleit zu unter seinem heimlichen Secret, daß er zu ihm käme. Also machte der sich auf und fuhr zu ihm. Und da er in die Stadt kam gen Portugal zu seinem Schwäher auf Gnade, da fiel er auf seine Kniee und bat den König, daß er ihm vergebe, ob er ihn je erzürnt hätte. Der König antwortete und sprach: „Einer, der meinet ein Frummer zu sein, der sollt' Einem sein' Ehr und Gut nicht entfremden, deß Diener er wäre, und unbewahrt, dieblich, bei Nacht und Nebel!" Da sprach Graf Albrecht: „Gnädiger Herr, Eure Gnad' vergesse Eures Zorns, so will ich Euch sagen, wie es eine Gestalt hat und wie es dazu gekommen ist." Und er hub an und erzählte von Anfang bis Ende, wie Arbogast in's Land gekommen, und die Sache ganz aus zu Ende. Da sprach der König: „Gott, der Allmächtige, will uns mit Mancherlei strafen und mahnen, daß wir die Sünden meiden und erkennen, daß er allmächtig sei." Und er hieß den Knaben bringen. Da sprach der König: „Das ist meines und Eures Bluts. Gott sei gelobt und seine liebe Mutter, die sich über mich erbarmet haben! Also will ich Gnade, Freundschaft und Liebe zu Euch haben, und bittet, was Ihr wollt, das ziemlich sei, deß wollen

wir Euch gewähren, so fern wir können und mögen." Graf Albrecht fiel auf seine Knie und dankte ihm hoch und fest, und es gingen ihm vor Freuden die Augen über. Nun hatte Graf Albrecht vernommen, daß Herr Oswald von Hatstat noch gefangen liege seit jener Zeit und in dem Gefängniß sterben müßte, weil er geziehen worden, er hätte dazu gerathen und geholfen. Also that Graf Albrecht seine Beth und sprach: „So bitte ich Eure Gnad, daß Ihr mir wollet geben, Herrn Oswald von Hatstat ledig mit mir heimzuführen; denn er weder Rath noch That noch kein Schuld an der Sache hat." Deß ward ihm gewährt.

Und nachdem er noch sechzehn Wochen da gelegen war, dem von Hatstat zu Lieb, bis er erstarkt und der Luft gewohnt war, so zog er mit ihm heim, und er behielt ihn bei sich bis an seinen Tod. Auch den von Altstetten behielt er bei sich und hieß ihn seinen Vater, als der an ihm wohl gethan und gesorgt hatte, daß sie die Schuld bezahlten und die Herrschaft allenthalb ledig gemacht. Und es saß Graf Albrecht im Land und regieret es ordentlich, als einem frummen Herrn ziemt.

Item: Da Graf Albrechts Hochzeit vollzogen war, da hat Arbogast seine Hausfrau auch heimgeführt in die Stadt Bern; da war sein Vater Landvogt und Statthalter des Stifts zu Straßburg; und das erste Kind, das seine Frau gebar, hieß Albrecht. Und er kam in große Würdigkeit, Ehre und Gut; denn er vernünftig war, frumm und keck.

„Und ich Thomann Lirer — so schließt die alte Geschichte — gesessen zu Rankweil, das da gehört zu dem Schloß und der Herrschaft Feldkirch, habe diese Dinge den mehrern Theil gesehen, denn ich meines gnädigen Herrn von Werdenberg Knecht bin gewesen und mit ihm ausgefahren gen Portugal und mit ihm wieder heimgekommen."

Die drei Schloßfräulein.

Eine Rittergeschichte in zwölf Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Die Amme.

Es lebten zu einer Zeit drei Fräulein in einem Schlosse; die eine hieß Li, die andere Lo, die dritte Lu. Sie waren von einer Mutter an einem Tage geboren, und sie glichen sich einander an Größe, Gestalt und Gebärde so gar, daß man sie nicht zu unterscheiden vermochte, und es konnte nichts Schöneres und Anmuthigeres gedacht werden, als diese drei Schloßfräulein waren. Ihre Mutter starb bald darauf; und auf ihrem Todbette hatte sie noch ihre Kinder angelegentlichst der Amme empfohlen, die ihr auch versprochen, daß sie für dieselben sorgen wolle, als für eigene Kinder, und sie hielt auch Wort. Sie liebte die Waislein gleich einer leiblichen Mutter. Eins lag ihr so sehr am Herzen, wie das andere; sie gönnte und that ihnen Gleiches in Speise und Trank, in Putz und Kleidung, und in Christgeschenken. Dabei erzog sie dieselben in aller Zucht und Ehrbarkeit, und gewöhnte sie zur Sittsamkeit und zur Arbeit, und gab wohl Acht, daß kein Neid und kein Zank unter ihnen entstünde, und daß sie einander liebten mit gleicher Liebe. Auch drang sie sehr auf anständige Gebärden, und hielt sie besonders an, ihren Mund und ihre Augen in Zucht zu halten, zumal vor fremden Leuten, daß sie nichts Unziemliches redeten und keine Neugierde verriethen. So verlebten die Kinder unter der Pflege ihrer liebreichen Amme vierzehn Jahre in Freude und Unschuld. Darauf aber ist es anders geworden.

Zweites Kapitel.

Die Hausmeisterin.

Es starb nun auch ihr Vater. Auf seinem Sterbelager empfahl und übergab er seine Kinder der Hausmeisterin, die er als eine gar häusliche Frau kannte, und zu welcher er alles Zutrauen hatte. Eine häusliche Frau war sie allerdings, das muß man ihr nachsagen; aber sie war auch eine geizige und böswillige Frau, die für die Fräulein keine Liebe empfand, sondern nur deren Geld und Gut vor Augen trug zu eigenem Nutzen, wie wir bald hören werden.

Das Erste, was sie that, war, daß sie die Amme fortschickte. Da half kein Weinen und kein Bitten der Mädchen, die Amme mußte fort. Diese getröstete sie und ermahnte sie an alles das, was sie ihnen gesagt und gelehrt, und versprach ihnen insgeheim, daß sie von Zeit zu Zeit Nachsicht halten werde, um zu erfahren, wie es ihnen ergehe. Ach! es erging ihnen gar übel. Sogleich des anderen Tages vertheilte die Hausmeisterin unter die Mädchen die verschiedenen Arbeiten und sagte: „Du, Lille, mußt in dem Garten arbeiten; und du, Lore, mußt in der Küche arbeiten; und du, Lutze, mußt in der Stube arbeiten.“ Schon dieß that ihnen weh, daß sie nicht mit dem kindlichen Namen Li, Lo, Lu angeredet wurden, wie es die Amme gethan; noch mehr aber schmerzte sie, daß sie immer nur hörten: „du mußt dieß thun, und du mußt jenes thun;“ am meisten aber betrübte sie, daß sie von einander getrennt wurden, da sie doch von Kindesbeinen an gewohnt waren, immer beisammen zu sein. Was wollten aber die armen Dinger anfangen? Sie mußten wohl schweigen und gehorchen.

Drittes Kapitel.

Die Schwestern.

Als sie Abends wieder zusammen kamen in ihrem Kämmerlein, klagten sie sich einander mit Thränen ihr Elend und ihre Noth. Die Lu sagte: „Das Nähen und Stricken wäre

eine ganz schöne Beschäftigung; aber wenn man so gar ohne alle Ansprache ist, da wird Einem die Zeit entsetzlich lang." Und die Lo sagte: „In der Küche sein, wäre recht kurzweilig, aber da stehet sie immer selbst, die Hausmeisterin, und zanket und brummet in Einem fort, und man kann ihr nichts recht machen." Und die Li sagte: „Am lustigsten wäre es wohl im Garten unter den Blumen und Bäumen, aber da kommen ihre bösen Buben und zertreten die Blumen und verderben die Bäume und treiben allerlei Unfug. — Eins muß ich euch aber entdecken," sagte die Li, „und ihr werdet euch drob mit mir freuen: Ich habe die Amme im Garten gesehen und gesprochen, und sie hat gesagt: wir sollten nur guten Muthes sein, und in Treue und Liebe zusammen halten und auf Gott vertrauen, und es werde endlich schon recht werden."

Da sagte die Lo zu Li: „O laß mich morgen in den Garten, vielleicht begegnet die Amme mir auch und sagt mir etwas Tröstliches."

„Recht gern," sagte die Li, „wenn's nur die Hausmeisterin nicht merkt."

„Wie soll sie's denn merken?" sagte Lo. „Sie kennt uns doch nicht aus einander, wie wir schon oft erfahren haben."

„Und übermorgen," sagte die Lu," da kommt die Reihe an mich, nicht wahr? Ich möchte sie doch auch wieder sehen und sprechen, die liebe Amme."

Das war den Andern auch recht, und so wechselten sie denn Tag für Tag in den Arbeiten und es lernten alle Drei etwas Tüchtiges zu Feld und zu Haus, in der Küche und in der Stube; und Abends erzählten sie sich einander von ihren Freuden und Leiden, und gewannen sich immer mehr lieb und waren ein Herz und eine Seele.

Viertes Kapitel.

Die drei Grafen.

Um dieselbe Zeit sind drei junge Grafen ausgeritten, um Abenteuer in der Welt aufzusuchen. Sie waren die Söhne

dreier Brüder und ungefähr von gleichem Alter, dabei von hohem Wuchs und einnehmender Gebärde, und erfahren in allen ritterlichen Künsten, und mit allen adeligen Tugenden wohl geziert. Diese drei Grafen hielten von Jugend auf in solcher Liebe und Treue zusammen, daß sie sich hoch betheuert und beschworen haben, nie von einander zu lassen ihr ganzes Leben lang, selbst nicht um eines Weibes und ihrer Liebe willen. Sie sprachen bei guter Weile Vieles darüber, und der Aeltere sagte eines Tages: „Wenn ich je ein Fräulein heimführen möchte, so müßte sie so gar schön und anmuthig sein, daß ihr Beide sie selbst loben und lieben wolltet, in aller Treue und ohne Gefährde."

Und der Andere sagte: „Wenn ich je ein Fräulein heimführen möchte, so müßte sie unter allen schönen und anmuthigen, die wir je gesehen auf unseren Fahrten, die allerschönste und anmuthigste sein."

Und der Jüngste sagte: „Wenn ich je ein Fräulein heimführen möchte, so müßte sie nach meinem Bedünken noch schöner und anmuthiger sein, als die allerschönste und anmuthigste, die ihr dafür halten möchtet."

Also sprachen sie zu einander, und Einer bekannte sich zur Meinung des Andern. Die Meinung des Jüngsten gefiel am meisten, und sie eigneten sich dieselbe mit Mund und Herz an, jeder für sich. Demnach hatten die drei Grafen das Heirathen soviel wie verredet auf immerdar. — Sie zogen aber jahraus, jahrein lustig durch den Tann und das Feld, dem edeln Waidwerk obliegend; oder sie besuchten in der Nähe und Ferne so manches Turnei, um den Dank der Damen zu verdienen, oder verweilten wohl auch auf diesem und jenem Schlosse bei frohen Gelagen und ritterlichen Spielen. Und weit und breit wurde die Schönheit und die Tapferkeit und die Kurtesie der drei jungen Grafen gerühmt. Aber kein Fräulein konnte sich ihrer besonderen Gunst und Liebe überheben.

Fünftes Kapitel.

Die Freier.

Die Hausmeisterin mochte die Mädchen so viel sie wollte ferne halten von aller menschlichen Gesellschaft und dieselben in dem Schlosse wie in einem Kerker einsperren, es kam doch die Kunde in die Lande hinaus von den drei schönen Fräulein, und der Ruf von ihrer Schönheit und Anmuth lockte manchen Rittersohn herbei, um von den Schwestern eine heimzuführen als Braut. Aber die Hausmeisterin suchte dieß auf alle mögliche Weise durch Lüge und Hinterlist zu verhindern, aus Ursachen, die ihr bald hören werdet. Zu dem einen Junker, der um die Li warb, sagte sie: „Die Lille ist eine faule müßige Trulle, die den ganzen Tag im Garten herumschlendert, keine Freude und kein Geschick hat zu Hausarbeiten.“ Und zu einem anderen Junker, der um die Lo warb, sagte sie: „Die Lore ist eine unsaubere und geschleckige Dirne, die immer in der Küche herumstöbert und nur Lust hat am Essen und Trinken, aber nicht zum Arbeiten.“ Und zu einem dritten Junker, der um die Lu warb, sagte sie: „Ach Gott! die Lutze ist eine leutscheue Stubenhockerin, und versteht nichts von Küche und Keller, noch sonst etwas vom Haushalt; sie sitzt den ganzen Tag da, wie eine Docke und kümmert sich um nichts, als um sich selbst.“ — Das waren denn freilich ganz trübselige Nachrichten, und die Junker, wie sie das hörten, standen sogleich wieder von ihrer Werbung ab; denn zu denselben Zeiten haben auch noch die Junker, müßt ihr wissen, nicht bloß auf Schönheit bei Mädchen, die sie freien wollten, sondern noch mehr auf Häuslichkeit, auf Zucht und Ehrbarkeit, und ob dieselben Geschick hätten in Arbeiten zu Haus und zu Feld; die aber müßig gingen, oder gerne leckten und schleckten, oder die beim warmen Ofen sitzen blieben, ohne sich um das Hauswesen zu bekümmern, solche Mädchen waren nach Niemands Geschmack und sind überall sitzen geblieben.

Sechstes Kapitel.

Die Schloßbuben.

Die Urſache, warum die Hausmeiſterin alle Freier von den Mädchen abhalten wollte, war keine andere, als weil ſie im Sinne hatte, die Schloßfräulein an ihre eigenen Söhne zu verkuppeln, denn auf dieſe Art konnte ſie ſich des Vermögens der drei Fräulein bemächtigen, ohne daß es den Anſchein hatte, als habe ſie dieſelben ihrer Güter beraubt, was der Vogt nie hätte dulden können. Es waren aber dieſe Buben, welche man im Dorfe drunten nur die Schloßbuben nannte, recht ungezogene Burſche, dickköpfig, großbäuchig und krummbeinig, von grober Rede und noch gröbern Sitten. Sie flackten den ganzen Tag auf ihren Betten, oder ſchlenderten müßig im Garten herum, oder leckten und ſchleckten in der Küche, wie faule, gefräßige Hunde. Wollt ihr mehr noch von ihnen hören? Vernehmet nur dieß noch: Eines Tages, als ſie noch auf ihren Lotterbetten lagen, ſtellten ſie miteinander eine Wette an, welcher unter ihnen der Faulſte wäre. Der Erſte ſprach: „Ich bin ſo faul, wenn man mir das Eſſen auf den Tiſch ſetzte, ich möchte nicht eſſen.“ Der Andere ſagte: „Und wenn man mir's in den Mund ſteckte und kaute mir's, ich möchte es nicht hinunterſchlucken.“ Der Dritte wollte vor Faulheit kaum den Mund aufthun und ſprach gleichwohl: „Ach! wie mögt ihr nur reden!“ — Und an ſolche faule, unflätige und vierſchrötige Buben wollte nun die böſe Hausmeiſterin die ſchönen, anmuthigen, holdſeligen Schloßfräulein verkuppeln. Aber wir wollen hoffen, daß es die Amme zu hintertreiben wiſſen werde.

Siebentes Kapitel.

Die ſchönen Augen.

Eines Tages waren die drei Grafen ſoeben von einem Turnei weggeritten, wo ſie alle drei den Dank aus den Händen ſchöner Frauen empfangen hatten. Da entſpann ſich unter ihnen ein feines Geſpräch und ein glimpflicher Streit darüber,

welche Augen wohl die schönsten seien. Der Jüngere sagte: „Ich lobe mir die schwarzen Augen. Es strahlt da hervor des Menschen Geist, wie ein Demant im Dunkeln, und Liebe und Haß blitzen so recht feierlich und erhaben aus solcher Gewitternacht.“ Der Andere sagte: „Ich lobe mir die grauen Augen. Zeigt sich nicht darin, ohne alle Farbe und Schminke, in aller Treue und Lauterkeit, die Natur und des Menschen Seele wie in einem Krystallspiegel, wunderbar verklärt, so daß man mit Zaubergewalt von der Erscheinung gefesselt wird.“ Der Aeltere sagte: „Ich dagegen lobe mir die blauen Augen. Man schaut da so gern hinein wie in den heitern, blauen Himmel; und alles, was zum Gegenwurf kommt, in welch sanftem und mildem Lichte widerstrahlt es, wie in dem blauen Grunde eines ruhigen Sees, in dessen Tiefe sich die Sehnsucht versenken möchte.“ Sie sprachen und stritten noch lange Zeit darüber und konnten doch nicht eins werden. Zuletzt sagte der Jüngere: „Aber wie thöricht sind wir! Da sprechen und streiten wir über schöne Augen, und vergessen dabei, daß wir alles Minnen und Freien verredet haben!“ Die beiden Andern mußten ihm Recht geben; sie dachten sich aber doch das Ihrige, alle Drei.

Achtes Kapitel.

Die Kleider.

Die Hausmeisterin entdeckte endlich, wiewohl erst spät, den Betrug der Mädchen, daß sie nämlich die Rollen tauschten von Tag zu Tag in der anbefohlenen Arbeit und auch sonst bei jeder Gelegenheit, wo eine Schwester einstehen wollte für die andere bei Zank und Verdruß und andern häuslichen Unannehmlichkeiten. Aber so sehr sie sich Mühe gab und Antlitz, Gang, Gebärde und Stimme an ihnen prüfte, so vermochte sie dieselben doch nicht zu unterscheiden: so ganz gleich waren sich die Schwestern in Allem. Denn worin sie sich allein unterschieden haben, nämlich in den Augen, das wußte und ahnte sie freilich nicht; und sie konnte es wohl auch nicht

erfahren, da die Mädchen jederzeit, wenn ſie mit ihr ſprachen, die Blicke niederſchlugen. Die Amme dagegen hatte ſie alle Drei gar wohl auseinander gekannt, weil ſie jederzeit mit offenem, geradem Antlitz und Herzen mit ihr geſprochen. Und untereinander ſelbſt, da bedurfte es vollends nur eines einzigen Blickes, und ſie erkannten ſich ſogleich und errietben des Herzens geheimſte Wünſche. Zur Zeit nun, wo die Hausmeiſterin die Täuſchung entdeckte, ſann ſie auf ein Mittel, um die Mägdlein fortan ſogleich unterſcheiden zu können. Bisher hatten alle drei Schweſtern zu jeder Zeit Kleider von gleicher Farbe und gleichem Schnitte getragen, und die jetzige Hausmeiſterin dachte auch nicht daran, ihnen ſobald neue und andere machen zu laſſen. Jetzt aber ließ ſie der Lille, der Gärtnerin, ein grünes Kleid machen, und der Lore, der Köchin, ließ ſie ein rothes machen, und der Lutze, der Näherin, ließ ſie ein weißes machen; und jede mußte das Kleid ſogleich anziehen. Nun glaubte ſie endlich ihrer Sache gewiß zu ſein, und daß die Mädchen ſie nimmermehr hintergehen könnten in keinerlei Weiſe. Aber am dritten Tage darauf war doch ſchon wieder die Lo im Garten, und die Lu in der Küche, und die Li am Nähtiſche. Ihr errathet doch, wie ſie's angefangen haben?

Neuntes Kapitel.

Der Beſuch.

Es konnte nicht fehlen: der Ruf von den drei ſchönen Schloßfräulein drang auch zu den Ohren der drei jungen Grafen. Nun hatten ſie ſich's zwar faſt verredet, daß ſie niemals um ein Fräulein werben wollten, noch eines freien; aber doch ſuchten ſie gern die Geſellſchaft ſchöner Damen, und ergötzten ſich an ihren Reden, und ſahen zumal gern in ihre Augen. Sie beſchloſſen denn alſo, auch die drei Schloßfräulein zu beſuchen, von deren Schönheit und Anmuth der Ruf in's Land ausgegangen war. Die Hausmeiſterin empfing ſie mit verſtellter Freundlichkeit und führte ſie in die Nähſtube, in die Küche, in den Garten und ſtellte ihnen die Mädchen ein-

zein vor; dabei wiederholte ſie die ſchlimmen Urtheile, die ſie ſchon bei andern Gelegenheiten über die Fräulein hatte ergehen laſſen. Die drei Grafen achteten deſſen nicht, ſondern verweilten bloß auf der holdſeligen Geſtalt des Mädchens, das je vor ihnen ſtand mit geſenktem Blicke, anſtändiger Gebärde und beſcheidener Rede. Und eins nach dem andern, wie ſie es ſahen, däuchte ihnen das allerſchönſte und anmuthigſte Mädchen zu ſein, das ihnen noch je vorgekommen. Aber zuletzt konnte freilich auch keiner von ihnen ſagen, welches von dieſen drei allerſchönſten die noch ſchönere ſei. Und darum, des gegebenen Verſprechens eingedenk, nahmen ſie Abſchied, nicht ohne ſchwer beklommene Herzen, wie es einer dem andern wohl angeſehen, obwohl nicht geſtanden hat. Die Fräulein aber — was meint ihr, daß die ſich gedacht haben bei dem Beſuche? Ach! wie ſie verſtohlener Weiſe den Blick hie und da ſittſam erhoben, da gewahrten ſie freilich, daß die ſchönſten Jünglinge vor ihnen ſtanden, und ſie waren ſo ſehr eingenommen von ihrer feinen Sitte und anmuthigen Rede, daß ſie ſich's gar nicht mehr aus dem Sinne ſchlagen konnten.

Zehntes Kapitel.

Das Verſprechen.

Der Beſuch der drei jungen Grafen machte der Hausmeiſterin bange, es möchte doch ihre Abſicht, die ſie mit den drei Fräulein hatte, vereitelt werden. Sie trat daher eines Morgens vor dieſelben hin, und ſagte ihnen rundweg und log: es ſei des Vaters Wille geweſen, daß ſie die drei Buben, ihre Söhne, ehelichen ſollten; und ſie fordere daher ihre Einwilligung und das Verſprechen, daß, wenn's zur Sache komme, keine ihrem Jawort abſtehen werde; und ſie drohte zuletzt, daß die, welche ſich weigere, ſogleich in's tiefſte Verlies begraben werden ſolle. Die Fräulein, wie ſie das hörten, erzitterten und getrauten ſich nicht, zu widerſtreben, und ſie ſagten es in der Angſt ihres Herzens zu, daß ſie ihrem Jawort nicht abſtehen wollten. Sie bereuten ja freilich ſogleich wieder ihr

Verſprechen, und geriethen faſt in Verzweiflung; doch es kam ihnen ſogleich die Amme in den Sinn, und es lebte die Hoffnung in ihnen auf: es werde dieſe ſchon Mittel und Wege machen, daß ſie einer ſolchen ſchmählichen Verbindung entkommen. Die Amme nämlich (was freilich die Hausmeiſterin nicht wußte) erſchien täglich im Garten, und hörte ihre Klagen an, und ertheilte Rathſchläge, und gelobte Hülfe zu Allem, was ihnen aufſtoßen würde. Und darum hatten die Fräulein gleich wieder fröhlichen Muth bekommen im Vertrauen auf die ſorgſame und liebvolle Amme.

Elftes Kapitel.

Der Kirchgang.

Am feſtgeſetzten Tage ſtanden die drei Fräulein mit den Bräutigamen, den drei Buben, vor dem Altare. Die Fräulein hatten ſchöne hochzeitliche Kleider an, in den drei Farben, welche die Hausmeiſterin für ſie gewählt. Der Vogt ſtand als Zeuge bei der Handlung, der auch, freilich gegen den Willen der Hausmeiſterin, die Amme herbeigerufen hatte. Nun fragte der Prieſter die im grünen Kleide: „Fräulein Sibylla! wollt Ihr den nehmen zum Manne?“ Das Fräulein blickte die Amme an und ſagte weder Ja noch Nein. Deßgleichen geſchah, als er ſich an die im rothen und die im grünen Kleide wandte; weder Fräulein Eleonora noch Fräulein Ludovika gaben eine Antwort und ſchwiegen, als wenn ſie die Frage nichts anginge. Der Vogt wollte über das Mummenſpiel böſe werden; da ſagte aber die Amme: „Kann denn die Lo antworten: ‚ich will!‘ wenn man die Li fragt; deßgleichen die Li, wenn man die Lu fragt?“ Die Hausmeiſterin errieth nun erſt, daß die Fräulein die Kleider gewechſelt und alſo ſie getäuſcht haben. Die Amme fuhr aber fort zu ſprechen: „Mich dünkt, Herr Vogt! die Fräulein wollen überhaupt dieſe Buben nicht; mein Rath wäre daher, die Vermählung aufzuſchieben für eine andere Zeit.“ Der Vogt that einen Blick auf die Hausmeiſterin, der ſie ſtreng zu befragen ſchien; dieſe

kam in Verwirrung und ſank beinahe in Ohnmacht. Die Buben ließen den Kopf hängen; die Fräulein ſahen den Vogt bittend an; der Prieſter ließ ab von der heiligen Handlung. — Auf der Stelle unterſuchte der Vogt die ganze Sache; und er durchſchaute ſogleich das Gewebe von Lug und Trug, worin die Hausmeiſterin, wie eine giftige Spinne, die armen Fräulein gefangen hatte. Sie wurde ſammt ihren drei Buben alſogleich zum Schloſſe hinausgejagt, und man hat ſeit der Zeit nichts mehr gehört von der Hexe und ihrer Brut.

Zwölftes Kapitel.

Die Vermählung.

Als die Fräulein mit Vogt und Amme in's Schloß zurückgekehrt waren, ritten ſoeben die drei Grafen zum Thor hinein in prächtigem Ritterſchmuck und auf ſtolzen Roſſen. — Ihr könnt leicht errathen, warum ſie ſo bald wieder hergekommen. — Der Vogt und die Amme empfingen ſie auf die höflichſte Weiſe. Die Fräulein ſtanden dabei, angethan mit ihren hochzeitlichen Kleidern. Ach, die Freude, daß ſie ihrer böſen Freier los geworden, ſie zeigte ſich unverhohlen auf ihren Geſichtern, und ihre Herzen und Augen begegneten frei und offen den hohen Gäſten, welche ihnen ſchon früher lieb geworden waren. Es dauerte nicht lange, ſo hielt ſchon jeder Graf ein Fräulein bei der Hand, und ihre Blicke verſchwammen in einander, wie ihre Gefühle. Da fragte der Aeltere die Li: „Willſt du mich?“ Und nachdem ſie den Vogt und die Amme angeſehen, um ihre Einwilligung zu erholen, ſagte ſie von Herzen: „Ja!“ Deßgleichen fragte der Andere die Lo, und der Jüngere die Lu, und Beide antworteten ebenfalls mit Ja. Und ſohin iſt den jungen Grafen ihr Verreden und Verſchwören zu nichte geworden; denn unter den allerſchönſten Mädchen hatte jeder in der ſeinigen die noch ſchönere gefunden, an den Augen nämlich, die er vor Allem gerühmt hatte. Was ſollte man da noch lange zögern mit der Vermählung? Man ging auch ſogleich zur Schloßkapelle zurück; die Lichter brannten noch; der Prieſter ſtand

noch am Altare. Und als er nun die im grünen Kleide fragte: „Fräulein Sibylla, wollt Ihr den nehmen zum Manne?“ so antwortete Li ganz laut mit Ja, daß es Jedermann hören konnte. So auch die beiden Andern. Also war die Vermählung in Ehren und Freuden vollzogen, und es war ein Jubel im Schlosse, daß es nicht zu beschreiben ist. — Die drei Grafen wohnten nachher mit ihren Frauen viele Jahre zusammen in demselben Schlosse, und die Amme mit ihnen. Die Herren lagen, wie sonst, gern dem Waidwerk ob, blieben aber noch lieber zu Hause. Die Frauen theilten sich abwechselnd, wie ehedem geschehen, in die Arbeiten im Garten, in der Küche, in der Stube; und die Amme half überall treulich mit. Als aber die Väter der jüngern Grafen mit Tod abgegangen, so zog jeder von ihnen mit Weib und Kind auf sein Schloß. — Die Amme ist nirgends hin mitgezogen, sondern sie wollte lieber in ihre Heimath zurückkehren, wo sie bald darauf, wie man erzählt, gestorben ist. Die drei Grafen aber besuchten von Zeit zu Zeit einander, und sie blieben unzertrennlich in Leid und Freud und in Liebe auch in weiter Entfernung, bis zu ihrem Tode.

Die Waffen.

Ein Märchen.

Es war einmal ein Ritter, der hatte drei Söhne. Als er auf dem Todbett lag, ließ er sie vor sich kommen und sprach: „Ich hinterlasse euch nichts, als meine Waffen, die euch ehren, nähren und schützen mögen, wie sie mich geschützt, genährt und geehrt haben. Den Speer vermache ich dir, Kunz, als dem Aeltesten, dessen kräftiger Arm die Wucht der Waffe am leichtesten bemeistern wird. Das Schwert fällt dem Heinz zu, auf daß er sich noch üben möge in ritterlicher Arbeit und männlich erstarken. Der Helm endlich sammt dem Schilde gebührt dir, mein Siegfried, als dem Jüngsten, weil du, obgleich nicht an Muth, doch an Kraft und Stärke noch nachstehst deinen Brüdern. Es sind aber diese Waffen, die ich euch hiermit übergebe, nicht von gewöhnlicher Art, sondern es wohnt denselben eine sonderliche, wunderbare Kraft inne, wie sie sonst nirgends gefunden wird. Dieser Speer, in die Ferne gesandt, trifft und durchbohrt jeden, nach dem er geworfen ist; und dieses Schwert, leichthin geschwungen, durchschneidet selbst Stahl und Demant; und endlich, wer diesen Schild und Helm trägt, der ist gesichert gegen jede Gefahr und jeden Feind. — Es sei euch nun aber vertraut, wie ich zu diesen wunderbaren Waffen gekommen bin; denn in der Stunde des Todes darf der Mensch wohl sein Geheimniß verschwiegenen Ohren kund thun. Ich war in euern Jahren, als ich den ersten Ritt in die Welt machte. Mein Vater hatte mich in allen ritterlichen Künsten wohl unterrichtet, zugleich aber auch mit jenen Grundsätzen vertraut gemacht, auf welchen des Ritters Ehre und Würde beruhet,

als da sind: stolz und kühn gegen die Starken, milde und demüthig gegen die Schwachen zu sein, Trotz dem Frevler zu bieten, Schutz dem Bedrängten, Niemanden ohne Noth zu beleidigen, Allen bei Gelegenheit zu dienen. So habe ich es denn auch gehalten, wie mich mein Vater gelehrt hat. Und dieser ritterliche Sinn ist mir so sehr zur zweiten Natur geworden, daß ich auf meinen Fahrten selbst gegen unvernünftige Kreaturen diese Weise beibehalten und geübt habe. Wo immer ein schädliches Wild sich zeigte oder gar mir feindlich entgegentrat, das verfolgte und warf ich nieder; zahme und scheue Thiere aber ließ ich dahin, und that ihnen kein Leid an. Denn solche zu tödten, welchen die Natur keine Waffe gegeben, hielt ich für feig und grausam.

Nun aber vernehmt, wie diese meine ritterliche Tugend auf die Probe gestellt und belohnt wurde. Ich ritt an einem Herbsttag durch einen großen, einsamen Tann. Die Sonne schien mild, die Luft wehte erfrischend, der Pfad wand sich zwischen grünenden Buchen hindurch. Es erwachte starke Lust in mir zur Jagd. Mein Auge spähte umher, meine Hand hielt den Speer in schwebender Wucht. Da kam ich auf ein freies Gebreite; inmitten lag ein schönes Schloß, und auf den Matten umher weideten unzählige Rehe. Diese sahen den Ankömmling mit ruhigen Augen an und bewegten sich nicht vom Platze. Ich aber senkte den Speer, und alles innere Gelüste abwehrend, ritt ich mitten durch, dem Schlosse zu. Im weiten Schloßhofe gewahrte ich einen Löwen, der Wache zu halten schien. Er brüllte laut auf, als wollte er meine Ankunft vermelden. Ich legte den Speer ein, des Kampfes gewärtig; er aber schritt vertraulich auf mich zu und geleitete mich, wie eine Dogge, bis zum innern Thore. Ich stieg vom Pferde ab, und ging die breite, marmorne Treppe hinauf, um dem Herrn oder der Herrin des Schlosses mich vorzustellen und zu empfehlen. Eine Thür sprang auf, ich trat in den reich geschmückten Saal; Niemand zeigte sich. Endlich kam aus dem Nebengemach, das, wie eine Kapelle, bloß durch eine goldene Pforte getrennt, an den Saal

angebaut war, eine Frau hervor in grünem, aufgeschürztem Gewande, mit einem Halbmond als Diadem auf dem Haupte, und sie redete mich an und sprach: ‚Du hast wohl gethan, daß du meine Kinder, die Rehe, geschont und meinen Bruder, den Löwen, geachtet hast. Dafür sei dir auch der Lohn, daß deine Waffen gesegnet seien auf immerdar.‘ Indem sie diese letzten Worte sprach, berührte sie Helm und Schild, Schwert und Speer, und zog sich dann wieder in ihr Gemach zurück; die goldene Pforte sprang zu und die diamantnen Riegel schoben sich vor. Ich entfernte mich. Am Portal empfing mich wieder der Löwe, der einen Korb vor mich hinstellte, darin Speise und Trank war. Nachdem ich mich genugsam erlabt hatte, verließ ich das wunderbare Schloß, von dem Löwen, der mir schmeichelte, bis an's Thor begleitet. Vor dem Thor, auf dem offenen Gebreite, liefen nun die Rehe in Rudeln auf mich zu und umschwärmten mich, wie den Hirten eine Lämmerheerde, so daß ich meine Herzensfreude daran hatte. Und sonderbar, seit der Zeit war mir alles unschuldige Gethier auf Erden hold und freundlich; selbst die Vögel, den räuberischen Geier und den gefräßigen Raben ausgenommen, flogen auf mich zu, wo ich ging und stand, und sangen und plauderten und schäkerten, als wäre ich einer ihres Gleichen — Die Wunderkraft meiner Waffen hatte ich aber bald Gelegenheit zu erproben. Denn nicht fern von jenem Schlosse, gen Norden zu, welchen Weg ich ging, verliert sich der Tann in einen wilden, gebirgigen Wald, darin manches Unthier hauset, das anderswo nirgends gesehen wird. Ich hatte kaum die Wildniß betreten, als ein Eber von ungeheurer Größe auf mich losrannte. Sein Leib war mit Borsten wie Stacheln bedeckt, und sein weit geöffneter Rachen zeigte Hauer, wie geschärfte Spieße. Ich warf den Speer auf ihn; das Unthier zuckte und rannte seitab in das Dickicht. — Kaum dieser Gefahr entgangen, gerieth ich in eine noch größere. Ein Drache lag vor seiner Höhle, die ich vorbei mußte. Sein giftiger Hauch beschwerte schon von ferne die Lunge. Ich hielt den Schild

vor, zog das Schwert, nahte mich und brachte ihm eine so tiefe Wunde bei, daß er sich krümmend in die Höhle zurückzog. — Von nun an wußte ich, daß ich auf die Kraft meiner Waffen, zu Schutz und Trutz, jeder Zeit sicher vertrauen dürfte. Und so habe ich denn das Unterpfand, das mir eine gütige Fee anvertraut, treulich benützt mein Leben lang, zum Besten Anderer und zu meiner eigenen Ehre, als ein wackerer, biederer Ritter. Wenn ihr euch nun dieser Waffen bedient nach dem Beispiele, das ich euch gegeben, so wird die Welt eure Thaten loben und lohnen, gleichwie es mir geschehen. Dieß aber bedenkt und befolgt vor Allem, daß ihr zusammenhaltet als Brüder, als Söhne eines Vaters, in Liebe und Treue. Denn — — —" Hier versagte dem Sterbenden die Stimme, und nach wenigen Athemzügen war der alte Ritter todt.

Nachdem die drei Jünglinge ihren Vater bestattet, nahmen sie jeder die ihm vererbte Waffe und bestiegen das einzige Roß, das er ihnen hinterlassen; wie jene Heimonskinder, — der jüngste mit dem Schilde und dem Helm voran, der zweite mit dem Schwerte, der älteste rückwärts mit dem Speere. So traten sie ihre Ritterfahrt an. — Welche seltsame Abenteuer ihnen auf ihren Wegen aufgestoßen, und wie sie dieselben in einträchtigem Schutz und Trutz bestanden, dieß hier zu erzählen wäre zu weitläufig. Es ging ihr Ruf in alle Länder aus; und wo ein übermüthiger Riese den Wanderern lästig fiel, oder ein schreckhaftes Wild den Heerden gefährlich war, da wandten sie sich hin und befreiten die Schlösser und säuberten die Wälder von den Ungethümen. — Es sollte ihnen nun aber noch größere und rühmlichere Arbeit werden. In einem nahen Lande war der König hart bedrängt von äußern und innern Feinden. Die Hauptstadt war umlagert von unzähligen Schaaren und der König selbst, inmitten der aufrührerischen Stadt, eingeschlossen in seiner Burg als Gefangener. Dahin zogen sogleich die drei ritterlichen Jünglinge, um Hülfe zu bringen. Als die Feinde die Drei einherreiten sahen auf dem Rosse, verlachten und verhöhnten sie dieselben; aber plötzlich

däuchte es ihnen, als wenn des Himmels Blitz durch ihre Reihen führe und tödtete. Indem der Erſte den Schild vorhielt, daran jedes Geſchoß abprallte, hieb der Zweite mit ſeinem Schwerte um ſich, daß Alles um ihn her niederſank, wie die Aehren unter der Senſe; und als der Dritte endlich ſeinen Speer warf auf den feindlichen König, der ſogleich durchbohrt hinſank, ſo floh das ganze Heer wie Spreu auseinander, und das weite Feld war bald wie eine Tenne gefegt und geſäubert. Mit Jubel empfingen die Einwohner der Stadt die drei Helden, und ſie wollten dieſelben gleich zu ihren Königen machen. Aber dieſe weigerten ſich deſſen und verlangten vielmehr, es ſollte von ihnen ihr rechtmäßiger König freigegeben und als ihr Herr wieder erkannt werden. Da die Einwohner jedoch ſich hierzu nicht verſtehen wollten, ſo ritten die Drei auf des Königs Burg zu, deren Thor ſtark bewacht und feſt verſchloſſen war. Die Wächter flohen, als ſie die fürchterlichen Ritter kommen ſahen, alsbald nach allen Seiten auseinander, aber das Thor war mit Schloß und Riegeln wohl verſehen, daß keines Menſchen Macht es zu öffnen im Stande war. Da warf der Aelteſte den Speer auf das Schloß und es fiel ſogleich ab; der Andere hieb mit dem Schwerte die Riegel entzwei, daß ſie wie Glas ſprangen; endlich ſtemmte der Jüngſte den Helm an die ſchweren, eiſernen Thore und die Flügel öffneten ſich, wie von leichtem Winde getragen. Sie drangen in den Palaſt ein und kamen zuletzt in einen mit ſchwarzem Tuch behängten und nur von einer Lampe erleuchteten Saal. Eine Frau trat ihnen entgegen und ſprach: „Was ſucht ihr in dieſem Hauſe der Trauer, und was wollt ihr von ſeinen unglückſeligen Bewohnern? Seht dort den König, wie er da ſitzt, von Wahnſinn und Schwermuth befangen! Und die Königin, ſie liegt auf der Bahre, von unſäglichem Kummer getödtet! Hier reicht eure Macht nicht aus und eure Theilnahme iſt vergebens. Wollt ihr aber ein ritterliches Heldenſtück wagen, ſo befreit ihre Tochter, die, von Zauberei verſtrickt, fern von hier den Todesſchlaf ſchläft. Vielleicht, daß dann das wiederkehrende,

geliebte Kind von der Stirn des Vaters die düstere Wolke, und von dem Antlitz der Mutter den Todtenschleier heben wird." — Als nun die Jünglinge weiter forschten und fragten, was sich mit der Königstochter begeben habe, fuhr die Frau fort, zu erzählen: „Wisset, daß dem königlichen Paar, nach langjährigem Hoffen und Harren, endlich ein Töchterlein geboren ward von ausnehmender Schönheit. Ich bin dessen Taufpathe; und da ich bemerkte, daß das einzige Kind von den Eltern verzärtelt und verzogen werde, so gab ich den Rath, das Mädchen einer weisen Frau in Zucht und Lehre zu geben. Nach langem Zureden erhielt ich endlich die Einwilligung, nachdem ich versprochen, daß ich sie selbst dahin begleiten und bei ihr bleiben wolle. Es liegt aber weit von hier ein einsames Schloß, mitten in einem grünen, lustigen Tann. Die Sonne scheint dort milde, die Lüfte wehen erquicklich und es ist Leben überall umher von Vögeln, die auf allen Zweigen singen, und von Rehen, die auf dem grünen Rasen umher weiden. Der Königstochter gefiel es sehr in dieser Waldeinsamkeit, zumal da sie auch im Schlosse die Hülle und Fülle fand. Sie schweifte gern umher im Walde, nur von einem zahmen Löwen begleitet und beschützt, und sie ergötzte sich Tage lang, ruhend im Schatten und schäkernd mit den Rehen, die ihr zuliefen, aus ihrer Hand aßen und auf ihrem Schooße schliefen. So verlebte sie viele Jahre in Unschuld und Heiterkeit und sie ward, je größer an Wuchs, desto schöner an Gestalt und desto lieblicher an Sitten. Aber wie es zu geschehen pflegt: der Mensch, wenn er zu Jahren und Einsicht kommt, ist nie zufrieden mit dem, was er hat, sondern will immer mehr und zumal das, was ihm versagt und verboten ist. Es ward dem Mädchen strengstens eingeschärft von Kindheit an, kein Thier zu beleidigen, viel weniger, es zu tödten; denn es sei Gottes Kreatur und sein Weh und Blut schreie um Rache zum Himmel. Nun ereignete sich's, daß sie eines Tages das Nebengemach, das an den großen Saal stößt, heimlich aufschloß und besuchte, obgleich es ihr ausdrücklich unter-

ſagt war. Da erblickte ſie eine Statue, die heidniſche Diana vorſtellend, wie ſie den Bogen abgedrückt und ein todtes Reh von einem Pfeil getroffen, vor ihren Füßen. Sie ſchauderte anfänglich vor dieſem Anblick und ſie bekannte mir ſelbſt, was ſie geſehen. Ich warnte ſie. Konnte ich mehr thun? Neugierde aber verlockte ſie wiederum dahin; allmählich gewöhnte ſie ſich an den Anblick; zuletzt entſtand die böſe Luſt, Gleiches zu thun. Sie nahm Bogen und Pfeil und ſchoß — — denn alſo muß es doch geſchehen ſein. Ein Reh lag draußen, vom Blute triefend, am Boden, ein Schrei des Mädchens gellte durch die Halle; es war um ſie gethan. Ich eilte dahin; aber das Gemach war verſchloſſen mit diamantnen Riegeln. Im Gemach ſelbſt aber herrſchte Todtenſtille. Ich verließ das Haus des Schreckens und brachte die entſetzliche Nachricht den Eltern. Der König brach ſogleich auf mit ſeinen Dienern, um die Gefangene zu befreien. Aber indem er ſich dem Schloſſe nahete, gewahrte er zu ſeinem Schrecken unter dem äußern Thore, das zum Hofraum führte, ein greuliches Ungethüm, einem Eber ähnlich, der ſeine furchtbaren Hauer weit aus dem Rachen hervorſtreckte. Zugleich vernahm man aus dem innern Thor das Geſchwirre und Geflatter eines Drachen, deſſen giftiger Aushauch ſogar ſchon von ferne anſteckte und tödtete. Und aus den innern Hallen ſelbſt erſcholl das Gebrüll eines Löwen, als wollte man ihm ſein Junges rauben. Trotzdem ließ der König nicht ab, zu verſuchen, ob nicht ſeine Tochter befreit werden könnte. Er und die Seinigen warfen ihre Speere auf den Eber; aber ſie drangen nicht durch die ſtachlichten Borſten und fielen ab wie Schneeflocken. Er rief ſeine Leibwache herbei; er ſammelte ein Heer; er umringte das Schloß und überbaute die Mauern, um in's Innere einzudringen. Es war Alles vergebens. Tauſende verloren ihr Leben durch die Zähne des furchtbaren Ebers und den Gifthauch des noch furchtbarern Drachen. Darob entſtand denn große Unzufriedenheit unter dem Volke, die zuletzt in Aufruhr ausbrach. Und die Feinde des Reichs, als ſie vernahmen, daß die Macht des

Königs also geschwächt sei, benutzten die Gelegenheit und fielen in Schaaren in's Land, und belagerten selbst die Hauptstadt. Kein Wunder denn, daß bei so trübseligen Umständen der König in Wahnsinn verfiel und die Königin vor Gram starb. So sind die Sachen geschehen, wie ich sie euch erzählt habe, und das Unglück, das über dieß königliche Haus hereingebrochen, es steht euch hier selbst vor Augen in seiner ganzen gräßlichen Gestalt. Mögt ihr denn bedenken und erwägen, ob ihr Muth und Kraft genug habet, um das Abenteuer zu bestehen und das Mägdlein zu erlösen. Denn im Uebrigen kann ich euch die Versicherung geben, daß demjenigen, welcher das Werk vollzieht, nichts Geringeres zu Theil wird, als des Mägdleins Hand und damit das Königreich. Also hat es der König selbst versprochen."

Als die Jünglinge diese Geschichte vernommen, erwachte in ihren Gemüthern große Lust, die ritterliche That zu vollbringen, zumal da nach der bisherigen Erfahrung die Zuversicht auf die Macht ihrer gefeiten Waffen zweifellos war. Aber zugleich regte sich in den Herzen der beiden ältern Brüder der Neid und die Mißgunst; denn sie erwogen: wenn sie alle Drei zusammenwirkten zur Errettung des Mägdleins, so werde zuletzt der König die Tochter sammt dem Reiche nach Willkür demjenigen übergeben, der sich seiner Gunst besonders erfreuen würde. Nur der Jüngste dachte an nichts anderes, als an die unglückselige Königstochter, und wünschte nichts weiter, als ihre Befreiung. — Die Jünglinge beurlaubten sich, indem der Aelteste sagte, daß sie die Sache miteinander überlegen wollten. Aber als nun die Brüder rathschlagten, was zu thun wäre, sprach Kunz, der Aelteste, mit verstellter Sorgfalt: es sei bei diesem gefährlichen Abenteuer nicht rathsam, daß alle Drei zugleich ihr Leben einsetzten. Er, als der Aelteste, wolle es vorerst allein wagen; im Nothfalle könnten sie Beide ihm wohl noch zu Hülfe kommen. Heinz, der zweite Bruder, wollte zwar Einwendung machen und verlangte, daß der Vorrang durch das Loos entschieden werde, und Siegfried, der Jüngste, warnte

vor jeder Absonderung, da sie doch bisher alle ihre Thaten in Gemeinschaft ausgerichtet hätten. Aber Kunz berief sich auf das Recht der Erstgeburt, und daß ihm deßhalb die edelste Waffe vom Vater zugetheilt worden sei. So mußten denn wohl die beiden Andern nachgeben, und am folgenden Tage in aller Früh ritten sie fort und kamen nach drei Tagen auf dem Wahlplatz an. — Die Brüder stiegen ab und der älteste rannte sogleich, abgeredeter Maßen; zuerst und allein auf den Eber los und stach ihm den Speer in den offenen Rachen. Aber das Unthier kam desto mehr in Wuth; und indem der Jüngling den Speer festhielt, um ihn herauszuziehen, ward er weggeschleudert von dem Keiler und zerfleischt, ehe noch die Brüder zu Hülfe stehen konnten. Der Eber selbst verblutete bald zum Tode. Nun kam die Reihe an Heinz. Ob dem Fall des ältern Bruders bestürzt, bat Siegfried, er möchte den weitern Kampf mit ihm zugleich bestehen, oder doch seine Waffen annehmen. Aber Jener lehnte Beides ab. „Was sollte mir," sagte er, „gegen das Drachengezücht dein Helm oder dein Schild nützen? Sie würden mir nur hinderlich fallen in dem ritterlichen Kampfe!" Er zog sofort, nicht ohne viele Mühe, den Speer aus dem Rachen des getödteten Ebers, und mit dieser Waffe sammt seinem guten Schwerte versehen, zweifelte er nicht, daß er den Drachen erlegen werde. Er warf von ferne den Speer und traf; und zu gleicher Zeit rannte er mit dem Schwert auf das Ungethüm los, um es vollends zu tödten. Aber der Drache, von dem Schmerz der erhaltenen Wunde ergrimmt, sprühte den tödtlichsten Gifthauch aus, und der Jüngling sank leblos darnieder, ehe er noch den Schwertstreich thun konnte. Der Drache selbst, schwer verwundet, krümmte und ballte sich noch eine Weile, bis er endlich in seinem eigenen schwarzen Blute erstickte. — Der Verlust beider Brüder kränkte den jüngsten über die Maßen; er hätte unter andern Umständen von jedem Abenteuer abgestanden und den unglückseligen Kampfplatz verlassen; aber da schwebte ihm nun das Bild der holdseligen Königstochter vor, und es trieb ihn mächtiglich zur

That an. Er nahm daher die Waffen beider Brüder auf und trat nun wohlgerüstet in den Palast ein, die Treppe hinauf, durch die offene Thür des Saales. Hier lag der Löwe. Der Jüngling vertraute seinem Schild und dessen Schutz; er sah das Thier mit mildem, aber festem Blicke an, und siehe, der Löwe kam herbei und schmiegte sich an ihn, wie eine Dogge an ihren Herrn. Nun erinnerte sich der Jüngling erst alles dessen, was der Vater auf dem Todbette ihnen erzählt und anvertraut hatte. Es ward ihm jetzt mit einem Male klar, daß dieß dasselbe Schloß sei, aus dem der Vater die gefeiten Waffen getragen, und daß es nun an dem stehe, des höchsten Lohnes theilhaftig zu werden. Indem er sich im weiten Saale umsah, erblickte er das Gemach, wie es die Pathe der Königstochter beschrieben hatte. Der Löwe, das treue Thier, harrte an der Thür, die mit demantenen Riegeln und Schloß versehen war. Der Jüngling, seiner Waffen mächtig und ihrer Kraft bewußt, stieß sofort den Speer an das Schloß, daß es klirrend abfiel, und hieb die Riegel entzwei, daß sie wie Glas zersplitterten, und drückte den Helm an die Thür, daß ihre Flügel aufflogen, wie vom Winde getrieben. Und — o Freude! — er sah sie, an jene Statue angelehnt, den Bogen noch in der Hand haltend, mit gesenktem Haupte, in Schlummer hingegossen, eine überaus holdselige, anmuthige Gestalt. Er trat in's Gemach und kniete nieder vor der königlichen Maid, und legte die Waffen zu ihren Füßen hin, und — sie erwachte. Wer möchte nun aber die Freude beschreiben, welche die Beiden fühlten bei der wunderbaren Begegnung! Nachdem sie lange Zeit in gegenseitigem Anblicke verloren waren, bemerkten sie erst, daß die Taufpathe hinter ihnen stand. Diese legte stillschweigend ihre Hände in einander und segnete sie. Dann verließen sie sämmtlich den Saal und den Palast und ritten auf schönen Zeltern der Hauptstadt zu. Der Löwe begleitete sie, neben dem Pferde der Königstochter einherschreitend. — Noch ehe sie in der Hauptstadt und im Palast des Königs ankamen, hatte sich bereits der Ruf von der Befreiung der

Königstochter verbreitet. Allgemeiner Jubel erscholl; der König, wie durch ein Wunder genesen, eilte den Kommenden an der Spitze von Tausenden entgegen und begrüßte die Tochter. Als sie im Palaste angekommen, eilte die liebend besorgte Maid sogleich zur Königin hin, die noch in Todesschlummer versunken war, und rief: „Mutter!“ und umarmte sie. Und die Mutter erwachte und erkannte ihr Kind und empfand so große Freude, wie der, welcher aus einem schweren Traum geweckt wird von Licht und Liebe. Nach einigen Tagen wurde die Hochzeit gehalten und der getreue Löwe war auch dabei; und es wurden ihm nunmehr die Waffen zur Obhut übergeben, die er auch tapfer wahret bis auf unsere Zeit.

Der Vogel Phönix.

Ein Märchen.

Ein König von England, Alfred geheißen, lag sehr krank darnieder am Gliederweh, und weil die Aerzte nicht helfen konnten, so nahm er seine Zuflucht zu den Orakeln, die ihm nach wiederholten Anfragen zur Antwort gaben: seine Qual würde sich nicht endigen, es sei denn, daß er den Vogel Phönix eine Stunde lang habe singen hören.

Da ließ der König im ganzen Reiche ausrufen: wer den Vogel Phönix auffinden und bringen würde, der sollte eine große Belohnung erhalten. Es machten sich nun viele Ritter auf, den Vogel zu suchen, aber es war vergebens.

Des Königs ältester Sohn, Karl mit Namen, entschloß sich daher, den Vater von solcher Pein zu befreien, und ließ nicht ab mit heftigen Bitten, bis ihm derselbe abzureisen erlaubte. Mit einigen Knechten zog er von dannen und kam nach Cahors in Frankreich[1]. Hier aber ergab er sich dem Wohlleben, daß er des Vaters Schmerzen vergaß und nur seinen Gelüsten nachging.

Der andere Bruder, Wilhelm, über dessen langes Ausbleiben bekümmert, nahm nun ebenfalls vom Vater Urlaub und rüstete sich mit seinen Knechten zur Reise. Wie er aber in Cahors angekommen und den Bruder getroffen bei lustiger Gesellschaft und Lebensweise, ließ er sich leicht überreden, daß er daselbst verblieb und sich gleich jenem dem Wohlleben ergab.

[1] Cahors war das Sybaris des Mittelalters.

Nun war noch der dritte und jüngste Sohn übrig, Artus geheißen; und auch dieser entschloß sich, die Brüder aufzusuchen sammt dem Vogel Phönix. Es hielt aber schwer, ehe ihn der Vater von sich ließ. Nachdem er jedoch Urlaub erhalten, ritt er bloß mit einem Knechte fort und kam vorerst nach Cahors, wo er seine Brüder traf. Diese wollten ihn nun ebenfalls überreden, bei ihnen zu bleiben und ein lustiges Leben zu führen, aber eingedenk des Vaters und seiner Schmerzen, schalt er sie wegen ihrer Trägheit und setzte wohlgemuth seinen Weg fort, um den Vogel Phönix zu suchen.

Artus durchreiste viele Länder und Königreiche, bis er endlich in das glückselige Arabien kam. Hier verirrte er sich in einem ungeheuren Walde, wo er großen Hunger und Durst litt und Knecht und Roß elendiglich einbüßte. Doch verlor er den Muth nicht, sondern half sich, so gut er konnte, zu Fuß fort und stillte seinen Hunger nothdürftig mit wilden Kräutern und Wurzeln. So gelangte er mühsam zu einer kleinen Hütte, worin eine alte Frau sich befand, die wohl an die hundert Jahre zählen mochte. Auf ihre Fragen, wer er sei und was er wolle, antwortete er: „Ich bin ein Königssohn aus England und hoffe, wie mir kund gethan worden, in Arabien den Vogel Phönix zu finden, auf daß von dessen Gesang mein kranker Vater wieder genesen möge."

„Junger Mann," erwiederte das Weib, „Ihr habt ein verdienstliches, aber auch schweres Werk vor, und darum will ich Eurer Jugend wegen Euch freundschaftlich rathen, wie Ihr dasselbe anfangen sollt. Geht diesen Weg zur rechten Hand, so kommt Ihr bald aus dem Gehölze und sehet einen schönen Palast vor Euch liegen; da gehet hinein. Es werden Euch schöne Jungfrauen herrlich empfangen und köstlich bewirthen, und zuletzt Euch einladen, ihnen Gesellschaft zu leisten. Das Letztere aber schlagt ihnen freundlich ab, bis Eure Sache vollbracht ist und Ihr wieder des Weges zurückkommt. Wenn Ihr nun die Nacht über allda geblieben, und Ihr darauf die Reise fortsetzen wollt, so werden sie Euch eins ihrer schönsten

und beſten Pferde in ihrem Marſtall anbieten. Anſtatt des Pferdes aber nehmt einen Eſel, der hinter der Thüre ſteht, ob ſie es ſchon nicht zugeben wollen; dieſer Eſel wird Euch unterwegs die beſten Rathſchläge geben, auf welche Weiſe Ihr zu dem Vogel gelangen könnt."

Artus dankte der Alten auf das Verbindlichſte und machte ſich auf den Weg, den jene bezeichnet hatte. Bald kam er aus dem Walde, und ſah den Palaſt vor ſich liegen, über deſſen Schönheit er ſich nicht genug verwundern konnte. An der Thür' ſtand eine große Anzahl der ſchönſten Jungfrauen, wie Prinzeſſinnen gekleidet und geſchmückt, die ihn mit vielen Bitten in den Palaſt nöthigten. Zwei der vornehmſten nahmen ihn in ihre Mitte und geleiteten ihn, unter lieblichen Reden, durch eine Reihe der ſchönſten Säle, bis ſie in einen kamen, der an Glanz und Pracht alle andern übertraf. Hier ſtand eine mit allerhand köſtlichen Speiſen und Getränken wohlbeſetzte Tafel, an die man ſich nun ſetzte. Nach der Mahlzeit ſangen und ſpielten die Jungfrauen mit ſolcher Anmuth, daß auch der betrübteſte Menſch hätte froh werden müſſen. Da endlich die Müdigkeit des Prinzen bemerkbar wurde, führte ihn die Vornehmſte in die Schlafkammer und wünſchte ihm die Nacht hindurch Geſellſchaft zu leiſten. Der Prinz aber verbat es ſich mit den Worten: „Schöne Jungfrau! ich bin mit einem Eide verbunden, kein Minneſpiel zu üben, bis ich den Vogel Phönix erlangt habe." Hieran ließ ſie ſich begnügen und wünſchte ihm gute Nacht.

Mit dem früheſten Morgen ſtand Artus von ſeinem Lager auf. Die Jungfrauen empfingen ihn im Speiſeſaal und luden ihn zu einem Imbiß ein. Er aber, aus Beſorgniß, daß ſie ihn noch länger hinhalten möchten, lehnte Speiſe und Trank ab und drang auf eilige Abreiſe. Sie führten ihn nun in den Stall und baten ihn, ſich unter der großen Anzahl ſchöner Pferde das ſchönſte auszuſuchen. Wie er ſich umſah, wurde er hinter der Thür den Eſel gewahr und griff nach dieſem, obgleich die Jungfrauen nicht zugeben wollten, daß ein ſo

tapferer Prinz das unansehnliche Thier besteige. Dann, nachdem er ihnen nochmals für gute Herberge gedankt, ritt er fort.

Kaum war er eine Weile geritten, so fing der Esel folgendermaßen zu sprechen an: „O Prinz! Ihr habt ein schweres Stück Arbeit vorgenommen, um den Vogel Phönix gefangen nach England zu bringen; ich will Euch aber den besten Rath geben, wie Ihr dazu gelangen könnt: Einige Meilen von hier liegen drei Schlösser; das erste wird bewacht von zwölf Riesen, das andere von zwölf Tigern und das dritte von zwölf Löwen. In dem letztern Schlosse befindet sich der Vogel Phönix, welcher alle Tage eine Stunde, von elf bis zwölf Uhr, so wunderbar schön singt, daß alle Riesen, Tiger und Löwen fest einschlafen und man über ihre Körper ohne Gefahr hinwegschreiten kann. Ich will Euch um elf Uhr an die Brücke bringen, welche zum Schlosse führt, aber Ihr müßt in einer Stunde wieder herauskommen und mit dem Vogel, weil er noch singt, bei mir eintreffen, oder Ihr habt Leib und Leben verloren."

Während dem brachte ihn der Esel an die Brücke, eben als der Vogel so überaus lieblich zu singen anfing, daß es keine menschliche Zunge auszusprechen vermöchte, und ermahnte ihn nochmals, das Gesagte wohl zu beherzigen. Artus versprach es und schritt muthig über die Brücke, über die Riesen, Tiger und Löwen in den Schlössern hinweg, bis er den Saal betrat, wo der Phönix in einem goldenen Käfig saß und sang. Da der Prinz heftig von Hunger und Durst geplagt wurde, suchte er erst nach etwas Labsal umher und fand glücklicherweise auf einem Tische von Elfenbein ein Brod, davon er sich ein Stück abschnitt und aß; das Brod aber blieb immer von gleicher Größe, je mehr er auch abschnitt. Auf einem andern Tische von Gold stand eine Flasche des edelsten Weines; daraus that er einen guten Trunk, ohne daß der Wein abnahm. Beides steckte er zu sich als Dinge, die auf der Rückreise höchst nöthig sein könnten. Ferner fand er ein Schwert, dabei folgende Schrift stand: „Wer dieses Schwert gegen seine Feinde gebraucht, der siegt allezeit" — und er gürtete dasselbe um.

Im Hintergrunde endlich erblickte er eine Prinzessin, die auf einem prächtigen Ruhebette schlummernd lag und ihn durch ihre Schönheit dergestalt entzückte, daß er sie umarmte. Darauf nahm er den Vogel, der noch sang, und ging durch die drei Schlösser zurück. Kaum als er über die Brücke geschritten und zum Esel wieder gekommen war, hörte der Vogel auf zu singen. Er aber ritt davon.

Nach einer langen Reise kam er in das Königreich Marokko, als eben eine große Hungersnoth daselbst herrschte; und er pries dem Könige die wunderbaren Kräfte seines Brodes an. Der König machte mit seinen Räthen eine Probe, und bot dem Prinzen seine Tochter und das halbe Königreich dafür an. Artus wollte das Brod nicht verkaufen, sondern lieh ihm dasselbe auf ein Jahr, unter der Bedingung, daß er solches nach Verfluß dieser Zeit nach London in seines Vaters Palast bringen sollte. — Artus reiste ab und kam in das Königreich der Morgenlande. Hier fand er große Dürre, so daß der Wein sogar in den Reben vertrocknete; er überließ daher seine Flasche dem Könige, der ihm dieselben Anerbietungen dafür machte wie der vorige, und sich zu gleichen Bedingungen verstand. — Endlich kam er nach vielen Tagreisen in Frankreich an, in Paris, das von Feinden hart belagert wurde, weil der König vieles Volk verloren hatte und nicht mehr im offenen Felde Krieg führen konnte. Er überließ ihm das Schwert, wie er das Brod und den Wein den Andern überlassen hatte.

Als er wieder Gabors erreicht hatte und nun nach England zu segeln hoffte, fand er seine Brüder noch in dem vorigen wollüstigen Leben und machte ihnen deßhalb harte Vorwürfe. Sie spotteten anfangs ihn mit dem Vogel Phönix aus, befürchteten aber gleichwohl ihres Vaters Zorn und zogen die Schwerter, um ihn zu tödten und den Vogel selbst dem Vater zu bringen. Nur auf das Versprechen, daß er nie wieder nach England kommen wolle, ließen sie ihn leben und mit dem Esel fortziehen.

Der König war über ihre und des Vogels Ankunft sehr

erfreut und empfing ſie auf die zärtlichſte Weiſe. Man brachte alsbald den Vogel zum Könige; allein er wollte nicht ſingen, und Jedermann verwunderte ſich darüber, ohne die Urſache ergründen zu können. — Artus aber hatte inzwiſchen einen andern Weg genommen und kam erſt wieder nach vielen beſchwerlichen Reiſen in England an. Hier vermiethete er ſich, um unerkannt zu bleiben, bei ſeines Vaters Stallmeiſter, verhoffend, daß ſich das Blatt einmal wenden werde.

Inzwiſchen war die Prinzeſſin im Schloſſe der Löwen, welche Artus umarmt hatte, von einem ſchönen Sohne geneſen. Um nun deſſen Vater aufzuſuchen, den ihr das Orakel angezeigt, begab ſie ſich mit den zwölf Rieſen auf den Weg, und kam zu dem Könige von Marokko, der mit zweitauſend Mann ſchon bereit ſtand, ſeine Zuſage zu erfüllen und dem Prinzen das Brod nach England zu bringen. Die Prinzeſſin ſchloß ſich mit Bewilligung des Königs dem Zuge an. Deßgleichen bewog ſie den König der Morgenlande, um die Weinflaſche, und den König von Frankreich, um das ſiegreiche Schwert zu überbringen, jeden zu einem Beizug von zweitauſend Mann. Dieſes vereinigte Heer kam glücklich nach England und ſchlug vor der Stadt London, unter dem Getöne der Trommeln, Trompeten und Pfeifen, ſein Lager auf. Die Prinzeſſin ließ ihr Zelt beim Eingang des Lagers ſchlagen und ſetzte ſich daſelbſt auf einen goldenen Thron, deſſen Stufen ſogar von lauterem Golde waren; darüber ließ ſie zwei große Zelten breiten, das zur Rechten von klarem Golde gewirkt, das zur Linken von rothem Scharlach. Hierauf ſandte ſie die zwölf Rieſen in die Stadt zu dem Könige und ließ ihm andeuten: er ſollte ſeinen Sohn, der den Vogel Phönix nach England gebracht, zu der Prinzeſſin vom glücklichen Arabien ſenden, die ſeiner draußen im Zelte harre. Der König ließ ihr wieder entbieten, daß derſelbe bald bei ihr ſein ſollte.

Karl, der Aelteſte, dem bei dieſer Sache nicht wohl zu Muthe war, zog des andern Tags auf des Vaters Befehl zur Prinzeſſin hin. Sie ſaß auf dem Thron und hatte ihr Söhnlein

auf dem Schooße. Da nun der Knabe den Prinzen kommen ſah, fragte er die Mutter, ob dieſer ſein Vater ſei. „Nein," antwortete ſie, „das iſt nicht dein Vater; denn dieſer würde ſich ebenſowenig ſcheuen, über das goldene Laken zu gehen, als damals, da er zu meinem Lager heranſchritt, um mich zu umarmen." Karl nahte ſich und grüßte ſie. Sie fragte ihn: ob er den Vogel nach England gebracht und wie er dazu gekommen ſei? Er bejahte es und log ihr von großen dabei beſtandenen Abenteuern vor. „O ſchelmiſcher Lügner!" rief ſie entrüſtet, „hebe dich weg aus meinem Geſichte, und laß deinen Bruder kommen, ehe ich dich für deine Falſchheit beſtrafe." Karl kam beſchämt nach Hauſe und erzählte, was ihm widerfahren ſei.

Des andern Tags mußte Wilhelm zur Prinzeſſin gehen, dem es nicht beſſer als ſeinem Bruder erging; ſie ſchickte ihn mit derben Schelt- und Drohworten fort und befahl, dem Vater zu ſagen: wofern er nicht innerhalb drei Tagen den Sohn, der den Vogel Phönix hergebracht, ſchaffen würde, wollte ſie ſein ganzes Land verheeren. Der beſchämte Prinz ging traurig wieder zu ſeinem Vater, und er erzählte nicht nur das, was mit der Prinzeſſin vorgefallen, ſondern geſtand auch, wie ſie mit dem jüngſten Bruder verfahren wären. Der König ließ beide Söhne in Verwahr ſetzen und durch die Stadt ausrufen: daß derjenige, welcher ſeinen jüngſten Sohn brächte oder deſſen Aufenthalt entdeckte, eine große Belohnung bekommen ſollte.

Artus merkte die Veränderung ſeines Schickſales und entdeckte ſich dem Könige in ſeiner ſchlechten Kleidung. Die Freude des Vaters war grenzenlos, zumal da der Vogel wegen des Artus Gegenwart ſo ſchön zu ſingen anfing, daß ſich Hof und Stadt darüber verwunderten, und der König alſogleich vom Gliederweh vollkommen genas.

Den folgenden Tag wurde Artus noch weit herrlicher und koſtbarer wie ſeine Brüder gekleidet und zur Prinzeſſin geſandt. Er aber trat freimüthig über das goldene Laken. Der

kleine Knabe fragte wieder, ob dieſer Prinz ſein Vater ſei. „Das iſt er gewiß," ſagte die Prinzeſſin; und mit einem Blicke, in dem Scham und Freude lag, redete ſie den Prinzen an: „Seid Ihr der Held, welcher den Vogel Phönix aus dem Schloſſe der Löwen geholt und nach England gebracht hat? und erzählt mir, wie Ihr ihn bekommen habt?" „Ja, durchlauchtigſte Prinzeſſin!" erwiederte er und erzählte ihr vom Anfange ſeiner Reiſe an bis dahin, wo er eine Jungfrau ſchlummernd gefunden und ſie, von ihrer Anmuth bezaubert, umarmt habe; er wiſſe aber nicht, wer ſie geweſen ſei." „So wiſſet denn," ſagte die Prinzeſſin, „daß ich es war, die Ihr als Eure Braut umarmt habt, und nun ſollt Ihr auch mein Gemahl ſein." Darauf umfingen ſie einander unter den feurigſten Küſſen und begaben ſich in den königlichen Palaſt, wo ſie von dem König und den Bürgern auf das Feierlichſte empfangen wurden. Die drei fremden Könige folgten ihnen nach und überlieferten dem Prinzen das Brod, die Flaſche und das Schwert mit großer Ehrerbietung.

Einige Tage hernach wurden des Königs älteſte Söhne wegen der an ihrem Bruder begangenen Untreue zu ewigem Gefängniß verdammt. Artus aber iſt mit der Prinzeſſin vom glücklichen Arabien vermählt worden; und nachdem die Hochzeit vorübergegangen, iſt ein jeder König wieder nach ſeinem Reiche heimgezogen.

Mutter Reh.

Eine Thierfabel.

Mutter Reh hatte vier Kinder, zwei Böcklein und zwei Geislein, die sie alle zärtlich liebte und gleich sorgfältig erzog.

Es wohnte aber Mutter Reh auf einem Vorberg, mitten im Gebirge. Es wechselten da schattige Wälder mit grünenden Wiesen ab, und Bächlein rieselten herunter, deren Gewässer sich da und dort in Becken sammelten und dann weiter zur Ebene hinabstürzten. Unten im Thale weideten zahlreiche Viehheerden auf grasreichen Matten, und oben auf den höhern Bergen lebten Gevatter Steinbock und Base Gemse, die man von Zeit zu Zeit zwischen Klippen umherklettern und von Zacke zu Zacke springen sah.

Mutter Reh, die ihr Revier gar wohl kannte und alle Gelegenheiten wußte, führte ihre Kinder selbst überall umher und ging ihnen nicht von der Seite. Sie suchte für dieselben die bequemsten Stellen aus, wo sie bei Tag unter Schatten ruhen und bei Nacht in Sicherheit schlafen konnten. Sie zeigte ihnen die besten Weideplätze und die gesundesten Quellen, um ihren Hunger und Durst zu stillen. Sie wies ihnen alle Wege und Stege, damit sie nicht verirren oder doch wieder nach Hause finden könnten.

Nachdem Böcklein und Geislein größer geworden, sagte Mutter Reh eines Tags zu ihnen: „Ihr könnt nicht immer bei mir bleiben und darum mögt ihr nun ohne mich in der Gegend umherschweifen, Nahrung suchen und Unterhalt finden. Nehmt aber folgende Lehren mit euch, damit euch nichts Böses widerfahre: Erstlich, bleibt in dem Gelände, das uns angewiesen ist von der Natur. Zweitens, machet keine Freundschaft, als mit Gutesgleichen. Drittens und letztens, laßt mich Alles wissen, was ihr erfahret und vernehmet; denn eine

Mutter weiß doch wohl zunächst, was ihren Kindern frommen oder schaden mag, und sie meint es auch am besten mit ihnen."

Die beiden Rehböcklein waren sogleich des andern Tags über alle Hecken und Stauden hinweg, und rannten bergauf, bergab, Wiesen und Wälder hin und her, und trieben's gar lustig bis in die Nacht hinein. Deßgleichen that das ältere Geislein; es entfernte sich aber doch nicht zu weit von der Mutter, und suchte sie unter Tags oft auf und kam Abends zu ihr zurück und schlief mit ihr unter Einem Busch. Aber das jüngere Geislein, welches Mimili hieß, wollte sich von der Mutter gar nicht entfernen, sondern folgte ihr auf der Ferse nach, wohin sie ging; und die Mutter duldete es auch und schalt es nicht, denn es war der Nestquack und ihr Liebling.

Als die Kinder wieder zur Mutter gekommen, hatten sie ihr Vieles zu erzählen, was ihnen begegnet sei; und die Mutter nahm Veranlassung, dem und jenem gute Lehren zu geben, wie es sich wohl fügte. Böcklein, das ältere, das ein hoher Muth weithin verleitet hatte, erzählte: „Hoch oben am Vorgebirg habe ich einen Edelhirsch getroffen, der mit seinen Kindern auf einem umbuschten Grasplatz weidete. Ich gesellte mich sogleich zu den Hirschlein, und wollte mit ihnen spielen und bocken. Aber da kam plötzlich der alte Hirsch, der böse, herbeigerannt und er hätte mich gewiß mit seinen Geweihen gespießt, wenn ich mich nicht noch zu rechter Zeit in's Gebüsch geflüchtet hätte, wo er mich nicht erreichen konnte." „So geht's," sagte die Mutter, „wenn man sich zu Höhern und Mächtigern gesellen will. Halte du dich fein künftighin zu Deinesgleichen, wie ich schon gesagt habe."

Hierauf nahm das ältere Geislein das Wort und erzählte: „Dort unten, gegen das Thal zu, habe ich den Fuchs und den Hasen angetroffen. Der Fuchs ist ein feindseliges Ding, und nachdem er mich mit seinen falschen Augen angesehen, wollte er sich fort und verkroch sich in sein Loch. Der Hase aber that freundlich gegen mich und machte allerliebste Männchen. Nachdem ich lange Zeit mit ihm gespielt, spitzte er aber auf

einmal die Ohren und lief davon, den Berg hinauf. Es war gut, daß ich ihm nicht nach konnte; denn alsobald kam der Hund, den er wohl aus weiter Ferne gehört haben mochte; und dieser verfolgte ihn so lange, bis er ihn fing und tödtete. „Ich aber lief sogleich zu dir zurück und entkam so glücklich der Gefahr." Die Mutter sagte: „Der Hase ist keine Gesellschaft für dich; er hat lange Ohren und kurze Füße und kein Herz im Leib. Halte du dich fortan nicht zu den Niedern, sondern zu Deinesgleichen."

Das jüngere Rehböcklein aber wußte nichts zu erzählen, als daß es den ganzen lieben Tag herumgerannt, gegessen und getrunken, und sich wohl habe sein lassen. Rimili aber, als sie die Erzählungen der beiden Geschwister vernommen, dachte sich: „Bei der Mutter ist's doch sicherer und besser zu sein, und ich lasse nicht von ihr."

Die folgenden Tage kamen die ältern Kinder nur selten mehr heim, und zuletzt blieben sie gar aus. Hört, wie es ihnen ergangen ist. Das ältere Rehböcklein verstieg sich immer mehr zu den höhern Bergen hinauf, daran es seine Lust hatte. Und eines Tages kam es so hoch, daß es den Gevatter Steinbock und die Base Gemse von Angesicht sehen und mit ihnen Gespräch halten konnte. Diese luden es ein, vollends zu ihnen heraufzukommen; es sei da oben überaus schön, und die Kräuter seien viel gewürzhafter, als drunten. Das Rehböcklein ließ sich beschwatzen — hätte es doch der Mutter gefolgt! und es stieg von Felsen zu Felsen, und gelangte endlich droben an, wo es sich wohl gefiel bei Gemse und Steinbock. Nun aber war gerade an jenem Tage der Jäger ausgegangen, um auf den hohen Bergen zu jagen. Wie nun Gemse und Steinbock ihren Feind sahen, flohen sie sogleich und sprangen von Klippe zu Klippe, als wenn sie flögen. Das Rehböcklein wollte ihnen nach, aber es stürzte in die weite, tiefe Schlucht und ward jämmerlich zerschmettert. Das war die Folge seines Ungehorsams.

Während der Zeit hielt sich, trotz der Warnung der Mutter, das ältere Geißlein gern auf den niedern Abhängen auf; denn es fand da mehr Kräuter und reichlicher Wasser, und es dünkte

ihm, so bequemer leben zu können. Und eines Tags kam es mitten unter eine Heerde von zahmen Geisen, die am Abhang eines Hügels weideten. Es wurde gut aufgenommen und eingeladen, unter ihnen zu verweilen. Reh dachte sich: das sind meine Schwestern, und es ist gut bei ihnen zu wohnen. Indem entdeckte es aber der Hirte, und ehe es sich's versah, fing er das Waislein an einem Stricke, führte es Abends nach Hause und sperrte es in einen Zwinger ein, um das Thierlein da aufzufüttern, bis er es schlachten könnte. Ach, wie sah das arme Ding da oft nach den Bergen empor, und sehnte sich nach der alten Freiheit, und dachte in Wehmuth an die Mutter! Aber es war zu spät. Warum hat es nicht gefolgt? Zuletzt starb es aus Gram.

Mutter Reh hat sich's wohl gedacht, daß es mit den Beiden so kommen werde; aber sie hat's eben nicht verhindern können. Desto lieber ward ihr von Tag zu Tag Mimili, der Nestquack, und Mimili that auch Alles, was ihr lieb war, und was es ihr an den Augen absehen konnte. Freilich hätte die Mutter gewünscht, daß das Töchterlein sich auch weiter umsehen und versorgen möchte; aber es war von schwächlicher Natur, und so mußte sie es wohl dulden, daß Mimili bei ihr blieb und sie bei Mimili. Das ist ihr zuletzt übel bekommen. Was thut denn Mutterliebe nicht? Der Jäger mit seinem Hunde strich durch Busch und Wald. Mutter Reh hätte den Nachstellern leicht entfliehen können; aber sie wollte Mimili nicht im Stiche lassen, die ihr nicht nachfolgen konnte. Da holte der Hund das Rehlein ein und knickte ihm den Hals, daß es sogleich starb; und Mutter Reh, der jetzt die Kräfte schwanden, wurde von des Jägers Geschoß getroffen, daß sie auch todt hinfiel. Das war ein trauriges Ende.

Wollt ihr nun auch erfahren, wie es dem jüngern Rehböcklein ergangen sei? Das blieb der Lehre seiner Mutter getreu, und hielt sich in dem rechten Gelände auf, und gesellte sich nur zu Seinesgleichen; und fern von seiner Mutter Heimath fand es ein Geislein, das es lieb gewann, und sie wurden Mann und Weib, und so ist das Geschlecht der Rehe nicht ausgestorben.

Berichtigungen.

S. 5 Z. 16 v. u. tilge mal.

S. 156 Z. 1 v. o. lies: Herrin statt Herren.

S. 160 Z. 3 v. o. lies: Versprechungen statt Versprechen.